Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

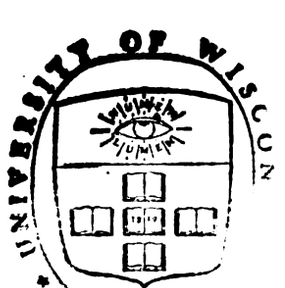
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

1238.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Dreiunddreißigster Band.

(Nr. 1—26.)

LIBLIOTHECA
ROTHERT SCHNEIDER

Berlin 1888.

Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

123353
OCT 17 1908
AP
G2995
33

Register.

Dreiunddreißigster Band.

	Seite
Achelis, Th., Die psychologische Bedeutung der Ethnologie	171
Agricola, Die Frage eines deutsch-russischen Handelsvertrages	177
Alsberg, Moritz, Tropenbesiedelung und Akklimatisation	371
Asmussen, G., Die Rechte der Dänen auf Schleswig	289
B. D., Aus der englischen Frauenbewegung	248
Bauer, Erwin, Friedrich Spielhagen's neuer Roman	342
— „Herzog Ernst". Schauspiel von Emil Wolf	175
Bendt, Franz, Goethe als Meteorologe	134
— Die Fortschritte in der Elektrotechnik während des Jahres 1887	324
Berger, Wilhelm, Daudet's Pariser Erinnerungen	297
Bernheim, Hugo, Der Selbstmord in der Armee	147. 164
— Mackenziana	263
— Mackenzie, seine Diagnose und seine Heilresultate	401
Björnson als Sittlichkeitsapostel	100
Björnson, Björnstjerne, Ein Vater	382
Blechner, Heinrich, Oesterreichische Executionsordnung	244
Blind, Karl, Englands Lage und Zukunft	81
— England und der Dreibund	353
Bolin, Wilhelm, Neue Novellen	105
Bölsche, Wilhelm, Ein Lied der Menschheit	232
Breitenbach, W., Die Aufhebung der Sclaverei in Brasilien	355
Breitinger, Heinrich, Die Quellen zu einem Leben der Frau von Staël	70
Buchwald, Otto, Die Erziehung zum Naturgenuß	356
Bulle, Oskar, „Die Maus". Schwank von Otto Girndt	13
— „Die Verkannten". Lustspiel von Adolph L'Arronge	47
— Hamerling's neuestes Epos	56
— „Die berühmte Frau". Lustspiel von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg	94
— „Die Weisheit Salomo's". Schauspiel von Paul Heyse	127
Caccianiga, Antonio, Der Onkel Minister	333. 349
Carriere, M., Eduard von Hartmann's Aesthetik	54
— Neue Poetiken	340
Conrad, Hermann, Ein deutsches Werk über Carlyle	103
Δ, Graf Taaffe und die deutschliberale Partei	178
Dale, J. S. of, Des Hauptmanns Liebesbrief	125
Dincklage, E. von, Die Unschuldige	219. 236
Duboc, Julius, Demokratie und Aesthetik	68
— Sein Geheimniß	187
— Zu Hutten's Gedächtniß	261
Düntzer, H., Der Fund der ältesten Faustscenen	166
— Namensspielerei in der neuesten „Goethephilologie"	358
Ehrlich, Heinrich, Opern und Concerte	14. 109. 254. 319
— Musikalische Trauerfeier für den verewigten Kaiser Wilhelm	189
— Wagner's „Rheingold" im K. Opernhause	287
Eichler, Anton, Die Memoiren der Adelaide Ristori	123
— Eine neue Hypothese über die Venus von Milo	282
Eicken, H. v., Die philosophische Abstraction in unserer Literatur	276
Faber, J., Eine Mutter	107
Fischer, Arnold, Ein neuer Wirkungskreis für die sociale Reform	307
Fleischmann, Adolf, Das neue Genossenschaftsgesetz, insbesondere die Haftpflicht	305
Folke, Arnold, Die nationale Strömung in der deutschen Literatur	293
Gebhardt, Bruno, Eine Scharnhorst-Biographie	74
— Zur Reformationsgeschichte	138
— Die Sage von Bazaine's Verrath	215
Gebhardt, Bruno, Aus Kaiser Wilhelm's Lehr- und Wanderjahren	360
Geiger, Ludwig, Zwei neue französische Romane	86
Goldbaum, Wilhelm, Ada Christen	39
— Junge Literatur	389. 409
Gopčević, Spiridion, Vom Balkan	145
Greif, Martin, Der umwölkte Stern	100
Groß, F., Eine neue Dichtung von Sully Prudhomme	217
Hann, P., Brennende Liebe	397
Hartmann, Eduard von, Rußland in Europa	1. 24. 36
— Zu Arthur Schopenhauer's Geburtstag	118
— Zur Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit	326
Hellwald, Friedrich von, Neue indische Forschungen	197
Hochberg, Karl, Wagner und Liszt	149
Hoffmann, C., Zur Reform der deutschen Hochschule	185
Honthumb, C. A., Ignatius Donnelly und seine Shakespeare-Chiffre	379
Jentsch, Karl, Die Entwickelung des Naturgefühls	153
— Zur Geschichtsphilosophie	393
Jessen, Peter, Altes und Neues im heutigen Ornament	377
Der internationale Schutz der Literatur und Kunst	391
Kaiser Friedrich †	385
Kaiser Wilhelm †	161
Kalle, Fritz, Die Alters- und Invalidenversicherung und der Volkswirthschaftsrath	17
— Zur Frage der Weingesetzgebung	241
Kielland, Alexander, Ein gutes Gewissen	173
Kirchhoff-Halle, Alfred, Paul Güßfeldt's Reise in den Andes	7
— Für das Volapük	44
Kohut, Adolph, Aus der Autographenmappe des Letzten vom „Jungen Deutschland"	26
— Erinnerungen an Gustav Kühne	280
— Andersen als Briefschreiber	136
Kriebitzsch, J., Geflügelte Worte in fünfzehnter Auflage	348
Kulemann, W., Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen	33
Lemmermayer, Fritz, Ungedrucktes aus Friedrich Hebbel's Briefwechsel	313
Leo, Karl J., Friedrich Vischer's Nachlaß	200
Lütgenau, F., Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft	8
Malkowsky, Georg, Aus den Kunstausstellungen	15. 62. 93. 142 221. 238. 285. 319. 399. 414
— Die Besessenen von F. M. Dostojewski	42
— „Die Wildente". Schauspiel von Henrik Ibsen	158
— Kaiser Wilhelm und die Kunst	213
— Das Kaiserdenkmal	250
— Einacterabend des Schauspielhauses im Wallnertheater	366
— Das Lutherfestspiel in Berlin	382
— Der Hahnrei. Roman von F. Dostojewski	407
Marholm, L., Ein Dichter des Weiberhasses. (August Strindberg.)	4
— Ein russischer Satiriker. (N. Schtschedrin.)	230
— Dänische Maler	345
Marsop, Paul, Othello, ein Musikdrama	180
— Die Pariser und die Wiener Operette	245. 267
Meyer, Moritz, Rußlands Budget pro 1888	129
Meyer-Jena, G., Der Thronwechsel und die Eingangsformel der Gesetze	209
Mittenzwey, L., Die Gründung eines „Internationalen Erziehungsrathes	386

Digitized by Google

Seite

Muyden, Gustav van, Unsere Druckpapiere 85
— Fortschritte der Schiffsdampfmaschine 339
Noelting, B., Zwei Nächte 269. 283
— Friedrich Rückert. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage . . 310
Olzem, Fritz, Zur Geheimmittelfrage 48. 67
— Regentschaft und Stellvertretung nach deutschem und preußischem Staatsrechte 225
— Das preußische Abgeordnetenhaus in der letzten Legislaturperiode 369
Passow, A., Vom organischen Wachsthum der Lebewelt . . . 363
Paulsen, John, Passée 315
Philippson, L., Die geschichtliche Stellung der heutigen Medicin 388
Pontoppidan, H., Der Sensenmann 90
Politicus, Die Nothwendigkeit der Begründung einer nationalen Verfassungspartei 257
Poske, Fritz, Heinrich von Stein 375
Rée, Paul Johannes, Was ist Kunstkritik? 309. 328
Riegel, Hermann, Paris 412
Roderich, Albert, Die glückliche Ehe 140. 155
— Auf Leibrente 364
Schellhas, P., Die Unpopularität unseres Rechtes 195
Schenck, Ernst, Der naturwissenschaftliche Unterricht in unseren Gymnasien 275
Schlaeger, E., Zur Aufhebung des Eideszwanges in England . 291
Schönthan, Paul von, Die Flasche Sect 302
Schott, J., Zur russischen Grenzbesetzung 193
Silberschlag, C., Der Staat und die Kirche 273
Stabsoffizier, Zur Gewehrfrage 51
Sterne, Carus, Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften . 211. 227
Telmann, Konrad, Auf Posten 203
Thaler, Karl von, Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien 202. 234. 300
V. R., Die Basis der Nationalitätsidee 321
Verga, Giovanni, Das Testament 251
Vogel, Alexander, Der polnische Faust 404
Walcker, Karl, Die Socialistenfrage im Reichstage 65
— Die Aufhebung des Identitätsnachweises 162
— Die französischen Verfassungswirren 337
— Die Warrantfrage 402
Walther, G., Zur neueren deutschen Geschichtsschreibung . . . 28
Die Warnung an Rußland 97
Wichert, Ernst, Galeotto in Deutschland . . . 11. 29. 45. 60. 77
Wiener, X., Vom Burgtheater und Volkstheater 331
Winter, Georg, Zur deutschen Culturgeschichte 88
— Ein englisches Urtheil über deutsche Geschichtsschreibung . . . 183
Witte-Bonn, J., Die Einrichtung pädagogischer Professuren . 83. 98
Zolling, Theophil, „Francillon". Schauspiel von Alexander Dumas Sohn 12
— Helene Böhlau Al-Raschid Bey 59
— Neue Talente 121
— Neue Possen 159
— Von bewährten Erzählern. (Günther von Freiberg. Karl Frenzel. Conrad Ferdinand Meyer.) 169
— „Seine Hoheit". Lustspiel von Theodor Herzl 190
— Zwei französische Possen 207
— Ein spanisches und ein deutsches Lustspiel 222
— Allerlei Einacter 271
— „Griechisches Feuer". Lustspiel von Oscar Justinus 286
— Die „Münchener" 303
*** Graf Taaffe 113. 130

Notizen.

L'Allemagne actuelle 110. Arlt, Meine Erlebnisse 15. Bauernfeld, Novellenkranz 191. Bauval, Sanctionirte Lügen 255. Beaunes, Impressions de Campagne 79. Bertrand, Dante's Göttliche Komödie 335. ten Brink, Zola und seine Werke 79. Bölsche, H.-Heine 223. Boy-Ed, Ich 239. Brentano, New fairy Tales 31. Buchner, Kamerun 110. Bulle, C., Geschichte der neuesten Zeit 95. Bulthaupt, Dramaturgie der Oper 255. Chiavacci, Wiener vom Grund 63. Ciampoli, Diana. — Trecce nere 415. Conrad, Thackeray 95. Desplas, Dans la Tourmente 191. Detmold, Das schwierige Problem 335. Durand-Ebeling, Napoleon und Marie Luise 111. Eilers, Van Dyck's Bildniß einer lächelnden Dame 239. Elster, Heine's Buch der Lieder 255. Epp, Vom Dorf und aus der Stadt 111. Flürscheim, Einziger Rettungsweg 79. Froitzheim, Lenz. Goethe und Cleophe Fibich 78. Fuchs, Görbersdorfer Novellen 111. Gensichen, Immortellen 79. v. Gottschall, Merlin's Wanderungen 191. Gregorovius, Kleine Schriften 223. Greif, Heinrich der Löwe 143. Groll, Freunde 191. Grosse, Episoden und Epiloge 191. Haberland, Altindischer Geist 63. Hanslick, Musikalisches Skizzenbuch 415. Häbler, Lieder der Huldigung 78. von Heigel, Ernste und heitere Erzählungen 79. von Henneberg. Innere Colonisation 143. Heuser's medicinischer Verlag 335. Heyse-Laistner, Novellenschatz 63. Höhlbaum, Das Buch Weinsberg 383. Karpeles, Heine und seine Zeitgenossen 207. —, Heine's Autobiographie 351. Keller, Reisebilder aus Ostafrika 31. v. Klinckowström, Die Leutringens 111. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 223. Kraus, Heyse's Novellen und Romane 239. Kretzschmar, Führer durch den Concertsaal 351. Langguth, Goethe als Pädagog 222. Lingg, F., Erdprofil 95. Lingg, H., Bregenzer Klause 63. Litten, Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio 78. Lutz' Sternbanner-Serie 351. Macaulay, Altrömische Heldenlieder 95. Melnec, Gouvernante 351. Mennell, Königsphantasien 238. v. d. Mühle, Roßtrappe 63. Müller, Griechische Reisen 111. Muncker, Klopstock 239. Musikzeitung 287. Neumann-Spallart, Uebersichten der Weltwirthschaft 111. Nielsen, Norwegen, Schweden und Dänemark 111. von Oberkamp, Wogen der Sündfluth 335. Oehmke, Arnold der Mönch 351. Pasqué, Musikanten-Geschichten 143. Pechuel-Loesche, Kongoland 79. Pfau, Kunst und Kritik 287. v. Preuschen, Regina vitae 415. Pröll, Sturmvögel 63. Presto-Prestissimo, Reise in 288 Stunden 79. Quincey, Bekenntnisse eines Opiumessers 415. Raabe, Im alten Eisen 191. Ramann, Liszt 239. v. Redwitz, Hymen 233. Reichsrathsmitglied, Oesterreichs Gegenwart und Zukunft 143. Rimpler, Domänenpolitik und Grundeigenthumsvertheilung, vornehmlich in Preußen 415. v. Roberts, Um den Namen 255. Rudow, Rumänische Volkslieder 63. v. Saar, Gedichte 222. Salvisberg, Kunsthistorische Studien 238. v. Schack, Gedichte 191. Schlögl, Wien 351. Schmidt, Bubenrichter von Mittenwald 239. Schopenhauer-Schriften 223. Schwarzkopf, Sittenbild 239. Socin, Schriftsprache und Dialect 239. Spamer, Kaiser Wilhelm-Schriften 207. Stöpel, Schutz oder Freihandel 191. Storm, Bei kleinen Leuten 79. Streckfuß, Das einsame Haus 415. Taylor, Lars 191. Vallady, France et Allemagne 143. Vierordt, Akanthusblätter 383. Villamaria, Verschollene Mär 15. Wagner, Fauststudien 110. Wandel der Zeiten 223. Westkirch, Rauch 383. Willich-Radecke, Des Kronprinzen Lieblingslied 95. Wilser, Ariovist 111. Der Wucher auf dem Lande 143. Ziel, Literarische Reliefs 191. v. Zobeltitz, Nessusgewand 95.

Offene Briefe und Antworten.

Ein amerikanisches Urtheil über Stinde's Familie Buchholz 190. Noch einmal Mackenziana 303. 367. Verlöthung von Metallen mittelst Elektricität 415.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 7. Januar 1888. Band XXXIII.

Ex libris Lothar Schneider

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Rußland in Europa. Von Eduard von Hartmann. — **Literatur und Kunst:** Ein Dichter des Weiberhasses. (August Strindberg.) Von L. Marholm. — Paul Güßfeldt's Reise in den Andes. Von Alfred Kirchhoff-Halle. — Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft. Von F. Lütgenau. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Francillon". Schauspiel von Alexander Dumas Sohn. Von Z. — „Die Maus". Schwank von Otto Girndt. Von O. B. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Die Lenbach-Ausstellung. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Rußland in Europa.

Von Eduard von Hartmann.

1. Die geographischen und ethnographischen Grundlagen des russischen Reiches.

Um sich die wirklichen politischen Lebensbedürfnisse einer Nation im Gegensatz zu ihren eingebildeten klar zu machen, muß man vor allen Dingen ihre Beziehungen zu den Flüssen und Meeren in's Auge fassen. Den eigentlichen Kern und die weit überwiegende Mehrzahl des russischen Volkes bilden die Großrussen, welche im oberen und mittleren Stromgebiet der Wolga und am Don ihren Sitz haben; ihnen schließen sich als nächste Stammesverwandte die Kleinrussen und Weißrussen im Stromgebiet des Dnjepr und Bug an. Polen ist das Weichselland, Lithauen das Gebiet des Niemen und der Düna, und zwar sitzen die eigentlichen Lithauer am Niemen, die Letten an der Düna. Der Dnjestr gehört schon halb zu Rumänien. Das alte „Gebiet von Nowgorod" im Bereich der ins Eismeer strömenden Flüsse ist wesentlich mongolisch geblieben, wenn auch von Großrussen durchsetzt, und ist als der europäische Theil Sibiriens von geringer Bedeutung. Versteht man also unter „Russen" sowohl Großrussen als Kleinrussen und Weißrussen, so ist das Russenland im Gebiete der Wolga, des Don und des Dnjepr zu suchen; versteht man dagegen unter „Russen" nur die Großrussen, und betrachtet man die Kleinrussen und Weißrussen als besondere Nation, so ist das Russenland nur das Gebiet der Wolga und des Don. In beiden Fällen ist Rußland durch seine Ströme mit dem Antlitz nach Süden gekehrt, nicht nach Westen und nicht nach Norden. Allerdings haben sich die Weißrussen vom Oberlauf des Dnjepr und der Beresina theilweise bis an die Quellen der Düna und des Niemen (Gouvernements Witebsk und Grodno) vorgeschoben; aber da die Unterläufe dieser Flüsse ohnehin von Deutschen besetzt sind, so hat das keine Bedeutung.

Wichtiger ist das Vordringen der Großrussen vom Oberlauf der Wolga durch die Gouvernements Pskow und Nowgorod nach der Spitze des finnischen Meerbusens, an dem Peter der Große seine Hauptstadt anlegte. Damals hatte Peter ganz Recht; denn erstens war die Ostsee durch die Schweden und die Hansa bereits auf den Gipfel ihrer culturellen Bedeutung erhoben, während das Schwarze Meer noch in der Nacht der türkischen Barbarei lag, und zweitens war die Aufgabe, am Schwarzen Meere dauernd festen Fuß zu fassen, bei der damaligen Macht der Türkei für Rußland noch unlösbar, so daß der kürzere Weg nach dem finnischen Meerbusen eingeschlagen werden mußte, um nur überhaupt irgend wo die See zu erreichen. Ohne Zweifel wird es auch für alle Zeiten für Rußland eine Lebensfrage bleiben, den Hafen von Petersburg zu behaupten; aber es ist ebenso gewiß, daß die politische Glanzzeit der Haupt- und Residenzstadt Petersburg bereits vorüber ist und nie wiederkehren wird. Der mittlere und untere Lauf der Wolga und des Don, die zur Zeit Peters des Großen noch asiatisches Nomadenland waren, haben seitdem einen ungeahnten Aufschwung genommen, während der Norden im Großen und Ganzen stehen geblieben ist. Gerade im Laufe des letzten Menschenalters vollzieht sich eine langsame aber stetige Völkerwanderung von Norden und Westen nach Süden und Osten; dort werden die Dörfer verlassen, während hier immer neue Ansiedelungen entstehen.

So bewährt sich die Macht der Stromläufe, und es ist sicher, daß das Wolgagebiet um so viel politisch wichtiger für Rußland ist als das Dongebiet, wie die Wolga größer und verzweigter ist als der Don. Die Dnjeprstädte Kiew und Odessa liegen bis jetzt nur darum für den Handel günstiger als die Wolgastädte (Astrachan, Saratow, Simbirsk, Kasan, Nischnij-Nowgorod, Moskau), weil das Schwarze Meer in's Mittelmeer führt, das Kaspische Meer aber noch keine genügende Fortsetzung der Verkehrswege nach Süden und Osten hat; sobald diese geschaffen sein werden, müssen die Vortheile der Lage sich umkehren. Nur in seiner südlichen Hälfte hat das europäische Rußland einen großartigen Aufschwung an Volkszahl und Wohlstand zu gewärtigen, weil nur hier die Bedingungen zu einem solchen durch Klima und Bodenbeschaffenheit gegeben sind. Wie viel Werth deshalb auch auf das Festhalten der Verbindung mit der Ostsee gelegt werden mag, so tritt doch die Wichtigkeit derselben relativ ganz zurück gegen die vitale Bedeutung des Schwarzen und Kaspischen Meeres für Rußlands Zukunft.

Wenn z. B. das europäische Rußland heute Finnland und das ganze Gebiet südwestlich einer von Narwa zum Asow'schen Meere gezogenen geraden Linie mit etwa 36 Millionen Einwohnern verlöre, so würde es in solcher Beschränkung auf das Landgebiet der Großrussen und seiner nördlichen, südlichen und östlichen Eroberungen immer noch eine Großmacht ersten Ranges mit mehr als 52 Millionen Einwohnern bleiben und alle seine hohen Culturaufgaben in Asien und für die Vermittelung zwischen Asien und Europa erfüllen können. Wenn man dagegen Rußland vom finnischen Meerbusen oder von einem seiner südlichen Meere wieder abschneiden, oder ihm die freie Bewegung auf den letzteren oder den Verkehr nach dem Mittelmeere sperren, oder das Vordringen südlich und

Digitized by Google

südöstlich vom Kaspischen Meere zur Herstellung von Verkehrswegen nach dem persischen Meerbusen verwehren wollte, so würde man ihm die Lebensadern seiner Großmachtstellung unterbinden, und es müßte gegen den Versuch einer solchen Einschränkung immer von Neuem den Kampf um's Dasein bis zur äußersten Anspannung seiner Kräfte führen.

Der Dnjepr hat die analoge Bedeutung für Westrußland, Kleinrußland und den westlichen Theil von Südrußland wie die Wolga für Großrußland; aber der Dnjepr hat gar keine Bedeutung für Großrußland, von dem sein Stromgebiet durch die Wasserscheide der Düna-Donischen Landhöhe getrennt ist. Denn die Verbindung Großrußlands mit dem Schwarzen Meere ist ohnehin durch den Don gesichert, dessen Unterlauf fast als eine zweite Fortsetzung oder Gabelung des Mittellaufs der Wolga erscheint, während der Dnjepr das Gebiet Großrußlands nirgends berührt. Es ist deshalb kein Zufall, daß beide Flußgebiete von Völkern ungleichartiger Nationalität bewohnt sind, wenn auch die Weißrussen des Dnjeprgebietes jetzt ebenso den Großrussen unterworfen sind wie früher den Polen, und wenn auch die Großrussen sich bemühen, den Unterschied abzuleugnen und durch uniformisirende Gewaltmaßregeln zu vertuschen. Ob die Weiß- und Kleinrussen es nicht bei weitem vorziehen würden, statt der Abhängigkeit von den Großrussen einen eigenen Staat zu bilden, das würde sich erst dann erkennen lassen, wenn durch thatsächliche Ablösung des Dnjeprgebietes von Großrußland eine politische öffentliche Meinung ein Menschenalter hindurch Zeit gehabt hätte sich in demselben zu entwickeln. Jedenfalls könnte in geographischer und handelspolitischer Hinsicht jeder der beiden Theile den andern ganz gut entbehren, ohne irgend welche wesentliche Bedingungen seines Lebens und Gedeihens zu vermissen, und ein solcher Dnjeprstaat, oder ein „Königreich Kiew" würde an seinen 18 Millionen Einwohnern ganz wohl die Grundlage zu politischer Selbstständigkeit und Selbstbehauptung besitzen.

Die Klein- und Weißrussen haben mit den Großrussen wenigstens das religiöse Bekenntniß gemeinsam und eine sehr ähnliche Sprache und allgemeine Culturstufe. Dagegen unterscheiden sich die evangelischen Ostseeprovinzen und das katholische Polen und Litthauen in jeder Hinsicht von den Russen und nehmen noch dazu eine erheblich höhere Culturstufe ein als das Herrschervolk. Nur die Rumänen in Bessarabien theilen mit den Russen die Confession, stehen aber sonst ihren Stammesgenossen im Königreich Rumänien gleich. Von allen diesen Ländern sind nur Livland und Esthland seit 1721 in russischem Besitz; Witebsk und Mohilew gelangten erst 1771, Jedisan 1791, Kurland, Litthauen, Podlesien, Wolhynien und Podolien 1793 und 95, Finnland 1809, Bessarabien 1812 und Polen 1815 unter russische Herrschaft. Auf die Westgrenze, wie sie vor 1809 war, beschränkt, würde Rußland heute rund $11\frac{1}{2}$ Millionen weniger zählen; auf die Westgrenze beschränkt, wie sie vor 1795 und 93 war, würde es etwa $18\frac{1}{2}$, beziehungsweise 24 Millionen weniger Einwohner haben als bei dem gegenwärtigen Umfang.

In Finnland, Esthland, Livland, Kurland, den litthauischen Gouvernements Kowno und Wilna ist die Zahl der Russen verschwindend klein und setzt sich fast nur aus den dorthin geschickten Soldaten, Beamten und Sprachlehrern zusammen. In den südlichen Grenzgebieten Polens treten dazu noch einige russische Volkselemente, so daß der Procentsatz der Russen auf 11 steigt; in Bessarabien ist das Verhältniß ähnlich. In dem russisch-polnischen Grenzgebiet dagegen, d. h. in den Gouvernements Grodno, Podolien und in dem westlichen Theile von Wolhynien erhöht sich die Zahl der Russen auf 60 bis 80 Procent, wobei jedoch zu beachten ist, daß einerseits die Dichtigkeit der Russen von Osten nach Westen abnimmt und daß andererseits die politisch tonangebenden Stände, der Adel und Bürgerstand polnisch und jüdisch sind, so daß auch die ganze Culturatmosphäre polnisch ist. Die nichtrussischen Gebietstheile umfassen gegenwärtig über $16\frac{1}{3}$ Millionen Einwohner, das näher angegebene gemischtpolnische Grenzgebiet etwa 5 Millionen, zusammen über 21 Millionen. Selbst wenn man annehmen wollte, daß es den Großrussen gelingen werde, die Klein- und Weißrussen völlig mit ihrer Nationalität zu verschmelzen, so sind doch die Hoffnungen der Russificirung in den nichtrussischen Gebietstheilen völlig aussichtslos und in dem gemischten Grenzgebiet äußerst schwach. Hieraus geht hervor, daß der russische Nationalstaat durch die in ihm gegebenen ethnographischen Bedingungen ganz ebenso wie durch seine geographischen Grundlagen nach Südosten hingewiesen ist, aber nicht nach Westen, Nordwesten oder Südwesten.

Wie kommt es nun aber, daß Rußland im Widerspruch mit den natürlichen Grundlagen seines staatlichen Lebens beständig nach Westen gedrängt hat und auch heute noch seinen westlichen Besitzungen einen Werth beimißt, der aus den geographischen und ethnologischen Verhältnissen unerklärlich scheint? In früheren Zeiten, als das Nationalbewußtsein der Völker noch wenig entwickelt war, brauchte auch bei Gebietsvergrößerungen auf die Nationalität der Erwerbungen wenig Rücksicht genommen zu werden und jede Gebietserweiterung galt ohne Weiteres auch als Machtzuwachs des Staates. In unserer Zeit, wo das Nationalitätsprincip in einem seine Berechtigung weit überschreitenden Maße zur leitenden Idee aller Volksbewegungen geworden ist, kann man das nicht mehr behaupten. Der Eroberer muß jetzt fürchten, daß Schonung der nationalen Eigenart den Unterworfenen ihm immer mehr entfremdet, und doch ist der Versuch einer Umgestaltung dieser nationalen Cultur oder einer Entnationalisirung nur dann aussichtsvoll, wenn er über eine weit überlegene Culturkraft in geistiger und materieller Hinsicht gebietet. Dies ist aber eben bei der russischen Herrschaft nicht der Fall, da die Cultur aller nichtrussischen westlichen Gebietstheile ausnahmslos der durchschnittlichen russischen Cultur geistig und wirthschaftlich weit überlegen ist. Die Entnationalisirung ist also hier eine Culturschädigung, ganz abgesehen von den Mitteln, mit denen sie betrieben wird. Die Russen verstehen nur, die wirthschaftliche Blüthe der eroberten Provinzen zu zerstören, um die unbequeme Macht der sie tragenden Stände zu untergraben, aber sie vermögen nichts an die Stelle der Verödung zu setzen. Sie können die Geistesblüthe der vorgefundenen Hochschulen und höheren Schulen zerstören, aber der aufgezwungene russische Sprachunterricht vermag keinen Ersatz für dieselben zu gewähren. Außer Stande, die vorgefundenen Schätze zu heben und für sich zu verwerthen, vernichten sie dieselben lieber, damit dann wenigstens die unmittelbaren Besitzer keinen Vortheil mehr von denselben haben.

Durch dieses Gegentheil einer fürsorglichen Regierung erbittern sie die Unterworfenen auf das Aeußerste und treiben dieselben zu verzweifelten Aufstandsgelüsten, zu deren Niederhaltung eine Menge nationaler Kraft verschwendet werden muß, welche der eigenen Culturentwickelung entzogen wird. Weit entfernt, eine Quelle des friedlichen Kraftzuwachses für Rußland zu sein, sind somit diese nichtrussischen Gebiete zu einer stets wachsenden Ursache des Kraftverlustes geworden, sind theils seit längerer Zeit eiternde Geschwüre am nationalrussischen Körper, theils im Begriff es zu werden. Für den Fall eines Defensivkrieges gegen westliche Nachbarn können diese Provinzen sicherlich nicht als eine Stärkung der militärischen Situation angesehen werden, da sie in jedem eindringenden Feinde den Erretter und Erlöser aus unerträglicher Knechtschaft bejubeln müssen und stets bereit sein werden, demselben gegen Rußland Vorschub zu leisten. Die Erfahrung lehrt, daß in Ermangelung eines besseren Ersatzes die nationale Cultur doch immer wieder neue Canäle zur Verbreitung findet, wenn ihr die alten verstopft werden, daß z. B. an Stelle des gelähmten polnischen Adels im letzten Menschenalter ein polnisches Bürgerthum von noch größerer Kraft und patriotischer Opferwilligkeit nachgewachsen ist, welches im Gegensatz zu dem verhaßten Adel im Stande ist, den Bauernstand in einem künftigen Befreiungskampfe mit sich zu reißen.

Denkende russische Staatsmänner verhehlen sich keineswegs die mit den nichtrussischen Besitzungen verknüpften Nachtheile und Gefahren, und haben namentlich in Bezug auf das Königreich Polen schon mehrfach die Frage erwogen, ob es nicht i. J. 1815 ein politischer Fehler war, dieses Geschenk anzunehmen. Trotz alledem würde Rußland, auch ganz abgesehen

Digitized by Google

von der Hoffnung auf eine künftige vollständige Russificirung dieser Gebiete, nicht daran denken, diese Besitzungen jetzt noch freiwillig aufzugeben, und zwar schon aus dem einzigen Grunde nicht, weil es die Kraft nicht missen mag, welche ihm aus denselben für den Fall eines Offensivkrieges gegen Westen erwächst, weil es die Armeecorps, welche es aus diesen Provinzen ausheben kann, ebensowenig entbehren mag, als die starke Vorschiebung seiner strategischen Operationsbasis nach Westen. Hierin hätte es ohne Zweifel Recht, wenn die Lösung bestimmter Aufgaben, die sich nur durch europäische Offensivkriege errreichen lassen, zu seinen unveräußerlichen Lebensbedingungen gehörte. In diesem Falle müßte es freilich wohl oder übel alle Lasten und Opfer im Innern tragen, welche diese Ziele ihm auferlegen, bloß um seine Offensivkraft in Europa nicht zu schwächen. In der That glaubt die öffentliche Meinung in Rußland, daß die Lösung solcher Aufgaben zu den Lebensbedingungen des Staates gehört und billigt deshalb nicht nur das Verhalten der russischen Regierung, sondern drängt dieselbe gegen ihren Willen auf diesem Wege von Schritt zu Schritt weiter. Regierung und Volk scheinen nicht über die Nothwendigkeit eines großen europäischen Offensivkrieges verschiedener Meinung zu sein, sondern nur über den passenden Zeitpunkt, wobei die blinde Leidenschaft wie gewöhnlich auf Seiten des Volkes, die abwartende Zurückhaltung aus Opportunitätsrücksichten auf Seiten der Regierung liegt. Will man sich über die Motive der russischen Politik in Europa klar werden, so muß man zu verstehen suchen, weshalb dieselbe einen Offensivkrieg in Europa früher oder später für eine nationale Nothwendigkeit hält. Wenn sich die Ziele, welche den Willen Rußlands erregen, als Trugbilder erweisen und der Glaube an die Nothwendigkeit ihrer Verwirklichung als ein grundloser verhängnißvoller Irrthum herausstellt, so muß sich damit auch der Maßstab verändern, an welchem das Verhältnis Rußlands zu Europa und der Werth seiner strategischen Offensivstellung gegen Westen zu bemessen ist.

2. Die politischen Ideale der Russen.

Das unheilvolle Phantom, das an Rußlands Mark zehrt, heißt Constantinopel. Diese Stadt ist für die Russen mit einem undefinirbaren fascinirenden Nimbus umgeben; sie ist wie eine Fata Morgana, die immer neue Karawanen in die Wüste verlockt und darin untergehen läßt. Mit dem Gedanken an die Eroberung Constantinopels verbindet sich für den Russen der Traum einer Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums, der Gründung eines oströmischen Reichs russischer Nation, in welchem der Kaiser zugleich Papst ist. Dieses Reich soll einerseits alle orthodoxen Gläubigen in sich aufnehmen, weil von Rechtswegen dem Czaren die kirchliche Jurisdiktion über dieselben zustehe; es soll aber auch alle slavischen Brüder in sich aufnehmen und dieselben nicht nur zum wahren Glauben, sondern auch zum Nationalrussenthum zurückführen. Dieses orthodoxe, cäsaropapistische, nationalrussische Panslavistenreich würde eo ipso das Reich der Mitte sein, das Haupt und der Beherrscher ganz Asiens und der Körper Europas, an dem die nichtslavischen Theile Europas nur noch ein geographisches Anhängsel bilden könnten. Das Czarenthum gilt den Russen als prädestinirt zur Universalmonarchie, welche nur noch Statthalter und Vasallenkönige unter sich duldet. Der nothwendige erste Schritt zur Verwirklichung dieses Ideals aber ist und bleibt die Eroberung Constantinopels und die Einverleibung der orthodoxen Balkanslaven, und, weil diese von Oesterreich gehindert wird, die Niederwerfung und Zertrümmerung Oesterreichs.

Man darf die Träume der Panorthodoxie und des Panslavismus nicht überschätzen; aber man darf auch nicht verkennen, daß sie trotz der unklarsten Fassung doch ein vermehrtes Gewicht in die Wagschale werfen, wenn es sich darum handelt, den Zug des Herzens nach Constantinopel und die Gegengründe des kalten Verstandes gegen einander abzuwägen. Daß der Czar zugleich als geistliches Oberhaupt seiner orthodoxen Unterthanen gilt, das ist an sich schon ein Widerspruch gegen die Idee der griechisch-katholischen Kirche, deren Schisma von der abendländischen Kirche eben aus der Opposition des Episkopalsystems gegen eine päpstliche Spitze entsprang. Ein Anspruch des Czaren oder des ihn vertretenden Synods auf kirchliche Jurisdiction über griechisch-katholische Christen, die nicht russische Unterthanen sind, wäre um nichts besser begründet als ein analoger Anspruch des Königs von Preußen und deutschen Kaisers oder des ihn vertretenden Oberkirchenraths auf kirchliche Jurisdiction über alle evangelische Christen. Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß sich in verschiedenen nicht russischen aber orthodoxen Slavenstämmen ein starker Zug nach Unterstellung unter das Czarenthum zeigt, und daß sich in einigen katholischen Slavenstämmen Gelüste nach Uebergang zum orthodoxen Ritus regen, ebenso wie panslavistische Neigungen schon länger hervorgetreten sind. Der unbefangene Beobachter wird zwar nicht daran zweifeln, daß diese letzteren Regungen nur ein geflissentliches Spielen mit dem Feuer, nur Pressionsmittel zur Abgewinnung erhöhter Sonderrechte sind, und daß sie mit der Erlangung ungehemmter Herrschaft der slavischen Stämme in ihren Wohngebieten ganz von selbst verschwinden werden. Aber für russische Beobachter, die eben nicht unbefangen sind, kann sehr leicht daraus eine Stärkung jener Illusionen erwachsen.

Bei objectiver Beurtheilung unterliegt es ja keinem Zweifel, daß ein panslavistisches Reich nur als lockerer Staatenbund oder höchstens Bundesstaat zu denken ist, daß aber das Czarenthum seiner Natur nach unfähig ist, mit Bundesgenossen zu pactiren, sondern nur Befehlen und Gehorchen kennt. Ein panslavistischer Föderativstaat kann daher wohl unter Ausschluß Rußlands aus dem föderativen Oesterreich erwachsen, das schon jetzt nahe an zwanzig Millionen Slaven in sich vereinigt, aber niemals aus dem russischen Staatswesen. Die Russen machen auch gar kein Hehl daraus, daß sie sich das russische Panslavistenreich nur als nationalrussisches Reich denken können, in welchem alle anderen Slaven in der russischen Cultur aufgehen. Es ist aber gar nicht daran zu zweifeln, daß alle übrigen Slavenstämme sich ebenso hartnäckig wie die Polen und Bulgaren weigern würden, ihre überlegene Cultur mit der russischen zu vertauschen und den Russen zu Liebe die Autonomie ihrer staatlichen Selbstverwaltung mit der bevormundenden Willkür und Brutalität der russischen Bureaukratie zu vertauschen. Die Kräfte Rußlands würden nicht entfernt ausreichen, statt des einen Polen deren fünf bis sechs zu bewältigen, ganz abgesehen davon, daß die nichtslavischen Enklaven der Preußen, Deutschösterreicher, Magyaren und Rumänen noch mit verdaut werden müßten.

In welcher Form man sich aber auch die etwaige Abhängigkeit der slavischen Nachbarländer von Rußland denken möge, es bleibt doch immer ein Rest von unheimlicher Zukunftsperspective für Europa übrig, wenn es auf den russischen Koloß blickt, dessen Bodenfläche in Europa schon jetzt nahezu so groß ist, wie die der übrigen europäischen Staaten zusammengenommen, und dessen Bevölkerung schon jetzt diejenige von Deutschland und Oesterreich zusammengenommen übersteigt. Wenn auch vorläufig die procentualische Volkszunahme in den drei Reichen ziemlich gleichen Schritt hält, so liegt es doch auf der Hand, daß in wenigen Menschenaltern dieses Verhältniß sich zu Gunsten Rußlands ändern muß, weil dieses noch viel mehr Platz für Zuwachs enthält. Wenn erst Rußland eine annähernd so dichte Bewohnerschaft erreicht haben wird, wie das übrige Europa, dann wird es als Einheitsstaat dem getheilten und in sich uneinigen Europa ohne Zweifel bedeutend überlegen sein. Die geographisch-historische Analogie zwischen Rußland und Europa einerseits und Macedonien und Hellas andererseits ist nicht von Russen erfunden, aber wohl geeignet, deren Weltherrschaftsträume zu nähren. Ohne Zweifel würde in fernerer Zukunft ein ehrgeiziger und bedeutender Czar mehr Aussicht haben, Europa dauernd unter seine Botmäßigkeit zu bringen, als Napoleon I. hatte, weil die Russenherrschaft das Aufrollen Europas beim dicken Ende anfangen würde, während für die vordringende Franzosenherrschaft das dicke Ende hintennach kam. Sollten

Digitized by Google

die Herren Parnell, Rochefort, Richter, Bebel, Liebknecht und Genossen die europäischen Staaten zu einem Stadium der demokratischen Auflösung und demagogischen Anarchie führen, gleich demjenigen, in welchem die hellenischen Gemeinwesen sich zur Zeit des Philipp und Alexander befanden, so würde allerdings sehr bald das Czarenthum die Rolle des Retters zu spielen haben. So lange es dagegen in Mitteleuropa gelingt, die bürgerliche und sociale Demokratie niederzuhalten, brauchen wir auch die Anwendbarkeit der historischen Parallele mit Macedonien nicht zu fürchten.

Trotz alledem bleibt von den Ideen der Panorthodoxie, des Panslavismus und der russischen Universalmonarchie ein Rest bestehen, der in den Köpfen der Russen spukt, gerade genug, um der Sehnsucht nach Constantinopel einen unbestimmten aber großartigen und berauschenden Hintergrund zu geben. Man nimmt es insoweit nicht genau mit der Panorthodoxie, daß man Muhammedaner, Katholiken, Evangelische und Sektirer nicht als unverträglich mit dem russischen Nationalstaat betrachtet, und den Herrschaftsanspruch auf griechische Christen, die nicht auf dem Wege nach Constantinopel liegen, vorläufig auf sich beruhen läßt. Man nimmt es ebenfalls mit dem Panslavismus nicht genau, indem man alle möglichen nichtslavischen Eroberungen festhält und sich um seitab gelegene slavische Stämme zunächst nicht kümmert. Sowie es sich aber um Befreiung der Balkanslaven von der Herrschaft der Ungläubigen und um deren Unterstellung unter die russische Hegemonie handelt, werden sofort die Ideen der Panorthodoxie und des Panslavismus hervorgeholt, um auf die öffentliche Meinung zu wirken und die Leidenschaften des Volksgemüths zu erhitzen. So ist auch bei der Eroberung Constantinopels eines der Hauptziele die Wiederaufpflanzung des griechischen Kreuzes auf der Sophienkirche anstatt des Halbmondes; dieses Ziel wäre in seiner Motivationskraft ganz unverständlich, wenn man nicht in ihm ein Symbol für die Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums sähe. Hinter diesem aber steht der alte römische Weltherrschaftstraum, jenes Irrlicht, das dereinst soviel deutsches Blut nach Italien gelockt hat, um dort für ein wesenloses Nichts zu verströmen.

Die russische Regierung hat von diesen Trugbildern allemal den ausgiebigsten Gebrauch machen lassen, wenn es galt, für aggressive Politik Stimmung zu machen. Diese Thatsache genügt zur Begründung für die ernsthafte Besprechung solcher Phantasmagorien, wenn auch die gegenwärtige Regierung die Unhaltbarkeit dieser Ideale durchschauen sollte. Der letzte türkische Krieg hat gezeigt, daß die Regierung schließlich außer Stande war, die Geister, die sie gerufen hatte, wieder zu bannen, und von denselben in ein Abenteuer gestürzt wurde, an dessen Katzenjammer Rußland noch heute krankt. Es mag immerhin sein, daß die politisch gebildeten leitenden Staatsmänner in Rußland über die Ideale des Volksglaubens lächeln; es genügt, daß dieselbe zu wirkendenden Mächten geworden sind, mit denen jeder Staatsmann rechnen muß, und von denen er leicht zu unklugen Schritten fortgerissen werden kann.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Dichter des Weiberhasses.

(August Strindberg.)

Von L. Marholm.

Auf einem der Theater Kopenhagens von zweitem Range wird gegenwärtig ein dreiactiges Drama: „Der Vater" gegeben. Sein Verfasser ist der bekannte schwedische Dichter August Strindberg. Sein Inhalt ist die Misère der Ehe. Abend für Abend wird das Stück beklatscht und bezischt. Abend für Abend stört es den Seelenfrieden braver Ehemänner und erregt es die Entrüstung trefflicher Gattinnen. Je trefflicher sie sind, je entrüsteter werden sie. Es ist nicht bloß der Inhalt dieses Stückes, gegen den sich jeder Wohlgesinnte auflehnt, es ist vor allem der Eingriff in seine persönliche Freiheit, der ihn empört. Das ungesunde Stück — denn daß es ungesund ist, darüber sind Alle einig — packt wie mit Krallen und läßt nicht los. Es hat die Macht der Persönlichkeit — es ist ein einziger, langer, schmerzvoller Aufschrei eines Gemarterten, der Ausdruck einer Seelenqual ohne Hülfe, ohne Ausweg, die sich einen Canal bahnt in die Nerven ihrer Zuschauer, wie sich ein innerliches Geschwür vergiftend in gesunde Theile ergießt.

Ein Genie an der Grenze des Wahnsinns — das ist Strindberg's Physiognomie in seinem „Vater".

Das Stück wirkt mit den einfachsten Mitteln. Ein Familienbild, weiter nichts! Der Vater, Rittmeister außer Dienst, die Mutter, die Tochter, die (unsichtbare) Schwiegermutter, der Schwager (Pastor), der Bursche des Rittmeisters, die Amme. Die Handlung beginnt damit, daß der Rittmeister den Burschen hereinkommen läßt, damit der Pastor ihm den Kopf zurecht setzt. Er soll das Dienstmädchen heirathen, das er verführt hat. Ja, gern — wenn er sie verführt hat; aber der Bursche meint, es seien immer Zwei um's Verführen. — So soll er wenigstens das Kind versorgen. — Wenn es sein Kind ist! — Wie so ist es denn nicht sein Kind? — Ja, das könne man nicht wissen, wessen Kind ein Kind sei. Das ließe sich nur auf Treu und Glauben annehmen und er hätte nun so seine Bedenken gegen Treu und Glauben.

Das ist das Vorspiel.

Der Conflict ist noch gewöhnlicher. Es handelt sich um die Erziehung der einzigen Tochter. Der Vater ist ein freidenkender, aufgeklärter Mann. So will er sein Kind erzogen wissen und darum soll es in die Stadt zur weiteren Ausbildung. Die Mutter ist Pietistin, die Großmutter Spiritistin, die Amme Baptistin — sie alle beeinflussen und ängstigen die Seele des Kindes. Und diese Weiberconföderation ist mächtiger, als der Vater. Das fühlt er. Er reflectirt — sie reflectiren nicht. Er hat einen strebenden Geist, ein solides Wissen — sie haben verworrene Begriffe und die unbesiegbare Hartnäckigkeit der Beschränktheit. Er ist weich, leicht beeindruckt, abhängig von seinen ehelich-erotischen Gefühlen — sie haben ein verkümmertes Gemüths-, ein ersticktes Geschlechts-, ein unentwickeltes Gedankenleben: ergo, er ist verwundbar, sie sind hörnern und unverwundbar; sie sind einseitig, darum sind sie die Starken, er hat eine hochentwickelte Affinität, darum ist er bestimmt zum Opfer.

Diese Gegenüberstellung ist ungeheuer übertrieben — aber sie ist genial übertrieben. Wir haben hier zwei Linien, die neben einander herlaufen, ohne sich je vereinigen zu können, Mann und Weib als polare Gegensätze durch Natur und Erziehung. „Der Vater" ist kein Protest- und kein Programmdrama — er ist ein kritischer Schnitt mitten durch die Basis der Gesellschaft: die Familie.

Eine oberflächliche Betrachtung wird sich an die äußeren Vorgänge hängen und mit ihnen leichtes Spiel haben. Denn die Handlung ist von einem kranken Geist erfunden. Eine tiefergreifende Untersuchung wird die Führung der Fabel als etwas Unwesentliches bei Seite lassen und sich mit den Voraussetzungen beschäftigen, aus denen sie entsprungen ist. Welches sind die Ursachen, die die Krankheit dieses Geistes und den Gedanken dieses Stückes zur Folge hatten? was für Thatsachen verbergen sich hinter diesen symbolischen Vorgängen, was für ein Culturbild spiegelt sich in ihnen?

Und wenn all' diese zerstreuten, zum Theil verrückten Züge gesammelt sind und die Arbeit gethan und der Ring geschlossen scheint, dann entdeckt man, daß dieser Ring nur ein Glied einer Kette ist, die sich schwer und schlammig aus der Tiefe zieht und unsere ganze, verzwickte moderne Cultur mit heraufschleppt.

Unsere Bourgeoisiecultur mit ihrem Bourgeoisiestempel von Phantasielosigkeit und Prüderie, der auf der einförmigen Textur kleiner Länder sich mit vollendeter Deutlichkeit abdrückt, am allerdeutlichsten auf den Frauen kleiner Länder. Denn

Digitized by Google

die Frau mit ihrer schwächer entwickelten Persönlichkeit und strengeren Gebundenheit an die Sitte und an das Vorstellungsleben der Zeit ist eben dadurch der vollkommenste Spiegel ihrer charakteristischen Züge. Für sie gibt es keine der Dispensationen, die dem Mann eingeräumt sind und vollständig von der social-ethischen Rangordnung abhängig, wie sie ist, ist ihr Wesen zugleich der zuverlässigste Ausdruck für die Strenge, mit der dieselbe vom Geist der Zeit gehandhabt wird.

Darum ist die Frau, Mutter und Tochter, die Hauptperson in Strindberg's Drama.

Von welcher Complexion ist dieselbe?

Die Vorgänge, in denen sie sich zeigt, sind folgende: Der Rittmeister will, wie erwähnt, die Erziehung seiner Tochter in der Stadt vollenden lassen. Die Mutter widersetzt sich: ihr Kind soll nicht unter fremden Menschen zu Schaden kommen. „Nimmt es unter Baptisten und Spiritisten keinen Schaden?" Es kann nicht Schaden bei seiner Mutter nehmen. „Wer weiß? um das zu vermeiden, soll es fort." Es soll nicht fort. „Du widersetzt Dich?" Ja. „Es ist mein Kind, so gut wie Deins." Das kannst Du nicht wissen. „Ich soll es nicht wissen können? So ist es nicht mein Kind." Was für eine verrückte Frage. „Ist es mein Kind oder nicht?" Wem ist es eingefallen, das zu leugnen? — Der Zweifel setzt sich in dem gepeinigten Gemüth des Rittmeisters fest. Die Frau merkt, daß er diese Karte nicht stechen kann und sie macht sie zum Trumpf.

Durch eine Reihe von Scenen wird der unglückliche Mann, der leidenschaftlich an seinem einzigen Kind, der Fortsetzung seines eigenen Lebens, hängt, mit diesem Zweifel gepeinigt und gestichelt. Er wird in ihm durch Suggestion zur fixen Idee. Er ist außer sich, er tobt, das fromme Geschwätz seiner alten Amme quält ihn ein Weiteres — seine Frau entdeckt an ihm Spuren von Verrücktheit. Er ist schon einmal früher geistesgestört gewesen — sie beeilt sich, dem neueintretenden Arzt davon Mittheilung zu machen.

Der Arzt verlegt sich auf's Beobachten und weckt sein Mißtrauen, die Amme predigt ihm vor, die Tochter, über seine Heftigkeit gegen ihre Mutter empört, wirft ihm das gefährliche Wort in's Gesicht: Du bist nicht mein Vater. Er ist der, der Unrecht hat, gegen den sich Alles im Hause verbündet, für den Keiner Sympathie hegt, denn Sympathie ist gefühltes Verständniß.

Und diese Frauen fühlen nicht für ihn, aber sie fühlen für einander, denn sie stehen auf demselben Niveau und verstehen einander. Er steht auf einem anderen Boden, an den sie nicht herankönnen und er hat rechtlich die Macht. Er ist der Mann und er ist der Feind. Es ist das dumpfe Gefühl natürlicher Feindseligkeit, der Instinct der Gefahr, mit dem sich beide Geschlechter im offenen Kampf begegnen.

Darin liegt das Bedeutsame dieses Stückes und das ist das neue Moment, das Stindberg in die germanische Literatur gebracht hat. Er war der erste, der den Krieg zwischen den Geschlechtern signalisirte.

Die Liebe ist im Kampf um die Uebermacht, in dem der am stärksten empfindende Theil unterliegt. Und die Ehe ohne Liebe? Sie ist ein langsamer, grausamer, strafloser Meuchelmord.

In dem Kampf der Selbsterhaltungsinstincte mit einander wird kein Pardon gegeben und kann keiner gegeben werden.

Dies ist ein neues Gebiet, für die Menschenschilderung erobert, von einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Formen. Das intimste Gebiet der Menschenschilderung: der Instinct der Selbstbehauptung in der Selbstaufgabe. Aber Entdecker sind nicht immer gute Colonisatoren. Als literarische Ansiedelung ist „Der Vater" nicht viel werth. Er ist nur von Bedeutung als Terrainbesitznahme.

Unterdessen geht die Handlung weiter. Der gepeinigte Ehemann rennt aus dem Hause und macht durch einen sehr einfachen Zufall die Entdeckung, daß die Frau seine Briefe controlirt und die, welche zu unnützen Ausgaben zu führen schienen, unterschlagen hat. Die Briefe enthielten Bestellungen auf wissenschaftliche Apparate, aber sie denkt gering von seiner Befähigung zum Gelehrten. Sie denkt überhaupt gering von ihm. Denn sie hat ihn sich gegenüber immer schwach gesehen. Das Centrale ihrer Natur ist — ein scharfsinniger Zug — Energie ohne Einsicht. Sie ist eine Person ohne Cultur, aus zufälligen Bildungsfetzen zusammengestümpert; herrschsüchtig, eigensinnig, kalt. Bei seiner Rückkehr erfolgt eine Aussprache zwischen den Ehegatten — die beste Scene des Stückes, mit Ausnahme des forcirten Schlusses. Denn hier legt Strindberg in einem kurzen Dialog bloß, was sonst nur durch Beschreibung indirect anschaulich zu machen ist, jene tiefe Gegensätzlichkeit der Naturen, zwischen denen es kein Aussprechen gibt. Diesen kurzen heftigen Sätzen, dieser Scala von Stimmungen fehlt die Resonnanz im Gefühl des Anderen und in jedem dieser Sätze ist der Accent darauf gelegt, daß es das Seelenleben des Mannes ist, das vom Weibe mißverstanden wird. Es ist nichts im Wege, meint Strindberg, daß sie mit einander leben, ohne einander zu verstehen, so lange sie in Frieden mit einander leben, das ist etwas ganz Gewöhnliches. Kommen sie aber in Streit, so sind die Worte, die sie an einander vorbeireden, eben so viele Hetzrufe, an denen sich der schlummernde Haß der Geschlechter gegen einander entflammt. Denn der Mann haßt in dem Weib die Begierde, die ihn peinigt, sein Urtheil unterjocht, seine Persönlichkeit einer anderen unterwirft und die Frau haßt in dem Mann ihre Abhängigkeit, ihre widerwillige oder kaltsinnige Hingabe, ihre zertretene Phantasiewelt, ihre große Enttäuschung. Und mitten in diesem aufflammenden Haß ein kurzer Waffenstillstand, eine zärtliche Berührung. Das Weib sieht den Mann physisch leiden und das pflegende Muttergefühl erwacht in ihr. Ein Zug von außerordentlicher Naturechtheit, womit eine ganze Gattung von Frauen charakterisirt ist. Jene unsinnlichen, unerotischen Wesen, deren Geschlechtsgedächtniß nur durch die unzusammengesetzteste Form von Leiden, durch physische Leiden in jene Reflexbewegung versetzt wird, die eine lange Erbschaft von Krankenpflegegewöhnung voraussetzt. Krankheit macht abhängig, macht zum Kind und gibt der Frau das Ueberlegenheitsgefühl zurück. Und liegt in der unbewußten Ideenassociation, die daraus entspringt, für die pflegende Frau nicht vielleicht ein Selbstgenuß eigenster Art?

Aber dieser Moment der Weichheit ist kurz. Eine einzige Replik verscheucht ihn und der unlogische, in einen ganz engen Vorstellungskreis eingesponnene Geist der Frau fährt fort zu mißverstehen und zu mißdeuten. Da greift der Mann in einem Anfall von Wuth und geistiger Hülflosigkeit nach der brennenden Lampe und wirft sie nach der Geliebten seiner Jugend, für die er Stellung, Carrière, persönliche Freiheit geopfert, die er liebt und haßt und von der er nicht loskommen kann.

Er hat einen Feind zur Rache gereizt, der um so gefährlicher ist, da er aus Impulsen handelt. Diese Frau weiß immer nur halb, was sie thut und ganz, was sie will. Ihr Denken ist ohne Zusammenhang, ihr Gewissen ohne Feinfühligkeit — daraus entspringt für sie der unermeßliche Vorzug, immer im Recht zu sein. Wie ein gut dressirter Jagdhund, die Nase an der Spur, jagt und jagt und sich durch nichts ablenken läßt, so sieht diese beschnittene, dressirte Natur, das Produkt einer bornirten Erziehung, nichts als ihr Ziel und dies Ziel — das ist wieder das neue Moment — ist Unterwerfung des anderen Theiles. Ein altes Princip, das sich rächend gegen sich selbst wendet. Denn so lange wir denken können, unter allen Wandlungen der Anschauungen ist die Erziehung der Frau darauf ausgegangen sie zu geschmeidigen, zu unterwerfen, unterzuordnen. So verlangte es der Gesellschaftsorganismus. Als die speciell weibliche Tugend wurde es gepriesen, aufzugehen in Andere. Aber die Mannigfaltigkeit der Natur läßt sich nicht über einen Leisten schlagen und mit dem sich immer mehr verfeinernden, individuellen Bewußtsein sehen wir jetzt hie und da, wie Flämmchen aus dem Boden, jene weiblichen Individuen auftauchen, die — vorläufig noch — mit Aufopferung ihres Geschlechtsanspruches die Freiheit ihrer Persönlichkeit zu erkaufen suchen. Wir sehen solche Individuen — wenn wir die Fähigkeit haben zu sehen — in der Ehe einen erbitterten, versteckten Kampf mit dem Manne führen

Digitized by Google

und den Mann nicht selten brechen. Ein Kampf, der zu dem furchtbarsten und häßlichsten gehört, was in der Gesellschaft vorkommt. Denn was in dieser Form auftritt, das sind nicht die gesunden, frei geborenen Kräfte, die sich befreien wollen, das ist mißgebildete, künstlich mißgebildete Natur, mit ihrem in Bosheit übergegangenen Rachegelüst, das so mit ihr verwachsen ist, wie eine einzelne Zelle im Organismus mit allen anderen Zellen. Solche Wesen sind nicht zu überwinden und ihnen ist nicht beizukommen, denn sie handeln wie Schlafwandelnde, unter dem Hochdruck eines Triebes, der ihnen fast unbewußt ist.

Das klingt wunderlich. Die Weltverhältnisse ziehen gegenwärtig alles Andere eher in den Vordergrund, als die Psychologie der Frau. Aber in diesen seitabliegenden skandinavischen Ländern mit ihrer kleinen stagnirenden Politik wachsen diese Erscheinungen auf, wie auf einem Versuchsfeld, ein Studienstoff für Dichter und Volkspsychologen, wer weiß wie bald vielleicht nicht mehr allein für skandinavische Dichter und Volkspsychologen.

Strindberg's „Vater" schließt mit einer ganz symbolischen Handlung. Die Frau überzeugt den Arzt vom Wahnsinn ihres Mannes, was ihr nicht schwer fällt, denn der arme Mann ist wirklich ganz verstört. Um ihn glimpflich in die Irrenanstalt zu bringen, soll er vorher in die Zwangsjacke gesteckt werden und seine alte Amme übernimmt diesen Act, da sie von seiner Kindheit her die Macht über ihn besitzt, seine Phantasie durch Erinnerungen zu lenken und weich zu stimmen. Während sie ihm gemüthlich mit ihrem sentimentalen Altweibergeschwätz zuredet, listet sie ihm die Zwangsjacke über und der Ueberrumpelte, zum Bewußtsein des Geschehenen gelangt, bekommt einen Herzschlag, von dem er sich nicht mehr erholt. Die Frau bemächtigt sich weinend, aber gefaßt seiner Papiere und tritt mit praktischem Sinn die Erbschaft an.

In der Zeichnung der beiden Hauptcharaktere hat Strindberg das Charakteristische in der Physiognomie des modernen Mannes und der modernen Frau zu fassen gesucht. In dem Manne ist es eine gewisse Schlaffheit, eine Zerfahrenheit des Willens, verbunden mit Andeutungen eines starken Triebleben, in der Frau ist es ein lebhafter Drang zu handeln, etwas auszurichten, ohne den entsprechenden Drang sich wirklich zu unterrichten und ihren Gesichtskreis zu erweitern — dem Wahrheitssinn im tieferen Sinn — verbunden mit einer fast vollständigen Abwesenheit der Naturseite. Er hat Novellen geschrieben, in denen er die Behauptung durchführt, daß die Dame der Gesellschaft nicht mehr Weib sei, nicht mehr Naturwesen, sondern ganz Erziehungsproduct. Und er hat nicht so ganz Unrecht darin. Es gibt und es gab besonders im Norden eine höhere Töchtererziehung, in der die Natur so gründlich verketzert ward, daß das junge Mädchen sie als etwas Unreines verabscheuen lernte. Eine Ansicht die dann in den unvermeidlich zahlreichen Ehen, die nicht aus sympathetischer Anziehung geschlossen werden, oder in denen sich die Sympathie nicht erhält, nachträglich ihre Begründung findet, von der Mutter auf die Tochter übergeht und sich so forterbt. Literatur und Leben werfen hier, in dem ganz von der Sittlichkeitsdebatte in Anspruch genommenen Norden, wunderliche Blasen auf, in denen sich die Gährung in der Tiefe ankündigt. Die Frauen nehmen eifrig Theil, veranstalten Discussionen und Versammlungen, natürlich im Dienste ihrer eigenen Verklärung, bisher ohne sich durch ihre Befähigung oder Aufrichtigkeit besonders ausgezeichnet zu haben.

Als ihren eifrigsten Gegner und schlimmsten Feind hassen sie Strindberg. Und alle Ehemänner, Verliebten und Verlobten hassen ihn mit. Seit Schopenhauer sind nicht so schlimme Dinge über die Frau gesagt worden, wie Strindberg sie in seinen vielen Dichtungen und vielen Zeitungsartikeln verbreitet. Seine zweibändige Novellensammlung „Ehen" hat ihn zu dem verabscheutesten Mann in Skandinavien gemacht, und wen die Frauen hassen, der — findet keinen Verleger. Strindberg ist eine nervöse, reizbare Natur, ein sich überschlagendes Genie, das sich, wie in einem inneren Brand, selber verzehrt. In dem Drang, seine Pein an Jemanden auszulassen, hat er sich über die Frau geworfen. Alle ihre Missethaten, die er in seinen „Ehen" schildert, sind im Einzelnen mit großem Scharfblick geschaut. Und für jede einzelne Unthat wird das ganze Geschlecht zur Rechenschaft gezogen. Die Frau ist nicht nur naturlos, sie ist dumm, faul, die Blutsaugerin des Mannes, verlogen, zänkisch, ohne Menschenverstand und bei alledem ist sie — und das kann ihr nie vergeben werden — unentbehrlich. Sie ist unentbehrlich. Und die Männer werden fortfahren sich von ihr ausnutzen und zum Narren machen zu lassen. So bindet doch wenigstens dies gemeinschädliche Element, ruft der verzweifelte Strindberg, verdrängt es vom Arbeitsmarkt, nehmt ihm das Erbrecht, schiebt ihm die Kinder zu, drückt es zu Boden. Und im selben Athemzug schildert er mit schmerzvollem Versenken die Seligkeiten der jungen Ehe, in Farben, zart und wechselnd bewegt wie Sonnengeflimmer. Er vertieft sich in der Novelle: „Das Brot" in die Misère eines ärmlichen Hausstandes, in die wachsende Noth mit der wachsenden Kinderzahl, in die vergeblichen Versuche, dem Segen Einhalt zu thun, in das vorzeitige Altern und die seelische Verkümmerung der Eltern. Er schildert in der zartgetönten Dichtung „Herbst", wie in einem glücklichen Ehepaar bei einer zufälligen Trennung die Erotik der ersten Ehejahre wieder erwacht, wie sie sich schreiben wie Verliebte, sich vor der Heimkehr ein Stelldichein geben an dem Schauplatz ihrer jungen Liebe und das flaue, peinliche Gefühl, das die bei der Begegnung entweichende Illusion hinterläßt. Eine Weile noch suchen sie sich gegenseitig zu betrügen, mit Blicken, die sich suchen und ausweichen, mit Gefühlen, von denen durch den Versuch sie wieder zu durchleben der Duft gestreift wird. Alles redet von Vergangenheit, ihre Kleidung und die Orte, die sie aufsuchen und ihre eigenen Gestalten. Da geben sie es auf, sich Komödie vorzuspielen. Er bedient nicht, sondern läßt sich wieder bedienen und sie wird wieder in seinen Augen, was sie so lange gewesen, die Mutter. Und sie beeilen sich, zu den Kindern zurückzukehren. Und sie beeilen sich, das Gespenst ihrer Jugend zu vergessen, das sie so thöricht heraufbeschworen.

Strindberg ist ein durchaus polemischer, aber nichts weniger als ein beherrscht polemischer Geist, heftig beeinflußbar, leicht verletzbar, einem ganz unbezähmbaren Drang, Alles herauszusagen unterworfen. Schlagende Beobachtung und grenzenlose Uebertreibung mischen sich in seinen Productionen fast unzerlegbar in einander und das Meiste, was er producirt hat, ist Gelegenheits- und Fehdedichtung. Irgend eine geltende Meinung, eine hervortretende Richtung bringt ihn aus dem Gleichgewicht, er setzt sich hin und schreibt dagegen und steigert sich während der Production in einen Paroxysmus von Animosität. So entstanden, als Antwort auf die skandinavische Frauenbewegung, seine Anti-Frauenartikel, so entstand sein „Vater" mit der Klytemnästrageſtalt als Gegenstück zu den „Echten Frauen" der schwedischen Schriftstellerin Anne Charlotte Edgren, die die arbeitende, ernsthafte, principienstarke moderne Frau den bewundernden unterwürfigen Gattinnen älterer Linie und den wankelmüthigen, liederlichen, selbstsüchtigen Männern gegenüberstellt.

Der Grundton in August Strindberg's Dichtungen ist Leiden. Leben ist leiden. Eine Natur ohne Gleichgewicht — voller Sensitivität, ohne Sympathie — voller Verständniß, einsam und hingebungsbedürftig, ist es sein Geschick durch die Frau zu leiden, wie durch das Leben, sich an sie zu klammern, wie an's Leben, und Beide zu schildern mit den brennenden Farben von Haß, Liebe und Schmerz.

Digitized by Google

Paul Güßfeldt's Reise in den Andes.

Von Alfred Kirchhoff-Halle.

Die unter obigem Titel kürzlich im Verlag der Gebrüder Paetel zu Berlin erschienene Reiseschilderung des als Führer der deutschen Loango-Expedition wie als kühner Bergsteiger bekannten Verfassers versetzt uns in lebendigster Anschaulichkeit mitten ins erhaben wilde Hochgebirge von Südamerika an die Grenze von Chile und Argentinien.

Kein schematisirender Auszug aus dem unterwegs geführten Tagebuch wird uns dargeboten, kein bedenklich verallgemeinerndes Gemälde von einem mächtigen Erdraum wird entworfen nach den Einzeleindrücken des Reisewegs, die immer doch nur räumlich beschränkter Art sein können, selbst wenn sie von Cordilleren-Höhen aus gewonnen wurden. Wohl erinnere ich mich farbenprächtig und mit malerischem Effect entworfener Karten, die einstmals ein (später wegen seine Flunkerei entlarvter) Afrikareisender der afrikanischen Gesellschaft vorlegte: sie zeigten wunderbare Detailaufnahmen der Landschaft hinter den Gebirgszügen, vor welchen der anscheinend mit felsendurchbohrenden Augen bewehrte Kartenkünstler seines Wegs gezogen war. Von derlei Künsten wird uns hier nichts bescheert; geradeso wie die sauber ausgeführten Karten, welche dem schön ausgestatteten Werke beigegeben sind, nur das zeichnen, was der reisende Forscher auf Grund von eigener Anschauung aufgenommen hat, zwischen den Maschenlinien dieser naturgemäß in der Längsrichtung verlaufenden Aufnahmen dagegen das Feld einfach leer lassen, selbst wo es von riesenhohem Felsgebirge eingenommen wird, — so nimmt uns auch die Reiseschilderung selbst frisch weg an die Seite des Reisenden: wir theilen mit ihm Genuß und Arbeit, bestehen mit ihm die Gefahren des Emporklimmens zu vorher noch nie betretenen Gipfeln, genießen die Größe und Eigenart andiner Gebirgsnatur, leben aber ausnahmslos nur vom Selbstgeschauten, indem es die Kunst des Darstellers durch freundlichen Zauber so fügt, daß wir meinen mit seinen Augen selbst in die Wunder jener fernen Gebirgswelt hineinzuschauen.

Zwei Theilfelder sind es, auf denen sich Güßfeldt's Reisen im Sommer 1882 zu 83 bewegten. Das eine liegt im Südosten von Chiles Hauptstadt Santiago und breitet sich bis über die argentinische Grenze zwischen 32½ und nahezu 35° südlicher Breite aus; der Glanzpunkt der dort zurückgelegten Zickzackruthen war die Besteigung des Maipo-Vulkans. Das andere, etwas weniger umfangreiche Feld, nordöstlich von Satiago, deckt den 33. Breitengrad, weicht mithin von 32. zum 33. Parallelkreis; und in dieses fällt die wissenschaftlich bedeutendste Leistung der Gesammtreise, die genaue Aufnahme, trigonometrische Höhenbestimmung und nahezu vollkommene Besteigung von Amerika's höchsten Gipfel, dem Aconcagua.

Schon bald nach dem Verlassen des letzten Flecks chilenischer Cultur im erstgenannten der beiden Gebiete, nach dem Aufbruch nämlich von der mit modernem Luxus eingerichteten Bäder von Cauquenes erschloß unser Reisender im Hintergrunde des sogenannten Cypressenthals eine merkwürdige Gletschermasse recht eigentlich erst der Forschung. Mit vollem Recht wird betont, daß die verhältnißmäßige Armuth der Cordilleren dieser Breiten an Gletschern nicht allein eine Wirkung des trockenen Klimas, sondern auch des Bodenbaus sei. Es fehlen zumeist jene an eine (den Firn sammelnde) Hochmulde anschließenden lang sich hinstreckenden Thäler, wie sie als Hohlformen für rechte Gletscherentwickelung z. B. die Schweiz auszeichnen. Eben aber dort im Hintergrund des Cypressenthales zieht ein solches Längsthal von Süd gen Nord infolge der Vorlagerung einer westlichen Nebenkette vor die Hauptcordilleren. Und ebenda gewahren wir einen großartigen Gletscher, von Güßfeldt „Ada-Gletscher" getauft, über dessen Stufenabsätze die zur „Eisblock-Cascade" zerrissene Gletschermasse niederdrängt, daß weithin die Donner herabstürzender Eiszinken die tiefe Stille der einsamen Landschaft unterbrechen. Sehr wichtig erscheint die Entdeckung, daß dieser Ada-Gletscher nur der Rest eines früher ungleich größeren Gletschers darstellt. Bis über Agua de la Vida hinaus d. h. mehr als 6 Kilometer vom gegenwärtigen Gletscherende muß der vorzeitliche Gletscher gereicht haben, ja der Rückzug muß sich noch bis in jüngste Vergangenheit fortgesetzt haben, denn eine Eismasse von 40 Meter tieferer Lage gegenüber dem (von ihr ungefähr 400 Meter zur Zeit entfernten) Gletscherthor blieb noch unzerschmolzen liegen — ein abgeschnürtes Gletscherstück, welches sich nur dadurch erhielt, daß überdeckender Moränenschutt die Sonnenstrahlen abhielt.

Nahe dem heutigen Ende des Ada-Gletschers fand Güßfeldt unter etwa 40 verschiedenartigen Kräutern eine alte Bekannte aus der deutschen Heimath: die Kartoffel, die ja in diesen Gegenden ihre ursprüngliche Heimath hat. Seltsamer Weise aber suchte er bei diesen Wildlingen vergebens nach den nutzbaren Knollen, die demnach erst ein Zuchterzeugniß zu sein scheinen.

Schöne Stimmungsbilder malen uns beim Weiterzug über die argentinische Grenze, dann wieder zurück nach Chile zum Ersteigen des erhabensten Grenzsteins, des 5400 Meter hohen Maipo, den Landschaftscharakter. Es ist nicht die lachende Natur unserer europäischen Alpen, wo anmuthiger Wald um die Gletscherzungen ergrünt, die saftig grünen Almen den ewigen Schnee säumen. In herbem Ernst tritt uns dort das Hochgebirge entgegen, in einfachen, aber überwältigend großartigen Linienzügen, als wäre es ein Gemälde von Claude Lorrain. Ein unseren Alpen gänzlich fremdes geologisches Motiv gesellt sich zur Schnee- und Gletscherlandschaft dieser Anden: aufragende Basaltfelsen und schwarze Lavafelder, ein eigenartiger Gegensatz zur weißen Decke des Schnees.

Auf der argentinischen Seite wird das Thierleben etwas mannigfaltiger, es jagt auch manchmal ein wilder Reitersmann daher, ein Gaucho, der da droben zeitweise eine elende Hütte bewohnt, um seinen Rossen die Sommerweide nutzbar zu machen. Der berühmte Condor, der riesigste aller Geier, muß hier recht selten sein; er kam gar nicht zu Gesicht. Oefter zeigten sich, namentlich Morgens und Abends, die Verwandten des Lama, die Guanacos. An Geschwindigkeit übertreffen diese Vertreter von Hirsch und Reh und zugleich von der Gemse ein flinkes Pferd, weshalb man sie nicht durch Verfolgen auf Pferdesrücken zu erjagen sucht, sondern indem man ihnen listig den Weg abschneidet und sie dann mit den Wurfkugeln (den Botas) oder mit der Wurfschlinge (dem Lasso) zu Falle bringt. Ganz eigenthümlich klingt die Stimme des Guanaco; sie ist ein Mittelding zwischen dem Schnattern einer Ente, dem Quaken eines Frosches und dem Bellen eines geängstigten Affen.

Ein Meisterstück, das seit 1859 gründlich in der praktischen Bewältigung des Hochgebirges geschulten Alpinisten würdig, war das Erklimmen des in einsamer Majestät wie ein Ararat die umgebende Hochfläche um mehrere Kilometer überragenden Maipo bis zu seinem zackigen Kraterkranz. Mutterseelenallein leistete Güßfeldt, nachdem er seine Leute sammt Pferden und Maulthieren zurückgelassen, dies harte Stück Kletterarbeit. Zuletzt wurde die (oberhalb 3000 Meter dort überall sehr stark bewegte) Luft so orkanhaft ungestüm, daß er kriechend den Zinnensaum des Felskegels erreichen mußte, um nicht vom Sturme hinabgeschleudert zu werden. Mit den Händen das Gestein packend schaute er sodann vom Zinnenkranz in den kesselförmigen Abgrund: gerade unter ihm fiel die buntfarbige Kraterwand mehrere hundert Fuß hinab und verlor sich unter Schneemassen, welche die Tiefe erfüllten. Nichts deutete auf fortdauernde vulkanische Thätigkeit, der Maipo muß also unter die erloschenen Feuerspeier gezählt werden.

Nicht ganz so erfolgreich, trotzdem aber noch ergebnißreicher verlief die Besteigung des Aconcagua. Die (zum Theil mit den Worten des mitten in der Lebensgefahr rüstig fortgeführten Tagebuchs) geschilderten mehrmaligen Versuche, welche der Reisende auf dieses buchstäblich höchste Ziel alpinistischer Leistung auf amerikanischem Boden richtete, haben etwas dra-

Digitized by Google

matisch Ergreifendes, das keine auszugsweise Mittheilung wiederzuspiegeln vermag.

Glücklicherweise kamen die Beobachtungsinstrumente und der photographische Apparat unzerbrochen bis in jene alle außerasiatischen Gipfel der Erde weit übertreffende Höhe. Dank der vorzüglichen Handhabung dieses wissenschaftlichen Geräths durch unseren, trotz aller physischen Drangsal unentwegt fortarbeitenden Forscher kennen wir nun endlich diese Krone der neuen Welt nach ihrer genauen geographischen Lage und ihrer Gestalt, wir wissen nun mit voller Verläßlichkeit, daß der Riesenberg 6970 Meter mißt (folglich noch 660 Meter höher ist als der Chimborazo) und gleichfalls wie der Maipo ein erloschener Vulkan ist, in dessen Kratertiefe sogar ein einem Gletscher gebührendes Firnfeld lagert.

Die mit der vulkanischen Entstehung zusammenhängende Isolirtheit des Aconcagua auf einer viel geringere Seehöhe einhaltenden Umgebungsfläche bedingt neben der Schroffheit der Gehänge die ganz besondere Schwierigkeit der Besteigung. Während z. B. von der letzten Ruhestätte aus der Besteiger des Montblanc noch 1760, der des Matterhorn sogar nur noch 1207 Meter zu bewältigen hat, bleiben für den letzten Anstieg auf den argentinischen Riesen, ohne einen zum Biwak geeigneten Platz weiter hinauf zu finden, noch volle dritthalb Kilometer übrig!

Auch beim zweiten Ersteigungsversuch blieb Güßfeldt nothgedrungen noch 400 Meter unter dem Gipfel zurück. Ein dritter Versuch verbot sich durch die vorgerückte Jahreszeit. Doch für die Wissenschaft war ja sogut wie alles glücklich erreicht, und der touristischen Vollendung des Werkes in der Zukunft war bestens vorgearbeitet: der rechte Pfad (durch einen schornsteinartigen Einriß, ein sogenanntes Couloir, der sonst nicht zu bemeisternden vor dem Gipfelkegel aufragenden Mauer der „Büßerkette") war entdeckt, als passendste Jahreszeit für die Ersteigung die von Mitte Januar bis Mitte Februar erkannt.

Bemerkenswerth erscheint es, daß unser Forscher (und selbst der treuste seiner chilenischen Begleiter, welcher fast bis zum höchsterreichten Punkte an seiner Seite aushielt) keinen Blutaustritt aus Ohren oder Nase erfuhr, ja noch arbeiten konnte in einer Höhe, welche man mit Aufthürmen der Schneekoppe auf den Montblanc noch nicht einmal erfüllen würde. Freilich muthete die arg verdünnte Luft, deren Sauerstoffgehalt gegenüber der Niederungsluft auf 44% herabgesetzt war, der Athmung eine gewaltige Leistung zu, und nicht viel weniger peinigte die außerordentliche Trockenheit dieser Höhenluft, so daß es wohl that, ab und zu niederzuliegen, den Mund dicht über den Schnee zu halten und heftig zu röcheln.

Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft.

Von F. Lützenau.

Selten dürften über einen Gegenstand die Urtheile so diametral einander gegenübergestanden haben, wie über die „Weltsprache" Volapük. Während die Anhänger in selbstvergessenem Entzücken schwelgen und sich in überschwänglichen Erwartungen über die zukünftige Bedeutung der Volapük für Handel und Wissenschaft wiegen, sprechen die Gegner allerorten — denn Volapük rückt in der That überallhin vor, so daß allerorten die Kritik geweckt wird — ihr jede Berechtigung und ernsthafte Bedeutung ab. Nur langsam kommt zwischen den Extremen die ruhige Prüfung, die wissenschaftliche Kritik zur Geltung. Was aber besonders auffällt: auch die competenten Männer der Wissenschaft nehmen entgegengesetzt Stellung. Die Philologen, also die Vertreter desjenigen Faches, welchem man die Lehre von der „Sprache" Volapük — vorausgesetzt, daß man Volapük eben als Sprache bezeichnen darf — einreihen müßte, verhalten sich im Allgemeinen ablehnend („stehen noch vielfach der Weltsprache mit Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegenüber", wie nach einem vorliegenden Bericht jüngst ein Volapükist launig seinen Vortrag einleitete); ja es dürfte fast als unter der Würde des Philologen, des Linguisten liegend angesehen werden, sich mit der „Weltsprache", und sei es auch kritisch, zu beschäftigen. Andererseits hat ein Mann von der angesehenen wissenschaftlichen Stellung Alfred Kirchhoff's sein Gewicht zu Gunsten der Schleyer'schen Erfindung in die Wagschale geworfen. Kirchhoff's engeres Fach ist allerdings nicht die Philologie oder die Sprachwissenschaft. Jedoch es läßt sich nicht nur von ihm erwarten, daß er auch einer ihm etwas ferner liegenden Wissenschaft die ihr geschuldete Achtung erweisen werde, sondern, da das hier wesentlich in Betracht kommende Entstehen der Sprache natürlich bedingt ist, so liegt die Frage dem Geographen Kirchhoff überhaupt nicht einmal so sehr fern. Ist nun schon an sich das vorhandene ernst gemeinte Streben einer Klasse oder Vereinigung, welche eine größere Zahl von Personen umfaßt, ohne Zweifel jedesmal der Beachtung werth, so rechtfertigen die vorhin erwähnten Umstände doppelt den Versuch einer Würdigung der Volapük vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte.

Alle Sprache ist Naturproduct. Sie läßt sich nur begreifen, wenn wir sie als dem Gesetz von Ursache und Wirkung unterworfen ansehen. Mit Beiden, nämlich mit Ursache und Wirkung, gehört sie der Naturwelt an. Ihre Entwickelung, welche eine stetige ist, geschieht nach festen, nothwendig und ausnahmslos wirkenden Gesetzen, kurz: nach Naturgesetzen. Diese Feststellung ist nöthig, um zu erkennen, ob die künstlich geschaffene Volapük eine Sprache sei. Denn wäre die Sprache — welche uns hier übrigens nur als Lautentwickelung, nicht als Ideenausdruck gilt — nicht lediglich vom Naturgesetz abhängig, sondern, wenn auch nur in einzelnen Theilen oder bis zu einem gewissen Grade, ein willkürliches Erzeugniß des menschlichen Geistes, so fiele der scharfe Wesensunterschied zwischen ihr und der in der That willkürlich ersonnenen Volapük weg; nur wäre hier ein Einzelner (bezw. wenige Einzelne), dort ein Volksganzes der Sprachschöpfer.

Nach dem Gesagten muß es als unmöglich gelten, daß die „Weltsprache" jemals das werde, was ihr Name zu besagen scheint: die in der ganzen Welt gesprochene Sprache, welche alle heute gesprochenen Sprachen verdrängt haben wird. Die Schaffung und der Bestand einer Weltsprache in diesem Sinne würde dreierlei in sich schließen. Erstens müßten die lebenden Sprachen untergehen, was sie als die nothwendigen Wirkungen vorhandener natürlicher Ursachen nicht können. Zweitens müßte die Volapük alsdann wirkliche Sprache werden, sich organisch in das Naturleben einordnen, was ihrem Wesen zuwider ist. Drittens müßte, damit die einheitliche Weltsprache erhalten bleibt, ihre Veränderung durch die conservativ wirkende Schrift, durch Zurückdrängen ihres phonetischen, grammatischen und lexicalischen Schaffenstriebes — daß hierin Manches möglich ist, hat die französische Academie dargethan und in Rumänien versucht man's gegenwärtig nachzumachen — auf ein geringes Maß beschränkt werden, was trotz alledem bei der Größe des Erdballs im Ganzen eine nackte Unmöglichkeit ist. Erklängen heute auch an der Newa und am Tajo die nämlichen Laute zur Bezeichnung der nämlichen Dinge: nach Verlauf eines halben Jahrhunderts wären die Differenzen ohne Zweifel bereits so groß, daß man sich nicht mehr gegenseitig verstände. Was für alle Zeiten das Nebeneinanderbestehen verschiedener Völker sichert: die nicht zu beseitigende Verschiedenheit der sprachlichen Entwickelung — die Nationalität hängt ja eben an der Sprache —, daran muß auch die „Weltsprache" scheitern. Die eingehendste und scharfsinnigste wissenschaftliche Untersuchung gelangt hier zu keinem anderen Ergebniß, als das naive, unmittelbare Bewußtsein des Laien.

Die namhaftesten und anerkannten Führer der Volapük-Bewegung (fast hätte ich gesagt Volapük-Agitation) hegen indeß selbstverständlich nicht die Meinung oder Hoffnung, daß die „Weltsprache" jemals irgendwo die allgemeine Umgangs- und Verkehrssprache werden, jemals die „Muttersprache" fühlender Menschen sein könne. Was man ihnen zum Vorwurfe machen

Digitized by Google

kann, ist nur, daß sie sowohl durch gelegentliche überschwängliche Aussprüche, als auch durch gewisse Theile ihres Systems jenen Wahn ihrer Anhänger genährt haben. Pfarrer Schleyer, der Erfinder der Weltsprache, berücksichtigt in seiner Grammatik systematisch die Poesie, und daß gerade durch dieses Mittel ein besonderer Reiz auf die Menge ausgeübt wird, ersieht man (wie neulich Friedrich Adler hervorhob) aus den häufigen Ablehnungen volapükistischer Gedichte in den Correspondenzen der illustrirten Blätter. Volapük kann aber nimmermehr ein auch nur annähernd adäquates Material der dichterischen Kunst werden. Die „Weltsprache" ist mit dem Verstande erfunden. Sie besitzt ein logisches Gepräge. Sie verträgt es nicht, daß man einen psychologischen Maßstab an sie anlege. Darum sucht man das Seelenvolle, das Poetische in Volapük vergebens. Dieselbe kann also von vornherein nur mit der Beschränkung als ein erträglich treues, genießbares Ausdrucksmittel gelten, daß es sich um verstandesmäßige Auffassung und Darstellung handle. Im verstandesmäßigen Sinne nehme man auch das vorhin gebrauchte Wort „genießbar": einen ästhetischen Genuß kann uns Volapük nicht verschaffen, weil sie in die ästhetische Sphäre gar nicht hineinragt. Nur einer Schönheit, welche rein lautlich ist, wäre sie möglicherweise fähig; ob diese ihr wirklich eignet, soll später betrachtet werden.

Innerhalb sehr verständiger Grenzen hält sich die Volapük-Grammatik, welche im Verlage des Halle'schen Waisenhauses erschienen ist; sie führt den Titel: „Internationale Handelsschule". An ihrer Abfassung ist vermuthlich Prof. Kirchhoff betheiligt. Der genannte Gelehrte hat allerdings nicht überall dieselbe nüchterne Auffassung der Volapük als eines Mittels für den äußeren, socialen Weltverkehr bekundet; er erwartet an anderer Stelle von ihr die internationale Vermittelung der wissenschaftlichen (z. B. der geographischen) Forschung. Doch soll auf diese Ueberschreitung der Grenze hier nicht weiter Gewicht gelegt werden.

Volapük ist keine Sprache. Und dennoch bezeichnet nicht nur ein vielleicht nachlässiger Sprachgebrauch sie als eine solche, sondern auch innerhalb wissenschaftlicher Kreise scheint diese Auffassung im Ernste getheilt zu werden. So führt sogar die „Allgemeine Bibliographie für Deutschland" die Lehrbücher der Volapük und andere die „Weltsprache" betreffende literarische Erscheinungen unter der Rubrik „Neuere Sprachen" auf! Das muß man gesehen haben, um es zu glauben, doch kann man sich durch einen Blick fast in jede Nummer der genannten, wöchentlich erscheinenden Zeitschrift überzeugen; denn fast in jeder Woche werden ein oder mehrere volapükistische Lehrbücher oder Propagandaschriften auf den deutschen Büchermarkt geworfen. Was aber dazu verleitet, die Volapük als eine Sprache zu betrachten, ist offenbar der Umstand, daß sie mit der Sprache das nämliche Material benützt, nämlich Wörter, welche aus artikulirten und hörbaren Lauten bestehen. Ohne diese Eigenthümlichkeit würde man Volapük gewiß eher den mancherlei Verständigungsmitteln zurechnen, welche nicht die der Sprache eigenthümliche Mitwirkung des Ohres in Anspruch nehmen, wie Stenographie und Telegraphie. Aber Volapük besteht aus Lauten, welche gleich den Sprachlauten einerseits Klänge, andererseits Articulationsbewegungen sind. Ja, die Volapüklaute sind unsere gewöhnlichen Sprachlaute. Erfunden, künstlich geschaffen sind nicht die Lautelemente der Volapük, sondern nur ihre Lautgruppen, diese aber reinweg, so daß die Weltsprachwörter nicht nur als Begriffsbezeichnungen, sondern auch als Lautgebilde keinen natürlichen Ursprung besitzen und damit der Realität entbehren. Indem wir nun die Mängel betrachten, welche der stolzen „Weltsprache" wie allem Menschenwerk nothwendig anhaften, werden wir dazu gelangen, die Verwendbarkeit derselben in bestimmter Weise abzugrenzen, zunächst auf Grund ihrer phonetischen Beschaffenheit. Uns fällt hier das Fehlen des Lautes R alsbald auf. Schwerlich ist Pfarrer Schleyer durch die Rücksicht auf das Chinesische, welches den R-Laut nicht kennt, zur Fernhaltung desselben bewogen worden. Flugs könnte sonst der Japanese kommen und die Ausmerzung des L verlangen, für das er regelmäßig R eintreten läßt. Es wird ästhetische Abneigung gegen das Zäpfchen-R, vielleicht unterstützt durch sprachgeschichtliche Gründe, als Motiv gewirkt haben. Ich halte nun gleichfalls das Zäpfchen-R für unschön und bedaure, daß dieser Laut, wie zuerst in Frankreich, so jetzt auch bei uns das Zungen-R vollständig zu verdrängen im Begriffe steht, dergestalt, daß fast nur noch auf dem Lande die Aeltesten und die Jüngsten, die von der Schule entweder nicht mehr oder noch nicht Beeinflußten uns ein deutliches, durch Vibriren der Zungenspitze erzeugtes R vernehmen lassen. Nur würde es ein sonderbares und verfehltes Beginnen sein, einen wohlklingenden Laut aus dem Grunde zu tilgen, weil derselbe durch die Nachlässigkeit oder Trägheit der Sprechenden öfter einem übelklingenden, aber doch einem ganz anderen Laute Platz macht. Auf diesem Wege läßt sich einer etwa einreißenden Nachlässigkeit der Aussprache offenbar nicht steuern. Denn der Lautmangel hört weder jemals auf, noch wird er allemal ohne einen Verlust an Deutlichkeit und Anmuth vor sich gehen; auch entstehen jene wenig klangvollen Laute nicht nothwendig aus einem R. Wer aber einwenden wollte, daß die unbegründete oder falsch begründete Aechtung des R nur ein zufälliger Mißgriff, eine nicht auf Rechnung des Systems zu setzende Aeußerlichkeit sei, der übersähe, daß Volapük einen verstandesmäßigen Ursprung und einen verstandesmäßigen Zweck hat, welcher die strenge Festhaltung der ästhetischen Richtschnur verbietet und unschöne Formen nicht nur hier und da in den Kauf zu nehmen nöthigt, sondern sogar massenhaft in den Vordergrund bringt, wobei noch obendrein um der Oekonomie willen ein geringwerthiges Material verwendet wird. Es fällt Jedem, welcher einmal einen Abschnitt volapükistischer Poesie oder Prosa hört, sofort das Ueberwiegen der sogenannten getrübten Vocale, ä, ö und ü, auf. In ihrer allzu häufigen Folge wirken diese Laute nicht angenehm auf das Ohr. Zwar läßt sich ihr Klang nicht eigentlich trüb nennen. Dieser Ausdruck hat mehr sprachgeschichtlichen Sinn: getrübt aus a, o, u, und ist insofern schief, als er außer der Bezeichnung des Ursprungsverhältnisses eine unklare phonetische Charakteristik enthält. Denn bei all diesen oft gebrauchten phonetischen Bezeichnungen: hell, dunkel, getrübt, gequetscht, gebrochen u. ä., läßt sich nichts Rechtes denken, oder Jeder denkt sich etwas Anderes dabei. Indeß belehrt uns die Lautphysiologie darüber, daß ä, ö und ü hinsichtlich der Zungen- und Lippenstellungen Zwischenvocale, Vermittelungen zwischen Hauptvocallauten sind, daß z. B. ö (in „Söhne") ein in der Lippenstellung von o (in „Hohn") gesprochenes e ist. Und aller Erfahrung nach entspricht diesem articulatorischen Charakter die acustische Wirkung jener Laute: das Ohr, der Richter in phonetischen Dingen, gestattet nur ihre sparsame Verwendung zwischen den Hauptvocalen. Die Volapük aber gebraucht sie, was gewiß in allen Sprachen der Welt ohne Beispiel dasteht, zu hervorragend wichtigen Unterscheidungen in der Conjugation, und zwar nothgedrungen; denn mit den anderen Vocalen kommt sie zur Bezeichnung der verschiedenen (Tempus- ꝛc.) Verhältnisse nicht aus. So kehrt die Mißachtung sich zugleich gegen das Gebot des Wohllauts und gegen das Vorbild der Natur. Daher ist die „Weltsprache" einerseits unpoetisch, als Material der poetischen Kunst ungeeignet — auch in lautlicher oder leiblicher Hinsicht. Andrerseits ist sie phonetisch unnatürlich, unwahr, ohne einheitliches, charakteristisches Gepräge. Da ihr die Seele fehlt, so entbehrt auch ihr Leib das einheitliche und belebende Princip. Auch in der Sprache sind Seele und Leib nur mit einander und für einander da. Der Redner kann mit dem Instrumente der Volapük keine Klangwirkung erzielen, geschweige denn das Gemüth erschüttern und den Willen erregen. Das Erzeugniß der combinirenden Vernunft dient auch nur den Zwecken der kalten Vernunft. So engt das Verwendungsgebiet der „Weltsprache" zusehends sich ein. Vielleicht werden wir es noch mehr zu beschränken haben.

Wenn wir bei der „Weltsprache" einmal von einer Morphologie reden dürfen — doch wird es gut sein, dabei zu sagen, daß dies nur scherzhaft gemeint sein kann —, so hat wohl keine Sprache einen scheinbar so einfachen, in Wirklichkeit so

Digitized by Google

charakterlos verwirrten, überall irreleitenden morphologischen Bau. Der Stolz des ganzen Systems sind die Vor- und Nachsilben. Diese Silben ermöglichen nach der Darstellung aller Grammatiker dem Volapükisten eine außerordentliche Fülle von Ableitungen, deren Sinn aus der beigefügten Silbe zu entnehmen ist. So bezeichnet -el den Mann, der mit etwas beschäftigt ist, -av die Wissenschaft, -il die Verkleinerung u. s. w. Dieser Silben sind zusammen ungefähr neunzig. Was nun schon bei den einfachen Wörtern das Einprägen erschwert, die Charakterlosigkeit der Lautgebilde, führt bei der Ableitung zu einer unabsehbaren Fülle von Mißverständnissen. Erleichtert werden diese Mißverständnisse durch die ausnahmslos geltende und kaum aus dem System zu beseitigende Regel, daß alle Wörter den Ton auf der letzten Silbe haben. Wie Adler neulich hervorgehoben hat (Bohemia, Nr. 274, Beilage), ergibt nämlich fast jedes Wort der Volapükisprache, das mit einer der Vorsilben gleich anlautet, durch die Anhängung einer entsprechenden Nachsilbe ein zweideutiges Wort. Adler hat an sechszig solcher Wörter gebildet, welche sich verzehnfachen ließen, von denen hier nur einige zur Erklärung angeführt seien. Mit le- (Verstärkungsvorsilbe) und -el (Thätigkeitssilbe) bedeutet lemel zugleich: Käufer und Ocean. Mit ko- (Gesellschaftsvorsilbe) und -am (= franz. ion) bedeutet konam zugleich: Erzählung und Mitarbeit. Mit mi- (= Miß-) und -en (Handwerkssilbe) bedeutet miten zugleich: Fleischerei und Zerrung. Mit le- und -od (Nachsilbe für Concreta) bedeutet lelod zugleich: Eisenbahn und starke Ladung. Mit gle (= Haupt-) und -ip (Krankheitsnachsilbe) bedeutet gletip zugleich: Hauptspitze und Größenwahn. Eine weitere Reihe von Mißverständnissen ermöglicht die Concurrenz von Nachsilben und vollgültigen Stämmen in zusammengesetzten Wörtern. So z. B. bedeutet etwa talavall: Geographie-Professor und Erdall. Auch der oft gerühmte Vortheil, daß die Verba sofort durch ihren Ausklang (in o) zu erkennen seien, geht durch die Vorsilben und durch die Zusammensetzung wieder verloren und verkehrt sich in neue Irrungen. So heißt z. B. binom er ist und zugleich die Vorregel. Da diese Gefahr des Mißverständnisses dem Erfinder der „Weltsprache" aber bereits aufgefallen ist, so hat er ihr durch die Verfügung vorzubeugen gesucht, daß eine Reihe von Silben (78) zu Wörtern niemals verwendet werden soll. Der Volapüklernende hat also seinem Gedächtniß 78 Silben einzuprägen, welche zur Wortbildung nicht verwendet werden dürfen. Ob sich irgend eine lebende Sprache solcher Schwierigkeiten rühmen kann? Die 78 Silben bieten indeß gar nicht einmal Schutz gegen Verwechselungen.

Die negative Vorschrift: „Bildungen folgender Art sind nicht statthaft", kehrt in der Volapük-Grammatik des öfteren wieder. Pädagogisch ist sie sehr bedenklich. Denn die Uebung, durch welche allein Sicherheit des Gelernten und stets bereite Anwendung erzielt werden kann, kommt hinsichtlich des Nichtstatthaften natürlich in Wegfall.

Idiomatismen sind selbstverständlich fernzuhalten. Ist es aber einerseits ein großer objectiver Verlust für die „Sprache", daß sie aller idiomatischen Eigenthümlichkeiten und der meisten bildlichen Redensarten entbehrt, so ergibt sich aus demselben Umstande andrerseits eine große subjective Schwierigkeit, besonders für sprachlich wenig Geschulte. Was ist denn ein Idiomatismus? „Wir müssen," sagt die neulich erschienene „Grammatik der internationalen Handelssprache", „als Idiomatismus, das heißt als einen aus unserer internationalen Sprache unbedingt zu verbannenden Ausdruck, jede Wendung betrachten, die nicht gleichzeitig im Deutschen, Englischen, Französischen und Russischen vorhanden ist." Darnach würden recht ansehnliche Sprachkenntnisse erfordert, um einen Idiomatismus als solchen zu erkennen. Jedenfalls gehört Aufmerksamkeit und auch ein gutes Sprachgefühl dazu, um manche Wendungen, die der Alltag mit sich bringt, vorsichtig zu behandeln, und es ist oft recht schwer, den Sinn in einer unbildlichen Sprache genau wiederzugeben. Die Reproduction eines angeschauten oder gehörten fremdsprachlichen Satzes oder Bildes ist bei weitem leichter und eine durchaus unzutreffende, stark äußerliche Auffassung bekundete sich, wenn neulich in einem Verein von Philologen — es war der Hamburger „Verein für das Studium der neueren Sprachen" — hervorgehoben wurde: „Die Schwierigkeit der Idiomatismen sei beim Uebersetzen in jede andere Sprache weit größer, als bei Volapük, da man dann auch wieder deren idiomatische Eigenthümlichkeiten kennen müsse, während solche in der Volapük ganz unmöglich seien."

Mit der Einfachheit und leichten Erlernbarkeit, welche als Hauptvorzug der Volapük gerühmt wird, sieht es in praxi doch zum Theil anders aus, als das bewunderungswürdig durchsichtige System annehmen läßt. Dies gilt auch vom Wortschatz. Zwar stimme ich nicht ein, wenn ein Gegner spottet: „Hinter einige Geheimnisse der Schleyer'schen Wortbildung bin ich nun gekommen und weiß, daß tik (denken) vom englischen think, suf (dulden) vom englischen suffer, lad (Herz) vom englischen heart, lel (Eisen) vom englischen iron, nam (Hand) vom lateinischen manus abgeleitet sind. Und da ich's herausgebracht habe, ist es mir erst recht schwer, ernst zu bleiben: suf! Wo ist denn da der eigentliche Stamm fer hingerathen? Und was für einen Zweck hat das Entlehnen aus bekannten Sprachen, wenn die Wörter so entstellt werden?" Gemerkt ist ein solches vereinfachtes Wort durch die Erinnerung an sein Etymon — wenn ich noch einmal einen sprachwissenschaftlichen Ausdruck auf die Volapük anwenden darf — denn doch leichter, und daß der eigentliche Stamm eines Wortes im Verlauf seiner Entwickelung ganz verschwindet, das ist auch in der Sprache kein unbekannter Vorgang: was ist denn im französischen (j')eus (phonetisch: ü) noch vom lateinischen habui übrig? Aber die Erleichterung ist nur für den des Lateinischen und Englischen einigermaßen Kundigen vorhanden und diesem möchte ich den Rath geben, sich lieber in diesen Sprachen weiterzubilden. Und muß nicht namentlich hoffnungslos stimmen, was das Schleyer'sche Wörterbuch in der Vorrede bemerkt (Absatz 6)? „Das bisherige kleinere Wörterbuch ist durch dieses neue aufgehoben, da einzelne Wörter ganz verändert wurden. Immer das neueste Wörterbuch ist maßgebend."

„Das bisherige Wörterbuch ist aufgehoben." Dabei soll nun Einer ernst bleiben! Durch diesen Ukas werde ich um die Frucht meines ganzen Bemühens gebracht und nun soll ich sogleich wieder daran gehen, mich in das neue Wörterbuch hineinzuarbeiten? Eine solche Herrschaft hat in meinem Leben noch kein Mensch über mich gehabt, wie sie Herr Pfarrer Schleyer dann über mich haben würde. Nun ist zwar auf dem Volapükisten-Congreß in München — es war wohl zu Anfang September — dieser Machtvollkommenheit eines Einzelnen ein Ende gesetzt worden. Ich verstehe. Ihr wollt keinen Dictator. Ein Collegium, eine Academie, vermuthlich doch eine international zusammengesetzte, soll, wie ich gelesen habe, Grammatik und Wörterbuch der „Weltsprache" feststellen. Aber das geht ja offenbar noch weniger. Mehrere zusammen können so ein Ding, das wie eine Sprache aussieht, nicht machen. Das kann nur ein Einzelner. Das Volk, indem es seine nationale Sprache hervorbringt und fortentwickelt, schafft auch als ein Individuum. Aber mögt Ihr nun Einen oder ein Collegium als Pfleger der Weltsprache bestellen, Ihr werdet in beiden Fällen sehen, daß es nicht geht. Das heißt in dem überspannten Sinne nicht, wie Ihr die Sache nehmt. Da werdet Ihr nur so lange Anhänger für sie haben, als sie neu ist.

Nichts ist dagegen einzuwenden, daß der Versuch gemacht werde, inwieweit die neue Erfindung sich zum Nutzen des Handelsverkehrs oder auch des socialen Verkehrs überhaupt verwerthen läßt. Wer die dahin zielenden Bemühungen bekämpfen oder gar durch Spott erdrücken wollte, verdiente Tadel, denn die Idee ist vielleicht fruchtbar. Hier mögen die Volapükisten arbeiten und uns dann nächstens etwas von ihren Erfolgen erzählen, statt, wie heute, blinden Lärm zu machen. Die Verwendung der Volapük zur Verbreitung wissenschaftlicher Forschung verspricht wenig Vortheil, weil Volapük für neue Ideen, für neugewonnene schärfere Begriffsfassungen keinen Ausdruck hat, — nicht eher, bis wieder eine neue Auflage des Wörterbuchs da ist, die aber selbstverständlich immer wieder zu spät

Digitized by Google

kommt. Denn Volapük ist todt, starr. Wenn man sie als eine Sprache gelten ließe, so wäre sie offenbar keine lebende, sondern eine todte Sprache.

Volapük ist aber überhaupt keine Sprache. Man kann in ihr nicht dichten, nicht reden, auch — Herr Pfarrer Schleyer! — nicht predigen und beichten. In Volapük zu conversiren, mag allerdings ein angenehmes und zugleich bildendes, combinirendes Spiel — jawohl Spiel — des Verstandes sein, am ähnlichsten vielleicht noch dem Schachspiel. Doch dürft Ihr Volapükisten Euch darum noch nicht, wenigstens so lange Ihr nicht mehr geleistet habt, auf Eine Linie mit den Schachspielern stellen.

Denn bis jetzt nehmen wir keine Leistungen wahr. Am allerwenigsten aber solche, welche die Forderung rechtfertigen könnten, daß — Jedermann Volapük lernen solle. An die Nachricht, welche von einem sehr eifrigen Volapükanhänger einer Zeitschrift mitgetheilt wird, daß für Bayern die Einführung des Volapük-Unterrichts in den Schulen beschlossen sei, ist denn auch wohl vorläufig nicht zu glauben.

Feuilleton.

Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

Wir gingen zusammen aus dem Theater fort, wo wir einander erst nach Schluß des Stückes zufällig in der Vorhalle getroffen hatten.

Es war zum ersten Mal das Schauspiel des Spaniers José Echegaray „Galeotto" gegeben worden, ein Theaterereigniß, auf das schon lange vorher die öffentlichen Blätter mit nicht gewöhnlicher Beflissenheit die Aufmerksamkeit des Publikums lenkten. Ein Spanier auf der deutschen Bühne, die lange genug den Franzosen das Vorzugsrecht eingeräumt hatte, schien eine recht annehmbare Abwechselung zu sein; das Haus war denn auch gut besetzt und der Beifall nicht karg bemessen gewesen. Natürlich lenkte sich das Gespräch sogleich auf das Stück. Ich fragte den allemal etwas kritisch gestimmten Freund, wie es ihm gefallen habe, mein eigenes Urtheil, wenn es nöthig wäre, nach dem seinigen zu berichtigen.

Gefallen! rief er. Das ist ein Wort, dessen man sich eigentlich in guter Gesellschaft bei solcher Gelegenheit gänzlich enthalten müßte. Es ist die Gedankenlosigkeit, die sich Kunstgenüssen gegenüber so gern mit dem Ausspruch abfindet: es hat mir gefallen, oder es hat mir nicht gefallen, wozu dann von jungen Damen noch ein: bezaubernd, entzückend —! oder ein: gräßlich, schauderhaft —! beigegeben zu werden pflegt. Als ob es zwischen inne gar nichts mehr gäbe — als ob damit überhaupt etwas über die Sache selbst gesagt wäre, daß ich mich gut oder schlecht unterhalten habe!

Ich merkte schon, daß er sich in kampflustiger Laune befand — wie gewöhnlich, wenn ein Eindruck nicht stark genug gewesen war ihn augenblicklich zu bewältigen — und versicherte ihn daher, daß ich natürlich nur an sein kritisches Wohlgefallen gedacht haben könnte.

Das schien ihn nun aber auch nicht zu befriedigen. Es ist schon schlimm, sagte er, wenn man im Theater über die kritische Betrachtung nicht hinwegkommt. Ich wenigstens empfinde es stets als einen Mangel des Eindrucks, der auf den ganzen Menschen beabsichtigt ist, wenn sich bei mir das Bedürfniß äußert, auf der Stelle eine Meinung zu haben: man fühlt eine Wirkung und mag sie doch nicht gelten lassen, oder nur mit Einschränkungen. So kann ich denn auf Ihre Frage nur antworten: das Stück hat mich lebhaft interessirt, aber es hat mich nicht gepackt und fortgerissen, am wenigsten da wo der Dichter alle Hebel ansetzt, mein Gemüth zu ergreifen. Ich halte es für unwahr und gemacht.

Sie spielen auf die allerdings sehr wunderliche Unterstellung an, daß der Dichter auf der Bühne, das Geschöpf des Dichters Echegaray, im Vorspiel das Drama schreibt, das er dann in den folgenden drei Acten selbst erlebt, ohne daß er es doch etwa gerade deshalb erlebt, weil er es schreibt.

Daran dachte ich jetzt nicht einmal, antwortete er. Das Vorspiel ist nichts anderes als ein Prolog, in welchem sich der Dichter Echegaray durch seinen Dichter Ernesto dem Publikum gegenüber zu Wort bringt, um über die Tendenz seines Stückes nicht den geringsten Zweifel zu lassen. Es ist sonderbar, daß Jemand sein Schicksal in dieser Weise vorahnt; aber einer dichterischen Phantasie mag das so hingehen, und bestreiten läßt sich's nicht, daß die Exposition durch dieses Mittel große Klarheit gewinnt. Ich habe die dramatische Handlung selbst im Auge. Da ist es nun für mich etwas ganz Undenkbares, daß es dem „großen Galeotto", also der nach der praktischen Erfahrung urtheilenden und auf ihre Bestätigung bedachten öffentlichen Meinung jemals gelingen könne, in zwei Menschen eine Leidenschaft für einander zu erzeugen, für die in ihnen selbst keine Anlage vorhanden ist. Lieben Julia und Ernesto, die junge Frau und der junge Freund des älteren Mannes, einander, so hat daran das Gerede der Leute, die dies nach den Umständen nur zu natürlich finden und deshalb als eine unumstößliche Thatsache ansehen, gewiß keine Schuld. Nie kann der Kuppler Galeotto, wie ihn der Dichter faßt, die Ursache dieser Neigung sein; er kann höchstens bewirken, daß sie auf sich selbst aufmerksam wird, äußerlich in die Erscheinung tritt. Dann hat aber die öffentliche Meinung wirklich wieder einmal Recht, und es ist wenig Grund, sich gegen sie zu erhitzen, man müßte denn einen Sündenbock brauchen. Ich sehe ihn recht tapfer mit den Hörnern herumstoßen, die ihm der Dichter aufgebunden hat, aber ich fürchte nicht, daß er damit Schaden anrichtet.

Ernesto und Julia lieben einander aber nach des Dichters Willen in der That nicht, wendete ich ein. Manuel ist völlig verblendet, unterliegt lediglich dem künstlich gefügten Schein der Untreue. Sie empfinden bis zum Schluß nur Freundschaft für einander und werden nur deshalb ein Paar, weil es nun einmal die Welt so will.

Deshalb? fragte er mit einem ihm eigenthümlichen Zwinkern der Lippen unter dem weißen Bart. Aber wie ist dann wieder dieser Zwang begreiflich? Gut: die Verleumdung hat den braven, nur leider zu kurzsichtigen Manuel getödtet. Ernesto liebte Julia nicht und liebt sie auch jetzt nicht — er bietet ihr aus Edelmuth seine Hand, weil man ihr ja doch Schuld gibt die Treue gebrochen zu haben. Und Julia, die ihn nicht liebt und nie geliebt hat, wirft sich an seine Brust — weshalb? Weil sie, aus dem Hause unschuldig vertrieben, eine Stütze braucht. Setzt man denn aber irgendwo die Wittwe so ohne Weiteres auf die Straße? Und wenn man das als poetische Licenz gelten lassen will, gab es denn für diese beiden sonst so ehrenwerthen und feinfühlenden Menschen kein Mittel die Unbill des in dem großen Galeotto verkörperten Schicksals auszugleichen, als einander an der Leiche des Mannes und väterlichen Freundes in die Arme zu fallen? Das ist mir denn doch zu „modern". Ich muß gestehen, dieser Schluß hat mich empört. Er überzeugt nicht, er ergreift nicht — er ist aufgesetzt, damit der Dichter Recht behalte.

Aber etwas Wahres sei doch daran, meinte ich, nicht sogleich zustimmend.

Etwas Wahres! rief er ereifert. Vielleicht! Aber das Problem will dann anders formulirt sein. Ein älterer Mann, eine junge Frau — das Verhältniß auf Achtung begründet — ein jugendlicher und liebenswürdiger Dritter, der durch besondere Verhältnisse in ihrer Nähe gehalten wird, alle Drei von Grund aus edle Naturen, höhere Menschen. Es geschieht das ganz Natürliche: die Frau und der Dritte sehen sich bald von einer Herzensneigung erfaßt, die sich, täglich genährt und doch verhalten, mehr und mehr zu unheildrohender Leidenschaft erhitzt. Weil nun aber Beide den redlichen Willen und auch die sittliche Kraft haben, sich zu beherrschen und einer schweren Pflicht zu genügen, so würde trotzdem ihr Verhältniß zu einander und zu dem vertrauenden Freunde rein bleiben, wenn man sie sich selbst überließe. Das thut die Welt in solchem Falle aber nicht. Sie hat tausend Augen, die auf der Oberfläche herumspähen und die Dinge nehmen, wie sie in die Erscheinung treten. Sie glaubt nicht an den Edelsinn und die Charakterfestigkeit ungewöhnlicher Menschen; es gefällt ihr, indem sie zur Aussprache bringt, was verschwiegen bleiben sollte, und als wirklich setzt, was bisher nur als Traumleben existirte, selbst den Kuppler zu spielen, sie über die Natur ihrer Neigung aufzuklären, zur offenen Bethätigung derselben zu reizen, sie zu nöthigen,

Digitized by Google

sich der allgemeinen Erfahrung unterzuordnen. Das Verständige wäre nun freilich die Trennung. Aber es gibt einen Uebermuth, eine Hybris der Rechtschaffenheit, die gerade den Edelsten eigen ist. Sie zwingt sie, sich zur Wehr zu setzen, trotzig den Kampf gegen die öffentliche Meinung aufzunehmen, die sie als den Richter über ihre Thaten, nicht über ihre Gesinnungen anerkennen. So ist jedoch ihre Gesinnung schon That geworden. In dieser ausgesprochenen Vereinigung zum Widerstande gegen falsche Deutungen, gegen verleumderische Begriffe, kommen sie nothwendig zur Erkenntniß der Unbezwinglichkeit ihrer Leidenschaft selbst. Jetzt erst erliegen sie derselben, werden sie so schuldig, als die Welt sie zu ihrer Genugthuung haben wollte, oder sind drauf und dran, so schuldig zu werden. Nun verliert auch der Mann den guten Glauben an sie und beschleunigt die Katastrophe. Ueber ihn hinweg reichen die Liebenden einander die Hand, jetzt jeder Rücksicht ledig. Das begreife ich, das empfinde ich im Augenblick wie einen Sieg der Wahrhaftigkeit über den Schein. Die Welt, die sie schuldig machte — nicht indem sie in ihnen kupplerisch eine Leidenschaft erzeugte, sondern indem sie die unschädlich in ihren Herzen lodernde Gluth zu verderblich übergreifenden Flammen anfachte — entsühnt sie auch wieder: ihre Uebermacht verursachte die Rechtsverletzung, oder entschuldigt sie wenigstens. Es ist nur noch die Frage, ob die Liebenden selbst, so hoch sie vorhin in ihrer Rechtschaffenheit standen, an ihr zu Grunde gehen müssen.

Dieses Stück wäre freilich noch zu schreiben, sagte ich.

Ich würde mich dazu nicht gereizt fühlen, antwortete er. Es ist denn doch auch keineswegs nothwendig, daß Galeotto den Sieg davon tragen muß. Wie viel erhebender, wenn es ihm nicht gelingt, sich die menschliche Schwäche dienstbar zu machen. Und es gelingt ihm jedenfalls nicht immer. Ich könnte Ihnen da eine Geschichte von zwei Brüdern erzählen ...

Erzählen Sie, bat ich.

Er lehnte ab. Unser Weg sei zu kurz. Und nach diesem aufregenden Schauspiel, fügte er hinzu, würde Ihnen mein harmloses Idyll auch nur matt und schaal erscheinen.

Das wollte ich nicht gelten lassen. Ich sei unbefriedigt aus dem Theater gegangen, versicherte ich, und würde für jede Beruhigung meines Gemüths dankbar sein. Endlich ließ er sich von meiner Frau bewegen, den Thee bei uns einzunehmen, und als wir dann bei der Cigarre am Kamin saßen, erzählte er in seiner schlichten Weise:

In meiner Vaterstadt, die durch ihre wissenschaftlichen Anstalten, ihren Handel und ihre Industrie schon bedeutend genug ist, für eine große Stadt gelten zu können, und andererseits doch nicht groß genug, um den Einzelnen in ihrer Massenbevölkerung verschwinden zu lassen, lebten zwei Brüder, die einmal viel von sich reden machten, obschon sie selbst am allerwenigsten geneigt waren, sich mit ihrer Person in die Oeffentlichkeit zu stellen; Beide stille, vortreffliche, liebenswürdige Menschen, die Niemand in den Weg traten und sich am wohlsten im Umgang mit einander zu fühlen schienen, so weit sie auch in Lebensjahren, Meinungen und Beschäftigungen auseinander gingen. Sie waren die Söhne eines Bürgermeisters, der einmal der Stadt sehr schätzenswerthe Dienste geleistet hatte, und darin lag denn auch wohl der Grund, weshalb sie mehr gekannt und beachtet waren, als es sonst bei Leuten ihrer Art der Fall gewesen sein würde. Ihr Vater hatte in den angesehensten Familien viele Freunde gehabt, was denn auf sie wenigstens insoweit nachwirkte, daß man sie nicht aus den Augen verlor. Er war im kräftigsten Mannesalter und mitten in der regsten Berufsthätigkeit gestorben, wie allgemein angenommen wurde: aus Gram über das unerwartet frühe Hinscheiden einer geliebten Frau in eine schwere Krankheit geworfen. Sie hatte, nachdem seit der Geburt ihres ersten und so lange einzigen Kindes fünfzehn Jahre verflossen waren, einem zweiten Sohne das Leben gegeben, ein Wochenfieber aber nicht überstanden. So viel älter war Emanuel als sein Bruder Ernst — ich wähle absichtlich diese Namen, die sich aus ihren Taufscheinen nicht ergeben würden — und so jung war andererseits auch noch der ältere, als er bereits gewisse Pflichten an Vaters Stelle zu übernehmen hatte. Es war nur geringes Vermögen hinterblieben. Eine Cousine ihrer Mutter, die gutmüthigste Person von der Welt, aber selbst wenig bemittelt, nahm die beiden Knaben in ihr Haus und erzog sie, so gut es in ihren Kräften stand. Dabei zeigte sich nun bald, daß Emanuel die Schule nicht würde durchmachen können, um sich einem gelehrten Beruf zu widmen, wozu ihn der Vater bestimmt hatte. Es fehlte ihm auch wohl an Neigung dazu. Bei großem Fleiß und gewissenhafter Bemühung lernte er zwar, was ihm aufgegeben wurde, hatte aber an seinem etwas mühseligen Wissenserwerb keine sonderliche Freude, erkannte auch schon früh, daß sein Sinn mehr dem Praktischen zugeneigt sei und daß er, wenn er's auch nach langen Jahren, wie ein Anderer, zu einer Anstellung im Staatsdienst brächte, doch nur etwas Mittelmäßiges würde leisten können. Er begnügte sich daher mit dem Primanerzeugniß und trat zu einem Kaufmann in die Lehre. Seine ganze Bemühung war nur darauf gerichtet, möglichst viel nützliche Kenntnisse zu erwerben, um einmal ein geachtetes Mitglied des Handelsstandes zu werden und sich in der Welt selbständig zu machen.

Nicht ohne Einfluß auf diesen schnellen Entschluß und die energische Vorbereitung zu dem gewählten Beruf war das kleine Brüderchen gewesen, das er gleichsam als ein theures Vermächtniß der Eltern schwärmerisch liebte. Der Ausdruck schwärmerisch ist vielleicht nicht ganz passend. Irgend welche Gefühlsüberschwenglichkeit lag nicht in dem trockenen Wesen Emanuels. Aber außer den Gedanken für sein Geschäft hatte er eigentlich nur noch Gedanken für den kleinen Ernst, der in der Pflege der Tante gut gedieh, und diese Gedanken, die ihn immer in eine Art Feiertagsstimmung versetzten, blieben nicht beim Nächsten, sondern schwärmten gern in die Zukunft aus und bemühten sich den Weg vorzuzeichnen und zu ebnen, auf dem der Bruder am bequemsten zu einem erstrebenswerthen Ziel gelangen könne. Er berechnete genau die Zeit, für die das väterliche Erbe den gemeinsamen Unterhalt deckte, und kürzte sie so ab, daß noch ein kleines Restcapital für alle Fälle zurückbleiben mußte; dann hatte er selbst mit seinem Erwerb einzutreten, und derselbe mußte reichlich genug sein, um Ernst sorgenfrei die Schule und Universität durchmachen zu lassen. Daß der Bruder studirte, stand ihm von Anfang an fest. Nun meinte er es aber als Kaufmann nicht nur am ehesten zu einem Gehalt bringen, sondern sein Einkommen auch entsprechend den Bedürfnissen am leichtesten steigern zu können. Bei dieser Aussicht war ihm das Schwerste nicht mehr schwer. Er merkte es kaum, daß er sich Entbehrungen auflegte, um desto mehr seinen Plan zu sichern. Alle seine freie Zeit widmete er dem Bruder, mit dem er spielte, plauderte, lernte, spazieren ging, der bald sein einziger Gesellschafter war.

Es gelang ihm über Erwarten gut, was er sich vorgenommen hatte. Kaum war seine Lehrzeit beendet, als ihn auch schon derselbe Principal mit einem namhaften Salair anstellte. Dasselbe steigerte sich von Jahr zu Jahr. Er wurde Buchhalter und Cassirer, erhielt endlich sogar eine Tantième und war, so viel er auch für die Erziehung des Bruders that, in den Stand gesetzt ein Vermögen anzusammeln, mit dem er zu richtiger Zeit ein eigenes Geschäft zu begründen hoffen konnte. Auch dieser Wunsch erfüllte sich endlich, und seine kaufmännische Tüchtigkeit und Solidität bewährte sich so gut, daß er bald an der Börse das allgemeinste Vertrauen genoß und in manches bedeutende Unternehmen hineingezogen wurde. So ist er mit der Zeit zu großem Wohlstand gekommen.

(Fortsetzung folgt).

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Francillon".

Schauspiel in drei Aufzügen von Alexander Dumas Sohn.

Entrüstetes Zischen und begeistertes Klatschen — diese Signatur der ersten Aufführung von „Francillon" im Residenztheater ist das übliche Charakteristicum der stets heißbestrittenen Theatersiege des streitbaren Pariser Dramatikers. Niemals können wir ihm ohne gemischte Gefühle Beifall zollen, niemals ihn bekämpfen oder verdammen, ohne sein außerordentliches Talent zu bewundern. Von seinen sämmtlichen Stücken ist

Digitized by Google

sein neuestes wohl auch das gewagteste, dasjenige, das seinen blendenden Geist und seine Bühnenbeherrschung im vollsten Lichte zeigt, aber auch unsere sittlichen Anschauungen, unsere Begriffe von dem auf dem Theater Zulässigen jeden Augenblick tief verletzt. Seine Sucht nach Paradoxen, seine Herzenskälte, seine Esprithascherei, seine groteske Moralphilosophie — einträchtiglich finden wir sie hier alle beisammen. Nachdem er früher von der Rampe herunter gepredigt hat, daß man ein ehebrecherisches Weib tödten darf, desgleichen auch einen unnützen oder schädlichen Vibrionen der Gesellschaft, daß ein braver Mann ein gefallenes Mädchen heirathen darf, u. s. w., verkündet er uns diesmal, daß die eheliche Untreue des Weibes um nichts schlimmer sei, als die des Mannes, daß die letztere im Gegentheil durch die erstere bestraft werden muß. Und wenn wir hundert physiologische, seelische und sociale Argumente dagegen auffahren wollen, dann lacht uns der Tausendkünstler und Prophet Dumas nur aus, denn er hat ja keinen Augenblick an die Richtigkeit seines neuesten Lehrsatzes geglaubt und denkt nicht daran, ihn im Ernste zu vertheidigen, ad oculos zu demonstriren. Er gibt sich bloß den Anschein.

Francine de Riverolles sagt eines Abends nach zweijähriger Ehe zu ihrem Gatten:

„Sieh mir scharf ins Gesicht! Ich liebe Dich leidenschaftlich. Ich bete das unserer Liebe entsprossene Kind an. Ich bin eine sehr ehrbare Frau und habe nur den einen Wunsch, es auch ferner zu bleiben. Aber da ich die Ehe für eine gegenseitige Verpflichtung halte, da wir uns aus freiem Willen Achtung und Treue geschworen und da ich Dir treu bin, so gebe ich Dir mein Wort darauf: wenn ich je erfahre, daß Du eine Geliebte hast, so habe ich eine Stunde später einen Geliebten. Aug' um Auge, Zahn um Zahn."

Es ist ziemlich lehrreich, dem motivirenden Dichter in die Karten zu gucken. Da sieht man denn ohne weiteres, daß Licht und Schatten gleich von Anfang an nicht gerecht vertheilt sind. Der Ehegatte jener reizenden dämonischen Frau ist ein unerlaubt einfältiger Mensch, un simple serin, wie es im Original heißt, ein Gimpel. Er hat die schöne Rosalie Michon vor seiner Ehe näher gekannt, dann, als seine Frau ihm einen jungen Vicomte schenkte, den sie gegen den Willen ihres Gatten selber stillte, war er zu der langhaarigen Circe zurückgekehrt, so daß, wie Francillon drastisch bemerkt, eigentlich seine Verheirathung eine an Rosalie begangene Untreue war. Freilich, als sie jetzt die Gewißheit seiner Untreue erhält, ist sie außer sich vor Wuth. Auf dem Opernballe, wohin sie ihm heimlich im schwarzen Domino gefolgt, sieht sie ihn an der Seite der unvermeidlichen Rosalie Michon; sie verfolgt das lockere Pärchen weiter, bis in ein elegantes Boulevard-Restaurant hinein, sie miethet das benachbarte Cabinet particulier und hört ihr Lachen, das ihr übrigens, wie sie sagt, angenehmer ist als ihr Schweigen. Mit kaltem Blut, so behauptet sie wenigstens, vollführt sie jetzt die geschworene Rache. Denn sie hat auch einen Begleiter, einen hübschen jungen Mann, der im Opernhause auf Abenteuer auszugehen schien. Francillon bestellt das nämliche Souper wie die Herrschaften nebenan, ihr Ritter läßt es sich um so besser wohlschmecken, als sie ihn freihält, nur das Eine behält sie sich vor, daß sie während des ganzen tête-à-tête maskirt bleibt. Zu Hause überrascht sie dann ihren Gemahl mit der angenehmen Mittheilung, daß sie ihre Drohung wahr gemacht. Hier die Beweise! Den Fahrschein des Kutschers, die Quittung des Maskenverleihers, die Rechnung des Kellners mit dem gleichlautenden Menu — es stimmt Alles. Der Ehemann donnert und ballt die Fäuste, fragt seine Dienerschaft aus, beruft einen „Wiener Congreß" von Verwandten und Freunden und ist so klug, als wie zuvor.

Die Lösung ist ein plumper Komödienkniff. Der unbekannte Ritter von Maison d'or kommt in ihr Haus, wird ausgeholt, verräth nichts. Doch eine Hausfreundin stellt Francillon eine Falle, um die Wahrheit zu erfahren. „Der junge Mann hat eingestanden," sagt sie zu ihr, „daß Du seine Geliebte warst." — „Er hat gelogen!" platzt die empörte Unschuld heraus. Die Wahrheit ist am Tage! Der Inhalt der vorhergehenden Acte ist Unsinn geworden, denn die Selbstanklage der Frau war eine Vorspiegelung falscher Thatsachen. Sie ist so rein wie ihr Wickelkind. Der Ehebruch ist todt, es lebe der Ehebruch! Der Caricaturist Caran d'Ache hat die „Moral von der Geschicht" in zwei reizenden Umrißzeichnungen gezeigt: „Vor und nach dem Stücke", und auf beiden schwelgt nach wie vor Herr von Riverolles in der altgewohnten Gesellschaft von Rosalie Michon. Wir möchten nur noch fragen: was wird aus der ehrbaren aber sehr exaltirten Francillon? Es ist hundert gegen eins zu wetten: sie wird sich einen Geliebten nehmen, aber diesmal wird sie seinen Namen wissen.

Welch eine nette Gesellschaft! hören wir den Leser rufen. Es wäre aber ganz verkehrt, von diesem angeblichen Sittenbild auf die Pariser Gesellschaft unter der dritten Republik zu schließen, ganz abgesehen davon, daß der Entwurf des Stückes, wie der Figaro erzählt, schon 18 Jahre alt ist. Dumas hat unter seiner Pariser „Welt" stets nur höchst kleine und einflußlose Gesellschaftsinseln mit etwas exotischem Beigeschmack abgezeichnet, welche ihm, der ja selbst mit einer Russin verheirathet und einem ursprünglich deutschen Israeliten verschwägert ist, zunächst lagen. Man braucht nur einer Première seiner Stücke in Paris beigewohnt zu haben, und man hat gewiß aus den Logen und ersten Rängen die wüthendsten Proteste gegen die vermeintliche Wahrheit seiner Gesellschaftstypen vernommen. Eine aristokratische „Welt" wie sie in der „Fremden", in der „Prinzessin von Bagdad", in „Francillon" geschildert ist, wird man in der Vorstadt St. Germain vergeblich suchen. Hier haben wir z. B. eine höchst ehrbare Frau und Tochter eines Marquis, die in sehr ungenirtem Tone in Gegenwart ihrer Gäste und mit diesen spricht, von ihnen sich vertraulich „Francillon" nennen und cynische Abenteuer erzählen läßt. Die Geschichte ihres Fehltritts erzählt sie ihrem Manne sogar in Gegenwart eines Hausfreundes! Es ist das reine Phantasiebild, am Schreibtisch ausgeheckt und durch witzige Einfälle zu einem Scheinleben galvanisirt. Es verhält sich damit, wie mit jenen Schloßbewohnern des deutschen Märchens: sie bewegen sich, plaudern, pokuliren und spielen Ball, aber der Fremde glaubt in ihren Geberden und Worten etwas zu finden, was nicht von dieser Welt ist. Erst der ihn herumführende Castellan verräth das Geheimniß ihrer Existenz: sie sind seit Jahrzehnten todt und begraben und leben nur ein paar kurze Stunden wieder auf. Wer weiß, ob sie überhaupt je gelebt haben!

Kurz, es ist Alles Blendwerk, Sophisterei. Dazu kommt der eigenthümliche Stoff, denn daß wir es da mit einem echten Possenmotiv zu thun haben, das nicht einmal den Reiz der Neuheit hat, erkennt man auf den ersten Blick. Allerdings escamotirt Dumas den Höhepunkt, rückt das Ganze in eine moralphilosophische Sphäre, bringt etwas Leidenschaft, Pathos und viel Esprit hinein, und das Ergebniß ist trotz alledem eine Charakterstudie, die uns anregt und aufregt, der wir oft kopfschüttelnd aber stets mit Antheil folgen, die das Residenztheater noch lange füllen und in unseren Salons den ganzen Winter ein wohlgemessen Theil Plauderstoff bieten wird. Ein Conversationsstück mit endlosen Reden — und alle Personen sind gleich geistreich —, mit einer einzigen dramatischen, aber sehr abgenutzten Scene im letzten Aufzug und einer zwei Acte dauernden Debatte über einen und denselben brutalen Punkt. Oft empörte sich auch unser Publikum gegen all den auf- und durchgewühlten Schmutz, aber dann kam immer wieder eine geistfunkelnde Bemerkung, ein treffendes Wort, ein glänzender Witz, der alle Nerven wieder beruhigte und alle moralische Anwandlungen schweigen hieß. Das Bewundernswertheste ist wohl die Kühnheit des im Grunde doch unendlich behutsamen Autors. Welcher andere Dramatiker hätte sich in den peinlichen Auseinandersetzungen nicht hundertmal den Hals gebrochen? Dumas schlängelt sich halb graziös halb brutal durch und sagt dabei Alles, was er auf dem Herzen oder eigentlich — denn nach Gemüths- und Naturlauten suchen wir vergeblich — im Kopfe hat. Welch ein Wagniß war es, den unbekannten Galan Francillon's, einen simplen Notariatssecretär, der sich seine Soupers von einem schönen Domino bezahlen läßt, auf die Bühne zu bringen, und mit welchem Tact, welcher natürlichen Ritterlichkeit führt der Schreiber seine gefährliche Rolle durch! Auch den jämmerlichen Ehemann können wir nicht auslachen, so sehr er unter dem Fluche der Lächerlichkeit stehen mag. Das lange Recept des Mikado-Salats würde gewiß von jedem Regisseur unbarmherzig gestrichen, sofern der Autor etwa ein Deutscher wäre, und jetzt wird die Wunderlichkeit belacht, bejubelt! Der Esprit des Dichters rettet eben Alles.

Daß das Stück für Berlin einen schönen Sieg bedeutet, spricht gewiß für die Regie des Herrn Directors Lautenburg und die Darstellung seiner Schauspieler. Am besten gefiel uns Frl. Lorm uud der joviale alte Marquis des Herrn Pansa (nebenbei gesagt, dem Vater der Frou-Frou nachgezeichnet). Francillon muß weniger mit Mund und Augen, als mit den Nerven gespielt werden. Und dann war Frl. Bertens nicht genug Weltdame. Herr Reicher gab den ehemännlichen clubman auch gar zu blasirt und schlafmützig; es ist eine jener Rollen, die ein guter Schauspieler wenn nicht sympathisch, doch interessant zu machen verstehen muß. Der Stanislas, ein Nachfahr der Thouvenin, Olivier de Jalin, Ryons und anderer echt Dumas'scher Raisonneurs, d. h. verkappter Dumas', wird in Paris von dem grundernsten ersten Liebhaber Worms gegeben; hier kam die Rolle um ihre besten Pointen, denn Tewele wird immer nur Komiker bleiben.

Z.

„Die Maus".

Schwank in vier Acten von Otto Girndt.

Wenn der obengenannte „Sylvesterschwank" des Königlichen Schauspielhauses wirklich ein solcher bliebe und mit der letzten Nacht des alten Jahres in den dunkeln Schooß des Dagewesenen aber nie Wiederkehrenden hinabsänke, so würde die Kritik gerne über ihn schweigen. Denn es ist nicht die Aufgabe derselben, das Lachen einer frohgelaunten und festlich gestimmten Zuhörerschaft noch nachträglich auf seine Berechtigung hin zu prüfen, sondern sie tritt erst ihr Amt an, wenn aus diesem Lachen und jener frohen Stimmung eine Folgerung auf den künstlerischen Werth des Belachten gezogen wird. Das wird aber wohl leider geschehen: der Beifall am Sylvesterabend wird gewiß dem neuen Schwanke von Girndt ein langes Leben auf der königlichen Bühne auch im neuen Jahre verleihen — unverdienterweise! Wir müssen uns deshalb wohl oder übel kritisch mit dieser dramatischen Neuigkeit beschäftigen.

Es sind nicht verunglückte Einzelheiten in diesem Schwanke, die den Anlaß zum Tadel geben, sondern tadelnswerth ist das Gepräge des Ganzen, welches als unbedeutend und langweilig, freilich auch als sehr harmlos bezeichnet werden muß. Das Stück gehört zu der unterwerthigen dramatischen Waare, die von Liebhaberbühnen besonders gesucht ist: es bietet viele leichte und kleine Rollen dar, an denen auch der schlechteste Schauspieler nichts verderben, aus denen freilich auch der beste nicht viel machen kann; es ist außerdem mit solcher Bühnenkunde hergestellt, daß das Ineinanderspielen leicht wird, und es enthält eine so geringfügige Haupthandlung und so viele Episoden, daß auch die mangelhafteste Darstellung einen etwaigen guten Gesammteindruck nicht mehr verderben könnte. Auf jeden Fall ist dieser Schwank nicht ein der Künstlerschaft der Hofbühne würdiges Werk und sollte eigentlich nicht noch länger dazu dienen, daß dieselbe ihre Kräfte und ihre Zeit an ihm vergeudet.

Die ältesten und bekanntesten Possenkünste werden in ihm angewandt, um einige leichte Verwirrungen und Mißverständnisse zu erzeugen.

Digitized by Google

Da ist zunächst ein Brief, der durch Verwechselung an die falsche Adresse geräth und den unschuldigen Empfänger verdächtig macht, mit einem leichtfertigen Geschöpfchen, das sich „Deine Dich innigliebende Maus" unterzeichnet, ein Stelldichein zu haben; dann kommt die berühmte Verwechselung der Personen, von denen immer die eine die für die andere bestimmten Vorwürfe hinnehmen muß, ohne natürlich zu wissen, was eigentlich los ist, und schließlich fehlen auch nicht jene bekannten Mißverständnisse, die auf einem unausgesprochenen Worte oder Namen beruhen. Solche alte Witze erträgt man wohl einen oder zwei Acte lang wieder einmal gern und geduldig, wenn sie sich aber durch vier Acte hindurch fortsetzen und nie in eine neue Ueberraschung umschlagen, wird man durch sie gelangweilt. Dazu kommt noch, daß die beiden Liebhaber des Stückes an dem ebenso alten, als berühmten Lustspielfehler leiden, daß sie ihren Mädchen gegenüber nie zu einem Aussprechen ihrer Gefühle kommen können; immer werden sie in ihren begonnenen Geständnissen durch irgend welche kleine Störungen unterbrochen, im letzten Acte, der in einem Eisenbahnwartesaale spielt, sogar dreimal durch das Klingeln des Eisenbahnportiers, der die Züge meldet. Gewiß ist das sehr geistreich!

Ein selbständiges Leben haben die Figuren des Stückes nicht; sie sind Marionetten, die an den Fäden der oben geschilderten, wohlfeilen Situationskomik baumeln. Auch der Dialog bewegt sich in den ausgefahrensten Bahnen der Theatersprache; er ist ein wenig hastig und wirkt hierdurch lebendig, zuweilen freilich auch unverständlich.

Die Liebenswürdigkeit der Darstellerinnen, unter denen wieder Fräulein Conrad besonders hervortrat, weckte eine gute Sylvesterlaune im Zuschauerraum und führte das Stück glücklich über die Klippen der Langeweile und Alltäglichkeit hinweg. Ob sie das letztere auch später noch thun wird? Und ob sich die Direction des Schauspielhauses wirklich mit diesem Nothbehelf für ein Lustspiel längere Zeit begnügen wird? Wer weiß es? Im Schauspielhaus ist leider auch jetzt noch kein Ding unmöglich. O. B.

Opern und Concerte.

„Die sieben Schwaben", Volksoper von Millöcker, Text von H. Wittmann und J. Bauer. — Quartett von d'Albert. — Requiem von Berlioz.

Ich habe heute mit Freude über zwei neue angenehmste Erscheinungen auf verschiedenartigem Gebiete zu berichten: Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater hat die „Volksoper" von Millöcker einen sehr wichtigen Fortschritt nach der besseren Richtung des Komischen bekundet; und auf dem Felde des Ernsten ist von Joachim und Genossen ein neues Quartett von d'Albert vorgeführt worden, das wir mit Hochachtung und Freude begrüßen.

„Die sieben Schwaben" sind eigentlich mehr Aushängeschild des Textes der Herren Wittmann und Bauer, da sie in die Handlung selbst nicht eingreifen, und nur als Nebenmänner erscheinen. Aber sie sind nun so allbekannte Figuren der deutschen humoristischen Fabel, daß der Einfall, unter ihrem Namen die Oper vom Stapel zu lassen, ein sehr glücklicher war. Im Uebrigen spielt die Handlung in Stuttgart im 16. Jahrhunderte, zur Zeit des Krieges zwischen dem schwäbischen Städtebunde und dem Herzoge Ulrich von Württemberg. Der Junker Ottmar von Mannsperg liebt die Tochter des Bürgermeisters, Käthchen, es gelingt ihm aber nicht, sich ihr zu nähern. Der berühmte Arzt Bombastus Theophrastus Paracelsus bietet ihm die Wette an, daß er ihm Käthchens Liebe gewinnen wird. Durch allerhand geschickte Manöver und Aufschneidereien gelingt es ihm, des jungen schwärmerischen Mädchens Aufmerksamkeit auf Ottmar zu lenken. Auch bewegt er sie, in der folgenden, der Osternacht in Begleitung ihrer Muhme nach dem Feuersee zu wandern; dort wohnt eine berühmte Wahrsagerin, die ihr den vom Schicksal bestimmten Zukünftigen zeigen wird. Käthchen geht hin, und „die schwarze Grete", die Paracelsus gewonnen hat, läßt ihr nach allerhand Hocuspocus Ottmar, selbstverständlich den wirklichen lebenden erscheinen, der ihr seine Liebe erklärt. Käthchen erfährt jedoch, daß Paracelsus die ganze Zusammenkunft in Folge der Wette eingeleitet hat und weist nunmehr Ottmar's Bewerbung zurück, weil er frevles Spiel mit ihr getrieben. Der Junker, den Herzog Ulrich bereits früher zum Feldhauptmann ernannt hatte, zieht verzweifelnd in den Krieg. Bei der Belagerung von Stuttgart schleicht er heimlich in die Stadt, um die Geliebte zu versöhnen, diese, die ihm zwar ihr Herz geweiht hat, kann ihm noch immer nicht die Wette verzeihen. Doch als er sich im Schmerze den Feinden freiwillig überliefert, und diese ihn zum Tode führen wollen, rettet ihn Käthchen, indem sie seine bereits in das Rathhaus eingeschlichenen Freunde durch das verabredete Hornsignal herbeiruft.

Aus dieser sehr flüchtigen Skizze wird der Leser errathen, daß dem Textbuche des „sieben Schwaben" eine sehr vornehme Absicht zu Grunde liegt; sie ist auch größtentheils zur That geworden. Nicht alle Scenen sind gleich wirksam, manche Längen des Dialoges halten den raschen Gang auf, im dritten Act ermattet die Handlung und die Musik. Aber die Dichter und der Componist haben eine komische Figur geschaffen, die zu den glücklichsten gehört, welche die Neuzeit brachte: Spätzle, des Paracelsus Diener, der Prototyp eines dumm-schlauen und gutmüthigen, in ein hübsches „Hannele" verliebten Famulus; seine Couplets und Duette mit Hannele wurden mit endloser Heiterkeit und Wiederholungsrufen aufgenommen. Diese Figur allein sichert schon der Oper überall einen günstigen Erfolg. Doch muß der Wahrheit gemäß hervorgehoben werden, daß auch die Musik des Herrn Millöcker in vielen Theilen über der Sphäre der gewöhnlichen Operette steht, und daß sie zu der Hoffnung berechtigt, er werde sich nach und nach ganz von dem Operetten-Virus befreien und eine richtige deutsche komische Oper schaffen. Die Darstellung war eine vorzügliche, namentlich die des „Spätzle" durch Herrn Klein eine unübertreffliche. Das höchst elegante Publikum zeigte sich sehr angeregt, und es mag als ein besonders günstiges Zeichen angeführt sein, daß vornehme Damen aus den Logen das Signal des Applauses gegeben haben.

Das Quartett von d'Albert gehört zu den besten Schöpfungen der Neuzeit auf diesem so schwierigen Felde. Hier genügen die angenehmen Formen nicht, die in der Symphonie mit geschickter Instrumentation verbunden, durch schöne Klangwirkungen die Armuth des Gedankeninhaltes verbergen, den Hörer bestechen, selbst den strengeren Beurtheiler zu einer gewissen Art der Anerkennung zwingen können. Im Quartett bestimmt vor Allem die Neuheit, Eigenthümlichkeit der musikalischen Ideen, dann die Kunst der organischen Entwickelung, der thematischen Durchführung, das Urtheil. Im Quartett wirkt noch mehr als in der Symphonie die Meinung der Kenner als die maßgebendste; Verblüffen durch bloße Phrasen ist ihnen gegenüber nicht möglich; aber auch das Unterhaltende, angenehm Klingende wirkt nicht mehr. Auch vom Heiteren wird dichterischer Schwung verlangt. Die Zeiten der gemüthlichen Quartette, der Dilettanten-Hausmusik von Orslow, Fesca u. A. sind entschwunden; jene Werke sind nur mehr Gegenstand erbaulicher Betrachtungen musik-culturhistorischer Liebhaber; zu Gehör gebracht werden sie nicht mehr. Die Quartette von Schubert und Schumann erwecken heute im Concertsaale viel mehr Interesse als die des edlen, unvergleichlich formvollendeteren Mendelssohn, weil sie gedankenreicher sind, weil der letztgenannte herrliche Tondichter nicht in Instrumentalen, sondern im Chorwerke seine hohen Gaben entfaltete; und Brahms' Quartette (von seinem geradezu populär gewordenen Sextett nicht zu sprechen) gewinnen immer mehr Freunde, obwohl er in seinen Formen große, aber nicht angenehme, leicht faßliche Kunst zeigt. So ist's denn erklärlich, daß d'Albert's Quartette eine so warme Aufnahme gerade in den Kreisen der strengeren Prüfer fand. Es ist ein Werk, das schwungreiche Ideen mit großer Formkunst vereinigt. Es ist ja manchmal in der Stimmführung überladen und manche Harmonien klingen herbe; aber es bietet doch so viel Interessantes und Schönes, daß ihm aufrichtiges großes Lob ertheilt werden kann. Und wenn hierbei noch in Betracht gezogen wird, daß der Componist 23 Jahre zählt, und eigentlich bisher als hochberühmter Pianist in der Oeffentlichkeit wirkte, so kann sich das Lob zum Preise erheben. Die Ausführung von Seiten Joachim's (dem das Quartett gewidmet ist) war eine ganz unübertreffliche, der Eindruck ein nachhaltiger.

Eine höchst interessante Erscheinung war auch Berlioz' Requiem, das Prof. Xaver Scharwenka in einem Wohlthätigkeitsconcert zum ersten Male in Berlin vorgeführt hat. Es ist bekannt, daß Berlioz von seinen ersten Versuchen als Componist an immer neue großartigere Klangeffecte erdachte, die nur durch größte Entfaltung der Orchestermassen hervorzubringen waren. Der Auftrag der französischen Regierung, ein Requiem zum Zwecke militärischer Leichenfeier zu componiren, bot ihm vollkommen Gelegenheit zu gleicher Zeit seine Ideen von Orchesterwirkungen auszuführen, und seinen eigenthümlichen religiösen Anschauungen Ausdruck zu geben. Er war nicht im kirchlichen Sinne ein frommer Katholik, aber er kannte keinen anderen Gottesdienst als den katholischen, und auf diesen sind die Formen der meisten Gesänge des Requiems gebaut. Den Inhalt modelte er nach seiner Weise, und wie er manche Textesworte auffaßte, davon gibt am besten seine orchestrale Anordnung Zeugniß: Neben den dreifach besetzten Streichinstrumenten und Bläsern acht Paar Pauken, und vier Seitenorchester nur aus Trompeten, Posaunen und Tuben bestehend. die bei der kirchlichen Feier in den Seitenschiffen, in Concerten in Logen und Gallerie vertheilt werden, und bei manchen Stellen plötzlich im Fortissimo hervortreten, um so zu sagen die Verkündigung des jüngsten Gerichtes darzustellen. Diese Art und Weise der Orchestration dürfte manchem Hörer und Beurtheiler als Effecthascherei erscheinen, besonders denen, die eben nach dem Maßstab protestantischer religiöser Musik urtheilen, und nicht daran denken, daß der katholische Gottesdienst in jeder Hinsicht mehr Entfaltung aller äußerlichen Mittel verlangt. Aber abgesehen von diesem wichtigen religiösen Gesichtspunkte, muß man vom rein musikalischen den Requiem Berlioz' viele großartige und originelle Momente zuerkennen. Daß auch Bedenkliches, Erzwungenes und Langgezogenes vorkommt, will ich ebenso wenig leugnen, als das viele Schöne, hoch Interessante und Eigenthümliche übersehen. Ich besitze einen Brief von Berlioz vom 10. Mai 1855; die Nachschrift lautet: Offenbar (évidemment) ist das Absurde das Wahre; wäre das Absurde nicht das Wahre, so hätte Gott eine Grausamkeit begangen, daß er in das menschliche Herz eine so große Liebe für das Absurde legte".

An diese Worte denke ich immer, wenn ich gewisse Stellen in Berlioz's Werken höre, freue mich dann um desto mehr an denen, wo er das wirklich Wahre so schön gedacht und ausgeführt hat.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Die Lenbach-Ausstellung.

Wenn die Herren von Meißel und Palette wüßten, welch' einen Hochgenuß es dem ernsthaften Kritiker gewährt, sich einmal in Demuth vor einem wahrhaft genialen Schaffen beugen, einmal rückhaltlos, ohne Ausstellung bewundern zu können, sie würden mit größerer Milde auf den „Kunstschreiber" herabsehen. Was Franz von Lenbach bei Schulte aus seinem Privatbesitz ausgestellt hat, ist das künstlerische Facit eines zwanzigjährigen mühen- und erfolgreichen Strebens. Niemals ist so klar vor Augen geführt worden, mit wie angestrengter Arbeit sich auch das gottbegnadete Genie durch das unausgesetzte Studium fremden Schaffens zur Originalität, zur absoluten Beherrschung aller Darstellungsmittel, zum Bewußtsein eigenartiger Vollkraft durcharbeitet.

Man hat Lenbach lange als Eklektiker bespöttelt, dem es vermöge eines gewissen Aneignungstalents gegeben war, à la Rembrandt, Tizian und Velasquez zu malen. Ein wenig Dunkelmalerei, ein bescheidener Zusatz von Staub, Schmutz und technischem Wissen, und der alte Meister war bis zur Täuschung fertig. Dabei blieb ein kleiner unerklärter Rest in der ästhetischen Wirkung seiner Hervorbringungen. Sie wirkten trotz aller archaistischen Kniffe absolut modern. Aus dem rembrandtesken Halbdunkel, aus der tizianischen Farbensattheit, aus dem zarten velasquez'schen Colorit sahen Gestaltungen heraus, so vollkräftig erfaßt, in ihrer ganzen Eigenart so restlos wiedergegeben, daß sie als Typen ihrer Zeit, als Produkte einer nur innerhalb unserer Culturepoche, unter ganz bestimmten Voraussetzungen möglichen Entwickelung dastanden. Das Studium der Stilarten hatte hier offenbar nur als Mittel zum Zweck gedient. Die verschiedenen Manieren in der Vertheilung von Licht und Schatten, in der Art des Farbenauftrages, in der Wahl des Colorits waren in den Dienst des einen Hauptzieles gestellt, der Individualität des Bildnisses gerecht zu werden, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und so der echten und einzigen Aufgabe des künstlerischen Portraits zu genügen.

Unter den mehr als dreißig Bildnissen der Schulte'schen Ausstellung ist nur ein einziges, in dem das antiquarische Interesse vorwiegt, das Portrait der Schwester des Künstlers. Hier hat es Lenbach genügt, einmal unter Benutzung einer gewissen Aehnlichkeit zu zeigen, daß man Rembrandt jedes Kunststück absehen, ihn bis zur Täuschung nachahmen kann. In wie weit dabei dem Darstellungsobject Zwang angethan worden, entzieht sich unserer Beurtheilung, jedenfalls ist die Aehnlichkeit der Manier untergeordnet. Ein gleiches, stilisirendes Streben macht sich, wenn auch nicht in demselben Maß, in dem Portrait der ungarischen Malerin Vilma Parlaghy bemerkbar. Das Fremdartige, Zigeunerhafte in der Erscheinung der Künstlerin ist absichtlich hervorgehoben, das Portrait zur Charakterfigur gesteigert, und das Ganze in ein phantastisches, tiefsattes, venezianisches Colorit getaucht.

Wenn man die Vielseitigkeit des Künstlers bewundern will, dann vergleiche man mit diesen kecken Improvisationen die discrete Wiedergabe der rothhaarigen Schönheit einer Helene von Dönniges oder die duftige Pastellstudie des lichtblonden Kopfes seiner jungen Gemahlin. Die zarten Umrisse des leise geneigten Hauptes, die feinen Profillinien sind wie hingehaucht, der Charakter milder Melancholie mit Vermeidung aller Sentimentalität eben nur angedeutet.

Zu voller Wirkung entfaltet sich das Genie Lenbachs in der Gestaltung des charaktervollen männlichen Kopfes. Hier ist seine Begabung geradezu schrankenlos. Jeder Typus ist ihm pinselgerecht, er erfaßt sein Object in irgend einem günstigen Moment und weiß ihn sofort unter Anwendung der einzig angemessenen Manier in das rechte Licht zu rücken. Ein frappantes Beispiel dieser künstlerisch bewußten Faustfertigkeit ist der an die besten Chargen von Franz Hals erinnernde Kopf des Münchener Malers Seitz. Unter voller Wahrung der Portraitähnlichkeit ist aus den jovialen Zügen des charaktervollen Künstlerkopfes ein in weinseliger Lust aufjubelnder Landsknecht herausgeschaffen. Wie wenig Lenbach unter der Herrschaft dieser Faustfertigkeit steht, das beweisen seine Gelehrten-, Dichter- und Musikerportraits. Die klassische Ruhe und Linienschönheit der Züge Paul Heyse's bedingt schon an sich eine vornehme, discrete Behandlung, aber geradezu erstaunlich ist es, welch' weise Selbstbeschränkung sich der Künstler in der Behandlung der charaktervollen Typen eines Richard Wagner und Franz Liszt auferlegt hat. Besonders von dem Erfinder der ewigen Melodie und der Zukunftsmusik dürfte kein zweites gleich ernstes, alles Theatralische und Reclamenhafte so ängstlich vermeidendes Portrait existiren. Die Studie zu dem Kopfe des geistlichen Cladirvirtuosen und verzogenen Lieblings der Damen hält sich vorwiegend an die äußeren Formen des charakteristischen Profils. Auch das Gebiet der fascinirenden Häßlichkeit gehört zu den mit Leichtigkeit beherrschten Domänen Lenbachs. Dafür zeugen die Portraits des Fürsten Lichtenstein, des Stiftspropstes Döllinger und des Bischofs Stroßmeyer.

Ein ganz eigenartiger Reiz liegt in den zahlreichen, mehr oder weniger ausgeführten Studien zu den Bildnissen historischer Persönlichkeiten. Lenbach ist der Bismarckmaler par excellence. Besonders die lesende Figur des Reichskanzlers athmet die ganze Frische eines mit kräftigen Pinselstrichen hingeworfenen Augenblicksbildes, wie es durch die bekannte Abneigung des Wiederherstellers des deutschen Reiches gegen „das Sitzen" geboten ist. Die beiden anderen Bismarckporträts halten sich ebenfalls innerhalb des ruhigen, gewissermaaßen privaten Ausdrucks, sie sind nicht so energisch auf das Wesentliche, Charakteristische hin gearbeitet, wie der durch den Kunsthandel weit verbreitete Herr von Varzin im Schlapphut, sie tragen auch nicht das vorwiegend historische Gepräge des Bildes in der Nationalgalerie. Zwei Studien zu einem Moltkeportrait, das eine in Pastell, das andere in Oel, zeigen den Schlachtendenker ohne Perrücke und machen uns mit den mächtigen und doch eleganten Formen eines Schädels bekannt, dessen Linien sich in den feinen, knappen Umrissen des Profils fortzusetzen scheinen. Ein Kniestück des Feldmarschalls in Oel dürfte aus einer Farbenskizze hervorgegangen sein, die ursprünglich nicht zu so weitgeführter Durcharbeitung bestimmt war.

Wesentlich anders in Auffassung und Stil wirken die beiden Bildnisse des grand old man Gladstone. Das Eine hält in der sichern Manier Holbeins die großen Linien des von tiefen Furchen durchzogenen Gesichtes fest, während das Andere die ganze Wucht der Charakteristik in die klaren, mit unübertrefflicher Lebenswahrheit aus der Leinwand herausleuchtenden Augen verlegt. Auch in dem Kaiserbild, einem Kniestück in sitzender Haltung, ruht der Hauptnachdruck auf dem milden, in den Erfahrungen zweier Menschenalter leise getrübten Blick der Augen. Tritt in den bisher erwähnten Portraits vorzugsweise die Persönlichkeit in den Vordergrund, so handelt es sich in dem Bildniß des Kronprinzen um eine Schöpfung von monumentaler historischer Bedeutung. Das Reckenhafte, in gesundem Kraftgefühl selbstbewußt Ruhende in der Figur des Erben des deutschen Kaiserthrones kommt nicht nur in der festen Pose mit aufgestütztem Commandostab zur Geltung, es drückt sich auch in der gleichmäßigen, alle Drücker vermeidenden Farbengebung aus. Die besten Friedrichsbilder von Pesne bringen eine annähernd gleiche Wirkung hervor.

Der große Reiz dieser dankenswerthen Ausstellung liegt in der Unmittelbarkeit des Einblicks, der uns in das Schaffen des ersten Portraitmalers unserer Zeit gewährt wird. All' diese Bildnisse sind ohne Rücksicht auf den Besteller und ein verehrliches Ausstellungspublikum im ernsten Streben nach dem vollen Erfassen bedeutender Persönlichkeiten im Atelier und für das Atelier geschaffen. Sie liefern ein geradezu unschätzbares Material für die Beurtheilung eines Künstlers, dessen reiche Begabung sich in nie erschlaffender Arbeit zu den höchsten Höhen der Kunst durcharbeitet. Sie sind gleichzeitig die kostbaren Bestandtheile einer Galerie berühmter Männer, wie sie sich selten im Besitze eines Einzelnen finden dürfte.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Verschollene Mär. Ein Novellencyclus von König Artus Tafelrunde. Von Villamaria. Mit Portrait der Verfasserin in Lichtdruck und 11 Abbildungen im Text. (Berlin, A. Haack.) — Als ein Buch für das Volk möchte Villamaria diese Sammlung angesehen wissen. Und in der That eignet sich wohl selten ein Stoff so gut zur novellistischen Erneuerung und zur Volkslectüre, wie die Erzählungen, die einst das Entzücken unserer Vorvorderen gewesen und die einen Wolfram von Eschenbach und einen Gottfried von Straßburg zu ihren großen Dichtungen begeistert haben. Die Romane von König Artus Tafelrunde sind aber längst vergessen und aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden. Nur die Gebildeten erhalten von ihnen durch die Literaturgeschichte eine Kunde. Es ist deshalb ein dankenswerthes Bemühen der genannten Verfasserin, die Sage vom Gral, die Geschichten von der Liebe Ginevra's zu Lanzelot und Isolde's zu Tristan, die Verzauberung Merlin's durch die hinterlistige Viviana und alle jene schönen Mären, die von Artus' Hofe künden, in einfacher und übersichtlicher Darstellung wieder einmal dem Volke zu erzählen, das auf diese Weise auch erst die Gestalten Lohengrin's und Parzival's verstehen lernen wird. Ueberall hat die Verfasserin das Volksthümliche herausgehoben, die fremden, späteren Bestandtheile von dem Sagenkerne abgestreift und das Menschliche, den modernen Leser Ergreifende in den Vordergrund gestellt. Wir glauben, daß sie auf solche Weise ihre Absicht erreicht und ein gutes Volksbuch geschaffen hat.

Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) — Eine Leuchte der Wissenschaft und Humanität, der verstorbene Wiener Professor v. Arlt, erzählt hier in schlichter, knapper Form die Erlebnisse seines langen Lebens, das er in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt hat. Mit welcher Bescheidenheit spricht der berühmte Operateur hier von seinen Erfolgen, seinen Werken, seinem ganzen aufopfernden Streben! Mit Recht hat der Herausgeber einige polemische Bemerkungen unterdrückt, welche leicht mißverstanden werden konnten, und Niemand wird ohne Rührung die lange Leidensgeschichte des mit dem Tode ringenden Mannes lesen, der bis zuletzt mit dem Augenspiegel Diagnosen machte. Da nicht nur helle Lichter auf den Charakter eines bedeutenden und liebenswerthen Menschen, sondern auch auf die Entwickelung der Augenheilkunde fallen, die neben Graefe Keiner so mächtig gefördert hat, als der aus dunklen Verhältnissen sich zu einer medicinischen Autorität emporringende Arlt, so mag die vorliegende Schrift ebensowohl den Augenärzten, die für das Werden des gegenwärtigen Zustandes der Ophthalmologie Interesse haben, als auch einem größeren Publikum empfohlen werden. Die Ausstattung ist eine dem Gegenstand angemessene gediegene.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

In 12 Monatsheften. Preis des Heftes 1 Mark.

Die Zeitschrift, von 1888 an vielfach umgestaltet, bildet zugleich ein Ergänzungswerk zum Conversations-Lexikon. Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

In bedeutend erweiterter Form
erscheint [illegible] seit 1888 ohne Preisaufschlag:

Kunstwart.

Herausgeber: F. Avenarius.
Halbmonatsschrift, ¼jährl. 2½ Mark.

Reichhaltige Rundschau über **Dichtung, Theater, Musik, bildende Künste, Kunsthandwerk.** Unterstützt von **hervorragenden Sachkennern** Deutschlands, Oesterreichs u. d. Schweiz, vollständig **unabhängig**, durchaus **eigenartig**, allgemein **verständlich**, **vornehm** ausgestattet, **billig**.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie [gleich Probenummern] unmittelbar vom:

„Kunstwart-Verlag in Dresden".

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche rc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren rc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neu erschienen!

Villamaria

Verscholl'ne Mär.

Novellencyclus aus **König Artus Tafelrunde.** Mit 12 Text-Abbildungen und Titelbild der Verfasserin. 208 S. Elegant gebunden **3,50 M.** (Verl. v. **A. Haack, Berlin**).

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen und sind in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig:

Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montegelas (1799—1817). Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg. Oktav. XVI u. 574 S. Eleg. brosch. ℳ 10.— Eleg. geb. ℳ 12.—

Eicken, Dr. Heinrich von, **Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.** Oktav. XVI u. 822 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Simonsfeld, Dr. Henry, **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Mit Unterstützung der historischen Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zwei Bände. Oktav. XXXVIII u. 888 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 20.—

— „ — **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Eine historische Skizze. (Geschichtlicher Teil aus dem II. Band vorstehenden Werkes.) XI und 201 S. Eleg. brosch. ℳ 6.—

Specht, Franz Anton, **Gastmahle und Trinkgelage bei den Deutschen** von den ältesten Zeiten bis ins neunte Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. kl. Oktav. 61 S. Eleg. brosch. ℳ 1.20.

Günthert, Julius Ernst von, **Gedichte.** kl. Oktav. IV u. 173 S. Eleg. brosch. ℳ 2,25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Aus zwei Welten.** Erzählungen und Bilder. kl. Oktav. IV u. 433 S. Eleg. brosch. ℳ 4.— Eleg. geb. ℳ 5.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Walpurga. Der Johanniter.** Zwei Trauerspiele. kl. Oktav. 195 S. Eleg. brosch. ℳ 2.25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Roscher, Wilhelm, **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XII u. 864 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. Georg Schanz. Vierter Jahrgang. II. Band. Oktav. VIII u. 619 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Dehio, G., u. **Bezold,** G. v., **Die kirchliche Baukunst des Abendlandes.** Historisch und systematisch dargestellt. 2. Lieferung. 10 Bogen Text mit einem kartonnierten Atlas in Folio von 39 Tafeln. ℳ 20.—

Luise, Königin von Preußen. Unter Mitwirkung von **W. Wagner** bearb. von Dr. phil. **R. Carl u. Karl Fr. Pfau.** Eleg. geb. ℳ 7,50.

Die beste Lebensschilderung der Königin Luise. Ein Volks- und Familienbuch im wahrsten Sinne des Wortes. Zu Weihnachten eins der edelsten Geschenkbücher für Söhne und Töchter. Vorräthig in jeder Buchhandlung; auch zu beziehen direkt von der Verlagshandlung.

Leipzig. **Karl Fr. Pfau.**

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Um den Namen.

Roman

von

Alexander Baron v. Roberts.

1 Bd. 8°.

Preis eleg. broch. M. 5.—, in Originalbd. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Hierzu zwei Beilagen von F. A. Brockhaus und Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 14. Januar 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Alters- und Invalidenversicherung und der Volkswirthschaftsrath. Von Fritz Kalle, M. d. R. — Rußland in Europa. Das Ziel der russischen Regierungspolitik. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst:** Aus der Autographenmappe des Letzten vom „Jungen Deutschland". Von Adolph Kohut. — Zur neueren deutschen Geschichtsschreibung. Von G. Walther. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Notizen. — Inserate.

Die Alters- und Invalidenversicherung und der Volkswirthschaftsrath.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

Der leitende Gedanke bei der ganzen Arbeiterversicherungsgesetzgebung ist der, die Lohnarbeiter in ihrer materiellen Existenz zu sichern für den Fall der Erwerbslosigkeit in Folge zeitweiliger oder dauernder Störung der Arbeitskraft. Ein schrittweises Vorgehen war dabei kaum zu vermeiden. Die Versicherung gegen alle hier in Frage kommenden Fälle erfordert beträchtliche, im voraus nicht genau zu berechnende Mittel. Nahm man zu viel auf einmal auf, so rief man eine Opposition wach, die möglicherweise jeden Fortschritt verhindert hätte, oder aber, man lief Gefahr, die Arbeitgeber in ihrer Concurrenzfähigkeit zu schädigen, was dann naturgemäß auf die Arbeiter zurückgewirkt hätte und deren Unzufriedenheit noch vermehrt haben würde. Ob die Art und Weise, in der man bisher vorgegangen, die Reihenfolge der Schritte, die richtige war, bleibe dahingestellt, wir haben den bestehenden Zustand als etwas Gegebenes zu nehmen und lediglich zu untersuchen, was auf dem nunmehr in Angriff zu nehmenden Gebiete geschehen muß, nachdem — was selbstverständliche Vorbedingung ist — die noch bestehenden Lücken auf dem Gebiete der Kranken- und Unfallversicherung ausgefüllt sind. Zunächst handelt es sich um die Frage, ob man die Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung gleichzeitig, oder einstweilen nur die Alters- und Invalidenversicherung in's Leben rufen soll. Die Denkschrift zu den „Grundzügen" spricht sich hierüber folgendermaßen aus:

„Die gleichzeitige Regelung der Wittwen- und Waisenfürsorge wäre zwar erwünscht; es empfiehlt sich jedoch, diesen Theil der socialpolitischen Gesetzgebung zunächst noch nicht in Angriff zu nehmen, um zuvor durch die bei der Durchführung der Alters- und Invalidenversicherung zu sammelnden Erfahrungen zu einem zutreffenderen Urtheile unter Anderem auch darüber zu gelangen, ob die Industrie und die anderen in Betracht kommenden Berufszweige die mit der Wittwen- und Waisenversorgung nothwendig verknüpfte erhebliche Mehrbelastung zu tragen im Stande sind. Ueberdies ist für Wittwen und Waisen durch eine Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten, wenn auch nicht ausreichend, so doch einigermaßen gesorgt. Auch werden nach dem Inslebentreten der Invalidenversicherung diejenigen Anstalten, welche gegenwärtig genöthigt sind, ihre Mittel durch Unterstützung von Invaliden neben Wittwen und Waisen zu zersplittern, voraussichtlich dazu übergehen, den letzteren eine erhöhte Fürsorge zuzuwenden, weil die Invaliden ihrer Fürsorge dann nicht mehr im gleichen Maße bedürftig sein werden."

Es sei mir gestattet einige zum Theil auch im Volkswirthschaftsrath zum Ausdruck gebrachte weitere Erwägungen hinzuzufügen.

Geht man von der Ansicht aus, daß die Hülfe zuerst gebracht werden muß, da, wo die Zahl der Nothleidenden am größten, die Noth am drückendsten ist, so erscheint die Wittwen- und Waisenversicherung allerdings als noch dringlicher wie die Alters- und Invalidenversicherung.

Nach der 1884 veröffentlichten Armenstatistik von 67 deutschen Städten kommen auf $23^1/_3$ Procent dauernd unterstützte Männer $76^2/_3$ Procent dauernd unterstützte Frauen und aus einer Zusammenstellung, die ich speciell für meinen Wohnort Wiesbaden machte, geht hervor, daß die Ausgabe der städtischen Armenverwaltung für dauernde Unterstützung von verwittweten Familienmüttern und Ganzwaisen weit mehr wie doppelt so viel beträgt als die für Familienväter. Dazu kommt, daß bei Wittwen und Waisen die Baarunterstützung meist unvermeidlich ist, während der invalide Arbeiter, der lange in demselben Dienste war, von seinem Arbeitgeber häufig noch mit leichterer Arbeit beschäftigt wird. Die humaneren Arbeitgeber fühlen sich zu solcher Rücksicht gegenüber ihren älteren Gehülfen sogar moralisch verpflichtet und so kommt es, das diejenigen großindustriellen Etablissements, welche eine einigermaßen ständige Arbeiterschaft haben, ihre Leute zum bei weitem größten Theile bis zu ihrem Lebensende erhalten. Als ich vor einigen Jahren innerhalb der chemischen Industrie eine freiwillige Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung anregte, erhielt ich von sehr vielen Genossen die Antwort, sie hätten überhaupt keine Invaliden, die sie der öffentlichen Armenpflege anheim fallen ließen, sie beschäftigten ihre nicht mehr zu den gewöhnlichen Fabrikarbeiten verwendbaren Leute als Portiers, Platzmeister u. s. w.

Mit Einführung der Invalidenversicherung wird unzweifelhaft bei den Arbeitgebern das Gefühl, daß sie gebunden seien, ihre im Dienst invalid gewordenen Leute, wenn auch mit Opfern, weiter zu beschäftigen, sehr schwinden. Viele, die jetzt noch leichte Arbeiten verrichten, werden später ganz feiern, zum Nachtheile der Gesammtheit wie zum eigenen Nachtheile. Je niedriger die Pension, desto niedriger wird allerdings die Zahl derjenigen Arbeiter sein, die sich zur Invaliderklärung drängen, desto größer wird dagegen die Unzufriedenheit der Pensionäre sein, die ohne die gewohnte nützliche Beschäftigung, sich im Mißmuth über ihre schlechte Lage verzehren.

Erscheint somit die Invalidenversicherung weniger dringlich und sogar nach gewissen Richtungen hin nicht unbedenklich, so ist es doch klar, daß nach dem Gang, den bisher die Versicherungsgesetzgebung genommen hat, Wittwen- und Waisen-

Digitized by Google

versicherung ohne Invalidenversicherung undenkbar ist. Der rein humanitäre Gesichtspunkt ist eben bisher nicht allein maßgebend gewesen, die Rücksicht auf Leistung und Gegenleistung und auf die Größe der durch die Versicherung bedingten Geldopfer gaben den Ausschlag.

Das Krankenkassengesetz behandelt den verheiratheten Arbeiter kaum anders als den Unverheiratheten und wenn wir bei dem Unfallversicherungsgesetz eine größere Rücksichtnahme auf die Familie des Verunglückten finden, so ist das wesentlich auf den Umstand zurückzuführen, daß dieses Gesetz sich aus dem Haftpflichtgesetz mit seiner Voraussetzung der Verschuldung des Unfalls durch den Arbeitgeber entwickelte. Selbst beim Staate und bei den Gemeinden, bei denen das Verhältniß zu ihren Beamten ein viel festeres ist als bei privaten Arbeitgebern ihren Arbeitern gegenüber, wird eine Pflicht für die Familien der Beamten einzutreten, nur in geringerem Grade, zum Theil gar nicht anerkannt. Die Versorgung des erwerbsunfähig gewordenen Arbeiters ist eben das Näherliegende, dasjenige für das der Arbeitgeber in erster Linie beizutragen verpflichtet erscheint. Kann also die Versorgung von Invaliden, Wittwen und Waisen nicht gleichzeitig vorgenommen werden, so wird man trotz der vorhin angeführten Gegengründe doch mit der Invalidenversicherung beginnen. Man wird dabei aber festhalten müssen, daß die Wittwen- und Waisenversicherung baldmöglichst nachzufolgen hat, wie dies auch im Volkswirthschaftsrath regierungsseitig mehrfach betont wurde.

Auf den in jener Körperschaft gegen die Alters- und Invalidenversicherung erhobenen Vorwurf, daß dadurch der Spartrieb der Arbeiter geschädigt werde, wie auf ähnliche Einwände der grundsätzlichen Gegner unserer Socialpolitik gehe ich hier wie anderwärts nicht näher ein, da sie nur von einem einzigen Mitgliede des Volkswirthschaftsraths vorgebracht wurden und ihre Unfruchtbarkeit jedem Unbefangenen ohnehin einleuchtet. Es liegt doch auf der Hand, daß gerade der jetzige Zustand dem Sparen der Arbeiter hinderlich ist. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie soviel zu ersparen vermögen, daß sie auch bei länger andauernder Erwerbsunfähigkeit auf den Beistand der öffentlichen Armenpflege verzichten können, ist eine sehr geringe. Rufen sie diese aber an, so haben sie umsonst gespart, denn nach Lage der zur Zeit gültigen Gesetzte tritt die Armenpflege erst ein, wenn alle Ersparnisse aufgezehrt sind. Erwirbt dagegen der Arbeiter einen Rechtsanspruch auf eine kleine Rente, so wird sein Streben naturgemäß dahin gehen, soviel dazu zu sparen, daß er im Bedarfsfalle seine gewohnte Lebenshaltung einigermaßen aufrecht halten kann.

Ich wende mich zur Erörterung der wichtigsten Punkte der „Grundzüge" und zwar in der Reihenfolge, in der sie dort hervortreten. Die erste Frage, auf die man stößt, ist die nach dem Umfang der Versicherung. Die „Grundzüge" stellen die Versicherung sämmtlicher gegen Lohn arbeitenden Personen des Arbeiterstandes, männlichen wie weiblichen — im Ganzen etwa zwölf Millionen — als Ziel hin und begründen diese weite Ausdehnung mit dem häufigen Orts- und Berufswechsel der Arbeiter. Außerdem wird dem Bundesrath vorbehalten, die Versicherungspflicht auch auf selbständige Gewerbetreibende der Hausindustrie auszudehnen.

Auch im Volkswirthschaftsrath wurde beinah ausnahmslos zugestanden, daß die Versicherung möglichst auszudehnen sei und es wurden hier sogar, über die Regierungsvorlage hinausgehend, von der Mehrheit verlangt, daß auch Betriebsunternehmer, welche nicht regelmäßig wenigstens einen Lohnarbeiter beschäftigen, zu versichern seien. Nur in sofern glaubte die Mehrheit des Volkswirthschaftsraths ein Abweichen von den „Grundzügen" empfehlen zu sollen, als sie verlangte, daß die Versicherungspflicht erst von vollendetem 16. Lebensjahre an beginne und daß durch Bundesrathsbeschluß bestimmt werde, „daß und in wie weit vorübergehende Dienstleistungen nicht als Beschäftigung im Sinne des Gesetzes angesehen werden."

Ueber die letzterwähnte Forderung gehe ich mit Stillschweigen hinweg, ich betrachte sie ebenso wie den erwähnten Regierungsvorschlag, dem Bundesrath die Ausdehnung auf die Hausindustrie vorzuhalten, lediglich als Abschiebung einer Schwierigkeit, die man selbst nicht zu bewältigen vermag.

Den beiden andern Zusätzen des Volkswirthschaftsraths kann man zwar eine gewisse Berechtigung nicht bestreiten, man wird sich aber kaum ganz mit denselben einverstanden erklären dürfen. Die Feststellung einer Altersgrenze für den Beginn der Versicherungspflicht hat etwas für sich, die Herauslassung von Kindern, die ausnahmsweise während der Schulferien oder stundenweise während der Schulzeit gegen eine kleine Vergütung insbesondere in der Landwirthschaft beschäftigt werden, vereinfacht die Ausführung des Gesetzes, ich meine aber, man sollte nicht das 16., sondern das 14. Jahr, also das Alter in dem im Allgemeinen nach Absolvirung der Schule die regelmäßige Lohnarbeit beginnt, als Grenze annehmen. Die Berufung auf die Gewerbeordnung, die erst dem sechzehnjährigen Arbeiter die volle Freiheit in Bezug auf Verwerthung seiner Arbeitskraft einräume und auf den Umstand, das jugendliche Arbeiter einen geringeren Lohn beziehen, scheint mir nicht durchschlagend. Ich erblicke in der sofortigen Heranziehung der in die regelmäßige Lohnarbeit tretenden jungen Leute ein wichtiges erzieherisches Moment und meine, daß gerade die ganz jungen Leute noch verhältnißmäßig am leichtesten etwas von ihrem Lohn entbehren können. Für die Versicherungskassen selbst aber fallen Beiträge von 2 Jahrgängen, bei denen Invalidisirungen kaum vorkommen, natürlich sehr ins Gewicht. Daß die ganz kleinen Handwerksmeister durchschnittlich kaum besser, zum Theil schlechter stehen als gut gelohnte Fabrikarbeiter und Gesellen ist nicht zu leugnen und es wäre daher gewiß erwünscht, daß auch sie der gleichen Wohlthaten wie die letzteren theilhaftig würden. Will man sie aber doppelte Beiträge (d. h. Arbeiter- und Arbeitgeberbeiträge) zahlen lassen — und ohne das geht es doch nicht — so würden sie sich wahrscheinlich alle, besonders aber die schlechtest Gestellten, auf das Entschiedenste gegen die Auflegung des Versicherungszwanges verwahren.

Bezüglich des zweiten principiell wichtigen Punktes, der Frage ob Renten- oder Capitalversicherung, bestand vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten bei Volkswirthschaftsrath und Regierung. Und in der That, wenn man erwarten darf, daß die Wittwen- und Waisenversicherung folgen wird, gebührt der Versicherung einer Rente unbedingt der Vorzug, denn die Gefahr, daß ein dem Invaliden ausgezahltes Capital durch Unerfahrenheit oder Leichtsinn verloren geht, ist wie die Erfahrungen der Unfallversicherungsgesellschaften lehren, leider sehr groß.

Auch bezüglich der Aufbringung der Beiträge zu gleichen Theilen durch Arbeiter, Arbeitgeber und Reich stand die überwiegende Mehrheit des Volkswirthschaftsraths auf dem Boden der Regierungsvorlage, doch verlangte man allgemein, daß das Reich nicht die Sonderstellung einnehme, welche ihm die „Grundzüge" vorbehalten, sondern daß es ebenso wie die beiden anderen Factoren an den Verwaltungskosten theilnehme und seine Beiträge nicht nach dem Bedarf des Vorjahres leiste, sondern wie Arbeiter und Arbeitgeber feste Prämien zahle. Und es läßt sich auch in der That, wenn man einen Vertheilungsmaßstab aufstellen will, der später für die Wittwen- und Waisenversicherung gültig bleibt, kaum eine gerechtere Vertheilnng wie die zu drei gleichen Antheilen finden. Der Arbeiterbeitrag, der geringer ist als der der Knappschaftsmitglieder ($^1/_3$ statt $^1/_2$), ist durchaus nöthig, um die Versicherten materiell dafür zu interessiren, daß die Kassen nicht mißbraucht werden. Sie sind weit besser über die Verhältnisse ihrer Genossen unterrichtet als alle Beamte, Aerzte und sonstigen Controlpersonen und wird ihre Entscheidung williger entgegengenommen als die außerhalb der Arbeiterkreise Stehender. Der Reichsbeitrag, den ich bei der Unfallversicherung bekämpfte, weil thatsächlich schon sehr viele Industrielle die betreffenden Kosten freiwillig allein trugen und weil die Ausgabe verhältnißmäßig gering ist, erscheint bei der Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung vollkommen gerechtfertigt. Die Kranken- und Unfallversicherung durch die Arbeitgeber und Arbeiter führt schon zu einer gewissen Entlastung der öffentlichen Armenver-

Digitized by Google

bände; den Interessenten alle durch sie entstehenden, bisher von der Gesammtheit aller Bürger getragenen Lasten aufbürden und sie außerdem die gleichartigen Lasten, die durch andere Berufsklassen entstehen, mit tragen zu lassen, wäre unbillig. Nun sind ja allerdings die die Versorgung der erwerbsunfähigen Armen Tragenden nicht der Staat oder das Reich, sondern die Gemeinden und größeren communalen Verbände, diese letzteren sind aber hierbei nur die Organe des Staats. Heißt es doch im Preußischen Allgemeinen Landrecht Theil II, Tit. 19, § 1:

„Dem Staate kommt es zu für die Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger zu sorgen, die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen und denselben auch von Personen, welche nach den Gesetzen dazu verpflichtet sind, nicht erhalten können."

Aus Gründen der Zweckmäßigkeit empfiehlt es sich wohl, daß den communalen Organisationen derjenige Theil der Armenpflege zugewiesen wird, der eine für den Staat undurchführbare Controle erfordert; für die Fälle leicht festzustellender, dauernder Hülfsbedürftigkeit (also insbesondere für die Wittwen- und Waisenversorgung) sollte jedoch eigentlich der Staat eintreten oder jetzt das Reich. Das Reich ist es, welches auch von den vermögenslosen Lohnarbeitern Vortheil zieht, denn diese nehmen Theil an der nationalen Production, stellen Vaterlandsvertheidiger und tragen zu den indirecten Steuern bei, den Gemeinden dagegen kosten die Arbeiter in der Regel mehr, als sie steuerlich aufbringen.

Einer der bestrittensten Punkte der „Grundzüge" war der Vorschlag als Beiträge feste Prämien zu erheben, die so zu bemessen sind, daß sie eine entsprechende Rücklage zum Reservefonds, die Verwaltungskosten und den Capitalwerth der der Versicherungsanstalt durch Renten voraussichtlich erwachsenden Belastung decken. (Um der Einfachheit wegen will ich dies Verfahren als „Deckungsverfahren" bezeichnen.) Das Plenum des Volkswirthschaftsraths nahm allerdings diesen Vorschlag im Princip mit erheblicher Mehrheit an, der permanente Ausschuß aber hatte sich vorher — und zwar auch mit nicht unbeträchtlicher Mehrheit — für das Umlageverfahren, beziehungsweise für die Erhebung eines nach den Jahreskosten bemessenden Beitrags entschieden.

Die Denkschrift zu den „Grundzügen", gibt allerdings in ihrer Begründung der Forderung des Umlageverfahrens für den Reichsbeitrag den Gegnern des Deckungsverfahrens geradezu Waffen in die Hand, denn wenn es richtig wäre, daß die bei Annahme des Deckungsverfahrens für das Reich von diesem jährlich zu zahlende Summe den Cours der Werthpapiere steigern und den Zinsfuß in bedenklicher Weise herabdrücken würde und wenn selbst die Reichsregierung für ihr angesammeltes Capital Verluste besorgt, so gälte dies in doppeltem Maße für die von Arbeitern und Arbeitgebern aufzubringenden Beträge. Auch der bei der Unfallversicherung für das Umlageverfahren angeführte Grund, man dürfe der Privatwirthschaft keine Capitalien entziehen, die dort einen höheren Ertrag brächten und der Schaffung neuer Anlagen dienen könnten, wurde wieder in's Gefecht geführt. Endlich wurden von Vertretern der Landwirthschaft im Volkswirthschaftsrath wiederholt gegen die Höhe der in den „Grundzügen" in Aussicht genommenen Beiträge Bedenken erhoben. Auf letztere gehe ich jedoch nicht ein, weil sie sich weniger gegen das Princip des Deckungsverfahrens richteten, als dagegen, daß die Landwirthschaft im Verhältniß zu anderen Wirthschaftszweigen zu hohe Beiträge zu leisten haben würde. Ich muß gestehen, daß der erste der eben gegen das Deckungsverfahren der „Grundzüge" angeführten Bedenken auch auf mich anfangs einen gewissen Eindruck machte und ich geneigt war, wenn auch nicht für das Umlageverfahren einzutreten, so doch für niedrigere Prämiensätze als die Regierung sie vorschlug. Je eingehender ich mich aber mit der Sache befaßte, je mehr regierungsseitig Einblicke in die Rechnungsgrundlagen verstattet wurden, desto mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Capitalansammlung sich nicht annähernd so rasch vollziehen und nicht so bedeutend sein werde als man allseitig glaubte. Würde die in den „Grundzügen" vorgesehene Carrenzzeit von 5 Jahren streng eingehalten, so würde ja allerdings, wenn man die Durchschnittsprämie so hoch bemißt, wie sie nach den neueren Berechnungen der Versicherungs-Mathematiker sein müßten (der vom Volkswirthschaftsrath für die ersten 5 Jahre gegriffene Satz von 3 Mk. 60 Pf. für jeden der drei beitragenden Factoren ist ein sich diesen Berechnungen einigermaßen nähernder Compromißsatz), in den betreffenden 5 Jahren schon ein Capital von etwa $^1/_2$ Milliarde angesammelt, bei der milden Auffassung, die bei Regierung wie Volkswirthschaftsrath obwaltete, eine Auffassung, die ich meinerseits keineswegs bekämpfe, wird die Carrenzzeit aber beinahe illusorisch werden; es werden von vornherein massenhafte nicht zurückzuweisende Rentenansprüche erhoben werden. Und diejenigen alten Arbeiter, die während der Carrenzzeit noch zurückgehalten werden können, die kommen nach Ablauf derselben und da sie aber nicht wie das später der Fall sein wird, durchschnittlich über 35 Jahre Beiträge aufbrachten ehe sie invalid wurden, sondern nur 5, 6, 7, 8 Jahre, so wird eine so starke Inanspruchnahme der Kassen erfolgen, daß möglicherweise die Summen die zur Anlage kommen, wesentlich reducirt werden, so daß durch deren Anlage der Cours der Werthpapiere kaum gesteigert, der Zinsfuß nicht merkbar gedrückt wird (wenn gleich die volle Pension von 250 Mk. bezahlt würde, so bliebe sogar meiner Ueberzeugung nach nichts zur Anlage übrig). Das zweite gegen das Deckungsverfahren angeführte Bedenken, das Capital könne verloren gehen, ist kaum ernst zu nehmen, wollte man dasselbe überall als maßgebend betrachten, so würde nicht nur bald jede Versicherung aufhören, die Menschen würden auch nicht mehr sparen und es würden Zustände eintreten, die ich nicht weiter auszumalen brauche. Das fernere Bedenken aber, daß man das Erwerbsleben durch Entziehung so großer Capitalien schädige, ist mir — von nationalökonomisch gebildeten Leuten ausgesprochen — geradezu unverständlich. Müssen denn die Capitalien, wenn sie Zinsen tragen sollen, nicht wieder in Umlauf gebracht werden? Und selbst wenn sie theilweise nicht der Güterproduction zugewandt würden, wäre dies ein Schaden für das Erwerbsleben? Leidet denn letzteres an Capitalmangel, genügen unsere Anlagen nicht für eine der Consumtion entsprechende Production? Nach der Darstellung des Referenten des Ausschusses im Volkswirthschaftsrathe hätte man es meinen sollen. In Wirklichkeit liegt aber das Verhältniß gerade umgekehrt, die schwere wirthschaftliche Krise, unter der wir seit einer Reihe von Jahren leiden, ist in erster Linie Folge der Ueberproduction.

Erscheinen somit alle Einwände gegen das Deckungsverfahren als wenig durchschlagend, ja zum Theil als ungerechtfertigt, so lassen sich andererseits die ernstesten Bedenken gegen das Umlageverfahren erheben. Es ist nicht nur ein Unrecht gegen spätere Generationen, diesen zu ihren eigenen Lasten auch noch einen Theil der von uns eingegangenen Verpflichtungen aufzubürden, ein um so größeres Unrecht als im ersten Menschenalter nach Inkrafttreten des Gesetzes die invalid werdenden Arbeiter schon so wie so nach viel kürzerer Beitragszeit in den Besitz der Invalidenrente treten werden als später, sondern es würde auch die ganze socialpolitische Wirkung des Gesetzes in Frage gestellt, wenn man sich nach kurzer Zeit gezwungen sähe, die Beiträge von Jahr zu Jahr zu erhöhen. Schon bei vielen Arbeitgebern würde dies Mißstimmung erregen, bei den Arbeitern aber geradezu Erbitterung. Halten wir uns für unfähig die Kosten des Deckungsverfahrens zu tragen, so verzichten wir lieber überhaupt auf weitere Durchführung der Arbeiterversicherung und beschränken uns auf den Ausbau der Kranken- und Unfallversicherung. Woher wissen wir denn, ob unsere Nachkommen auch nur so viel leisten können als wir? Und da wollen wir, weil wir uns für unfähig halten, die Kosten für unsere eigenen Invaliden zu tragen, sie soweit auf die Zukunft abschieben, daß die Beiträge, nach 50, 60 Jahren etwa doppelt so hoch werden, als sie es sein würden, wenn man gleich von vorne herein den richtigen stets gleich bleibenden Beitrag (abgesehen von Correcturen zur Ausgleichung der bei den ersten Berechnungen aus Mangel an statistischen Unterlagen untergelaufenen Fehler) erhoben worden wäre?

Digitized by Google

Ich habe die Einführung des Umlageverfahrens bei dem Unfallversicherungsgesetz so lange wie möglich bekämpft und bin noch heute der Ueberzeugung, daß man damals einen Fehler machte, für geradezu unverzeihlich würde ich es halten, wenn die Gesetzgeber, dem Drängen einiger einflußreicher, zum Theil von egoistischen Motiven geleiteten Interessenten folgend, auch für die Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung das Deckungsverfahren opfern würden. Ganz besonders leichtsinnig wäre dies, wenn die Berufsgenossenschaften oder ähnliche Organisationen, deren finanzielle Leistungsfähigkeit nicht für alle Zeiten absolut feststeht, zu Trägern der Versicherung gemacht werden sollen. Liegt auch nur eine entfernte Möglichkeit vor, daß die Sicherheit leiden könnte, so muß unbedingt dafür gesorgt werden, daß bei Eintritt der Krise wenigstens die Fortzahlung der Renten der bereits invalidisirten Arbeiter aus dem angesammelten Capital gesichert ist.

Bezüglich der Höhe der Rente bestimmen die Grundzüge bekanntlich, daß die — normal — frühestens nach fünfjähriger Carrenzzeit zu gewährende Invalidenrente für Männer bei regelmäßigem Beitrag mindestens 120 Mk. jährlich betragen und nach 15 Beitragsjahren für jedes vollendete weitere Beitragsjahr um 4 Mk. jährlich bis zum Höchstbetrage von 250 Mk. jährlich steigen soll. Diejenigen männlichen Arbeiter, welche das 70. Lebensjahr vollendet und mindestens 30 Jahre regelmäßig Beiträge geleistet haben, sollen, auch wenn sie noch erwerbsfähig sind, Anspruch auf eine Altersrente von 120 Mk. jährlich haben. Für weibliche Arbeiter sollen, wie die Beiträge, so auch die Renten, zwei Drittel so hoch sein, wie für männliche. Bei nicht bis zum Eintritt in die Rente regelmäßig fortgesetzter Beitragsleistung, wird nach Ziffer 12 der „Grundzüge" die Rente „nur nach dem Werthe der thatsächlich geleisteten Beiträge" berechnet „und zu diesem Zweck nach den von dem Reichsversicherungsamt hierüber aufzustellenden Tarifen um den Versicherungswerth des Ausfalles an Beiträgen" ermäßigt. Demnach würde also z. B. ein Mädchen, das vom 16. bis 22. Jahre als Fabrikarbeiterin, oder als Dienstbote beschäftigt war, falls es im 22. Jahre vollständig erwerbsunfähig würde, lebenslänglich 80 Mk. Rente beziehen, während dieselbe Person, wenn sie nicht in dem angegebenen Alter invalide würde, sondern aus der Kasse ausschiede, etwa um einen eigenen Hausstand zu führen und dann nach 40 Jahren invalid würde, auf Grund ihrer Beiträge zwischen dem 16. und 22. Jahre zwar eine Invalidenrente beanspruchen könnte, aber nicht die volle Rente von 80 Mk., sondern nur einen Bruchtheil hiervon.

Im Volkswirthschaftsrath wurde von mehreren Seiten auf die Nachtheile gleicher Renten für hoch- und niedrig gelohnte Arbeiter hingewiesen und speciell von einem Arbeitervertreter beantragt, die Sätze der „Grundzüge" nur für diejenigen Berufsgenossenschaften gelten zu lassen, welche die niedrigsten Durchschnittslöhne haben. Für die Berufsgenossenschaften mit höheren Durchschnittslöhnen aber die Renten (und natürlich auch die Beiträge) entsprechend zu erhöhen.*)

Die Rentenbemessung bilder den Ausgangs- und Kernpunkt der ganzen Sache. Ein Fehlgriff an dieser Stelle vernichtet jede Aussicht auf eine günstige socialpolitische Wirkung des Gesetzes, verstärkt die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen, statt sie auszusöhnen. Die Fragen nach dem Träger der Kassen, nach der Art und Weise der Durchführung der Versicherung, nach Organisation und Verfahren, so wichtig sie erscheinen, sind doch von verschwindender Bedeutung gegenüber der Cardinalfrage: Wie sind die Renten zu bemessen, um dem Bedürfniß überall in entsprechender und dem Billigkeitsgefühl des Volkes genügender Weise gerecht zu werden? Letzteres ist der Zweck, alles Uebrige ist nur Mittel und muß dem Zweck untergeordnet werden.

*) Das Protokoll der betreffenden Sitzung enthält ein Mißverständniß, das ich leider richtig zu stellen vergaß. Ich habe mich nicht gegen den oben angeführten Antrag ausgesprochen, ich habe nur bemerkt, daß ich meine eigenen, dieselbe Absicht verfolgenden Gedanken nicht zu Anträgen formulire, weil ich — ohne Aussicht durchzudringen — die Berathungen des Volkswirthschaftsrathes nicht unnöthig aufhalten wollte.

Daß man die Einrichtungen so macht, daß der Zweck auf die einfachste Art erreicht wird, versteht sich von selbst. Soweit geeignete Institutionen bereits bestehen, wird man sich ihrer natürlich bedienen, niemals aber wird man für den neuen Zweck weniger geeignete Institutionen um ihrer selbst willen als Mittel benutzen dürfen, wenn sich das Ziel auf andere Weise besser erreichen läßt. Ich bin dafür, daß man den für die Unfallsversicherung gebildeten Berufsgenossenschaften auch die Durchführung der Alters- und Invalidenversicherung überträgt, weil ich glaube, daß sich hierdurch der Zweck verhältnißmäßig vollständig und leicht erreichen läßt. Findet sich aber, daß eine anderweite Organisation geeigneter ist, so werde ich mich keinen Augenblick besinnen, mich für letztere zu entscheiden, trotzdem ich die Ueberzeugung habe, daß dann die Berufsgenossenschaften bald ganz eingehen werden, da man dahin drängen wird, die relativ unbedeutende Unfallversicherung an die viel mehr Kräfte und Mittel in Anspruch nehmende Alters-, Invaliden-, Wittwen- und Waisenversicherung anzuschließen. Auch ein starker Widerstand der Berufsgenossenschaften selbst würde mich bestimmen, nach einem anderen Träger zu suchen, denn widerwillig arbeitende Ausführungsorgane würden dem Zweck schlecht dienen.

Eine Rente, die nicht in einem gewissen Verhältniß zu den früheren Einnahmen des Rentners steht, die ihn, wie die Denkschrift zu den „Grundzügen" voraussieht, hinaustreibt aus dem bisherigen Wohnorte, wird in großen Kreisen tiefgehende, dauernde Mißstimmung erregen. Aber nicht nur das — eine lediglich nach der Beitragszeit wachsende Einheitsrente wird, selbst wenn sie so niedrig gestellt wird, wie in den „Grundzügen" vorgesehen, für die schlecht gelohnten Arbeiter einzelner Productionszweige in gewissen Gegenden, relativ zu hoch sein, d. h. sie wird die vom volkswirtschaftlichen, wie vom socialpolitischen Standpunkte bedenkliche Folge haben, daß Leute, die noch arbeitsfähig sind, sich zur Anerkennung als Invalide drängen, ohne daß man in der Lage wäre, sie zurückzuweisen. Hat man doch im Saarbrücker Knappschaftsbezirk mit seinen hohen Löhnen die Erfahrung gemacht, daß bei einer durchschnittlichen Invalidenpension von 320 Mk. die Zahl der Invaliden schon merkbar über das normale Maß hinaus wuchs. Man täusche sich überhaupt nicht über die Wirkung des arbiträren Momentes, das der Invalidenversicherung im Gegensatze zur Wittwen- und Waisenversicherung anhaftet. Bei nicht ganz vorsichtiger Bemessung der Invalidenpension kann dies Moment, auch wenn man den erwiesenen Mißbrauch mit Strafe bedroht, zu Consequenzen führen, die alle Berechnungen der Versicherungsmathematiker über den Haufen werfen.

Die Invalidenpension muß meiner Ueberzeugung nach unbedingt in einem gewissen Verhältniß zu den früheren Lebensgewohnheiten des Invaliden und zu den Kosten der Lebenshaltung in seinem Wohnort stehen, also zum Lohn, in welchem diese beiden Factoren Ausdruck finden. Daß die Berücksichtigung der Lohnhöhe neben der Beitragszeit die Berechnung schwieriger macht, ist zuzugeben, doch wäre auch diese Schwierigkeit nicht unüberwindlich.

Aber ist es denn überhaupt nöthig auf die Beitragszeit Rücksicht zu nehmen, kann man nicht die Rente lediglich nach dem zuletzt verdienten Lohn bemessen und gestaltet sich dann die Berechnung nicht eben so einfach und vielleicht noch einfacher als nach dem von der Regierung vorgeschlagenem System? Die Bemessung der Rente nach der Dienstzeit ist ja allerdings bei den bisher gezahlten Beamtenpensionen allgemein üblich gewesen, dort liegen aber auch die Verhältnisse ganz anders und haben sich auf ganz verschiedenen Grundlagen entwickelt. Die Arbeiter-Invalidenpension ist kein Ehrensold für lange, verhältnißmäßig knapp gelohnte Dienste, wie ihn etwa der Staat und die Gemeinde an ihre Beamten zahlen; die Altersrente höchstens könnte so angesehen werden; noch weniger sind die Invaliden-Versicherungsanstalten, zu welchen beizutragen gesetzlicher Zwang besteht, nach den Grundsätzen der Sparkassen zu behandeln, man muß sie vielmehr als von den Arbeitgebern und dem Reiche, also der Gesammtheit unterstützte Gegenseitigkeitsanstalten der Versicherten

Digitized by Google

betrachten. Der Arbeiter, der das Glück hat lange arbeitsfähig zu bleiben, soll mit beitragen für den Genossen, den das Mißgeschick betrifft, früh auf die doch kärgliche Pension angewiesen zu sein. Schon um der außerordentlich hohen Kosten willen, welche entstehen, auch wenn kein Mißbrauch mit der Invalidenkasse getrieben wird, kann die Rente dem Invaliden nur so viel gewähren, daß er bei äußerster Einschränkung seiner Lebensgewohnheiten eben auskommen kann, wie kann man da die Rente für den, der das Unglück hat vor der Erreichung des Anspruchs auf den höchsten Satz invalid zu werden, noch kürzen? Das geht um so weniger an als derjenige Arbeiter, der bereits in den vierziger oder gar dreißiger Jahren invalid wird, in der Regel noch kleinere Kinder hat, für die er sorgen muß, während die Kinder des die volle Rente beziehenden über 60 Jahre alten Arbeiters, doch beinahe immer erwachsen sind. Ich möchte nach alledem behaupten, daß die Bemessung der Rente nach der Beitragszeit für den vorliegenden Fall nicht besser, sondern geradezu schlechter ist, als eine unabänderlich für alle Zeiten, Arbeiterkategorien und Gegenden gleiche Rente von etwa 200, 220 oder 250 Mark. Aber auch eine derartige wirkliche Einheitsrente ist, wie ich bereits andeutete, soweit es sich um Invalidenversorgung handelt, nicht mein Ideal, ich glaube vielmehr, daß nur eine an den verdienten Lohn einigermaßen sich anlehnende Rente innerlich gerechtfertigt ist und die Interessenten befriedigen könnte.

Der durch Unfall bei der Arbeit vollständig arbeitsunfähig gewordene Arbeiter hat gesetzlichen Anspruch auf $^2/_3$ des vor dem Unfall von ihm, beziehungsweise der Arbeiterkategorie, der er angehört, innerhalb eines kleinen Bezirks verdienten Lohnes; die Invalidenrente würde ich etwa auf die Hälfte, also auf $^1/_3$ jenes Lohnes festzusetzen vorschlagen. Um eine derartige Invalidenrente neben einer einheitlichen Altersrente von 120 Mark zahlen zu können, brauchen von Arbeiter, Arbeitgeber und Reich höchstens je 1% vom Lohn eingezahlt zu werden, für ungefährliche Betriebe weniger, vielleicht bis zu $^1/_2$% hinunter. Betragen doch die Ausgaben für die Invaliden der preußischen Knappschaftskassen kaum 3% vom Lohn. Diesen Ziffern gegenüber, das möchte ich an dieser Stelle bemerken, kann man doch wahrlich nicht behaupten, das Deckungsverfahren belaste irgend einen Productionszweig in gefahrdrohender Weise. Was wollen die in maximo 2% des Lohns betragenden Beiträge der Arbeiter und Arbeitgeber gegenüber der Lohnsteigerung der letzten 20 Jahre und den Lohnschwankungen innerhalb dieser Periode besagen?

Auch die praktische Ausführung läßt sich, wenn man auf Berücksichtigung der Beitragszeit verzichtet, außerordentlich erleichtern. Man ist dann nicht mehr genöthigt jeden Versicherten vom 14. oder 16. Jahre ab bis zum Eintritt der Invalidität, oder zur Vollendung des 70. Lebensjahres in Bezug auf Beitragsleistung zu controliren und im Falle der Pensionirung eine äußerst complicirte Rechnung über die Höhe der Rente und wenn die Berufsgenossenschaften die Träger der Versicherung sind, über die von den einzelnen Genossenschaften zu zahlenden Rentenantheile anzustellen. Eine innere Nothwendigkeit fortwährender Controle der Versicherten vermag ich nicht anzuerkennen. Das Gesetz erzwingt die Beiträge so lange sie arbeiten und sie arbeiten, bis auf einen verschwindenden Bruchtheil von Lumpen, ihr Leben lang, es sei denn, daß sie keine Arbeit finden, oder nicht arbeitsfähig sind. Warum denn nun dies ängstliche Nachrechnen, warum will man den Arbeitern, die in den letzten sechs oder auch zwölf Monaten vor Eintritt der Invalidität nachweislich Kassenmitglieder waren, die Pension nicht gewähren? Die Gefahr, daß gewohnheitsmäßige Stromer, bloß um die Rente zu gewinnen, sich auf so lange Zeit zu regelmäßiger Arbeit bequemen, ist nicht groß. Die „Grundzüge" selbst erkennen es als billig an, daß die Zeiten bescheinigter, mit Erwerbsunfähigkeit verbundener Krankheit auch ohne Beitragsleistung als Arbeitszeit angerechnet, d. h. daß dafür keine Abzüge von der Rente gemacht werden, ist es da consequent, den unglücklichen Arbeiter, der wegen Mangels an Arbeitsgelegenheit zeitweilig keine Beiträge zahlen konnte durch Rentenkürzung zu strafen? Solche Leute sind ja finanziell noch schlimmer dran, als ihre während der Arbeitszeit erkrankten Genossen. Letztere haben doch wenigstens ihren Krankenlohn, jene gar nichts. Um einer verhältnißmäßig doch nur ganz kleinen Zahl von arbeitsscheuen Subjecten willen die große Masse der braven Arbeiter leiden zu lassen und ein Gesetz, das um ihretwillen gemacht wird, so zu compliciren, daß für alle Betheiligten große persönliche Lasten und Kosten erwachsen, halte ich nicht für zweckmäßig. Uebrigens läßt sich nach meinem am Schlusse genauer ausgeführten Plane dem Mißbrauche der Versicherungsanstalten durch Vagabunden wirksam vorbeugen. Für diejenigen selbständigen kleinen Besitzer resp. Betriebsunternehmer, welche periodisch Lohnarbeit verrichten aber wird man in der ebenfalls am Schlusse zu erwähnenden Weise eine entsprechende Rente sichern können.

Indem ich mich nun zur Beleuchtung der Organisation und des Verfahrens der „Grundzüge" und der dazu im Volkswirthschaftsrath gemachten Vorschläge wende und ihnen die meinigen gegenüberstelle, werde ich versuchen nachzuweisen, daß die letzteren nicht nur zu einer befriedigenderen Erfüllung des Zwecks des Gesetzes, sondern auch zu einer erheblichen Verminderung der Arbeit und der Kosten führen würden.

Nach den „Grundzügen" sollen, abgesehen von gewissen Ausnahmen, die Berufsgenossenschaften, beziehungsweise die durch die verschiedenen Unfallversicherungsgesetze neben dieselben gestellten Organisationen die Träger der Alters- und Invalidenversicherung werden, doch soll zu diesem Zwecke bei jeder Genossenschaft eine besondere Invalidenversicherungsanstalt errichtet werden. Die ehrenamtlichen Organe der Berufsgenossenschaften sollen auch für die Invalidenversicherungsanstalten, unter Heranziehung von Arbeitervertretern, fungiren, doch ist die Anstellung besonderer bezahlter Beamter für die Verwaltung der letzteren gestattet. Die Invaliditätserklärung und die Feststellung der Renten erfolgt durch die Organe derjenigen Versicherungsanstalt, zu welcher der Versicherte zuletzt Beiträge leistete. Erfolgte im Verlaufe der Zeit Beitragsleistung an verschiedene Versicherungsanstalten, so soll durch ein bei dem Reichsversicherungsamte zu errichtendes Rechnungsbüreau eine Repartition der von den einzelnen Anstalten zu zahlenden Theile der Rente unter Berücksichtigung „des Versicherungswerthes der an die einzelnen Anstalten entrichteten Beiträge" stattfinden. Zunächst soll bei allen Versicherungsanstalten gleichmäßig von Arbeitern und Arbeitgebern per Kopf und Arbeitstag der männlichen Versicherten 2 Pfennige, der weiblichen Versicherten $^2/_3$ dieses Betrages erhoben werden, doch sollen innerhalb 10 Jahren auf Grund der inzwischen gemachten Erfahrungen über Belastung der einzelnen Anstalten die auf jede derselben fallenden Beitragssätze besonders festgestellt werden und soll dieser Tarif in Perioden von längstens 10 Jahren revidirt werden. Die Beiträge werden in durch die einzelnen Versicherungsanstalten auszugebenden Marken geleistet, welche vom Arbeitgeber in die Quittungsbücher der Versorgungsberechtigten eingeklebt und kassirt werden. Sobald ein Quittungsbuch voll ist, wird es von der Gemeindebehörde des Arbeitsorts, oder einer anderen dazu bestimmten Stelle aufgerechnet und dafür ein neues Buch ausgehändigt, in welchem die Schlußrechnung des alten vorgetragen wird. Die alten Quittungsbücher werden behufs Aufbewahrung an die Gemeindebehörde des Herkunftsortes des Versicherten gesandt.

Diese die Organisation und das Verfahren feststellenden Bestimmungen der „Grundzüge" waren es, welche die eingehendsten Debatten im Volkswirthschaftsrath veranlaßten. Im Plenum gewannen sie zwar im Großen und Ganzen die Zustimmung der Mehrheit (nur einzelne das Princip nicht berührende Abänderungen wurden verlangt, so soll u. A. die Frist für die erste Aufstellung des Tarifs auf fünf Jahre verkürzt und der provisorisch zu erhebende Beitrag entsprechend der nach Mittheilung der Regierungsvertreter neuerdings herausgerechneten geringeren Gesammtausgabe, ermäßigt werden), im permanenten Ausschusse hatte sich jedoch dieselbe Mehrheit, welche für das Umlageverfahren an Stelle des Deckungsverfahrens gestimmt hatte, im Princip für eine Reichsversicherungsanstalt an Stelle der berufsgenossenschaftlichen Anstalten ausgesprochen.

Digitized by Google

Die Vertreter dieses Gedankens behaupteten, die Berufsgenossenschaften seien keinenfalls in der Lage, die Arbeitslast auch der Alters- und Invalidenversicherung auf sich zu nehmen, insbesondere könne man den ehrenamtlichen Organen der Berufsgenossenschaften nicht die Mühe und Verantwortung der Vermögensverwaltung aufbürden. Auch der Markenverkauf sei viel zu komplicirt. Sie schlugen daher vor, den Berufsgenossenschaften zwar die Invaliditätserklärung, Feststellung der Renten und Controle der Rentenempfänger zu übertragen, die Erhebung der Beiträge, die Zahlung der Renten und die Verwaltung des allen Berufsgenossenschaften gemeinsam angehörenden Vermögens dagegen einer eventuell dem Reichsversicherungsamte zu unterstellenden Centralanstalt zuzuweisen. Die Berufsgenossenschaften erscheinen hier also nur noch als Hülfsorgane eines die Gesammtheit aller Versicherten umfassenden Verbandes. Die im Interesse der ausgleichenden Gerechtigkeit zu fordernde Vertheilung der Beitragslast nach den Ansprüchen, welche die verschiedenen Berufszweige, je nach Zahl und Lebensdauer ihrer Invaliden und Greise, an die gemeinsame Kasse machen, sollte durch eine auf Grund der Ermittelungen für zusammenzufassende größere Gruppen der Berufsstatistik vorzunehmende Tarifirung herbeigeführt werden.

Daß das in den „Grundzügen" vorgeschlagene Verfahren an sich zu ungeheuren praktischen Schwierigkeiten führen muß und den Berufsgenossenschafts-Organen eine Arbeitslast auflegt, welche diese zu tragen zum Theil kaum fähig und wohl auch nicht geneigt sind, leuchtet ein, wenn man sich ein genaueres Bild davon macht, wie die Dinge sich in der Praxis gestalten werden und möchte ich glauben, daß die Verhandlungen des Volkswirthschaftsrathes in dieser Beziehung selbst bei den Regierungsvertretern manche Zweifel wach gerufen haben.

Die Einziehung der Beiträge durch Marken, welche in das Quittungsbuch des Versicherten eingeklebt werden, so einfach sie scheint, führt schon zu großer Arbeit und erheblichen Kosten. Jede Genossenschaft muß in jedem Orte, in dem zu ihr gehörende versicherungspflichtige Betriebe sind, Markenverkäufer anstellen und zwar, wenn die Gefahr der Markenfälschung nicht allzugroß werden soll, angesehene, wohlsituirte Leute, die übrigens trotzdem controlirt werden müßten. Daß diese den Vertrieb umsonst übernehmen werden, wie den der Postmarken, ist nicht zu erwarten, denn der Verkauf wird bei der großen Anzahl verschiedener Appoints sehr erschwert, besonders wenn mit Bruchtheilen von Pfennigen zu rechnen ist. Dazu kommt, daß die Vollhaltung der Bestände, die sich durch die am Orte befindlichen Postanstalten sehr bequem erreichen läßt, Schreiberei und sonstige Arbeit veranlaßt. Und nun das Einkleben und Kassiren der Marken, das allerdings nicht den Berufsgenossenschaften aber den einzelnen Arbeitgebern zufällt. Bei den großen Betriebsunternehmern, die dafür geschulte Beamte haben, ist so etwas nicht allzuschwierig, aber wie wird es gehen bei den Millionen von ganz kleinen Arbeitgebern, von kleinen Handwerkern, Bauern ꝛc., die nur wenige Leute und auch diese nicht regelmäßig beschäftigen? Geradezu unüberwindlich wird die Schwierigkeit, wenn solche kleine, wenig geschäftsgewandte Leute Arbeitskräfte tage- oder gar nur stundenweise in Anspruch nehmen, wie das tausendfach vorkommt. Ich will von bewußten Hinterziehungen absehen, obzwar auch solche massenhaft vorkommen werden, ich frage nur, ist es wahrscheinlich, daß auf diese Weise Quittungsbücher zu Stande kommen, die mit Ruhe als Grundlage der späteren Rentenberechnung gebraucht werden können? Schon bei der Berechnung des Werthes der einzuklebenden Marken werden viele Fehler vorkommen, vor Allem aber wird es geradezu unmöglich sein, die Leute dazu zu bringen, daß sie die Marken so kassiren, daß aus dem Kassationsvermerk festgestellt werden kann, wann und durch wen die Kassirung erfolgte. Wenn das aber nicht der Fall ist, so ist der betrügerischen Herstellung von Quittungsbüchern zur Erschwindelung von Renten Thür und Thor geöffnet und dieser Schwindel kann, wenn man ihm nicht dadurch einigermaßen vorbeugt, daß man die einzelnen Quittungsbücher nur für ein oder zwei Kalenderjahre gültig macht, einen für die Kassen und die allgemeine Moralität recht gefahrdrohenden Umfang annehmen.

Weitere praktische Schwierigkeiten bietet der Abschluß der Quittungsbücher und die Vortragung der Schlußziffern der alten in die neuen Bücher, eine Arbeit, die dadurch noch zeitraubender gemacht wird, daß die ausführenden Behörden die den Ausfall an Beiträgen wegen Krankheit und Militärdienst begründenden Bescheinigungen prüfen müssen. In der Denkschrift zu den „Grundzügen" werden diese Arbeiten entschieden unterschätzt; sie werden m. E. für die Gemeindebehörden außerordentlich lästig werden und es werden besonders Anfangs von den weniger geschäftsgewandten Vorstehern kleinerer ländlicher Gemeinden viele Fehler gemacht werden. Jeder Fehler hier oder in einem anderen Stadium dieser den Arbeiter während Dreiviertel seiner Lebenszeit begleitenden Buchführung birgt aber den Keim von Streitigkeiten und Schreibereien in sich, die um so erbitterter und um so umfangreicher werden, je später der Fehler entdeckt und je schwerer somit die Richtigstellung wird. Mir will scheinen, daß man überhaupt bisher die aus dem System der „Grundzüge" erwachsenden Conflictsgefahren übersehen hat. Es tritt dies besonders hervor in den Bestimmungen über das Verfahren bei der Invaliditätserklärung und der Feststellung der Renten. Danach wird offenbar angenommen, die Sache sei zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt, wenn die Organe der Berufsgenossenschaft, bei der der Versicherte invalid erklärt wurde und der Letztere einig sind, das wird aber durchaus nicht immer der Fall sein. Die abschließende Berufsgenossenschaft braucht durchaus nicht die materiell am stärksten interessirte zu sein, der größte Theil der Rentenzahlung kann auf eine andere Genossenschaft fallen und da liegt es denn doch nahe, daß Letztere, als die am stärksten belastete, nicht geneigt ist, sich ohne Weiteres zu fügen, wenn sie das Verfahren der abschließenden Berufsgenossenschaft nicht für richtig hält.

Die von der im Ausschuß des Volkswirthschaftsrathes siegreichen, im Plenum dagegen unterlegenen Opposition gemachten, vorhin bereits dargelegten Vorschläge, vereinfachen allerdings die Ausführungsarbeiten beträchtlich, wecken dagegen wieder Bedenken anderer Art. Wenn nämlich der von den Antragstellern in Aussicht genommene Tarif nach der Gefahr der verschiedenen Berufszweige sich nicht in einigermaßen correcter Weise aufstellen läßt — und das wird kaum jemals der Fall sein, wenn man auf die Beobachtung der Erfahrungen der einzelnen Berufsgenossenschaften durch Einführung der Einheitsmarke verzichtet — wird, wie ich schon im Volkswirthschaftsrath bemerkte, eine dauernde Unbilligkeit in der Vertheilung der Lasten herbeigeführt und das wird die bei dem Wirthschaften aus gemeinsamer großer Kasse schon so wie so geminderte Sparsamkeit noch mehr in den Hintergrund drängen. Das Interesse der einzelnen Berufsgenossenschaften, unberechtigte Anforderungen zurückzuweisen, wird, sobald jene nicht allein die Folgen ihrer Nachgiebigkeit zu tragen haben, wesentlich abgeschwächt, es werden sogar oft genug die Organe der Berufsgenossenschaften und die Rentenanwärter Hand in Hand sich gegen die Centralkasse wenden, ähnlich wie jetzt bei der Unfallversicherung manche Arbeitgeber ungerechtfertigte Anforderungen ihrer eigenen Arbeiter den Genossenschaftsorganen gegenüber unterstützen, weil sie gern ihren Leuten einen Vortheil zuwenden, der ihnen, da der Einzelne, selbst wenn er viele Arbeiter beschäftigt, doch immer nur einen kleinen Theil der Gesammtausgabe zu tragen hat, ein verhältnißmäßig unbedeutendes Opfer auflegt. Von den Berufsgenossenschaften, die sich verhältnißmäßig zu stark belastet dünken, würde die ungerechtfertigte Parteinahme sogar möglicherweise mit Bewußtsein betrieben werden. Man vergesse nicht, daß man hier wie überall mit dem Egoismus und anderen menschlichen Schwächen rechnen muß. Jeder mit den Menschen und Dingen einigermaßen Vertraute weiß was kommen würde, wenn der Staat die sämmtlichen Kosten einer von Communalorganen auszuübenden Armenpflege tragen müßte; — nun der eben besprochene Vorschlag würde ähnliche Früchte zeitigen.

Nachdem ich so meine Bedenken gegen das System der Grundzüge wie gegen die im Volkswirthschaftsrath hervorge-

Digitized by Google

tretenen Gegenvorschläge zum Ausdruck gebracht, sei es mir gestattet, auf meinen eigenen Plan des Näheren einzugehen. Derselbe läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen: Die Berufsgenossenschaften (resp. die ihnen gleichgestellten Verbände) sind die Träger der Alters- und Invalidenversicherung.

Die Invalidenrenten und Beiträge werden genau nach denselben Grundsätzen berechnet wie die Renten und Beiträge der Unfallversicherung, so daß die für die Calculation der letzteren in den Katastern, Lohnlisten, Durchschnittslohnberechnungen u. s. w. bereits geschaffenen, oder demnächst zu schaffenden Grundlagen auch als Grundlage für erstere benutzt werden können. Die Invalidenrente beträgt einen gewissen Procentsatz der Unfallrente im Falle völliger Erwerbsunfähigkeit und scheint mir 50 Proc. (also $33^1/_3$ Proc. des Lohnes) ein angemessener Satz zu sein. Im Anfange müßte man allerdings einen mit Rücksicht auf die kürzere Beitragszeit der Kassenmitglieder niedriger bemessenen Satz nehmen.

Hat der die Invaliditätserklärung Beantragende bis dahin über 6 (event. wenn man dies für zweckmäßiger hält 12) Monate in einem Betriebe der Berufsgenossenschaft, in der er invalid wurde, gearbeitet, so liegt letzterer die Versorgungspflicht ob. Ist diese Frist nicht erreicht, so ist zu untersuchen, ob und bei welcher Berufsgenossenschaft der Antragsteller während der letzten 18 (event. 36) Monate vor Eintritt in einen Betrieb der untersuchenden Genossenschaft 6 (event. 12) Monate regelmäßig arbeitete. Das Zurückgehen auf einen Zeitraum, der dreimal so lang ist wie die Carrenzfrist, verlange ich, weil ich die durch Erfüllung der letzteren erworbenen Rechte dem Ausscheidenden während doppelt so langer Zeit gewahrt sehen will, um zu vermeiden, daß allzuviel Arbeiter — wenn man so sagen darf — in's Freie fallen. Diese Untersuchung wird mitunter Schwierigkeiten bieten, aber immerhin nicht mehr als die von den Gemeindebehörden, behufs Feststellung des Unterstützungswohnsitzes zu führenden. Ist eine fremde Berufsgenossenschaft die verpflichtete, so hat diese die Verhandlung mit den Versorgungsberechtigten zu führen. Ist überhaupt keine verpflichtete Berufsgenossenschaft vorhanden, so wird der Anwärter der für alle Berufsgenossenschaften gemeinsam zu errichtenden Subsidiär-Versorgungsanstalt zugewiesen, deren Jahreskosten durch Umlage auf die Einzelanstalten, sei es nach Maßgabe der eigenen Einnahmen der letzteren, sei es nach der Kopfzahl ihrer Arbeiter aufgebracht werden. Die von der Subsidiäranstalt gezahlten Renten sind für alle Berufe und Bezirke gleich der niedrigsten Rente, welche von einer Berufsgenossenschaft erwachsenen Arbeitern gewährt wird. Ergibt die Untersuchung, daß der Invalide nicht mindestens 1 (event. 2) Jahre vor Eintritt der Invalidität regelmäßig in einem versicherungspflichtigen Betriebe beschäftigt war, sondern gewohnheitsmäßig vagabundirte, so überweist ihn die Subsidiär-Anstalt zur Unterstützung an den zuständigen Armenverband, event. unter Einzahlung derjenigen Beitragssumme, die nachweislich innerhalb des letzten Jahres vor Eintritt der Invalidität für das betreffende Individuum erhoben wurde.

Periodisch nur wenige Monate im Jahre gegen Lohn arbeitende kleine Besitzer resp. Betriebsunternehmer sichern sich einen der Beitragszeit proportionalen Theil der Minimaleinheitsrente, wie die Subsidiäranstalt sie zahlt, durch den von ihnen selbst zu führenden Beweis der Beitragsleistung. Zu diesem Zwecke kaufen sie von der Subsidiäranstalt durch Vermittelung der Post auszugebende Wochenmarken (wie theuer eine solche Marke sein wird, hängt von dem Betrage ab, auf den die Einheitsrente gesetzt wird, ich glaube kaum, daß ihr Preis 12 Pfennige viel übersteigen wird), deren Ankaufspreis zur Hälfte durch einen Lohnzuschlag des Arbeitgebers getragen wird. Die Marken werden auf eine mit der ersten Marke gratis zu liefernden Karte aufgeklebt, welche am Schluß des Jahres oder nach Schluß der Lohnarbeitsperiode in jedem Jahre einer der von der Subsidiärversicherungsanstalt bezeichneten Stellen (in der Regel wohl die Ortsbehörden) übergeben wird. Letztere nimmt die Karten an sich, entwerthet die Marken und quittirt dem Versicherten in ein besonderes Quittungsbuch über den Gesammtbetrag der Einzahlungen in jedem einzelnen Jahre. Die auf Grund des Quittungsbuchs festzusetzende Rente wird nach dem in den „Grundzügen" bezeichneten Verfahren ausgerechnet.

Weiblichen Personen würde ich, wenn sie in Folge von Verheirathung aus der Versicherungspflicht ausscheiden, die von ihnen selbst gemachten Einlagen zurückzuzahlen vorschlagen.

Legt eine größere Zahl von Berufsgenossenschaften Werth darauf, ihre Organe von der Mühe und Verantwortung der Vermögensverwaltung zu entlasten, so ließe sich für dieselben eine unter Reichsaufsicht und Garantie stehende Stelle für diesen Zweck einrichten.

Dies die Grundgedanken des von mir vorgeschlagenen Systems, das m. E. die möglichst vollkommene Erreichung des Zwecks für die große Mehrheit der Arbeiter auf die einfachste Weise gestattet. Die Verhältnisse sind so vielgestaltig, daß man bei einem Versicherungsgesetze für viele Millionen von Menschen unmöglich eine für alle Einzelfälle passende und dabei einfache Schablone finden kann. Nicht die Ausnahmen, sondern die große Menge der regelmäßig auftretenden Fälle sind für die Gestaltung maßgebend. Den Ausnahmen ist durch entsprechende Sondereinrichtungen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen.

Daß auch gegen meine Vorschläge sich Einwände erheben lassen, gebe ich gern zu, ich glaube aber nicht, daß sie so stark sein werden, daß die nachzuweisenden Nachtheile die Vortheile überwiegen. Jedenfalls kann ich den mir bereits bekannten Bedenken kein durchschlagendes Gewicht beilegen. Man hat mir entgegengehalten, es sei unbillig, bei Bemessung der Rente nur denjenigen Lohn in Betracht zu ziehen, den der Arbeiter kurz vor seiner Invalidisirung erhalten habe, weil dieser Lohn bei abnehmenden Kräften geringer sei als der von demselben Arbeiter in jüngeren Jahren verdiente. Demgegenüber erlaube ich mir zu bemerken, daß eine erhebliche Reduction des Lohnes älterer ständiger Arbeiter, bei nur geringer Abnahme der Kräfte denn Gott sei Dank doch nicht Regel sondern Ausnahme ist. Wesentlich reduzirte Löhne beziehen meist nur solche alte Leute, deren Leistungsfähigkeit dermaßen verringert ist, daß sie als Invalide zu betrachten sind. Bisher ließen jene sich die Herabsetzung im Lohn gefallen, sobald die Invalidenversorgung aber gesetzlich eingeführt ist, werden sie sich pensioniren lassen. Für die große Menge von Arbeitern, bei denen nicht der Individuallohn, sondern der Durchschnittslohn der Arbeiterkathegorie des betreffenden Bezirks für die Bemessung der Rente entscheidend ist, wird obiger Einwand überhaupt gegenstandslos.

Sodann wurde mir gesagt, es würde sich nach meinem Verfahren ein „Abschubsystem" entwickeln, das im höchsten Grade erbitternd auf die Arbeiter wirken müsse. Daß ein solches Abschieben zu befürchten wäre, wenn die Berufsgenossenschaften als solche die Arbeiter anzustellen und zu entlassen hätten, gebe ich zu, so liegt die Sache aber nicht. Die einzelnen Betriebsunternehmer sind es, die die Entscheidung in der Hand haben, und diese haben, wie bereits bemerkt, viel mehr Interesse für ihre Leute als für die Berufsgenossenschaft. Das materielle Interesse des Arbeitgebers an der Entlassung des einzelnen Arbeiters ist nicht groß genug, um selbst die weniger humanen unter ihnen zu Abschiebungen zu veranlassen, die die Arbeiter nicht gegen die Berufsgenossenschaft, sondern gegen den abschiebenden Brotherrn erbittern würden.

Endlich heißt es in der Denkschrift zu den „Grundzügen", man könne die Zahlung der Rente nicht lediglich derjenigen Anstalt aufbürden, bei der die Invalidität hervorgetreten sei:

> Denn bei jener Regelung würden ältere Personen, deren baldige Invalidisirung bevorsteht, sehr schwer Arbeit finden, diejenigen Versicherungsanstalten aber, deren Betriebe Gelegenheit zu leichter, auch von älteren Leuten auszuführender Arbeit bieten und in welchen deshalb zahlreiche ältere Personen beschäftigt werden, würden zu Gunsten anderer Betriebszweige benachtheiligt werden, in denen wegen der schwereren Arbeit jüngere Kräfte erfordert, aber auch die Kräfte schneller verbraucht werden."

Der Einwand, daß älteren Personen die Auffindung von Arbeit erschwert würde, würde, wenn er berechtigt wäre, den größten Eindruck auf mich machen, ich bin aber überzeugt, daß der befürchtete Effect in der Wirklichkeit nicht eintreten wird.

Digitized by Google

Erheblich in ihrer Leistungsfähigkeit zurückgegangene Leute nimmt so wie so kein Arbeitgeber neu auf, es sei denn, daß er keine besseren Kräfte finden kann, oder daß ihn die Leute dauern. Denjenigen aber, der alte Leute Mangels rüstigerer nehmen muß, wird gewiß die Rücksicht auf die Möglichkeit, daß seine Berufsgenossenschaft etwas stärker belastet wird, von einem in seinem Interesse unvermeidlichen Schritt nicht zurückhalten und derjenige, der invalide Arbeiter aus Barmherzigkeit beschäftigt, der wird geradezu wünschen, daß sie bei Eintritt voller Erwerbsunfähigkeit die Wohlthat einer Invalidenrente genießen. Ebenso glaube ich auch, daß die befürchtete unbillige Verschiebung in der Belastung der Berufsgenossenschaften überschätzt wird.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung: Schon nach meinem Systeme werden Fälle vorkommen, in denen die Invalidenrente geringer ist, als die Armenunterstützung, welche die Gemeinde jetzt gewährt (d. h. Gemeinden mit guter Armenpflege, wenn der zu Unterstützende Ernährer einer größeren Familie ist), bei den in theueren Orten ganz unzulänglichen Renten der Grundzüge aber wird die Mitwirkung des Armenverbandes nur allzuoft nöthig werden. Zieht dieser dann, wie das nach der jetzigen Praxis zu erwarten ist, die ganze Rente von der Unterstützung, die er sonst gewährt, ab, so hat der Invalide lediglich für den Armenverband beigetragen. Das darf nicht sein, es würde ungeheure Erbitterung hervorrufen. Mit der Bestimmung, daß die Armenverbände überhaupt die Renten nicht anrechnen dürfen, ist es allerdings nicht gethan, das würde zu Mißbräuchen nach der anderen Richtung führen. Die Frage ist so einfach nicht zu lösen, eine Reform der Armengesetzgebung mit Rücksicht auf die neuen Versicherungsgesetze ist aber schlechterdings unabweisbar.

Rußland in Europa.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

3. Das Ziel der russischen Regierungspolitik.

Für die russische Regierung liegt ohne Zweifel das nächste und entscheidende Motiv, weshalb sie nach dem Besitz von Constantinopel strebt, ganz wo anders, nämlich allein und ausschließlich in dem Streben nach Alleinherrschaft auf dem Schwarzen Meere und nach dem Schlüssel seines Thores, in dem Wunsche, jede Möglichkeit einer Wiederholung der Erfahrungen des Krimkrieges dadurch abzuschneiden, daß man die Südküste Rußlands am Bosporus vertheidigt. Aber gerade dieses Motiv setzt sich aus richtigen und falschen Voraussetzungen derart zusammen, daß es in der gegebenen Gestalt noch irrthümlicher und irreleitender erscheint, als die Ideale der öffentlichen Meinung.

Wenn die Voraussetzung richtig wäre, daß Rußland unfähig sei, die Nordküste des Schwarzen Meeres gegen einen Angriff von der Seeseite ohne den Besitz von Constantinopel zu schützen, dann wäre es mindestens ebenso unfähig, die Ostseeküste ohne den Besitz von Kopenhagen zu schützen; dann wäre es überhaupt vertheidigungsunfähig und könnte jedenfalls nicht aus eigener Kraft, sondern nur in Folge zufälliger Conjuncturen als selbständiger Staat fortbestehen. Nun ist es aber wirklich keine Kunst für eine Militärmacht, ihre Küsten gegen Angriffe von der Seeseite zu vertheidigen; solche Angriffe können wohl materielle Schädigungen, aber kaum nennenswerthe strategische Erfolge herbeiführen. So wenig die englisch-französische Flotte im Krimkriege die russische Ostseeküste, oder die französische Flotte im Jahre 1870 die deutsche Nord- und Ostseeküste ernstlich anzugreifen vermochte, so wenig würde in einem künftigen Kriege eine Flotte die russische Küste des Schwarzen Meeres ernstlich anzugreifen im Stande sein. Im Krimkrieg lag die Sache aus zwei Gründen anders. Erstens waren die russischen Verkehrswege noch ganz unentwickelt und die Langsamkeit der russischen Bewegungen so groß, daß der Seeverkehr der Verbündeten einen bedeutenden Vorsprung hatte. Zweitens aber gab es damals noch keine gezogenen Geschütze und Offensivtorpedos, so daß die Flotte trotz des Mangels an Panzerungen günstiger dastand als heute. Die Erfahrungen des Krimkrieges können sich also heute keinenfalls wiederholen, wenn Rußland seine Südgrenze an Ort und Stelle vertheidigt; wohl aber könnten dieselben sich wiederholen, wenn Rußland dieselben in Constantinopel vertheidigen wollte. Der Kampf um Constantinopel könnte alsdann dem Kampf um Sebastopol entsprechen, da die Verbindungen von Moskau nach Constantinopel ohne den Besitz von Kleinasien sich als ebenso unzulänglich erweisen möchten wie damals diejenige nach Sebastopol.

Die strategische Entscheidung zwischen Rußland und seinen Gegnern wird künftig immer nur auf dem Festlande erfolgen. Einen Krieg mit einer bloßen Seemacht, wie England, hat es nur aus wirthschaftlichen, nicht aus militärischen Gründen zu fürchten, würde aber immerhin durch rechtzeitige Ausrüstung zahlreicher Kaperschiffe den englischen Handel auf allen Meeren noch weit schwerer schädigen können als der eigene Handel durch Blokade der Häfen geschädigt werden könnte. Um sich etwaiger englischer Landungen zu erwehren, braucht es auch noch nicht ein Bataillon mobil zu machen. Die englische Flotte könnte sogar im Schwarzen Meere sehr leicht wie in einer Mäusefalle gefangen werden, wenn Rußland mit einem kühnen Vorstoß von der Nordküste Kleinasiens sich Skutaris bemächtigt und ihr die Kohlenzufuhr abschneidet. Wenn Rußland auf dem Berliner Congreß vor den Kriegsdrohungen Englands zurückwich und ein gut Stück der bereits errungenen Erfolge fahren ließ, so war es nicht, weil es im Ernste eine militärisch-taktische Bedrohung von England gefürchtet hätte, sondern weil es, erschöpft durch den vorhergehenden Krieg, sich unfähig fühlte, den wirthschaftlichen Kampf mit England auf unbestimmte Zeit hin auszuhalten, während das drohende Gespenst eines österreichischen Krieges in der ungewissen Zukunft lauerte. In einem künftigen Kriege zwischen Rußland und Oesterreich würde die etwaige englische Bundesgenossenschaft für Oesterreich nur nach Maßgabe der mitkämpfenden englischen Landtruppen in's Gewicht fallen, während die Mitwirkung der englischen Flotte lediglich einen demonstrativen Werth hätte, von dem sich Rußland bloß nicht imponiren und einschüchtern zu lassen braucht, um ihn militärisch zu annulliren.

Gegen Angriffe von der Seeseite hat also Rußland durchaus nicht nöthig, seine Südgrenze wo anders zu vertheidigen als an Ort und Stelle. Die Vertheidigung derselben in Constantinopel wäre schon gegen England und Frankreich ein höchst prekäres und unzweckmäßiges Unternehmen. Faßt man aber gar einen Krieg gegen Oesterreich in's Auge, so sind die in Rumelien und Bulgarien stehenden russischen Truppen geradezu auf einen verlorenen Posten gestellt, von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten und dem Erdrücktwerden durch österreichische Uebermacht preisgegeben. Nur dann, wenn Kleinasien in russischem Besitz wäre, und sie sich vor dem österreichischen Angriff in Flanke und Rücken über den Bosporus zurückziehen könnten, wäre ihre Stellung in Constantinopel strategisch zulässig; in diesem Falle aber wäre sie wiederum überflüssig für den Zweck der Schließung des Schwarzen Meeres gegen feindliche Kriegsschiffe, weil die Stellung in Skutari dazu genügen würde. Auch die Engländer begnügen sich stets mit festen Punkten an einer Seite der zu beherrschenden Meerengen und überlassen die andere Seite unbedenklich anderen Mächten (z. B. Gibraltar und Ceuta, Aden und Massaua).

Auf der asiatischen Seite des Bosporus ist zwar der Weg nach der russischen Grenze etwas weiter (gleich demjenigen von Königsberg nach Saarbrücken), aber dafür ist er erstens keiner Bedrohung von der Seite und im Rücken durch eine Großmacht ausgesetzt wie auf der europäischen Seite, und zweitens hat das Operationsfeld eine überflüssig große Breite, während in Europa der Durchzug durch den Engpaß zwischen Ungarn und dem Schwarzen Meere eingeschnürt ist. Nur die Eroberung der asiatischen Türkei eröffnet der russischen Schiff-

Digitized by Google

fahrt zugleich den Ocean durch die Mitbeherrschung des Suezkanals, während die Eroberung der ganzen Balkanhalbinsel doch nur das Mittelmeer und nicht den Ocean aufschließen würde.

Die drei Türkenkriege, welche Rußland seit dem Sturze Napoleons I. geführt hat, haben ihm keinen nennenswerthen Erfolg in Europa gebracht, aber kolossale Geldsummen und Menschenmassen verschlungen. Wirkliche Fortschritte hat Rußland in dieser Zeit nur in Asien gemacht und zwar mit Aufwendung sehr viel geringerer Mittel. Die Verselbständigung Rumäniens, Serbiens und Bulgariens hat wesentlich nur den mittelbaren Vortheil für Rußland, daß die Türkei in einem künftigen Kriege in Asien hauptsächlich auf ihre asiatischen Hülfsmittel angewiesen sein wird, und aus ihren europäischen Besitzungen nicht mehr viel Unterstützung nach Asien senden kann, theils weil dieselben auf $4^1/_2$ Millionen Einwohner reducirt sind, theils weil dieselbe bei solcher Gelegenheit von Aufständen und von bulgarischen und griechischen Angriffen bedroht sein würden. Die hierin liegende Erleichterung für die Eroberung der asiatischen Türkei wird aber am wenigsten von Rußland selbst so hoch veranschlagt werden, daß dieselbe die Opfer auch nur eines einzigen der drei Kriege werth wäre. Insbesondere nagt es an Rußlands nationalem Selbstgefühl, daß es im letzten Kriege mehrere Milliarden Rubel und mehrere hunderttausend Soldaten geopfert und Oesterreichs Neutralität durch Ueberlassung einer werthvollen türkischen Provinz erkauft hat, ohne selbst einen Gewinn dabei erzielt zu haben. Anstatt aber den Fehler bei sich selbst und bei der verkehrten Wahl der Angriffsfront zu suchen, schiebt es denselben Europa zu. Was kann aber Europa dafür, daß Rußland sich in der militärischen Widerstandsfähigkeit der Türkei damals gewaltig getäuscht hat und statt der spielenden Eroberung ernste und erschöpfende Kriegsarbeit fand? Was kann Europa dafür, daß Rußland sich geirrt hat, als es glaubte, die befreiten Bulgaren würden sich dauernd glücklich schätzen, von russischen Beamten und Generalen nach russischer Art beherrscht zu werden? Was kann insbesondere Deutschland und Oesterreich dafür, wenn Rußland im Gefühl seiner wirthschaftlichen Schwäche vor den eitlen prahlerischen Drohungen des bald gestürzten Disraeli zurückwich?

Rußland hat dem Trugbild der Eroberung Constantinopels schon viel mehr geopfert, als die Erreichung dieses Zieles irgend werth ist. Wenn es, anstatt diesen Fehler einzusehen und den Angriff künftig ausschließlich nach Asien zu verlegen, eigensinnig auf dem verkehrten Wege beharrt, und Oesterreich sammt dem mit ihm verbündeten Deutschland angreift, bloß um durch den Sieg über beide den europäischen Weg nach Constantinopel sich frei zu machen, so wird es seinen Schaden verzehnfachen und selbst im Fall des Sieges in eine unmögliche und auf die Dauer unhaltbare Position gerathen. Wenn es sich dagegen in Europa mit dem Errungenen und mit der Behauptung seiner erworbenen Rechte begnügt, die Balkanhalbinsel sich selbst und ihren Nachbarn überläßt und seine künftigen Eroberungen nur in Asien sucht, so wird es darin von keiner europäischen Macht mehr gestört werden, so wird es niemals mehr nöthig haben, Vertheidigungskriege in Europa zu führen und wird zu einer Offensive in Europa jeden denkbaren Anlaß verlieren. Die Balkanhalbinsel in zwei Hälften zu theilen, deren eine, östliche, unter österreichischen, die andere, westliche, unter russischen Einfluß fallen solle, ist ein ganz ungesunder und unmöglicher Gedanke, weil damit auch Rumänien der russischen Hegemonie unterstellt werden müßte, also Oesterreich von der Donaumündung abgeschnitten würde. Oesterreich aber ist ein geographischer Nonsens und ein politischer Krüppel wenn es nicht mehr der Donaustaat sein soll, und so lange Oesterreich den Einfluß über die Donaumündung als seine unentbehrliche Lebensbedingung betrachten muß, wird Rußland immer durch Oesterreich und dessen Herrschaftssphäre strategisch von der Balkanhalbinsel abgeschnitten bleiben.

Allerdings ist eine letzte Theilung der Türkei für die Zukunft so unvermeidlich, wie es die dritte Theilung Polens war; die einzige natürliche Theilung der Türkei ist aber die, daß Oesterreich die europäische und Rußland die asiatische Türkei nimmt. Dabei bekommt Rußland nicht allein in Bezug auf Areal und Volkszahl den Löwenantheil, der noch durch Persien Zuwachs erhält, sondern es bekommt auch seinen Antheil als unmittelbaren souveränen Besitz, während Oesterreich die schwierige Aufgabe zufällt, die Hegemonie unter einer Anzahl selbständiger, politisch noch wenig geschulter Kleinstaaten zu führen, welche bis jetzt gar keine Neigung haben, sich einem größeren Ganzen unterzuordnen und föderativ einzugliedern. Von der Beendigung des vielhundertjährigen Kampfes gegen die Türkei wird Rußland keinenfalls Abstand nehmen; daß dieselbe aber Rußland in Kampf mit Oesterreich verwickeln müsse, ist ein leeres Vorurtheil. Wie Rußland sich in fernerer Zukunft mit Europa stellt, hängt ganz davon ab, daß es die bisher begangenen Fehler einsieht und künftig vermeidet; es wird aber diese Fehler nur dann erkennen, wenn es die wahre Bedeutung seiner Culturmission erkennt und dieselbe fortan in Asien zu erfüllen sucht. So hängt die zukünftige Stellung Rußlands in Europa ganz und gar davon ab, daß ihm seine Stellung in Asien zum deutlichen Bewußtsein gelangt und die verkehrten Ziele und Ideale durch die richtigen ersetzt werden.

Wenn diese Erkenntniß erst einmal in den Kreisen der Regierung aufgegangen ist, so würde es in Rußland leichter als in irgend einem anderen Staate sein, die alten Ideale praktisch unschädlich zu machen. Man braucht nur einerseits sie nicht künstlich zu nähren, um für opferreiche Kriege im Voraus Stimmung zu machen, und braucht nur andererseits die militärischen Rüstungen auf dasjenige Maß einzuschränken, welches für einen etwaigen Defensivkrieg und für die Offensive in Asien erforderlich ist. Für die Eroberung Persiens und der asiatischen Türkei sind wenige mobile Armeecorps genügend; für einen europäischen Defensivkrieg aber ist die russische Armee viel zu groß, da ihr Friedensstand demjenigen der deutschen und österreichischen zusammengenommen ungefähr gleichkommt. Es klingt paradox und ist doch wahr, daß Rußland einen Defensivkrieg um so länger aushalten kann, je kleinere Armeen es hält; denn desto länger halten seine materiellen Mittel vor, ehe die volkswirthschaftliche Erschöpfung eintritt, welche es zum Friedensschluß zwingt.

Im Krimkriege war Rußland strategisch betrachtet noch so gut wie intakt, als es aus wirthschaftlicher Erschöpfung in einen unvortheilhaften Frieden willigte; auf dem Berliner Congreß stand es strategisch als glänzender Sieger da, und mußte doch aus wirthschaftlicher Erschöpfung den Drohungen des militärisch ohnmächtigen Englands nachgeben. Einen neuen Krieg würde es mit einem viel tieferen Stand des Rubelcourses beginnen, als es den letzten schloß, weil es sich inzwischen durch übermäßige Offensivrüstungen schon im Frieden erschöpft hat, und doch würde ein solcher Krieg ungleich kostspieliger werden als der türkische, bei dem nur etwa die Hälfte der russischen Feldarmee auf dem Kriegsschauplatz zu verpflegen war. In dem Defensivkrieg gegen Napoleon I. dagegen hielten die Kräfte Rußlands gerade darum so lange als nöthig aus, weil es nicht daran dachte, in der Größe seiner Heere mit dem Angreifer zu wetteifern, sondern sich auf die geographische Defensivkraft seines weiten und öden Gebietes verließ. Wenn Rußland seine verkehrten Offensivpläne aufgiebt, so kann es sofort im größten Maßstabe abrüsten und dadurch den Anstoß geben zu einer allgemeinen Abrüstung Europas.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Aus der Autographenmappe des Letzten vom „Jungen Deutschland".

Von Adolph Kohut.

Der Letzte vom „Jungen Deutschland", Gustav Kühne, der die 80 Jahre längst überschritten hat, gehört zu den Dichtern und Schriftstellern, welche mit den namhaftesten Poeten, Gelehrten und Künstlern beiderlei Geschlechtes in seinem vielbewegten Leben zusammengekommen ist. Als Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt" und der „Europa", welche einst so einflußreiche Journale er vor vielen Jahrzehnten lange Zeit hindurch geleitet hatte, trat er mit den damaligen Größen Deutschlands vielfach in Berührung, und so birgt denn seine Autographenmappe, welche die Gattin des alten Herrn, die auch als Dichterin rühmlichst bekannte Frau Henriette Kühne-Harkort, mir zur Verfügung zu stellen die Güte hatte, so manche Perlen, welche es verdienen, daß sie aus dem Schacht der Vergessenheit gehoben werden. Eine derartige Publikation hat ja für die Literatur- und Culturgeschichte in der Mitte unseres Jahrhunderts gleichfalls eine hohe Bedeutung. Ich beachte bei den folgenden Mittheilungen die chronologische Reihenfolge.

Karl von Holtei verkehrte viel im Kühne'schen Hause in Leipzig. Im Jahre 1835 schrieb er in das Album des Redacteurs der „Zeitung für die elegante Welt" die nachstehenden Verse:

Alle Wünsche, die Ihr heget,
Alle Träume, die Euch necken,
Und die Kräfte, die man reget,
Die Gedanken, die wir wecken,
Alles, was die Deutschen wollen,
Auch was sie nicht wollen sollen,
Jedes Nein und jedes Ja,
Jeder Zwiespalt der Entzweiung,
Jedes Fern und jedes Nah',
Jedes Streben der Parteiung,
Alles, Jedes, wird sich finden,
Friedlich lösen, friedlich binden,
Thut sich auf die rechte Pforte,
Nur dem einen rechten Worte:
(Zürnt nicht, daß ich mich vermesse,
Dies zu sagen) Freie Presse!

Zu den wichtigsten Briefen in Prosa übergehend, so finden wir aus dem Jahre 1835 — 13. December — folgenden Brief Heinrich Rückert's, der damals Professor in Erlangen war und der um so interessanter ist, als er sich über die Stellung Rückert's in der Dichtung ausspricht:

„Hochgeehrter Herr!

Erst gestern ist mir durch die Buchhändlergelegenheit Ihr freundlicher Brief mit der Beilage zugekommen. Diese Schutzschrift für meine Poesie ist freilich besser ausgefallen, als vorm Jahr in Ihrem Blatt, unter Ihrem Vorgänger, die von Carové. Vergleiche ich damit andere Stimmen, die mir darüber zu Ohren gekommen, so finde ich, daß es förmlich eine Aufgabe für die Kritik scheint, mir meinen Platz zwischen Uhland und Heine auszumitteln. Es fragt sich nur, ob sich das Publikum von seinem Richter wird zurecht weisen lassen. Hier in meiner geographischen Mitte spüre ich weder des einen, noch des anderen dieser Abgötter volle Zauberkraft und Wirkung, und schließe Uhland's weite Verbreitung nur aus dessen vielen Auflagen. Die Stellung, die Sie gegen die schwäbische Coterie nehmen, hat meinen ganzen Beifall, zumal wenn Sie künftig der giftigen Schlange des „Cott. Literaturblattes", vor der sich alle Welt zu fürchten scheint, recht männlich auf den Kopf zu treten wagten. Meinen Landsleuten, Schwab und Platen, thun Sie zu wenig Ehre an; der letzte ist doch eher mit Klopstock, als mit Voß zu vergleichen. Auch die österreichische Dichterschule schlagen Sie wohl zu gering an; warum reißen Sie Lenau davon los und zählen ihn den Schwaben zu, weil er sich äußerlich zu ihnen hält? Er ist doch ganz Ungar! Und Chamisso ist ganz vergessen! Auch die Thüringer Poeten haben sich zu beklagen. Uebrigens ist diese Gruppirung nach Landsmannschaften und Provinzen gewiß fruchtbar und Aufschluß gebend; ich komme dadurch sehr ehrenvoll in die Mitte, sie sei nun die volle oder die leere. Ich habe das deutsche Reich zu vertreten, das eben ein bloß ideales ist, ohne Wirkung und Bedeutung in den Königreichen und Fürstenthümern. Wirklich bin ich aus einer Gegend, deren Bewohner noch jetzt, wenn man ihnen auswärts begegnet, auf die Frage: woher des Landes? antworten: aus dem Reich! . . .

Ein Gelegenheitsgedicht will ich Ihnen doch bei Gelegenheit mittheilen und hier einstweilen sagen oder klagen, wie schwül es mir damit erging. Vom hiesigen akademischen Senat wurde ich vorigen August aufgefordert, die im October bevorstehende Silberhochzeit unseres Königs anzusingen. Die Aufforderung war so dringend und stürmisch, daß ich nicht widerstehen konnte und alsbald mit meinen Versen bei der Hand war. Sie wurden belobt, aber ich merkte, daß sie den Herren nicht recht waren, besonders wollte man eine Schlußstrophe nicht gelten lassen, worin allerdings ungebührlich statt der Universität ich selbst figurirte. Ich erbot mich zum Weglassen der schon halb und halb darauf eingerichteten Strophe. Aber man kartete es hinter meinem Rücken anders. Es ward ein anderer Ehrenwerther, Hochwürdiger beauftragt, ein ordentliches lateinisches carmen zu stellen. Dasselbe aber macht sich mein eigenes, in pleno verlesenes, opus dergestalt zu Nutz, daß nun die Gratulation in duplo vorhanden war und man nicht wußte, welches das Original sei. Das lateinische hat natürlich an einer Universität das Präjudiz für sich. Aber zum Uebermaß übersetzte der Verfasser selbst sein, etwa für unverständlich gehaltenes, Latein in deutsche sapphica und nun hatten wir's in triplo. Ich hätte mein Gedicht bei solchen Umständen ganz zurücknehmen sollen. Leider bestand ich nicht genug entschieden darauf und ließ mich beschwichtigen mit dem Versprechen, daß man wenigstens die deutsche Uebersetzung der lateinischen Uebersetzung ungedruckt lassen wollte. So wurden nun die beiden Gedichte, jenes lateinische und mein deutsches, an die höchste Behörde in höchstem Goldschmuck befördert, aber, um es mit Einem Prachtband abzuthun, beide zusammen gedruckt und gebunden, und zwar mein kleines hinter dem lateinischen, gleichsam als dessen bescheidener Anhang und Nachtrag. Der König hat mir nicht dafür gedankt, vielleicht, weil er es gar nicht hinter dem lateinischen gesucht und gefunden oder es auch für eine beleidigende Uebersetzung gehalten, als traue man ihm selbst nicht so viel Latein zu. Ein Exemplar dieses Doppelgedichtes lege ich Ihnen als Curiosum in das Exemplar. Hochachtungsvoll und dankverbunden

Ihr
ergebenster
Rückert."

Berthold Auerbach hatte G. Kühne sehr viel zu verdanken, und die Beziehungen zwischen Beiden waren stets recht freundliche. Intime Freundschaft verband Kühne auch mit Varnhagen von Ense und dessen Nichte Ludmilla Assing. Es ist wohl nicht allgemein bekannt, daß der ausgezeichnete Biograph und Memoirenschreiber Varnhagen auch lyrischer Dichter war und doch veröffentlichte er in der „Zeitung f. d. eleg. Welt" mehrere Gedichte.

Im Jahr 1841 hat ein Brief des damals so allmächtigen Generalmusikdirectors in Berlin, des Ritters Gasparo Spontini, des Günstlings des preußischen Hofes und Componisten des „Cortez" und der „Olympia", an Gustav Kühne jenen in einen Majestätsbeleidigungsproceß verwickelt und ihn um seine Stellung gebracht, so daß er unter dem Gejohle und Pfeifen des Berliner Opernpublikums den Tactstock niederlegen und in größter Eile aus dem Theater entfliehen mußte. Dieses merkwürdige, von Spontini eigenhändig geschriebene Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

„Sr. Wohlgeboren
dem Herrn Dr. Kühne, Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt"
Leipzig.

Ihr Berliner Correspondent ist auf meine Rechnung übel unterrichtet worden. Er veranlaßt, ja er zwingt mich, seinen Irrthum zu berichtigen und bringe ich hiermit zu Ihrer Kenntniß, daß ich in einer von der Hand Sr. Majestät des Königs Allerhöchstselbst vollzogenen Cabinetsordre, vom 30. September d. J., den Befehl erhalten habe, die Ver-

Digitized by Google

stöße, welche sich der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, Herr Graf von Redern, seit nunmehr 12 Jahren gegen mehrere Bestimmungen meines Contractes und meiner Dienstinstructionen zu Schulden kommen lassen, näher zu bezeichnen und speciell anzuführen, und daß ich zur Zeit noch immer die Allerhöchste Entscheidung hierauf, und zwar gleichfalls in einer von der Hand Sr. Majestät gezeichneten Cabinetsordre, erwarte. Sollte diese so ausfallen, wie Ihr Correspondent es bereits im Voraus bestimmt, und Sie es in den soeben von mir gelesenen Nummern Ihrer Zeitschrift vom 28. und 29. December v. J. veröffentlicht haben, so würde ich Sie und Ihre Leser auf eine Mittheilung darüber, ob ich mich fügen werde, nicht warten lassen, sondern ich erkläre hiermit (und Sie können es ihnen bekannt machen) ein bestimmtes Nein. Sie können sogar hinzufügen und ich autorisire Sie ausdrücklich hierzu, daß ich in dem von Ihrem Correspondenten im Voraus bestimmten Fall — und dieser ist unmöglich, denn er würde die Unterschrift und das geheiligte Wort zweier preußischer Könige compromittiren — eher meiner Stellung als Generalmusikdirector und Erster Capellmeister des Königs, nach 21jährigen, so ehrenvollen, Diensten aufgeben würde. Wohl verstanden, daß, bevor ich meiner Ruhe, meinen Neigungen und meinem Interesse ein so übermäßiges Opfer auferlegte — ein Opfer, welches die Ehre mir geböte —, ich mit Ehrerbietung von der Entscheidung auf das Urtheil des Publikums und der competenten Gerichtshöfe provociren und die zahlreichen und gewichtigen Gründe bekannt machen würde, welche mich zu meinem lebhaften Schmerz zu einem so äußersten Entschluß hätten hinreißen müssen.

Ich ersuche Sie, mein Herr Redacteur, diese meine Gegenerklärung mit derselben Unparteilichkeit, mit welcher Sie eine erdichtete Nachricht aufgenommen haben, in der nächsten Nummer Ihrer geachteten Zeitschrift dem Publikum mittheilen zu wollen.

Mit Achtung ergebenst

Berlin, den 20. Januar 1841. Spontini."

Derartige, mehr oder minder empörte Briefe hatte der Redacteur der „Zeitung f. d. eleg. Welt" oft über sich ergehen lassen müssen. So schrieb ihm einmal Gustav Merkel, der bekannnte Feind Goethe's, folgenden drastischen Brief:

„Mein Herr!

Sie haben meine gerechte und billige Forderung nicht erfüllt. Ungern möchte ich es dadurch erklärt sehen, daß Sie selbst Verfasser der Polissonnerie waren, welche die Nr. 154 Ihres Blattes beschmutzt, denn obgleich mit Gegenständen beschäftigt, neben denen das jetzige Treiben der deutschen Belletristik größtentheils sehr läppisch erscheint, hab' ich doch manchen Aufsatz Ihres Blattes mit Vergnügen gelesen. Wie dem sei: ich halt' es für Pflicht Ihnen die Einlage zu schicken, damit Sie sehen, in welchem Lichte Sie bei dem hiesigen Publikum erscheinen müssen. Ich dächte, Sie erfüllten mein Verlangen, damit ich nicht nöthig hätte, mich auch an Ihr Publikum mit der Einlage zu wenden. Ich will nun die Albernheiten, die ich dreißig Jahre mit Verachtung überhörte, nicht mehr dulden. Leichtköpfiges Belletristenvölkchen, das nicht begreift, welche Ehre es mir dadurch erweist, daß es noch über die Wahrheiten schimpft, die ich seinen Vätern vor mehr als einem Menschenalter sagte. Und das unwissend ist, nicht zu ahnen, daß ich ganz andere Ansprüche auf literarische Achtung habe, als den Spaß, den ich vor 35 Jahren mit schlechten Verslern trieb! — Es würde mir lieb sein, wenn Sie keine weiteren Schritte nöthig machten; gern möchte ich Sie achten!

Merkelsdorf bei Riga, Dr. G. Merkel.
am 16/28. Sept. 1837.

Recht verbittert über die modernen Literatur- und Theaterzustände äußert sich Julius Mosen in einem Briefe vom 10. Mai 1842, Dresden. Derselbe lautet:

„Theuerster Freund!

Zunächst meinen Dank für die Anzeige der Aufführung „Katte's" in Breslau! Noch habe ich zwar die Nummer nicht gelesen, worin sie sich befindet, aber ich bin im Voraus überzeugt, daß sie wohlmeinend sein wird, da sie Ihr Blatt gibt.

Das Trauerspiel bedarf der Gunst ungemein, da es nicht dazu gemacht ist, um auf Hoftheatern aufgeführt zu werden. Dem hiesigen kann ich es gar nicht anbieten, und in Berlin mag man nichts davon wissen, was die Aufgabe andeutet, welche der protestantische Staat zu lösen hat. Breslau und wieder Breslau allein wird dieses Stück sehen, so lange es der Censur und dem Publikum gefällt.

Meinen Sie, daß wir unter den gegebenen Verhältnissen Etwas beim Theater im Großen und Ganzen durchsetzen? — Ich zweifle sehr daran, wenn wir uns nicht ganz auf das pathologische Interesse beschränken wollen. Laube wollte in seinem Rococo darüber hinausgehen, und das Stück mußte schon deshalb ein trauriges Schicksal haben, selbst wenn es geschickter durchgeführt worden wäre. Wir werden immer wieder auf Novelle und Roman zurückgeworfen sein.

Ich hoffe, daß Sie in nächster Zeit den „Congreß von Verona", 2 Theile, von mir erhalten werden. Ich habe um geneigte Empfehlung des Buches an die Leihbibliotheken gebeten. In Deutschland gibt es kein anderes Publikum, als das der armen Teufel, welche sich dort um die neue Literatur bekümmern und sich ihrer erfreuen.

Wie immer Ihr

Mosen."

Von den dii majorum et minorum gentium des „Jungen Deutschland" stand Kühne neben Heinrich Laube am nächsten Theodor Mundt, mit dem ihm treue Freundschaft verband, während er mit Karl Gutzkow oft in bitterster Fehde lebte. Die Jüngsten vom „Jungen Deutschland" schaarten sich gleichfalls gern unter die Fahne des Altmeisters Kühne und gar amüsant sind oft die Herzensergießungen dieser Heißsporne und Kraftgenalischen.

In oft überschwenglicher Weise ist Gustav Kühne seitens seiner Mitarbeiter, der Artikel und Bücher einsendender Schriftsteller und Schriftstellerinnen gedankt worden. Möge hier ein solcher Brief einen Platz finden.

Bettina v. Arnim, das Kind, schreibt — Berlin, 30. August 1835 — an Kühne:

„Ich bitte um Nachsicht, ein Schreiben, welches mir schon vor längerer Zeit zukam, so spät zu beantworten. Mein Gedächtniß ist Schuld daran; es mahnte mich erst heute, eine Aufforderung, von so aufrichtiger Anerkenntniß begleitet, wenn ihr auch nicht Genüge zu leisten ist, wenigstens mit ein paar Worten des Dankes zu erwiedern. Das Schöne, was Sie an meinem Buch*) erfreut, wird Sie auch leicht bewegen, es nicht meinem Talent, sondern der Begeisterung von Goethe's Genius zuzuschreiben. Wie ein Glücklicher, der zufällig eine Perle von unschätzbarem Werth gefunden, gerade nicht geeignet ist, Reichthümer auszutheilen, so mag es mir vielleicht um so mehr versagt sein, irgend etwas der Aufmerksamkeit noch Würdiges hervorzubringen, zum wenigsten spricht dafür die Erfahrung meines ganzen Lebens, und das Schreibpult, an dessen „Gehäufte Schätze" Sie Ansprüche machen, das mir schon 25 Jahre dient, das aber in der ganzen Zeit keine Zeile brachte, die zur Mittheilung geeignet oder irgend etwas Erlebtes oder Gedachtes bezeichnete. Auch stimmt es nicht meiner Neigung überein, dieser Einsamkeit des Denkens zu entsagen und dafür eine Oeffentlichkeit zu suchen, deren Erfolg mir durch nichts verbürgt ist, und wozu mich weder Kenntniß noch Talente berechtigen. Ich habe daher nichts zu bedauern, als so bescheidene und schmeichelhafte Aufforderungen ablehnen zu müssen.

Gelegentlich wendet sich auch Robert Schumann an den einflußreichen Redacteur, indem er ihn bald diesen, bald jenen empfiehlt. So in den dreißiger Jahren, als er Fräulein von Marenholtz ihm recommandirt. Das Briefchen des berühmten Componisten lautet:

„Verehrter Herr Doctor!

Eine junge Dame aus Hannover, Fräulein v. Marenholtz, wünscht gern bei Ihnen vorzusprechen. Mir ist sie zwar nur als eifrige Musikerin bekannt; doch scheint sie sich wohl auch als Schriftstellerin versucht zu haben und möchte Ihnen gern von ihren Arbeiten etwas vorlegen. Wollen Sie ihr freundliches Gehör schenken und mir durch die Ueberbringerin gefälligst wissen lassen, um welche Stunde Sie heute Nachmittag zu Hause anzutreffen wären

Ihrem
ergebenen
Robert Schumann."

Hier sei zum Schluß einer Zuschrift erwähnt, die der Generalintendant Herr von Hülsen am 16. Jan. 1858 an

*) Das bekannte Buch Bettina's über Goethe.

Digitized by Google

Kühne gerichtet hat und die in vielfacher Hinsicht von Interesse sein dürfte. Dieselbe lautet:

„Ew. Wohlgeboren beehre ich mich ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß ich Ihre neueste Bearbeitung des Trauerspieles „Demetrius" mit Antheil gelesen und daß, wenn nicht unerwartete Hindernisse eintreten, ich dasselbe auch aufzuführen hoffe.

Zur Begegnung aller etwaigen Mißverständnisse mache ich Ew. Wohlgeboren zugleich darauf aufmerksam, daß nach den hier geltenden Principien kein Stück eher für angenommen erachtet wird, als bis solches wirklich zur Aufführung gelangt ist.

In dem Falle nun, daß dieselbe erfolgt, wollen Ew. Wohlgeboren mir erlauben, ferner noch auf eine Bedingung aufmerksam zu machen, welche die Erfahrung der jüngsten Zeit hervorgerufen.

Es bestehen nämlich hier und in dem Umkreise der Stadt, in der Entfernung einer Meile von der Stadtmauer an gerechnet, mehrere Theater. In dem Falle nun, wo ein hier angenommenes Stück dort früher, als auf unserer Bühne gegeben werden sollte, würde der Generalintendantur das Recht verbleiben, von der beabsichtigten Aufführung ganz abzustehen, sowie in dem Falle, wo dies nach bereits erfolgter Darstellung auf der Königlichen Bühne, anderswo geschähe, die Zahlung der Tantième von der Zeit an wegfallen müßte.

Gleichzeitig unterlasse ich nicht, Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst mitzutheilen, daß insofern eintretende Hindernisse die beabsichtigte Aufführung des Stückes verhindern oder unthunlich machen sollten, aus der bloßen Annahme desselben zur beabsichtigten Aufführung dem Autor ein Anspruch auf Gewährung eines Honorars nicht erwächst.

Indem ich Euer Wohlgeboren gefälliger Erklärung deshalb ganz ergebenst entgegensehe, füge ich zugleich die in Bezug auf die Tantièmezahlung ergangene Bekanntmachung hier bei.

Mit vollkommenster Hochachtung

Hülsen."

* * *

Noch gar Manches könnte ich aus dieser hochinteressanten Autographenmappe des Alten von Niederpoyritz hervorkramen. Vielleicht ein anderes Mal etwas Anderes!

Zur neueren deutschen Geschichtsschreibung.

Von G. Walther.

Die deutsche Wissenschaft hat mehr als irgend eine andere die Geschichte der Menschheit mit philosophischem Geiste zu betrachten versucht, d. h. sie hat es oftmals unternommen, die nach Zeit und Raum so weit von einander geschiedenen Ereignisse der Weltgeschichte in ihrem großen einheitlichen Zusammenhange zu begreifen. Die bedeutendsten Werke unserer älteren Literatur sind Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts", Herder's „Geschichte der Menschheit" und Hegel's „Philosophie der Geschichte". Namentlich war es das letztere Werk, welches einen tiefen Einfluß auf unser geschichtliches Bewußtsein ausgeübt hat, wenngleich die einzelnen Ausführungen des Buches durch ihre ungeheuerlichen Constructionen längst veraltet sind. Aber die Hegel'sche Lehre von der in logischen Folgerungen sich bewegenden Selbstentwickelung der menschlichen Dinge, dieser Fundamentalsatz der wissenschaftlichen Forschung, ist heute längst in unser Fleisch und Blut übergegangen. Die spätere Literatur lieferte noch eine sehr ansehnliche Zahl geschichtsphilosophischer Werke, welche theils den Pfaden jenes großen Philosophen folgten, theils die Geschichte unter dem Gesichtspunkte der christlichen Glaubenslehre betrachtete. Es ist überflüssig, diese Bücher hier näher zu erwähnen, da sie sammt und sonders der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Dieses Schicksal ist um so erklärlicher, als die deutsche Wissenschaft, insbesondere auch die Geschichtsschreibung, sich seit Jahrzehnten der philosophischen Speculation völlig entfremdet und mit immer größerer Energie der Specialforschung zugewendet hat. Und zwar ist die Specialisirung der Geschichtsschreibung in einem solchen Maße erfolgt, daß fast das ganze Gebiet der historischen Literatur gegenwärtig nur aus Einzeluntersuchungen besteht. Die Geschichtsschreiber der älteren Schule haben sich freilich mit der Einzelforschung nicht begnügt, so sehr Bedeutendes sie auch gelegentlich auf diesem Gebiete geleistet haben. Hat ja doch der größte Meister der deutschen Geschichtsschreibung, Leopold v. Ranke, noch in seinem späteren Alter den großen Gedanken gefaßt, eine Weltgeschichte zu schreiben. Niemals ferner haben Männer wie Leo, v. Sybel, Droysen verkannt, daß die Specialforschung ihren letzten Zweck in der großen Zusammenfassung der Dinge findet. Darum hat denn auch diese ältere Generation die neue Wendung der deutschen Geschichtsschreibung beklagt. Denn die letztere hat, was früher unbekannt war, einen Gegensatz aufgestellt zwischen der Einzeluntersuchung und der Gesammtdarstellung. Sie hat es längst völlig verkannt, daß die Specialforschung ein Mittel für die Zwecke des Ganzen ist. Für sie hat ausschließlich die Einzeluntersuchung ein Recht des Bestehens. Alle weitergehenden Darstellungen pflegt sie insgemein als Dilettantismus oder selbst geradezu als Schwindel zu betrachten. So Werthvolles nun auch die Specialforschung geleistet hat, so unersetzlich ihre Ergebnisse sind, so wird doch eine solche irre geleitete Ansicht über die Aufgaben der Geschichtsschreibung auf die Dauer zum Schaden der deutschen Wissenschaft ausschlagen. Es ist kein Zweifel, daß die deutsche Geschichtsschreibung in der mit solcher Entschiedenheit eingeschlagenen Richtung sich noch viel weiter entwickeln wird, als wie bisher, daß die deutsche Forschung sich in immer kleinere Einzelfragen verlieren wird und daß diese zunehmende Specialisirung eine immer strengere Ausschließung aller allgemeineren Darstellungen zur Folge haben wird. Die deutsche Geschichtsschreibung, die mit so großen Unternehmungen begonnen hat, wird, wie sich deshalb auch mit Bestimmtheit voraussagen läßt, in einigen Jahrzehnten zu einer neuen Scholastik verkümmern. Dieses Ende ist um so sicherer abzusehen, als bekanntlich die literarische Kritik fast ausschließlich in den Händen der Specialisten liegt und diese demnach die beste Waffe besitzen, um jedes größere wissenschaftliche Unternehmen von vornherein zu vernichten.

Um so freudiger ist es zu begrüßen, wenn in dieser immer mehr zunehmenden geistigen Oede der geschichtlichen Literatur ein Werk erscheint, welches den großen Versuch wagt, trotz der voraussichtlichen absprechenden Haltung der Specialisten, nun wieder die Ergebnisse der Einzelforschung in einen weitgespannten Rahmen zusammen zu fassen. Es ist dies das in der Verlagsbuchhandlung von J. G. Cotta in Stuttgart erschienene Buch „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung", welches den Staatsarchivar Dr. H. von Eicken in Aurich zum Verfasser hat. Den oben genannten Werken von Lessing, Herder und Hegel an Gedankenreichthum ebenbürtig, ist das v. Eicken'sche Buch denselben aber dadurch weit überlegen, daß es auf der Grundlage einer sehr gediegenen empirischen Forschung beruht.

Das Buch hat, wie der Titel besagt, das Mittelalter zum eigentlichen Gegenstand seiner Darstellung. Doch hat der Verfasser den Umkreis der letzteren nach rückwärts und vorwärts so weit ausgesteckt, daß das Buch fast als eine Geschichte der europäischen Völker vom Alterthum bis zur Gegenwart gelten könnte. Selbstverständlich aber hat der Verfasser nur diejenigen Völker des Alterthumes in Betracht gezogen, welche von unmittelbarer Bedeutung für das Mittelalter gewesen sind. Desgleichen hat derselbe die neuere Geschichte nur insoweit behandelt, als sich in ihr die Auflösung und Umsetzung des mittelalterlichen Culturprincipes vollzog. Das weiteste Problem, welches v. Eicken in seinem Werke gelöst hat, ist jene bereits von Hegel als abstractes Schema aufgestellte Trilogie der menschlichen Entwickelung, der naive Naturzustand, der Gegensatz gegen denselben und die höhere Einheit Beider. Obwohl also dieser Gedanke an und für sich bereits ausgesprochen

Digitized by Google

war, so hat v. Eicken denselben doch zum ersten Male in folgerichtiger und überzeugender Weise durch den ganzen Verlauf der Geschichte durchgeführt. Innerhalb dieses weiten geschichtsphilosophischen Problemes hat der Verfasser ein engeres geschichtliches Problem gelöst, insofern er jene dem Mittelalter so eigenthümliche Erscheinung, nämlich das Zusammenwirken von asketischer Abtödtung und hierarchischer Weltherrschaft, welche sich doch dem ersten Blick als zwei sich ausschließende Gegensätze darstellen, auf eine einheitliche Ursache zurück geführt hat. Askese und Hierarchie erscheinen als die sich gegenseitig mit Nothwendigkeit bedingenden Wirkungsweisen der als eine Vermittelungsanstalt zwischen Gott und Menschheit gedachten römischen Kirche. Der Verfasser hat dieses Verhältniß in dem ganzen Entwickelungsgange der Kirche von der altchristlichen Zeit bis zum hohen Mittelalter hin in erschöpfender Weise dargestellt. Es ergab sich aus dieser Auffassung, daß der Verfasser den Schwerpunkt der mittelalterlichen Geschichte der Kirche nicht in dem willkürlichen Schaffen der geschichtlichen Persönlichkeiten, sondern vielmehr in dem logischen Zwange des religiösen Systems gesucht hat. Die Kirche des Mittelalters mit all' ihrem Wirken und Walten ist nicht die Schöpfung individueller Herrschsucht und Gewinnsucht, sondern die logische Folgerung jener Lehre über den Ursprung und das Wesen der Kirche. Eben deshalb finden sich auch dieselben Ansichten, welche das Mittelalter über das Verhältniß zwischen der Kirche einerseits, dem Staate und allen weltlichen Geschäften andererseits aufgestellt hatte, bereits in der alten Kirche vor.

Das v. Eicken'sche Buch hat den Vorzug, daß es fortschreitend an Interesse gewinnt. Es erreicht seinen Höhepunkt im dritten Theile, in welchem der Verfasser das System der kirchlichen Weltanschauung bis zu seinen letzten Folgerungen dargestellt hat. Man wird nicht verkennen, daß dieser Theil auch von einer hervorragenden politischen Bedeutung ist. Jedoch ist die letztere keineswegs in einer tendenziösen Behandlung des Verfassers, sondern vielmehr in dem geschichtlichen Stoffe zu suchen. Denn da die römische Kirche in ihren Aufgaben und Zwecken dem Wechsel der Zeiten sich nicht unterwirft, vielmehr unverändert dieselbe bleibt, mag der thatsächliche Besitzstand sich auch noch so sehr ändern, so werden auch jene Ansichten der mittelalterlichen Kirche sofort wieder eine praktische Geltung erlangen, sobald die Macht der Kirche dies gestattet. Insofern liegt den Aufschlüssen v. Eicken's über die letzten Ziele der Kirche nicht allein eine theoretisch-wissenschaftliche, sondern zugleich eine praktisch-politische Bedeutung bei, deren Kenntniß sich hoffentlich unseren Staatsmännern nicht entziehen wird. Das v. Eicken'sche Buch ist eine wahre Fundgrube für die Geschichte des Mittelalters, insbesondere aber für das Verhältniß der Kirche zu den weltlichen Culturgebieten. Einem jeden der letzteren hat der Verfasser ein besonderes, auf den reichsten Quellenstudien beruhendes Capitel gewidmet. Diese Verbindung von philosophischem Denken und empirischen Studien bildet eben den seltenen Vorzug des Buches.

Es ist interessant, das letztere mit der Janssen'schen „Geschichte des deutschen Volkes" zu vergleichen. Während „der Geschichtsschreiber des Ultramontanismus" von der Absicht ausgeht, alles Unglück, welches unsere Nation betroffen, auf den Abfall von der römischen Kirche zurück zu führen, weist v. Eicken nach, daß die römische Kirche ihrer Idee nach alle weltliche Cultur verneinen muß und daß die letztere nur insoweit einen sicheren und dauernden Bestand haben kann, als sie sich von der Herrschaft der Kirche frei hält.

Das v. Eicken'sche Buch ist von unschätzbarem Werthe für das Verständniß des Mittelalters und seines religiösen Geistes. Ein französisches Wort sagt: „Alle großen Gedanken kommen aus dem Herzen". Man fühlt auch diesem Buche auf jeder Seite nach, daß es aus dem Herzen geschrieben ist, daß der Verfasser den religiösen Geist des Mittelalters nicht allein mit kritischem Verständniß betrachtet, sondern auch mit ganzer Seele nachempfunden hat. Mag der Specialist sich zu dem Buche stellen, wie er will: unsere geschichtliche Literatur hat durch dasselbe eine dankenswerthe Bereicherung erhalten. Mitten in der Fluth schnell entstandener und schnell vergänglicher Schriften wird das v. Eicken'sche Buch ein Wahrzeichen der wissenschaftlichen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts bleiben. Es ist erfreulich, daß das von den Specialisten unserer Tage leider so mißachtete philosophische Denken doch noch nicht ganz in unserer geschichtlichen Literatur erstorben ist.

Feuilleton.

Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Ich besuchte mit Ernst zusammen die Schule und hielt auch längere Zeit mit ihm so ziemlich Schritt, bis er mir zuletzt doch vorauseilte. Der prächtige Junge hatte unter seinen Mitschülern viele Freunde, aber ich genoß die Auszeichnung, ihn auch in der Wohnung seines Bruders besuchen zu dürfen, der damals noch Buchhalter war, aber bereits eine eigene Wirthschaft führte. Ich kann nicht sagen, daß ich mich Anfangs zu Herrn Emanuel sonderlich hingezogen fühlte. In seinem Aeußeren hatte er mit Ernst gar keine Aehnlichkeit. War dieser blond, schon mit vierzehn Jahren hoch aufgeschossen, von zierlichem Gliederbau und fast wie ein Mädchen hübsch — er glich auffallend dem Bilde seiner Mutter — so blieb Emanuel etwas unter Mittelgröße, hatte einen gedrungenen Körper, breite Schultern, ein kurzes Genick, einen schwarzen Bart, eine dicke Nase, wenig lebhafte Augen und recht große Hände. Er lachte selten und sprach in kurzen Sätzen, immer nur das Nothwendige, wenigstens in meinem Beisein. Es verdroß mich, daß er uns fast nie mit einander allein ließ, selbst am Sonntag in demselben großen Zimmer in seinen Büchern schrieb oder die Zeitungen las, die sich von der Woche aufgesammelt haben mochten. Bei längerer und näherer Bekanntschaft aber gewann er sehr. Gegen Ernst war er ganz Wohlwollen und Güte und ich begriff sehr bald, wie natürlich es war, daß dieser ihn zugleich wie einen Vater verehrte und wie einen Bruder und besten Freund zärtlich liebte. Für Emanuel schien es in der That nur das eine Herzensbedürfniß zu geben, Ernst zu beglücken, jede gute Anlage in ihm zu fördern, jede Neigung zu vielseitiger Ausbildung zu unterstützen. Er schien es als seine Aufgabe zu betrachten, ihn geistig alles das genießen zu lassen, was er sich selbst versagt hatte. Er schaffte ihm nach und nach eine Bibliothek an, in der die besten Schriftsteller aller Völker und Zeiten vertreten waren, er gab die Mittel zu Schmetterlings-, Käfer-, Mineralien-Sammlungen her, er beförderte unsern Eifer in der Herstellung von Elektrisirmaschinen, Volta'schen Säulen und anderen physikalischen Apparaten, Pumpenwerken, Dampfwagen und Luftballons, schaffte freigebig die Materialien zu allerhand chemischen Experimenten an und wurde nicht unwillig, wenn unsere Neigungen und Beschäftigungen mit diesen Dingen oft wechselten. Er schickte uns wohl auch in's Theater oder in Vorlesungen. Da Ernst sich für Musik interessirte und den Wunsch äußerte im Violinspiel unterrichtet zu werden, kaufte er ihm sofort ein schönes Instrument und hielt ihm die besten Lehrer. Seine Fortschritte machten ihm große Freude, und es schien ihn gar nicht bedenklich zu stimmen, daß Ernst eine zeitlang über diesen Musikübungen die Schularbeiten vernachlässigte. Es sei ihm ganz gleich, gab er zu verstehen, ob derselbe sich der Wissenschaft oder Kunst zuwenden wolle; so oder so werde dafür gesorgt sein, daß es ihm an nichts fehle. Sich selbst betheiligte er bei allen diesen Bestrebungen immer nur aus dem Standpunkte des gütigen Förderers und Pflegers; für die Gegenstände gewann er kein größeres Interesse. Es war, als ob er sich um so einseitiger seiner kaufmännischen Thätigkeit hingab, als Ernst sich, Dank seiner ungemessenen Wohlthat, geistig erweiterte.

Ein praktisches Ziel sollte sich derselbe auf der Schule nicht stecken, auch womöglich im ersten Universitätsjahr nicht. Es stellte sich jedoch bei ihm mehr und mehr eine starke Neigung für die Mathematik, nebenher

Digitized by Google

auch für die Naturwissenschaften heraus, sodaß die Wahl dieses Studiums sich von selbst ergab. Der Beruf eines Gelehrten schien Ernst sehr lockend, und da er's gar nicht anders wußte, als daß er auf seines Bruders Kosten ganz nach seinem Gefallen leben könnte, auch nicht die mindeste Besorgniß hegte, er könne diesem je zur Last werden, so gab er sich seinen Lieblingsstudien mit größtem Fleiß aber ganz unbekümmert um die Zeit, die sie in Anspruch nahmen, und um das für seine künftige Lebensstellung brauchbare Resultat hin. Die Gelehrsamkeit war ihm selbst Zweck und nahm ihn bald so völlig gefangen, daß er nur in seinen Büchern und Sammlungen lebte, dem lustigen Studententreiben aber wenig Geschmack abgewann und von der Welt kaum mehr kennen lernte, als was in den Gesichtskreis seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen trat. Sein Bruder versäumte nicht, ihn auf fremde Universitäten und auf Reisen zu schicken, so ungern er sich auch von ihm trennte; er nahm aber auch dort nur auf, was sich seinen Studien Förderliches bot, bewegte sich wenig in der Gesellschaft und kehrte immer wieder gern zu der stillen brüderlichen Gemeinschaft zurück, in der es ihm wohl war. Nach fünf oder sechs Jahren erst machte er, und wie gelegentlich, seinen Doctor, und wieder verging längere Zeit, als gerade nöthig, bis er sich an der Universität seiner Vaterstadt habilitirte. Es hatte ja für ihn keine Eile, sich einen selbständigen Erwerb zu schaffen; ich glaube auch nicht, daß er sich je auch nur einen Augenblick mit Gedanken darüber beschwerte. Die Brüder waren so ein Herz und eine Seele, daß die Gütergemeinschaft sich ganz von selbst zu verstehen schien. Sie lebten, so weit nicht bei dem einen das kaufmännische Geschäft, bei dem andern die Wissenschaft gesondert in Frage kam, nur für einander und befanden sich sehr wohl dabei.

Man nahm allgemein an, das brüderliche Verhältniß werde sich ohne jede Aenderung so fortsetzen, besonders seit Emanuel, nachdem er eine Weile sein eigenes Geschäft mit Erfolg betrieben, sich ein Haus gekauft und dasselbe für sich und den Doctor auf's Bequemste in der Weise eingerichtet hatte, daß Jeder die für ihn bestimmten Zimmer bewohnte und seinen Lebenszwecken gemäß benutzte, aus diesen aber zu einem gemeinsamen Raum gelangte, in dem sie ihre Mahlzeiten einnahmen und ihre Freistunden verbrachten. Die alte Tante Albertine führte ihnen die Wirthschaft, war stets am Tisch die Dritte und machte ihnen, selbst immer heiter und guter Laune, das Junggesellenleben so angenehm, daß sie nichts zu vermissen meinten.

Freilich war Emanuel auch jetzt so wenig selbstsüchtig, daß er nicht zu überlegen vergaß, ob dem so viel jüngeren Bruder diese Daseinsgewohnheit auf die Dauer genügen könnte. Wie er in allem getrachtet hatte, ihm das zuzuwenden, was er sich selbst vorenthalten, so war es auch nur natürlich, daß er den Fall der Verheirathung des Bruders bedachte. Es stand eigentlich für ihn längst fest, daß Ernst heirathen würde, wie er selbst nicht geheirathet hatte, und es ängstigte ihn sogar ein wenig, daß dieser einen Geburtstag nach dem andern herankommen ließ, ohne die mindesten Anstalten zu einem Ehebündniß zu treffen. An seinem dreißigsten faßte er sich endlich ein Herz und sagte ihm: es ist nun durchaus an der Zeit, daß Du Dich nach einer Frau umsiehst. Es steht Dir nichts im Wege einen Hausstand zu gründen; Deine Frau, welche Wahl Du auch triffst, soll mir hochwillkommen sein. Ich hoffe, ihr werdet mich jederzeit freundlich bei euch leiden, sodaß ich den Familiensegen, wenn auch nur aus zweiter Hand, voll mitgenieße. Ich kann mir nichts erfreulicher denken, als meines Bruders Hausfreund zu sein und lebenslang Zeuge seines Glückes zu bleiben. Warte nicht ab, bis Du zu alt wirst, Dich schmiegsam in solche Neuordnung der Dinge zu fügen, die sich sicher nicht ohne eine kleine Revolution vollzieht, und nimm, wenn nicht auf Dich, so doch auf mich Rücksicht, indem Du meine Jahre bedenkst und mir recht lange die liebe Schwägerin gönnst.

Ueber diese ganz unvermuthete Rede war Ernst zuerst sehr erstaunt, sodaß er kein Wort vorbringen konnte; dann aber lachte er unbändig und rief: Du bist doch ein schnurriger Kauz! Weil es so hergebracht ist, daß Leute ungefähr in meinem Alter sich verloben und heirathen, so meint Deine brüderliche Liebe, mir müsse durchaus etwas entgehen, wenn ich's ihnen nicht nachthue. Mich verlangt's aber ganz und gar nicht nach der Ehefessel, die ich nach meiner ganzen Veranlagung sehr schwer empfinden würde, und ich möchte auch einmal wissen, wie ich zu einer Frau kommen könnte, ohne mich in die Zeitung einzusetzen. Es fehlt mir, wie Du weißt, gänzlich an Damenbekanntschaften, und auf's Gerathewohl eine Wahl zu treffen, wirst Du mir doch nicht zumuthen. Glaube mir, meine Frau müßte, wenn sie mich glücklich machen sollte, Eigenschaften haben, die sich sicher nicht einmal in einem Engel vereinigen. Welche Thorheit also, Dir Dein häusliches Behagen zu stören, ohne mir einen Gewinn zuzubringen! Denn das sollst Du mir nicht einreden, daß es sich für Dich nicht unter allen Umständen um ein Opfer handeln würde.

Von diesem Geburtstagsgespräch und seiner resultatlosen Fortsetzung erfuhr ich noch an demselben Vormittag, als ich Ernst zu gratuliren kam. Er konnte seines Bruders Zumuthung gar nicht wunderlich genug finden. Dieser aber verlangte von mir die Anerkennung, daß sein Vorschlag durchaus vernünftig und beiden Theilen dienlich sei. Du denkst nur an mich! behauptete Ernst. Nein, ich denke ebensosehr an mich selbst, versicherte Emanuel; meines Bruders Frau würde sich über mich nicht zu beklagen haben. — Aber wenn Du ihr so viel Wohlwollen entgegenbringst, spöttelte Ernst, so sollte doch auch ein klein wenig Mitleid dabei sein. Willst Du wirklich ein so liebenswürdiges weibliches Wesen, wie Du es natürlich für mich nur gerade gut genug hältst, unglücklich machen, indem Du es an den unmöglichsten Mann ketteſt? Ich kenne mich. So ein Bücherwurm, so eine Rechenmaschine, so ein Raritätencabinet auf zwei Beinen muß nicht heirathen. Ich würde meine Frau zu Tode langweilen, eine Grausamkeit, die nicht einmal ein Henkersknecht der Inquisition zu verüben den Muth gehabt hat. Ich ein Ehemann!

Emanuel war verstimmt. Ich nahm die Ueberzeugung mit, daß er einen ganz aufrichtigen Wunsch ausgesprochen hatte. Es wäre wirklich das Vernünftigste gewesen, wenn Ernst geheirathet hätte. Er würde gar keine schwere Bemühung um eine passende Partie nöthig gehabt haben: er war ein so hübscher, kluger und herzensguter, wenn auch schon ein bischen schrullenhafter Mensch. So geschäftlich allerdings, wie Emanuel sich's vorstellen mochte, hätte sich diese Sache nicht betreiben lassen, bei der man nach seiner ganz gesunden Vorstellung mit ganzem Herzen betheiligt sein mußte, und daß die Gelegenheit ihm zu Hülfe kam, war sehr unwahrscheinlich, da er sie aufzusuchen nicht den mindesten Drang fühlte.

Kurze Zeit nach diesem verunglückten Ansturm reiste Emanuel in die Provinz nach einer Grenzstadt, in der ein sehr achtbares Handelshaus, mit dem er seit Jahren in engster Verbindung gestanden hatte, plötzlich schwach geworden war. Es ließ sich aus der Ferne nicht übersehen, ob es sich nur um eine augenblickliche Stockung handelte oder der Fall unvermeidlich werden mußte. So oder so wollte er zu retten suchen, was noch zu retten wäre. Er blieb über eine Woche aus und brachte dann die Nachricht mit, die Verhältnisse seien wieder geordnet, alle Befürchtungen für die Zukunft abgewendet. So zuversichtlich aber diese Erklärungen auch lauteten, glaubte ich doch in seinem ganzen Wesen eine sehr sonderbare Unruhe zu bemerken, die sich besonders in Gegenwart seines Bruders durch allerhand sonst nicht gewöhnliche Beweise von Aufmerksamkeit und zärtlicher Rücksichtnahme kenntlich machte, als ob er ihm im Stillen etwas abzubitten oder sich seiner guten Laune im Voraus zu versichern hätte. Am dritten Tage nach seiner Rückkehr erhielt ich von ihm ein Billet mit der Bitte zu bestimmter Stunde seinen Besuch erwarten zu wollen. Es war die Zeit, in der er sich sonst nie aus seinem Kontor zu entfernen pflegte. Es mußte etwas ganz Außerordentliches geschehen sein.

Und so war's auch. Theilen Sie's meinem Bruder mit, sagte er sehr erregt, ich bring's nicht über mich. Aber gehen Sie schonend vor und lassen Sie ihn sogleich wissen, daß ich schlimmstenfalls noch immer ... Mein Gott! Ernst ist ja mein Bruder — er hat die ältesten Rechte an mich, und ich will sie ihm nicht verkümmern, müßte ich jetzt auch die schwerste Einbuße leiden.

Es kam nun heraus, daß er sich in jener Provinzialstadt Knall und Fall verlobt hatte und in kürzester Zeit zu heirathen beabsichtigte. Allerdings auch mir ein ganz unerwartetes und erfreuliches Ereigniß. Er hatte den Kaufmann, dessen Lage ihm Bedenken eingeflößt, in Folge der Aufregungen der letzten Wochen schwer erkrankt gefunden. Derselbe war Wittwer. Seine Tochter Julie, ein Mädchen von vierundzwanzig Jahren, pflegte ihn. Sie hatte sich aber auch mit großer Geistesgegenwart der Zügel des kaufmännischen Geschäfts bemächtigt und den alten Buchhalter,

Digitized by Google

der schon Alles verloren gab und die Flinte in's Korn oder vielmehr die Feder unter den Tisch werfen wollte, zum Ausharren vermocht. Sie empfing Emanuel, legte ihm die Bücher vor und wies ihm daraus mit Hülfe des alten Faktotums nach, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Vater zu retten sei, wenn gewisse, allerdings sehr dringliche Verlegenheiten augenblicklich beseitigt werden könnten. Sie bat ihn um seine Unterstützung in der Noth. Emanuel, von Grund aus gutmüthig und durch das tapfere Verhalten des Mädchens warm angesprochen, hatte nicht nur von allen Sicherungsmaßregeln Abstand genommen, sondern auch seinen Aufenthalt von Tage zu Tage verlängert, um selbst für den erkrankten Chef die Direction des Geschäfts zu übernehmen und das erforderliche Arrangement mit den Gläubigern unter eigener Garantie zu treffen. Dabei war ein reger Verkehr mit Julie unvermeidlich, sicher bald auch erwünscht gewesen. Voll Dankbarkeit für seinen großmüthigen Beistand hatte sie ihm offenbar rasch eine Neigung zugewandt, die seiner freundlichen Gesinnung gelten mochte, sich aber mit so viel Herzlichkeit äußerte, daß in ihm selbst Gefühle erweckt wurden, die ihm bis dahin ganz fremd geblieben waren. Es war rührend anzuhören, wie er mit ganz unzulänglichen Worten den Zustand schilderte, in dem er sich nach der Entdeckung dieser sonderbaren Gewißheit befunden habe, daß er das Mädchen liebe — ja, ja, liebe! Wie er erst zu schneller Flucht entschlossen gewesen sei, sich dann aber ganz machtlos gefühlt habe, auch nur eine einzige Gelegenheit, Julie zu sehen und zu sprechen, ungenutzt zu lassen — wie er sich seiner fünfundvierzig Jahre geschämt und seine Hoffnung, sie könne seine Bewerbung annehmen, unsinnig gescholten, doch aber immer nach neuen Vorwänden gesucht habe noch länger bleiben zu dürfen — wie er sich mit Eifer vorgerechnet, was er seinem Bruder schuldig sei, schließlich aber ganz kopflos wie irgend ein verliebter junger Fant seine Leidenschaft habe walten lassen. Und nun sei das Unglück da. Julie habe sich zwar sehr überrascht gezeigt und um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gebeten, dann aber, anscheinend freudigen Herzens, ihre Einwilligung erklärt. Und da sei er nun Bräutigam und, wie er gestehen müsse, innigst davon überzeugt, daß er in Julie das einzige weibliche Wesen gefunden habe, das sich zu einer Frau für ihn eigne — aber sein Bruder, sein Bruder . . .! Was werde er dazu sagen, wie werde er sich in diese Veränderung finden, wie könne er überführt werden, daß zwischen ihnen alles beim Alten bleibe? Einen rechten Narren werde er ihn schelten.

Ich suchte ihn zu beruhigen und versprach gern zu vermitteln. Das wurde mir auch nicht im mindesten schwer. Kaum hatte Ernst den Sinn meiner vorsichtigen Ankündigung erfaßt, als er seiner Freude über den „ungeheuer gescheiten Gedanken", den Emanuel gehabt, den lautesten Ausdruck gab, indem er wie ein Kind in die Hände klatschte, im Zimmer herumtrappte und von Zeit zu Zeit einen offen daliegenden Folianten zuschlug, was vielleicht wie Kanonendonner zur Feier eines welterschütternden Ereignisses klingen sollte. Keine leiseste Spur von Verdruß oder auch nur Verwunderung ließ sich spüren. Seine liebenswürdige Natur erschöpfte sich in der Bemühung, dem Ereigniß immer noch eine lichtere Seite abzugewinnen. Emanuel sei von dem Holz, aus dem gute Ehemänner geschnitten würden; tausendmal habe er's auf der Lippe gehabt, ihm zu sagen, daß es eine wahre Schande sei, wenn er so ein Talent ungenutzt lasse. Aber er freue sich jetzt, daß er geschwiegen habe; denn Emanuel hätte ihn gewiß böse abgetrumpft und sich damit halb und halb einen Riegel vorgeschoben. Nun sei Alles gut.

Es war noch eine Stunde bis zum Mittag. Sie schien ihn eine Ewigkeit zu dünken, so oft lief er an's Fenster, nach dem Bruder auszuspähen. Als er endlich mit schweren Schritten ankam, flog ihm schon ein jubelndes Hurrah entgegen, und dann schloß er ihn an die Brust und konnte gar nicht aufhören ihn wie zum Dank für irgend eine Großthat zu küssen und zu beklopfen. Aber bist Du mir auch wirklich nicht böse? fragte Emanuel, der sich in diese „Selbstlosigkeit des guten Jungen" gar nicht finden konnte, so toll sicher auch seine eigene Freude über dessen Verlobung gewesen wäre, und Ernst antwortete lachend: Aber Kind, ein größeres Geschenk hättest Du mir ja gar nicht machen können! Nein, wie hübsch das ist: mein Bruder Emanuel wird eine Frau haben!

Es vergingen nur knapp drei Monate bis zur Hochzeit. Julie war inzwischen mit ihrem Vater, sobald derselbe genesen war, nach der Stadt gekommen, um sich ihr neues Heim anzusehen. Nun zum ersten Mal hatte Ernst eine gewisse Bangigkeit überfallen, wie die Schwägerin mit ihm zufrieden sein werde, und wie sich das ganze Hauswesen nun anders gestalten müsse. Er benahm sich recht linkisch beim ersten Zusammentreffen. Aber Julie imponirte ihm in durchaus anderer Weise, als er erwartet hatte. Sie war ganz schlichte Natürlichkeit, ruhig und klar, selbst durch sein verlegenes Unsinnsprechen nicht in Verlegenheit zu bringen, über ihre Jahre reif und doch bei Leibe nicht altjüngferlich, keineswegs blendend schön, aber höchst anmuthig — kurz, ganz wie für Emanuel geschaffen, wie er jetzt zugeben mußte, nachdem er vorher mehr an eine glänzende Erscheinung gedacht. Nach der ersten Stunde schon waren sie gute Freunde.

Tante Albertine erklärte mit aller Entschiedenheit, der jungen Frau das Feld räumen zu wollen. Das geschah nicht etwa in verdrießlicher Laune oder weil sie Emanuel merken lassen wollte, daß sie seinen Schritt nicht billige — auch sie nahm freudigsten Antheil an seinem Glück und meinte nur: schade, daß es nicht zehn Jahre früher gekommen — sondern weil sie den verständigen Grundsatz an die Spitze stellte, daß man eine junge Frau sich selbst überlassen müsse und zwei Weiber an einem Heerd einander gegenseitig das Feuer auslöschten; und so war's auch gar nicht böse gemeint, als sie Ernst den Rath gab, ihrem Beispiel zu folgen und sich wenigstens für's erste auszuquartieren: der Dritte sei da ganz überflüssig, wenn nicht schädlich. Natürlich lachte er sie aus. In seinem Arbeits- und Bibliothekzimmer sei er ja doch wie in einer anderen Welt und störe Niemand.

(Fortsetzung folgt).

Notizen.

Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Von Conrad Keller. (Leipzig, C. F. Winter.) — Diese sehr ansprechend geschriebenen Reisebriefe eines jungen Schweizer Naturforschers werden nicht nur wegen der darin behandelten botanischen, zoologischen, anthropologischen Fragen die Gelehrtenkreise anziehen, sondern auch das größere Publikum fesseln, denn der Verfasser schildert gut und anschaulich, ist niemals doctrinär und langweilig und hat ein feines Verständniß und scharfes Auge auch für jenseit seiner gelehrten Interessen liegende Dinge. Die Schilderungen von Kairo und Suez, der thiergeographischen Erlebnisse im Suezkanal, des Thierlebens am ostsudanischen Seestrande auf seiner ersten Reise, dann die Berichte über seine zweite afrikanische Tour, wobei die Insel Réunion und Madagaskar in Bezug auf ihre Volkselemente, sowie die Fauna und Flora eingehende Betrachtung finden, bieten so viel des Neuen und allgemein Bemerkenswerthen, daß dem Buch ein Ehrenplatz in unserer Reiseliteratur sicher ist. Wir machen hier noch besonders auf Kellers Kritik der Darwin'schen Hypothese von der humusbildenden Thätigkeit der Regenwürmer aufmerksam, welche hier auch für das Gebiet der Tropen bestätigt wird, nur sei die Leistung der Würmer dort eine viel durchgreifendere, womit wohl auch die Großartigkeit der tropischen Pflanzenwelt zusammenhängt.

New Fairy Tales from Brentano, told in English by Kate Freiligrath Kroeker and pictured by F. Carrutners Gould. (London, T. Fisher Unwin.) — Bekanntlich besitzt die deutsche Literatur eine ihrer begabtesten Vermittlerinnen für das englische Publikum in der Tochter Ferdinand Freiligrath's. Ihre vorliegende Bearbeitung der Märchen Brentano's athmet eine solche Frische und Ursprünglichkeit, daß der unserer heutigen deutschen Lesewelt leider etwas fern gerückte Romantiker in seiner ganzen geistvollen Eigenart zur Geltung kommt mit seiner reichen Phantasie, seinen originellen, bisweilen bizarren Einfällen und sogar auch in seiner eigenthümlichen Sprache in Prosa und Reimen, deren Nachbildung im Englischen vortrefflich gelungen ist. Bei nothwendigen Abweichungen vom Text, wie im „Märchen vom Müller Radlauf und dem Rhein" ist die Uebersetzerin so sorgfältig zu Werke gegangen, daß nirgends die Bearbeitung fühlbar wird; und der dieser Erzählung gegebene Schluß ist ganz in der Schilderungsweise Brentano's gehalten. Die äußerst glückliche Wiedergabe von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" hält sich vollkommen an das Original in der zuerst erschienenen Form, welche unbedingt der später von dem Dichter vorgenommenen längeren Bearbeitung vorzuziehen ist. Die Illustrationen in Farbendruck zeichnen sich aus durch Lebendigkeit und Feinheit der Zeichnung, wie durch eine ungemein saubere Ausführung und Klarheit im Colorit.

Digitized by Google

Inserate.

Aufruf.

Der nationale Wehrbund der Deutschen in Böhmen, welcher sich jetzt unter widrigen Verhältnissen so glänzend erprobt, verdankt seine innere Kraft zum nicht geringen Theile der unermüdlichen, planvollen Thätigkeit des „Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ in Prag. Durch treffliche Veröffentlichungen, besonders aus dem geschichtlichen und kulturhistorischen Gebiete, deren Zahl bald ein- undeinhalbes Hundert erreicht, durch Errichtung von mehr als siebenhundert Volksbüchereien hat der Verein seine culturfördernde, nationales Bewußtsein weckende Mission kund gegeben. Neue, große Ansprüche treten jetzt an ihn heran. Es gilt, in allen an der Sprachgrenze befindlichen, von der Slavisirung bedrohten deutschen Gemeinden möglichst rasch Volksbüchereien zu errichten, um den Belagerten geistigen Proviant zu verschaffen. Dazu reichen die Mittel des Vereines nicht aus, da er sich, um eine weite Verbreitung zu finden, mit dem geringen Jahresbeitrage von einem Gulden (1 Mark und etliche 60 Pfennige) begnügt. Es ist deshalb Pflicht aller wirklich deutsch gesinnten Männer im Reiche, hier Hilfe zu bringen. Dies kann geschehen, indem man entweder Mitglied dieses Vereins wird und den erwähnten kleinen jährlichen Beitrag an den Schriftführer des Vereines, Dr. Holzamer in Prag, Annenplatz 8 einschickt, oder durch Bücherspenden. Letztere müssen wirklichen Werth für Volksbibliotheken haben, d. h. bei wissenschaftlichen Werken aller Art auf dem neusten Standpunkte der Forschung stehen, bei belletristischen klassischen Gehalt besitzen, zum mindesten gesund, sittlich und geistig erhebend sein. Selbstverständlich bleibt es, daß nur vollständige und nicht zu abgenutzte Bücher Verwendung finden können, nicht solche, welche zu Maculatur gehören. Wir richten deshalb an die Mitglieder des „Allgemeinen deutschen Schulvereins“ und an dessen Gönner und Freunde die herzliche Bitte, derartige Bücher dem guten, echt deutschnationalen Zwecke zuzuführen. Herr Hans Reimarus (Nicolaische Buchhandlung) Berlin C., Brüderstraße 13, hat sich erboten, sämmtliche einlaufenden Bücherspenden zu übernehmen und dieselben dem Prager Vereine dann zur weiteren Verwendung zu senden. Je rascher sich diese Sammlung von Bücherspenden vollzieht, desto besser wird damit unsern Stammesgenossen in Böhmen geholfen.

In bedeutend erweiterter Form
erscheint bereits 1888 ohne Preisaufschlag:

Kunstwart.

Herausgeber: F. Avenarius.
Halbmonatsschrift, ¼jährl. 2½ Mark.

Reichhaltige Rundschau über **Dichtung, Theater, Musik, bildende Künste, Kunsthandwerk.** Unterstützt von **hervorragenden Sachkennern** Deutschlands, Oesterreichs u. d. Schweiz, vollständig **unabhängig**, durchaus **eigenartig**, allgemein **verständlich**, **vornehm** ausgestattet, **billig.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie [gleich Probenummern] unmittelbar vom:

„Kunstwart-Verlag in Dresden“.

Soeben erschien im Verlage von **Walther & Apolant** in **Berlin:**

Macaulay, Altrömische Heldenlieder.

Deutsch von **Harry von Pilgrim.**

Preis brochirt ℳ 2.—; gebunden ℳ 3.—

Neu erschienen!

Villamaria

Verscholl'ne Mär.

Novellencyclus aus **König Artus Tafelrunde.** Mit 12 Text-Abbildungen und Titelbild der Verfasserin. 208 S. Elegant gebunden **3,50 M.** (Verl. v. **A. Haack, Berlin**).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faust. Eine Tragödie.

III. Theil zu Goethe's Faust

von

Carl August Linde.

In 16°. 114 Seiten. Eleg. brochirt.

Preis 1 Mark.

Leipzig bei Wilhelm Opetz.

Im Verlage von **G. Grimm** in **Budapest** ist soeben erschienen:

Mutter Erde (la terre)

von

Emile Zola.

Autorisirte Uebersetzung

von

A. Schwarz.

2 starke Bände. 6 Mark.

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Um den Namen.

Roman

von

Alexander Baron v. Roberts.

1 Bd. 8°.

Preis eleg. broch. M. 5.—, in Originalbd. M. 6.—.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Gratis und franco versende die Kataloge Nr. 205: **Das Alterthum.** Geschichte. Geographie. Kultur. Kunst. Religion. 681 Nummern. Nr. 208: **Das Mittelalter.** Staaten- und Kirchengeschichte. Geographie. Kultur. Kunst. Recht. 1911 Nummern. Nr. 207: **Die Kirche.** Geschichte. Kunst. Recht. 1256 Nummern. Nr. 210: **Die Neuere Zeit.** I. Von der Entdeckung Amerikas bis zum Westfälischen Frieden, 1492—1648. Geschichte. Geographie. Kultur. 1100 Nummern.

Berlin, 16—18 Schweidnitzer Strasse.

Heinrich Lesser,

Antiquariat und Buchhandlung.

Neuer Verlag von

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Briefwechsel

zwischen Wagner und Liszt.

2 Bde. gr. 8°. geh. 12 ℳ.

Fein geb. 14 ℳ 50 ₰.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scharnhorst.

Von

Max Lehmann.

Zweiter Theil. (Schluß.) Seit dem Tilsiter Frieden.

gr. 8. Preis: ℳ 12.— In Leinwand gebunden: ℳ 13.50.

Preis des vollständigen Werkes:

2 Bände gr. 8. geheftet: ℳ 22.— In 2 Bände gebunden: ℳ 25.—

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.

Deutsch von Dr. J. Michael.

Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.

Gebunden ℳ 6.—.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 21. Januar 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Von W. Kulemann, M. d. R. — Rußland in Europa. Rußlands Verhältniß zu seinen Nachbarn. Kriegs- und Friedensaussichten. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ada Christen. Eine Studie von Wilhelm Goldbaum. — Die Besessenen von F. M. Dostojewsky. Besprochen von Georg Malkowsky. — Für das Volapük! Von Alfred Kirchhoff. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen: „Die Verkannten". Lustspiel in fünf Aufzügen von Adolph L'Arronge. Von O. B. — Inserate.

Die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen.

Von W. Kulemann, M. d. R.

Nachdem der im Frühjahre dem Reichstage vorgelegte Gesetzentwurf, betreffend die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen, wegen des Schlusses der Session nicht mehr zur Erledigung gelangt war, ist nunmehr eine erneuerte Vorlage eingebracht, welche in dankenswerther Weise den im Reichstage laut gewordenen Wünschen, soweit dieselben in den Beschlüssen der eingesetzten Commission ihren Ausdruck gefunden hatten, Rechnung trägt, ja darüber hinaus in einem der Hauptpunkte eine nicht unwesentliche Abschwächung der früheren Forderung enthält.

Ungeachtet dieses Entgegenkommens wird die Vorlage seitens derjenigen Parteien, welche ihr schon in voriger Session ablehnend gegenüberstanden, nämlich des Centrums, der deutschfreisinnigen Partei und der Socialdemokraten, nicht allein im Reichstage, sondern noch mehr in der Presse heftig angegriffen, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Annahme lediglich durch die von den sog. Cartellparteien gebildete Mehrheit erfolgen. So wahrscheinlich dies ist, so sehr ist es zu beklagen, daß ein Gesetz, welches überall nicht, oder höchstens in einem sehr abgeschwächten Grade, einen politischen Untergrund hat, zum Gegenstande des Parteigegensatzes gemacht wird. Wir fürchten uns gewiß nicht, das thatsächlich vorhandene Machtverhältniß überall da zur Geltung zu bringen und zu unserem Gunsten auszunutzen, wo nun einmal die Verschiedenheit der Grundanschauungen ein gegenseitiges Ueberzeugen ausschließt, oder man wird es bedauern müssen, wenn solcher Appell an die Macht öfter nöthig wird, als die Natur der zu entscheidenden Fragen es nothwendig mit sich bringt, bedauern es insbesondere auch im Interesse der Minderheit, die nach der Eigenart menschlichen Empfindens ohnehin schon mehr als wünschenswerth geneigt sein wird, bei jeder Ueberstimmung einem Gefühle der Verbitterung Raum zu geben, welches mit öfterer Wiederholung des äußeren Anlasses zu einer steigenden Entfremdung führen muß.

Zweck der nachfolgenden Erörterung ist es deshalb in erster Linie, jener schon angedeuteten, oft gehörten und mit größerem Pathos als Gewicht der Gründe vertheidigten Behauptung entgegen zu treten, als ob es sich bei der vorliegenden Frage um einen Angriff auf das Palladium der Freiheit, oder mindestens auf die Garantien unserer Rechtspflege, als ob es sich um etwas Anderes handelte, als lediglich um eine Frage der gesetzgeberischen Zweckmäßigkeit, welche zu den gehörten und gelesenen oratorischen Ergüssen durchaus keinen Anlaß bietet. Daneben sollen nur die beiden hauptsächlichsten Streitpunkte, der sog. Schweigbefehl und die Beschränkung der Berichterstattung durch die Presse, kurz beleuchtet werden; ein Eingehen in die Einzelheiten liegt nicht in der Absicht. —

Das Denken der Menschen ist im nie rastenden Fortschritt begriffen; was früheren Jahrhunderten der Abschluß ihres Wissens war, ist für uns nur noch der Grundstein für ein neues Gedankengebäude, welches seinerseits künftig wiederum nur der Stützpunkt für weitere Speculationen sein wird. Man sollte deshalb annehmen, für Aberglauben und Vorurtheile sei in unserer aufgeklärten Zeit kein Raum mehr und doch finden wir eine ganz neue Gestalt von Vorurtheilen, welche der natürlichen Auffassung nicht bekannt sind und vielmehr in der Eigenart des modernen Denkens ihre Begründung finden. Die Naturvölker sind Individualisten und Realisten, die Form ihres Denkens ist die concrete. Im Gegensatz zu ihnen leben wir unter der Herrschaft des Collectivismus, eines, wenn auch häufig recht abgeschwächten Idealismus und der abstracten Denkform. Sehen Jene in der Welt nur eine ungezählte Menge concreter Einzeldinge und greifen höchstens, um sich deren Zusammenhang zu ermitteln, zu der abergläubischen Annahme geheimnißvoller verbindender Gewalten, so verfällt unsere Bildung dem entgegengesetzten Fehler eines übertriebenen Abstractivismus. Man operirt mit Begriffen, denen man ein selbständiges Leben und eine selbständige Interessensphäre beimißt; man vergißt, daß die Abstracta lediglich Hülfsconstructionen sind, die nirgends real existiren und ihre Bedeutung nur darin erschöpfen, sprachliche Erleichterungen und Abkürzungen zu bieten, wo es sich darum handelt, gewisse Classen von concreten Dingen mit Rücksicht auf diejenige Eigenschaft zu bezeichnen, welche dem abstrahirten Begriffe zu Grunde liegt; man übersieht, daß die Abstracta nur ein Papiergeld sind, welches nicht einen Eigenwerth besitzt, sondern nur bestimmt ist, als Vertreter des wahren Geldes zu dienen.

Daß dieser falsche Abstractivismus nicht bloß in der eigentlichen Philosophie sein Wesen treibt, sondern auch die Einzelwissenschaften durchsetzt, dafür bietet unsere Frage ein vorzügliches Beispiel. Der gemeine Strafprozeß des canonischen Rechts, wie er sich in Deutschland entwickelt hatte, war ein schriftlicher mit geheimem Verfahren auf dem Boden der Inquisitionsmaxime, mit gesetzlicher Beweistheorie vor Berufsrichtern. Man überzeugte sich, daß diese Form nicht geeignet war, eine gerechte Rechtsprechung zu gewährleisten, und forderte immer lauter und in immer weiteren Kreisen die Reform auf

Digitized by Google

der Unterlage der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, des Anklageprincips und der freien Ueberzeugung unter Zuziehung von Laienrichtern. Der Umstand, daß diese Forderungen im Wesentlichen erst in Veranlassung der Umwälzungen des Jahres 1848 ihre Befriedigung fanden, verlieh dem Bilde einen politischen Untergrund, auf welchem Sachen wie Personen sich mit einem gewissen Heiligenschein abhoben.

Aber nicht minder verhängnißvoll als die Hineinziehung der Politik war der weitere Fehler, daß man nicht mehr fragte, zu welchem Zwecke man die frühere Einrichtung durch die neue ersetzt habe, sondern daß man sich gewöhnt hat, die letztere als Selbstzweck anzusehen. Nicht mehr eine gute Rechtspflege ist das Ziel und der Maßstab, nach welchem man vorgeschlagene Aenderungen würdigt, sondern man fragt nur: entspricht der Vorschlag den einmal aufgestellten Principien? Bringt man den Ablehnungsgrund auf eine logische Formel, so lautet dieselbe: die Oeffentlichkeit ist ein Gut, das wir uns nicht nehmen lassen; die Vorlage will die Oeffentlichkeit beschränken: — folglich ist sie zu verwerfen. Demgegenüber ist wiederholt zu betonen: der Obersatz ist unrichtig, er leidet an dem falschen Abstractivismus, daß er die Oeffentlichkeit als solche als ein Gut betrachtet, während sie nur ein Mittel ist zur Erreichung einer guten Rechtspflege und gerechter Entscheidungen der zur Aburtheilung gelangenden Strafsachen.

Die Fragestellung hat deshalb im Gegensatz zu der obigen vielmehr folgendermaßen zu lauten: Erstens: welches sind die Zwecke, welche man bei Einführung der Oeffentlichkeit verfolgte? und zweitens: Werden diese Zwecke durch die vorgeschlagenen Aenderungen in Frage gestellt?

Der Schwerpunkt liegt in der ersten Frage, und diese ist dahin zu beantworten, daß der Zweck ein doppelter ist. Einerseits wird nicht allein das Vertrauen der Bevölkerung zu der Gerechtigkeit richterlicher Aussprüche dadurch gehoben, daß dieselben gewissermaßen unter ihren Augen entstehen, sondern es wird auch dadurch eine allmählich in die breiten Schichten hinabsickernde Kenntniß der Gesetze und damit die Aussicht angebahnt, daß das Volk seine Gesetze nicht, wie bisher, als etwas Unverständliches, Fremdes, sondern als sein eigenstes Besitzthum betrachtet, mit einem Worte, daß das Recht dem Volksbewußtsein assimilirt wird. Andrerseits aber erhofft man von der Oeffentlichkeit eine gewisse erziehliche Wirkung für die Richter, man sieht darin eine Controle des Gerichts.

In beiden Beziehungen wird nun behauptet werden dürfen, daß die angestrebten Zwecke, soweit überhaupt erreichbar, erreicht werden, sobald das Verfahren in seiner Regelgestaltung, in der großen Mehrzahl aller zur Aburtheilung gelangenden Sachen ein öffentliches ist. Abweichungen, die man für einzelne Fälle aus besonderen Gründen gestattet, werden für Erreichung jener Zwecke entweder völlig bedeutungslos bleiben, oder äußerstenfalls doch nur nach ihrem procentualen Verhältniß zu der Gesammtzahl in Betracht kommen können.

Letzteres ist ohne Weiteres klar für die Frage der Volksthümlichkeit des Rechtes und des Vertrauens der Bevölkerung zu der Rechtspflege. Aber auch für die Gesichtspunkte der zweiten Classe ist der aufgestellte Grundsatz unschwer zu beweisen. Man sagt: wenn der Richter unter dem Eindrucke handelt, daß seine Thätigkeit der Kritik der öffentlichen Meinung unterliegt, so wird er ein höheres Maß von Gewissenhaftigkeit anwenden, als wenn über das, was er thut, nichts an die Oeffentlichkeit gelangt. Daß diese Art der Begründung eine für den Richterstand schmeichelhafte wäre, wird sich beim besten Willen nicht behaupten lassen, und es wird als ein Beweis der gerade in diesem Stande, wohl auf Grund der berufsmäßigen Beschäftigung, besonders entwickelten objectiven, vorurtheilslosen Art des Denkens angesehen werden dürfen, wenn von den Richtern selbst das psychologisch Richtige jener Behauptung zugegeben und nicht beansprucht wird, in dieser Beziehung mit einem anderen Maße gemessen zu werden, als demjenigen des Durchschnittsmenschen.

Aber man wird doch immer fragen dürfen: Versteht man unter dem Unrecht, welches man von dem Richter befürchtet, sofern man ihn nicht unter die Controle der Oeffentlichkeit stellt, ein bewußtes oder nur ein unbewußtes? Glaubt man, der Richter wird, sobald er kein Publikum sieht, sich sagen: „Gottlob! jetzt brauche ich Niemand zu fürchten, jetzt kann ich meine bösen Begierden, meinen Vorurtheilen oder meiner Neigung zur Bequemlichkeit die Zügel schießen lassen, jetzt darf ich Unrecht thun?“ Will man das annehmen, dann allerdings —, dann geht der hier unternommene Beweis fehl, dann darf die ständige Tugendwache im Gerichtssaale nicht fehlen. Aber dann ist dem jetzigen Rechtszustande der Vorwurf einer unerhörten Nachlässigkeit zu machen. Zuhörer gibt es ja fast nur bei Schwurgerichtsverhandlungen, in den Strafkammersitzungen wie vor den Schöffengerichten ist außer den etwaigen Betheiligten der später abzuurtheilenden Sachen selten Publikum zugegen. Und wo sich solches findet, wie bei den Schwurgerichten, sind es da gerade die zu Sittenwächtern des Gerichts besonders berufenen Personen? Nein, da müßte man doch schleunigst die Bestimmung treffen, daß, wie es jetzt bei Vollziehung der Todesstrafe vorgeschrieben ist, der Gemeindevorstand zwölf unbescholtene Bürger als Vertreter des Volkes entsendet, welche die Verpflichtung haben, jeder Gerichtssitzung von Anfang bis zu Ende beizuwohnen und den Richtern auf die Finger zu sehen, damit sie kein Unrecht begehen.

Will man das nicht, gibt man zu, daß es sich nicht um ein bewußtes Unrecht des Richters, sondern nur darum handelt, sein Pflichtbewußtsein zu schärfen, dann wird man auch nicht umhin können, einzuräumen, daß der Richter, der in 98 Procent aller Fälle diese Erziehung zur Gewissenhaftigkeit genießt, nicht in denjenigen 2 Procent, in welchen die Controle wegfällt, sich einer von der einmal angewöhnten strengen Auffassung seiner Pflicht nachlassenden Laxheit schuldig machen wird. Thäte er dies, indem er die Oeffentlichkeit oder Nichtöffentlichkeit der Verhandlung bei der Abmessung der anzuwendenden Gewissenhaftigkeit irgendwie in Betracht zöge, so wäre sofort die Grenze, welche das unbewußte von den bewußten Unrecht trennt, überschritten.

Als Ergebniß der Beweisführung erhalten wir mithin die schon oben ausgesprochene Thesis: die Ziele, um deren willen wir die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in unsere Rechtsprechung eingeführt haben, bedingen lediglich die Anwendung dieses Grundsatzes tn der großen Menge der Regelfälle, werden aber in keiner Weise dadurch in Frage gestellt, daß man innerhalb gewisser eng gezogener Grenzen auf Grund besonderer außerhalb des Verfahrens liegender Rücksichten Ausnahmen gestattet, in welchen nicht öffentlich verhandelt werden darf. Die Frage, wie weit solche Ausnahmen zuzulassen sind, ist deshalb lediglich zu beantworten nach dem Eigenwerthe der für dieselben geltend zu machenden Zwecke; die Rücksicht auf die Oeffentlichkeit als solche kommt dabei in keiner Weise in Betracht. —

Von den Einzelbestimmungen der Vorlage sollen, wie Eingangs hervorgehoben, hier nur die beiden wesentlichsten einer Besprechung unterzogen werden, dieselben, gegen welche hauptsächlich die Angriffe der Gegner gerichtet sind, nämlich die Einrichtung des sogenannten Schweigbefehls und die Beschränkung der Berichterstattung durch die Presse.

Der abgeänderte Absatz 2 des § 175 des G.V.G. soll künftig lauten:

> Ist die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen, so kann das Gericht den anwesenden Personen die Geheimhaltung der durch die Verhandlung, durch die Anklageschrift oder durch andere amtliche Schriftstücke des Processes zu ihrer Kenntniß gelangten Thatsachen oder eines Theiles derselben zur Pflicht machen.

und dementsprechend bestimmt Art. II:

> Wer die nach § 175 des G.V.G. ihm auferlegte Pflicht der Geheimhaltung durch unbefugte Mittheilung verletzt, wird mit Geldstrafe bis zu 1000 Mk. oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu 6 Monaten bestraft.

Die gegen die Schweigpflicht geltend gemachten Gründe zerfallen in zwei Klassen, die völlig verschiedener Art sind. Zunächst ruft man entrüstet aus: „Wo ist in der bisherigen Gesetzgebung, der einheimischen wie der fremden, ein Vorbild für diese Neuerung? nirgends ist ein solches Institut bisher

Digitized by Google

erfunden, es ist ein juristisches Ungeheuer, folglich — anathema sit!" Dies ist der Schlachtruf der Gegner aus den Juristenkreisen, und ihn erhebt auch der Professor v. Bar in einer politischen Wochenschrift, indem er die bisherigen Angriffe gegen die Vorlage wesentlich erschöpft und für das allgemeine Verständniß berechnet zusammenfaßt.

Daß eine Rechtsvorschrift, wie der jetzt vorgeschlagene Schweigbefehl, bisher nicht existirte, soll ohne Weiteres zugegeben werden, denn die scheinbar ähnliche poena perpetui silentii des römischen Provocationsprocesses bietet bei näherer Betrachtung in der That nur die Uebereinstimmung des Namens. Aber ist denn das ein ausreichender Grund zur Ablehnung? das heißt doch, den Conservativismus zu weit treiben! In England freilich ist die Vorfrage bei einem jeden zu Bedenken Anlaß gebenden Vorgehen: Existirt dafür bereits ein prejudice? Kann der Engländer ein solches auffinden, und wäre es auch nur aus den verstaubten Archiven irgend ein vergilbter Parlamentsbeschluß, den vordem Niemand gekannt hat, so ist sein Gewissen beruhigt. Nun, in Deutschland ist diese Autorität des ewig Gestrigen einfach lächerlich, und in der That übertreibt sie das an sich berechtigte Princip der Continuität des Rechts in einem Grade, daß dessen oberste Forderung der stetigen organischen Fortbildung unter Anpassung an die veränderten Bedürfnisse und Anschauungen der Zeit grundsätzlich verneint wird. Daß der in den juristischen Schulbegriffen Aufgewachsene das gegen dieselben verstoßende Neue zunächst fremdartig und unbehaglich findet, daraus soll ihm kein Vorwurf gemacht werden, aber ein Grund für die Ablehnung darf daraus unmöglich hergenommen werden.

Nun führt freilich v. Bar weiter aus, es seien mit dem Gesetze große Gefahren verknüpft, denn dessen wohlmeinende Absicht, nicht jede, sondern nur die unbefugte Uebertretung des Schweiggebotes zu bestrafen, werde nicht verhindern, daß die Frage, wann eine Mittheilung als eine befugte anzusehen sei und wann nicht, zu einer völligen Rechtsunsicherheit führe. Das Angebot werthvoller Zeugnisse werde sich vermindern, da die Zeugen Bedenken tragen würden, sich der Gefahr einer Bestrafung auszusetzen, und sebst über den betheiligten Richtern werde, sofern sie nicht jede Aeußerung über das Vorgefallene ängstlich vermieden, ständig das Damoklesschwert einer Criminaluntersuchung schweben, wodurch zugleich ein völlig schiefes Verhältniß zu der Staatsanwaltschaft begründet werden müsse. Dies Alles sei auch dadurch nicht ausgeschlossen, daß das Gericht das, was geheim gehalten werden solle, genau bestimme, denn den Betheiligten eine Ausfertigung dieses Beschlusses zu geben sei aus dem Grunde bedenklich, weil dieselbe in die Hände Anderer fallen könne, und ohne eine solche werde bald das Gedächtniß verblassen, da der Schweigpflichtige nicht, wie in anderen Fällen einer strafbaren Handlung, durch ein natürliches Gefühl geleitet werde.

Aber denkt denn v. Bar nur an die Fälle des eigentlichen criminellen Unrechts im Gegensatz zu bloßen Polizeiverboten, nur an Verbrechen und Vergehen im Sinne des Reichsstrafgesetzbuchs? Schwebt denn über dem Richter, der seine Zunge nicht im Zaume hält, das Damoklesschwert einer Anklage in wesentlich anderen Maße, als wenn er seinen Hund ohne Maulkorb hat laufen lassen, oder sein Dienstmädchen auf der Polizei nicht angemeldet hat? Und die Möglichkeit einer derartigen Anklage begründet doch noch kein schiefes Verhältniß zu der Staatsanwaltschaft. Aber bei dem Schweigbefehl liegt die Sache noch sehr viel günstiger. Was dem Richter in der Folge verboten werden soll, ist ihm schon jetzt verboten, verboten durch seine Pflicht zur Amtsverschwiegenheit; es wird für ihn keinerlei neue Pflicht und keinerlei nicht bereits jetzt vorhandene Gefahr der Bestrafung geschaffen.

Auch derjenige Zeuge, der nach v. Bar sich dem Zeugniß entziehen wird, um nicht in eine Collision zwischen seiner Schweigepflicht und seiner Schwatzhaftigkeit zu gerathen, da es „nicht gerade angenehm ist, sich auch nur mit der Möglichkeit einer Anklage zu belasten", derselbe Zeuge hat auch schon heute die gleiche Veranlassung, die gerichtliche Vernehmung zu scheuen. Denn sobald er in dem peinlichen Kreuzverhör, in welchem der Staatsanwalt wie der Vertheidiger versuchen, thunlichst durch Fragen der Aussage die ihrer Auffassung günstige Färbung zu geben, seine Worte nicht ganz vorsichtig wählt, sofort sieht er sich der Gefahr gegenüber, wegen fahrlässiger oder gar vorsätzlicher Verletzung seiner Eidespflicht in Untersuchung gezogen zu werden.

Gefahren und Unannehmlichkeiten sind nun einmal bei einem gerichtlichen Verfahren nicht zu vermeiden, das Gesetz fordert von jedem Betheiligten den vollen Ernst und die volle Bethätigung seiner Willenskraft, die ihn in den Stand setzt, bei Erfüllung so wichtiger staatlicher Aufgaben als nützliches Glied mitzuwirken. Da sollte es denn auch nicht als eine unerträgliche Belastung aufgefaßt werden, wenn der Staat für eine einzige Klasse von Strafprocessen, nämlich für solche, welche die Gefährdung der Staatssicherheit besorgen lassen, also für diejenigen, welche seine eigene Existenz in Frage stellen, von den Betheiligten die Beschränkung ihres natürlichen Mittheilungsbedürfnisses fordert.

Wenn endlich v. Bar die Gefahr, die aus der öffentlichen Verhandlung für den Staat erwachse, aus dem Grunde meint bestreiten zu dürfen, weil die betreffenden Thatsachen dem fremden Staate doch nicht verborgen blieben und „die Kenntniß geheim gehaltener Dinge den Sieg nicht beeinflussen könne", sodaß es nicht gerechtfertigt sei, daß „um einiger Nebenpunkte willen die nicht wichtigsten Bollwerke der Justiz eingerissen" würden, so dürfte seine Legitimation zu einem solchen Urtheile nicht frei von Bedenken sein, jedenfalls setzt v. Bar sich in offenen Widerspruch mit der vorig-jährigen Reichstags-Commission, deren sämmtliche Mitglieder, wie der Bericht vom 13. Mai 1887 hervorhebt, nach Anhörung der von den Regierungsvertretern mitgetheilten, der Oeffentlichkeit vorenthaltenen Thatsachen, anerkannt haben, daß die Gesetzgebung für solche Fälle einen größeren Schutz bieten müsse.

Welche Strafe trifft denn nun aber denjenigen, der ohne eigentlichen bösen Willen nur aus angeborener Schwäche gesprochen hat, wo er hätte schweigen sollen? Die Vorlage nennt ja freilich neben Geldstrafe bis 1000 Mk. auch Haft und Gefängnißstrafe bis zu 6 Monaten. Aber wer wird behaupten wollen, daß die härteren Strafgrade thatsächlich der bloßen Unachtsamkeit würden gefährlich werden können? Das Gesetz unterscheidet nicht nach der Art des subjectiven Unrechts, nicht nach dolus und culpa, was ist da selbstverständlicher, als daß die Fälle der geringen Schuld, die hart an die Grenze der Unschuld streifen, und von denen allein man sprechen kann, um Gefahren, wie sie v. Bar an die Wand malt, zu begründen, — daß diese Fälle zur Anwendung anderer als ganz unbedeutender Geldstrafen führen könnten?

Gerade der Umstand, daß das Gesetz nicht einen bösen Vorsatz fordert, sondern ohne Unterscheidung auch die Fahrlässigkeit mit umfaßt, beweist, daß es sich hier nicht um ein kriminelles Unrecht, sondern um eine Maßregel der Präventivpolizei handelt, was auch dadurch nicht in Frage gestellt wird, daß das Strafmaximum höher ist, als sonst in der Kategorie der sog. Uebertretungen. Daß bei leichten Fällen den Schuldigen nicht „ein natürliches Gefühl leitet" ist zuzugeben, aber einerseits ist in aller Welt nicht abzusehen, weshalb er sich nicht eine Ausfertigung des Beschlusses, in welchen doch nichts als die allgemeine Bezeichnung des Gegenstandes der Aussage enthalten sein wird, geben lassen und sich dadurch dauernd die Möglichkeit verschaffen könnte, den Umfang des Verbotes auf das genaueste zu prüfen, und andererseits ist eben dieses Fehlen des natürlichen Gefühles eines begangenen Unrechts das charakteristische Merkmal jedes Polizeigesetzes, dessen Erlaß gerade begrifflich durch außerhalb seiner selbst liegende Zwecke der Nützlichkeit bestimmt ist. Auch wenn ich meinen Hund ohne Maulkorb habe laufen, die Straße nicht habe fegen lassen, ohne Erlaubniß Rattengift gelegt habe, u. s. w., wird mir das natürliche Gefühl nicht eine Störung der Ruhe meines Gewissens anzeigen, ebenso wie umgekehrt Jemand, der wegen Uebertretung des Schweigverbotes in Strafe genommen ist, darum noch nicht aus den Reihen der unbescholtenen Staatsbürger gestrichen werden wird.

Digitized by Google

Also: sowenig die juristischen Einwendungen v. Bar's stichhaltig sind, sowenig können seine der praktischen Durchführung entnommenen Bedenken gegen den Schweigbefehl als ausreichend anerkannt werden, um sein abfälliges Urtheil gegen die Vorlage zu begründen.

Der zweite Punkt, gegen welchen die Gegner des Gesetzes Sturm laufen, ist das Verbot der Berichterstattung durch die Presse. Der frühere Entwurf machte hier den Fehler, das Verbot ohne Unterscheidung, gewissermaßen mechanisch, mit der Thatsache des Ausschlusses der Oeffentlichkeit zu verknüpfen, während die jetzige Vorlage, entsprechend einem in der vorigen Session von dem Schreiber dieser Zeilen eingebrachten Antrage, das unbedingte Verbot auf die Fälle der Gefährdung der Staatssicherheit beschränkt, und daneben für die Sittlichkeitsvergehen dem Gerichte die Befugniß gibt, durch einen vor Schluß der Verhandlung zu erlassenden Beschluß die Berichterstattung zu untersagen. Hiernach sind diejenigen Fälle, in welchen die Oeffentlichkeit „wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung" ausgeschlossen ist, also z. B. diejenigen, in denen man von der Verhandlung eine Aufregung der Bevölkerung befürchtet, dem Verbote der Berichterstattung überhaupt entzogen, und auch bei den Sittlichkeitsvergehen ist das Gericht in der Lage, die Maßregel von dem Verlaufe der Verhandlung abhängig zu machen, sodaß dieselbe in allen denjenigen zahlreichen Fällen unterbleiben wird, in welchen eine anfangs begründet scheinende Befürchtung sich später nicht bestätigt.

In diesem Umfange ist das Verbot eben so wenig entbehrlich, als es zu begründeten Bedenken Anlaß giebt, und, wenn v. Bar sich zu der Behauptung versteigt, daß bei der Wahl, ob der Proceß Gräf, so wie er geführt, in voller Heimlichkeit habe vor sich gehen oder eingehende Berichte über denselben haben erstattet werden sollen, das Letztere vorzuziehen sei, so dürfte er sich bei diesem Urtheil kaum in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung befinden. Es ist sogar mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß das Verbot der Berichterstattung eigentlich nur die nothwendige logische Folge aus dem Ausschlusse der Oeffentlichkeit darstelle, denn es ist einfach widersinnig, das, was man der Kenntniß des Publikums durch Geheimhaltung der Verhandlung entzogen hat, ihm am folgenden Tage in der Zeitung zum Morgenkaffee zu serviren.

Daß bei der Durchführung dieses in seiner Grundlage gar nicht angreifbaren Gedankens die Gefahr entsteht, auch berechtigte Interessen zu schädigen, insbesondere wissenschaftliche Erörterungen auszuschließen, und dem Beschuldigten die Möglichkeit zu entziehen, durch eingehende Darlegung der Einzelheiten die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten aufzuklären — das soll keineswegs verkannt werden, und es wird die Aufgabe der eingesetzten Commission sein, diesen Bedenken, welche nicht den Grundgedanken, sondern dessen gesetzgeberische Gestaltung betreffen, durch geeignete Vorkehrung bei der Fassung des Gesetzes gerecht zu werden. —

Der zur Verfügung stehende Raum verbietet, in weiterem Umfange, als geschehen, auf die hervorgehobenen Einzelfragen und auf andere, zu deren Erörterung die Vorlage Anlaß gibt, einzugehen. Aber die bisherigen Ausführungen dürften genügen, um das Verdikt v. Bar's: „Die Vorlage ist jeder Verbesserung unfähig und einfach abzulehnen", als durchaus ungerechtfertigt nachzuweisen.

Uebrigens liegt, wie schon mehrfach betont, der mit den vorstehenden Erörterungen verfolgte Zweck nicht in erster Linie auf dem Gebiete der Einzelbestimmungen, sondern in dem Nachweise, daß die Vorlage nicht in höherem Maße, als manche andere, für welche das öffentliche Interesse sich weniger, als wünschenswerth, erwärmt, für eine solche allgemeine Antheilnahme Anlaß bietet, daß sie nicht eine politische, sondern eine juristische Angelegenheit, nicht eine Frage des Princips, sondern eine solche der Zweckmäßigkeit betrifft, und daß es deshalb lebhaft zu bedauern sein würde, wenn die Behandlung der Sache im Reichstage und in der Presse dazu beitragen sollte, die Schärfe der Parteigegensätze über das leider schon jetzt vorhandene Maß hinaus noch zu vermehren.

Rußland in Europa.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

4. Rußland's Verhältniß zu seinen Nachbarn.

Die russische Regierung weiß ganz genau, daß sie von keiner Seite bedroht ist, daß England nur in Asien als eine Großmacht, in Europa aber nur als ein ohnmächtiger Kleinstaat zu schätzen ist, daß Frankreich erst nach völliger Niederwerfung Dentschlands je wieder daran denken würde, die Angriffe der beiden Napoleons zu wiederholen, daß Deutschland mit fünf Sechstheilen seiner Armee durch Frankreich im Schach gehalten wird, und daß das föderative Oesterreich seiner Natur nach am allerwenigsten im Stande ist, an Offensivkriege zu denken. Rumänien und Schweden sind die einzigen unter den russischen Grenznachbarn, welche ein Interesse haben könnten, russisches Gebiet zu beanspruchen, um sich als Nationalstaaten zu vervollständigen; aber gerade diese beiden Kleinstaaten sind dazu viel zu ohnmächtig. Die an Rußland grenzenden Großmächte dagegen haben nicht das geringste Interesse an der Erwerbung russischen Gebietes und sind mit ihren innerstaatlichen Aufgaben vollauf beschäftigt. Oesterreich hat eher Grund, die drei Millionen Ruthenen in Ostgalizien als eine Gefahr zu betrachten, welche ihm russische Angriffe zuziehen kann, als daß es Lust haben könnte, seinen Besitz an griechischen oder griechisch-unirten Unterthanen russischer Abkunft zu vergrößern. Preußen hat an seinen Polen und Juden, und Deutschland an dem Procentsatz seiner Katholiken reichlich genug, so daß es nur wünschen kann, daß ihm die Uebernahme noch mehr solcher Elemente für immer erspart bleibt.

Wenn es einzelne deutsche Idealisten gibt, welche die russischen Ostseeprovinzen mit dem deutschen Reiche vereinigt sehen möchten, bloß weil dort deutsche Edelleute wohnen, die sie in der Heimath so erbittert bekämpfen, so theilt der politisch zurechnungsfähige Theil des deutschen Volkes solche Ansichten nicht, sondern sagt sich, daß jene Küstenstriche ohne Hinterland ein militärisch wie handelspolitisch gleich undankbarer Besitz wären, dessen deutscher Charakter nur bei einer entschieden antidemokratischen Verfassung und patriarchalisch-aristokratischen Verwaltung aufrecht zu erhalten ist und durch das deutsche Wahlrecht in kurzer Frist zerstört werden würde. Wenn deutsche und polnische Unterthanen von der russischen Regierung rechtswidrig oder inhuman behandelt werden, so kann man das bedauern, aber Niemand wird der deutschen oder österreichischen Regierung die Donquixoterie zutrauen, daß sie sich in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates mischen und ihre Existenz auf's Spiel setzen werden, um der Gerechtigkeit und Humanität Dienste zu leisten. Es ist also schlechterdings nicht abzusehen, welches die Motive und der Siegespreis sein sollten, die Deutschland und Oesterreich zu einem Offensivkriege gegen Rußland bestimmen könnten, während auf russischer Seite dieselben auf der Hand liegen. Wenn die russische Presse gleich der französischen sich die Miene gibt, von deutschen Angriffen bedroht zu sein, so hat man die Glaubwürdigkeit solcher Stimmen immer an dem Maßstab der Erwägung zu prüfen, welcher Theil *satt* und welcher *hungrig* ist, welcher Theil zufrieden mit seinem Besitzstand ist, und welcher unzufrieden und begehrlich nach dessen Veränderung und Vergrößerung strebt.

In Deutschland und Oesterreich sind alle Parteien mit Ausnahme der Polen mit den Regierungen darüber einverstanden, daß ein Krieg mit Rußland ein unsägliches Unglück wäre, selbst wenn er siegreich ausfiele. Geldentschädigung würde das nach solchem Kriege völlig verarmte Rußland außer Stande sein, in größerem Betrage zu leisten; die Gebiete aber, die es abtreten könnte, wären für die siegreichen Großmächte eher eine Last als ein Gewinn. Wenn auf jeden Russen ein Deutscher getödtet oder verwundet wird, so ist der Verlust Rußlands viel geringer, weil ein Russe einen viel geringeren

Digitized by Google

volkswirthschaftlichen und culturellen Durchschnittswerth repräsentirt als ein Deutscher. Selbst ein siegreicher Krieg möchte leicht den Keim zu neuen Kriegen der Zukunft und dauernder Beunruhigung durch die Furcht vor solchen in sich tragen, unter welcher das wirthschaftlich höher stehende Volk allemal schwerer leidet. Endlich ist es nicht unwahrscheinlich, daß dem Zusammenbruch der russischen Wehrkraft wie in Frankreich im September 1870 der zeitweilige Zusammenbruch des Czarenthums nachfolgt, und daß unsere siegreichen Heere in Rußland ähnlich wie vor Paris im Frühjahr 1871 zu Zuschauern eines rohen und erbitterten Bürgerkrieges werden, der Rußland für längere Zeit aus der Reihe der politischen und volkswirthschaftlichen Glieder des europäischen Staatensystems nahezu ausschalten würde. Unter der russischen Anarchie würden die Nachbarländer um so schwerer leiden, je größer ihr Antheil am russischen Außenhandel ist. Allerdings würde diese Sorge in dem Maße an Gewicht verlieren, als der Betrag des russischen Außenhandels durch stets erhöhte Zollschranken eingeengt wird.

Daß es im heutigen Rußland sehr zahlreiche Elemente gibt, welche auf den Sturz des gegenwärtigen Regime's hinarbeiten, weiß die regierende Bureaukratie besser als irgend Jemand anders. Es sind nicht bloß die Polen, Deutschen, Schweden, Juden und Rumänen, welche auf ihre Befreiung durch einen großen Krieg und den Zusammenbruch der russischen Militärherrschaft ihre letzte Hoffnung gesetzt haben, sondern auch die Anarchisten und Nihilisten und die liberalen Constitutionalisten, und wenn der orthodoxe Terrorismus so weiter geht, werden sich bald auch die Sektirer ihnen anschließen. Unzufriedene in Rußland gibt es nahezu ebensoviele, als es politisch fühlende und denkende Individuen gibt, und die bedrohlichsten Symptome sind darin zu sehen, daß selbst das Heer und das Beamtenthum von Umsturztendenzen bereits durchseucht sind, und daß alle Hochschulen und höheren Schulen Brutstätten für künftige Revolutionäre sind. Wenn einmal für das Czarenthum ein Tag von Königgrätz oder Sedan kommen sollte, so werden es sicher nicht die gemäßigteren Elemente in dem Chor der Unzufriedenen sein, welche die politische Führung übernehmen, sondern hier wie überall werden die Extremen sich vordrängen und durch überstürzte Handlungen gegebene Thatsachen schaffen, mit denen die Gemäßigten rechnen müssen. Wenn der markzehrende russische Militarismus einmal strategischen Bankerott machen sollte, wo sollen dann noch die Kräfte herkommen, um den Czaren vor den Attentaten der Nihilisten und die verhaßte Bureaukratie vor der Empörung des Volkes zu schützen?

Es wird nicht an Stimmen fehlen, welche den siegreichen deutschen und österreichischen Heeren die undankbare Aufgabe zuschreiben möchten, das zusammengebrochene Czarenthum neu aufzurichten, um der Anarchie im Nachbarstaate zu steuern. So lange aber noch ein Rest von den Traditionen Bismarck'scher Staatskunst lebendig bleibt, werden solche Stimmen nicht durchdringen. So wenig Deutschland im Winter 1870/71 eine Hand geregt hat, um die napoleonische Herrschaft in Frankreich wiederherzustellen, so wenig es die Communarden und Regierungstruppen gehindert hat, sich unter den deutschen Kanonen der Pariser Forts zu zerfleischen, so wenig wird es die Anarchie und den Bürgerkrieg in Rußland hemmen, nachdem dasselbe sich einmal als unser Feind declarirt hat. Wenn die Verwandtschaft i. J. 1866 der Hannover'schen Dynastie schon keinen Schutz gegen die Entthronung durch Preußen gewährt hat, so wird die Verwandtschaft noch weniger der russischen Dynastie einen Anspruch auf die Unterstützung der deutschen Regierung gegen das russische Volk sichern. Und wenn sich ein deutscher Botschafter in Petersburg finden sollte, der legitimistische Restaurationsversuche zu begünstigen wagte, so wird ihm das Schicksal des Grafen Arnim nicht erspart bleiben. Es wäre eine ebensogroße Donquixoterie, eine uns feindliche russische Dynastie gegen die Gewaltmaßregeln ihres Volkes, als russische Unterthanen gegen die Gewaltmaßregeln ihrer Regierung schützen und unterstützen zu wollen. Die legitimistische Lehre von der Solidarität der Throne gegen die Revolution und die liberale Lehre von der Solidarität der Völker gegen ihre Fürsten stehen gleichermaßen auf dem morschen Boden eines abstrakt idealistischen Doktrinarismus, über dessen ungesunde Verstiegenheit die nüchterne, concret-idealistische Realpolitik des neuen Deutschlands spottet. Gegen das Uebergreifen des anarchischen Brandes über unsere Grenzen werden wir uns auch dann zu schützen wissen, wenn wir ihn in Rußland ruhig wüthen lassen.

Wenn also die russische Regierung die deutschen Kanonen als die ultima ratio des Czarenthums nach einem unglücklichen Kriege ansehen sollte, so würde sie sich in einem verhängnißvollen Irrthum befinden. Ihre Sache ist es, ihre Macht rechtzeitig zur Verhinderung eines Kriegsausbruches anzuwenden und sich darüber klar zu sein, daß sie va banque spielt, wenn sie es dennoch dazu kommen läßt. Wären es nur die patriotischen Fanatiker, welche zum Kriege drängten in der Hoffnung russischer Siege, so wäre eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Kriegsschürer wenn auch nicht verständig, so doch entschuldbar; daß es aber in weit überwiegendem Maße die auf russische Niederlagen hoffenden Unzufriedenen sind, welche theils unter der Maske des patriotischen Fanatismus, theils ohne dieselbe auf den Krieg hin arbeiten und intriguiren, das sollte doch ausreichen, die Regierung stutzig zu machen.

Ohne Zweifel hat das Czarenthum vorläufig im russischen Volke noch so feste Wurzeln, daß es sich früher oder später aus aller Anarchie doch wieder neu erheben würde, wenn auch vielleicht mit einem Wechsel der Dynastie. Aber es wäre sehr kurzsichtig, daraus zu schließen, daß durch eine Revolution höchstens der Dynastie, aber nicht dem russischen Reiche ein Schade zugefügt werden könne. Denn abgesehen davon, daß die Kämpfe und Krisen des Interregnums die Kraft des Reiches auf lange Zeit schwer erschüttern müßten, würden sie auch den siegreichen Gegnern volle Muße und Freiheit lassen, am russischen Staatsgebiet solche Veränderungen vorzunehmen, daß die Offensivkraft desselben dauernd geschwächt und die Defensivkraft seiner Gegner gestärkt würde. So lange Deutschland und Oesterreich in Rußland einen friedliebenden, durch die gemeinsamen Interessen der Niederhaltung Polens mit ihnen verbundenen Nachbarn sehen, dürfen sie ihm auch jede Größe seines Staatsgebiets neidlos gönnen. Sobald sich aber Rußland durch einen Angriffskrieg um chimärischer Zwecke willen als einen gefährlichen und muthwilligen Friedensstörer erweisen sollte, würde die Selbsterhaltungspflicht Deutschland und Oesterreich zu dem Bestreben nöthigen, die etwaigen Siege und die zeitweilige Zerrüttung des Angreifers zu einer dauernden Verminderung seiner Offensivkraft durch bedeutende Gebietsabtrennungen zu benutzen.

Ich wiederhole, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß Deutschland und Oesterreich keinerlei Interesse daran haben, weder ihr Gebiet auf Kosten Rußlands zu vergrößern, noch Dritte mit russischem Gebiet zu beschenken, noch auch russische Unterthanen in ihren Wünschen auf Befreiung von der russischen Herrschaft und Erlangung staatlicher Selbstständigkeit zu unterstützen. Trotzdem müßten sie nach einem siegreich abgeschlagenen Angriff diesen Weg beschreiten, um sich für künftig größere Sicherheit zu verschaffen und um die russischen Eroberungsgelüste und Weltherrschaftsträume in Europa ein für alle Mal ad absurdum zu führen. Es ist nützlich, Rußland wissen zu lassen, wessen es sich zu versehen hat, wenn es als Friedensstörer auftreten und dann unterliegen sollte, damit es sich nicht der verführerischen Einbildung hingiebt, daß dem russischen Reiche als solchen selbst nach einem unglücklichen Kriege kein Abbruch geschehen könnte. Deshalb mag hier noch eine Andeutung darüber folgen, wie die nachhaltige Schwächung der russischen Offensivkraft etwa zu denken wäre, ohne daß doch durch eine Beeinträchtigung der unentbehrlichsten Lebensbedingungen der Staat moralisch gezwungen würde, immer von Neuem alle wiedergewonnene Kraft an die Zerreißung der auferlegten Friedensbedingungen zu setzen.

Finnland wäre an Schweden, Bessarabien an Rumänien zu geben. Esthland, Livland, Kurland und die Gouvernements Kowno und Wilna wären zu einem selbstständigen baltischen Königreich zu vereinigen und das Stromgebiet des Dnjepr und

Digitized by Google

Pruth als Königreich Kiew zu constituiren. Schweden und das baltische Königreich erhielten von Deutschland, Rumänien und das Königreich Kiew von Oesterreich die Garantie ihres Besitzstandes gegen Rußland und träten in ein Schutz- und Trutzbündniß mit den betreffenden Mächten, durch welches ihre militärischen Kräfte deren Führung im Kriege unterstellt würden. In Polen träten die Besitzverhältnisse der Theilung von 1795 wieder in Kraft, welche sich durch passende strategische Grenzen empfehlen. Oesterreich erhielte freie Hand auf der Balkanhalbinsel.

Wenn durch eine solche Veränderung der Landkarte Deutschland und Oesterreich mit einer Gebietserweiterung bedacht würden, so würde das von beiden nicht als ein staatlicher Gewinn, sondern als eine schwere Last empfunden werden, aber als eine Last, die wohl oder übel getragen werden müßte, um dem noch größeren Uebel der Wiederherstellung Polens zu entgehen und doch die militärischen Kräfte des Königreichs Polen der Vertheidigung gegen Rußland in etwaigen künftigen Kriegen dienstbar zu machen. Bei der absoluten Unfähigkeit der polnischen Nation zur Selbstbeschränkung ihrer Leidenschaften und zum politischen Maßhalten in ihrer Begehrlichkeit würde ein selbstständiges Königreich Polen nicht eher mit Intriguen und Anzettelungen Ruhe halten, bis es alle Länder, die jemals unter polnischer Herrschaft standen, dem polnischen Scepter wieder unterworfen hätte, und würde in seinem Größenwahn eine stete Quelle der Beunruhigung des Weltfriedens in weit höherem Maße als Rußland sein.

Rußland weiß dies ganz genau und rechnet deshalb mit Zuversicht darauf, daß Deutschland und Oesterreich unter keinen Umständen eine Wiederherstellung Polens veranlassen oder zugeben können, ohne ihre eigenen vitalsten Bedingungen in Frage zu stellen. Rußland kennt auch sehr wohl die Stärke der Abneigung, welche in Deutschland und Oesterreich gegen einen Zuwachs an polnischen Unterthanen besteht und die Lebhaftigkeit des Wunsches beider, daß es ihnen für immer erspart bleiben möge, im Königreich Polen Rußlands Stelle einnehmen zu müssen. Aber Rußland irrt sich, wenn es diese Abneigung für unüberwindlich hält, selbst in dem Falle, daß Rußland die militärischen Kräfte Polens zu einem Angriffskriege gegen seine Nachbarn mißbrauchen sollte. So gewiß das Preußen von 1795 unfähig war, Neuostpreußen und Südpreußen zu verdauen, und wesentlich mit durch diese Erwerbungen nach Jena geführt wurde, so gewiß ist das heutige Deutschland im Stande, ebenso gut fünf Millionen Polen wie zwei zu beherrschen und durch seine überlegene Cultur allmählich auf friedlichem Wege zu assimiliren. Denn es ist nur die größere Hälfte der $4^3/_4$ Millionen Einwohner polnisch, welche uns durch Wiederherstellung der Grenze von 1795 zufallen würden, während der Rest aus Deutschen, Juden und Litthauern besteht.

Die so skizzirte Verkleinerung Rußlands um $16^1/_3$ Million nichtrussischer Bewohner und um 18 Millionen im Königreich Kiew vereinigter Weiß- und Kleinrussen, also der Verlust von mehr als 34 Millionen Köpfen, welche der Defensivkraft des mitteleuropäischen Friedensbundes zuwachsen, dürfte ausreichen, um auch dem gläubigsten russischen Weltherrschaftsträumer klar zu machen, daß Europa immer noch über Mittel verfügt, um zu verhindern, daß die Bäume in den Himmel wachsen. Trotzdem muß nach den im Eingang angestellten Erörterungen eingeräumt werden, daß durch eine solche Abtrennung des westlichen Theiles die wirklichen Lebensbedingungen der russischen Großmachtstellung und seiner Culturmission im Osten und Süden nicht verletzt werden würden. Es blieben immer noch etwa 54 Millionen Einwohner von mehr einheitlicher Nationalität in Europa übrig, und ein Gebiet, das die vierfache Zahl ernähren kann, also mehr als genug, um eine Großmacht darzustellen; auch würde Rußland weder von der Ostsee abgeschnitten noch seine Stellung am Schwarzen und Kaspischen Meere erschüttert. Im Gegentheil müßten die Enthusiasten der reinen und gesunden russischen Nationalcultur solche gewaltsame Amputation aller europäisch angekränkelten Glieder des Reiches schließlich mit Genugthuung begrüßen, weil sie erst dem russischen Nationalstaat es in Wahrheit ermöglichen würde, alle Culturbeziehungen mit dem Westen aufzugeben und sich als rein asiatischer Staat durch eine chinesische Mauer von demselben abzusperren.

5. Kriegs- und Friedensaussichten.

Bis jetzt haben wir keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben, daß die maßgebenden Kreise der russischen Regierung das Mißverhältniß zwischen den sicheren Gefahren einer Niederlage und den zweifelhaften Vortheilen eines Sieges einsehen und ihren Einfluß zur Erhaltung des Friedens aufbieten werden. Wenigstens dürfte diese Besonnenheit ausreichen, um die Verantwortlichkeit einer russischen Initiative unter übrigens friedlichen Zuständen in Europa zu scheuen. Ob sie auch dazu ausreichen würde, im Fall eines deutsch-französischen Krieges der Versuchung des Angriffskrieges gegen Oesterreich zu widerstehen, das dürfte von dem Ausfall der ersten Schlachten an der französischen Grenze abhängen. Sind die Franzosen siegreich, so dürfte der russisch-österreichische Krieg kaum abzuwenden sein; bleibt dagegen das Kriegsglück den Deutschen treu, so werden vermuthlich die Russen das Schwert ebenso in der Scheide behalten wie im Jahre 1870 die Oesterreicher, Dänen und Italiener. Gelingt es uns, durch eine weithin sichtbare militärische Ueberlegenheit die Franzosen vom Revanchekriege abzuhalten, so kann sich auch wohl das Ungewitter im Osten noch einmal verziehen. Kommt es doch zum Revanchekriege, so ist Alles daran gelegen, daß wir entscheidende Erfolge errungen haben, bevor Rußland in ernsthafte militärische Action treten kann. Deshalb können wir, um den Frieden im Osten zu sichern, nichts Besseres thun, als gegen den Westen bis an die Zähne gerüstet zu sein.

Der wirksamste Verbündete des mitteleuropäischen Friedensbundes innerhalb der rusischen Grenzen ist und bleibt Rußlands wirthschaftliche Schwäche, welche jetzt fast so groß ist, wie wenn dasselbe unmittelbar hinter einem verlorenen Kriege stände. Der tiefliegendste Grund des stetigen Zunehmens dieser Schwäche in den achtziger Jahren ist aber das Sinken des Getreidepreises in Rußland auf die Hälfte, der in den siebziger Jahren durch die erleichterten Verkehrsmittel auf das Dreifache gestiegen war. Dieses Sinken des russischen Getreidepreises ist einerseits bedingt durch das Sinken des Getreidepreises auf dem Weltmarkt in Folge der wachsenden amerikanischen und indischen Concurrenz, andererseits durch die Kornzölle der sämmtlichen europäischen Staaten mit Ausnahme Englands, das wiederum für Roggen wenig Bedarf hat. Wie man auch über die neueste Erhöhung der Kornzölle aus Rücksichten der inneren Politik denken möge, das eine wird man nicht leugnen können, daß sie eine Verstärkung der Friedenshoffnungen in Bezug auf Rußland gestatten, indem sie dessen Getreidepreise und die Ertragsfähigkeit der russischen Landwirthschaft, der Hauptquelle des Nationalwohlstandes, noch weiter herabdrücken und mit der verminderten Ausfuhrgelegenheit auch die auswärtigen Wechselcourse auf russische Plätze und damit die Valuta verschlechtern.

Nachdem wir die inneren Gründe erörtert, durch welche Rußland einerseits zum Kriege gedrängt und andererseits von demselben zurückgehalten wird, bleibt noch übrig, die Gelegenheitsursache zu erwägen, an welcher der Krieg zum Ausbruch kommen könnte. Zwischen Rußland und Deutschland gibt es schlechterdings keinen Kriegsanlaß, da Deutschland wiederholentlich erklärt hat, an den Vorgängen auf der Balkanhalbinsel kein Interesse zu haben. Rußland und Deutschland werden vielmehr durch Polen als durch ein starkes Band gemeinsamer Interessen verbunden, und nur durch einen Conflict zwischen Rußland und Oesterreich könnte Deutschland in einen Conflict mit Rußland hineingezogen werden. Für Rußland und Oesterreich liegt das einzige Gebiet möglicher Collisionen zeitweilig auf der Balkanhalbinsel, speciell in Bulgarien. Die Gefahr russischer Uebergriffe liegt darin, das Rußland, nicht zufrieden mit den geschichtlich erworbenen und vertragsmäßig festgesetzten Rechten, auf Grund der Bekennt-

Digitized by Google

nißgemeinschaft und Stammesgemeinschaft eine Art Vormundschaft über Bulgarien beansprucht, gerade als ob nicht der Sultan, sondern der Czar der legitime Oberherr dieses Fürstenthums wäre.

Niemand bestreitet, daß Rußland erstens vertragsmäßig zustehende Rechte in Bulgarien auszuüben hat gleich den anderen Großmächten, daß es zweitens in Folge seiner geographischen Lage ein näheres Interesse an Bulgarien hat als Italien, Deutschland und die Westmächte, und daß es drittens durch die colossalen Opfer, die es für die Befreiung der Bulgaren gebracht hat, ein geschichtlich begründetes psychologisches Interesse an der Entwickelung dieses Landes hat. Niemand wird Rußland zumuthen, bei der gegenwärtigen Lage seines Schwerpunktes zu Gunsten Oesterreichs auf seinen Einfluß auf der Balkanhalbinsel zu verzichten; dies könnte nur infolge einer freiwilligen Schwerpunktsverlegung nach Osten geschehen, wenn Rußland es in seinem Vortheil erachtet, die endgültige Theilung des Türkenreiches zwischen sich und Oesterreich nach den beiden Erdtheilen zu vollziehen, und durch Preisgebung der Balkanhalbinsel an Oesterreich in ähnlicher Weise freie Hand für den Feldzug in Asien zu erhalten, wie es durch Preisgebung Bosniens freie Hand für den Feldzug in Bulgarien und Rumelien erhielt. Niemand denkt endlich daran, das geschichtliche oder psychologische Interesse Rußlands an dem von ihm befreiten Völkchen zu verletzen; Beweis genug dafür ist, daß alle Mächte Rußland die Nominirung des Candidaten für den bulgarischen Thron bereitwilligst überlassen haben.

Nur das wird von Rußland verlangt, daß es sein Interesse an Bulgarien innerhalb des Spielraums der Verträge ohne Widerspruch mit denselben bethätige, wozu die Mächte bereitwilligst die Hand bieten. Nur das wird verlangt, daß Rußland sich nicht über das Vertragsrecht hinwegsetze, wo es dasselbe als unbequeme Einschnürung empfindet, und sich auf Principien ohne völkerrechtliche Geltung (wie die Panorthodoxie und den Panslavismus) als auf den vermeintlichen Rechtstitel zu solchem Vorgehen stütze. Keine Großmacht hat es so dringend nöthig wie Rußland, sich ausschließlich auf die geschichtlich erworbenen Rechte zu stützen, weil das Confessionsprincip und Nationalitätsprincip sich sofort gegen den Bestand des russischen Reiches in seiner gegenwärtigen Gestalt kehren würden.

Bis jetzt hat Rußland den Weg der Verhandlung mit den Mächten zur Geltendmachung seines Einflusses innerhalb des Spielraums der Verträge verschmäht, offenbar in der Erwartung, daß der Gang der Dinge in Bulgarien ihm Gelegenheit geben werde, seine Herrschaft in directer, vertragswidriger Weise daselbst neu zu begründen. Die Erhaltung des Friedens wird davon abhängen, daß Rußland sich entschließt, diese Speculation als eine verfehlte, oder doch als eine mit unverhältnißmäßigem Risico verknüpfte aufzugeben und zur Verständigung auf dem Boden des Vertragsrechtes zurückzukehren. Sobald dieser Weg einmal mit gutem Willen von ihm beschritten wird, dürfte bei dem Entgegenkommen aller Großmächte der Erfolg gesichert sein; denn sobald nur erst Einigkeit über die positiven Ziele unter den Großmächten erreicht sein wird, kann es an gangbaren Wegen gar nicht fehlen, um auch die Bulgaren, welche den Rechtsboden zuerst verlassen haben, auf denselben zurückzuführen. Wenn hingegen Rußland es vorzieht, das Functioniren des Vertragsrechtes in Bulgarien durch seine schmollende und abwartende Zurückhaltung noch länger unmöglich zu machen, so liegt auch in dieser Versumpfung der bulgarischen Frage für keine andere Macht ein Kriegsgrund, und die russische Regierung hat dann nur darauf zu achten, daß sie Herr des Unwillens ihres eigenen Volkes bleibt und sich nicht durch diesen zu Ueberschreitungen des Vertragsrechtes hinreißen läßt.

Literatur und Kunst.

Ada Christen.

Eine Studie von Wilhelm Goldbaum.

Tieferer Einsicht kann es nicht verborgen bleiben, wie verschlungen die Pfade sind, auf denen in der Entwickelung eines jeden eigenartigen Menschenlebens Wahrheit und Dichtuug einander begleiten und durchkreuzen. Man meint bisweilen, an dem Eingange eines Labyrinthes zu stehen und ohne den rettenden Faden die richtige Spur nicht finden zu können. Wo ist der Zusammenhang zwischen Grund und Folge, wo wurzelt die freie Aeußerung der Subjectivität in dem Boden der Wirklichkeit, wo greift das Erlebte gestaltend und mitschaffend in das Erdichtete ein? Jedes Menschendasein drängt dem Beobachter diese Frage auf, mehr aber als die Physiognomie aller Uebrigen ist diejenige des Poeten von den Eindrücken des Lebens, von Geschicken, Verhängnissen und Bestimmungen durchfurcht. In idealistisch gestimmten Zeiten sprach man wohl von dem Kainszeichen, das der Stirn des Dichters aufgeprägt; realistischere Tage verpönen Gleichniß und Bild, sie mögen von dem Goethe'schen Worte, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß sei, nichts wissen. Kann es wahr sein, fragte man früher, so oft man urtheilend einem Roman, einem Drama, einer Novelle gegenüberstand, und wenn man die Möglichkeit, die innere Wahrhaftigkeit einer dichterisch erfundenen Handlung zu bejahen vermochte, so war man zufrieden. Ist es wahr, so wahr, daß es der Wirklichkeit auf der Gasse entspricht, fragt man heute, und wenn darauf ein Nein erfolgt, so wird über das Werk des Dichters der Stab gebrochen. Das Wirkliche und das Wahre sind einander feind geworden. Man kann dies nicht bloß an der Dichtung, man kann es auch an den Dichtern unserer Tage erkennen; die wenigsten von ihnen zeigen die Spuren einer innerlich vertieften Entwickelung, die meisten schöpfen ihre Kraft aus der äußerlichen Berührung mit der Wirklichkeit, durch die sie schauend hindurchschreiten, anstatt dieselbe, durch ihre Seele hindurchschreiten, erst auf dem Wege durch ihre innere Welt zu Bild und Gleichniß werden zu lassen. Die Stärke der heutigen Dichtung wurzelt im Auge, nicht in der Seele.

Man hat kein Recht, darüber zu klagen, denn jede Zeit schafft sich den adäquaten Ausdruck in der Dichtung. Man hat aber ein Recht, wehmüthig zurückzublicken auf die Zeit, in welcher die Dichtung etwas Anderes war als die phantasielose, mit den bloßen Requisiten des Wissens und der Beobachtung hergestellte Wiedergabe des Wirklichen. Denn darauf kommt schließlich der Realismus von heute hinaus. Der Realismus von heute, sagen wir mit Bedacht, weil es auch früher einen dichterischen Realismus gab, der nur dadurch von dem heutigen sich unterschied, daß die Quellen, aus denen er seine Kraft schöpfte, andere und reinere waren. Oder meint etwa ein Jetziger, Goethe sei kein Realist gewesen? Hat an Wallensteins Lager der Realismus keinen Antheil? Kann überhaupt die Dichtung irgend einer Epoche sich der Wirklichkeit ganz entrücken? Es handelte sich allezeit nur um das Maß der Herrschaft, welches die Wirklichkeit über den Dichter ausübt, und heute, scheint es, ist diese Herrschaft zu einer maßlosen geworden, zu einer solchen, welche unduldsam die Erfindung, die Phantasie, die individuelle Freiheit und Selbstbestimmung der dichterischen Persönlichkeit ausschließt, während man sonst gerade in der dichterischen Persönlichkeit die dichterische Berechtigung suchte. Wie die Welt in der Persönlichkeit sich spiegelte, das war ehedem die Frage; daß die Persönlichkeit des Dichters sich von der Welt loslöst und neben, nicht in ihr daherschreitet, ist das realistische Kunstprincip von heute. Ein hartes, poesieloses Princip.

Naturgemäß kann solchem Princip die Frau weniger sich unterordnen als der Mann, weil dasselbe ihrem Wesen, ihren

Digitized by Google

Aufgaben, ihrer Bestimmung ganz und gar widerstrebt. Thut sie es, so hört sie in jedem Betracht auf, ein Weib zu sein. Ihre Vorzüge wie ihre Schwächen haben ihren letzten Grund in dem Gegensatze, in welchem sie zu der nüchternen, unromantischen, tageshellen Wirklichkeit steht. In der weichen, eindrucksfähigen Physiognomie der schriftstellernden Frau darf man die Spuren einer geheimnißvollen Innerlichkeit nicht missen. Die Realistin auf dem Parnaß ist eine Caricatur, ein Zerrbild des ewig Weiblichen, und es steht ihr übel an, sich etwa auf George Sand oder George Elliot zu berufen, denn diese Beiden waren nichts weniger als Realistinnen im heutigen Sinne. Sie lebten die Wirklichkeit mit heißem Athem, aber was sie dichteten, war weniger Wirklichkeit als Wahrheit. Man sieht, wenn man ihren Lebenslauf beobachtend verfolgt, wo das Erlebte mitschaffend in das Erdichtete eingreift; aber man sieht auch die Brücke, welche ihr Genius in souveräner Selbstherrlichkeit zwischen Wahrheit und Dichtung aufrichtete. Diese Brücke führte mitten durch ihre Seele hindurch. Sie waren weit davon entfernt, in „plumpem Respect vor der Thatsache" Alles zu verrathen, was sie gesehen und erlebt, genossen und gelitten hatten; aber was sie davon verriethen, war erlebt, und so, wie sie es verriethen, war es zugleich erdichtet. Die Thatsache, im Dichtergemüthe umgeschaffen und wiedergeboren — das war der Realismus von ehedem, bei Dichtern wie bei Dichterinnen, welche die Wirklichkeit zur Wahrheit emporzuheben, die Wahrheit in den Lichtstrahl der Schönheit zu rücken trachteten.

Eine solche Realistin ist Ada Christen.

Knapp, schmucklos und wahrheitsgetreu ist der in wenige Zeilen zusammengedrängte Bericht, welchen Brümmer's deutsches Dichterlexicon über ihren Lebenslauf enthält. Derselbe lautet: „Ada Christen, Pseudonym für Christine v. Breden, wurde am 6. März 1844 in Wien als die Tochter eines vermögenden Kaufmannes, Namens Friderik, geboren. Der Vater wurde in Folge seiner Betheiligung an der Revolution schwer verurtheilt. Die Familie verarmte und Christine mußte eine verhängnißschwere Jugendzeit durchmachen. Mit fünfzehn Jahren ging sie zum Theater und wirkte an einigen kleinen deutschen Bühnen Ungarns. Im Jahre 1864 vermählte sie sich mit dem ungarischen Stuhlrichter von Neupauer, der indeß bald starb. Nach mehrjährigem Wittwenstande schloß Ada Christen eine zweite Ehe mit dem Rittmeister a. D., jetzigen Industriellen v. Breden, und lebt zur Zeit in Wien in den angenehmsten Verhältnissen." Diesem Berichte ist eine Aufzählung ihrer Schriften beigefügt, welcher zu entnehmen ist, daß Ada Christen zwischen den Jahren 1868 bis 1878 vier Gedichtsammlungen — „Lieder einer Verlorenen", „Aus der Asche", „Schatten", „Aus der Tiefe" —, daneben ein Drama „Faustine", einen Roman „Ella", zwei Skizzenbücher „Vom Wege" und „Aus dem Leben", und schließlich im Jahre 1884 ein Skizzenbuch „Unsere Nachbarn" veröffentlicht hat.

Man weiß wenig von der Dichterin, wenn man auf die Kenntniß dieses kargen Lebensberichtes beschränkt ist; aber jedes Wort desselben wird lebendig, wenn man zwischen die Zeilen am rechten Orte die Eindrücke einstellt, welche man von ihren Schriften und von ihrer Persönlichkeit empfangen. Denn sie hat, wie jede echte Dichternatur, dafür gesorgt, daß in ihrer literarischen Physiognomie der Zusammenhang zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Erlebtem und Erdichtetem nicht verborgen bleibe. Sie sorgt dafür auch unbewußt durch die Art, wie sie sich im Verkehr persönlich öffnet und verschließt. Aus ihrem hellen Lachen hört ein aufmerksames Ohr nicht selten ein verhaltenes Weinen heraus, aus der ungekünstelten Natürlichkeit ihrer Rede, welche das weiche Colorit des Wiener Dialectes nicht gern verheimlicht, spricht die Autodidaktin, welche widrige Geschicke mit eigener Kraft erfolgreich niedergekämpft, spröde Bildungshindernisse mit leidenschaftlichem Bemühen überwunden hat. Die Leidenschaft hat der Gang durch's Leben über Gestrüpp und Gestein zu leiser Wehmuth abgemildert, geblieben ist die Freude an dem rastlos erarbeiteten geistigen und materiellen Besitze, welcher eine werkthätige Theilnahme an dem Lose der „Armen und Elenden" eine tiefere, gleichsam sociale Färbung verleiht.

Weit draußen, wo man auf etliche hundert Schritte die Locomotiven der Südbahn pfeifen hört, steht in aristokratischer Abgeschlossenheit das äußerlich ganz schmucklose Palais, in welchem Ada Christen als Hausfrau waltet. Es ist, wie bei seinen Bewohnern, Alles nach Innen gerichtet. Comfort und Wohlstand tragen sich so wenig zur Schau wie die prächtigen Terrassen, welche in den von einer hohen Mauer eingeschlossenen Garten führen. Das Palais gehörte einst dem genialen Bildhauer Hans Gasser. Ringsum verspürt man noch einen Hauch von Alt-Wien; man liest an der nächsten Straßenecke die Aufschrift „Hungelbrunn" und aus diesem Namen klingt es wie von Lanner'schen und Strauß'schen Walzern an's Ohr. Es ist der „Grund", auf dem man sich befindet. In genau entgegengesetzter Richtung, auf Währing und Nußdorf zu, aber ebenfalls auf dem „Grund", liegt die „blaue Gans", das Haus, welches unter diesem Namen Ada Christen als ihre Geburtsstätte mit der unvergänglichen Liebe pietätvoller Erinnerung literarisch fixirt hat. In der „blauen Gans" ist Alles Bewegung, Hast, Unruhe, aber auch Armuth und Entsagung, proletarisches und patriarchalisches Genügen. Blondköpfige Kinder spielen in dem weiten Hofe, alte, ehrsame Frauen blicken aus den mit bescheidenen Blumentöpfen geschmückten Fenstern, wenn ein Hausirer sein stereotypes „Handeln!" vernehmen läßt. Man darbt und singt, man arbeitet und plappert, man klatscht und sorgt in einem solchen stiegenreichen Alt-Wiener Hause, bis man stirbt; wer es von seinen Insassen verläßt, behält es zeitlebens treu im Gedächtnisse. Die Lebenslust des Volkes braucht wenig Sonnenschein.

Zwischen diesen beiden Punkten bewegt sich der Lebenslauf Ada Christens; alle Wege vom „Grund" führen im Zickzack wiederum zum „Grund", vom Volk zum Volk. Das ist das vorschlagende psychologische Moment in dem Entwickelungsgange der Dichterin, das der beherrschende Zug ihrer literarischen Physiognomie. Sie wächst hinaus über das Haus zur „blauen Gans", aber da sie in das Palais auf der Rainergasse hineingewachsen, erinnert sie sich an „unsere Nachbarn" und an die „Lise", von denen das Leben sie nur räumlich entfernt, denen es sie im Gemüthe nicht entfremdet hat. Staunend und mit scheuer Ehrfurcht blicken wohl die Alten aus der „blauen Gans" zu der vornehmen Frau hinan, wenn dieselbe in ihrem prachtvollem Gefährt dahergerasselt kommt, um ihrem conservativen, an der Scholle hängenden Mütterlein einen Besuch abzustatten; aber wenn die vornehme Frau mit ihnen ihre Sprache spricht, wenn sie mit ihnen alte Erinnerungen austauscht, wenn sie die Einen mit tröstlichem Zuspruch aufrichtet, die Anderen mit lachender Theilnahme bezaubert, so fühlen sie sich doch wieder Eins mit der blonden Christine, obgleich dieselbe längst von ihnen fortgezogen, eine berühmte Schriftstellerin, die Gattin eines Großindustriellen geworden ist, an dessen Seite sie in gemeinsamer Arbeit und materieller Kümmerniß zu Behagen und Wohlstand sich emporgehoben hat. Daß „Christel" eine Dichterin geworden, darf das ehrsame Mütterlein, fest in den Traditionen des „Grundes" wurzelnd, noch heute nicht wissen; als eine „Verlorene" würde ihr trotz alles Glanzes und Ruhmes die Tochter erscheinen, und wie eine Abbitte für die Heimlichkeit, in welche sich die Dichterin bergen muß, klingt das Gedicht „Vergieb!" in der Sammlung „Schatten":

Wie gern läg' ich zu Füßen dir
Und lauschte deinem Wort.

Und kläng' dein Wort auch noch so hart,
Einst hattest du mich lieb.
Du gutes altes Mütterlein,
Vergieb mir doch — vergieb!

Es geht sich nicht gut von „Grund" zu „Grund". Der Weg vom „Grund" zur Ringstraße ist lockender, kurzweiliger, verführerischer; aber dafür ist er auch gefährlicher. Manche, die ihn gewandelt, wären so gern zurückgekehrt, wenn sie sich nicht geschämt hätten. Am „Grund" mag man die Magdalenen nicht, die anderwärts ihre Freuden genießen und dann

Digitized by Google

ihre Buße heimbringen. Wer zum „Grund“ gehört, darf keinen Augenblick ihm abwendig gewesen sein; die Abwendigen sind die „Verlorenen“. Sie streben leidenschaftlich in eine fremde Welt hinaus, sie reißen sich die Seele blutig an Begierde und Genuß, sie wanken an gähnenden Abgründen vorbei, stolpern und richten sich trotzig wieder auf, bis sie versinken. Mit groß geöffneten blauen Augen ist Eine vom „Grund“ ihnen auf ihrem Wege gefolgt; Jammer und Mitleid sind bei dem Anblicke über sie gekommen; Leidenschaft und Trotz haben sie erfaßt und was sie dabei sah, erlebte, litt, war ihr wie eigenes Leben und Leiden. Es ist die alte Geschichte von dem Riß, der mitten durch die Welt und mitten durch das Dichterherz geht. Denn diese Eine war eine Dichterin. Von Hause war sie als fünfzehnjähriges Mädchen fortgegangen, blond und wild, und schnurstracks zur Bühne gelaufen. Zur Bühne . . . du lieber Gott! Es waren „Schmieren“, mit denen sie umherzog; geschminktes Elend, das sich selbst ein krampfhaftes Lachen abzwang, umgab sie. Und dieses Elend ward ihr, fast ohne daß sie es wußte, zu einer Quelle der Poesie. Sie hatte keine Ahnung von dem Weltschmerz als dichterischer Stimmung, sie kannte den Namen Heinrich Heine's gar nicht. Aber der Weltschmerz gab ihr die Verse ein und die Verse klangen, als wären sie von Heine erlauscht. Das waren die „Lieder der Verlorenen“. Eine grimmige Aufrichtigkeit des Schmerzes, ein furchtbarer Aufschrei des Mitleids mit sich und mit den Anderen, eine gellende Anklage gegen Welt und Menschen — die es hörten, standen still und horchten tief ergriffen hin. Man muß so jung sein, wie Ada Christen damals war, um so den Jammer der Seele hinauszuweinen. Hart neben einander stehen die beiden Gedichte, welche das Grundmotiv der „Lieder einer Verlorenen“ bilden. „Tragödie“ heißt das eine, „Haltlos“ das andere.

Lachend sterben, sterbend lachen
Ist ein herzzerreißend Spiel!

Nach außen keck,
Nach innen verjammert,
Den Rücken zerschlagen von der Hand,
An die sie vertrauend sich geklammert.

Den „Liedern der Verlorenen“ folgten nach wenigen Jahren die Sammlung „Aus der Asche“ und die „Schatten“. Die traurige Theaterepisode lag hinter der Dichterin, die Naivetät des Leids und des Mitleids hatte sich abgeklärt. Am Schreibtische saß Ada Christen und schrieb und schrieb; man bedurfte nicht viel daheim in der „blauen Gans“, aber auch das Wenige wollte erworben sein. Ob inzwischen der Name Schopenhauer's der Dichterin bekannt geworden war, um den wie um einen leuchtenden Mittelpunkt die gesammte dichtende Jugend sich damals im Kreise drehte, ist mir nicht bekannt. Aber wenn es der Fall war, so war dabei die Ursprünglichkeit der Poetin nicht, wie bei vielen Anderen, zu Schaden gekommen. Sie hatte rechtschaffen mit ihrem Talent gerungen und den Ungestüm ihres leidenschaftlichen Herzens niedergekämpft. In den „Schatten“ ist die „Verlorene“ kaum wieder zu erkennen, so groß ist der Fortschritt in der Behandlung der Form, in der Bestimmtheit, das Pathetische vom Poetischen zu sondern, in der Kunst, den Schmerz zu verklären. Die Stimmung ist nicht weniger düster, nicht weniger melancholisch als sie von Anfang an war, denn die einmal empfangenen Eindrücke sind unvergeßlich. Scientes bonum et malum. Aber leise hat ein Strahl des heimischen Humors die Seele der Dichterin gestreift und die trostlosen Bilder von mißhandelter Liebe, von unverdientem Jammer, von grenzenlosen Menschenleid verscheucht. Man merkt es, wie die Schwermuth sich zur Wehmuth abzudämpfen, die ungezügelte Subjectivität sich zu allgemeinerer Weltbetrachtung zu erheben im Begriffe ist. Die Dichterin ist Gattin gewesen; zwar nur kurze Zeit, weil der Tod den Gatten bald dahinraffte, aber lange genug, um zu erkennen, daß Niemand auf Erden so unglücklich ist, um nicht eine Stelle zu finden, an der er sich mit seinem übervollen Herzen bergen und seiner gehetzten Seele Ruhe gönnen kann. „Aus der Asche“ steigt neue Lebensluft auf; was war, ist nur noch „Schatten“. Ueberwundener Wirrsal zu gedenken, bleibt schmerzlich; aber die Erinnerung wühlt die Empfindungen nicht auf, sie läßt stilleren Gefühlen Raum. Die Erinnerung ist nicht revolutionär. An dem rückwärts gewendeten Blicke gleiten Gedanken und Gestalten von ehedem nur noch als „Schatten“ vorüber; der ungarische Vagabund, der Prager Jude, das Falierobild des Dogenpalastes.

Musikantenvolk ist da
Mit der Harf und Fiedel,
Und das kleine Mädel singt
Hüftelnd noch ein Liedel.

Kamen weit vom Süden her,
Eine ganze Bande,
Starben alle, bis auf drei,
In dem kalten Lande.

Rührt ein Schrei, ein Ton noch an das alte Weh, so zuckt es wohl unter der Narbe schmerzlich auf; aber es ist nicht mehr der bewältigende Schmerz von damals, nicht mehr der philoctetische Jammerschrei der kranken Zeit. Vornehm, ruhig, fast mit der Miene des Weisen und in beinahe Goethe'schen Formen offenbart sich das Seelenleid, wie einmal „im Concert“:

Die traurige Kindheit,
Des Vaters Tod,
Der Jugend Blindheit,
Die harte Noth,
Die Wintertage,
Das dünne Kleid,
Die Sorg' und Plage,
Das Seelenleid . . .
Die Gleichgültigkeit,
Die schwer wie Erz,
Die schmerzlose Zeit,
Die mehr als Schmerz —
Das Alles wogte
Wieder vorbei,
Mit leisem Schluchzen
Und dumpfem Schrei,
Als deine Hand
Durch die Saiten glitt . .
O wie ich litt!

Das ist der Zustand der Resignation. Er ist der Gewinn des Lebens, er bedeutet die Abrechnung mit den eigenem Ich. Aber wer mit sich selbst fertig geworden, ist es noch nicht mit den Anderen. Ringsum ist Elend, verschuldeter und unverschuldeter Jammer, Irrung und Verhängniß. Das vermag man nicht beiseite zu schieben wie man sein Selbst beiseite geschoben, über das man Herr ist. Man braucht kein politischer Dichter, man braucht nur Poet schlechtweg zu sein, um das Weltleid wie eigenes Leid zu empfinden. Georg Herwegh's „Gang um Mitternacht“, Moritz Hartmann's „Klage mit den Dienstboten“, Freiligrath's unvergleichliches „O lieb, so lang du lieben kannst“, zeigen, wo im Dichter die sociale Saite anschlägt. Und auch Ada Christen ist, wie Antigone, nicht mitzuhassen, sie ist mitzulieben da. Sie nähert sich dem Anfang des Cirkels, dem Boden, aus dem sie entsprossen, der „blauen Gans“, dem „Grund“. Sie hört, wie es „aus der Tiefe“ zu ihr emporruft, wie es sie zurücklockt.

Glaubt ihr, ich könnte doch ein frohes Lied
Hier angesichts des anderen Ufers singen,
Wo Manche harren, die, als einst ich schied,
Mit bangen Blicken folgten meinem Ringen?

Die arm und niedrig — wie sie jetzt noch sind —
Einfält'gen Tones treue Worte sprachen
Und für das kleine frühverwaiste Kind
Ein Stück vom eignen kargen Brote brachen?

Aber um an das andere Ufer zurückzugelangen, bedarf es noch einer letzten That. Sie wird vollbracht. Der Gang zu „unseren Nachbarn“, zur „Lise“ ist mit Vers und Reim nicht zu bewerkstelligen. Wunderliches Vorurtheil, das vermeint, nur der Lyriker sei der wahre Dichter! Freilich, die Prosa zieht das Handwerk an. Aber sie vermag auch königlicher Kunst als Purpurmantel zu dienen. Dem Handwerk deckt sie mitleidig die Blößen zu, der Kunst verleiht sie den majestätischen Faltenwurf. Es scheint höchst überflüssig, dies zu accentuiren in einer Zeit, welche all ihre literarischen Erfolge der Prosa verdankt; aber es ist merkwürdig, wie oft das Ueber-

Digitized by Google

flüssige sich als nothwendig erweist. Stimmen, die man weit hin hört, lassen sich eben jetzt wieder vernehmen, um die Prosadichtung als Paria, als Demimonde in der Literatur zu kennzeichnen. Sie ist es aber mitnichten. Im Gegentheil, die Handhabung der Prosa ist beinahe zum Gradmesser für die Bildung geworden und die Bildung ist das unentbehrliche Rüstzeug des Schriftstellers. Auf welchem Wege sie erworben wird, das ist eine untergeordnete Frage. Das wahre Talent wird ihrer auch autodidaktisch mächtig.

Auf dem Wege aus dem Volke heraus und zum Volke zurück ist Ada Christen eine Meisterin der Prosadarstellung geworden; sie sieht dem Volke bis auf den Grund der Seele. „Du hast Recht," läßt sie die „Lise" sagen, der sie ihr vortreffliches Skizzenbuch „Unsere Nachbarn" sendet, „ich weiß nicht, warum es so ist, aber die Leut', denen etwas passirt ist, die habe ich nie vergessen können". Und solcher Leute gibt es eine Fülle, die sie so plastisch, so körperhaft zu reconstruiren vermag, daß man meint, die „blaue Gans" sei heute noch in nichts, aber auch in gar nichts verändert seit der Zeit, da die kleine, blonde, pausbäckige Christel Friderik Hof und Stiegen mit ihrem hellen Lachen erfüllte. Was ist diese „Lise" für ein Prachtgeschöpf! „Lise ist heute vierunddreißig Jahre alt, also ein altes Mädchen und wahrhaftig eine alte Jungfrau. Sie ist eigentlich sehr hübsch, trüge sie anstatt des grau und schwarz gestreiften Kleides ein farbiges und anstatt der langen glatten Blondenscheitel das aschblonde Haar aus der Stirn gestrichen. Lernte der volle Körper ein Mieder kennen, so wäre die Lise vielleicht sogar eine begehrenswerthe, weit beachtete Frauenerscheinung. So aber geht und ging das Mädchen unauffällig durch die Welt und das Ungewöhnliche dabei ist, daß sie sich das Leben nie anders gewünscht hat. Keine Jugendschwärmerei, keine Altersversorgungs-Sehnsucht hat sie aus dem Geleise gebracht; sie sitzt am Stickrahmen ganz in derselben Weise wie ihre selige Ziehmutter, die Frau Huber, sie hinsitzen hieß, als sie ein Kind von zwölf Jahren war." Und so schlicht und fest wie diese Lise sind alle Menschenkinder gezeichnet, deren Schicksale Ada Christen erzählt. Das ist der Segen des unverlorenen Zusammenhanges mit dem Volke, mit dem „Grund". Als eine sehr wohlhabende Frau, nach mancherlei harten Kämpfen mit dem Leben und mit sich selbst, sitzt Ada Christen heute in ihrem schönen, weitläufigen, palaisartigen Hause draußen in der Rainergasse; es entquillt noch manches prächtige Gedicht ihrer Seele. Aber die stimmungsvollsten Stunden sind es sicherlich noch immer, in denen sie, eingeschlossen in ihr stilles Arbeitszimmer, die Phantasie rückwärts schweifen läßt zu den Tagen der Kindheit, zur „blauen Gans". Da wird es lebendig um sie her, längst verschollene Gestalten tauchen vor ihr auf, ein Strahl wie vom heiligen Morgenroth fällt zur Erde und verklärt ihr eine Vergangenheit, an der sie, leidvoll und freudvoll zugleich, die Gegenwart mißt.

Kein Geringerer als Karl Gutzkow hat die Dichtungen Ada Christens ein „deutsches Culturmoment" genannt. Sie sind es für die historische Betrachtung der Literatur, die jedem Buche, jeder Dichtererscheinung abfrägt, was sie für die Cultur, für das geistige Leben ihrer Zeit bedeuten. In der That, der Weg von der „Verlorenen" bis zur „Lise" ist ein Weg der Cultur, er führt durch das Labyrinth einer vielgestaltigen Zeit. Wer sich in demselben zurechtfindet, hat es seinem guten Genius zu danken, und der gute Genius Ada Christens ist der Geist des Volkes, dem sie niemals untreu geworden, den sie bekannte in schlimmen wie in guten Tagen. „Mitleid hieß das Wort, das ich zu spät gefunden", läßt sie den Helden einer ihrer Erzählungen sagen. In der That, man kann sich des Mitleids nicht früh genug bewußt werden. Denn Mitleid ist mehr als Liebe, Mitleid ist das Genie des Volkes. Ada Christen hat es rechtzeitig gefunden, hat es gesungen und geübt — eine Dichternatur von Gottes Gnaden.

Die Besessenen von F. M. Dostojewski.

Besprochen von Georg Malkowsky.

Interesse und Verständniß für die schöne Form sind in den bildenden Künsten in demselben Maße gestiegen, wie sie in der Literatur abgenommen haben, wenigstens in so weit die letztere die Erscheinungen des modernen Lebens zu gestalten sucht. Die sich aus dem allgemeinen Gährungsproceß ausscheidenden Ideen widerstreben in ihrer Expansivkraft dem Rhythmus- und Reimzwang, der sie einschnüren und ersticken würde. Sie gelangen nur in ungebundener Rede zu umfassender Entwickelung.

Für jeden unbefangenen Beobachter der Geschmacksströmungen gehört dem Roman die nächste literarische Zukunft. Das Drama hält sich in seiner knappen Form zu sehr an der Oberfläche des Geschehnisses, nur der Roman zeigt deutlich und allgemein erkennbar hinter der Handlung das Motiv, hinter der Erscheinungsform die Idee. Mit der bloßen Gabe des Fabulirens, mit der durch schöne Schilderungen verbrämten Kunsterzählung lockte der Autor schon längst weder Verleger noch Publikum. Eine Zeit lang schien es, als wolle ein verehrlicher Leserkreis sich für psychologische Präparate erwärmen. Man nahm ein augenscheinlich nicht ganz gesundes Individuum, spürte das fehlerhafte Organ auf und demonstrirte den Krankheits- resp. Heilungsproceß ad oculos. Seither haben sich die Ansprüche erheblich gesteigert. Mit der Krankheit des Einzelnen ist es nicht mehr gethan, die Epidemieen, wie sie von Zeit zu Zeit ganze Gesellschaftsclassen, eine Nation, ja wo möglich die gesammte civilisirte Menschheit ergreifen, müssen geschildert werden. Der Roman erhält einen unverkennbar pathologischen Zug, er sinkt aus der Sphäre der Kunst in die niedere Luftschicht der Erfahrungswissenschaft herab.

Ob in dieser Verschiebung der Grenzen ein Fortschritt liegt, mag zunächst dahingestellt bleiben. Autor, Kritiker und Leser stehen vor einer nicht mehr zu leugnenden Thatsache: Die ästhetische Bedeutung des Romans tritt hinter der culturellen zurück, und alle drei müssen sich mit sothaner Thatsache wohl oder übel abfinden. Bei uns in Deutschland fabulirt man allerdings meist noch lustig darauf los, aber die Ebers, Dahn und Julius Wolff arbeiten vorwiegend für den historischen Wissensdurst des weniger lernenden Geschlechts. Der altersschwache Gesellschaftsroman putzt nur die Tische der Boudoirs. Dringt in das Arbeitszimmer des Mannes überhaupt ein belletristisches Erzeugniß, so ist es französischen oder russischen, seit einiger Zeit auch wohl skandinavischen Ursprunges. Und der Mann hat recht, wenn er sich unbeschadet seines Patriotismus von der scharfen Beobachtungsgabe unserer westlichen und dem sittlichen Ernst unserer östlichen und nordischen Nachbarn mehr angezogen fühlt, als von den Phantastereien und Gefühlsduseleien einheimischer Romanciers. Was die Letzteren, besonders in so weit sie der jüngeren Generation angehören, bisher von ausländischen Mustern gelernt haben, geht nicht über die naturalistischen Mätzchen hinaus. So ein kleiner Zola in der Westentasche schmiert ein Dutzend obscöner Situationönchen zusammen, daß es nur so eine Art hat, und meint, den modernen socialen Roman erfunden zu haben. Es wäre recht vortheilhaft für die Herren, wenn sie einmal das Experimentiren nach französischem Recept aufgeben und sich mit den ernsthaften pathologischen Studien der Russen beschäftigen wollten. Da handelt es sich nicht um die bekannte galante Krankheit unserer westlichen Nachbarn, sondern um das tief tragische Dahinsiechen einer in der Bethätigung ihrer Fähigkeiten gehemmten Volksseele.

Dostojewski ist unter den neueren russischen Romanciers entschieden der revolutionärste, seine Methode die packendste. Er liebt es, Individuum und Volk in jener dumpfen Passivität zu schildern, die sich plötzlich in einem thierischen Act, im Verbrechen Luft macht. Bei dem Individuum Raskolnikow heißt das Resultat Raubmord, bei der Gesammtheit der Besessenen Revolution.

Digitized by Google

Sollte einmal eine wahrhaftige Geschichte des russischen Nihilismus geschrieben werden, so wäre der jüngst übersetzte Roman Dostojewski's: Die Besessenen*), ein geradezu unentbehrliches Actenstück von documentarischem Werth. Hier zeigt die Herz und Nieren prüfende poetische Wahrheit ihre ganze Ueberlegenheit über die eine Thatsachenkette verzeichnende Historie. Nur aus dem von Dostojewski geschilderten, von Verwesungsstoffen durchsetzten Boden kann die Tod und Verderben verbreitende Giftpflanze des Nihilismus erwachsen.

Alle in dem Roman auftretenden Personen sind krank, alle siechen an der Versumpfung ihrer ungenutzten Lebenskraft dahin. Die Leute haben nichts zu thun, der ihnen aufgezwungene Quietismus liegt bleischwer auf ihrer Brust, bis ein krampfhafter Athemzug ihnen die Rippen sprengt. Da ist eine reiche Generalswittwe, Barbara Petrowna, die ihr Herrschbedürfniß an einem literarischen Schoßhündchen befriedigt. Sie möchte es zu einem Rassethier erziehen, es auf den Mann dressiren, aber es bleibt ein winselnder, schweifwedelnder Stubenköter, ein ohne die schmeichelnde, gelegentlich auch züchtigende Hand der Herrin nutzloses Geschöpf. Stephan Trofimowitsch Werchowenßki ist ein Liberaler der alten Schule, ein Ideologe, der sich gelegentlich in die Rolle eines für seine Ueberzeugung leidenden, verfolgten Revolutionärs hineinträumt und hineinlügt. Seine Rolle ist eine wesentliche repräsentative.

„Als zu Fleisch gewordener Vorwurf
Stehst du vor dem Vaterlande
Liberaler Idealist."

Diese passive Aufgabe hindert ihn natürlich nicht am Sectrinken und Kartenspielen, bis das Piedestal unter ihm zusammenbricht, und ein sanfter Tod ihn daran hindert, dem unterdrückten Volk durch Bibelstunden und Traktätchenverbreitung zu Hülfe zu kommen. Das antike Liebespaar Barbara Petrowna und Stephan Trofimowitsch — sie lieben sich wirklich, eben wie nur eine alte Jungfer und ihr Schoßhund — erfreut sich je eines aus einer früheren Ehe hervorgegangenen Sprossen. Nicolaus Wßewolodowitsch und Peter Stephanowitsch sind regelrechte Potenzirungen der Eigenschaften der Barbara Petrowna und des Stephan Trofimowitsch. Der Sohn der Generalswittwe erscheint als der Repräsentant des indolenten russischen Adels. Eine vornehme, mit allen Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattete Natur verpufft, er seine Kräfte in frivolen Liebesabenteuern, weil ihm unter dem Einfluß einer französelnden, Alles verneinenden Erziehung kein Lebensziel erstrebenswerth erscheint. Mit seinen Standesgenossen treibt er sein Spiel, er zieht sie buchstäblich an der Nase herum, der Liberalismus ist ihm ein interessantes Gegenmittel für die Langeweile, der schnapsduftende Nihilismus ekelt ihn an. Schließlich hängt er sich auf, weil ihm das Leben nicht mehr lebenswerth erscheint. Und doch blickt Jeder, der mit ihm in Berührung kommt, zu ihm auf, wie zu einem höher begabten Wesen, dessen schlummernde Kräfte, einmal geweckt, eine Welt aus den Angeln zu heben vermögen. So ist er vor Allem dem Peter Stephanowitsch halb Teufel, halb Gott, ein übermenschliches elementares Etwas, das er anbetet, für das er gegebenen Falls zu morden bereit ist. Die schwächliche Lüge in der Lebensführung seines Vaters hat sich in ihm zum zielloſen Intrigantenthum potenzirt. Er kennt die Menschen, er benutzt sie wie seelenlose Marionetten, er erfindet eine über ganz Rußland verbreitete anarchistische Verschwörung aus bloßer Freude an der im Dunkeln arbeitenden Unterminirung des Bestehenden. Aber wenn ihm die Frage des Warum und Wozu aufstößt, dann wird er sich der Beschränktheit seiner Gaben bewußt, dann taucht im Brillantfeuer der explodirenden Mine die Gestalt des Nicolaus Wßewolodowitsch vor ihm auf, als eines Beherrschers der entfesselten Leidenschaften, als eines Fürsten in dem erträumten Reiche der Finsterniß, in dem der Unterschied zwischen Gut und Böse in einem allgemeinen Wollusttaumel untergegangen ist. Nicolaus Wßewolodowitsch sitzt in der Directionsloge, Peter Stephanowitsch am Regietisch der Tragikomödie des Nihilismus. Die eigentlichen Acteurs wissen nichts von der Idee des Stückes — sie können auch nichts wissen, weil eine solche gar nicht existirt — sie agiren darauf los, sinnlos, aus der Ueberzeugung heraus, daß irgend einmal irgend etwas geschehen müsse. Sie arbeiten in dem Glauben, unter dem Einfluß einer nicht vorhandenen Centralleitung zu stehen, an der „Sache," an „unserer Sache," von der Niemand eine Vorstellung hat. In der Schilderung dieser trägen, einer bewußten Thätigkeit gar nicht fähigen, in ihrer Bewegungslosigkeit versumpften Masse liegt der Hauptvorzug des Romans. Aus dem in ihr angehäuften Fäulnißstoff entwickeln sich die giftigen Gase — Peter Stephanowitsch unterstützt ihre Anhäufung — sie explodiren bei irgend einer halb ersehnten, halb gefürchteten Gelegenheit in Brand, Raub und Mord, und — es bleibt beim Alten.

Die einzelnen Elemente dieser gährenden Masse zu analysiren, würde zu weit führen. All diese unzureichend besoldeten Beamten, verkommenen Offiziere, verbummelten Studenten, Gymnasiasten und Gouvernanten sind „besessen" von dem Gedanken, daß das Bestehende untergehen, daß „es" irgendwo einmal zum Ausbruch kommen muß. Sie begehen einen Mord — Peter Stephanowitsch hält „Blut für einen ganz besonderen Saft" von zusammenkittender Wirkung — werden entdeckt, nach Sibirien verschickt und verschwinden, als ob sie niemals existirt hätten. Nur zwei unter diesen Puppen erscheinen von einer Idee beherrscht, der Slavophile Schatow und der philophirende Ingenieur Kirilow. Schatow hat die anarchistische Schule in der Schweiz durchgemacht, aber ein kurzer Aufenthalt in Amerika hat heilkräftig auf ihn eingewirkt. Der gesunde nervenstählende Hauch einer frei athmenden, in gleichmäßiger Verwendung ihrer Kräfte erstarkenden Volksseele hat ihn gelehrt, wo die Krankheit der russischen Nation steckt. Sie hat ihren Gott, den russischen Gott, d. h. das Vertrauen an ihren Beruf, den Glauben an eine große, durch ihre Gaben bedingte Aufgabe verloren und versumpft in zweckloſem Hinbrüten. Auch er sieht zu Nicolaus Wßewolodowitsch wie zu einem Erlöser auf, der berufen ist, seinem Volke den Gott zurückzugeben. Er ohrfeigt gelegentlich den rücksichtslosen Lüstling, aber er vergiebt ihm die Verführung seiner Frau, er fleht ihn an, sich auf seine hohe Bestimmung zu besinnen. Von dem destructiven Nihilismus mit seinen zielloſen Umsturzideen wendet er sich ab und fällt als vermeintlicher Verräther, d. h. als unschuldiges Opfer, durch dessen gemeinschaftlich vergossenes Blut Peter Stephanowitsch den anarchistischen Geheimbund zusammenzukitten gedenkt. Auch Kirilow hat seinen Gott verloren, aber er hat ihn in sich selbst wiedergefunden. Sein Glaubensbekenntniß ist die Schopenhauer'sche Welt als Wille und Vorstellung. Ihm fehlt zur göttlichen Souveränität nur eins, die Verneinung des Willens zum Leben. Mit dem Nihilismus hat er vermöge der negativen Tendenz desselben gewisse Berührungspunkte, und er willigt ein, den Zwecken der „Sache" durch seinen Selbstmord zu dienen, indem er Mord und Brandstiftung auf sein Conto nimmt.

Auch die in den „Besessenen" herrschende Luft ist wie im „Raskolnikow" desselben Verfassers eine herzbeklemmende, hirnbedrückende. Dostojewski hat ein Recht zur erbarmungslos wahren Schilderung seines Volkes, denn er hat mit ihm gelitten. Bis zum Tode getreu hat er es sich zur Aufgabe gemacht, ihm einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich selbst erkenne. Hinter diesem ernsthaften, sein Leben ausfüllenden Zweck treten die ästhetischen Rücksichten auf schöne Form und abgerundete Darstellung zurück. Das Bindemittel für die Aneinanderreihung der Thatsachen in Raskolnikow ist die lückenlose psychologische Entwickelung des Hauptcharakters. Die Verkittung der Erzählung in den Besessenen ist loser, aber die sich scheinbar kaum berührenden Darstellungselemente schließen am Ende fehllos zusammen. Die von Dostojewski mehrfach angewandte Form des Ichromans ist nicht so kunstlos, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Sie dient dazu, eine Reihe einzelner, zufälliger Beobachtungen plötzlich und überraschend zu einer beabsichtigten Gesammtwirkung zusammenschießen zu lassen. Die Thatsachen ziehen an dem Auge des

*) Dresden, H. Minden.

Digitized by Google

fingirten Ich in natürlicher, ungekünstelter Folge vorüber und gruppiren sich erst allmählich in der zu fortwährender selbständiger Arbeit angeregten Phantasie. Wie denn überhaupt ein Hauptgeheimniß der Erfolge des russischen Realismus im Gegensatz zu dem französischen Naturalismus darin besteht, daß der Erstere nur andeutet und fortwährend an die Selbstthätigkeit des Lesers appellirt, wo der Letztere sich in breiter, der Trägheit und Chaiselonguestimmung entgegenkommender Schilderung ergeht.

In der Trias der russischen Menschendarsteller ist Turgenjew der größte Poet, Tolstoi der gedankenreichste Philosoph, Dostojewski der scharfsinnigste Beobachter. Die Wahrheit der Figuren eines Panin und Baburin kann man anzweifeln, die Geschichtsphilosopheme in „Krieg und Frieden" lassen sich discutiren, Dostojewski's Gestalten sind, sobald man gewisse Voraussetzungen in Charakteranlage und Verhältnissen zugegeben, unantastbar, in sich geschlossen, aus einem Guß. Herzerquickend ist die Lectüre Dostojewski'scher Romane nicht, aber man fühlt sich während des Lesens unter dem Banne eines gewaltigen Zauberers, der Einem den Glauben an seine Gestaltungen unwiderstehlich abringt. Die poetische Schöpfung wird zum Document, zur Urkunde einer an Neubildungen unendlich reichen Culturepoche.

Für das Volapük!

Von Alfred Kirchhoff.

Herr F. Lützenau hat in seinem Aufsatz „Volapük im Lichte der Sprachwissenschaft" (in Nr. 1 der „Gegenwart") mit so liebenswürdig schonender Nachsicht meiner Person gedacht, daß mir nichts ferner liegt, als eine gereizt persönliche Antwort. Nur die Richtigstellung einiger von dem Herrn Verfasser irrig aufgefaßten Thatsachen wird mir die Redaction im Interesse der Leser dieser Zeitschrift gewiß verstatten.

Ich stehe der Sprachwissenschaft nicht so fern wie Herr Lützenau meint. Ich bin vielmehr in dem nämlichen Sinn Philologe, wie jeder rechtschaffene philologische Oberlehrer, der alte oder neue Sprachen studirt, darin seine Staatsprüfung abgelegt, sodann in diesen Fächern Jahre lang unterrichtet und sich weiter vervollkommnet hat. Richtig aber ist es, daß meine selbständigen Arbeiten sich ausschließlich auf das geschichtliche und auf das naturwissenschaftlich-geographische Fach beziehen. Schon das ethnographische Element des letzteren hat mich indessen von Neuem der Sprachwissenschaft näher geführt, und es liegen Beweise dafür vor, daß ich, was Herr Lützenau erst von der Zukunft erwartet, „auch dieser Wissenschaft die geschuldete Achtung erweise."

Darum eben schlage ich die Darlegung so bedeutender Sprachforscher wie Max Müller in Oxford und Hugo Schuchardt in Graz*) nicht in den Wind, daß es 1) künstliche Sprachen ebenso gut geben kann wie natürliche, 2) eine künstliche Sprache als solche sogar bedeutende Vorzüge vor sämmtlichen Natursprachen, auch denen der höchstgestiegenen Culturnationen, besitzen kann, weil sie eben systematisch gebildet ist, und 3) das Volapük diesem Ideal einer Sprache, wie es ja allein eine Kunstsprache zu erstreben vermag, zwar noch nicht in höchster Vollkommenheit, doch aber weit mehr als jede andere Sprache der Welt sich nähert.

Ein unbegreiflicher circulus vitiosus liegt in Herrn Lützenau's Schlußfolgerung: Jede Sprache ist Naturproduct, Volapük ist kein Naturproduct, folglich ist es gar keine Sprache. Unter einem Naturproduct versteht jeder Mensch ein Erzeugniß der Natur im Gegensatz zum Menschengebilde. In diesem Sinne ist sogar keine Sprache Naturproduct, weil jede Sprache ein menschliches Erzeugniß darstellt. Unter den menschlichen oder Kunsterzeugnissen sind die Sprachen diejenigen, welche wechselseitiges Verständniß durch Worte bezwecken. Da das Volapük diesen Zweck verfolgt (und übrigens auch, wie die thatsächliche Nutzanwendung beweist, vollkommen erreicht), so ist es eine Sprache.

*) Vgl. des letzteren jüngst erschienene geistvolle Schrift: Auf Anlaß des Volapüks (Berlin, Oppenheim).

Was Herr Lützenau über die inneren Mängel des Volapük sagt, beweist, daß er diese Sprache gar nicht recht kennt, geschweige denn, daß er sie je praktisch anzuwenden versucht hätte (wobei ihm sofort die Idee von ihr als einer „offenbar nicht lebenden, sondern todten Sprache" in's Nichts zerflossen wäre). Ein einziges Aufschlagen eines beliebigen Volapükwörterbuches genügt, um die Unwahrheit der Behauptung des Herrn Lützenau zu erkennen, der Schleyer'schen Weltsprache fehle das R; sie wendet diesen, von den meisten Menschen nur ungenügend hervorgebrachten Laut bloß mit weiser Sparsamkeit selten an. Ebenfalls braucht man kaum ein paar Minuten im Wörterbuch zu blättern, um sich zu überzeugen, daß durchaus nicht die Volapükwörter „reinweg erfunden, künstlich geschaffen sind". Ist denn Sohn, Stuhl, Wuth, Weg, Lob, in, cheval, vague, sleep, book, no, si (sämmtlich Volapükwörter) „reinweg erfunden"? Ganz im Gegentheil: die Wörter unserer Weltsprache sind mit ganz geringfügigen Ausnahmen nicht erfunden, sondern den bekanntesten Culturſprachen entlehnt, und zwar entweder unverändert (wenn sie schon genügend einfach und leicht auszusprechen waren) oder nöthigen Falles verändert. Diese Veränderungen sind die Zielscheibe oberflächlicher Verlästerer des Volapük geworden; man hat sie unwissenschaftlich, willkürlich, gewaltthätig genannt. Dennoch liegt ihnen stets ein ganz gerechtfertigtes Princip unter, und die Herren Philologen werden staunen, wenn ihnen demnächst Richard Herold in München das System der Morphologie des Volapük vorlegt, während noch Herr Lützenau es zu betonen für nöthig erachtete, daß schon die bloße Anwendung des Begriffes Morphologie auf dies Unding von einer Sprache „nur scherzhaft gemeint sein" könne. Großentheils sind die Volapükwörter auf denselben Wegen absichtsvoll modificirt worden, wie die romanischen bei ihrem Hervorgehen aus dem Latein unabsichtlich. Wer darüber spottet, daß das Volapük aus Universität niver, aus lat. cibus zib, aus lat. domus dom gemacht hat, der mag sich nur auch über unser Dom, Bischof (aus episcopus) u. dgl. mokiren, oder darüber, daß aus lat. ille „höchst unwissenschaftlich, ja gewaltthätig" die Italiener il, die Franzosen le geformt haben!

Herr Lützenau citirt aus einem Aufsatz in der „Bohemia" einige Beispiele, welche darthun sollen, daß im Volapük mißverständliche Wortgebilde vorkämen, indem man oft nicht wisse, ob der Ausgang eines Wortes zu dessen Stamm gehöre oder eine angehängte Endsilbe sei. Er weiß nicht, daß ich das schon längst in derselben Zeitschrift widerlegt habe. So bedeutet lemêl in der That allein „Käufer" (lem Stamm von lemön, kaufen, el unser = er), niemals „Ocean"; gerade um die Verwechselung zu vermeiden heißt der Ocean nicht lemêl (von le, Vergrößerungssilbe, mêl = Meer), sondern seân. Noch unglücklicher gewählt ist das Beispiel konam, was sowohl „Erzählung" (kon-am) als „Mitarbeit" (ko-nam) bedeuten solle; es kann aber gar nichts anderes heißen als das erstere, denn, als ko-nam gedacht, würde es Mit-Hand übersetzt werden müssen (nam heißt nichts anderes als „Hand"), und das wäre Unsinn. Ganz mit den Haaren herbeigezogen ist „talaval" (verdruckt oder verschrieben in talavall); das soll sowohl „Professor der Geographie", als „Erdall" bedeuten. Indessen wer spricht denn von „Erdall" (tal = Erde, a Verbindungsvocal, val = All)? Und dasselbe Wort, als talav-al genommen (talav = Erdkunde, vielmehr Geologie, al Steigerung von el) könnte zwar in recht gespreizter Weise „Erdkundemeister" übersetzt werden, „Professor der Geographie" heißt dagegen nie anders als plofed talava, richtiger plofed taleda. Wenn wirklich einmal ein Gleichklang verschiedenes bedeutender Wörter vorkäme, so würde er entweder ganz unschuldiger Natur sein (wie lel-od = Eisenbahn, le-lod = starke Ladung; vergl. Lied und Ofenlied, engl. knight und night), oder er würde leicht seitens der nunmehr functionirenden internationalen Volapük-Akademie abgeschafft werden, was man z. B. im Englischen nimmermehr erreichen würde, um den völligen Gleichklang von zehnerlei völlig verschiedenen Wörtern zu bannen, wie solcher im Englischen wirklich begegnet. Selbstverständlich sind Idiotismen der Völkersprachen im Volapük nicht zulässig. Wenn also Schleyer sich z. B. so weit verstieg, den Begriff „hänseln" wörtlich wiederzugeben (Yohanil Hänschen, Hänsel, yohanilön hänseln), so hat die Akademie einfach die Pflicht dergleichen zu tilgen. Herr Lützenau meint, es gehöre ein besonders feines Sprachgefühl dazu, Idiotismen als solche zu erkennen, wenn sie einem durch's tägliche Leben zur Gewohnheit geworden. Aber lernt

Digitized by Google

nicht jeder Schulknabe Latein von Küchenlatein unterscheiden? Wird er nicht unschwer zur Einsicht geführt, daß es nicht angehe „wie geht es Dir" zu übersetzen quomodo it tibi oder comment va-t-il à toi? Von einem johannare gar nicht zu reden!

Das laienhafte Vorurtheil, Volapük könne darum nie eine wirkliche Weltsprache (natürlich immer nur im Sinne einer internationalen Vermittlungssprache neben den in keiner Weise zu verdrängenden Nationalsprachen) werden, weil es sofort in nationale Varietäten auseinandergehen würde, wenn man es „an der Newa wie am Tajo" rede, — dies so vielseitig letzthin gehörte Urtheil wird von Herrn Lützenau sogar als sprachwissenschaftlich voll begründet hingestellt mit dem prophetischen Zusatz: käme es zu jener internationalen Verwerthung des Volapük, so würden „nach Verlauf eines halben Jahrhunderts die Differenzen ohne Zweifel so groß sein, daß man sich nicht mehr gegenseitig verstände". Aber nicht bloß in St. Petersburg und Lissabon, sondern auch in Berlin und Peking, in London, Paris und New-York, in New-Orleans, Buenos Aires und Alexandrien spricht und schreibt man bereits seit Jahren ein und dasselbe Volapük, ohne die leisesten Variirungen zu bemerken. Immer wird ja diese Weltsprache, eben weil sie fern von einander wohnende Nationen verknüpfen soll, überwiegend in der Schrift gehandhabt werden. Und dafür, daß dies durch Jahrtausende hindurch ohne dialectischen Zerfall geschehen kann, dafür bürgt uns die einzige ebenbürtige Vorgängerin des Volapük: das Gelehrtenlatein. Hugo Schuchardt hat uns jedoch sogar an einem höchst merkwürdigen Vorläufer des Volapük die Haltbarkeit einer Kunstsprache erwiesen, der nicht einmal je eine Literatur zur Seite stand. Als nämlich die Portugiesen im 16. Jahrhundert ihr gewaltiges Colonialreich am indischen Weltmeer gründeten, schufen sie behufs der Verständigung mit ihren vielsprachigen Unterthanen ein Colonial-Volapük, indem sie ihre portugiesische Muttersprache ähnlich vereinfachten und der „schönen", aber höchst unpraktischen Unregelmäßigkeiten entkleideten, wie das Schleyer mit seiner an's Englische erinnernden Verknüpfung germanischer und romanischer Sprachelemente that. Und dieses Portugiesen-Volapük hat nicht bloß seine Aufgabe vollgenügend erfüllt, sondern sogar um Jahrhunderte die Portugiesenherrlichkeit in Afrika und Asien überlebt, so daß noch heute, also nach 3—400 Jahren, in dieser Kunstsprache sich Tamulan, Hindu's, Malaien und Chinesen zu verständigen vermögen!

Glücklicher Weise können wir auch von Herrn Lützenau ganz in Frieden Abschied nehmen. Er sagt ja selbst: „Nichts ist dagegen einzuwenden, daß der Versuch gemacht werde, inwieweit die neue Erfindung sich zum Nutzen des Handelsverkehrs oder auch des socialen Verkehrs überhaupt verwerthen läßt. Wer die dahin zielenden Bemühungen bekämpfen oder gar durch Spott erdrücken wollte, verdiente Tadel, denn die Idee ist vielleicht fruchtbar."

Mehr wollen wir ja zunächst gar nicht. Und die Idee ist längst fruchtbar geworden! Unter den fortgeschrittensten Culturvölkern der alten wie der neuen Welt nimmt sich vor Allem der Kaufmannsstand mit verständnißvoller Begeisterung des vom Unverstand bewitzelten Volapük an. Denn es hat noch nie eine Sprache auf Erden gegeben, deren Grammatik in einer Stunde vollkommen zu begreifen wäre und mit Hülfe deren und des zugehörigen Wörterbuches dann sofort jeder Brief in einer dem Russen wie dem Japaner, dem Brasilianer wie dem Chinesen (falls sie Gleiches gelernt) völlig verständlichen Form ausgefertigt werden könnte.

Wie weit das Volapük für das Verfassen wissenschaftlicher Werke sich eignet, bleibt natürlich vorläufig noch abzuwarten. Indessen kann man durchaus nicht absehen, warum eine Sprache, in der Werke eines Lessing, eines Plato übersetzt vorliegen, unfähig sein sollte für den selbständigen Gedankenausdruck irgend eines Forschers. Es versteht sich von selbst, daß vorher die Kunstausdrücke des betreffenden Faches gebildet sein müssen; eben das jedoch ist eine der Hauptaufgaben der eingesetzten Akademie, ein Einzelner würde das nimmermehr leisten können. Zu den ganz unverständlichen Behauptungen des Herrn Lützenau ist eben auch die zu rechnen: das Volapük besitze „für neue Ideen, für neugewonnene schärfere Begriffsfassungen keinen Ausdruck". Es besitzt einen, sobald man ihn geformt hat!

Die große Sache der „Weltsprache", welche zwar seit sieben oder acht Jahren schon existirt, aber erst seit zwei bis drei Jahren sich von ihrem deutschen Heimathssitz aus Bahn gebrochen hat über die ganze Erde, verdient wahrlich nicht in ihrem Vaterland das Loos, ein Gegenstand des Spottes und entsetzlich billiger Witze zu sein. Der Gewinnst einer internationalen Handels- und Verkehrssprache ist zweifellos etwas Ernsthaftes! Und darf man nicht demjenigen, der es noch in Zweifel zieht, ob das Volapük dereinst die internationale Verkehrssprache der Wissenschaft, ein Neulatein werden könnte, und der deshalb thörichter Weise der ganzen Sache „keine Zukunft" beimißt, zurufen: Wo wären wir heute mit unserer Weltcultur, wenn unsere Väter die Erfindung der Eisenbahnen mit dem großen Arago „aus wissenschaftlichen Gründen unausführbar" genannt und etwa darum abgelehnt hätten, weil man mit dem chimärischen Dampfwagen doch wohl nie bis zu Montblanchöhe gelangen könnte! Seit Jahren bereits führt die Eisenbahn genau in der Höhe des höchsten Gipfels von Europa über die Anden, und auch ohne diesen Triumph der Technik unserer Tage würde man alle Ursache haben sich zu freuen darüber, daß man nicht mit dem sonst so hochverdienten französischen Gelehrten die bedeutendste Erfindung für den internationalen Landverkehr als Thorheit von der Hand gewiesen!

Ehedem brauchte man nach keiner Sprache auszuschauen, in der man mit den Culturnationen aller Erdtheile sich verständigen könne; der Austausch der Waaren wie das Reisen ging eben noch nicht durch die ganze Welt. Wie anders ist das heute, wo uns China oder Nordamerika für die Praxis des Weltverkehrs kaum ferner liegt als noch vor hundert Jahren ein europäisches Land vom anderen! Und wo erschaut man für die entsetzliche, die Einheit der menschlichen Geistesentwickelung ernsthaft bedrohende Vielsprachigkeit der Wissenschaft eine Rettung, seitdem der Reihe nach Französisch, Deutsch, Englisch als Sprachorgane des internationalen Wissenschaftsbetriebes die Flagge streichen mußten vor dem nicht unberechtigten Nationalstolz, keiner fremden Nation die Sprache heimischer Forschung entlehnen zu wollen? Worin anders als in einer national-neutralen Weltsprache?

Zum Schluß nur noch die Notiz, daß die von Herrn Lützenau mit vollem Recht gerühmte beste Grammatik des Volapük („Vollständiger Lehrgang des Volapük", Halle 1887) in gar keiner Antheilschaftsbeziehung zu mir steht, sondern eine deutsche Uebersetzung von Prof. Kerckhoffs' Cours complet durch Herrn W. Pflaumer enthält.

Feuilleton.

Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Ein so wundersames Ereigniß, als eine Verlobung „in seinen Jahren", hatte Emanuel eine zeitlang etwas außer sich bringen können. Um so mehr war er dann aber bemüht, in seinem äußeren Verhalten alles zu meiden, was ihn sich oder den Leuten hätte „lächerlich machen" können. Er wollte sich seines vorgeschrittenen Alters bewußt bleiben und nicht „verliebte Thorheiten begehen", wie es ihn auch nur beängstigt hätte, wenn Julie ihn mit Zärtlichkeiten überhäuft haben würde. Er ordnete sein Verhältniß zu ihr „auf praktischer Grundlage", und sie war feinfühlig genug, mit voller Freiheit sich selbst die Grenzen zu ziehen, in denen ihre Neigung nach seinem Bedürfniß sich zu bestätigen hätte. Mußte er doch jeden Tag mehr ihre Achtung und ihr freundschaftliches Vertrauen gewinnen! Und sicher hatte sie ja mit voller Einsicht gehandelt, als sie dem so viel älteren Manne die Hand reichte.

So sollte denn auch, nachdem die Hochzeit gefeiert war, von Flitterwochen nichts gemerkt werden, sondern sogleich ein auf die Dauer geregeltes Neuleben beginnen, das sich dem bisher gewöhnten möglichst genau anpaßte. Es wurde keine Reise unternommen. Der junge Ehemann erschien gleich den ersten Tag in seinem Kontor pünktlich auf die Minute, kürzte

Digitized by Google

die Börsenzeit nicht ab, las nach dem Essen seine Zeitung und ging wieder in's Geschäft bis zum Abend, der dann in des Bruders Gesellschaft, wie immer, verbracht wurde. Ernst hatte sich zurückhalten wollen, aber Emanuel ihn selbst abgeholt. Seine Frau bitte sich das aus, daß in ihren Gewohnheiten nichts geändert werde. Und Julie hatte ihm dann wirklich mit größter Liebenswürdigkeit zu verstehen gegeben, daß er sich ihretwegen keinen Zwang auflegen dürfe; sie sei glücklich, wenn sich ihr lieber Mann nach wie vor im Hause recht behaglich fühle. Seines Dankes war sie gewiß. Hatte ihm seine Heirath die schwersten Scrupel doch gerade deshalb verursacht, weil er fürchtete, Ernst würde etwas vermissen. Es beruhigte ihn sehr, als er sah, daß diesem Frau Julie als Wirthin mindestens ebenso lieb war, als es ihm Tante Albertine gewesen. Beide schickten sich ineinander vortrefflich, und Emanuel fühlte sich nach dem gelungenen Wagniß als den glücklichsten Menschen.

So vergingen einige Monate in ruhigem Verkehr für alle Theile befriedigend. Ernst nahm seine Mahlzeiten am Familientisch ein, leistete dem Ehepaar Abends Gesellschaft und hätte im Uebrigen zwischen seinen Büchern und Instrumenten fortleben können, wie es ihm so lange gefallen hatte. Weder Emanuel noch seine Frau erhoben gegen ihn Ansprüche. Aber ihm selbst gab die Gelehrtenklause nun kein rechtes Genüge mehr. Es war ihm, als ob er verpflichtet sei, die Freundlichkeiten der Beiden nicht nur so hinzunehmen, sondern auch nach Kräften zu vergelten. Es machte ihm das größte Vergnügen, die brave Hausfrau in ihrem stillen und zierlichen Walten zu beobachten, und er war glücklich ihr irgend ein kleines Geschäft abnehmen, einen galanten Dienst leisten zu können. Er fühlte sich „drüben beim Bruder" immer in der heitersten Stimmung und wußte trefflich zu unterhalten, was früher gar nicht seine Sache gewesen war. Julie ging aber auch gern auf jedes Thema ein, zeigte sich vielbelesen und hörte sogar geduldig zu, wenn er auf einen fachwissenschaftlichen Gegenstand zu sprechen kam. Er kehrte nicht mehr von einem Ausgange nach Hause zurück, ohne für Julie eine seltene Blume, eine schöne Frucht oder sonst ein kleines Geschenk mitzubringen. Er trug ihr Bücher zu, die sie zu lesen wünschte, und erbot sich, ihr daraus vorzulesen, wenn sie ihre Handarbeit nicht versäumen wolle. Sie spielte recht fertig Clavier. Wie dankbar war er, wenn sie ihm erlaubte zuzuhören. Und nun erinnerte er sich auch seines lange nicht gepflegten Geigenspiels. Er nahm das Instrument vor und übte so fleißig, als ob er sich zum Virtuosen hätte ausbilden wollen. Das konnte ihr nicht unbemerkt bleiben; sie wollte auch davon etwas genießen. Ja, wenn sie ihn begleiten würde! Das geschah gern. Die Musik wurde ihm jetzt erst lieb.

Man las und spielte anfangs nach dem Abendessen in der Zeit, die man auch ohnedies gemeinsam zu verbringen gewohnt war. Wenn aber Emanuel spät aus dem Geschäft kam, zeigte er sich öfters recht abgespannt und nicht in der Stimmung, sich den Kopf beschweren oder die Nerven beunruhigen zu lassen. Er saß dann lieber beim Glase Bier, rauchte seine Cigarre und plauderte über die kleinen wirthschaftlichen Angelegenheiten, die der Tag gebracht hatte und wieder mit sich nahm. Es wurde ihm überhaupt schwer, ein Buch zu genießen, das eine gewisse Entäußerung von der gewohnten Denkweise forderte, namentlich aber einer dichterischen Auffassung zu folgen, und die Musik hatte ihn stets eingeschläfert, da er nun einmal für ihre Feinheiten kein Ohr hatte und sich bei dem Gewoge von Tönen „nichts denken" konnte. Warum ihn aber auch belästigen? Der Tag hatte ja so viele Stunden, die ihn auf dem Kontor, an der Börse, in der Stadtverordnetenversammlung zurückhielten. Und Ernst hatte so viel freie Zeit! Er hatte eigentlich seine ganze Zeit frei bis auf ein paar Stunden in der Woche, in denen er ein Colleg las. Warum also den Abend abwarten? Und die arme junge Frau mußte ja auch so viel allein sein — das brachte die Thätigkeit ihres Mannes so mit sich. Er bedauerte sie jetzt deshalb, obschon sie immer versicherte, daß sie sich gut zu beschäftigen wisse und niemals Langeweile empfinde. Ernst klopfte Vormittags bei ihr an, um mit ihr zu lesen, Nachmittags, um mit ihr zu musiciren, und wurde stets freundlich eingelassen. Emanuel erfuhr dann Abends, was sie getrieben hatten, und lobte den Bruder, daß er seiner Frau das Leben so angenehm zu machen bemüht sei. Das bereite ihm selbst die beste Unterhaltung, versicherte Ernst mit überzeugendem Eifer; er freue sich nur, daß er in der Welt zu etwas nütze sei.

Er war wirklich ganz wie verwandelt. Früher so weiberscheu, daß er jede Einladung ausschlug, wenn er Damen in der Gesellschaft vermuthete, schien er nun keine angenehmere Beschäftigung zu kennen, als sich dem Dienst einer liebenswürdigen Frau zu widmen. Er vernachlässigte um ihretwillen seine Arbeiten, ließ seine gelehrten Bücher verstauben, die Tinte eintrocknen. Auch wenn er nicht Frau Julie Gesellschaft leistete, fand ich ihn meist ganz unthätig; er ging pfeifend oder singend in der Stube auf und ab, oder sah zum Fenster hinaus auf die Straße, oder bekritzelte mit einem Bleistift sein sonst so sauberes Manuscript. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, sagte er selbst mitunter, seit mein Bruder eine Frau hat; sie ist der größte Segen, der je hätte in's Haus kommen können! Sich selbst eine Frau zu nehmen, fiel ihm trotz dieser Erfahrung gar nicht ein. Ich wagte einmal eine Andeutung dieser Art, blieb aber ohne Verständniß. Wo auch ein zweites weibliches Wesen finden, wie Julie? Und so konnte man doch nur mit einer Schwägerin umgehen! So ganz freundschaftlich und unbefangen, so ohne jedes peinliche Gefühl von Abhängigkeit und Gebundenheit. Man sei sich da gerade so viel, als man für einander übrig habe. Und wie glücklich treffe es sich, daß er gleichsam seinen Bruder ergänzen könne! Er entziehe ihm nichts und genieße, was ihm selbst allein Werth habe. Julie scheine sich ganz glücklich zu fühlen und beglücke so auch ihren Mann. Es sei das innigste Verhältniß unter ihnen Dreien.

Ich freute mich darüber und zweifelte nicht, daß auch hierin die Gewohnheit ihren Machteinfluß auf Ernst üben und ihn bald gleichmüthiger, wenn auch nicht gleichgültiger stimmen werde. Es traf sich damals so, daß ich ein Commissorium an einem weit entfernten Ort übernehmen mußte und länger als ein Jahr außer jeder Verbindung mit meiner Vaterstadt kam. Wir versprachen einander zu schreiben; aber Ernst ließ es bei einem Brief bewenden, aus dessen Inhalt ich freilich Manches entnehmen konnte, was ich so eben möglichst aus seiner Auffassung heraus zu schildern versucht habe.

Als ich zurückkehrte fand ich anscheinend im Hause alles unverändert. Zu meiner sehr unangenehmen Ueberraschung mußte ich aber sehr bald bemerken, daß die Brüder das Stadtgespräch geworden waren und nicht glimpflich beurtheilt wurden. Man sprach recht häßlich und spöttisch über sie und Julie. Die Brüder hätten sich eine Frau genommen, hieß es. Die einen bemitleideten Emanuel, den trefflichen, nur allzu vertrauensamen Menschen; die andern schalten ihn einen Thoren, daß er in seinem Alter eine junge Frau genommen und nicht wenigstens den Bruder entfernt habe, den er doch bald genug als Liebhaber erkennen müßte. Ich wollte wissen, was geschehen sei. Man zuckte die Achseln und antwortete lächelnd: Mein Himmel — nichts Besonderes. Aber man weiß ja lange, daß der Doctor und Frau Julie vorzüglich mit einander harmoniren und immer beisammen sind, während der Mann den Tag über außer dem Hause beschäftigt ist. Man sieht sie ja auch fast stets allein spazieren gehen, seit ihr der Arzt Bewegung angerathen haben soll; und wenn der Mann sie einmal am Sonntag begleitet, so reicht doch curioser Weise der Doctor seiner Frau den Arm, oder unterhält sich wenigstens mit ihr fast ausschließlich. Er besucht auch mit ihr das Theater und Concerte. Natürlich! die junge Frau will doch einmal ein Vergnügen haben, und der Mann hat keine Zeit dazu oder ist müde und schläfrig. Sie ist ja auch im Schutz seines — Bruders am besten aufgehoben! Es mag ja wirklich nichts Schlimmes dabei sein — sie selbst thun wenigstens ganz unschuldig, und der Mann steht mit offenen Augen da. Aber etwas zu ungenirt treiben sie's doch. Man müßte ja blind sein, wenn man nicht sehen wollte, wer eigentlich zu einander gehört. Aber sie selbst sind so verblendet, daß sie nicht einmal den öffentlichen Skandal scheuen. Man zieht sich schon von ihnen zurück, giebt ihnen zu verstehen, daß die gute Gesellschaft für ihr Benehmen keine Verantwortlichkeit übernehmen wolle — sie haben weder Auge noch Ohr dafür.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Verkannten".

Lustspiel in fünf Aufzügen von Adolph L'Arronge.

(Deutsches Theater.)

Es führt meistens zu keinem guten Ende, wenn ein dramatischer Dichter seinen Zuhörern zu viel zu sagen hat. Ein Drama ist nun einmal kein Lehrgedicht und soll noch viel weniger sich als moralische oder auch satirische Abhandlung darstellen, in die Alles, was der Verfasser auf dem Herzen hat, nach der Reihe und in erschöpfender Fülle zusammengepackt werden kann. Ein Drama ist eine Handlung. Das hat früher Herr L'Arronge so gut gewußt, und das muß er sich wohl auch jetzt doch täglich wiederholen, wenn er die ihm von anderen Leuten eingesandten Stücke prüft. Warum hat er es auf einmal vergessen, während er dieses neue Lustspiel schuf?

Man merkt es diesem Lustspiele an, daß es so recht aus vollem Herzen heraus geschrieben worden ist. Diese Verkannten; der an Größenwahn leidende Schauspieler, die selbstbewußte, aufdringliche Schriftstellerin und der, seinen dichterischen Schöpfungsdrang in historischen Trauerspielen austobende Dilettant, wie oft mögen sie schon störend in die Behaglichkeit des Bühnenleiters eingegriffen haben! Ob auch die in ihrer Uneigennützigkeit und zarten Rücksichtnahme so arg verkannte Schwiegermutter? das weiß ich nicht. Auf jeden Fall mußte es dem Verfasser in den Fingern zucken, jene gleich Wespen ihn täglich umsummenden und quälenden Verkannten einmal zu einem dramatischen Chor zu vereinigen, der die satirische Begleitschaft für irgend eine lustige oder auch ernstere Handlung bilden konnte. Wäre es nur bei dieser Begleitschaft, bei der Nebenstellung des dramatischen Chors, geblieben! So aber hat sich L'Arronge verleiten lassen, jenen Wespen die Hauptrolle im Stücke zuzutheilen, der Chor beherrscht das Ganze und nur eine dürftige Handlung hebt zuweilen inmitten des allgemeinen Spektakels, den jener macht, schüchtern ihr Haupt an die Oberfläche. Der Verfasser hatte eben allzuviel zu sagen, hatte allzuviel auf dem Herzen, was er durch die in jenen Verkannten verkörperte Satire abschütteln wollte, und verlor auf diese Weise den Faden einer zusammengefaßten und anregenden Handlung.

Und doch war er von Anbeginn an auf dem richtigen Wege, um zu einer schönen Einheitlichkeit im Tone und in der Führung der Handlung zu gelangen. Er schuf nämlich zum Gegenspiel gegen jenes Koryphantenthum der Verkannten eine Gestalt, die, wenn sie nicht nur redend sondern auch handelnd aufträte, auf einmal dem Stück volles Leben eingehaucht haben würde. Es ist eine Frauengestalt voll echter Lebenslust und unverwüstlicher Frische, die, mit ihrer klaren Auffassung von den eigentlichen Werth der Dinge und der Menschen, den Phantasien der sie umschwirrenden Verkannten ein Gegengewicht bietet und sie auf ihr richtiges Maß zurückführt. Aber, wie gesagt, sie thut das lediglich durch vernünftiges Reden und höchstens, ganz am Schlusse, noch dadurch, daß sie sich vor der Tollheit, die immer ärger sie umbrandet, aus dem Staub macht. Ihre Flucht ist ihre einzige Handlung, eine sehr negative, die trotzdem, zu der großen Verwunderung der Zuschauer, eine positive Wirkung ausübt — nur, weil sonst das Stück kein Ende fände.

Jene Frau ist Marie, die Gattin des Rechtsanwaltes Mellin. Sie lebt mit ihrer Schwiegermutter in einem Hause und muß alle Qualen der Bevormundung durch diese, ja selbst durch die in dem Hause alt und unentbehrlich gewordene Dienerschaft durchkosten. Der erste Act hebt mit einer hübschen Scene, welche diese Bevormundung und zugleich den Entschluß Mariens, selbständig zu werden, kund thut, lustig und frisch genug an, aber er endet dafür in der schläfrigsten Weise: der junge Rechtsanwalt, der erste der Verkannten, liest seiner Frau den Anfang eines historischen Trauerspieles vor, das er in seinen Mußestunden im Vollgefühl seines dichterischen Dranges schrieb. Sie schläft darüber ein, das Publikum beinahe auch, denn der Verfasser zeigt hier, wo nur eine satirische Andeutung genügt hätte; zum ersten Male die Geschwätzigkeit, die das ganze Stück entstellt: außer einer langen geschichtlichen Einleitung in das Trauerspiel bekommen wir zwei schwülstige Monologe desselben wirklich und in extenso zu hören. Das Lustspiel fängt an in dem Trauerspiel aufzugehen, als endlich glücklich die Schläferin erwacht und der Vorhang fällt.

Der weitere Gang der Handlung müßte nun zeigen, welche lustigen Gegenminen die junge Frau anlegt, um ebenso ihre Schwiegermutter von ihrer Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit, wie ihren Mann von seinem dilettantischen Dichterfieber zu heilen. Aber dem Autor sind noch nicht genug „Verkannte" im Stück, und der ganze zweite Act muß erst herhalten, um solche zu schaffen. Da ist zunächst die kleine Frau eines Malers, welche meint, daß die Schönheit ihres Stumpfnäschens von ihrem Manne verkannt werde und welche, weil sie sich für das beste Modell hält, jenem ein anderes zu haben nicht erlaubt. Diese Idee ist noch ganz lustig ausgeführt und es liegt Humor darin. Aber auch sie fällt sogleich wieder zu Erde, denn kaum ist die Dame zur Thüre hinaus, so tänzelt der Verkannte Nr. 3 herein: der verarmte Schauspieler, dessen Genie nirgends anerkannt wird; und kaum hat dieser seine alte, in so unzähligen Possen verbrauchte Rolle abgespielt, so kommt der Verkannte Nr. 4, der ekstatische Blaustrumpf. Auch diese Figur, uralt für das verwöhnte Berliner Publikum, vermag den verlorenen Faden der Handlung nicht wieder anzuknüpfen. Der Vorhang fällt zum zweiten Male und wir stehen, mit der jungen Frau auf der Bühne, immer noch auf demselben Punkte.

Der dritte Act — er spielt in dem Atelier des Malers — tuscht durch einige possenhafte Pinselstriche lediglich das Verkanntsein des ehelichen Modells, sowie das des Schauspielers weiter aus; für den Gang der Handlung im Hause des Rechtsanwaltes erfahren wir nichts Neues, außer die Nachricht, daß der Rechtsanwalt ohne Wissen seiner Frau sein Trauerspiel an einer Bühne eingereicht und von derselben zurückerhalten habe. Es wird der Beschluß gefaßt, dasselbe vor einem Kreise von Kunstenthusiasten vorzulesen, die ein besseres Urtheil über dasselbe in die Wagschale werfen sollen, und dieser Beschluß wird im vierten Acte ausgeführt. Jener Kreis besteht aus den uns bisher schon bekannten Verkannten, zu denen nur noch als Nr. 5 ein kritikerfressender Maler hinzutritt. Endlich, am Schlusse dieses Actes, tritt die befreiende That der jungen Frau ein, jene negative That, ihre Flucht aus dem Hause ihres durch den Dichterwahn unzurechnungsfähig gewordenen Mannes. Vorher hat die resolute Dame freilich noch die kleine positive Nebenhandlung vollbracht, den Schauspieler zu retten, indem sie ihm die Mittel zu Begründung eines photographischen Ateliers vorstreckt.

Und wie wirkt jene einzige negative That des Stückes? Die Wirkung erfolgt im Zwischenact; den Erfolg sehen wir, wenn der Vorhang sich zum fünften Male erhebt, schon fertig. Der junge Rechtsanwalt und Trauerspieldichter ist in der Sehnsucht nach seiner Frau einsichtig geworden; ein ernster bühnenkundiger Freund hat ihn außerdem von der Schwäche seiner dichterischen Leistung überzeugt und eben, als er sein Werk im Kamin verbrennen will, tritt die Geflohene wieder herein, tritt auch eine „Dame in Trauer" ein, die Braut eines Klienten, den er vor unschuldiger Verurtheilung errettete — sie sagt ihm wortreichen Dank und weist ihn dadurch auf das Feld hin, wo er wirkliche Anerkennung finden kann —, tritt endlich der gerettete Schauspieler herein mit den ersten gelungenen Erfolgen seiner neuen Thätigkeit. Die Verkannten sehen ihr Unrecht ein; auch das Stumpfnäschen erlaubt ihrem Manne ein anderes Modell und die Schwiegermutter räumt das Feld. Die praktische und gesunde Einsicht der jungen Frau hat gesiegt, ohne eigentlich in Action getreten zu sein.

Es ist wirklich zu bedauern, daß die Gestalt der Siegerin so wenig zu bedeuten hat im ganzen Stücke, denn es ist in der That eine gute Lustspielidee, die frische Lebensauffassung im siegreichen Kampfe mit einer thörichten Einbildung zu schildern. Aber Herr L'Arronge verlor, wie schon gesagt, diesen Faden; er wurde überwältigt von der satirischen Laune, die ihn blind machte gegen das Verbrauchtsein und die Alltäglichkeit der Typen, als welche ihre Ausbrüche sich darstellen. Dazu kommt noch, daß er in dieser Laune wahrhaft unerschöpflich ist: immer wiederholt er dieselben Hiebe, ohne Abwechselung; er wird bei dieser Geißelung geschwätzig, trivial.

Daß er der Figur des Schauspielers, welcher ein unverhältnißmäßig breiter Raum im Stücke gewährt ist, neben der nothwendigen satirischen Verzerrung einen Stich in's Tragische gab, wäre zu loben, wenn er nicht von vornherein Herrn Engels zu ihrem Darsteller ausersehen gehabt hätte. Diesem Künstler gelingt eine nur einigermaßen glaubwürdige Verschmelzung solcher scheinbaren Widersprüche niemals; er hebt stets nur das Possenhafte hervor und wirft die anderen Accente, die der Verfasser etwa beabsichtigte, rücksichtslos unter den Tisch; und ich glaube sogar, daß der Erfolg des Abends ein besserer gewesen sein würde, wenn dieser Komiker mit seiner beschränkten Spielweise nicht im Vordergrund gestanden hätte. An den übrigen Rollen war nichts weiter zu verderben, sie wurden, so gut es ging, vortrefflich dargestellt. Besonders Fräulein Sorma erwies sich als echte Künstlerin, indem sie trotz der oben gekennzeichneten Mängel ihrer Rolle derselben doch noch einige Bedeutung zu geben wußte. Die einzige wahre und deshalb wohlthuend wirkende Gestalt des Stückes die eigentlich auch zu den Gegenspielern gehört, aber nur allzuselten von dem Verfasser an ihren rechten Platz gestellt war — es ist der phlegmatische Maler, welcher das Stumpfnäschen zur Frau hat — wurde von Herrn Merten ebenfalls erst noch kräftig in's Licht gerückt. So kann sich wenigstens Herr L'Arronge nicht über seine Schauspieler beklagen. Möchte doch dieses tüchtige Lustspielpersonal bald auch wieder einmal eine tüchtige Aufgabe finden. Ohne eine solche kann es nicht wirken; auch ein berühmter Autorenname hebt das Publikum nicht mehr über die Unbedeutendheit des Geschaffenen hinweg. Für Beides lieferte den kräftigen Beweis dieser neueste Mißerfolg des „Deutschen Theaters".

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Felix und Therese Dahn,

Kaiser Karl und seine Paladine.

Erzählungen aus dem Kerlingischen Sagenkreise.

473 S. 8. Geh. ℳ 6.—; fein geb. ℳ 7.—

Im Anschluß an „Walhall" — die Darstellung altgermanischer Götter- und Helden-Sagen — geben die Verfasser hier das Wesentliche der Geschichte und der Sage Karls des Großen und seiner Helden. Felix Dahn hat die Ergebnisse seiner Forschungen über Karl, kurz und volksthümlich zusammengefaßt, ohne gelehrtes Beiwerk mitgetheilt. Seine Gattin, Therese Dahn, hat das Wichtigste aus dem Karolingischen Sagenkreise eigenartig bearbeitet. Das Buch wird nicht nur, wenn auch vorzugsweise, die Jugend erfreuen und belehren. Seine Majestät der Deutsche Kaiser hat durch allerhuldvollste Annahme der Zueignung wohl die nationale und erziehliche Bedeutung des Werkes anerkennen wollen.

In bedeutend erweiterter Form
erscheint bereits 1888 ohne Preisaufschlag:

Kunstwart.

Herausgeber: F. Avenarius.
Halbmonatsschrift, ¼jährl. 2½ Mark.

Reichhaltige Rundschau über **Dichtung, Theater, Musik, bildende Künste, Kunsthandwerk.** Unterstützt von **hervorragenden Sachkennern** Deutschlands, Oesterreichs u. d. Schweiz, vollständig **unabhängig**, durchaus **eigenartig**, allgemein **verständlich**, **vornehm** ausgestattet, **billig.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie [gleich Probenummern] unmittelbar vom:

„Kunstwart-Verlag in Dresden".

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 ℳ. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 8 Bde. in Leinen, neu, 20 ℳ. — Goethe's Leben von **G. H. Lewes,** übers. v. Frese, 14. Aufl. (1883) 2 Bde. schön geb. nebst: Schiller's Leben von **E. Palleske.** 9. Aufl. (1877) 2 Bde. schön geb. und: **Kotzebue,** Ausw. dram. Werke. 10 Bde. in 5 Orig.-Leinwbdn. zus. 15 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke m. Biogr. v. Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 ℳ. — **Heine,** Werke, Hamb. 1876, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipzig 1870, 2 Bde. geb. zusammen 12 ℳ. — **Schnaase,** Gesch. d. bild. Künste. 2. Aufl., bearb. von C. v. Lützow, Düsseldorf 66, schön Hlbfranz., 7 Bde. 40 ℳ. — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 82, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Las Cases,** Mémoires de Sainte-Helène, 2 Prachtbände, reich illustr. Halbfranz, Paris 1842, 10 ℳ. — **Corvin,** 1848—1871, Gesch. d. Neuzeit, 3 Bde. Leipzig, 6 ℳ. — **Louis Blanc,** Hist. de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage von **G. Grimm** in Budapest ist soeben erschienen:

Mutter Erde (la terre)

von

Emile Zola.

Autorisirte Uebersetzung

von

A. Schwarz.

2 starke Bände. 6 Mark.

Englisch-Deutsches

Supplement-Lexikon

als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen

englisch-deutschen

Wörterbüchern.

Mit teilweiser Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt.

Durchweg nach englischen Quellen bearbeitet von

Dr. A. Hoppe,
Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

Zweite Auflage.

In 4 Abteilungen. — I. Abt.: A — Close.

Preis: ungebunden 8 Mark.

BERLIN, 1888

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt).

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per ⅘ ⅗ ½ ¼ = Pfd.-Dose
350 800 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Die Kunst glücklich zu sein

von

Paul Mantegazza,

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.20.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Soeben erschien:

DAS WEIB

in der

Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien

von Dr. **H. Ploss.**

Zweite, stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Dr. **Max Bartels.**

Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.

Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.

Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.

Für Jeden, der sich gründlich Aufklärung über die **Währungsfrage verschaffen will:**

Die geschichtliche Entwicklung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit v. Karl Melchers. Preis **1 Mk. 20 Pf.**

Siehe die brillanten Recensionen in „**Deutsche Rundschau**", „**Nation**", „**Berliner Tageblatt**", „**Weserzeitung**" etc.

Bei Einsendung von ℳ 1.20 (auch in Briefmarken), nach Auswärts frco.

Bültmann & Gerriets Nachf., Basel.

In **W. Werthers** Verlag in **Rostock** erschien:

Geschichte der Stadt Rostock

von

Karl Koppmann.

I. Von Gründung der Stadt bis 1532.

10 Bogen. Preis 2 Mark.

Für Forscher auf dem Gebiete der deutschen Geschichte von großem Interesse.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 28. Januar 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Geheimmittelfrage. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Zur Gewehrfrage. Von einem Stabsoffizier. — **Literatur und Kunst:** Eduard von Hartmann's Aesthetik. Von M. Carriere. — Hamerling's neuestes Epos. Besprochen von Oskar Bulle. — Helene Böhlau Al-Raschid Bey. Von Z. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Aus den Kunstausstellungen. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Zur Geheimmittelfrage.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die in der letzten Zeit erlassenen Polizei-Verordnungen des Kgl. Polizei-Präsidiums zu Berlin und des Regierungs-Präsidenten zu Magdeburg gegen das öffentliche Anpreisen von Geheimmitteln haben in der Presse viel Staub aufgewirbelt, da es sich um die Freiheit der Presse handelt und das Interesse der Letzteren auf das Empfindlichste berührt wird. Die Anschauungen über die Tragweite und Rechtsgültigkeit der erlassenen Verordnungen sind sehr verschieden und werden zweifellos in allernächster Zeit die ordentlichen Gerichte sowohl über den Sinn, als auch über die Rechtsgültigkeit der Verordnungen zn entscheiden haben. Dieser unsichere Zustand macht uns den Mangel an allgemeinen Bestimmungen zur Regelung des Geheimmittelverkehrs recht fühlbar und legt uns den Wunsch nahe, daß doch endlich die medicinal-reformatorischen Arbeiten der Preußischen Staatsregierung in dieser Frage einen greifbaren Erfolg zeigen möchten. Die im letzten Jahre erlassenen Anordnungen des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten bezüglich der ärztlichen Standesvertretung und des Verbots der Uebertragung neuer Apotheken innerhalb der nächsten 10 Jahre nach Errichtung derselben haben allseitigen Beifall gefunden. Noch mehr Anerkennung würde der Leiter der Medicinal-Angelegenheiten finden und den Dank der Bevölkerung sich verdienen, wenn er für einheitliche Regelung des Geheimmittelwesens sorgen wollte. Man sollte sagen, daß eine Frage, welche seit langen Jahren von ärztlicher und juristischer Seite erörtert und aufgeklärt worden, mehr als reif sei, durch gesetzliche Bestimmungen geregelt zu werden. Die Thatsache, daß eine Commission zur Prüfung der Kaiserl. Verordnung vom 4. Januar 1875 kürzlich zusammenberufen worden, läßt glücklicherweise die Hoffnung nicht unbegründet erscheinen, daß Preußen dem Bundesrath eine entsprechende Vorlage machen und der Reichstag noch in der gegenwärtigen Tagung mit der Vorlage befaßt werde. Man wird die Vorlage in allen Kreisen freudig begrüßen und alle Parteien werden bereit sein, eine Vorlage, welche langjährigen, häufig geäußerten Wünschen entspricht und einen schlimmen Schaden unseres Volkslebens zu heilen versucht, sachlich zu prüfen.

Das Geheimmittel ist so alt wie die Krankheiten, älter als unsere Geschichte und wird auch erst mit der letzten Krankheit verschwinden, da die Neigung der Menschen in Krankheitszuständen Geheimmittel zu gebrauchen, sich nicht unterdrücken läßt. Es gibt nun auch leider noch eine Sorte Menschen, welche aus dieser Neigung Vortheil ziehen und das Volk in unglaublicher Weise ausbeuten. Der Leichtsinn und die Dummheit werden benutzt, um sich auf Kosten der Leichtgläubigen und Dummen zu bereichern und leider bleibt wahr: „il y a toujours des moutons à tondre.“ Große Summen wissen die Geheimmittelhändler alljährlich aus den Taschen der Leidenden zu ziehen und sich zu bereichern. Das Schlimmste aber dabei ist, daß die Bereicherung meistens auf Kosten der Armen, die kaum ihr tägliches Brod verdienen, erfolgt; die Erfahrung zeigt, daß der Hauptgegenstand der Ausbeutung das unbemittelte Volk mit seinem Köhlerglauben ist. Wenn man dem Treiben der angeblichen, jedenfalls hochprocentigen Menschenfreunde und dunkeln Ehrenmänner, alias Geheimmittelhändler nachforscht, dann blickt man in einen Abgrund von Betrug und Nichtswürdigkeit. Die meisten Geheimmittelhändler und Geheimmittelfabrikanten sind Persönlichkeiten, die mit dem Gesetze und der Moral auf gespanntem Fuße stehen, da sie ihre Zwecke nur durch Betrug und Schwindel erreichen können. Aber fast noch unheilvoller als die Schädigung des Geldbeutels des Volkes ist die Schädigung der Gesundheit desselben. Die Geheimmittel enthalten Bestandtheile, welche uns bekannt sind und entweder der Gesundheit überhaupt oder nur bei bestimmten Krankheiten schädlich sind oder unsicher wirken und im besten Falle gar nicht wirken. Nach einer in neuerer Zeit vorgenommenen Untersuchuug von 938 Geheimmitteln enthielten 22 Proc. giftige, jedoch nicht acut wirkende Stoffe, 25 Proc. waren unter Umständen gefährlich. Ist die Gesundheitsschädlichkeit des Geheimmittels keine unmittelbare, so wirkt dasselbe mittelbar dadurch unheilvoll, daß es den Kranken abhält, rechtzeitig ärztliche Hülfe in Anspruch zu nehmen und dadurch Krankheiten, welche bei rechtzeitiger ärztlicher Behandlung heilbar waren, zu unheilbaren macht. Das Urtheil über die Geheimmittel muß dahin lauten, daß die chemische Beschaffenheit der meisten Geheimmittel in dem richtigen Verhältniß zu der sittlichen Beschaffenheit der Händler und Verfertiger steht: auf beiden Seiten findet sich ein für das Volkswohl höchst gefährlicher Mangel.

Die Folgen des Geheimmittelwesens sind also doppelte, wirthschaftliche und gesundheitliche, Geldbeutel und physisches Wohl des Volkes haben den Schaden zu tragen. Diese doppelte Schädigung ist aber in letzter Zeit immer weiteren Kreisen bekannt geworden, einmal weil man überhaupt angefangen hat, sich mit dem wirthschaftlichen und physischen Wohl der Bevölkerung mehr als früher zu beschäftigen, dann aber auch, weil das Geheimmittelunwesen eine ungeahnte Ausdehnung

Digitized by Google

gewonnen und durch diese und die Art seines Betriebes eine für unsere Zeit bezeichnende Erscheinung geworden ist. Das Geheimmittelunwesen hat zwar zu allen Zeiten bestanden, heute aber ist dasselbe zu einer eigenen Industrie mit allen Mitteln einer solchen herangewachsen. In den letzten 20 Jahren hat die Herstellung und der Handel mit Geheimmitteln in Deutschland eine Ausdehnung gewonnen, daß selbst die verbohrteste Manchestermumie einsehen muß, daß es mit dem laisser faire et laisser aller nicht mehr geht und daß dem entstandenen Unwesen, als einem socialen Uebel der ernstesten Art entgegengetreten werden muß. Eine Hauptschuld an dem schnellen Heranwachsen und der Ausbreitung des Geheimmittelunwesens trägt zweifellos unsere Gewerbe-Ordnung, welche durch die Freigabe des Heilgeschäftes dem Heilmittelgeschäft Thür und Thor geöffnet hat. Nicht weniger Schuld trägt sodann die Presse, welche durch öffentliche Anpreisung der Geheimmittel im Inseratentheile der Zeitungen und sogar im sogenannten Reclamentheile die Geheimmittelindustrie befähigt hat, auf das große Publikum stetig und sicher einzuwirken. Auch blüht gerade in zweifelsüchtiger Zeit, wie in der unsrigen, erfahrungsmäßig der gröbste Aberglaube, welcher Viele, die sich über die wissenschaftlich gebildeten Mediciner vornehm lustig machen, Gaunern und alten Weibern in die Arme treibt.

Es fragt sich nun, wie Staat und Gesellschaft sich gegenüber einem solchen chronischen Uebel verhalten sollen. Daß der Staat einen Zustand, welcher das Gemeinwohl erheblich schädigt und in noch größerem Maße zu schädigen droht, nicht fortdauern lassen und demselben mit gekreuzten Armen zusehen darf, darüber herrscht bei Allen, welche der modernen Auffassung vom Staate huldigen und denselben nicht zum bloßen Nachtwächter-Staat herabsetzen wollen, kein Zweifel. Und selbst ein Nachtwächter-Staat darf keinen groben Unfug dulden und ruhig zusehen, wenn unter seinen Augen die Bevölkerung frech und gewissenlos betrogen wird. Auch ist es die Pflicht der Gesellschaft unter einer freien Verfassung und Selbstverwaltung durch eigene freie Thätigkeit einen ihm schädlichen Zustand zu bekämpfen. Bis jetzt ist es nun weder der Staatsgewalt, noch der freien Thätigkeit des Volkes gelungen, dem Geheimmittelunwesen wirksam entgegenzutreten. Was ist aber vernünftigerweise gegen das Geheimmittelunwesen zu thun, wie kann dasselbe unterdrückt oder wenigstens eingeschränkt werden? Auf eine vollständige Unterdrückung ist, wie wir gesehen haben, bei der menschlichen Natur nicht zu hoffen, zudem das Geheimmittelwesen auch noch den denkbar besten und mächtigsten Schutzpatron hat, nämlich die Frauen. Dieselben haben von jeher die Geheimmittel unter ihren besonderen Schutz genommen und immer bei den von ihnen liebenswürdig geleisteten Samariterdiensten in die Anordnungen der Aerzte hineingepfuscht. Da die Frauen bekanntlich nur mit dem Herzen denken und deshalb nie zu überzeugen sind, wird es auch wohl niemals gelingen, dieselben durch Vernunftpredigten von der Schädlichkeit der Geheimmittel zu überzeugen. Uebrigens müssen Neigungen und Vorurtheile des Volkes im praktischen Leben ebenso beachtet werden, wie die Forderungen der abstracten Vernunft, sonst läßt sich ein befriedigender Zustand nicht schaffen. Nothgedrungen muß also der Kampf gegen die Geheimmittel sich mit dem Versuch, dieselben einzuschränken, begnügen.

Wenn wir uns nach den Mitteln umsehen, womit das Geheimmittelunwesen zu bekämpfen, so fällt uns sofort die eigenthümliche Erscheinung auf, daß bis jetzt eine gesetzliche Begriffsbestimmung des Geheimmittels vollständig fehlt. Das Allgemeine Land-Recht kennt sogenannte „Arkana", die Preußische Apotheker-Ordnung vom 11. October 1801 schweigt über die Geheimmittel, die Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869 hat auch keine Begriffsbestimmung für Geheimmittel. Auch die Polizeiverordnungen, inbegriffen die allerneuesten, welche Bestimmungen gegen die Geheimmittel enthalten, geben keine Begriffsbestimmung. Ein solcher Mangel jeder gesetzlichen Begriffsbestimmung läßt auf die Schwierigkeit einer solchen schließen und in der That läßt sich eine nach allen Seiten befriedigende Bestimmung darüber, was als Geheimmittel zu betrachten, kaum geben. Indeß hat die neuere Gesetzgebung in vielen Fällen es unterlassen, eine Reihe von Begriffen zu definiren, weil dieselben dem gemeinen Leben angehören und dem Verständniß Jedermanns zugänglich sind. Wird die juristische Bedeutung eines solchen Begriffs zweifelhaft, so ist es unbedingt nothwendig, denselben in die durch den Einzelfall gebotenen thatsächlichen Umstände aufzulösen und unter diesem Gesichtspunkte wird auch bei dem Begriff „Geheimmittel" der Richter die Entscheidung, ob ein „Geheimmittel" vorliege, zu treffen haben. Bildet man die Begriffsbestimmung nach dem Wortlaute, so ist Geheimmittel ein geheimes Mittel, ein Stoff oder eine Zusammensetzung, welche unbekannt sind. Damit verknüpft ist aber die weitere Bedeutung, daß Stoff bezw. Zusammensetzung heilende Wirkung besitzen. Das Merkmal des Geheimmittels besteht einmal darin, daß es in seinem Stoffe oder in seiner Zusammensetzung unbekannt ist, dann darin, daß es angeblich eine heilsame Wirkung bei Krankheitszuständen ausüben soll. Geheimmittel ist also ein Stoff oder eine Zusammensetzung zur Verwendung als Arznei unter Geheimhaltung ihrer Natur oder Zusammensetzung, bezw. eine Waare, welche zu Heilzwecken unter Benennungen, aus denen ihre Beschaffenheit nicht erhellt, feilgeboten wird. Mit Rücksicht auf die Wirkungen und den Preis der Geheimmittel kann man sagen: „Geheimmittel ist ein vorgeblich mit besonderer Kraft wirkendes Heilmittel, das aber wirkungslos oder schädlich ist, dessen Bereitung geheim gehalten wird und welches übermäßig theuer ist." Der Geheimmittelhandel ist thatsächlich eine Besteuerung der Dummheit und eine Ausbeutung der Dummen.

Gegen den Geheimmittelhandel ist zweifellos das beste und am sichersten wirkende Mittel die Verbreitung von Bildung und Aufklärung, von naturwissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Wahrheiten. Die Geheimmittelfrage ist eine Bildungsfrage. Es ist zwar Zeitgeschmack, für alle sociale Schäden Polizei und Gesetzgebung verantwortlich zu machen und dieselben, sobald ein Schaden zu Tage tritt, um Hülfe anzurufen, Polizei und Gesetzgebung können aber nicht alle Schäden aus der Welt schaffen. Das fortwährende Anrufen von Polizei und Verwaltung zeigt nur Mangel an Selbstvertrauen, die eigene freie Thätigkeit der Betheiligten kann und muß am ersten helfen, Kraft und Muth zur Selbsthülfe ist nöthig, Polizeigewalt und Gesetzgebung kommen erst in zweiter Linie. Schon in der Schule muß mit der Aufklärung über den Schwindel des Geheimmittelhandels, die wirthschaftliche und gesundheitliche Schädigung der Bevölkerung durch denselben begonnen werden. Privaten, Vereine, Gemeindebehörden müssen die Bevölkerung durch Wort und Schrift belehren und auf das Betrügerische und Gefährliche des Geheimmittelhandels aufmerksam machen. Die Art und Weise der Reclame, der Humbug und die Bauernfängerei, die Prellerei und die Brandschatzung des Publikums muß bloßgelegt werden. Aufklärende Mittheilungen in der Presse über Beschaffenheit der Mittel und der Verkäufer werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Drastische und kräftige Darstellung ist den Geheimmittelschwindlern gegenüber angebracht. Oeffentliche Warnungen vor einzelnen Geheimmitteln haben die Wirkung gehabt, daß der Vertrieb des betreffenden Geheimmittels in dem betreffenden Bezirk ganz eingestellt worden. Der Preußische Minister der Medicinalangelegenheiten hat in einem Erlaß vom 10. April 1886 festgestellt, daß die Uebung des Königl. Polizei-Präsidiums zu Berlin, Geheimmittel durch Sachverständige untersuchen und die Zusammensetzung der Mittel, ihren wirklichen Werth und die Bedeutuug bezw. Unwirksamkeit ihrer Heilkraft, sowie unter Umständen auch das Vorleben der Verfertiger und Verkäufer öffentlich bekannt zu machen und vor dem Ankauf der Mittel zu warnen, in Berlin einen recht günstigen Erfolg geliefert und hat daraufhin die Bezirks-Regierungen aufgefordert, auch in ihrem Bezirke die Bekanntmachungen des Königl. Polizei-Präsidiums zu Berlin zu veröffentlichen. Große Verdienste hat sich namentlich K. E. Bock durch seine unermüdliche Bekämpfung der Geheimmittel in der „Gartenlaube" erworben, in neuerer Zeit der Ortsgesundheitsrath in Karlsruhe durch Bekanntmachungen über die Zusammensetzungen von Geheimmitteln. Wenn die Presse, welche

Digitized by Google

um so mehr die dringende Pflicht hat, mitzuwirken, weil sie häufig durch Anpreisung der Geheimmittel gesündigt hat, zusammen mit Privaten, Vereinen und Behörden den Geheimmittelschwindel bekämpft, wird der Erfolg nicht fehlen.

(Schluß folgt.)

Zur Gewehrfrage.

Von einem Stabsoffizier.

Vor Kurzem erhob sich in Deutschland unter den vielen offenen Fragen wieder die Frage der Infanteriebewaffnung. Wie war dies möglich? Haben wir doch erst mit großen Kosten für unsere Infanterie ein Magazingewehr hergestellt, welches uns auf eine Reihe von Jahren die Ueberlegenheit über unsere Gegner sichern, mindestens aber die Aussicht bieten sollte, in der Güte der Bewaffnung, wenn auch eingeholt, so doch für's erste nicht überflügelt werden zu können. Zwar gilt die neue Waffe als eine Umänderung des im Jahre 1871 angenommenen deutschen Infanteriegewehres und trägt damit ihre Einführung den Stempel des Vorläufigen, indeß ist bekannt, daß sehr wesentliche Theile, die nicht unmittelbar mit der Magazineinrichtung zusammenhängen, haben erneuert werden müssen. Nun soll schon wieder ein neues Gewehr nöthig sein, wenn wir in einem künftigen Kriege nicht unverhältnißmäßig große Verluste erleiden wollen. Die Sensation, welche diese Erkenntniß hervorgerufen, ist erklärlich, sie hat in der Tagespresse einen beredten Ausdruck gefunden. Wir wollen versuchen eine Erklärung zu geben.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts war die Infanteriebewaffnung der europäischen Heere in den wichtigsten Factoren der Leistungsfähigkeit auf einer Stufe der annähernden Gleichmäßigkeit angelangt. Man konnte annehmen, daß dieser Zustand von Dauer sein und neue Anforderungen in dieser Beziehung an die ohnehin schwer belasteten Staatssäckel Europas nicht herantreten würden. Sowohl die Feuergeschwindigkeit, als die Flugbahnverhältnisse der Infanteriewaffen schienen den Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, der unter Wahrung der anderen für ein Kriegsgewehr als nothwendig geltenden Eigenschaften möglich war. Zwar lag nach beiden genannten Richtungen hin die Aussicht auf ein weiteres Fortschreiten bereits zu Tage, allein man redete sich gerne ein, daß dieses nur auf Kosten der sonstigen Qualitäten geschehen könne. Für die Steigerung der Feuergeschwindigkeit lag in dem Magazingewehr, für die Erhöhung der ballistischen Leistungsfähigkeit in der weiteren Verminderung des Gewehrkalibers das Mittel; mit letzterem Schritte stand zugleich eine wesentliche Verminderung des Munitionsgewichtes und eine ausgiebigere Versorgung des Infanteristen mit Patronen im Zusammenhang. Einem Vorgehen in der einen wie in der anderen Richtung schienen sich indeß thurmhohe Schwierigkeiten in den Weg zu stellen. Magazingewehre betrachtete man wegen ihres complicirten Mechanismus nicht als feldtüchtig, man fürchtete im Gefolge des schnelleren Schießens den sich steigernden Patronenverbrauch und die erhöhten Schwierigkeiten der Munitionsversorgung, wie nicht minder eine Abnahme der Treffergebnisse in Folge der wachsenden Aufregung des Schützen und des vor der Gewehrmündung sich verdichtenden Pulverdampfes, der das Zielen erschweren mußte. Gegen das verkleinerte Gewehrkaliber galten als Einwände die schwierigere Herstellung der Waffen und ihrer Munition, die mit der engeren Bohrung abnehmende Biegungsfestigkeit der Läufe und die Erschwerung der Instandhaltung des Lauf-Inneren, auch erschien das bisherige Gewehrpulver bei weiterer Kaliberverminderung nicht mehr geeignet. In den militärischen Fachwerken jener Zeit finden diese Bedenken einen beredten Ausdruck, und es mußten sich daher bezüglich der Neuerungen ungünstige Anschauungen, welche wir heute als Vorurtheile bezeichnen dürfen, in den betheiligten Kreisen einbürgern. Man muß überhaupt nicht denken, daß ein häufiger Wechsel in der Bewaffnung eine so große Annehmlichkeit für die Militärbehörden und Truppen bildet, in Heeren zumal von kurzer Präsenzzeit und langdauernder Dienstverpflichtung sind die Folgen einer Neubewaffnung ungemein tiefgreifende. Es genügt nicht, dem Soldaten eine gute Waffe in die Hand zu geben, er muß sie auch gebrauchen lernen; es bezieht sich das nicht nur auf die Mannschaften, sondern nicht minder auf die Führer. Eine wesentlich neue Waffe bedingt eine gewisse Lehrzeit, ehe aus ihren Vorzügen der denkbar größte Nutzen erwächst. In keinem Falle tritt dies deutlicher hervor, als wenn wir die wesentlich verschiedenen Leistungen der deutschen Artillerie in 1866 und in 1870 vergleichen, die in beiden Feldzügen dasselbe gezogene Geschütz hatte.

In jene Vorurtheile gegen die Ausnutzung des schnellen und weittragenden Feuers hat nun der russisch-türkische Krieg von 1877 eine gründliche Bresche gelegt. Die türkische Infanterie in den Verschanzungen von Plewna, mit Martini-Einladern und Winchester-Mehrladern bewaffnet und mit ungemessener Patronenzahl ausgerüstet, hat durch ihr Schnellfeuer auf bis dahin unerhörten Distanzen der angreifenden russischen Infanterie wiederholt die unsäglichsten Verluste zugefügt und das russische Heer zu einer planmäßigen Einschließung und Aushungerung der mit nur feldmäßigen Mitteln hergerichteten türkischen Stellung gezwungen. Seit jener Zeit begann man in den größeren Armeen das Magazingewehr in ernstere Erwägung zu ziehen und die militärische öffentliche Meinung befreundete sich mehr und mehr mit dem Gedanken, daß dasselbe doch wohl mit der Zeit in großmächtlichen Heeren Eingang finden dürfte, um so mehr, als bereits technische Vervollkommnungen dieser Waffen vorlagen.

Es kamen hier namentlich Deutschland und Frankreich in Betracht, bei deren bekannten Beziehungen zu einander es von hoher Wichtigkeit war, welcher der beiden Staaten sich zuerst zu dem Schritte entschließen würde. Die Neubewaffnung der Infanterie mit einem Gewehr, das wie das Magazingewehr eine erhöhe Schußgeschwindigkeit ermöglicht oder gar durch gleichzeitige Kaliberverminderung ausschlaggebende ballistische Vorzüge damit vereinigt, mußte den Charakter eines politischen Actes annehmen. Der Act war um so wichtiger, wenn es gelang, das Prävenire zu spielen, dem Rivalen die getroffene Entscheidung und die ersten Perioden der Massenerzeugung zu verheimlichen. Für seine Marinetruppen hatte Frankreich bereits 1878 ein Magazingewehr angenommen, das in seinen ballistischen Leistungen mit dem Infanteriegewehr übereinstimmte, auch die gleiche Munition hatte. Das Gewehr war in Tunesien mit Erfolg geführt worden, hatte späterhin in den ostasiatischen Kämpfen zur Bewaffnung der betheiligten Landtruppen gedient. Spätere Modifikationen führten zu den Modellen von 1884 und 1885 für die Infanterie, ohne daß indeß eine allgemein gültige Entscheidung getroffen worden wäre, da gleichzeitig Versuche mit Mehrladern verminderten Kalibers schwebten, deren Ergebnisse man abwarten wollte.

In Deutschland haben die ersten umfassenderen Versuche mit Magazingewehren um 1879 stattgefunden und zwar mit dem anhängbaren Magazin des 1886 verstorbenen Fabrikanten und Parlamentariers Ludwig Löwe. Ohne wesentliche Aenderungen des Gewehres ließ sich das Löwe'sche Magazin an diesem anbringen, die Kosten der Einführung waren geringfügig und das Gewehr konnte auch ohne Magazin gebraucht werden. Ein Truppenversuch, beim Garde-Schützen-Bataillon um 1880 durchgeführt, ergab ungünstige Resultate, vielleicht weniger bezüglich des Löwe'schen Magazins, als des Magazingewehres überhaupt. Ungeachtet dessen sehen wir einige Jahre später drei deutsche Infanterie-Bataillone in verschiedenen Garnisonen wiederum mit einem Magazingewehr versuchsweise bewaffnet. Diesmal war es ein vom Gewehrfabrikanten Mauser vorgelegtes, durch die Gewehr-Prüfungscommission verbessertes Gewehr mit Magazin im Vorderschaft. Ueber den Ausfall der Versuche, die mit 1885 beendet schienen, ist Nichts weiter in die Oeffentlichkeit gedrungen, als daß sie ein günstiges Ergebniß gehabt hätten. Von einer endgültigen Entscheidung

Digitized by Google

verlautete Nichts. Man war berechtigt anzunehmen, daß die Frage des Magazingewehres in Deutschland wie in Frankreich ihre Erledigung erst mit dem Austrage der Versuche bezüglich des verminderten Gewehrkalibers finden würde. Die Frage wird „überall studirt, aber nirgends forcirt", so lautete noch im Frühjahr 1886 das stereotyp gewordene Resumé eines namhaften Schriftstellers auf dem Gebiete der tragbaren Feuerwaffen bezüglich der Veränderungen in dem vorangegangenen Jahre. Doch die Welt sollte bald eines Besseren belehrt werden. Im Monat Juli 1886 feierte die Königliche Gewehrfabrik zu Spandau die Anfertigung des hunderttausendsten Magazingewehres für das deutsche Heer. Das sagte genug, wenn man wußte, daß wir noch andere leistungsfähige Gewehrfabriken besitzen. Jetzt wurde es offenkundig, Deutschland hatte das Magazingewehr nicht nur angenommen, sondern auch schon bedeutende Fortschritte in der Massenerzeugung desselben gemacht. Alle betheiligten Factoren hatten auf das Trefflichste das Geheimniß bewahrt. Die Bewilligung der Geldmittel Seitens des deutschen Reichstages hatte in vertraulichen Commissionssitzungen mit Ausschluß der Plenarberathung und unter anderweitem Titel stattgefunden. Selbst die Wissenschaft hatte, vielleicht ohne es zu wollen, die Hand zur Irreführung des Publikums geboten. Es war ein gewaltiger politischer Act, der sich in Deutschland vollzogen, man war allen anderen Großmächten in der Infanteriebewaffnung um ein gutes Stück vorausgeeilt. Die Sache hatte nur einen Haken, das deutsche Magazingewehr M/71. 84 hatte dasselbe Kaliber behalten wie der Einlader M/71, ein ballistischer Fortschritt war in der neuen Waffe nicht verkörpert. Dem Rivalen war damit eine Thür offen gelassen, um bei einige Jahre fortgesetztem friedlichen Verhalten, wozu auch noch andere Momente aufforderten, uns, falls wir auf unseren Lorbeeren zu ruhen gedenken, den Rang in der Infanteriebewaffnung wieder abzulaufen. So hat es in Frankreich den Anschein. Die Lenker des französischen Staatsschiffes haben es verstanden, bei den vorkommenden Anlässen dem Drängen der chauvinistischen Parteien ein energisches Veto entgegenzusetzen. Die umfassende Reduction der Cadres der französischen Infanterie, welche im Herbst 1887 stattgefunden, beweist, daß die Revanche auf die lange Bank geschoben ist. Man muß Zeit gewinnen, die neue Infanteriebewaffnung durchzuführen und die Waffe sich einigermaßen einbürgern zu lassen. Diese Pause soll aber im Uebrigen nicht unbenutzt bleiben. Die mit Aufopferung der vierten Bataillone erkaufte Erhöhung der Kopfstärken in den Infanteriecompagnien, im Anschluß an die keinem Zweifel mehr unterliegende Einführung der dreijährigen Dienstzeit ist ein wohldurchdachtes Mittel, die Qualität der französischen Infanterie zu steigern, das aber, ebenso wie die Neubewaffnung, Zeit bedingt.

Wir haben unsere Leser nun etwas eingehender mit der Kaliberfrage bekannt zu machen, ohne deren wenigstens flüchtige Kenntniß die heutige Sachlage unverstanden bleibt. Die Kaliberverminderung der Gewehre war eine naturgemäße Folge des Ersatzes der Rundkugel durch das bolzenförmige Langgeschoß, die mit der Annahme der Züge beim Infanteriegewehr zusammenfiel. Hätte es sich darum gehandelt, die gezogenen Infanteriegewehre bei ihrer ersten Einführung von Grund aus neu zu construiren, so hätte man das Bleiquantum, welches bei dem Geschoß des glatten Infanteriegewehrs in der Kugelgestalt gelagert war, einfach in die Länge gedehnt, womit die Kaliberverminderung von selber ausgesprochen war. Nun änderte man aber zunächst die glatten Gewehre in gezogene um und war genöthigt, auf eine ebenso große Querschnittsfläche, wie sie die Rundkugel hatte, ein fast doppelt so großes Bleiquantum aufzubauen wie bisher, um ein einigermaßen ballistisch günstig gestaltetes Langgeschoß zu erhalten. Mit der annähernden Gewichtsverdoppelung des Geschosses ließ sich aber keine entsprechende Vermehrung der Pulverladung verbinden, letztere ist in ihrer absoluten Größe an das Gewehrgewicht gebunden, und da dieses nicht zunehmen konnte, so wurde das Verhältniß des Pulvergewichtes zum Geschoßgewicht ein sehr ungünstiges und man erreichte nur sehr geringe Geschoßgeschwindigkeiten und wenig rasante Flugbahnen. Es war dies die Veranlassung, daß die gezogenen Infanteriegewehre bei ihren ersten Feuerproben so erheblich hinter den Erwartungen zurückblieben. Sobald man nach Umwandlung der glatten Gewehre in gezogene zu Neuconstructionen letzterer schritt, ergab sich ohne langen Kalkül die oben angedeutete Kaliberverminderung, die als der erste Schritt zur Hebung der Flugbahnrasanz bezeichnet werden muß. Es entstanden die lange Zeit als „Mittelkaliber" bezeichneten Gewehre von 13 bis 14 mm Durchmesser, wie sie u. a. in Oesterreich und verschiedenen deutschen Bundesstaaten nach getroffener Uebereinkunft in den sechziger Jahren geführt wurden. Man würde dieses Kaliber nach derzeitiger Anschauung unbedingt als „kleines" bezeichnet haben, wenn nicht damals schon in der Fachliteratur darauf hingearbeitet worden wäre, eine weitere Gewichtsverminderung des Geschosses, noch unter das Gewicht der alten Infanteriekugel, herbei zu führen und dabei die ballistisch günstige Gestalt durch eine weitere Verminderung der Querschnittsfläche, also auch des Gewehrkalibers möglich zu machen. Diese Ansichten haben in der ersten Hälfte der sechziger Jahre in dem Schweizer-Infanteriegewehr von 10 mm-Kaliber ihre praktische Ausführung gefunden, und wurde dies nun als „kleines" Kaliber bezeichnet.

Mit der allgemeinen Annahme der Hinterladungsgewehre in und nach 1866 hat das kleine Kaliber, meistentheils in dem etwas größeren Maße von 11 mm allerwärts Bürgerrecht erlangt. Mit dieser zweiten Kaliberverminderung waren ebenso wie mit der ersten gesteigerte Geschoßanfangsgeschwindigkeit, günstigere Gestaltung des Geschosses zur Ueberwindung des Luftwiderstandes, verringertes Munitionsgewicht als Hauptvorzüge verbunden gewesen. Beim Hinterlader von 11 mm hatte sich zum ersten Male die Pulverfrage geltend gemacht. Das den Bedingungen des glatten Laufes entsprechende ältere Gewehrpulver war fein gekörnt, wenig dicht, sehr rasch verbrennlich, hinterließ dabei bedeutenden Rückstand. Die Gasentwickelung erreichte unter Verwendung dieses Pulvers bei den neuen Gewehren ihren Abschluß bereits, wenn das Geschoß einen nur geringen Theil seines Weges im Laufe zurückgelegt hatte. Der Rückstand machte sich in dem enger gewordenen Rohre in erhöhtem Maße geltend. Wir finden daher mit der Annahme des kleinen Kalibers neue Gewehrpulversorten, die bei Verlangsamung der ersten Zersetzung durch vermehrte Körnergröße eine nachhaltigere Gasentwickelung vermöge größerer Dichtigkeit des Pulvers, in Folge besserer Durcharbeitung der Bestandtheile eine vollständigere Verbrennung und damit verminderten Rückstand ergeben. Im Deutschen Reiche ist das Gewehrpulver seit 1871 sogar schon zweimal vervollkommnet worden.

Wenn nun heute die Kaliberfrage zum dritten Male in einem Vierteljahrhundert auf der Tagesordnung steht, so ist der Anstoß dazu wieder aus der Schweiz gekommen und zwar aus privaten Kreisen. Der Maschinen-Ingenieur und gewesene Artillerie-Offizier Hebler zu Zürich und der Director der Thuner Waffenfabrik, Major Rubin, sind als diejenigen Persönlichkeiten zu bezeichnen, welche unabhängig von einander die Frage in Fluß gebracht und zwar auf Grund von Resultaten, die ihren Jahre hindurch fortgesetzten, aus eigenen Mitteln bestrittenen Versuchen entstammen. Zu den Schwierigkeiten der Pulverfrage gesellte sich bei der Herabsetzung des Kalibers auf 8 und gar $7^1/_2$ mm, wie es jene Männer erstrebten, noch eine sehr bedenkliche Geschoßfrage. Selbst bei Anwendung von Hartblei genügt der bisher übliche Papiermantel des Geschosses nicht mehr, um die Laufwände genügend vor Verbleiung zu sichern. Man muß das Geschoß da, wo es die Seele berührt, mit einem Metall umgeben, dessen Außenpartikeln nicht an den Wänden jener haften bleiben. Die Geschoßfrage kann in dem Verbundgeschoß des Karlsruher Fabrikdirector Lorenz, welcher den bleiernen Geschoßkern in eine Stahlhaube einpreßt, als genügend gelöst gelten. Die endgültige Lösung der Pulverfrage ist aber nicht erreicht, darüber ist man wohl allgemein einig. Vielfach huldigt man der Ansicht, daß diese auf dem Wege des Schwarzpulvers über-

Digitized by Google

haupt nicht erreichbar ist, sondern erst erwartet werden kann, wenn es gelungen sein wird, die in ihrer Gasentwickelung zu Schießzwecken noch allzu ungestümen Nitrate (welche als brisante Explosivstoffe bezeichnet werden), besser zu beherrschen. Ob das beim französischen 8 mm-Gewehr angewendete neue Pulver, welches fast gar keinen Rauch mehr erzeugt, bereits einen Nitrokörper enthält, steht dahin, wird aber vermuthet. Er wird indessen Niemand den Beweis führen können, daß auf der Basis des Schwarzpulvers nicht wenigstens eine genügende Lösung des Problems, für die Gewehre kleinsten Kalibers ein geeignetes Treibmittel zu schaffen, möglich sei. Man würde in der Sache klarer sehen, vielleicht auch weiter sein, wenn es nicht heute allgemeiner Grundsatz wäre, die staatlichen Versuche mit Kriegswaffen in ihrem Verlauf und in ihren Ergebnissen mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen. Es hängt dies mit der gespannten Weltlage zusammen, welche in den Fragen der Bewaffnung die politische Seite mehr als jemals hervortreten läßt. Unsere Entscheidung bezüglich des Magazingewehrs, die ohne eine genügende Lösung der Kaliberfrage abwarten zu können und ohne dieselbe mit zu umfassen gefallen ist, wurzelte auf demselben Boden, wie das Septennat von 1887. Was wir mit dem Zuwarten gewonnen hätten, zeigt ein Blick auf die anderen Staaten. Wo es am günstigsten steht, wie in Frankreich, wurden im October 1887 die ersten Gewehre an die Truppen ausgegeben, wir haben unsere Bewaffnung vollendet, einzelne unserer Armeecorps führen die Waffe schon anderthalb Jahre. Nur der offenbare Unverstand kann unserer Armeeverwaltung heute mit Vorwürfen kommen, ein unverzeihlicher Leichtsinn aber wäre es auf der anderen Seite, wollten wir nicht energisch und ohne Rücksicht auf die Geldfrage, auch ohne Rücksicht auf den erneuten Eingriff in den Dienstbetrieb unserer Truppen in die Kaliberfrage hineinspringen. Wie kommt es nun, daß heute die Sache so brennend dasteht, während vor einem Vierteljahr und länger, wo man Frankreichs Fortschritte in der Herstellung der kleinkalibrigen Gewehre bereits kannte, kaum davon gesprochen wurde? Dazu hat Oesterreich-Ungarn mit seinen unerwarteten Uebergang vom 11 mm- zum 8 mm-Kaliber den Anstoß gegeben.

Dies nöthigt uns, noch einmal auf den Vorgang im Sommer 1886 zurückzukommen. Das Bekanntwerden der Annahme des Magazingewehrs seitens Deutschlands erregte in ganz Europa, Rußland ausgenommen, das hochgradigste Bewaffnungsfieber. Es stellte sich heraus, daß man an vielen Stellen vorgearbeitet hatte und Modelle in Bereitschaft waren, mit denen man auf das erste Sturmsignal an's Tageslicht treten konnte. Frankreich entschied sich unter dem Aufgeben der Modelle 1884 und 1885 kurzer Hand für ein Magazingewehr vom Kaliber 8 mm, das Modell 1886, auch Gewehr der Schießschule von Châlons, oder nach seinen beiden Constructeuren Tramond-Lebel-Gewehr genannt. Man kann wohl annehmen, daß diese Entscheidung, welche vom Oberkriegsrath einstimmig gefaßt worden sein soll, der Initiative des damaligen Kriegsministers Boulanger zu verdanken ist. Mit großem Kostenaufwand wurde die Einrichtung der Fabriken, die auf ganz neue, aus Amerika bezogene Maschinen begründet werden mußte, in's Werk gesetzt. Nach dem bedeutenden Geldbetrage, welchen der Kriegsminister Ferron für das Jahr 1888 zur Weiterführung der Infanteriebewaffnung gefordert hat, zu urtheilen, wird die Ausrüstung der activen Armee innerhalb desselben zum Abschluß kommen. Eine inzwischen aufgetauchte, angeblich sehr wirksame Erfindung des Capitän Pralon auf dem Gebiete der Gewehre hat den Fortgang der Fabrikation nicht, wie es vorübergehend geschienen, zu durchkreuzen vermocht. Portugal, Dänemark, Belgien nahmen gleichfalls Magazingewehre kleinsten Kalibers an. Aehnlich wie Deutschland entschieden sich seine Verbündeten Oesterreich-Ungarn und Italien für das Magazingewehr ohne Kaliberverringerung, Italien unter Anwendung einer wenig kostspieligen Aptirung seines bisherigen Infanteriegewehrs, Oesterreich-Ungarn unter Annahme eines ganz neuen Modells mit Bündelladung nach einer vom Gewehrfabrikanten Mannlicher vorgelegten Construction. Wo noch kein Entschluß bezüglich des Modells gefaßt ist, z. B. in England, Schweden, steht die Kaliberverringerung außer Frage.

So war man denn fast allerwärts, sei es in der einen, oder in der anderen Richtung in eine bestimmte Bahn eingelenkt, als uns im October v. J. die Kunde von einem Meinungswechsel in Oesterreich-Ungarn wurde; man vernahm die Einstellung der Fabrikation der 11 mm-Gewehre und die Annahme eines Gewehres des 8 mm-Kalibers. Der Vorgang erschien anfänglich unbegreiflich. Späterhin hat aber der Kriegsminister Bylandt vor dem Heeresausschusse eingehende Aufschlüsse gegeben, die in Kurzem folgende waren: Im Herbst 1886 hatte die politische Lage auf eine schleunige Entscheidung in der Infanteriebewaffnung hingedrängt. Für ein 8 mm-Gewehr mochte man sich damals nicht aussprechen, da man sich nicht mit gepreßten Pulverladungen befreunden konnte. Ueber geeignete brisante Schießpräparate hatte man keine Erfahrungen. Man glaubte die Frage des kleinsten Kalibers unter Verwendung gekörnten Schwarzpulvers nicht lösbar und nahm deshalb ein Magazingewehr vom 11 mm-Kaliber an. Die anfänglich gewählte Waffe an sich bezeichnete der Minister Bylandt gegenüber vielfachen Anfeindungen als völlig brauchbar, und es wird ihre Einrichtung auf das 8 mm-Kaliber übertragen werden. Letzteres sei möglich geworden, nachdem es gelungen, ein geeignetes gekörntes Pulver für dasselbe herzustellen. Die fertigen 11 mm-Gewehre sollen in geschlossenen Armeeverbänden zur Verausgabung kommen, also neben den 8 mm-Gewehren neuesten Modells geführt werden. Daraus könnten keine Nachtheile erwachsen. (Diese Meinung widerspricht allen bisherigen Anschauungen über die Schädlichkeit verschiedener Infanteriemunition in einem und demselben Heere.) Auf die Erleichterung der Munition wurde in der Eröffnung großer Werth gelegt, man könne dem Mann statt 80 jetzt 110 Patronen geben. Man hat übersehen, daß der deutsche Soldat auch jetzt schon 100 Patronen führt. Viel zu wenig betont scheint uns die gewaltige ballistische Ueberlegenheit der 8 mm-Gewehre über die bisherigen, das muß ja überall den Ausschlag geben. Der Druck ist in diesem Falle, so will es uns scheinen, von jenseits der Leitha hergekommen. Ungarn wäre vielleicht seinen eigenen Weg gegangen, das mußte man vermeiden. Wer mochte auch die gewaltige Verantwortung übernehmen, die mit dem Verharren in der eingeschlagenen Bahn verbunden war? Dann besser den Vorwurf der Inconsequenz erdulden!

Oesterreich-Ungarn's Vorgehen hat seine Rückwirkung auf die öffentliche Meinung in Deutschland ausgeübt. In der militärischen Presse ist aber bei uns schon vordem die Ansicht vertreten gewesen, daß Deutschland baldigst Schritte im Sinne des kleinsten Kalibers thun müsse. Man lese die im Frühjahr und Sommer 1887 in der „Deutschen Heereszeitung" erschienenen trefflichen Aufsätze des Major E. Thiel, des beredten Vorkämpfers des kleinsten Kalibers (vergl. Nr. 32, 36, 37, 65, 66 jenes Blattes). Finanzielle Bedenken können Deutschland von dem gewichtigen Schritte nicht abhalten, dies beweist die patriotische Einmüthigkeit der deutschen Tagespresse bei der kürzlichen Besprechung der Frage.

Man muß annehmen, daß die deutschen Versuche mit dem kleinsten Kaliber noch keine brauchbaren Resultate geliefert haben. Dafür spricht auch die ablehnende Haltung des „Preußischen Militär-Wochenblattes" gegenüber dem Aufschwung der politischen Presse zu Gunsten der Neuerung. Von Truppenversuchen, die jeder neuen Waffe erst die Sanction geben müssen, hat bisher Nichts verlautbart. Angesichts der fortschreitenden Bewaffnung der französischen Infanterie mit 8 mm-Gewehren ist man auf die weitere Entwickelung der Kaliberfrage in Deutschland mit Recht gespannt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Eduard von Hartmann's Aesthetik.

Von M. Carriere.

Mit rastloser Energie ist Eduard von Hartmann am Werk, das ganze Gebiet der Philosophie auch in seinen einzelnen Gebieten selbständig zu bearbeiten; den Schriften über Religionsphilosophie und Ethik ist rasch eine Aesthetik gefolgt. Seit mehreren Jahren waren wir darauf vorbereitet, durch scharfsinnige Erörterung über einzelne wichtige Fragen wie über die Leistungen der Vorgänger seit Kant; nun haben wir bereits in einem ersten Bande die kritische Darlegung der Entwickelung der Lehre vom Schönen im laufenden Jahrhundert und in einem zweiten ein neues System der Aesthetik. Gleichzeitig mit jenem erschien das Buch von Stein über die Entstehung der neueren Aesthetik, das von der Renaissance an besonders den französischen Classicismus wie die realistischen Bestrebungen in England und die deutsche Populärphilosophie behandelt, mit Winckelmann uns an die Schwelle von Hartmanns Lehrgebäude führt und in vortrefflicher Darstellung gerade das betont, was wir bei Hartmann vermissen, eine Geschichte des Geschmacks, wie sie im Zusammenhang mit der dichterischen und künstlerischen Production sich in der Literatur entwickelt. Hartmann hält sich meiner Ansicht zu sehr an die philosophischen Systeme, an die gelehrten Fachschriften, und beachtet zu wenig den großen Antheil, welchen seit Lessing unsere Dichter selbst an der Bildung der Erkenntniß der Kunstgesetze wie der ästhetischen Begriffe genommen; er berücksichtigt zu wenig, wie dies bis auf den heutigen Tag in manigfaltigen Aufsätzen von nicht zünftigen oder nicht systematisirenden Schriftstellern geschieht; und er theilt auch die philosophischen Darstellungen des Schönen nach Fächern ab, und behandelt neben den allgemeinen Principien zu wenig das Besondere, auf das es gerade der Aesthetik vornehmlich ankommt. So hat er selbst auch die allgemeinen Begriffe ausführlich erörtert, aber die Stilprincipien der einzelnen Künste, den Unterschied des Plastischen und Metrischen, des Epischen und Dramatischen nicht in gleich eingehender Weise behandelt. Bücher, wie die Aesthetik von Trahndorff, die weder auf die Volksbildung, noch auf die weitere Entwicklung der Wissenschaft Einfluß gewonnen, wurden von ihm weitläufig betrachtet, weil er in ihr eine seiner Kategorien darin vertreten sieht, aber von Lessing, Goethe, W. v. Humboldt hören wir kaum ein Wort. Es ist ja verdienstlich anzuerkennen, daß Trahndorff das von Hegel vernachlässigte Gefühl entschieden betont; aber ist das nicht auch von anderen, z. B. von mir geschehen, und habe ich nicht von Anfang an die Einseitigkeiten der Gefühls-, Formal-, Gehalts-Aesthetik überwunden? Kurz: wir erhalten von Hartmann weniger eine objective für sich selbst gültige Geschichte, als eine Kritik philosophischer Standpunkte, mit denen der Verfasser sich auseinandersetzt, ehe er sein eigenes System entwirft, aber diese Kritik ist scharfsinnig und berichtigt, ergänzt und führt weiter was Schasler, Zimmermann und Lotze geleistet haben.

Beiläufig möchte ich bemerken, daß die Bevorzugung der allgemeinen Begriffe Hartmann veranlaßt hat, ungerecht gegen Vischer zu werden. Das ist allerdings der späte Gegenschlag gegen die landläufige Vorstellung, daß Vischer der vornehmlich wissenschaftliche Aesthetiker sei, zu dem wir Anderen uns mehr als Populärisirer verhalten sollen. Ich habe nach dem Erscheinen von Vischer's erstem Bande darauf aufmerksam gemacht, daß derselbe ganz auf den Voraussetzungen der Hegel'schen Logik beruhe, nach diesen metaphysischen Voraussetzungen die ästhetischen Begriffe zurechtstrecke, in einander umschlagen lasse, statt von der Thatsache auszugehen und von da zu den metaphysischen Principien aufzusteigen. Vischer hat das sehr übel genommen, am Ende aber seinen ersten Band ziemlich preisgegeben. Aber ich habe stets lobend hervorgehoben, wie viel Vorzügliches er im Besonderen leistet, wenn auch die geistvollen Anmerkungen oft wenig zu den gothischen Paragraphen passen; der schönheitsfreudige Mensch, das klare Auge trägt über die Scholastik den Sieg davon. Und dadurch hat Vischer vielfach gewirkt. Aber Hartmann geht daran vorüber. Nach ihm hat Vischer durch die Selbstkritik seines Buches die Kritik Anderer allerdings entwaffnet, aber unter der Bedingung, daß Vischer einwillige, seine Aesthetik aus der Geschichte dieser Wissenschaft gestrichen zu sehen; was er als Neubildung bietet seien schwache Flickversuche; seine vielgerühmte Tiefe sei nur scheinbar und dieser Schein entspringe bloß aus der trüben Dunkelheit und aufgestelzten Gewichtigkeit seiner Darstellung, hinter welcher sich die Verständnißlosigkeit für die speculative Tiefe Hegel's verberge; eine Anzahl geistvoller Bemerkungen könne man auch machen, ohne ein philosophischer Aesthetiker zu sein. Aber diese geistvollen Bemerkungen sind nicht nur wichtige Bestimmungen einzelner Erscheinungen des Schönen in der Natur wie in der Kunst, und Vischer bietet sie in solcher Fülle, daß er dadurch die Aesthetik wahrhaft gefördert hat. Dagegen sind die allgemeinen Begriffe des Schönen, Erhabenen, Tragischen, Komischen in den Untersuchungen von Zeising viel probehaltiger entwickelt als von Vischer, und das hat Hartmann wiederum sehr klar ins Licht gestellt.

Wenden wir uns zu seinem eigenen Systeme, so sagt er uns in der Vorrede, daß er gerade neben den besonderen Betrachtungen der Kunsthistoriker oder der Theoretiker der Musik und Poesie vornehmlich die Grundbegriffe des Schönen und der Kunst darlegen und dann aussprechen wolle, was er im Besonderen Neues zu bieten habe oder was ihm besonders wichtig erscheine. Er hat das ausgeführt und gibt damit zu, daß seine Schrift ein Lehrbuch der Aesthetik nicht ersetzt, sondern voraussetzt, das die Errungenschaft des Geistes auf diesem Gebiete zusammenfaßt und jedem mitarbeitenden Denker seine Ehre gibt, indem es die Bausteine, die er gebrochen, mit dem Zeichen des Urhebers dem systematischen Gebäude einfügt. Das war vom Anfang an mein Zweck, und ich erklärte: Es sei Zeit, daß man in der Philosophie es mache wie in der Naturwissenschaft, daß nicht Jeder meine, von vorne anfangen zu sollen, sondern auf der Grundlage der Vorgänger mit Bewahrung des Bleibenden ihrer Leistungen weiter arbeite. Hartmann hat diesem Streben sich angeschlossen. Auch er hält es für Thorheit, daß Jemand eine Wissenschaft für sich allein mache, auch er will das Gute, das Andere gefunden, nun behalten und fortbilden. Und so will auch er den von unten aufsteigenden Gang der Entwickelung fortsetzen, so schließt er einer Gliederung in der Ideenlehre des Schönen sich an, welche zunächst dasselbe in seiner reinen Wesenheit untersucht, dann seinen Gegensatz, das Häßliche, erörtert, und daran die „conflicthaltigen Modificationen" anreiht, das Schöne, das in der Ueberwindung des Gegensatzes, im Prozeß der Entwickelung sich entbindet, und er bezeichnet mit mir als solches das Tragische, Komische, Humoristische. Neu ist ihm eine geistvolle Durchführung der „Concretionsstufen" des Schönen vom sinnlich Angenehmen zum Formalschönen, wo er das mathematisch und das dynamisch Gefällige bespricht, und dann das passiv Zweckmäßige, das Lebendige, das Gattungsmäßige erreicht, um mit dem concret Schönen oder mikrokosmisch Individuellen abzuschließen; hier wie in der Durchführung des Schiller'schen Gedankens vom ästhetischen Schein ist ein entschiedener Fortschritt anzuerkennen, wenn auch der Ausdruck „Scheingefühle" im Unterschied von den realen Gefühlen nicht ganz glücklich ist, denn der Genuß des Schönen ist ein reales, volles, gesundes Lebensgefühl, aber allerdings hervorgerufen durch den ästhetischen Schein. Vortrefflich erörtert Hartmann dann „die Stellung des Schönen im menschlichen Geistesleben und im Weltgange."

Diese grundlegenden Abschnitte waren das Hauptaugenmerk des Verfassers. Kürzer, oft mehr andeutend, als systematisch ausführend behandelt er das Dasein des Schönen in Natur und Kunst. Ausführlich und eigenthümlich ist weiter die Darstellung der „unfreien Künste", wo er Geräthbildung, Garten- und Forstkunst, Kosmetik, Gymnastik, Tanz, sowie die Beredtsam-

Digitized by Google

keit und schöne Lebensführung erörtert. Daß er auch die Architektur hier einordnet, ist bereits früher in diesen Blättern von mir und von ihm selber besprochen worden. Für die räumlichen Künste bleiben ihm Plastik und Malerei; als zeitliche Künste nennt er Instrumentalmusik, Sprachmimik und Gesang; raumzeitlich sind ihm Pantomimik, Tanz, Schauspiel- und Operngesangkunst. Dann nennt er die Poesie die Kunst des Phantasiescheins neben den Künsten des Augen- und Ohrenscheins, und gliedert sie in Vortragspoesie (Epik, Lyrik, Dramatik), und in Lesepoesie, wohin er besonders den Roman stellt den er sehr hoch schätzt. Endlich betrachtet er die Verbindung der Künste, wo besonders Ballet mit Musik, Schauspiel mit Decoration und die Oper zur Sprache kommen.

Auch hier finden wir viel Neues und Geistreiches; wenn es auch zum Widerspruch manchmal herausfordert, so erfreut uns stets die Frische und Kühnheit der selbständigen Auffassung; so z. B. wenn Hartmann die antike Tragödie und den Operntext als lyrisches Drama bezeichnet, ihnen das Shakespeare'sche und Spanische Drama als episch gegenüberstellt und dann von der dramatischen Dramatik redet, die auch bei Shakespeare vorkomme, wie bei Franzosen und Deutschen, und eine Aufgabe bleibe. Die Eintheilung in Tragödie, Komödie und Versöhnungsschauspiel soll dagegen zurücktreten; wir möchten sie doch beibehalten.

Mögen diese Andeutungen über den Aufbau des Systems genügen. Die Darstellung trachtet überall nach scharfer Bestimmung der Begriffe; wenn Hartmann dabei weniger seine Freude an mitunter neugebildeten Fremdwörtern hätte, würde die gedankenklare Prosa noch mehr anmuthen. Auch vermisse ich lichtvolle Beispiele, die da, wo es sich ja um Anschauung handelt, nicht überflüssig sind, und die begrifflichen Erörterungen z. B. des Lächerlichen, des Witzes, Humors nicht bloß versinnlichen, sondern gerade einen Erfahrungsgegenstand bilden, von dem wir zur Idee aufsteigen. Gerade das conflictvolle Schöne, das Tragische, Komische und Humoristische hat Hartmann mit Vorliebe behandelt, und hier münden seine ästhetischen Untersuchungen, die sonst' als voraussetzungslos die Ergebnisse der Erfahrung zu begreifen wissen, in die Idee von der Verneinung des Willens zum Leben, vom erlösenden Weltuntergang kühn und ergreifend ein, aber sie regen auch den Widerspruch derer auf, denen das Wirkliche gerade das Individuelle, der Geist eine sich selbst erfassende einheitliche Wesenheit ist, kein bloßes „Summationsphänomen" von Myriaden Zellenempfindungen. Das Absolute als Selbst, nicht bloß als das Unbewußte zu erfassen, die Persönlichkeit nicht in das Allgemeine zu verflüchtigen, sondern als dessen Träger zu verstehen, die Hegel'sche Idee und den Schopenhauer'schen Willen nicht bloß als zwei Attribute des Unbewußten aufzufassen, sondern zu erkennen: sie bedürfen eines Realen, das in beider Weise sich bethätigt und dadurch gerade Geist, denkend wollendes und wollend denkendes Wesen, selbstbewußt ist, — das scheint mir die philosophische Aufgabe der Gegenwart, und sie setzt an die Stelle der buddhistischen Nirvana ein christlich germanisches Gottesreich der Liebe. Hoffentlich habe ich ein andermal Gelegenheit, diese seine Auffassung des Tragischen, Komischen und Humoristischen, die im Einzelnen vieles Vortreffliche, vieles Uebereinstimmende bietet, nach diesem Endziele mit Hartmann zu besprechen; hier möcht' ich auf ein Anderes hinweisen, den frohmüthigen Kampf gegen den rohen Naturalismus, der das ganze Buch durchdringt.

Droht doch ein solcher auch in die Aesthetik einzudringen, wie er in der Malerei und wie er in der erzählenden Literatur bei Zola's Nachfolgern Mode geworden ist. Da belehrt uns z. B. Conrad Alberti, daß wir keine Kunst hätten, wenn wir nicht von den Affen abstammten, und das Nachahmen, worin ja doch die Kunst bestehe, von ihnen ererbt hätten! Da wird ja auch die Composition, die zur Einheit zusammenfassende, zusammenstimmende Beleuchtung verworfen und die cynische Darstellung dessen verlangt, was die gute Sitte verbirgt oder verschleiert. Der Nachahmung, der ersten Regung des Kunsttriebes stellt Hartmann die Idealisirung und die schöpferische Gestaltung zur Seite; dem Wohlgefühl der Muskelbewegungen in unseren Augen oder dem Sinnenreiz im Ohr fügt er die „Logicität" im Schönen hinzu, die gefühlsmäßige Erfassung der gesetzlichen Verhältnisse, der Wahrheit, der Weltvernunft. „Das Schöne ist das Scheinen der Idee." In der Inspiration des Genius sieht er den Höhepunkt des künstlerischen Schaffens; es ist der innerste Lebensquell der Welt, der durch sie in der Tiefe des eignen Geistes dem Menschen sich offenbart.

Hartmann erkennt den hohen Werth der Schönheit im Weltproceß, „insofern sie, die wissenschaftliche Wahrheit und Religion ergänzend, im Schein oder Bilde das Weltdasein einerseits auf seinen absoluten Grund bezieht und andererseits auf dessen Relativität und Ueberwindbarkeit anticipirend hindeutet, im sinnlichen Gewande selbst auf das Uebersinnliche als dessen ideale Wahrheit zurückweist und die Sehnsucht nach voller Wiedervereinigung mit dem absoluten Geist und nach der gottgetrennten Ichheit wenigstens vorübergehend durch eine tröstende Illusion von prophetischer Wahrheit wenn auch nicht stillt, so doch beschwichtigt und durch Erfüllung der Liebessehnsucht Glauben und Hoffnung stärkt." Hartmann betont, wie das Leben in allen höhern Stimmungsmomenten, beim Familien-, wie beim Volksfest ebenso nach der religiösen Weihe, wie nach der künstlerischen Verklärung verlangt, und er eifert entrüstet dagegen, wenn nicht bloß das Ballet zum Markt der Halbwelt und zum Sinnenkitzel für blasirte Roué's wird, sondern auch der gesellige Tanz zum saloppen Schleifen und Schlendern herabsinkt.

Ebenso eifert er in der Kunst gegen das modische Bestreben, die Plastik naturwahr zu bemalen, wodurch das seinsollende reale Conterfei der Wirklichkeit wegen der inneren Leblosigkeit nur abstoßend, unheimlich, oder affenartig lächerlich wirken könnte. Er stellt der Plastik die Aufgabe, die volksthümlichen Helden als ideale Typen zu gestalten, ohne sie von der historischen Grundlage ihrer Individualität abzulösen Er sagt von der Malerei: „Alle großen Coloristen haben mit souveräner Willkür die Farbenvorbilder der Natur mißachtet und verändert, theis um die formal schönere Farbenharmonie herauszubringen, theils um das Colorit im Ganzen wie im Einzelnen zum gefügigen Werkzeug der Offenbarung ihrer Gefühle und Stimmungen zu modeln. . . Wie die formale Schönheit der Farbenharmonie erst als Ausdrucksmittel eines idealen Stimmungsgehaltes einen höheren ästhetischen Werth gewinnt, so auch die formale Schönheit des Linienflusses und des Figurenaufbaues erst als Gefäß eines tieferen idealen Gehalts, mit dem sie harmonirt und zu dessen Versinnlichung sie behülflich ist."

Auf diesen idealen Gehalt dringt Hartmann auch in der Poesie, wenn er neben dem einfachen Lied auch die contemplative Lyrik betont und ihren Werth eingehend hervorhebt. Der Lyriker wird selbstverständlich nicht fertige philosophische Gedanken nachträglich in Verse bringen, sondern die Ideen werden in fortschreitende Anschauungen aus dem Gemüth hervorgehen, und wenn der Dichter den Kern der Lebensweisheit großer Denker in sich aufgenommen, so werden die Gedanken stets aus der Tiefe des eignen Geistes neugeboren werden. Es sind Urgefühle der Seele, die hier in melodische Worte gefaßt, in ihrer Allgemeingültigkeit ausgesprochen werden. Dagegen eifert Hartmann gegen den gemeinrealistischen Zug in der Prosadichtung. „Die leichte Verbreitbarkeit der Lesepoesie durch den Druck im Zeitalter der allgemeinen Schulpflicht hat die Folge, daß die geschäftliche Speculation sich mit dem größten Eifer auf die Rohheit, Verderbtheit und Verführbarkeit des Volksgeschmacks wirft, um ihn finanziell auszubeuten, unbekümmert um das dabei begangene Verbrechen, ihn immer weiter zu degradiren. Ja auch höherstrebende Talente verfallen nicht selten solchen Verirrungen und suchen dann wohl gar eine ästhetische Theorie aufzustellen, die ihre Verirrung als rettende That und reinigende Reform der Kunst verherrlichen soll. . . Gleichviel ob die psychologische Vivisection, die tendenziöse Actualität oder der kitzelnde und marternde Nervenreiz den Schwerpunkt dieses Realismus bildet, immer wird derselbe genöthigt sein, nach Verschüttung des echten Brunnens der Kunst und Poesie in den trüben Gewässern der Naturnachahmung zu fischen und dabei im realistischen Sinne unwahr

Digitized by Google

werden, indem er aus Haß gegen jeden Schimmer von Idealität in der Natur das Unangenehme, Häßliche und Widrige einseitig bevorzugt und übertreibt."

Gegen solche aber fordert Hartmann, daß dem Volk durch ästhetische Erziehung die Theilnahme an den nationalen Kunstschätzen erleichtert und namentlich auch durch gute dramatische Darstellungen ein edler Genuß geboten werde; der Mensch lebt nicht vom Brod allein; aber dazu gehöre, meint Hartmann, ein Bruch mit dem individualistischen Liberalismus und der von ihm beschützten Freiheit der ästhetischen Volksverführung und Geschmacksverderbung, wie sie auf dem Theater und im Tingeltangel, auf dem Leierkasten und in der Colportageliteratur sich schamlos breit mache. Eine positive ästhetische Volkserziehung thue uns noth, dazu müsse der Staat Mittel finden und flüssig machen; und in der That, es handelt sich um die sittliche Gesundheit des Volkes und alle äußere Macht und Größe wäre ohne solche hohl und werthlos. Das Schöne sei die Blüthe eines in sich tüchtigen Lebens!

Hamerling's neuestes Epos.*)

Besprochen von Oskar Bulle.

In einer kritischen Abhandlung über Hamerling — wenn ich mich recht erinnere findet sie sich in den „Literarischen Reliefs" von Ernst Ziel — las ich früher einmal als zusammenfassende Bezeichnung für die Eigenthümlichkeit der Hamerling'schen Dichtungsart den Ausdruck: „psychologische Epik". Mir ist nicht recht klar geworden, was damit eigentlich gesagt werden soll, denn die divinatorische Beanlagung des steiermärkischen Dichters, seine durch philosophische Schulung gesteigerte Fähigkeit, aus dem Leben des Einzelnen wie aus dem der Völker allgemeine und ideelle Grundzüge herauszulesen und dieselben mit dichterischer Wucht zu betonen, diese tiefgehende und auf den Grund des Geschehens hinabsteigende Art der poetischen Beschaulichkeit, für welche man auch den dummen Namen „Gedankendichtung" erfunden hat, schien mir durch das Wort „psychologisch" doch zu eng umgrenzt zu sein. Hamerling hat sich weder im „Ahasver", noch im „König von Sion", diesen beiden Epen, die bisher die Höhepunkte seines dichterischen Schaffens waren, darauf beschränkt, psychologische Probleme zu behandeln und zu lösen, sondern er ist über die rein psychologische, auch die völkerpsychologische, Betrachtungsweise hinaus zu dichterischen Verallgemeinerungen und zu einer Symbolisirung gelangt, welche sich schon unter weltgeschichtlichen, nicht bloß menschengeschichtlichen, Gesichtspunkten vollziehen. Das Ueberwuchern menschlicher Leidenschaften, wie es in den mit gleichmäßigem, merkwürdigem Dualismus der Empfindungen ausgestatteten Gestalten des Nero und des Jan von Leyden stattfindet, ist das Symbol eines Kampfes dunkler, ewiger Gewalten, der in der Seele der menschlichen Helden nur gleichsam andeutungsweise zum Austrag kommt, des Ringens zwischen Geist und Materie, welches allerdings nirgends besser als auf dem Schlachtfelde menschlicher Leidenschaften dichterisch aufgefaßt werden kann. Auch in der Art, wie Hamerling später den Mythus von Amor und Psyche behandelt hat, zeigt sich die Eigenthümlichkeit dieses Dichters, nach einer gleichsam transcendentalen Gestaltung der sich ihm aufdrängenden dichterischen Probleme hinzustreben und so den rein psychologischen Boden, auf welchem der Held der Dichtung nie über das Maß menschlicher Größe und über die Beschränkung menschlichen Wesens hinauswachsen kann, zu verlassen.

Wenn man aber auch nicht schon im Hinblick auf das bisherige Schaffen Hamerling's jene obenerwähnte Bezeichnung: psychologische Epik zu eng gefunden haben würde, so müßte man sie sicher jetzt aufgeben, nach dem Erscheinen seines neuesten Epos, des zwar merkwürdigen, aber in vieler Hinsicht großartigen „Homunculus". In dieser Dichtung findet das Bestreben Hamerling's, rein metaphysische Begriffe dichterisch zu versinnlichen und sich über das reale Stoffgebiet des Menschenthums mit kühnem Aufschwung zu erheben, seinen deutlichen Ausdruck. Freilich verläßt der Dichter dabei niemals so gänzlich den Boden der psychologischen Wirklichkeit, daß er etwa mit reinen Phantasiewesen spielte, die keine Beziehung zu unserem Menschenthume mehr haben würden. Im Gegentheil: er symbolisirt in das Menschenthum hinein und aus diesem heraus, und die Gestalten, die er schafft, wurzeln mit ihren Füßen in unseren gewöhnlichen, gesellschaftlichen Zuständen. Aber mit ihren Häuptern erheben sie sich auch dafür in die Regionen rein abstracter und willkürlich erfundener Begriffe, welche der Dichter durch den Zauberstab seiner Phantasie lebendig zu machen und mit Blut zu erfüllen weiß.

Wenn Hamerling in seinen früheren Epen lediglich die Aeußerungen des menschlichen Gefühlslebens, die Leidenschaften, in's dichterische Transcendentale hinüberspielte, so wendet er sich in dieser neuen Dichtung plötzlich zum Gegentheil herüber und versucht das einseitige Verstandesleben der Menschheit, wie es sich in gewissen geschichtlichen Perioden und so auch besonders in unserer Zeit in den Vordergrund drängt, in seinem Hinauswuchern über das irdische Maß des Geschehens poetisch darzustellen. Aber natürlich nicht etwa in der Art einer phantasievollen Verklärung der durch dieses gesteigerte Verstandesleben bewirkten Errungenschaften unseres Jahrhunderts konnte diese Darstellung sich vollziehen; zu einem Jules Verne ist Hamerling nicht geschaffen, und die sorglose Leichtigkeit, mit welcher der französische Phantast den Menschen sich hinauf zum Monde schwingen und hinab in's Meer tauchen läßt, unbeschwert von der Sorge um das eigene Ich, ist sehr verschieden von der Tiefsinnigkeit des deutschen Dichters, welche an den Schranken des eigenen Wesens das Streben des menschlichen Geistes in's Unermessene scheitern läßt. Das Selbstgefühl dieses rein verstandesmäßigen Strebens, welches vor keinem Hinderniß mehr zurückschrecken zu müssen glaubt, trägt in den Dichtungen des Franzosen einen gewissen Humor an sich, weil es nur im Widerspiel zu den seelenlosen Naturkräften geschildert wird; bei Hamerling, der es in einen Gegensatz zu den zurückgedrängten, aber immer wieder sich geltend machenden Gefühlsregungen der menschlichen Brust setzt, ist es dagegen mit einem tragischen Zug ausgestattet, der überall dort zur Satire umschlägt, wo jener Gegensatz sich in momentanen Mißständen unserer Zeit geltend macht. So finden wir denn auch, daß die in Rede stehende Dichtung mit einem doppelten Antlitz uns anblickt: sie trägt in einzelnen ihrer Theile den großartigen Gedankenflug des Dichters zur Schau, welcher in kühnen Allegorien den Kampf, der in der menschlichen Brust sich abspielt, über das irdische Geschehene hinaushebt und dort in gewaltigen Zügen zum Austrage bringt; an anderen Stellen aber wieder verliert sie sich in einer satirischen Kleinmalerei, welche sich nur die vorübergehenden winzigen Streitigkeiten der Jetztzeit zum Vorwurf nimmt und auf diese kleinen Händel das antithetische Verfahren anwendet, welches nur bei einem größeren Gegenstand seine poetische Gewalt äußert. In diesen satirischen Capiteln hat deshalb auch die Schreibweise Hamerling's jetzt zuweilen einen griesgrämigen Zug, den sie früher, edler Begeisterung voll, niemals an sich trug und auch in den großen Partien des vorliegenden Buches mit ihren himmelstürmenden Allegorien nicht aufweist.

Der Homunculus Hamerling's ist wie der Goethe's in einer Retorte erzeugt, aus „rein materiell erzieltem, destillirtem Lebensurstoff" durch einen weisen Meister zusammengekocht. Der erste Versuch, den künstlichen Menschen zu erzeugen, mißlang diesem „hoch- und tiefgelehrten Doctor" einigermaßen, denn das Bürschchen, das beim ersten Male aus der Retorte sprang, erwies sich als überreif, wie ein echtes Kind der Neuzeit; es fing sogleich an zu recensiren und zu kritisiren und fühlte, kaum daß es geboren, den Weltschmerz und des Daseins Unlust, weil der Doctor, sein Erzeuger, zuviel Phosphor seinem

*) Homunculus. Modernes Epos in zehn Gesängen. (Hamburg und Leipzig, J. F. Richter.)

Digitized by Google

zarten Organismus zugemischt und auch seine Entstehung zum Menschlein unter der Glühhitze des Ofens allzurasch gefördert hatte. „Des Gehirnes Masse glühte wie ein Kohlenmeiler ihm von Anbeginn, des hellen Intellectes Flammen schlug ihm schier über dem Haupt zusammen" und er wußte seinem Schöpfer nur üblen Dank für seine Erschaffung. Diesem blieb deshalb nichts anderes übrig, als dieses erste materiell erzeugte, chemisch construirte Lebewesen, in dem das Leiblich-Materielle im Gegensatze zu dem Geist und Intellecte so schlecht weggekommen war, wieder zu vernichten und den vorhandenen Lebensurstoff zu einer neuen Menschenschöpfung zu verwenden, bei welcher er schon hinsichtlich der Zusammensetzung der Elemente und dann auch hinsichtlich der Ausbrütung des neuen Organismus vorsichtiger zu Werke ging. Er verpflanzte sein neu und „rationell gemischtes, zartes Protoplasma-Klümpchen auf geheimnißvolle Weise in den Mutterschooß der Gattin eines armen Dorfschulmeisters."

Als vorüber nun der Monde
Neunzahl, trat an's Licht des Tages
Ausgereift und ausgestaltet,
Lebend und gesund, das zarte
Wunderkind, das ungezeugte.

Diese Entstehungsgeschichte des Homunculus, welche in dem ersten Gesang enthalten ist, bildet die symbolische Grundlage für das ganze Werk und ich habe deshalb ausführlicher bei ihr verweilt. Die Mischung, aus welcher das Wesen des neuen Menschenkindes besteht, ist, wie der Dichter immer wiederholt, nur eine rationelle: nicht die Natur, „die heilige, geheimnißvolle Mutter gab das Leben durch die Liebe, gab das Leben in der Liebe," wie es im Schlußgesang heißt, sondern der Verstand des Meisters maß nach einem ersten mißlungenen Versuche die Zusammensetzung der Lebensbestandtheile aus und verpflanzte nur durch oberflächliche Einimpfung seinen Urstoff auf den natürlichen Nährboden des Menschenthums. Das „Homunkelthum," von dem Hamerling später so oft spricht, ist also die zum selbständigen Leben und zu abgesonderter Wirksamkeit gekommene rein vegetative Seite des menschlichen Wesens, die in der Denkfähigkeit ihren höchsten Ausdruck findet, der aber die „Seele" fehlt, das, was dem gewöhnlichen Menschen in Folge seiner Entstehung durch die Liebe eingepflanzt ist. Wir müssen der Eigenthümlichkeit dieser Abstraction, welche Hamerling mit „Homunkelthum" benennt, immer eingedenk bleiben, wollen wir überhaupt sein Werk verstehen und müssen uns ihrer besonders bei den Theilen des Letzteren erinnern, in welchem Homunculus, oder Munkel, wie ihn Hamerling später immer abgekürzt nennt, in Folge der eigenthümlichen Zusammensetzung seines Wesens auf die Menge Einfluß gewinnt. Denn dieses ist ihm blos dadurch möglich, daß auch die ganze Menschheit schließlich in den „Homunculismus" versinkt und ihrer besten angeerbten Gabe vergißt. Eine gewaltige und tiefe Satire liegt deshalb in allen diesen Schilderungen.

Homunculus wächst heran, wie andere Menschenkinder auch; er versucht sich in Vielem ohne einen Lebensberuf zu gewinnen und ist eine Zeit lang sogar Dichter, nicht weil er den Trieb zum Dichten fühlt, sondern weil er mit seiner klaren Erkenntniß so viele Seiten des menschlichen Lebens „entdeckt", welche er Anderen mittheilen zu müssen glaubt. Erst als er findet, daß er schon ähnliche Vorläufer in solcher Mittheilsamkeit genug hat, als er den ganzen Kreis der modischen Dichtung durchirrt hat, ohne jemals auf eine noch nicht dagewesene Art zu dichten gestoßen zu sein, gibt er seine Versuche wieder auf. Es liegt viel Bitterkeit in dieser kurzen Stelle, welche „Munkels" Dichterlaufbahn schildert, denn unverhohlen ist in ihr ausgesprochen, daß heute sogar das Homunkelthum, und zwar in erster Linie dieses, nach dem dichterischen Lorbeer strebt, nur weil die „begeisterten Gesänge ungeheueres Aufsehen machen," und ihre Urheber „so nebenbei und über Nacht" zu berühmten Männern zu werden hoffen. — Munkel wirft bald genug das dichterische Metier bei Seite, denn seine praktische Natur versteht es nicht, Enttäuschungen geduldig zu ertragen. Er wird ein moderner Lebenskünstler, der in hunderterlei „modernen" Berufen sich versucht und doch nirgends Genüge findet, denn ein ihm noch unklarer Zug seines Innern treibt ihn nach einem dunkelen Etwas hin. An dem Spieltisch eines Badeortes stehend, erkennt er plötzlich, worin dieses Ahnen seines Wesens besteht:

Da befiel auf einmal krankhaft
Ihn ein räthselhafter Zustand.
Stärker ward sein Puls und Herzschlag,
Ein gewisses Zucken spürt' er
Krampfig in den Fingerspitzen,
Vor den Augen ward es gelb ihm,
Flimmernd gelb — ein Schwindel faßt ihn ...
Ach, der Aermste ahnte nichts noch
Vom Geheimniß seines Ursprungs! —
Seines Keimes Elementen
Dachte, um ihn mehr zu kräftigen
Auch ein Element des Eisens
Beizumischen der Erzeuger.
Er vergriff sich; in die Mischung
Kam ein Element von Golderz.
Dies Goldelement im Keime,
Stets verlangt es nach Erneurung,
Gleich den ander'n Elementen,
Und so lag ein räthselhafter
Durst nach Gold in Munkel's Blute.

Im raschen Fluge schildert nun der Dichter die Aeußerungen des Golddurstes, der ein Wesensbestandtheil des Homunkelthums ist. Munkel gründet eine große Zeitung, „Blatt für Alles und für Alle", verfällt in die rücksichtslosesten Manieren des Preßpiratenthums und gewinnt dadurch in kurzer Zeit große Schätze und mit diesen große Bedeutung. Dann wird er „Gründer" und bald ist er der Götze der Menge, der Beherrscher des Erdenrundes, dem die Völker ein Fest feiern, als er die erste „Billion" zusammengegaunert hat. Aber über Nacht verliert er durch einen „Krach" seine Billion wieder und stürzt sich in den Rhein, um zu sterben, als ihn ein Weib rettet. Es ist Lurlei, die Nixe. Dieselbe hat schon längst ihren einsamen Sitz auf dem Felsen aufgegeben und ist Abenteurerin geworden. Gelangweilt durch das Treiben der Welt wollte sie nun eben in ihre Nixenheimath zurückkehren, als sie den Munkel rettete.

Das herzlose Weib und der seelenlose Mann haben sich nun gefunden und vereinigen sich zum Bund für's Leben, nachdem sie den Nibelungenschatz gehoben und, nach einigen Versuchen, ihn sich gegenseitig abzulisten, in gemeinschaftlichen Besitz genommen haben. Sie gründen mit einem Heer von Abenteurern, die durch ihren Schatz sich verlocken lassen, auf der Insel „Eldorado" den modernen Staat. Mit gewaltiger Satire schildert Hamerling diese Staatsgründung, die die Züge unserer politischen Einrichtungen in's Uebertriebene verzerrt an sich trägt. Die Gottheit des nackten Gesetzes, die elende Parteienwirthschaft, die halt- und gewissenlose Menge, welche durch einen großen Schreier sich leiten und verführen läßt, und schließlich den Durst nach Gold, welcher das ganze künstliche Gefüge wieder zerstört, sind mit bitterer aber großartiger Ironie skizzirt. Munkel, dem beim Zusammensturz des Staates Lurlei untreu wurde, kehrt von jenem fernen Eldorado wieder heim.

Eine neue Idee erfaßte ihn, die durch die extreme Wissenschaftlichkeit erzeugt ist: er unternimmt es, die Affen zu züchten und aus ihnen

Sich für seinen Zweck ein and'res
Taugliches Geschlecht von frischen,
Unverdorb'nen Lebewesen
Allgemach heranzubilden.

„Für seinen Zweck" will er das unternehmen, nämlich für den Zweck, das Homunkelthum zur alleinigen Geltung zu bringen. Ueberraschend gelingt die Bildung des Affenstaates, dessen neue Bürger bald die Menschheit an Wissenschaft und technisch-mathematischen Fertigkeiten überragen, unterdrücken und

Digitized by Google

schließlich vertilgen wollen. Der Vertilgungskrieg der Affen gegen die Menschen, in dem die ersteren unter Führung ihres Königs Langhand und mit einem Schlachtplan,

Der gebaut war auf strategisch
Tactisch-technisch-planimetrisch
Hygrostatisch-hypsometrisch
Akrobatische Principien

die Oberhand behalten, bis ein Naturvolk ihr Affenthum listig zu ihrem Nachtheile benutzt, ist wieder eine köstliche, satirische Partie des Werkes.

Nachdem auch der Affenstaat und mit ihm eine dritte Form des Homunkelthums vernichtet ist, beschließt Munkel, ein neues Reich mit Hülfe des Judenthums zu errichten.

Mit geheimen Sympathien
Sah sich hingezogen Munkel
Zu dem unterdrückten Volke.
Jüd'scher Sinn und jüd'sches Wesen,
Jüdischen Verstandes Schärfe,
Aetzende, wie Scheidewasser,
Jüd'sche, dreist-verschlag'ne Thatkraft
Und noch manches and're Jüd'sche
Stand, so dünkt es ihn, erheblich
Nahe seinem eig'nen Wesen
Nahe dem Homunculismus.

Er führt die Juden, denen gegenüber sich Europa für insolvent erklärt hat, nach ihrer alten Heimath, nach Palästina, zurück, um dort ihr Reich neu zu errichten und ihnen ein neuer Messias,

Ein Messias des Verstandes,
Und mit besserem Erfolge
Als der arme Galiläer,
Der Messias war des Herzens
Und den Lohn am Kreuz gefunden

zu werden. Aber auch dieses neue Unternehmen scheitert, denn die Juden finden in dem kleinen Lande keinen Raum für ihre Thatkraft und kehren gerne nach Europa zurück, wo man sie, „den rechten Sauerteig im Völkerleben", schon vermißte. Vorher schlagen sie aber Munkel, weil er sie auf falsche Bahnen führte, an's Kreuz.

Dort hängt er nun, der Märtyrer für das Homunkelthum. Er möchte sterben und wehrt Anfangs dem Ahasver, der bei ihm geblieben ist und ihm die Bande lösen will, aber während er so da hängt, geht ihm endlich die Schopenhauer'sche Idee von dem Unwerthe des Lebens und von der Verneinung des Willens zum Leben auf, und sofort beschließt er, dieser Idee, die so würdig des Homunkelthums, zur Allgemeingültigkeit zu verhelfen. Er steigt nun mit Ahasvers Hülfe vom Kreuze herab und kehrt ebenfalls nach Europa heim, wo er nun über der Weltverneinung brütet und sie allenhalben predigt. Es gelingt ihm, alle Lebewesen zu der neuen Idee des Homunkelthums zu bekehren, der Wille zum Nichtsein wird allgemein und ein großer Congreß beschließt, daß in einer bestimmten Stunde auf der ganzen Erde dieser Wille durch energische Bethätigung Aller zur That werden soll.

Ineinanderzittern sollten
Aller Willenskräfte Ströme
Zu dem mystisch-metaphysisch-
Einheitlichen Willensschlusse:
Nicht zu wollen.

Die Stunde kommt und wirklich scheint das Ungeheuere zu gelingen. Die Sonne verfinstert sich und die Erde bedeckt sich mit Grauen:

Einen kurzen Augenblick, traun,
War's, als ob das Weltenschicksal
Nur an einem Faden hinge,
War's, als ob die Erde bebte,
War's, als ob ein Schauer ginge
Durch das Herz der Welt, der Dinge.

Aber plötzlich tritt aus ihrem dunkeln Vorhang die Sonne wieder hervor und lacht und lacht und die ganze Schöpfung lacht mit ihr und lebt wieder auf — denn ein Liebespaar küßte sich zur selben Stunde just an diesem Schicksalstage. — Es ist ein großartig gedachter Schluß, der durch den Zauber dieses einen Kusses der Weltverneinungsstimmung und dem Homunkelthum auf Erden bereitet wird: eine Antithese liegt in ihm, wie sie schöner und poetischer nie geschaffen wurde.

Munkel giebt nun alle Bestrebungen, dem Homunkelthum auf Erden zum Siege zu verhelfen auf und zieht sich in die Einsamkeit eines Gebirges zurück, wo er, nur in Gesellschaft eines drachenähnlichen Ungethüms lebend, sich auf das einzige Feld stürzt, auf dem er seine Kraft noch nicht erprobte: „das des Forschens, der Erkenntniß, auf das Feld der Wissenschaften". Er wird ein Weiser, ein Naturgewaltiger, der alle geheimnißvollen Kräfte des Daseins in seiner Hand bändigt. Er schafft sich dort neue, ebenfalls künstliche Lebewesen, indem er schwingende Stäbe zu Organismen umwandelt und faßt schließlich die kühne Idee, sich auf einem Fahrzeug, das er erfindet und baut, in den Weltenraum zu schwingen. In der Schilderung dieser Fahrt durch den unermeßlichen Raum, an den Schaaren der Gestirne vorbei, offenbart sich zum Schlusse in voller Großartigkeit das gewaltige Talent Hamerling's. Der Weltenfahrer streift auf seiner Bahn die Erde, überall Verwüstung anrichtend und nimmt den Leichnam der Lurlei mit sich herauf in sein überirdisches Dasein, dann hält er ein wildes Zwiegespräch mit dem Monde und schießt dann wieder hinaus in den unendlichen Raum, „in des Aethers hafenlosen Ocean".

So entlang Milchstraßen schweifend
Scheint der Fremdling, der Gigant
In dem rasend wilden Fluge
Selbst ein Staubgewölk von Welten
Aufzuwirbeln. Zum Kometen
Ward er und sein ird'scher Eigner
Ward zum „fliegenden Holländer",
Ward zum Ahasver des Weltraums.
Schweifen wird er immer noch
In des Himmels ew'gen Fernen,
Wenn getilgt des Erdenpilgers
Fluch und der gespenst'ge Segler
Längst erlöst im Hafen ausruht.

Es bedurfte ein Eingehen auf den Gang der Handlung in diesem Epos, um dem Leser das Wesen des „Homunkelthums" klar zu machen, wie es Hamerling versteht und darstellen will. Man wird sich des Umfanges dieses Begriffes erst recht bewußt, wenn man dem Dichter in alle Phasen, welche er denselben durchmachen läßt, nachfolgen kann und besonders der feinen Steigerung nachspürt, die des Homunculismus mangelhafte Gestaltung von der Aeußerung des gemeinen Golddurstes durch politische und wissenschaftliche Abirrung hindurch bis zu der Ausbildung der negativen Philosophie und bis zu der grandiosen Himmelsstürmerei erfährt. In diesem eben skizzirten Zusammenhange gewinnt erst das Werk Bedeutung und Sinn, während es in seinen Einzelheiten betrachtet wohl zuweilen Kopfschütteln oder wenigstens nur eine oberflächliche Neugierde erregen kann. Denn diese Einzelheiten führen zuweilen weit von der Grundidee des Dichters ab und fordern stets ein Nachbesinnen des Lesers auf das, was er bisher als wesentlich und bedeutungsvoll für den Inhalt des Ganzen erkannt hat. Auch finden sich in dem Werke wirklich zwei Capitel, welche gar keine oder doch nur geringe Beziehung auf den Gedanken von dem Homunkelthum haben: es sind dies erstens die „Literarische Walpurgisnacht" im fünften Gesange und dann die schon oben skizzirte Abschweifung auf das Judenthum, der achte Gesang, betitelt „Im neuen Israel". Die „Literarische Walpurgisnacht" ist ein Intermezzo nach Art der Goethe'schen Walpurgisnächte im „Faust", das heißt der Dichter fügt bei einer passenden Gelegenheit, wie sie die Hochzeit Munkel's mit Lurlei bietet, einen satirischen Gesang ein, dessen Inhalt abseits von dem Schicksal seines Helden liegt. So lustig und packend auch

Digitized by Google

dieser Gesang oft gerathen ist, so treffend auch die Classifizirung der neuen Dichterschulen ist, die Hamerling in ihm gibt, so wirkt doch meines Erachtens dieses Intermezzo nur störend und müßte eigentlich beim Vertiefen des Lesers in die Idee des Homunkelthums überschlagen und etwa später separatim nachgelesen werden. Auch das „neue Israel" fügt sich nicht homogen dem fortlaufenden und in einer Steigerung begriffenen Gang der Dichtung ein, wenn auch dieser Gesang durch seine Frische, seinen guten derben Witz und manche treffende Bemerkung auf den unbefangenen Leser große Wirkung ausüben mag. Die politische Ausartung des Homunkelthums war schon in der Schilderung des Staatswesens in Eldorado abgehandelt und für eine ethnische Ausprägung dieser Geistesrichtung, wie sie etwa im Judenthum stattfinden möchte, ist bei dem kosmopolitischen Tone, der die ganze Dichtung, dem Homunkelthum entsprechend, durchzieht, nicht die rechte Gelegenheit vorhanden. So macht dieser Gesang vom „neuen Israel" ebenfalls nur den Eindruck eines Intermezzo, welches dem Dichter wahrscheinlicherweise noch obendrein manche Angriffe und manche stille Feindseligkeiten auf den Hals ziehen wird.

Diese Intermezzi entsprechen übrigens ihrer ganzen Anlage und dem Tone nach, in dem sie ausgeführt sind, der satirischen, auf die kleinen Händel unserer Tage etwas kleinlich und griesgrämig reagirenden Richtung in dem Hamerling'schen Werke, die, wie ich im Eingange betonte, dem großartigen, poetischen Gedankenfluge, den er zuweilen unternimmt, oft störend und hemmend im Wege steht. Es ist, als wohnten zwei Seelen in dieser Dichtung, die zu keinem schönen Einklange kommen können, wo sie vermischt sich zeigen. Manche Verbissenheit und Verbitterung scheinen sich des Dichters bemächtigt zu haben und ihn in der reinen Ausübung seines heiligen Seherberufes zu stören. Jene oft kleinliche und bittere Satire bricht überall, mehr oder weniger, durch das großartig angelegte Gewebe seiner Dichtung wie mit Nadelspitzen hindurch, am meisten störend in der Schilderung von der Huldigung der Völker vor der Billion, dann in dem poetischen Excurs in „Eldorado" und schließlich in der Schilderung des wissenschaftlichen Homunkelthums in dem Gesange „die Affenschule."

Aber der gewaltige Eindruck, den die großartige Allegorie dieses Werkes im Ganzen macht, wird selbst durch diese oft mißrathene Satire nicht verwischt. Und er ist gewaltig! Noch niemals hat ein Dichter die kühne Idee gefaßt, ein seelenloses Menschenthum in seiner, trotz der herrlichsten Errungenschaften des Verstandes, dem ewigen Elende zueilenden Trostlosigkeit zu schildern, und nur selten ist eine ähnliche großartige und neue Idee so fruchtbar und beziehungsreich dargestellt worden. Die Beziehungen auf unsere jetzigen Zustände, die Hamerling dieser Idee angedeihen läßt, sind ja, wie ich vorhin sagte, oft entstellt durch kleinliche Gedankenreihen, die sich im Haupte und im Herzen des Dichters anspannen, aber wo sie rein hervortreten, wirken sie mit umso größerer Wucht. Wie treffend und kräftig ist entwickelt, wie sich das Homunkelthum im Golddurste äußert, der schließlich, in „Eldorado" zur wüsten Selbstzerstörung der Menschheit und zum Wahnsinne ausartet, mit welchem guten Humore ist die närrisch werdende Wissenschaft in der „Affenschule" verspottet und die lächerliche Consequenz philosophischer Theorien in dem Capitel „Sein oder Nichtsein" ad absurdum geführt. Und wie großartig und gewaltig ist der Schluß, das „Ende ohne Ende": der Verstand in seiner höchsten Potenzirung als ruheloser Pilger im Weltall umherirrend, friedlos, der Wohlthat bar, die „der schönste Tod vor Allem, das Ersterben in der Liebe" dem ganzen Menschen gewährt. Die Halbheit des Menschenthums, die innere Mangelhaftigkeit des künstlich gezüchteten, gemüthlosen Wesens, die heute so hoch in Geltung stehen und sich mit ihren „Errungenschaften" des Verstandes und der Wissenschaften so breit machen, haben in dieser Dichtung eine wuchtige und geistreiche Verurtheilung erfahren. Gleichwohl wird wohl dieses Werk nicht in breiten Kreisen wirken, denn es ist eben eine Eigenthümlichkeit des sich breit machenden Homunkelthums unserer Tage, daß es solche Einwirkungen, wie sie Hamerling ausüben will, nicht verspürt. Ein kleiner Kreis wird es aber um so freudiger aufnehmen und um so inniger verehren, und wegen der Uebrigen mag sich der Dichter mit dem Ausspruche trösten, den Mephistopheles that, als er den Homunculus in der Retorte erblickte:

Wer lange lebt hat viel erfahren
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn;
Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

Helene Böhlau Al-Raschid Bey.

Unter diesem halb türkischen Namen hat die beliebte Weimarer Erzählerin neuerdings nicht weniger als drei Bücher auf einmal veröffentlicht: „Rathsmädelgeschichten" und die beiden Romane: „Reines Herzens schuldig" und „Herzenswahn". Es interessirt uns nicht zu erfahren, wieso die talentvolle junge Dame eine Namensbase des oft citirten menschensuchenden Harun Al Raschid geworden, denn das hat mit ihren drei kerndeutschen Werken nicht das mindeste zu thun. Daß aber eine bedeutsame Wandlung mit ihr vorgegangen, erhellt deutlich, wenn wir die genannten zwei Romane mit ihren früheren Novellen vergleichen. Damals ein frisches, keckes Erzählertalent voll scharfer Beobachtungskunst und mit einer starken Jean Paul'schen Ader, heute ein gequälter Geist, der sich in trübsinnigen Reflexionen verliert und fast alle Natürlichkeit, jeden Sinn für Composition und Maß eingebüßt hat. Es ist der Verfasserin nur mit Mühe noch möglich, ihr Thema festzuhalten, ihre Personen und deren Geschicke für sich sprechen zu lassen. Mitten in einem anscheinend beginnenden Liebesroman wickelt sie plötzlich das ganze Vorleben ihrer Heldin ab, um erst am Ende des Bandes den unterbrochenen Faden wieder aufzunehmen; die altklugen Sinnsprüche und geistreichelnden Gemeinplätze überwuchern die Handlung; Alles löst sich in Stimmungen, Empfindungsduselei, unkünstlerisches Einmengen des Autors auf. Am Angenehmsten wirkt sie noch da, wo sie festen Boden unter den Füßen hat und die Wirklichkeit einfach abschreibt.

Ohne Zweifel sind beide Romane mit persönlichen Reminiscenzen durchsetzt. Sie spielen offenbar in Weimar. Das Haus des großen Dichters ist das Goethehaus, der unglückliche Kammerherr Walther von Goethe, dessen eigentliche Tragik freilich nicht, wie die Verfasserin meint, in dem Mißgeschick, der Sohn eines berühmten Mannes zu sein, sondern in einem physischen Leiden lag, ist treu nach dem Leben geschildert, der gräfliche Leiter der Kunstakademie und sein Schwager, der Bildhauer vom Rhein, — Jedermann hat die wahren Namen zur Hand. Macht sich die Autorin auf Augenblicke von philosophischen Grübeleien los, dann gelingen ihr wohl auch anmuthige Schilderungen, wie die Doppelhochzeit, und satirische Bilder, wie die von der Suppenvereinssitzung. In ihrem überquellenden Humor neigt sie freilich stark zur Caricatur, wo alle Lebenswahrheit aufhört. Das geistliche Paar Machowsky und Vogel sind unmögliche Pastoren, auch wo sie den Rausch zur Entschuldigung haben; das Abenteuer im Dunkeln mit der Weinflasche in der Suppenschüssel entstammt einem bekannten Bilde der „Fliegenden Blätter". Aber uns erquicken diese komischen Einfälle nach all den Gefühlsschwelgereien nur um so mehr. Auch Scenen von tragischer Größe gelingen, wie der erste Besuch Dorotheas bei ihrem Geliebten oder der ewige Abschied von ihm. Das Alles steht in „Reines Herzens schuldig". Im „Herzenswahn", der einige schöne Schilderungen z. B. des Gartens und Treibhauses enthält, ist die Ausbeute geringer, aber auch hier zeigt sich überall die Meisterin der Stimmung.

Helene Böhlau hat sich eine eigene Romanheldin auserwählt: das unverstandene Mädchen. In beiden Romanen haben wir es mit einem solchen zu thun, und ohne Zweifel hat die Verfasserin dieser Gestalt, die ihr so sehr am Herzen liegt, Vieles und wohl Alles aus ihrem eigenen Wesen ver-

Digitized by Google

liehen. Die bekannte Roman- und Theaterfigur der unverstandenen Frau begreifen wir leichter; sie hat ein bewegtes Leben hinter oder in sich, ist meist unpassend verheirathet, findet ihr Ideal, berührt oder überschreitet die Schwelle des Ehebruchs und leidet unter allen Umständen mehr oder weniger an Hysterie. Wir können einer solchen Unglücklichen unsere Theilnahme nicht versagen; sie erzwingt, wenn sie tapfer kämpft, vielleicht sogar unsere Hochachtung. Aber das unverstandene Mädchen?! Ein Backfisch, eine höhere Tochter, von unreifem Herzen und unfertiger Bildung, launenhaft, empfindlich, verschlossen und bleichsüchtig, voll unklarer Ziele, für höchst alltägliche Gefühle außerordentliche Worte gebrauchend, krankhaft überspannt, und hinter all' ihrer weltschmerzlichen Philosophie irgend eine alberne Liebelei, denn Mephisto trifft mit seinem cynischen: „Es ist ihr ganzes Weh und Ach —!" besonders dem unverstandenen Mädchen gegenüber haarscharf das Richtige. Es ermüdet auf die Dauer, wenn diese halbreifen Heldinnen uns fortwährend mit dem Zustand ihres Herzens unterhalten und daran weltumspannende Betrachtungen knüpfen. Dabei erfahren wir doch herzlich wenig Positives von dem intimsten Seelenleben dieser jungen Geschöpfe, und vergeblich erwarten wir eine Analyse ihres gesammten Empfindens und Lebens, Mittheilungen aus jenem Reiche, wo das Psychische in's Physische hinüberspielt, und wie übergewaltig spricht nicht dieses bei dem Weibe mit! Doch in solchen Fällen läßt uns nicht nur Helene Böhlau, sondern die ganze Frauenschriftstellerei im Stich. Das Beste, Eigenste, was sie wissen, sagen uns die Damen ja doch nicht. Da müssen wir uns wohl an jene Männer halten, die mit dem Blicke des Genies auch die dunklen Gründe der Mädchenseele erforscht haben, an Goethe (Faust), an Björnsen, an den verpönten Zola, an Balzac, der den Unterschied von Unschuld und Jungfräulichkeit so haarscharf präcisirt hat und dafür von Julian Schmidt schulmeisterlich ausgelacht wurde.

Ja, es sind seltsame und im Grunde herzlich uninteressante Wesen, diese unverstandenen Mädchen! Sie fühlen sich unglücklich in ihrer Familie und in der Welt überhaupt, sie seufzen, geberden sich wie unartige Kinder und weltschmerzeln dabei, und fragen wir nach dem Urgrund ihres Verdrusses, so stellt es sich heraus, daß sie lediglich verliebt sind, unglücklich lieben. Die Eine verzehrt sich nach einem abwesenden jungen Maler, den sie nur dreimal gesehen, und als sie die Todesnachricht erhält, versinkt sie wieder in ihren gewohnten Gram, nur noch tiefer, will sich vergiften, aber läßt es natürlich bleiben, denn das unverstandene Mädchen ist einer That überhaupt unfähig. Ihre Seelenverwandte ist Dorothea in „Reines Herzens schuldig". Dieselben nebelhaften Gefühle, das nämliche anspruchsvolle Philosophiren über Dinge, die ein unerfahrenes Mädchen gar nicht ausdenken kann, doch spielt sich hier wenigstens die Liebesgeschichte vor unseren Augen ab. Bezeichnend ist, daß die unverstandene Jungfrau sich immer unverständig verliebt. Dort in einen Schwindsüchtigen, hier in einen verheiratheten Mann. Und in beiden Fällen wird die Liebe von ihr vorweg als hoffnungslos, als Fatum aufgefaßt und jeder Widerstand, jeder Kampf für sie aufgegeben. Kismet, sagt der Türke.

Das bringt uns nun darauf, auch die Helden der Verfasserin einer kleinen Prüfung zu unterwerfen. In „Reines Herzens schuldig" ist es der herkömmliche unwiderstehliche Vetter aus Amerika, der in dem Frauenroman von jeher spukt. Da wird uns fortwährend von der großen und tiefen Leidenschaft der beiden Verliebten vorgeschwärmt, aber weshalb das Hinderniß zu ihrer Vereinigung, nämlich seine rechtsgültige Ehe mit der abwesenden Amerikanerin, unüberwindlich sein soll, darüber sprechen sich weder die Liebenden, noch die Verfasserin aus. Darum erweckt es den Eindruck, als ob der Galan seine Liebe im Grunde nur wie ein pikantes Abenteuer behandle, obwohl das mit seinen empfindungsreichen Reden stark im Widerspruche steht. Weshalb läßt er sich nicht scheiden von seiner Frau? Am Ende kann er ja auch ein Türke werden und dann Beide behalten. . . . Im „Herzenswahn" aber ist der Held der Onkel und Rathgeber des jungen Mädchens, ein Sonderling, der sich viel in der Welt herumgetrieben und mit einem reichen Schatze von Lebenserfahrungen heimkehrt, ein Philosoph, der die altbewährtesten Sätze unserer Pantheisten als nagelneue eigene Weisheit auftischt, stets mit Salbung spricht, von Güte überfließt und dem Mädchen, wie die kluge Mutter ganz richtig bemerkt, den Kopf nur noch mehr verdreht. Nebenbei ist er Dichter oder wollte einst ein solcher werden, weshalb er einmal überflüssiger Weise in seine freien Rhythmen ergießt, was Goethe schon viel schöner vor ihm gesagt hat. Und dieser anspruchsvolle, unausstehliche Schulmeister ist so schlapp, daß er seinen von Allen mißhandelten Liebling nicht einmal in Schutz zu nehmen vermag. Sogar das Giftfläschchen gleitet der Todessehnsüchtigen mehr aus der Hand, als daß er es ihr entreißt. Zum Glück endigt hier der unerquickliche Roman, denn daß das unverstandene Mädchen sich in den alten Onkel verliebt und daß alsdann das Seufzen und Philosophiren erst recht angehen wird, das läßt uns die Verfasserin bloß ahnen.

Wenn wir uns so über diese sentimentalen und krankhaften Romane weidlich geärgert haben, so wirkt das dritte neue Buch von Helene Böhlau: „Rathsmädelgeschichten" wie eine Erquickung. Welch herzerfrischendes, liebenswürdiges, entzückendes Werkchen! Sie erzählt uns da die lustigen Mädchenstreiche ihrer Großmutter und deren Schwester, die in Weimars goldenen Tagen aufgewachsen sind, geliebt und getollt haben, schildert uns das Kleinleben jener classischen Zeit, die unbedeutenden Alltagsmenschen, die im Schatten der großen Dichter gelebt und läßt die letzteren — wohl mehr Dichtung als Wahrheit! — gelegentlich selbst auftreten. Karl August, mit den berüchtigten Rathsmädeln frühstückend, die Nähschule, vor Goethe ihre Knixe einübend, August von Goethe, um seiner Liebschaften willen gehänselt und beim Vater verklatscht, der junge Schopenhauer, schon ganz Menschen- und Weiberfeind, die Theegesellschaften seiner Mutter störend, Ottilie v. Pogwisch, Fräulein von Knebel und Andere. Mit sonnigem Humor sind die Lectionen der alten Kummerfelden und diese ehemalige Komödiantin selbst geschildert, sowie die Gelegenheitsdichterin Muskulus, und nirgends wird man durch einen carikirten Zug gestört. Die Verfasserin der zwei Romane findet man höchstens in den gelegentlichen Betrachtungen wieder, die ihr nun einmal Herzensbedürfniß sind, aber auch hier stört nichts Ueberspanntes und keine anspruchsvolle Selbstverständlichkeit, und bei dem letzten Capitel, wo das „Gomelchen" und ihr Enkelkind redend eingeführt werden, zwingt die Erzählerin jeden Leser zu rührendem Mitgefühl. Ohne Zweifel sind die „Rathsmädelgeschichten" viel früher als die zwei Romane geschrieben, lange vor dem türkischen Beinamen. Will man das ganze Talent von Helene Böhlau kennen und lieben lernen, so greife man nach diesem schönen Buche, dem die Verfasserin noch viele ähnliche nachfolgen lassen möge. Die ungesunde türkische Manier wird sie hoffentlich ablegen; es wäre sonst ein künstlerischer Selbstmord. Z.

Feuilleton.

Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Ich verkehrte in Kreisen aller Art und hatte vollauf Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß dieses Urtheil ein allgemeines war, wenn es auch hier und dort vorsichtiger oder weniger gehässig oder geradezu mit dem aufrichtigen Bedauern ausgesprochen wurde, daß diese guten und lieben Menschen so unklug handelten. Eine andere Auslegung, als daß Ernst der begünstigte Liebhaber seiner Schwägerin sei und Emanuel aus Schwäche dieses Verhältniß dulde, schien es gar nicht geben zu können. Von diesem Gerede hatte man sogar in der Fakultät Notiz genommen,

Digitized by Google

als sie ein Gutachten darüber abzugeben hatte, ob Ernst eine Professur zu verleihen sei. Konnte seine wissenschaftliche Bedeutung auch nicht fortgeleugnet werden, so fiel die Anerkennung doch sehr gemessen aus und ein absichtlich etwas mysteriös gehaltener Passus ließ ahnen, daß seine Berufung nicht erwünscht sei. Sie erfolgte denn auch nicht. Ebenso war Emanuel bei einer städtischen Neuwahl übergangen worden. Mich ärgerte dieser Klatsch; ich hielt es für meine Pflicht, ihm entgegenzuwirken, so viel ich vermöchte. Zu diesem Zweck mußte ich aber erst sicher sein, daß nichts an der Sache sei. Ich ging zu Tante Albertine, um Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen. Die alte Dame war in der traurigsten Gemüthsverfassung. Auch an ihr Ohr waren alle die bösen Reden getragen. Sie zeigte sich sehr unglücklich darüber. Aber was kann man den Leuten antworten? sagte sie, fortwährend im Weinen. Sie haben ja doch Augen zum Sehen. Es ist alles so, wie sie's sagen. Ich kann Ernst nicht entschuldigen, Emanuel nicht bemitleiden, Julie nicht verstehen. Sie sind doch keine Kinder und thun gerade, als ob sie mit aller Welt Verstecken spielen könnten.

Aber man müsse sie doch aufmerksam machen — meinte ich.

Ich habe mir kürzlich ein Herz gefaßt, entgegnete sie, aber es ist ja mit ihnen gar nicht zu reden. Sie haben auch von anderer Seite schon dies und das zu hören bekommen, wollen aber nicht zugeben, daß die Leute Recht haben. Ganz im Gegentheil! Sie ereifern sich gegen Jeden, der ihnen einen freundschaftlichen Rath ertheilt, wie gegen einen lächerlichen Menschen, wenn nicht wie gegen einen boshaften Verleumder. Eine alte Klatschbase habe ich mich nennen lassen müssen — ich! Meine treuesten Absichten sind verkannt, alle verwandtschaftlichen Rücksichten mißachtet. Tief beleidigt bin ich von ihnen geschieden und betrete ihre Schwelle nicht mehr.

Sie wollten es also nicht wahr haben —?

Wie vom Himmel gefallen waren sie, oder stellten sich so. Als ob es gar nicht möglich wäre, daß so etwas passiren könne. Ihnen wenigstens. Als ob es eine Albernheit sei, da auch nur an eine Gefahr zu glauben! Und wie lieb ich sie doch habe — ach! es ist zum erbarmen.

Von der so gekränkten Dame war also kein Beistand zu erwarten. Obgleich es mir schien, daß die Freunde meine Einmischung nicht wünschten, beschloß ich doch zu thun, was ich unter solchen Umständen für meine Schuldigkeit hielt: sie ernstlich zu warnen. Noch war vielleicht nichts Unrechtes geschehen — ich glaubte so gern daran — aber jedenfalls trieben sie ein gefährliches Spiel mit einander. Es ließ sich nicht verantworten, sie so mit verbundenen Augen am Rande eines Abgrundes sich tummeln zu sehen.

Eines Abends, als ich die drei zu Hause fand, sagte ich ihnen offen heraus, was ich über sie reden gehört hätte und was ich selbst davon dächte. Ernst wollte gleich wild auffahren, aber Emanuel winkte ihn mit der Hand nieder und sagte in ruhigem Ton: Was lohnt's sich darüber zu ereifern? Wir erfahren ja da nichts Neues mehr. Es steht einmal fest, daß ich einen spitzbübischen Bruder und eine treulose Frau habe — man will es so und es ist natürlich so. Dagegen ist mit Worten gar nicht aufzukommen.

Aber vielleicht mit Thaten, meinte ich.

Er zuckte die Achseln. Gegen offenkundige Thatsachen? fragte er spöttisch. Es ist doch nun einmal richtig, daß ich mehr als zwanzig Jahre älter bin, als meine Frau, und daß ich einen Bruder habe, der gegen mich ein Jüngling, und daß er unser Hausgenosse ist und seine Schwägerin sehr verehrt. Hat man mehr gebraucht, um sich daraus eine Geschichte zusammen zu reimen? Was können wir thun, ihre Absurdität nachzuweisen?

Sie können dem Gerede der Leute die Nahrung entziehen, antwortete ich, indem Sie sich von Ihrem Bruder trennen. Er müßte selbstverständlich nicht nur Ihr Haus, sondern auch die Stadt verlassen.

Ich bemerkte, daß Frau Julie, die über ihre Stickerei gebeugt dasaß und sich ganz stumm verhalten hatte, rasch die Hand gegen das Auge bewegte, als ob sie eine Thräne fortzuwischen hätte. Ich konnte aber auch irren.

Sehen Sie aber nicht, sagte Emanuel lebhafter, daß darin gerade die sicherste Bestätigung der Richtigkeit jener thörichten Voraussetzungen läge? Man könnte ja den Leuten gar nichts Lieberes thun, als ihnen auf solche Weise Recht geben. Und was wäre für uns selbst damit gewonnen? Ja, wenn ich wirklich Grund hätte, zu fürchten, daß meine Frau, daß mein Bruder mich mit der Zeit doch betrügen könnten ...

Emanuel weiß, daß das unmöglich ist! rief Ernst mit dem Ausdruck wahrhaftigster Ueberzeugung, und Julie sah zu ihm mit einem offenen Blick auf, in dem kein Falsch sein konnte.

Es ist unmöglich, wiederholte er, und darum lasse ich mich nicht beirren. Ernst ist der ehrlichste Mensch von der Welt und mein Bruder — er liebt mich, er ist mein Freund. Ich wäre ein erbärmlicher Wicht, wenn ich ihm mißtraute! Und könnte ihn doch eine Schwäche anwandeln — ah! man kennt meine Frau nicht, wie ich sie kenne, wie Ernst sie kennt. Sie wird nie ihre gelobte Pflicht verletzen! Ich weiß wohl, daß ich ihr wenig sein kann — wir sind im Lebensalter zu sehr verschieden, und ich war auch in jüngeren Jahren wenig lebenslustig, immer einseitig beschäftigt, nur für meine kaufmännischen Machinationen interessirt, auf den Erwerb bedacht — ich bin ein Durchschnittsmensch, ohne besondere Fähigkeiten und ohne besondere Bedürfnisse — ich habe kein Verständniß für die Wissenschaft, für die Poesie und Kunst — ich brauche nicht das, was man Vergnügen nennt. Leidlich kann ich bei alledem meiner Frau nur sein, wenn ich ihr die volle Freiheit lasse, Neigungen zu folgen, die ihrer höheren Natur gemäß sind. Und wenn Gott mir nun einen Bruder gegeben hat, der mit mancherlei Eigenschaften begnadet ist, die mir fehlen und die ihn in den Stand setzen, sich meiner Frau lieb und werth zu machen — soll ich erschreckt sein über diese glückliche und beide beglückende Sympathie, soll ich mit thörichter Eifersucht dreinfahren und mir selbst die Freude an dem besten, das mir geschenkt ist, zerstören? Ich spreche mich darüber ganz offen aus — zum ersten Mal und zum letzten Mal. Es ist ja möglich, daß Ernst und Julie, wenn das Schicksal sie in anderer Weise zusammengeführt hätte, sich als zwei für einander bestimmte Wesen erkannt und vereinigt haben würden. Es ist möglich —! aber noch lange nicht gewiß. Und wenn auch — was ist damit gesagt? Eine solche Phantasierechnung stimmt nie, weil die Wirklichkeit nun einmal eine Zahl eingestellt hat, die das Resultat beeinflußt, wir mögen uns wehren, wie wir wollen. Julie ist meine Frau geworden, mein Bruder lernte sie kennen als meine Frau. Das Gefühl, das sie nun für einander haben können, und wäre es das wärmste, setzt sich danach nothwendig Schranken, die für seine Natur von Bedeutung werden müssen. Es verletzt keine Pflicht, und ich gönne es ihnen neidlos. Versteht man sie und mich nicht — das müssen wir tragen. Und nun — sprechen wir nicht weiter davon.

Ich ehrte seinen Willen und lenkte sogleich auf einen anderen Gegenstand über. Ernst war sehr nachdenklich geworden. Als ich ging, drückte er mir an der Thür nochmals die Hand und sagte leise: ich komme morgen zu Dir, wir haben noch weiter zu verhandeln.

Ernst kam. Nach seinem Aussehen mußte ich annehmen, daß er eine schlechte Nacht gehabt hatte. Das behauptete er denn auch selbst. Lieber Freund, sagte er, bald nach der Begrüßung auf das gestrige Gespräch zurücklenkend, mein Bruder hat mir die Augen geöffnet. Ich habe mich bisher in einer Art Traumzustand befunden und aus ihm mich selbst und Alles um mich her beurtheilt. Nun bin ich durch seine ehrliche Aussprache aufgerüttelt und frage mich: hat er Recht? In dem Einen gewiß, daß ich nie vergessen werde, was ich ihm schuldig bin, daß ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als ihn tödtlich kränken würde. Sein Vertrauen baut auf Felsen. Aber auch in dem Anderen? Ich weiß nicht, ob er mich da recht erkennt und ob ich selbst mir da vertrauen darf. Mein Gefühl für Julie ... Ich habe bisher gar nicht darüber nachgedacht, gab mich nur ganz dem seelischen Wohlbehagen hin, einen Menschen — oder sage auch ein Weib — gefunden zu haben, in dem ich ganz aufzugehen im Stande war, ein vollbefriedigendes Verständniß für mich zurückempfing. Was ist das für ein Gefühl? Ich habe nie zu einem weiblichen Wesen in einem Verhältniß gestanden, nach welchem ich es messen könnte. Freundschaft ist's aber nicht. Es beseligt mich ganz anders; es verschönt die Gestalt, in deren Innersten es eine Gegenneigung sucht; es hat Macht über mein Sinnliches. Und so kann ich's nicht anders deuten, wie ich's auch vernünftig zu beschränken bemüht bin, als daß es — Liebe ist.

Digitized by Google

Und Julie? fragte ich.

Es ist nie ein Wort unter uns gesprochen, versicherte er, das nicht die ganze Welt hätte hören können; nie haben wir Zeichen einer unerlaubten Vertraulichkeit gewechselt. Aber ich bin innigst überzeugt, daß ihr Gefühl für mich dasselbe ist, das in mir für sie lebt — vielleicht noch heute ihr unbewußt, während mich bereits bange Zweifel umtreiben, wie es mit unserer Pflicht gegen den Mann bestehen kann, den wir so hoch verehren. Und wenn das nun wirklich Liebe ist, dann haben die Leute ja doch Recht, mag es auch Emanuel nicht wahr haben wollen, und es bleibt uns — seinetwegen — nichts anderes übrig als Trennung.

Dazu kann auch ich nur freundschaftlich rathen, antwortete ich, seine Hand schüttelnd. Noch ist diese Neigung keine Leidenschaft, oder die Leidenschaft einzudämmen. Wenn sie erst ihrer Natur gemäß nach dem Besitz des geliebten Gegenstandes strebt —

Siehst Du, fiel er ein, das ist's, was mich auch jetzt noch stutzig machen könnte: dieses Streben ist mir ganz fremd geblieben. Die seelische Gemeinschaft befriedigte mich so vollkommen, daß das Verlangen nach körperlicher Annäherung mindestens sehr unschuldig blieb. Aber man spricht ja vom Wachsen einer Leidenschaft und nennt sie etwas Elementares. Gerade deshalb freilich, weil sie's ist, glaube ich nicht daran, daß sie ihre Natur zu ändern vermag. Ist sie heute nicht gefährlich, so wird sie's auch morgen nicht sein. Und auch für Julie möchte ich gutstehen. Dennoch fühle ich wohl, daß ich hier nicht weiter am Platze bin. Ich sage Emanuel ehrlich, was ich für Julie empfinde, und er wird's begreifen, daß ich mich entferne — vielleicht im Innersten auch loben. Dir aber danke ich für Deine treue Sorge. —

Nach einigen Wochen reiste er wirklich ab, gleich bis Paris, wo er zur Erweiterung seiner Wissenschaft das freieste und ergibigste Feld zu finden hoffen konnte. Er blieb vier Jahre dort, ohne seinen Aufenthalt auch nur zu einer Besuchsreise in die Heimath zu unterbrechen. Längere Zeit enthielt er sich auch fast ganz des brieflichen Verkehrs mit seinem Bruder. Erst als Julie auf ihres Mannes Wunsch die Correspondenz übernahm, wurde er mittheilsamer, und dann wurden regelmäßig fast jede Woche Briefe gewechselt. Es war immer ein häusliches Fest, wenn der seine anlangte und oft durfte auch ich ihn lesen. Im dritten Jahre seiner Abwesenheit sprach ich Ernst in Paris. Er war ganz unverändert, ein Einsamer unter Millionen, und doch kein Einsiedler und noch weniger ein Menschenfeind.

Ist man nun über uns beruhigt? fragte er. Ich antwortete: man spricht nicht mehr über euch. Er lachte. Das ist auch die ganze Errungenschaft! Denn geändert hat sich sonst gar nichts — gar nichts.

Ich hätte glauben mögen, daß er sich täusche, wenigstens in seinem Bruder und Julie. Ihnen waren rasch aufeinander zwei Kinder geboren, ein Mädchen und ein Knabe. Emanuel schien der glücklichste Vater, und eine sorgsamere und zärtlichere Mutter erinnerte ich mich noch nicht beobachtet zu haben. Und doch hatte Ernst wohl das Richtige getroffen: sein Ausscheiden hatte ihrem Verhältniß zu einander keine andere Form und kein anderes Wesen gegeben. Wie sie Beide einmal waren, so konnten sie sich gegenseitig auch nicht mehr oder weniger werden. Selbst die Kinder beschäftigten sie kaum gemeinsam; jeder Theil liebte sie in anderer Weise, und mit ihnen zu spielen verstanden eigentlich Beide nicht recht. Es war auch merkwürdig, daß sie, wenn sie mir mit gerechtem Stolz die niedlichen Geschöpfchen vorführten, immer gleich auf Ernst zu sprechen kamen, auf dessen Namen übrigens der Knabe getauft war: was der an ihnen für eine Freude haben würde — wie er sie in sein Herz schließen möchte — was ihnen an dem guten Onkel nicht fehle! Emanuel konnte dann ganz schwermüthig werden, und Julie kamen unwillkürlich Thränen in die Augen. Ernst war überhaupt immer ihr drittes Wort, ich möchte sagen: ihr einziger Unterhaltungsstoff; sie vermißten ihn schmerzlich, sie sehnten sich Beide nach ihm und fühlten das Bedürfniß, einander davon kein Geheimniß zu machen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Aus den Kunstausstellungen.

Wenn Herr Schulte mit der jüngst geschlossenen Lenbach-Ausstellung einen Sensationserfolg erzielt hat, so wird er sich seiner Collection Düsseldorfer Aquarelle gegenüber mit dem bescheideneren, aber darum nicht minder aufrichtigen Danke der Kenner und Liebhaber begnügen müssen. Die Malerei in Wasserfarben ist bei uns nicht entfernt so populär, wie beispielsweise in England. Erst in neuerer Zeit hat sie an Boden gewonnen und, allerdings nicht ohne bisweilen über die Grenzen ihrer Darstellungsmittel hinauszugreifen, gezeigt, daß sie auf allen Stoffgebieten der Oelmalerei Concurrenz zu machen vermag. So wirkt ein in Sturm und Regen auf der Landstraße dahinziehendes Leichengefolge von Walter Petersen durchaus wie ein Oelgemälde von flüssig durchsichtigem Farbenauftrag. Das Bild ist übrigens nicht nur technisch interessant, es zeigt zugleich, wie keck die jüngeren Düsseldorfer von den sicheren ausgetretenen Pfaden ihrer Vorgänger abgewichen sind. Vom Winde schräg herabgepeitschter Regen, eine aufgeweichte Landstraße, eine Anzahl schwarz gekleideter Männer mit fliegenden Rockschößen und mühsam fest gehaltenen Hüten, ein paar flatternde Chorhemden und ein Leichenwagen, das Ganze in schnellem Tempo in das Bild hineieilend, so daß der Beschauer nirgends eine Vorderansicht gewinnt, das sind die einfachen realistischen Motive, deren Mischung ein einheitliches Stimmungsbild ergibt, das an Wirkung den nach sentimental-idealen Recepten componirten Erzeugnissen nicht nachsteht.

Der Hauptbestand der Schulte'schen Ausstellung gruppirt sich um drei renommirte Landschafter. Chr. Kröner ist der berufenste Maler des deutschen Mittelgebirges in Sommer- und Herbststimmung mit Waldstaffage. Blankenburg und die Externsteine liefern ihm dieses Mal die Motive für Flachlandschaften mit mäßig gewellten Terrainabschnitten. E. Dücker's Domäne ist die Ostsee, für deren eigenartige Form- und Farbengeheimnisse er stets neues Interesse zu erregen weiß. Sein Strand von Arcona zeigt einen weißen Brettersteg, der in das wechselnde, leicht bewegte Wellenspiel hineinragt. Wie die kurzen Ostseewogen, so verschieden von der lang rollenden Brandung der Nordsee, in dunkelgrünem und violettem Farbenschimmer dem Strande zuspülen, ist fein beobachtet und charakteristisch wiedergegeben. Die Dünenformation von Wangeroog, auf deren Höhe sich das Fischerdorf mit Leucht- und Kirchthurm erhebt, während die Sandmasse sich nach dem Vordergrund hin zu einer Mulde vertieft, bildet das Motiv eines zweiten, nicht minder reizvollen Strandbildes. Unter den drei Aquarellen Dücker's, die sich mit den landschaftlichen Schönheiten Livlands beschäftigen, ist eine winterliche Waldparcelle in der Nähe von Andern die in Licht- und Luftstimmung gelungenste. An einem klaren Winternachmittag fährt ein Landwagen auf verschneitem Waldweg in das Bild hinein. Rechts und links zeichnet sich das feine Gezweig, seines Blätterschmuckes entkleidet, scharf umrissen gegen den klaren Himmel ab. Zum Theil mit spitzem Pinsel gemalt, nur in den hellen Luftschichten breit und doch flüssig angelegt, ist das Ganze ein Bildchen von discretestem Farben- und Formenreiz.

Die great attraction der Ausstellung ist eine Collection von etwa einem Dutzend landschaftlicher Skizzen in Wasserfarben von Andreas Achenbach. Sie entstammen alle einer im großen Publikum beinahe vergessenen, nach unserer Meinung besten Schaffensperiode des Künstlers von der Mitte der fünfziger bis zur Mitte der sechziger Jahre. Damals hatte man in ihm noch nicht den ersten Marinemaler seiner Zeit entdeckt, er mühte sich noch auf Grund ernsten Studiums der Niederländer, der nordischen und mitteldeutschen Binnenlandschaft ihre verborgensten Schönheiten abzugewinnen. Wie es ihm in jener Zeit gelang, mit sicherem Blick die charakteristische Eigenart einer Gegend zu erfassen, sie sofort bildmäßig zu sehen und in die ihr angemessene Licht- und Luftstimmung zu rücken, dafür zeugen diese mühelos, in einem Wurf entstandenen Skizzen. Mit unter den dünn aufgetragenen Farben noch erkennbaren Bleistiftstrichen fixirt der Künstler die großen Umrißlinien, um dann sofort nach Andeutung der nothwendigsten Lichter und Schatten, ohne besondere Rücksicht auf die Localfarben, auf das Gesammtcolorit hinzuarbeiten. So kommt es denn, daß das Skizzenhafte der Ausführung sich bei mäßigem Zurücktreten für das Auge total verliert, daß man in geringer Entfernung einen fertigen, lebensgroßen Achenbach mit all' seinen unverkennbaren Vorzügen zu sehen glaubt. Uns will bedünken, als handle es sich hier um eine Collection, deren Erwerbung sich ein Institut wie die Nationalgalerie nicht entgehen lassen sollte.

Ein paar italienische Architekturbilder von A. Schill, zwei farbenprächtige orientalische Straßenscenen von dem Römer Gustavo Simoni und mehrere Frauengestalten in mittelalterlicher Tracht, von Wilhelm Sohn in Kreide gezeichnet, bestreiten die sonstigen Unkosten der Schulte'schen Ausstellung.

Der Gurlitt'sche Salon in der Behrenstraße wendet sich mit dem Hauptstock seiner Ausstellung vorwiegend an das Interesse der Topo- und Ethnographen. Die oberen Räume werden durch 57 Oelskizzen des Norwegers Otto Sinding gefüllt, der das landschaftlich Schöne auf den Lofoten zwischen dem 67. und 69. Grad n. Br. aufsucht. Daß es einem Maler mit gesunden Augen, kräftiger Farbenempfindung und entschlossener Faust gelungen ist, uns den originellen Reiz einer wenig gekannten nordischen Felsküstenlandschaft zu erschließen, ist nicht zu leugnen. Aber das

Digitized by Google

Interesse, das er zu erregen weiß, ist, wie schon bemerkt, ein wesentlich topographisches, zum Einzelbesitz reizen diese tüchtig gemalten Bildchen, die uns die Frage nach der Individualität des Malers ersparen, nicht, sie wären dagegen eine treffliche Acquisition für das ethnologische Museum. Das tüchtige Können Otto Sinding's hat sich bisher meist an zu großen Leinwandflächen erschöpft, hier erscheint es uns für den engen Rahmen zu robust. Sein Talent dürfte in der mittelgroßen Bildfläche den geeignetsten Spielraum finden. Auf die Einzelheiten der mehr oder weniger ausgeführten Beduten einzugehen, verbietet uns die Unkenntniß der Darstellungsobjecte, die eine Controle unmöglich macht.

Die Querwand des Erdgeschosses wird durch die Portraits und Studienköpfe eines jungen Berliner Künstlers, R. Scholz, eingenommen. Das größte dieser Bildnisse, ein Mädchen von etwa 13 Jahren, in ungezwungener Haltung auf einem Stuhl sitzend, war uns bereits von der Jubiläumsausstellung her bekannt und erregte durch den schlichten Realismus der Auffassung unsere Aufmerksamkeit. R. Scholz gebietet über achtbare malerische Qualitäten, die er ohne Prätension in den Dienst der Naturwahrheit stellt. Es kommt ihm zunächst darauf an, das rein Aeußerliche der Erscheinung, wie es sich jedem gesunden Auge darbietet, zum Ausdruck zu bringen. Wenn er sich dabei zu sehr an der Oberfläche hält, so entspricht das vorläufig seinem technischen Können und zeugt von weiser Selbstbeschränkung.

Der Künstlerverein überrascht im Architektenhause durch die dankenswerthe Ausstellung von vier Portraits des Engländers William Blake Richmond. Seit der Jubiläumsausstellung hat man sich daran gewöhnt, mit einer gewissen gezwungenen Achtung von dem zu sprechen, was jenseits des Canals gemalt wird. Gerade Richmond hatte sich vor zwei Jahren eines großen wohlverdienten Erfolges zu erfreuen. Die vier im Architektenhause zur Schau gestellten Portraits werden seinen Ruf nicht mindern, aber auch nicht wesentlich zu seiner Vergrößerung beitragen. Richmond beherrscht die Technik der Oelmalerei, aber er hat in ihrer Anwendung etwas unsicher Tastendes. Am besten gelungen ist der Kopf des Directors unseres Kupferstichcabinets Dr. Lippmann. Kräftig im Farbenaufrag, keck im Hinsetzen der Glanzlichter, zeigt er nur in der Behandlung des Barthaares jene Unsicherheit, die sich vor der Staffelei im überhäufigen Zurücktreten und vielfarbigem, auf bestimmte Entfernungen berechnetem Stricheln äußert. Das Bismarck-Bildniß ist tüchtig gemalt und vor Allem prächtig modellirt, aber die Gesammtfärbung des Gesichtes hat etwas fremdartiges kreidig-rosiges, das wir am Reichskanzler nicht kennen. Im Ganzen genommen ist es ein recht ähnliches Zufallsbild, das gar nicht den Anspruch erhebt, den Charakter der dargestellten Persönlichkeit zu erschöpfen. Die beiden lebensgroßen Portraits des englischen Botschafters Sir Edward Malet und seiner Gemahlin sind vorwiegend decorativ gehalten. Nachlässig in der Behandlung des compacten Hintergrundes, mit den Stoffen sich vornehm flüchtig abfindend, verrathen sie von der Eigenart des Künstlers, wie von der den gemalten Individuen so wenig als möglich.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Der Dom zu Köln, Die Roßtrappe, Fata Morgana von W. von der Mühle. (Altona, Schlüter.) — Drei Sagen in epischer Behandlung, leichtflüssig, still und bewegt, wie es aus echtem Dichterherzen quillt. Man braucht nur das schöne Lied auf Seite 14 zu lesen, um dem Verfasser ein poetisches Talent zuzuerkennen, das noch nicht auf der Höhe seiner Gestaltungskraft steht, aber gewiß noch manches Schöne schaffen wird.

Rumänische Volkslieder. Uebersetzt von W. Rudow. (Leipzig, H. Barsdorf.) — Unter den neueren Uebersetzern gebührt Rudow jedenfalls eine hervorragende Stelle, denn vergleicht man die vorliegende Sammlung von Verdeutschungen aus dem Rumänischen mit den früheren gelegentlichen Versuchen, z. B. mit Kotzebue's Verballhornungen, so wird man von hoher Achtung vor seiner Treue und Formgewandtheit erfüllt. Der Volkston ist überall vorzüglich getroffen und dabei auch der rumänische Erdgeruch sehr gut gewahrt. Lichtvoll und verständig ist die Einleitung, welche den rumänischen Volksgeist nach seinen dichterischen Erzeugnissen behandelt und es dabei an culturhistorischen Ausblicken nicht fehlen läßt.

Der altindische Geist in Aufsätzen und Skizzen von Michael Haberland. (Leipzig, Liebeskind.) — Der bekannte Kenner indischer Cultur und Poesie, der sich schon in seinen früheren Indischen Legenden als ein tief poetischer Denker erwiesen hat, bietet hier eine bunte Folge von culturhistorischen Aufsätzen über das indische Alterthum, wobei er stets aus den Quellen schöpft und dieselben auch in wahrhaft befruchtender Weise zu benutzen versteht. Reiche Belehrung bieten die Abhandlungen über die indischen Götter, das Schachspiel, die Lothosblume, Buddha, die indische Frau; feuilletonistische Meisterwürfe sind die Artikel über die zur Schau ausgestellten Singhalesen und über Goethe's indische Legenden, zu deren Verständniß er sehr wichtiges und reiches Material herbei bringt; voll anregender Gedanken und belehrender Aperçus sind die Skizzen und Aphorismen, welche Bausteine zur indischen Bildungsgeschichte und Mythologie liefern; viel Neues enthalten die knappen Bemerkungen über die altindische Gesellschaft. Es entrollt sich vor unseren Augen das Bild eines herrlichen Volksgeistes, allem Schönen und Erhabenen offen, Schöpfer der edelsten Religion, rastlos denkend und grübelnd, aber krank, apathisch, schwermüthig und darum stabil durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart. Diese Züge hat Haberlandt mit dem Auge des Gelehrten verfolgt und dem Geist eines Dichters geschildert.

Sturmvögel. Deutschnationale Kämpfe von Karl Pröll. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) — Unser geschätzter Mitarbeiter, der wackere journalistische Vorkämpfer für die Erhaltung des Deutschthums in Oesterreich, hat in dem vorliegenden Heftchen einige Gedichte, meistens Gelegenheitserzeugnisse, zusammengestellt, die ebenfalls der von ihm vertretenen Sache dienen. Sie sind voll patriotischen Feuers und in markigem Tone geschrieben; echte politische Lieder, die hoffentlich als Sturmvögel weithin flattern in die Grenzgaue unseres Stammes. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch einer anderen kleinen Schrift desselben Verfassers gedacht, die schon früher erschien, nämlich des Büchleins: Vergessene deutsche Brüder. Wanderungen im Böhmerwald und im Sachsenlande Siebenbürgens (Leipzig, Philipp Reclam), welches Reiseschilderungen enthält und Eindrücke verarbeitet, die das patriotische Gefühl eines jeden Deutschen mächtig erregen müssen. Beiden Schriften rufen wir ein herzliches: Glück auf! zu auf ihrem Wege zu den vergessenen deutschen Brüdern.

Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt von V. Chiavacci. (Wien und Teschen, Carl Prochaska.) — Jeder der Wiener Zeitungen liest, kennt diesen frischen, lustigen und echt urwüchsigen Local-Plauderer, kennt die famose „Frau Sopherl vom Naschmarkt", die durch ihn in die Literatur eingeführt wurde, und hat den Zauber schon gespürt, den seine Stücklein und die Meisterschaft, mit welcher er in ihnen den echten „Weaner" in Sprache und Handeln zeichnet, auf Alle, auch auf Norddeutsche, ausüben. Wir begrüßen deshalb diese neue Sammlung der Chiavacci'schen Skizzen mit Freuden, erbauen uns nochmals herzlich lachend an den Meisterwerken der localen Kleinschilderei und empfehlen sie allen Freunden eines gesunden, wenn auch oft unter Thränen lächelnden Humors auf's Angelegentlichste.

Die Bregenzer Klause. Schauspiel in fünf Acten von Hermann Lingg. (München, Theodor Ackermann.) — Der große Lyriker und Epiker beherrscht wie in den meisten seiner früheren Dramen auch in diesem neuesten, nicht vollständig die Kunst des geschlossenen Aufbaues und der Vereinheitlichung der Handlung. Er hat den Stoff des vorliegenden Werkes fast vollständig und ohne wesentliche Aenderungen anzubringen, aus der schon früher von ihm veröffentlichten Erzählung: „Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege" herübergenommen und diese Novelle eigentlich nur in Dialoge und Monologe umgesetzt. Aber er hat dabei übersehen, daß nicht jeder Stoff für beide Kunstgattungen gleich geeignet ist und daß, trotz einzelner echt dramatischen Motive, welche die epische Schilderung mit sich heraufführt, doch der Zusammenhang des Ganzen der dramatischen Geschlossenheit entbehren kann. Zwei Handlungen sind es, die in der Novelle gefügig ineinander geschlungen, im Drama widerspenstig einander stören: die Liebe einer Abenteuerin zu den Sohn des schwedischen Generals Wrangel und der Conflict zwischen soldatischer Ehre und Vatersliebe, in den ein schwedischer Hauptmann sich gestellt sieht. Beide Handlungen haben an sich nichts Gemeinschaftliches, sollen aber doch in einem gemeinschaftlichen Höhepunkte sich treffen. Hierdurch kommt in die Composition des Dramas eine große Zerfahrenheit, die auch in jenem Höhepunkte nicht gänzlich ausgetilgt wird. Das Stück erscheint auf diese Weise nur wie eine Reihe von nebeneinander gestellten Scenen, die zwar in sich inhaltreich und bewegt genug sind und deren Sprache oft eine gewaltige Kraft verräth, denen aber eine große, Alles bändigende Einheit fehlt. Immerhin bleibt aber Lingg's neuestes Werk eine bemerkenswerthe Leistung, die von den großen Eigenschaften ihres Erzeugers genug an sich trägt, um nicht in dem Schwall der Dutzendschreibereien unterzugehen.

Mit den sechs Bänden der vierten Serie wird der von Paul Heyse und B. Laistner herausgegebene Neue deutsche Novellenschatz (München, Oldenbourg) vorläufig beschlossen. Der 19. Band enthält L. Ganghofer's prächtigen „Herrgottschnitzer von Ammergau", die Erzählung, nach der das beliebte oberbayerische Dialectstück dramatisirt wurde, eine stark in Storm'sche Romantik getauchte Skizze „Verzaubert" von Hans Arnold und „Cezar Grawinsky" von Adelheid Weber. Letztere Geschichte ist ohne Zweifel eine der schönsten Perlen dieser Mustersammlung; eine Variation des Themas der brüderlichen Nebenbuhlerschaft, so kraftvoll in der psychologischen Zeichnung und so eigenartig in der Stimmung, daß man kaum auf eine weibliche Verfasserschaft schließen würde. Uebrigens ist die Autorin unseren Lesern keine Unbekannte, denn unser Feuilleton brachte im vergangenen Jahr aus ihrer Feder eine längere Charakterstudie: „Annicke", welche alle Vorzüge, die „Cezar Grawinsky" auszeichnen, in fast noch höherem Maße vereinigt und überdies einen warmherzigen, erquickenden Humor verräth.

Digitized by Google

Inserate.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschienen und sind in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig:

Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montegelas (1799—1817). Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg. Oktav. XVI u. 574 S. Eleg. brosch. ℳ 10.— Eleg. geb. ℳ 12.—

Eicken, Dr. Heinrich von, **Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.** Oktav. XVI u. 822 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Simonsfeld, Dr. Henry, **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Mit Unterstützung der historischen Kommission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zwei Bände. Oktav. XXXVIII u. 888 Seiten. Eleg. brosch. ℳ 20.—

— „ — **Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen.** Eine historische Skizze. (Geschichtlicher Teil aus dem II. Band vorstehenden Werkes.) XI und 201 S. Eleg. brosch. ℳ 6.—

Specht, Franz Anton, **Gastmahle und Trinkgelage bei den Deutschen** von den ältesten Zeiten bis ins neunte Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. kl. Oktav. 61 S. Eleg. brosch. ℳ 1.20.

Günthert, Julius Ernst von, **Gedichte.** kl. Oktav. IV u. 173 S. Eleg. brosch. ℳ 2,25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Aus zwei Welten.** Erzählungen und Bilder. kl. Oktav. IV u. 433 S. Eleg. brosch. ℳ 4.— Eleg. geb. ℳ 5.—

Schack, Adolf Friedrich Graf von, **Walpurga. Der Johanniter.** Zwei Trauerspiele. kl. Oktav. 195 S. Eleg. brosch. ℳ 2.25. Eleg. geb. ℳ 3.—

Roscher, Wilhelm, **Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes.** Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Oktav. XII u. 864 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Finanz-Archiv. Zeitschrift für das gesamte Finanzwesen. Herausgegeben von Dr. Georg Schanz. Vierter Jahrgang. II. Band. Oktav. VIII u. 619 S. Eleg. brosch. ℳ 12.—

Dehio, G., u. **Bezold,** G. v., **Die kirchliche Baukunst des Abendlandes.** Historisch und systematisch dargestellt. 2. Lieferung. 10 Bogen Text mit einem kartonnierten Atlas in Folio von 39 Tafeln. ℳ 20.—

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben erschien:

Poetische Werke von Adam Mickiewicz,

übersetzt von **Siegfried Lipiner.**

Band II.

Todtenfeier (Dziady).

Mit erklärender Einleitung.

XXXII u. 284 S. gr. 8. Geh. ℳ 6.—; geb. ℳ 7.—

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brasilianische Novellen

von

Luise Schenck.

Mit einem Vorwort von Gustav Freitag.

Inhalt: An der Barra. — Senhor Padrinho. — Mis' Ere. — Auf Krücken der Liebe.

Preis geheftet: ℳ 6.— In elegantem Leinband gebunden: ℳ 7.—

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien soeben: **Rumänische Volkslieder,** übersetzt von **W. Rudow.** 1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.30.

Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth, Schwester Friedr. d. Gr. **Von ihr selbst geschrieben.** 2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.— **Durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

Soeben erschien in der **Schlüter'schen** Buchhandlung (Wilh. Halle) in **Altona** (Elbe):

Der Dom zu Köln,

die Roßtrappe, Fata Morgana

von

W. von der Mühle.

Mit einem Lichtdruck des Kölner Doms. Miniatur-Ausgabe in feiner Ausstattung, Originalband mit Goldschnitt 3 ℳ.

Dieses feinsinnige Festgeschenk ist zu beziehen durch jede gute Buchhandlung.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der junge Goethe.

Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776.

Herausgegeben von

Salomon Hirzel.

Mit einer Einleitung von Michael Bernays.

Zweiter, unveränderter Abdruck.

3 Theile. 8. Preis: geh. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—

Antiquar. Lager-Kataloge:

No. 1: **Theorie und Geschichte der Musik. Praktische Musik.** No. 2: **Philosophie.** Gratis und franko zu beziehen.

☛ Auch zum Ankaufe ganzer Büchersammlungen, sowie einzelner werthvoller Werke, hält sich der Unterzeichnete empfohlen.

Richard Bertling in **Dresden-A.**

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte

Lingg'sche Erdprofil

der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite

im Maßverhältniß 1 : 1 Million,

eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.

1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt ℳ 21.—
1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text ℳ 24.—
1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text ℳ 20.—

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 4. Februar 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Socialistenfrage im Reichstage. Von Karl Walcker. — Zur Geheimmittelfrage. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Demokratie und Aesthetik. Von Julius Duboc. — Die Quellen zu einem Leben der Frau von Staël. Von Heinrich Breitinger. — Eine Scharnhorst-Biographie. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Galeotto in Deutschland. Novelle von Ernst Wichert. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Die Socialistenfrage im Reichstage.

Von Karl Walcker.

Das Socialistengesetz von 1878 und die 1888 in einer Novelle vorgeschlagenen Verschärfungen desselben, die gegenwärtig den Reichstag beschäftigen, sind am besten gesondert zu betrachten. Es wäre ohne Zweifel zu wünschen, daß die Socialdemokratie ihre revolutionären Bestrebungen aufgäbe, und daß das Socialistengesetz in Folge dessen überflüssig würde. Soweit sind die Dinge indeß noch nicht gediehen; und die fortschrittlichen, demokratischen und socialistischen Declamationen gegen das „Ausnahmegesetz" beruhen meist auf Begriffsverwirrung, wie auch der verstorbene nationalliberale Leipziger Reichstagsabgeordnete Dr. Eduard Stephani um 1880 in einer Wählerversammlung treffend ausführte. Der vage Ausdruck Ausnahmegesetz kann sehr verschiedene Dinge bezeichnen. Namentlich sind Verstöße gegen die Gleichheit vor dem Gesetz und gerechtfertigte Specialbestimmungen wohl zu unterscheiden. Wenn der Staat, ungefähr im Geiste der älteren englischen und festländischen Gesetzgebung, nur den Arbeitgebern, aber nicht auch den Arbeitern Coalitionsfreiheit gewähren, sogar die antisocialistischen Gewerkvereine und freien Hülfskassen verbieten wollte, so wäre das ein verwerfliches Ausnahmegesetz. Wenn der Staat dagegen den Socialdemokraten revolutionäre Bestrebungen verbietet, so ist das keine Ausnahmebestimmung; denn solche Bestrebungen waren und sind überhaupt keiner Person, oder Partei, weder Jakob II., Karl X. und Polignac, noch Welfen oder Polen erlaubt. Ausnahmegesetze verschiedener Art kamen auch in anderen Ländern nicht selten vor, z. B. in England zur Zeit der französischen Revolution, wiederholt in Irland, 1865 ff. in den Vereinigten Staaten gegen die Rebellen, ferner in Frankreich, in Italien ꝛc. Das erste Socialistengesetz wurde nach Georg Adler lange vor 1878 in der demokratischen Republik Zürich erlassen. Das liberale oder, wie Andere sagen, demokratische, bei deutschen Fortschrittsmännern sehr populäre Ministerium Crispi-Zanardelli legte im December 1887 dem italienischen Parlament einen Strafgesetzbuchentwurf vor, der im § 1 das Streben nach der Wiederherstellung des Kirchenstaates mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht. Das geht noch weit über das deutsche Socialistengesetz und die Novelle von 1888 hinaus. Staatsfeindliche Reden und Handlungen von Geistlichen werden im § 173 und 174 des neuen italienischen Strafcodex mit Gefängnißstrafen von ½ Jahr, 1 Jahr bis zu 3 Jahren und Geldstrafen von 500, 1000 bis 3000 Francs bedroht. Das deutsche Strafgesetzbuch bedroht vorbereitende Handlungen zu hochverrätherischen Unternehmungen mit Zuchthaus bis zu 3 Jahren oder Festungshaft von gleicher Dauer. Im Vergleich zu dieser, nicht speciell auf Socialdemokraten bezüglichen und nothwendigen Bestimmung erscheinen bloße Verbote socialistischer Schriften oder Vereine auf Grund des Socialistengesetzes als eine Milderung, nicht als eine Verschärfung des gemeinen Strafrechtes. Die bei manchen Gegnern und Freunden des Socialistengesetzes spukende Vorstellung, daß nach der Aufhebung desselben alle auf Grund des Socialistengesetzes erlassenen Verbote überhaupt in Wegfall kommen müßten, ist übertrieben. Man kann allenfalls darüber streiten, ob das Strafgesetzbuch eine Handhabe zum Verbote der Lasalle'schen Agitationsbroschüren und ähnlicher Schriften liefert oder nicht. Es ist dagegen unzweifelhaft, daß z. B. Most's, von verbrecherischen Stellen wimmelndes Liederbuch schon auf Grund des Strafgesetzbuches verboten werden konnte und sollte; obgleich es erst auf Grund des Socialistengesetzes verboten wurde.

Kurz, der Grundgedanke des Socialistengesetzes, der z. B. im ersten Absatze des § 1 hervortritt, ist gesund. Schon § 35 des 1868, lange vor 1878, erlassenen Genossenschaftsgesetzes enthält eine ähnliche Bestimmung, die in der Roßberg'schen Textausgabe des Socialistengesetzes mit abgedruckt ist. Etwas Anderes ist natürlich die Frage, ob alle Bestimmungen des Socialistengesetzes glücklich formulirt und stets in richtiger Weise angewendet worden sind. Gegen den zweiten, vom öffentlichen Frieden und der Eintracht der Bevölkerungsklassen sprechenden Absatz des § 1 könnte man einwenden, daß dadurch den Socialisten sogar ein berechtigter Kampf gegen Mißbräuche von Arbeitgebern und gegen Geheimmittelschwindler unmöglich gemacht würde. Das wäre indeß offenbar eine falsche, zu weit gehende Auslegung des Gesetzes. Auf Grund desselben sind zahlreiche Verbote von Druckschriften, Vereinen, Hülfskassen und Auflösungen von Versammlungen erfolgt. Im Allgemeinen scheint das Gesetz in sachgemäßer Weise gehandhabt worden zu sein; obgleich in einzelnen Fällen Socialisten und sogar Antisocialisten gegenüber der Kritik der Kornzölle und des neuen Branntweinsteuergesetzes zu enge Grenzen gezogen worden zu sein scheinen. Die Socialisten beklagen sich ferner darüber, daß sie 1887 von der Polizei an Strikes verhindert worden seien. Darauf ist indeß zu entgegnen, daß die Socialisten in manchen Orten in jedem Sommer sportmäßig Strikes in Scene zu setzen pflegten; und daß es Rechte gibt, die nur selten, in äußersten Fällen, ausgeübt werden sollen. Dahin gehören das Strikerecht und das Recht der Kriegserklärung. Selbst die französischen Chauvinisten würden

Digitized by Google

es nicht dulden, wenn eine französische Regierung alljährlich im Sommer in Europa (also abgesehen von den kleinen Colonialkriegen) einen Krieg anfangen wollte.

Nach F. Reusch bestand früher in Oesterreich die Einrichtung, daß verbotene Bücher (zu denen sogar Schriften deutscher Classiker als protestantische Geisteserzeugnisse gehörten) zuverlässigen Personen gegen ein Schein zu wissenschaftlichen Zwecken von den öffentlichen Bibliotheken geliehen wurden. Eine ähnliche Einrichtung ist in Bezug auf verbotene socialistische Schriften und Zeitschriften aus verschiedenen Gründen empfehlenswerth. Staatsmänner, Volksvertreter, Nationalökonomen, Redacteure conservativ und gemäßigt liberaler Zeitschriften und Zeitungen können den Socialismus nur dann mit Erfolg bekämpfen, wenn sie auch seine neuesten Erscheinungsformen, seine Selbstwidersprüche und schwachen Stellen, kennen. Verläumdete Fabrikanten und Polizeibeamte können im Auslande lebende socialistische Schriftsteller oder Redacteure nur dann wegen Verläumdung verklagen, wenn sie von den betreffenden Angriffen überhaupt Kenntniß erhalten; und ein unbedingtes Verbot socialistischer Schriften leistet dem Wahne der verführten socialistischen Arbeiter Vorschub, daß die Vertheidiger des Bestehenden nicht im Stande seien, die Socialisten zu widerlegen; obgleich solche Widerlegungen für tüchtige und sachkundige Antisocialisten eine leichte Sache sind. In einer anderen Beziehung bedarf es dagegen einer wesentlichen Verschärfung nicht des Socialistengesetzes oder Strafgesetzbuches, wohl aber der polizeilichen und gerichtlichen Praxis. In Deutschland werden häufig politische und wirthschaftliche Versammlungen von Antisocialisten durch Socialdemokraten gesprengt oder gestört, und die Friedensbrecher bleiben straflos; während solche Leute nach H. Semler in den Vereinigten Staaten sofort verhaftet und streng bestraft werden. Sie müßten im Deutschen Reiche ebenfalls nach Artikel 124 und 125 des Strafgesetzbuches wegen Hausfriedensbruches und Landfriedensbruches bestraft werden, denn solche Putsche sind gleichsam Generalproben der von der Socialdemokratie erstrebten Tragödie der socialen Revolution. In Berlin erfolgte bereits 1887 eine Verurtheilung von Socialisten, welche eine antisocialistische Versammlung gestört hatten.

In der ersten Lesung der 1888er Novelle zum Socialistengesetze sprachen die Abgeordneten Singer und Bebel von angeblichen Mißbräuchen, von angeblichen agents provocateurs. Die Frage, ob und in wie weit diese Behauptungen begründet sind, könnte nur durch eingehende Untersuchungen gelöst werden. Selbst wenn alle diese Dinge sich genau so verhielten, wie sie geschildert wurden, so würden sie im Princip nichts gegen das Socialistengesetz beweisen. Das Unwesen der agents provocateurs stand, wie schon sein Name zeigt, hauptsächlich in Frankreich in Blüthe, welches nie ein Socialistengesetz nach deutscher Art gehabt hat. Ein solches Unwesen kann in einem Staate vorkommen, der kein Socialistengesetz hat; und ein Staat, der ein Socialistengesetz hat, kann von einem solchen Unwesen frei sein. Mißbräuche nach Art der agents provocateurs können sogar von einfachen Privatpersonen begangen werden. In London kam z. B. 1886 nach übereinstimmenden Nachrichten deutscher Zeitungen verschiedener, auch fortschrittlicher, Parteifarbe Folgendes vor. Die Redaction der „Pall Mall Gazette" veranstaltete eine Privatenquête über die Prostitution in London. Ein Redacteur des genannten Blattes veranlaßte dabei eine Kupplerin, ein junges, anständiges Mädchen zum Schein zu entführen, und wurde dafür verurtheilt. Er behauptete, keine böse Absicht, nur ein humanes, socialwissenschaftliches Motiv gehabt zu haben; gab jedoch die behauptete Thatsache an und für sich vollständig zu. War das deutsche Socialistengesetz etwa daran schuld, daß dieser radicale Londoner Zeitungsredacteur ein agent provocateur wurde? Selbst im freien England gibt es eine geheime Polizei zur Abwehr der irischen Dynamitverschwörer; und in den Vereinigten Staaten gibt es sogar Privatinstitute, welche geheime Polizei treiben. Die Organisation der Molly Maguire, einer irischen Mörderverbindung unter den amerikanischen Bergleuten, wurde z. B. durch solche Geheimpolizisten aufgedeckt und unschädlich gemacht. Die Polizisten ließen sich nämlich nach dem „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus) zum Schein in den Geheimbund aufnehmen.

Die Socialistengesetz-Novelle von 1888 wurde nach der ersten Lesung im Reichstage einer Commission überwiesen. Nach den Aeußerungen, welche im Reichstage und in der Presse von Nationalliberalen und Freiconservativen gemacht wurden, scheint es heute, am 31. Januar, daß die Novelle ganz abgelehnt werden wird, daß das Socialistengesetz selbst indeß auf zwei oder mehr Jahre verlängert werden wird. Jedenfalls gehören zur Ueberwindung der Socialdemokratie noch andere Dinge, namentlich wissenschaftliche und populäre Widerlegungen des Socialismus und positive, den socialen Frieden fördernde Reformen.

Zur Geheimmittelfrage.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

(Schluß.)

Die bestehende Gesetzgebung bietet aber auch zur Bekämpfung des Geheimmittelschwindels mehr und bessere Handhaben als gewöhnlich angenommen wird. Der gegenwärtige Rechtszustand ist durchaus nicht hülflos gegen den Geheimmittelschwindel und kann sehr viel dazu beitragen, denselben einzuschränken, wenn er nur richtig ausgenutzt wird. Vor Allem müssen die bestehenden Gesetze strenger, sorgsamer, mit mehr Wachsamkeit und Entschiedenheit als bisher gehandhabt werden, denn viele Klagen über die jetzigen Zustände beruhen nicht auf dem Mangel an gesetzlichen Bestimmungen, sondern auf der Nicht- bezw. saumseligen Anwendung derselben. Nicht mit Unrecht wird unseren Richtern zum Vorwurf gemacht, daß sie zu gern geneigt seien, auf das Niedrigste der im Strafgesetz angedrohten Strafen zu erkennen und erst bei erschwerenden Umständen über das niedrigste Strafmaß hinauszugehen, während doch die Absicht des Gesetzgebers dahin gehe, daß auf das niedrigste Strafmaß nur bei einer für den Angeklagten besonders günstigen Sachlage erkannt werden solle. Ebensowenig wie die Messerhelden durch leichte Strafen abgeschreckt werden, ebensowenig lassen die Geheimmittelschwindler, welche große Summen verdienen, sich durch winzige Geldstrafen abschrecken, nur hohe, das Geschäft auf die Dauer unvortheilhaft machende Geldstrafen können wirken. Die §§ 263, 230, 360 Nr. 8, 367 Nr. 3 des Reichsstrafgesetzbuchs, 147 Nr. 3 und 56 Nr. 9 der Reichs-Gewerbe-Ordnung, die Kaiserl. Verordnung vom 4. Jan. 1875, § 2 des Nahrungsmittelgesetzes v. 14. Mai 1879 enthalten scharfe Strafbestimmungen und nicht zu verachtende Mittel zur Bekämpfung des Geheimmittelschwindels, indeß läßt sich nicht in Abrede stellen, daß unsere Gesetzgebung doch in einigen sehr wichtigen Punkten der Ergänzung bedarf. Das Geheimmittelunwesen hat seine heutige Ausdehnung nur durch Benutzung der Presse gewinnen können und läßt sich wesentlich nur durch den Wegfall der Hülfe der Presse einschränken. Vollständig eine moderne Industrie, wenn auch nur Schwindel- und Betrugsindustrie, gebraucht das Geheimmittelunwesen auch alle Hülfsmittel einer solchen, vor Allem die Reclame und hat zu diesem Zweck die 25 Soldaten Gutenbergs in seinen Sold genommen. Wie unsere moderne Industrie wartet der Geheimmittelschwindel die Nachfrage nicht mehr ab, sondern bietet sich an und versucht durch alle denkbaren Mittel die Nachfrage herauszulocken. In dem Annoncen- und Reclamentheil unserer Zeitungen wird mit dem Anpreisen aller Geheimmittel grober Unfug getrieben und hat die betrügerische Reclame immer größeren Umfang gewonnen. Zum Aergerniß aller anständigen Menschen und zum Hohne der Staatsgewalt machen sich täglich in der Presse freche und schmutzige Anpreisungen von Geheimmitteln in einer Weise breit, daß der gesunde Menschenverstand mit Erstaunen fragt, wie es möglich sei, daß der Staat solche Annoncenschande und offenbaren Betrugsversuche stillschweigend dulden könne. Durch

Digitized by Google

die schwindelhaften Anpreisungen wird namentlich die weniger gebildete und bemittelte Bevölkerung verleitet, auf Kosten ihrer Gesundheit unverhältnißmäßige große Summen auszugeben. Es ist leicht erklärlich, daß die Bevölkerung, wenn sie jeden Tag ein Geheimmittel mit einem gelehrten und daher achtungeinflößenden Namen in der Zeitung angekündigt findet und wenn ihr schwarz auf weiß bestätigt wird, daß Medicinalräthe und Chemiker, welche aber nichts weiter als Beutelschneider sind und häufig nicht das Recht haben, den angenommenen Titel zu führen, das Geheimmittel für gut und unfehlbar wirkend befunden haben, schließlich den Glauben gewinnt, daß das angekündigte Mittel helfen müsse. Leider hat unsere Presse aus Gewinnsucht dieses betrügerische Treiben durch Aufnahme der Annoncen und sogar durch den Reclametheil kräftig unterstützt und nur verhältnißmäßig wenige unserer Zeitungen haben vorgezogen, den großen materiellen Gewinn zu verschmähen und eine ehrenvolle Ausnahme zu machen. Diesem mächtigen Vorschub der Presse kann aber mit einem Schlage ein Ende gemacht werden, es bedarf dazu nur einer gesetzlichen Bestimmung, welche die öffentliche Ankündigung und Anpreisung von Geheimmitteln und von solchen Arzeneimitteln, deren Verkauf untersagt oder beschränkt ist, verbietet. In einzelnen Theilen Deutschlands haben wir solche Bestimmungen, aber leider läßt die Anwendung derselben, weil über die Rechtsbeständigkeit Zweifel obwalten, viel oder alles zu wünschen übrig. Andere Gebiete haben nicht solche gesetzliche Bestimmung. Man hat nun diesen äußerst fühlbaren Mangel zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Stellen durch Erlaß von Polizei-Verordnungen abzuhelfen gesucht, so in der allerneuesten Zeit durch die bereits erwähnten Polizei-Verordnungen des Königl. Polizei-Präsidiums zu Berlin und des Regierungspräsidenten zu Magdeburg. Indeß ist die Regelung des Geheimmittelwesens zu wichtig und auch nach der Natur desselben nicht geeignet, durch unzählige Polizei-Verordnungen geregelt zu werden, dieselbe kann gesunder Weise nur durch Reichsgesetz geordnet zu werden. Das Ziel der Polizei-Verordnungen ist höchst billigenswerth, aber der Geltungsbereich ist zu enge. Es handelt sich nicht nur um Berlin und Magdeburg, sondern um ganz Deutschland, deshalb muß an Stelle der örtlichen Polizei-Verordnung das Gesetz für das ganze Reich treten. Die Folgen der beiden Polizei-Verordnungen für Berlin und Magdeburg sind höchst sonderbare, da nicht weit entfernt von Berlin und Magdeburg erlaubt ist, was in diesen Städten unter das Verbot fällt, und die Zeitungen von Berlin und Magdeburg keine Geheimmittel ankündigen und anpreisen dürfen, während andere und schon die Vorstadts-Zeitungen solches dürfen und deren Vertrieb in Berlin und Magdeburg nicht untersagt werden kann. Die Rechtsgleichheit verlangt also gleichmäßige Bestimmungen, das heißt ein Reichsgesetz, welches der gesammten Presse ein für alle Mal untersagt, Annoncen und Reclamen für Geheimmittel zu veröffentlichen. Das Gesetz darf sich nicht auf die Zeitungen beschränken, sondern muß auch die Winkelbrochüren, Flugblätter, Prospecte, Circulare, überhaupt alle Druckschriften treffen, welche Geheimmittel anpreisen und beim Verkauf dem Käufer mitgegeben oder in welche die Geheimmittel beim Verkauf eingehüllt zu werden pflegen. Man wird allerdings gegen ein solches Gesetz die Einwendung machen, wie man es schon bei Erlaß der Polizei-Verordnungen gethan hat, das Verbot des Annoncirens sei ein Heilmittel aus der Rüstkammer des alten Polizei-Staates, indeß die Einwendung selbst kann doch nur den Eindruck machen, als ob sie aus der Rüstkammer der veralteten, tönenden Redensarten herstamme. In unserer Zeit ziehen die alten Schlagworte nicht mehr, man fragt an erster Stelle ob eine Maßregel vernünftig und nützlich, nicht ob dieselbe liberal oder conservativ sei und so läßt man sich auch nicht durch die Erinnerung an den alten Polizei-Staat abhalten, eine Maßregel zu vertreten, die man als vernünftig und heilsam anerkennen muß. Hohle Redensarten sind dem sachlichen Interesse des Volkes gegenüber nicht beweiskräftig. Die Zuständigkeit des Reichs zum Erlaß eines solchen Gesetzes erscheint zweifellos, da Artikel 4 alinea 1 der Verfassung des Deutschen Reichs bestimmt, daß der Beaufsichtigung Seitens des Reiches und der Gesetzgebung desselben die Bestimmungen über den Gewerbebetrieb unterliegen. Abgesehen aber davon, daß allein durch die Reichsgesetzgebung ein allseitig befriedigendes Werk geschaffen werden kann, erscheint es auch nicht angebracht, mit Polizei-Verordnungen vorzugehen, nachdem in einer Ministerialverfügung vom 22. Februar 1873 erklärt worden, daß dem Anpreisen von Arzeneimitteln nach Lage des Preßgesetzes nicht entgegengetreten werden könne und nachdem viele Gerichte, die wegen Ankündigung von Geheimmitteln angeklagten Zeitungen freigesprochen haben. Was die Rechtsgültigkeit der beiden neuesten Polizei-Verordnungen betrifft, so erscheinen die Angriffe auf dieselben unbegründet. Formell sind die Königl. Regierungen, resp. das Königl. Polizei-Präsidium zum Erlaß solcher Verordnungen zweifellos befugt, aber auch materiell sind die Polizei-Verordnungen rechtsgültig. Dieselben widersprechen nicht dem § 367, Nr. 3 des Strafgesetzbuches, da sie nicht den Verkauf von Arzneimitteln betreffen, sondern das Anpreisen von solchen, Anpreisen und Feilhalten aber nicht dasselbe ist. Die Polizei ist weder durch § 6 der Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869, noch durch § 1 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1884 behindert, die Art der Ausübung des Gewerbebetriebes mit Apothekerwaaren, deren Verkauf dem freien Verkehr überlassen ist, im Interesse der öffentlichen Ordnung polizeilichen Beschränkungen zu unterwerfen und die öffentliche Ankündigung und Anpreisung von Heilmitteln auf Grund des § 6 lit. f. des Gesetzes vom 11. März 1850 (zu den Gegenständen der ortspolizeilichen Vorschriften gehört auch die „Sorge für Leben und Gesundheit") im sanitären Interesse bei Polizeistrafe zu verbieten. (Entscheidung des Kammergerichts vom 11. November 1886.) Die beiden Polizei-Verordnungen sind mit der durch die Gewerbeordnung zum Grundsatz erhobene Gewerbefreiheit nicht unvereinbar. Dieselben sind gerichtet gegen das Anpreisen von Geheimmitteln, sie verbieten nicht den gewerbsmäßigen Absatz der als Heilmittel empfohlenen Fabrikate, sondern nur gewisse Formen, in denen dieser Absatz zum Nachtheil und unter Täuschung des Publikums über die Preiswerthigkeit und Wirksamkeit der dargebotenen Mittel gesucht zu werden pflegt, sie unterwerfen nicht die Zulassung zum Gewerbe, sondern nur seine Ausübung im polizeilichen Interesse gewissen Beschränkungen. Das Kammergericht hat demgemäß am 4. November 1886 eine Polizei-Verordnung von Liegnitz vom 12. December 1855, welche das Anpreisen von Arzneimitteln verbietet, bestätigt. Weniger zweifellos als die Rechtsgültigkeit erscheint die Tragweite der Polizei-Verordnungen. Nach dem Wortlaut dürfen diejenigen Arzeneimittel, deren Feilhalten und Verkauf untersagt oder beschränkt ist, auch nicht öffentlich angekündigt oder angepriesen werden. Erstreckt sich nun dieses Verbot nur auf diejenigen Personen, auf welche sich auch das Verbot des Feilhaltens und Verkaufs von Arzneimitteln bezieht oder auch auf die Apotheker, auf welche sich das Verbot des Feilhaltens und Verkaufs von Arzneimitteln nicht bezieht? Zur gründlichen Wirkung muß das Verbot nothwendig unbeschränkt sein. Zweifel entstehen bei der Fassung der Polizei-Verordnungen auch darüber, wer darin mit Strafe bedroht wird, ob nur der Einrückende oder auch der für den Inseratentheil der Zeitung Verantwortliche? Das sind Zweifel, welche der baldigen Lösung nicht entbehren können, die beste Lösung ist aber ein Reichsgesetz.

Werden dem Geheimmittelunfug durch das Verbot der Ankündigung und Anpreisung in der Presse die Hauptlebensadern unterbunden, so kann derselbe auch dadurch eingeschränkt werden, daß eine Prüfung und Aenderung der Verordnung vom 4. Januar 1875 den Kleinhandel mit Arzneien dem sog. wilden Handel mehr als bisher entzieht. Sachverständige sind sowohl über die Nothwendigkeit der Aenderung dieser Verordnung, als über die Richtung, in welcher die Aenderung zu erfolgen hat, einig. Die Aenderung muß dahin erfolgen, daß der Kleinhandel mit Zubereitungen zu Heilzwecken und mit allen einfachen und zusammengesetzten Arzneimitteln allein im Verschleiß der Apotheken für statthaft erklärt wird. Nicht im

Digitized by Google

Interesse der Apotheker soll eine solche Bestimmung erlassen werden, sondern im alleinigen Interesse des Heilung suchenden Publikums, welches in den unter Controle und unter sachverständiger Leitung stehenden Apotheken sicherer, besser und billiger bedient wird als in irgend einer lichtscheuen Bude. In den Schlupfwinkeln entfalten die Geheimmittel die gefährlichste Wirkung, weil dieseben ganz uncontrolirbar sind. Wenn auch keine Veranlassung vorliegt, die recht werthvollen Privilegien der Apotheker zu vermehren, so liegt noch viel weniger Veranlassung vor, wenn es sich um Gesundheit und Wohl der Bevölkerung handelt, eine dieselbe fördernde Maßregel zu unterlassen, weil dadurch ein gut gestellter Stand einige Vortheile genießt. Die Ehrenhaftigkeit und die Sachkenntniß des deutschen Apothekers, welche der Deutsche, wie so vieles andere Gute in unserem Vaterlande, erst schätzen lernt, wenn er einmal im Auslande bittere Erfahrungen mit der Unzuverlässigkeit der dortigen Apotheken und anderen Einrichtungen gemacht hat, läßt, abgesehen davon, daß der Apotheker eigentlich keinen Grund hat, das Geheimmittel vor dem Arzneimittel zu bevorzugen, mit Sicherheit darauf rechnen, daß derselbe keine schwindelhaften Mittel unterstützen wird. Das Publikum läßt sich nun einmal nicht so bevormunden, daß man es unternehmen könnte, demselben vorzuschreiben, welche Heilmittel es gebrauchen solle. Dasselbe will Freiheit in der Wahl der Heilmittel haben, die Wahl der Mittel ist aber Vertrauenssache und Vertrauen läßt sich nicht erzwingen. Der Staat kann das Publikum nicht davon abhalten, Geheimmittel zu kaufen, er kann ihm aber den Weg dahin weisen, wo es dieselben kaufen soll, dazu hat er nicht nur das Recht, sondern im Interesse der Gesammtheit und Wohlfahrt der Bevölkerung auch die Pflicht. Deshalb muß der Staat dafür sorgen, daß die nach Geheimmitteln gierige Menge in den Apotheken ungefährliche und nützende Mittel zu billigen Preisen vorfindet.

Hat man aber einmal im Interesse der Bevölkerung dem Apotheker den Vertrieb der Geheimmittel übertragen, dann liegt nichts näher, als anzuordnen, daß der Apotheker nur solche Geheimmittel verkaufen darf, welche nach vorheriger Prüfung durch eine technische Reichsbehörde zum Verkauf im Reiche zugelassen worden. Eine neue Controle wäre nicht nöthig, da der Apotheker schon jetzt ständig unter Controle steht; eine neue Behörde wäre auch nicht nöthig, da wir in Deutschland eine Behörde haben, die eigenst zur Prüfung der Geheimmittel geschaffen scheint, das Reichsgesundheitsamt. Dasselbe würde die Geheimmittel nicht nur zu prüfen, sondern nach Feststellung, daß ein Geheimmittel nicht schädlich und nach Billigung desselben, auch ein Patent zu ertheilen haben. Dieser Vorschlag ist nicht neu, vielmehr schon häufig aufgetaucht und in letzter Zeit von Hermann Ahlgreen in den Grenzboten II, 1887 S. 265 ff. ausführlich begründet worden. Hat Jemand ein neues Heilmittel entdeckt oder glaubt Jemand, ein solches entdeckt zu haben, so muß er dasselbe, um es in den Handel bringen zu können, der Prüfung des Reichsgesundheitsamtes unterstellen und patentiren lassen. Jeder Erfinder hat doch schließlich dasselbe Recht, weshalb soll der Erfinder eines Geheim- oder Heilmittels anders beurtheilt werden, wie andere Erfinder? Viele Erfindungen erfolgen durch Zufall, nicht durch Arbeit und Studien und werden doch geschützt, bei der Entdeckung neuer Heilmittel wird es wohl ebenso gehen, manchmal wird der Zufall eine Rolle spielen, manchmal auch Arbeit und Studium. Weshalb nun gerade eine solche Entdeckung nicht geschützt werden soll, ist nicht ersichtlich. Der Inhaber eines Geheimmittelpatents sucht wie jeder andere Erfinder aus dem ihm ertheilten Patente möglichst Vortheil zu ziehen, kann dies aber nur durch den Schutz des Staates und ist es deshalb nicht unbillig, wenn der Staat für die Patentirung eine Patentgebühr erhebt. Der Staat würde dadurch eine nicht unerhebliche Einnahme gewinnen. Noch mehr aber würde der Staat gewinnen, wenn er die also zum Handel zugelassenen bezw. patentirten Geheimmittel mit einer Steuer belegte, die für den Käufer nicht drückend, für den Staat eine schätzenswerthe Einnahmequelle darstellen würde. Je höher die Steuer wäre, um so mehr würde sie zur Einschränkung des Geheimmittelwesens beitragen. Selbstverständlich müßten die aus dem Ausland eingeführten Geheimmittel denselben Bedingungen wie die einheimischen unterworfen sein und außerdem noch einen höheren Zoll als die inländische Steuer beträgt, bezahlen. Leider hat unser Zolltarif die ausländischen Geheimmittel zollfrei gelassen. Die finanziellen Erfolge einer solchen Einrichtung lassen sich schwer schätzen, jedenfalls würden dieselben sehr bedeutend sein, führt doch Frankreich jährlich für 100 Millionen Frcs. seiner sogen. Specialitäten aus und liefert der Züricher Apotheker Richard Brandt jährlich nach geringer Schätzung 300,000 Schachteln Schweizer-Pillen nach Deutschland. Die Schachtel Schweizer-Pillen kostet 1 Mark, ein 50 procentiger Werthzoll würde also bei diesem einen Geheimmittel einen Ertrag von 150,000 Mark liefern. Die Behauptung, daß der so erzielte Gewinn des Staates ein unsittlicher und des Staates ebensowenig würdig als eine besondere Gewerbesteuer der Prostituirten, ist nichts weniger als richtig, da sie von der Voraussetzung ausgeht, daß das Geheimmittelunwesen vollständig unterdrückt werden könne. Kommt man aber zu der Ansicht, daß das Geheimmittelunwesen niemals vollständig auszurotten sein wird, dann kann es sich für den Staat nur darum handeln, die Neigung des Volkes für Geheimmittel richtig zu lenken und letztere zu beschränken. In Preußen hat man die Erfahrung gemacht, daß die Neigung des Volkes zum Lotteriespiel sich auch nur einschränken, nicht aber unterdrücken läßt und hat der Preußische Landtag im vorigen Jahre die Staatsregierung veranlaßt, die Zahl der Lotterieloose zu verdoppeln. Dadurch wurde der Staatscasse eine erhebliche Einnahme verschafft und gleichzeitig im Interesse des Volkes gehandelt, da dasselbe nunmehr die Möglichkeit hat, in Preußen seine Neigung zum Glücksspiel in unschädlicher Weise zu befriedigen und von dem Spiel in ausländischen, unsicheren Lotterien abgehalten wird. Das gibt einen Fingerzeig für die Behandlung der Geheimmittelfrage. Wir fassen die Vorschläge zusammen in die Forderung der Concessionirung, Patentirung und Besteuerung der Geheimmittel.

Durch die vorgeschlagenen Mittel wird ohne zu weite Bevormundung des Publikums dem gegenwärtigen, unhaltbaren und unerträglichen Rechtszustand, welcher befriedigender für die Geheimmittelschwindler als für die Bevölkerung ist, voraussichtlich ein Ende gemacht werden. Die Gesetzgeberei ist ja vielfach ein mehr oder weniger sicheres Versuchsverfahren, im vorliegenden Falle spricht aber Alles für das Gelingen der anzustellenden Versuche. Der Zweck, welcher erreicht werden soll, ist ein hoch wünschenswerther, deshalb darf man auch vom Gesetzgeber die Mittel zur Erreichung desselben fordern. Ergänzung und Erweiterung der bestehenden Gesetzgebung, scharfe und stetige Anwendung derselben und Selbsthülfe der Bevölkerung werden in kurzer Zeit eine Umgestaltung des zur Zeit Gesundheit und Wohlfahrt weiter Bevölkerungskreise schädigenden Geheimmittelunwesens herbeiführen und damit uns von einer nicht zu unterschätzenden socialen Sorge befreien.

Literatur und Kunst.

Demokratie und Aesthetik.

Von Julius Duboc.

Die naturwissenschaftliche Methode rechnet auf ihrem Gebiet mit dem Durchschnitt, mit der großen Mehrzahl der Fälle, mit dem, was regelmäßig in die Erscheinung tritt. Sie läßt die Ausnahmen einstweilen links liegen und sie muß dies thun, um eine bindende Regel wenigstens für soviel Fälle, als sie einheitlich zusammen zu packen vermag, aufstellen zu können. Aber indem sie dies thut, kommen die Ausnahmen, da sie ignorirt werden, meistens ganz um ihre Existenzberechtigung; sie werden gewissermaßen in Verruf erklärt, wie Spiegelfechte-

Digitized by Google

reien, die uns nichts angehen, behandelt. Sie scheinen gewissermaßen Capricen der Natur zu sein, die außerhalb der eigentlichen normalen Realität liegen und daher keine Beachtung verdienen. Die Stärke, soweit von einer solchen die Rede sein kann, der „modernen Mystik" liegt, wenn irgendwo, gerade darin, daß sie diesen stiefmütterlich behandelten Ausnahmefällen eine vermehrte, wenn auch häufig zu einseitige Aufmerksamkeit zuwendet.

Wenn man sich nun die unwiderstehliche Stärke vergegenwärtigt, mit der die in der Naturwissenschaft herrschende Anschauung zur Zeit unser gesammtes Denken und Vorstellen beeinflußt, so wird man sich nicht darüber wundern dürfen, daß sie sich auch auf das Kunstgebiet übertragen hat. Dort begegnet sie sich in ihrer eben gekennzeichneten Tendenz, sich von den Ausnahmen abzuwenden, mit dem demokratischen Zug der Zeit und wendet sich, diesem folgend, nunmehr vorwiegend gegen die vornehmeren, höheren Ausnahmenaturen. Daß die ausnahmsweise gesteigert unedle, gesteigert gemeine Natur, auch wo sie einmal selbst nach dem herrschenden Zeitgeschmack beinahe zu sehr „in's Krasse" fällt, nicht ganz ausgeschlossen wird, dafür sorgt eben diese Vorliebe für das Krasse, die Tendenz auf das Packende, auf den Erregungsgenuß, dem die realistische Kunst, wo sie auf Irrwege und Abwege geräth, mit vollen Segeln zusteuert. Aber was spricht für die Zulassung der höheren edlen Ausnahmenatur, wo das Princip der Ausnahme selbst angefochten wird? Für sie streitet nicht der Geschmack, die allgemeine Sympathie, deren demokratischer Instinct sich derselben vielmehr entfremdet fühlt, gegen sie streitet, wie gegen jede Ausnahme, die von der Naturwissenschaft unwillkürlich übernommene Auffassung, der die Ausnahmen selbst, als regelwidrig, mit der Wahrheit, mit dem normalen Verhältniß der Natur in Conflict zu liegen scheinen. Die unanfechtbare Wahrheit, daß eine selten erblühende, auserwählte, von günstigen Lebensbedingungen empfindlich abhängige Pflanze nicht minder „naturwahr" ist als das landläufige, üppig wuchernde Unkraut, daß nur die romantische blaue Wunderblume, die Phantasterei es nicht ist, wird vergessen oder übersehen.

So ergibt sich dann aus diesem Zusammenwirken des demokratischen Zugs der Gegenwart mit der naturwissenschaftlichen Auffassung ein ganz eigenthümlicher gearteter Gegensatz gegen unsere classische Periode, ein Gegensatz, der sich auf die „Vornehmheit" der Klassiker bezieht. Kinkel in seiner revolutionären Periode hatte schon einmal etwas derartiges angedeutet, als er „den Classikern" zurief:

Vor euren hohen Idealen
Sind wir gemein in Schmerz und Lust,
Es schlägt mit jedes Winzers Qualen,
Mit jedem Weber unsere Brust.

Wie milde trugt ihr's, wie ergeben
Als sich der Freiheit Sturz genaht,
Ein Kunstwerk war für Euch das Leben,
Uns war es nichts als eine That.

Gleichwohl würde er aber den Schiller'schen Spruch, der die ästhetische „Vornehmheit" des Classicismus so prägnant ausspricht:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten

nicht in Zweifel gezogen haben. Von dem Augenblick an aber, wo die ästhetische Auffassung sich in dem Sinn zu demokratisiren anfing, daß sie die edlen Ausnahmenaturen auf Grund mangelnder Naturwahrheit in Zweifel zu ziehen begann, hatte diese Sentenz ihre frühere unbedingte Gültigkeit verloren. Für den herrschenden Naturalismus wenigstens besteht sie heute nicht mehr zu Recht.

Ob man die Ibsen'sche „Wildente", die mir immer als eins der interessantesten Specimina des Naturalismus erschienen ist und die für mich, beiläufig bemerkt, einen viel erheblicheren Werth besitzt als das verzwickte und peinliche „Rosmersholm" nicht auch unter diesem Gesichtspunkt betrachten sollte? Denn an diesem Schauspiel, das übrigens ebensogut und besser als Trauerspiel bezeichnet werden könnte, ist vor allen Dingen das das Auffallende, daß es dem Verfasser beliebt hat, überall und durchweg die niedere Natur festzuhalten, keinen Schritt über das Mittelmaß der Menschennatur hinaus zu thun, — mit einziger Ausnahme des Kindes, welches gewissermaßen den Mittelpunkt der Handlung abgibt, die Stelle, an der sich eine Combination von Umständen zum tragischen Geschick zusammenballt. Das Kind vermag tragisch zu wirken, weil es mit seiner reinen Liebe zum Vater, die es ganz erfüllt, über das Mittelmaß hinausragt, weil es sich dadurch zu einer, wenn auch nur kindischen heldenmüthigen Opferthat aufrafft. Alle anderen Personen des Stücks aber sind Dutzendwaare, Schattirungen einer und derselben Grundfarbe der Alltäglichkeit. Die Variationen bestehen nur in größeren oder geringeren Antheilscheinen von Sexualismus und Genußsucht, von Nüchternheit und hausbackenen Gesichtspunkten, von einem in Redensarten oder Anwandlungen verlaufenden mattherzigen Idealismus, endlich von einer ziemlich vulgären Verstandesskepsis auf der gewöhnlichen pessimistischen Unterlage. Die Portraittreue der vorgeführten Personen ist in ausgezeichneter Weise gewahrt. Vom rein psychologischen Standpunkt urtheilend wüßte ich nichts zu erinnern. Im Gegentheil, ich halte gerade die psychologische Wahrheit der Charaktere für ein Meisterstück von scharfer Beobachtung. Ein Charakterbild wie Gina Ekdal, wenig anmuthend wie es sich ausnimmt, gelingt nur einem tiefen Kenner des weiblichen Wesens. In jeder unscheinbarsten Bemerkung spiegelt sich hier der Charakter und in dem Charakter ein Allgemeingültiges der weiblichen Natur auf dieser Stufe der Gesittung. Mit kaum minder lebenswahren Zügen sind die übrigen Personen ausgestattet. Wäre Portraittreue des alltäglichen Lebens, d. h. die bloße Schilderung oder eine aus derselben zu entnehmende Aufklärung und Beleuchtung allein Zweck der Kunst — à la bonheur. Aber diesen Zweck allein wird Ibsen wohl kaum verfolgen. Wozu also diese Personen an dieser Stelle? Wozu diese Menschen vom ausgesprochensten Durchschnittscaliber, um einen Conflict vorzuführen, der in den Händen solcher Acteurs sich zu Schwung und Wärme gar nicht erhöhen läßt, der also als Conflict schon, künstlerisch betrachtet, eine Art von Mißgeburt ist. Wozu? Die einzige Antwort ist: es liegt in solchen Charakteren die größere Naturwahrheit, „so geht es thatsächlich zu", und den Anforderungen des „Realismus" wird daher auf diese Weise am besten entsprochen. Was es mit diesen Anforderungen auf sich hat, wie wenig Stichhaltigkeit gerade der Anspruch besitzt, daß das Mittelmaß die größere Natürlichkeit darstelle, habe ich schon vorhin beleuchtet.

Wenn der Dichter die Handlung, die in der „Wildente" aufgerollt wird, sich unter Personen, die ihrem Charakter und Begriffsvermögen nach nicht so niedrig daständen, abspielen ließe, so würde der Hergang natürlich von sehr viel lebhafteren Empfindungen getragen sein und in sehr viel schwung- und temperamentvollerer Weise verhandelt werden. Hialmar Ekdal würde die Entdeckung, auf welche Weise er zu seiner Frau und zu einem Kinde, das nicht sein Kind, gelangt ist, zu den äußersten Entschlüssen hinreißen, während bei dem Charakter, den der Dichter ihm geliehen hat, diese Krisis in seinem Leben ihm nur zu einigen heldenmüthigen Phrasen verhilft. Gina, die, in dem empfindlichsten Punkt getroffen, sich unrettbar bloßgestellt sähe, würde demgemäß zu leiden und schwere Kämpfe durchzuringen haben, während sie so mit gemüthlicher Stumpfheit, immer nur die praktische und materielle Seite in's Auge fassend (ich halte gerade diese Schilderung für gewisse weibliche Naturen für ausgezeichnet zutreffend) jedem tieferen Conflict auszuweichen versteht. Katastrophe und Ausgang gewönnen eine andere Form und würden den Zuschauer in erschütternde Mitleidenschaft ziehen. Darauf wird verzichtet — der Naturwahrheit zu Liebe. Vielleicht wird man mir sagen, daß der Conflict, so gefaßt und verlaufend, zu sehr nach der Schablone schmecken würde — zugestanden, oder wenigstens als möglich zugegeben; dann ist es eben Sache des Dichters einen anderen Conflict zu erfinden und den ver-

Digitized by Google

brauchten nicht zu wiederholen, jedenfalls aber ihn nicht dadurch aufzuputzen und als neu zu verwerthen, daß er Personen zu Trägern desselben nimmt, die ihn nicht zu tragen und durchzukämpfen vermögen. Und zwar Alles im Namen der Naturwahrheit!

Diese in der demokratischen Tendenz gelegene, durch eine falsche Auslegung des Princips des Natürlichen noch verstärkte Wendung gegen die Ausnahmenaturen höheren Ranges trifft eigentlich alle entwickeltere selbständige Kunstform. Ist der reiche Bilderschmuck, der erhöhte Ausdruck der Rede in der Leidenschaft, wie er in der Dichtung herrscht, ist die gebundene Rede selbst eigentlich naturwahr? Nach dem Durchschnitt, an dem rein Thatsächlichen gemessen: nein, in Wirklichkeit spricht ja Niemand so. Aber trotzdem liegt in der poetischen Form ja nur eine Steigerung und Verallgemeinerung der Ausdrucksweise, die höheren Naturen im Moment der Erregung eigenthümlich zufällt. Diese empfinden nicht allein intensiver, sie sprechen auch gewählter und beredter, sie finden höhere Formen ihre Gefühle einzukleiden und ihre reichere Natur bricht sich auch da noch Bahn, wo der niedriger veranlagte Mensch

in seiner Qual verstummt.

Auf diesem Naturboden ist die Sprache der Poesie erwachsen. Sie steht und fällt mit den Schiller'schen „edleren Gestalten" und mit der Liebe, die ein „edler Sinn" diesen zuwendet.

An einer Stelle seiner gesammelten Aufsätze („Moderne Geister") läßt G. Brandes auch ein Wort über und gegen Anmuth fallen. „Der in Wahrheit künstlerische Stil," sagt er dort, „ist nicht die formelle Anmuth, die sich gleichmäßig über Alles verbreitet."*) Das klingt nun sehr harmlos und selbverständlich, nur beinahe zu selbstverständlich und deshalb, wenn man den Sinn des Satzes buchstäblich nimmt, überflüssig. Denn gibt es wohl eine Manier oder Künstler, die All' und Jedes in anmuthige Form zu kleiden unternehmen? Auch die ausgesuchteste Virtuosität des Könnens wird ein schmerzdurchwühltes Antlitz oder Gebahren, eine heftigste Anspannung der Kraft u. s. w. nicht in anmuthige (wenn wir nicht mit dem Wort spielen wollen) Form zu bringen im Stande sein. Sunt certi denique fines. Der Künstler, der seiner Natur oder seiner Begabung nach das Anmuthige bevorzugt, wird diese Grenzen respectiren und die innerhalb derselben gelegenen Möglichkeiten benutzen, nicht aber, was seiner Natur nach sich der Anmuth versagt, in die anmuthige Form einzuzwängen versuchen.

Eine Art der Anmuth, „die sich gleichmäßig über Alles verbreitet", gibt es aber allerdings. Nur besteht sie nicht in einem Gegensatz zu einer „in allen Punkten durchgeführten Form", wie Brandes weiterhin den „Stil im höchsten Sinne des Wortes" charakterisirt, denn sie hat überhaupt mit dieser nichts zu schaffen, sie ist vielmehr der geistige Hauch, der jedem Kunstgebilde anhaftet, das in der Tendenz des Schönen empfangen und geboren ist, aber auch nur diesem, jedem Kunstgebilde also, dem in der Gesammthaltung und dem ganzen Zusammenhang nach das idealistische Princip fest eingeprägt ist. Weil an diesem geistigen Hauch der Anmuth der Naturalismus, der nur darauf ausgeht schön zu schildern, gleichgültig was, nicht aber das Schöne zu schildern, keinen unbedingten Antheil hat, deshalb ist ein Protest von seiner Seite gegen „eine formelle Anmuth, die sich gleichmäßig über Alles verbreitet" in diesem Sinne verständlich und ich möchte beinahe glauben, daß Brandes etwas Derartiges vorgeschwebt hat, selbst wenn er, vielleicht ohne sich allzu genaue Rechenschaft zu geben, etwas Anderes zu formuliren glaubte. Dann aber streichen wir auch nur gleich, was Rückert s. Z. sich selbst zum Trost und Sporn zurief:

Anmuth ist die Siegerkrone,
Die am hohen Ziel zuletzt
Zu des reinsten Strebens Lohne
Nur wird dem beglückten Sohne
Von den Musen aufgesetzt.

*) Beiläufig bemerkt, hat eine Verwahrung gegen formelle Anmuth in einer Periode literarischer Gewöhnungen, in der man höchst charakteristische, aber ebenso anmuthlose Stilblüthen fast von jedem Baum pflücken kann, beinahe etwas Scherzhaftes. Als eine solche Stilblüthe, die G. Ebers ihren Ursprung verdankt, fand ich einmal das Bild angeführt: „aus jedem Auge schienen ihm Hände zu wachsen, die mit ausgestreckten Fingern auf ihn wiesen" und von H. Noé wird folgende Schilderung einer Cypresse berichtet: „es raschelten ihre starren Blattnadeln als ob die Knöchelchen eines Kinderbeinhauses durcheinander gerüttelt würden".

Die Quellen zu einem Leben der Frau von Staël.

Von Heinrich Breitinger.

I.

Die Vorrede zum Leben der Frau von Staël von Lady Blennerhasset sagt ohne Uebertreibung, die berühmte Schriftstellerin habe heute d. h. sieben Decennien nach ihrem Tode, noch keinen Biographen gefunden. Immerhin liegt aber anderseits nicht nur ein weitschichtiges Actenmaterial, sondern auch eine Anzahl von Monographien vor, aus welchen sich eine größere Biographie zusammenarbeiten läßt. Inwiefern eine solche heute schon eine abschließende werden kann, soll durch folgende Musterung des seit 1817 bis auf heute beigebrachten Stoffes erörtert werden. Nach Einsicht von etwa hundert ungedruckten Briefen Necker's und seiner berühmten Tochter bin ich zudem in der Lage, auch einiges Neue mittheilen zu können.

Als Frau von Staël am 14. Juli 1817, 51 Jahre alt in Paris verstarb, lag über ihr Leben noch wenig Gedrucktes vor. Die verschleierten Selbstbekenntnisse ihrer Schriften waren nur dem Eingeweihten verständlich und von der heute vorliegenden Memoirenliteratur war damals noch wenig geschrieben und noch weniger gedruckt. Die Annales politiques et littéraires brachten 1817 einen Artikel über die letzten Tage der Frau von Staël; das war nicht einmal ein Nekrolog.

Da wirkte es denn wie eine aufregende Neuigkeit, als 1818 die „Considérations sur la Révolution française" die Presse verließen. Es sind dies die politischen Memoiren der Verfasserin und manche Capitel sind in der That rein autobiographischer Natur. Das hochinteressante Buch wirkte zündend auf die jungen Leute, die nach einer Geschichte der großen Bewegung lechzten: das hat uns die Einleitung zu den Memoiren der Frau von Rémusat (1879) so recht veranschaulicht. — Da fand man endlich eine Darstellung der französischen Revolution vom constitutionellen Standpunkte, welche in den schlimmen Tagen bourbonischer Reaction den Muth besaß, jene Bewegung zu vertheidigen und ihre Wohlthaten zu retten. Und mit welcher „Verve" und welchen pikanten Zuthaten war das alles vorgetragen! In der royalistischen Familie Rémusat werden Mutter und Sohn auf gleiche Weise hingerissen. Die Mutter, angeregt durch unser Buch, faßt jetzt den Entschluß, ihre eigenen Erlebnisse im Palaste des Consuls und des Kaisers niederzuschreiben und der junge Rémusat, von gestern auf heute oppositionell geworden, bekommt Händel mit dem Vater.

Die Glaubwürdigkeit dieser Memoiren ist in dreifacher Beziehung keine unbedingte. Einmal hat die Heftigkeit, womit Frau von Staël zu lieben und zu hassen pflegt, nach beiden Seiten hin die Zeichnung etwas verschoben, das Colorit mitunter übertrieben. Sodann mußte ihre schwärmerische Pietät für den angebeteten Vater diesem eine zu bedeutende Rolle im Gange der Ereignisse zuweisen. Endlich ist es aufgefallen, daß die schlechte Directorialwirthschaft hier eher gelobt als getadelt wird. Die letztere Thatsache erklärt sich aus dem Umstand, daß Frau von Staël nur unter dieser Regierung in Paris nach Herzenslust politisiren und durch Talleyrand sogar auf dieselbe wirken konnte. Auf sie paßt so recht, was Goethe dem Herzog von Ferrara in den Mund legt:

Digitized by Google

„Doch wohl um mitzuwirken?
Denn bloß beschau'n wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten. Nicht?

Napoleon wußte was er that, als er diese geborene Salonkönigin aus Paris, ihrem einzigen möglichen Lebenselemente, verwies.

Dem Buche über die Revolution folgte 1821 (nicht schon 1818, wie neuere Auflagen angeben) das Buch von der Verbannung (Dix années d'Exil). Es bildet den zweiten Theil der Staël'schen Memoiren und erzählt die persönlichen Erlebnisse der Staël unter dem Consulat und dann, nach einer Lücke von sechs bis sieben Jahren, die Geschichte ihrer Flucht (Mai 1812) nach Wien, Moskau, Petersburg und Finnland. Die letzten zwei Stationen ihrer Wanderjahre, Stockholm und London, hat die Verfasserin nicht mehr erzählt. Wenn in diesen Erinnerungen Bonaparte leidenschaftlicher verurtheilt wird als in den Considérations, so erklärt sich das aus dem Umstand, daß letztere nach dem Sturze des Usurpators, jene in der Verbannung selbst geschrieben sind.

So lag denn schon im Jahre 1821 das ganze öffentliche Leben der Frau von Staël von 1789—1812 der europäischen Lesewelt vor. Zugleich war bereits der erste Band der gesammelten Werke, herausgegeben von ihrem Sohne August, im Druck erschienen. An der Spitze jenes Bandes fand man eine „Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Staël" verfaßt von Mme. Necker de Saussure, einer Tochter des Naturforschers und Alpengängers Saussure und einer Nichte des Ministers. Diese „Notice" nun ist arm an biographischen Einzelnheiten, aber die Verfasserin wollte eben keine Biographie schreiben. Sie sagt es ausdrücklich: ihr öffentliches Leben hat die Verstorbene selbst erzählt und ihr Privatleben hat sie mit ins Grab genommen; auf letzteres besitzt das Publikum keinerlei Recht. Damit stimmt denn auch die Vorrede des Sohnes, welcher nach einem zornigen Ausfalle gegen die Enthüllungsmanie der Mitwelt rund heraus und ein für allemale erklärt, die Familie werde jeder Publikation von Briefen und Papieren, die sich in den Händen von Drittpersonen finden dürften, nach Kräften sich widersetzen. Dieses Programm wird denn auch noch heute von den Inhabern des Staël'schen Nachlasses festgehalten. Daß nun aber das Publikum durch jene Notice sich etwas enttäuscht sah, ist auch begreiflich. Der bissige Jeffrey schrieb in seine Edinburger Rundschau (Bd. 36, October 1821): „Das Buch ist nicht individuell und vertraulich gehalten und für den Bericht eines Weibes über ein anderes Weib zu wenig weiblich. Was allein die weibliche Feder bekundet, ist die steife Moral, die Schwäche der politischen Betrachtungen und der Umstand, daß die Verfasserin auch nicht einmal das Alter ihrer Freundin verrathen hat." Ueberhaupt findet er in dieser Notice ein echtes Muster der damaligen nüchternen, doctrinären Genferschablone. Jeffrey hat nicht so unrecht. Er hätte sogar von rhetorischen Tiraden sprechen dürfen, wie im Capitel über die letzten Tage der Heldin, welches statt der Thatsachen nur den Jammer Bossuets: „Madame se meurt, Madame est morte!" wiederholt. Wenn man sich nun erinnern will, wie die englischen Memoirs am Sterbebette ihrer Helden dem Leser keinen Löffel Medicin erlassen, so war es nur begreiflich, wenn bei solchen Stellen dem Engländer etwas blöde im Magen wurde. Ja das ängstliche Festhalten des Titelschemas geht soweit, daß in dem Abschnitte über die gesellschaftlichen Beziehungen der berühmten Frau von dem Kreise in Coppet auch gar nichts gesagt ist; selbst hier herrscht Frau von Staël ganz allein mit ihren geistreichen Ein- und Ausfällen, nur einmal wird Schlegel genannt und dessen Klagen über das ewige Politisiren seiner Arbeitgeberin, die er mit Absicht vor den Gästen „sa très-chère amie" zu nennen pflegte, erwähnt.

So waren denn mit dieser „Notice" nicht sowohl die biographischen als die literarischen Studien über den Gegenstand eröffnet, und da die Archive in Coppet hermetisch verschlossen blieben, so mußten sich allfällige Biographen an das Sammeln mündlicher Ueberlieferungen machen. Dies that denn 1833 ein Artikel der „Revue des deux Mondes" von Loève Weimars, dem Freunde Heine's, der zwar Benjamin Constant galt, aber schon allerlei intimen Klatsch über dessen Verhältniß zu Mme. de Staël vorbrachte, welchen die von Michaud geleitete Biographie générale in ihrem Artikel von 1823 übergangen hatte. Zwei Jahre später schrieb Sainte-Beuve zwei Artikel über Mme. de Staël (Revue des deux Mondes 1835), welche Spuren seiner Saint-Simonistischen Kinderkrankheit zeigen. Hier zum ersten Male wird Mme. de Staël als eine Vorläuferin der Frauenemancipation gefeiert und innig bedauert, daß sie George Sand nicht mehr ans Herz drücken konnte.

Den nächsten Baustein lieferte Varnhagen im ersten Band seiner Denkwürdigkeiten (1837) mit der Veröffentlichung der Briefe des Hannoveraners Justus Erich Bollmann, der als angehender Arzt 1790 nach Paris gekommen und mit Frau von Staël in Beziehung getreten war. In dem Buche über die Revolution hat diese von dem jungen Manne mit Hochachtung gesprochen. Nach dem Sturze der Monarchie war nämlich das neutrale Gesandtschaftshotel von Schweden nachgerade zum Asyl für Geächtete geworden. Hier hatte sich namentlich der Girondistische Kriegsminister Narbonne versteckt. Frau von Staël liebte den verführerischen Egoisten auf ihre Weise, d. h. mit exaltirter, ungestümer Leidenschaft. Da kam nun der biedere Hannoveraner als ein wahrer Deus ex machina höchst gelegen. Sie schreibt von ihm: „Ein edler und geistvoller Hannoveraner, der Doctor Bollmann, der später sein Leben wagen sollte, um Lafayette aus den Kerkern Oesterreichs zu retten, erfuhr meine Angst und Noth und bot mir, im selbstlosen Drange seines edlen Herzens an, den Herrn von Narbonne nach England zu bringen." Dies gelang mit Hülfe eines fremden Passes, Bollmann begleitetete Narbonne und brachte ihn glücklich durch. Seine Briefe erzählen die abenteuerliche Flucht und den ebenso abenteuerlichen Besuch der 27jährigen Tochter Neckers in England im Frühjahr 1793, mit pikanten Einzelnheiten über ihr Verhältniß zum obligaten Gatten und zum Freunde ihrer Wahl. Bollmann gibt uns auch eine Momentanphotographie der Staël, die so frisch geschrieben als lebenswahr erscheint. Die Berichte Bollmann's sind in Frankreich sozusagen ignorirt worden und die ganze Episode im Schatten geblieben; Graf d'Haussonville fertigt sie mit einer halben Zeile ab und Gérando verweist auf die Memoiren der Mme. d'Arblay. In dem handschriftlichen Nachlasse des Zürichers Heinrich Meister finde ich einen Brief Neckers vom December 1792, worin der betrübte Vater kopfschüttelnd von dem Plane seiner Tochter redet, mitten im Winter nach England zu reisen, und ein Billet vom 25. Februar 1793, in welchem Frau von Staël dem in London lebenden Züricher Freunde ihre Adresse (Juniper Hall near Leather Head, Michleham. Surry) mittheilt. Sie bewohnte dort ein Landhaus mit Talleyrand, Montmorency und Narbonne. Der von Bollmann uns enthüllte Narbonne-Roman war noch nicht zu Ende, als Frau von Staël im Herbste 93 von Coppet aus ihren nach Zürich zurückgekehrten Freund mit Aufträgen bestürmt, jene drei Freunde in seiner Heimath zu verstecken. In ihren Briefen an Gerando kommt sie nochmals auf das theure Kleeblatt zurück: „Les trois hommes, que j'aimais le plus depuis l'âge de vingt ans, c'était N., T. et M. Le premier est une forme pleine de grâce, le second n'a plus même la forme, et le troisième est altéré dans tous ses agréments quoique ses adorables qualités lui restent (8. Oct. 1801)."

Erst kurz vor 1850 begegnen wir neuen bedeutenderen Enthüllungen aus dem Leben der Frau von Staël. Sie finden sich in Chateaubriand's „Mémoires d'oubre-tombe" und der Monographie Sainte-Beuve's über diesen und seine literarische Gruppe. Chateaubriand's Verhältniß zu Frau von Staël hatte sich sehr geändert seit dem Tage, da er im Mercure von 1802 sie wegen ihres Idealismus etwas unritterlich behandelte bis zu dem letzten Besuche bei der Sterbenden, die ihm mit dem üblichen Gruße: „Bon jour, my dear Francis" die Hand bot. Der Bindestrich zwischen den beiden so verschieden angelegten Naturen war die gemeinsame Freundschaft für Mme.

Digitized by Google

Récamier, deren Hinschied 1849 unserer Biographie neue und reiche Quellen erschließen sollte. Erbin dieses Nachlasses wurde Mme. Charles Lenormand, die dann auch nicht versäumt hat dessen Schätze zu veröffentlichen (1859: Souvenirs et correspondance de Mme Récamier, in zwei Bänden. — 1862: Coppet et Weimar, Mme. de Staël et la Grande Duchesse Louise [die Gattin Karl August's]. — 1872: Mme Récamier, les amis de sa jeunesse et sa correspondance intime. — 1881: Lettres de Benjamin Constant à Mme Récamier 1807—1830).

Unter diesen Publicationen greife ich diejenige von 1862, den 350 Seiten starken Band „Coppet et Weimar" heraus. Eine Abschrift der Briefe an die Gattin Karl Augusts, mit welcher Mme. de Staël bei ihrem ersten Besuche in Weimar (Ende 1803) eine Freundschaft für's Leben geschlossen, wurde 1845 für Mme. Récamier angefertigt. Ihre Erbin hat sie mit biographischen Einlagen herausgegeben, die sozusagen eine Lebensgeschichte der letzten fünfzehn Jahre der Frau von Staël bilden. Es sind auch deutsche Quellen, wie beispielsweise die Briefe des Freiherrn von Stein und die Erinnerungen Ernst Moritz Arndt's benutzt worden. Uebrigens kann man nicht eben sagen, daß Mme. Charles Lenormand eine zuverlässige Berichterstatterin über deutsche Dinge sei. Sie hat sich namentlich am Andenken Goethe's versündigt. Dieser war eben in Jena mit einer ernsten Arbeit beschäftigt, als die Französin in Weimar sich ankündete. Er schützte einen Schnupfen vor und schob dem biederen Schiller, der bekanntlich keine französische Conversation zu führen im Stande war, das fürchterliche Geschäft des Empfanges zu. Für diese etwas ablehnende Haltung wird Goethe von Frau Lenormand durch's ganze Buch als der abscheulichste aller Egoisten hindurchgepeitscht. Einer andächtigen Goethegemeinde empfehle ich folgenden Text (S. 8): „Goethe justifiait assurément le fanatisme de ses admirateurs; et pourtant ce merveilleux poète dont le caractère était si fort inférieur au talent, incapable de dévouement, dépourvu de la délicatesse et du sens moral, et chez lequel la personnalité était devenue monstrueuse, — nous paraît un des plus tristes exemples de l'égoïsme dans lequel puisse tomber le génie passé à l'état d'idôle." Und S. 35 heißt es gar: „Goethe était prévenu contre tout ce qui était français!" Mme. Lenormand kannte also die Antwort nicht, welche Goethe den Franzosenfressern seiner Zeit zu geben pflegte: „Ich habe den Franzosen zu viel zu danken, um sie hassen zu können".

Dem Buche der Frau Lenormand hat Sainte-Beuve als kaiserlicher Kritiker zwei unfreundliche Artikel gewidmet. Es begann eben gerade die „guerre d'allusions", wie er selbst die Schliche und Kniffe der literarischen Opposition in der „Revue des deux Mondes" genannt hat, die Zeit, da ein Renan in seinem Leben Jesu unter dem Namen Herodes, ein Ampère in seiner römischen Kaisergeschichte unter den Namen Tiberius und Nero auf Napoleon den Dritten giftelten und Andere die Polizei des Onkels verhöhnten um diejenige des Neffen zu erreichen. Und in unserem Falle kam noch eine Polemik gegen Thiers dazu, dessen Autorität nach Sainte-Beuve von der Verfasserin leichtfertig (lestement) mißachtet worden war. Es handelt sich um die Rolle der Frau von Staël in den hundert Tagen. Thiers nämlich behauptet, sie habe so gut wie Lafayette und Constant an die Bekehrung des Kaisers zu constitutionellen Grundsätzen geglaubt, sie sei deshalb in Paris geblieben und habe sogar der englischen Regierung ihre Anschauung aufzudrängen gesucht, damit sie den Bekehrten auf dem Throne Frankreichs belasse. Das wäre nun freilich eine mißliche Inconsequenz, ein Verrath an der eigenen Gesinnung, ein Bruch mit der ganzen Vergangenheit gewesen. Das polemische Kapitel unseres Buches weist nun aber überzeugend nach, daß Herr Thiers seinerseits wieder einmal sehr „lestement" mit der historischen Wahrheit umgegangen ist und der kaiserliche Kritiker hat seinen Scharfsinn an die Vertheidigung einer verlorenen Sache verschwendet. Auch die Briefe an Meister liefern weitere Belege. Nur eines statt vieler: am 22. April 1815 schreibt ihm Frau von Staël von Coppet aus, der Kaiser habe sie einladen lassen, nach Paris zu kommen, aber sie verbleibe in der Schweiz. — Schließlich sei noch die Vorrede unseres Buches erwähnt. Frau Charles Lenormand gibt dort eine kurze Entwicklungsgeschichte der französischen Salonconversation, die in den Leistungen von Neckers Tochter ihren Höhepunkt erreicht habe, und kommt dann auf die Frage der Publication intimer Correspondenzen. Die Praxis der französischen Gerichte, führt sie aus, mache dieselbe abhängig von einer Zustimmung der betheiligten Familie und bei der grassirenden Enthüllungsmanie unserer Tage habe alle Welt ein Interesse, jene Praxis zu unterstützen. Sie habe deshalb vor Allem die Ermächtigung der Erben in Coppet eingeholt und ausnahmsweise sei ihr diese auch gewährt worden.

Die Publication Taillandiers von 1863 über die Gemahlin des letzten Stuarts, Gräfin d'Albany (geborene von Stolberg) nebst einem beigegebenen Bande von Briefen aus den Staël'schen Kreisen bot weitere Beiträge zum Leben der Frau von Staël. Der kaiserliche Kritiker behandelt sie nicht freundlicher; denn auch Taillandier war ein Guerillero der Anspielung. Sainte-Beuve verwendet bei diesem Anlaß eine perfide Formel, die ihm geläufig ist: „Ein hochinteressantes Buch, diese Comtesse d'Albany, nur schade, daß alles das von Alfred de Reumont bereits gesagt worden ist und daß der hochbegabte Taillandier hier nur seine Fertigkeit im Ausschreiben zeigen konnte. Und diese Briefe, die er entdeckt und an's Tageslicht gezogen, wie außerordentlich werthvoll! Aber freilich, es gehört auch ein unverschämtes Glück dazu, seine Hand gerade in ein Nest zu stecken, wo so viele kostbare Eier beisammenliegen!"

Man war nun im Zuge, die in den Staël'schen Kreisen noch verborgenen Schätze zu heben und im Jahre 1867 gelang es Sainte-Beuve selbst einen solchen zu finden: Die Briefe der Frau von Staël an ihren Freund Camille Jordan, den Lyoner Politiker, dessen von manchen Wechselfällen durchbrochene Rolle zwischen 1790 und 1820 fällt. Sainte-Beuve's Arbeit erschien 1868 erst in der „Revue des deux Mondes" und etwas später im zwölften Bande der „Nouveaux lundis".

II.

In die Reihe der Publicationen aus den sechsziger Jahren gehört auch Geffroy's Werk über den Schwedenkönig Gustav III. Schon 1856 hatte der gelehrte Forscher einen Artikel über den Baron von Staël, die Geschichte seiner Werbung und die Rolle seiner Gattin als Chronistin des ersten Revolutionsjahres, in der „Revue des deux Mondes" publicirt. Gustav III. soll die für ihn verfaßten feuilletonistischen Bulletins der Frau Gesandtin unterhaltender gefunden haben als die Depeschen seines Diplomaten.

Im Jahre 1868 erschien das Büchlein: Lettres inédites et souvenirs biographiques de Mme Récamier et de Mme de Staël — von dem Staatsanwalt Baron von Gerando in Metz. Der Verfasser ist der Sohn jenes Gerando, der mit Camille Jordan seine Vaterstadt Lyon gegen die Conventstruppen vertheidigt und mit ihm das Exil getheilt hatte. Schon lange mit Necker befreundet, war Gerando seit Mai 1801 auch mit dessen Tochter in Briefwechsel getreten.

Gerando's Gattin war eine elsässische Edle von Rathsamhausen, eine persönliche Freundin Pfeffel's, eine Leserin Kant's und eine Verehrerin deutscher Literatur. Ihre Briefe und Tagebücher (1800—1804) sind 1880 bei Didier gedruckt worden. Hier und in der nur 89 Seiten umfassenden Publication von 1868 finden sich genauere Anhaltspunkte über die Beschäftigung der Frau von Staël mit deutscher Sprache, Literatur und Philosophie. Aus den Briefen an Meister kann ich dieselben um Einiges vermehren. In den neunziger Jahren kümmerte sich Frau von Staël offenbar noch nicht viel um deutsche Dinge. 1796 schickt sie an Goethe ihr Buch über den Einfluß der Leidenschaften. Sie hat hier wie später (1805) bei Monti in Mailand die ersten Schritte gethan. Goethe beantwortete ihre Sendung 1797 mit einem schöngebundenen Exemplar von Wilhelm Meister's Lehrjahren. Hierauf schreibt Mme. de Staël an ihren Züricher Freund Meister:

Digitized by Google

„Goethe m'a envoyé avec la plus superbe reliure possible un roman de lui nommé Willams (sic) Meister. Comme il écrit en allemand, je n'ai pu qu'admirer la reliure, — et Benjamin (Constant) assure entre nous que je suis mieux partagée que lui qui l'a lu. Mais il faut que dans votre bonté vous fassiez parvenir de ma part à Goethe un remercîment superbe qui jette un voile sur mon ignorance et parle beaucoup de ma reconnaissance et de mon admiration pour l'auteur de Werther."

Um dieselbe Zeit beantwortet sie die Einladung Meister's, nach Zürich zu reisen (um daselbst Wieland kennen zu lernen?) mit dem echt französischen Ausfall, mit welchem ihre Auslassung über die Berliner Gesellschaft (siehe den Brief an Goethe, Goethejahrbuch 1887) zu vergleichen wäre:

„Aller à Zürich pour un auteur allemand, quelque célèbre qu'il soit, c'est ce que vous ne me verrez pas faire. Je crois savoir déjà tout ce qui se dit en allemand et même cinquante ans de ce qui se dira. Ce que j'aime d'eux, c'est leur talent, mais non pas leur esprit, et en conversation il n'y a que l'esprit."

Und in einem dritten Briefe heißt es lakonisch: „Je continue l'allemand avec résignation".

Dieser etwas frivole Ton macht nun in den Briefen an Gerando einem ganz anderen Platz. Hier wird besonders für deutsche Philosophie geschwärmt. Gerando soll ihr behülflich sein bei Abfassung eines populären Capitels über die deutschen Philosophen in ihrem Buche über Deutschland (Brief von Weimar 26. Februar 1804), Seite 62 unserer Publication). Eine weitere Hülfe erwartet sie von George de Villers, dem göttingischen Professor, der den Franzosen zuerst die Ideen Kant's vermittelt hat. Als sie, aus Paris verwiesen, mit Constant die Reise nach Weimar antrat, blieb sie Ende October einige Zeit in Metz und hier traf sie mit Villiers zusammen, dessen Begleiterin, eine Frau von Rodde aus Lübeck ihr eifersüchtiges Mißfallen erregt. (Il a avec lui une grosse Allemande, madame de Rodde, dont je n'ai pas encore percé les charmes. Brief an de Montmorency; p. 61). Diese ganze pikante Metzer Episode auf dem Wege nach Frankfurt und Weimar ist uns erst 1868 durch den jüngeren Gerando enthüllt worden. Bei den Schwärmereien über den deutschen Idealismus scheint Benjamin Constant allein einen kühlen Kopf behalten zu haben. „Was kann ein Franzose sich nur denken bei diesem Gerede über das Reale und das Ideale? meinte er spöttisch. Für uns Franzosen ist das Ideale die Eitelkeit und das Reale das Geld."

So waren die zwei von 1850—1870 verstrichenen Decennien für die Materialbeschaffung zu unserer Biographie sehr ausgiebig gewesen, und es ist nicht zu verwundern, wenn seither eine verhältnißmäßige Ebbe eintrat. Die durch Bulwer's Essay über Talleyrand veranlaßten Artikel Sainte-Beuve's bieten weniger als man mit Hinsicht auf unser Thema zu erwarten berechtigt ist. Wir erfahren indeß (S. 59 der Buchausgabe), daß Mme. de Staël mit Bonaparte zum ersten Male Ende 1797 bei Talleyrand zusammentraf. Der Kaiser erinnerte sich noch auf St. Helena an jenes Diner, als er folgende Anecdote seiner Memoiren dictirte:

„Une femme célèbre déterminée à lutter avec le vainqueur d'Italie, l'interpella au milieu d'un grand cercle, lui demandant quelle était à ses yeux la première femme du monde morte ou vivante. »Celle qui a fait le plus d'enfants,« lui répondit-il en souriant."

Die Anecdote ist bekannt, aber Wenige wissen, daß ihre ursprüngliche Fassung vom Kaiser selbst herrührt. Ob Frau von Staël die tactlose Frage wirklich gestellt hat, ist nicht mehr auszumachen, jedenfalls ist die Wahrhaftigkeit des Berichterstatters keine ehrfurchtgebietende; man weiß ja zur Genüge wie fleißig der Kaiser auch in seinen Denkwürdigkeiten — gelogen hat.

Merkwürdig bleibt, daß Frau von Staël für Talleyrand eine Zuneigung behielt, die selbst seinen Undank überdauerte. Das britische Museum bewahrt einen merkwürdigen Brief, datirt Genf 28. Febr. 1809, in welchem sie den Minister Napoleon's daran erinnert, daß sie es gewesen, die ihn aus dem langweiligen Krämerasyle in Amerika gezogen und in's Directorium befördert habe, daß, wenn er jetzt für die Mutter nichts zu thun vermöge, er doch wenigstens an ihre Kinder denke und die Rückzahlung der zwei Millionen auswirke, die ihr Vater dem französischen Staate geliehen habe. — Diese Millionenfrage spielt in den Briefen und den Memoiren der Frau von Staël eine gewisse Rolle. Sie wurde erst durch Ludwig XVIII. kurz vor ihrem Tode erledigt.

Ueber das Verhältniß zu Benjamin Constant haben Loève Weimars in der „Revue des deux mondes" von 1833, Adolph Strodtmann in No. 208—220 der „Kölner Zeitung" von 1875 und neulich erst die „Rivista internazionale" von Rom mehr als genug mitgetheilt, um die Schwächen der Einen und des Andern gründlich zu enthüllen. Strodtmann's Studie mit der Uebersetzung der im Hardenberg'schen Familienarchive aufgefundenen Briefe steht heute in seinen Aufsätzen und das „Journal des Débats" (20. Januar 1887 u. ffl.) hat das von der „Rivista internazionale" mitgetheilte Tagebuch Constant's bereits verarbeitet. Ueber die Natur dieser Beziehungen braucht es wahrlich keine weiteren Enthüllungen mehr!

Einen unverfänglicheren Charakter besitzen die 1876 in Livorno erschienenen sechsunddreißig Briefe an den Dichter Monti. Sie fallen zwischen die Jahre 1805 und 1816. Mme. de Staël hatte sich bei ihrer Durchreise durch Mailand bei dem Haupte der lombardischen Schule eingeführt und nach ihrer Art für ihn sich sofort begeistert. Schon im zweiten Briefe schreibt sie: „Caro Monti, c'est votre nom que caro, je vous l'ai donné." Die vorletzte dieser theilweise überschwenglichen Episteln trägt das Datum 30. Juni 1815. Hier spricht sie von ihrem Plane nach Griechenland zu reisen, um da die Localfarbe für ein Epos über Richard Löwenherz sich zu holen. Sie werde, so schreibt sie, das Gedicht „sermone pedestri" verfassen, was in ihrem Falle natürlich rhetorische Prosa bedeutet. Offenbar legten sie Byron's Erfolge schlaflos und Michaud's neulich erschienenes Werk über die Kreuzzüge lieferte Thema und Stoff. Ein Glück für sie, daß dieser „Ritt in's alte romantische Land" nicht mehr zn Stande kam. Sie war keine Dichterin, und nicht die Poesie, sondern höchstens die Rhetorik hätte dabei gewonnen.

Nach so vielen Inedita wurde 1881 von berufener Seite eine Monographie über den Salon der Madame Necker geschrieben. Dieselbe enthält die Jugendgeschichte der Frau von Staël bis zum Tode ihrer Mutter (6. Mai 1794). Ein Urenkel der berühmten Frau, der Vicomte d'Haussonville, ist ihr Verfasser. Für ihn allein war die eiserne Thüre der Familienarchive von Coppet endlich einmal aufgegangen und die „Revue critique" äußerte die Hoffnung, Graf d'Haussonville werde uns das ganze Leben der Frau von Staël erzählen, aber seit sieben Jahren ist weder das Buch noch dessen Verheißung durch den so designirten Biographen erschienen; man darf sich dies wohl aus der Schwierigkeit erklären, den Familieninteressen und der lückenlosen Wahrheit zugleich gerecht zu werden. Alles in diesem Leben läßt sich kaum abthun wie jene Londoner Reise von 1792, welche d'Haussonville mit der Note abfertigt (II. 257): „Elle ne paraît avoir quitté Coppet que pour aller faire un court séjour en Angleterre". Fast gleichzeitig erschien bei Murray in London das zweibändige Werk von A. Stevens: Life and Times of Mme. de Staël (1881), seit dem Buche der Maria Norris (1853) der zweite englische Versuch über unseren Gegenstand. Körting's Zeitschrift widmet der Arbeit des breitspurigen Gentlemen eine wohlwollende Besprechung, das Athenäum vom Februar 1881 meint, der Verfasser habe durch einen längeren Aufenthalt in Genf bei alten Herren und Damen werthvolle Ueberlieferungen gesammelt, aber die großen Zeitschriften haben diese nach Form und Inhalt unbedeutende Compilation ignorirt.

In Frankreich scheint man es vorzuziehen den Gegenstand durch fortgesetzte Einzelstudien erst allseitig zu beleuchten. Welschinger und Forneron haben die Plackereien der kaiserlichen Polizei nach den Acten erzählt. Es wirkt heute komisch, wenn man in der Correspondenz des Kaisers entdeckt, daß er sogar am Vorabend der Schlachten von Eylau und von Friedland

Digitized by Google

sich mit dem verhaßten Weibe beschäftigt, die allein stehen bleibt, während Alles vor ihm auf den Knieen liegt. Frau von Staël ist offenbar seine „bête noire“. Er schreibt auf jenem Feldzuge an seinen Polizeiminister: „Cette femme continue son métier d'intrigante. C'est une véritable peste. Je ne veux rien souffrir de cette clique“. — „Cette folle m'a écrit une lettre de six pages qui est un baragouin où j'ai trouvé beaucoup de prétentions et peu de bon sens“. —

Der Ton solcher Stellen erhöht die Glaubwürdigkeit einer Erinnerung des Barons August von Staël, welche sich in der von seiner Schwester verfaßten Notice von 1829 findet. Während der Wiener Reise seiner Mutter (1808) war der siebzehnjährige ältere Sohn August in Coppet zurückgeblieben. Hier erfuhr er, daß der Kaiser nächstens durch Chambéry komme. Um die Begnadigung seiner Mutter auszuwirken, reiste er dorthin und ward auch vorgelassen:

Der Augenblick war günstig, der Kaiser saß beim Dessert im Wirthshaus, eine Situation, in welcher auch hartgesottene Tyrannen weich zu werden pflegen. Es folgte ein längeres Gespräch, dessen Charakter aus folgender Stelle ersichtlich ist. „Wo ist Ihre Mutter?“ herrscht der Kaiser den jungen Manne an. — „In Wien, Sire!“ — So, in Wien! Da ist sie am rechten Ort. Das muß ihr Spaß machen. Da kann sie einmal Deutsch lernen. — Ihre Mutter ist nicht bösartig, sie ist gescheit, sehr gescheit; aber sie hat keine Spur von Subordination.“ — In feurigen Worten brachte nun der junge Mann sein Anliegen vor. — „Was?“ versetzte der Kaiser barsch. „Ihre Mutter wäre noch kein halbes Jahr zurück in Paris, so müßte ich sie schon wieder hinter Schloß und Riegel thun. Sagen Sie Ihrer Frau Mama: So lange ich dort lebe, kommt sie mir nicht mehr nach Paris. Sie würde Dummheiten begehen, Gesellschaften sehen, schlechte Witze machen (elle ferait des plaisanteries). Ihr ist das alles gleich, mir durchaus nicht; denn ich nehme alles ernsthaft. Und warum auch zurück wollen in den Bereich dieser Tyrannei! Sehen Sie, ich nenne das Kind beim Namen! Geh' sie doch nach London, wenn sie Pamphlete schreiben will. Ueberall ist sie mir recht, aber in Paris, da würde sie nur dummes Zeug (des sottises) stiften.“ — Da der junge Mann sich noch nicht für geschlagen hielt und zu einem neuen Anlauf ausholte, sagte der Kaiser:

„Sie sind noch ein blutjunger Mensch; in meinem Alter würden Sie das alles anders betrachten. Immerhin gefällt mir, wenn ein Sohn die Sache seiner Mutter führt. Sie haben sich gut herausgebissen, aber erreicht haben Sie nichts. Eine Gefangenschaft, ja, die ist ein Unglück, die könnte man aufheben; aber ein Exil — niemals! Nur Ihre Mutter kann sich beklagen, wenn man ihr ganz Europa als Spielraum läßt.“ —

Die neueste Publikation zu unserem Thema sind die vier Briefe an Goethe aus den Weimar-Archiven (Goethejahrb. 1887). In dem längsten derselben schildert Frau von Staël ihre ersten Eindrücke von der Berliner Gesellschaft und ihre erste Begegnung mit den Gebrüdern Schlegel. August Wilhelm, sagt sie, verdiene nicht „l'amère réputation“, die man ihm in Weimar gemacht habe.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Staëlschen Correspondenzen. Schon die Notiz der Mme. Necker de Saussure bezweifelt, daß Frau von Staël ein epistolares Talent, wie z. B. eine Frau von Sévigné besaß. Sie habe überhaupt am Briefschreiben keine Freude gehabt, ihren Geist für die Conversation gespart. „Quant aux lettres, elle n'y mettait que l'esprit qu'elle ne pouvait pas s'empêcher d'avoir.“

Ein Brief erschien ihr als Nothbehelf, nicht als ein Erzeugniß der Literatur. Oft schrieb sie mitten im Conversiren und sie hat es wiederholt gestanden: „Seitdem ich offen nach literarischen Ruhm gestrebt, habe ich meinen Briefen keinerlei Sorgfalt mehr gewidmet.“ Man sieht es übrigens den Manuscripten an: Die Schreiberin ist immer pressirt, das Fertigwerden ist ihr die Hauptsache. Ihre Feder rennt im Galopp übers Papier, Interpunction, Accente, die mobilen Endungen u. s. w. sind Hindernisse, über die man hinwegsetzt; und für den Gedanken ist der erste beste Ausdruck gut genug. Das Schlimmste aber ist, daß in der Regel das Jahresdatum, nicht selten auch das Ortsdatum fehlt. Sainte-Beuve bei Anlaß der Jordan-Correspondenz (N. L. XII, 290) bricht einmal in die komischen Worte aus: „Je n'ai jamais vu une aversion du chiffre et du millésime aussi complète que dans les lettres de cette femme. Cela me rapelle un mot d'un de ses amis, le duc de Laval et qu'il prononçait avec une certaine moue: „Les dates, c'est peu élégant!“ Da nun die häufigen Ortswechsel der Schreiberin, besonders zwischen 1793 und 1800, noch nicht bestimmt sind, so wäre eine tabellarische Zusammenstellung derselben kein überflüssiger Schmuck einer neuen Biographie.

Der Ton der Staël'schen Briefe ist meist ein überschwänglicher, zu jener Exaltation neigender, die Frau von Staël weder im Leben, noch in ihren Werken je los geworden ist. Dem neunjährigen Mädchen gab die Mutter einmal auf, den Condolenzbrief über den Tod eines sehr entlegenen Freundes, den Germaine nicht einmal gekannt hatte, abzufassen. Viermal mußte sie ihren Brief redigiren, bis der Ausdruck der Necker'schen Condolenz zu dem von der Mutter gewünschten Juste milieu herabgedrückt war! Und später gestand Frau von Staël selbst, daß sie ein Rausch überkomme, sowie sie die Feder zur Hand nehme. Daher denn auch ihre fast verliebte Zärtlichkeit im brieflichen Verkehr mit Männern. Der Angeredete ist immer der Hahn im Korb; selbst wenn der Brief auf eine bloße Commission hinausläuft, so erhält er sicherlich am Schlusse noch eine Süßigkeit aus ihrer colossalen Bonbonnière.

Die noch ungedruckten Briefe der Frau von Staël sind weit zahlreicher als die bereits gedruckten, ganze Serien fehlen uns, und Vicomte d'Haussonville sagt von den vielen durch die Tochter an ihre Eltern gerichteten Briefen der Coppet-Archive, qu'elles sont à peine classées. So wird eine auch nur annähernd vollständige Sammlung der Staël'schen Briefe noch lange auf sich warten lassen. Ohne diese Vorarbeit und ohne den Zutritt zu den in Coppet liegenden immer noch eifersüchtig gewahrten Schätzen kann leider noch kein abschließendes Leben der Frau von Staël geschrieben werden. Aber auch so wird derjenige, der an eine Verarbeitung des weitläufigen und weitzerstreuten Materials zu gehen wagt, dem Interesse der Mitwelt keinen geringen Dienst erwiesen haben; denn Frau von Staël wird ihren Platz in der Weltliteratur behalten. Mag es auch wahr sein, daß ihre Prosa keine untadelhafte ist und zu sehr an die Nachlässigkeiten einer gesprochenen Improvisation erinnert, mag die etwas hämisch gefaßte Bemerkung Sainte-Beuve's (que sa prose dans les discussions de l'Académie fait rarement un atout (selten einen Trumpf macht) ihren guten Grund haben, — so wird sie eben doch bleiben, und zwar aus einem besseren Grunde als ein Corneille und ein Bossuet: sie wird bleiben als eine scharf und tiefblickende Darstellerin einer Gesellschaftsepoche, in welcher sie selbst eine wahrhaft historische Rolle gespielt hat, vor Allem aber als eine hochsinnige, unerschrockene und consequente Wortführerin der Freiheit in den schlimmsten Tagen der Knechtschaft.

Eine Scharnhorst-Biographie.

Von Bruno Gebhardt.

Bildet die Zeit den Mann oder der Mann die Zeit? Beides, dürfte wohl die richtige Antwort sein. Daß Jeder, selbst der Größte, ein Kind seiner Zeit, ihrer Ideen und Verhältnisse, ihrer Strömungen und Ereignisse sei, ist oft genug ausgesprochen worden; aber der große Mann macht eben Epoche, insofern er durch sein Wirken der Gesammtheit Impulse gibt, unter deren Einfluß sich neue Gestaltungen bilden. So steht jede hervorragende Persönlichkeit wie ein Janusbild an der Pforte zweier Epochen, oft allerdings nur dem tiefer blickenden Auge erkennbar oder auf engerem Gebiete in Wirksamkeit. Deutlicher wird die Scheidung des Alten und Neuen, das Untergehen des Einen, das Erstehen des Andern, wenn ein günstiges Geschick zur selben Zeit, zu gemeinsamer Arbeit eine Reihe großer Geister schafft und zusammenführt. Wo

Digitized by Google

wir im Strome der Geschichte die bleibenden Grenzzeichen aufstellen, immer wird damit zugleich das Andenken an die Männer erneuert und geehrt, die den Fortschritt herbeiführten. Es ist wahr, man liebt es, von einem Zeitalter des Perikles und Alexanders des Großen, Ludwigs XIV. und Friedrich des Großen zu sprechen, und es mag eine derartige Bezeichnung aus praktischen und ideellen Rücksichten nicht unberechtigt sein, aber bei näherem Hinschauen wird man doch wohl immer finden, daß, soweit auch der Größte hervorragt und so mächtig auch seine Initiative wirkte, immerhin neben und unter ihm helfende und ausführende Geister arbeiteten, deren Thätigkeit ein Antheil am Ruhme und der Erinnerung gebührt. Und gerade das ist ein hohes Verdienst der fortschreitenden, geschichtlichen Arbeit, daß sie vielfach an Stelle des blendenden und verblendenden Heroencultus aufweist, wie das Zusammenwirken der Kräfte erst der heroischen Größe die Möglichkeit der Entfaltung, die feste Basis des Erwachsens verleiht; daß sie gerecht die Lorbeeren unter alle vertheilt, die darauf Anspruch haben, statt einem allein auf Kosten aller den vollen Kranz zu reichen. Der Heroencultus ist unanfechtbar, wenn wir die Geschichte weit zurückliegender Vergangenheit durchforschen, denn es mangeln die Quellen, die vielfach zur Legende gewordene Geschichte richtig zu stellen, da naturgemäß in dem Gedächtniß nachlebender Geschlechter eine leuchtende, glanzvolle Persönlichkeit fester haftete und seine Umgebung überschattete; anders ist es denn schon den nun historisch gewordenen Zeiten gegenüber, die aber doch der Kenntniß der jetzt lebenden Menschen näher steht. Wir haben für's erste die Epoche der Freiheitskriege im Auge. Wie sorgsam und behutsam sichtet nicht da unsere Geschichtschreibung die Verdienste jedes einzelnen dieser großen und hohen Männer; wie durchgreifend hat da nicht Kritik und selbst Polemik sich der beginnenden Legendenbildung in den Weg gestellt!*) Das suum cuique der preußischen Könige scheint auch der Wahlspruch der Historiker Preußens zu sein. Schwer genug ist die Sichtung und Scheidung, denn welche Fülle herrlicher Männer hat ein glückverheißendes Geschick damals aus den verschiedenen deutschen Stämmen unter Preußens Fahnen vereinigt. Der Größte der Großen, der unvergeßliche Freiherr von Stein, die Seele jedes Widerstandes gegen Napoleon, der geniale Feuergeist, die Hoffnung der Besten in den traurigsten Zeiten, die nicht zu Schanden wurde. Der jugendmuthige Blücher, die Verkörperung der Kampfeslust, die hellerwacht war; der alte Held, dem die Herzen zuflogen und die Stimmen zujubelten; sein „Kopf", Gneisenau, der Schlachtendenker, dessen leuchtender Geist stets den höchsten Idealen zugewendet war; der ernste York, der, ohne zu den großen Talenten zu gehören, doch in der Entscheidungsstunde, von tiefer Sittlichkeit getragen, das Rechte traf, und, um viele andere nicht zu nennen, Scharnhorst, gleich groß im Rath wie in der That, der Mann mit reichen Gedanken und umfassenden Ideen, mit organisatorischem Talent wie kein zweiter und mit ausgezeichnetem praktischen Scharfblick begabt. Ihm ist ein neues, umfassendes Werk**) gewidmet, dessen Verfasser, Max Lehmann, durch seine Kenntnisse der Zeitgeschichte, durch seine, aus allen seinen Schriften hervorleuchtende Vaterlandsliebe zu Preußen und Deutschland, durch sein immer begründetes, aber deutliches und offenes Urtheil und durch seine maßvolle und klare, des idealen Schwunges nicht entbehrende Schreibweise vorzüglich berufen war, das Bild des kenntnißreichen, patriotischen, wahren und klaren Mannes zu zeichnen. Das Buch ist keine Biographie im gewöhnlichen Sinne, sondern eine geschichtliche Darstellung der Zeit unter dem Gesichtspunkte der Wirksamkeit Scharnhorsts. Daher kommt es, daß wir vom Privatleben des Feldherrn so gut wie nichts — die Jugendjahre abgerechnet — erfahren, daß nur seine öffentliche Thätigkeit geschildert wird, und da diese eine militärische war, überwiegt naturgemäß diese Richtung. Das Werk ist durchaus auf urkundlicher Grundlage aufgebaut und bietet nicht bloß für Scharnhorst, sondern für eine große Zahl der Mitlebenden und Mitstrebenden neue und werthvolle Aufklärungen. Meisterhaft sind die Darlegungen der historischen Entwickelung neuer Theorien und Einrichtungen; durch die Schilderung des alten Zustandes und die Entfaltung des Werdeprocesses tritt das Neue in um so wirksamerer Weise, in um so helleren Lichte hervor. Scharnhorst hat zwei Aufsätze geschrieben, die sich mit der Frage der stehenden Heere beschäftigen und für sie eintreten; um ihnen die richtige geschichtliche Stellung anzuweisen entwickelt sein Biograph den Gang der Controverse. Von England ging die Opposition aus; während Montesquieu maßvoll sich darüber äußert, wenden sich Voltaire, die Encyklopädisten, Rousseau energisch dagegen. Friedrich der Große folgt in dieser Frage nicht seinen französischen Freunden, sondern tritt für die stehenden Heere ein, während die gleichzeitige Publicistik, durch Moser, Pütter, Spittler und Justus Möser vertreten, sie eher abschaffen als behalten möchte. Diesen Schriftstellern widersprach Scharnhorst und nahm zum zweiten Male das Wort in gleichem Sinne, als durch Kant und Fichte angeregt die Frage wieder in Fluß kam. Auch die große Reformthätigkeit Scharnhorst's hebt sich von der Schilderung der früheren Zustände in jeder einzelnen Phase ab, ob es sich nun um die Zusammensetzung des Offizierstandes oder um die militärische Strafgesetzgebung, um die Verwaltung oder das Bildungswesen handelt. Und nun muß man in dem Werk bloß nachlesen, unter welchen wahrhaft tragischen Kämpfen der große Schöpfer des preußischen Heeres seine genialen Ideen — und doch auch nicht ganz — durchsetzte, mit welcher Aufopferung er jeden Schritt, der geschah, erkämpfen mußte und gegen wen? Stein war gefallen. „Kein Zweifel aber," sagt Lehmann in einer von sittlichem und gerechtem Zorn getragenen Darstellung, „daß Stein's Sturz auch von einem Theile seiner Landsleute, den Anhängern der alten fridericianischen Staatsordnung, freudig begrüßt, wenn nicht befördert wurde. Und sollten diese nun, nachdem das Haupt der Reformpartei gefallen war, vor seinem militärischen Freunde Halt machen? Scharnhorst bot fast noch mehr Angriffspunkte als Stein. Die mißvergnügten Generäle a. D., die um die Erträgnisse der Compagniewirthschaft gebrachten activen Offiziere, die Freunde der alten Taktik, denen das zerstreute Gefecht als die Zerstörung jeder Ordnung erschien, die starren Preußen, die nichts wissen wollten von Deutschland, die Junker, die ihre Jungen nicht mehr bequem versorgen konnten, sondern mit der Roture zusammen einem Examen unterwerfen sollten, die langsamen Köpfe, denen die allgemeine Wehrpflicht gleichbedeutend dünkte mit dem Untergange des Soldatenstandes, die Aengstlichen, die den Landsturm für das Signal zum Ausbruche der Revolution ansahen: sie alle hätten den Fall des großen Mannes mit Freuden begrüßt." Es gehörte eine Selbstlosigkeit und ein Opfermuth von bewundernswerther Größe dazu, um gegen diese ewigen Angriffe, die bei dem ängstlich-schwankenden, muthlosen, fremden Einflüssen zugänglichen König leider ein zu offenes Ohr fanden, nicht zu erlahmen, um nicht den Dienst in einem Staate zu verlassen, an den ihn nichts als der eigene Wille, ein hohes Pflichtgefühl und eine gewisse Dankbarkeit knüpfte, und anderwärts, wozu ihm oft genug Gelegenheit ward, seine Talente zu verwenden. Zwar hat er mehr als einmal dem Könige seine Entlassung angeboten, wenn der Sieg seiner Gegner so gewiß schien, daß seine Thätigkeit gänzlich gelähmt wurde, aber er blieb doch immer wieder und kämpfte und arbeitete unverdrossen und unermüdlich. Als er wie Stein „geehrt", auf die Forderung Napoleons den Dienst verlassen mußte, da schrieb er vorher an den König in rührenden Worten: „Mein herannahendes Alter und meine Kinder machen es mir zur Pflicht, ein Asyl irgend anderswo zu suchen. Da ich aber ganz ohne Vermögen, selbst ohne einen Notthaler bin, so bitte ich Ew. Majestät um die Gnade, mir bei meinem Abgange die bisherige Besoldung ein Jahr, in Hinsicht der besonderen Veranlassung meines Abganges zahlen zu lassen. Ich werde alsdann meine häuslichen Angelegenheiten noch in

*) Wir denken dabei in erster Reihe an Max Lehmann's Schriften „Kneseбeck und Schön" und „Stein, Scharnhorst und Schön".

**) Scharnhornst. Von Max Lehmann. Zwei Theile. Leipzig, S. Hirzel.

Digitized by Google

den Schutz Ew. Majestät Staaten ordnen und demnächst dahin gehen, von wo aus Ew. Majestät Hülfe erhalten könnten, wenn Napoleon Sie ganz unterdrücken wollte, und ich werde, wenn dieser Zeitpunkt eintreten sollte, nur für Ew. Majestät und Ihr hohes Regentenhaus leben. Sollte ich aber dort nicht mein Unterkommen finden, sollte mich das Loos von Krankheit und Unvermögen treffen, so muß ich in einem abgelegenen Winkel Ew. Majestät Mildthätigkeit anflehen, der ich mich dann, da sie anderen in meiner Lage widerfährt, von Ew. Majestät Huld und Gnade getröste." Die Entlassung war nur eine scheinbare, und Scharnhorst mühte sich weiter; der Stern Preußens sank indessen immer tiefer, Oesterreich war von Neuem zu Boden geworfen, wieder war die Stunde der Befreiung in's Unabsehbare hinausgerückt. Wie schon oft vorher, traten jetzt erneut an den General die Anerbietungen heran in englische Dienste zu treten. Er that es nicht. „Ich werde," schrieb er an Schön, „meinen Weg, den ich nun einmal betreten habe, noch nicht verlassen, ich werde versuchen, das militärische Gebäude zu vollenden und es in dem Sturm, der ihm jetzt bevorsteht, zu erhalten; die Dankbarkeit, die ich dem Könige schuldig bin, mein Pflichtgefühl fordern diese Aufopferung von mir." Aber so viel er auch unter den widerwärtigsten Kämpfen durchgesetzt hatte, die Krönung des Gebäudes kostete noch unendliche Mühe. „Die Niederreißung der Schranken, welche die Bürgerlichen von dem Offiziercorps ausgeschlossen hatten, die Abschaffung der ausländischen Werbung, die Beseitigung der entehrenden Strafen, die menschliche Behandlung des gemeinen Mannes, die Einführung des zerstreuten Gefechtes: sie hatten insgesammt die Verallgemeinerung der Wehrpflicht zur nothwendigen Voraussetzung." Aber erst als der Sturm losbrach, als die nationale Strömung selbst den zaudernden Herrscher zu Entschlüssen brachte, erschien die Bekanntmachung in Betreff der zu errichtenden Jägerdetachements vom 3. Februar 1813 und das Gesetz über die Aufhebung der bisherigen Exemptionen vom 9. Februar, in denen das Princip der allgemeinen Wehrpflicht zum Durchbruch kam. Für kurze Zeit noch einmal aufgehoben, sicherte das Gesetz vom 3. September 1814 über die Verpflichtung zum Kriegsdienste die große Idee Scharnhorst's für immer in Preußen und führte den Staat zu der mächtigen Entwickelung, zu der stolzen Höhe.

Wir haben das gewaltige, folgenreiche Lebenswerk des Mannes genannt; wie es zu Stande kam, können wir hier nicht darlegen. Reform des Heeres unter dem scheinbar so einfachen, aber damals so neuen Gesichtspunkte, das Heer ist für den Krieg da, bildete ja die Hauptthätigkeit seines Daseins und behauptet deshalb auch den breitesten Raum in seiner Biographie. Aber gänzlich fehlen doch die rein menschlichen Charakterzüge nicht, und was davon ersichtlich ist, zwingt nicht minder zur Bewunderung als es die Größe seiner Begabung und die Energie seines Handelns thun. Scharnhorst hatte ein weiches, Liebe bedürftiges und spendendes Herz. In seiner Jugend sollen neben „Götz" und „Werther" der Wandsbecker Bote des prächtigen Matthias Claudius und Youngs Nachtgedanken seine Lieblingslectüre gebildet haben. Auch an dem im Feuer eines thatenreichen und mühevollen Lebens gestählten Manne nehmen wir noch Charakterzüge wahr, die wie ein Erbtheil aus der Zeit der sentimentalen Werther-Schwärmerei erscheinen. Herzinnig ist das Verhältniß zu seiner Tochter und die Briefe an sie bilden eine werthvolle Quelle zur Erkenntniß seines inneren Seins. In den Tagen nach der unseligen Schlacht bei Eylau schreibt er ihr nach Empfang eines Briefes: „Vergebens habe ich ihn mehrere Male angefangen zu lesen, nie habe ich ihn bis jetzt endigen können; im Innersten meines Herzens bin ich auf diesen Brief stolzer als auf Alles, wodurch ich mich über andere in Hinsicht des Muthes und der Einsicht erhaben finde: noch immer trage ich ihn in der Hand, obgleich ich ihn schon über acht Stunden besitze." Wieviel an dieser empfindsamen Erregung die unglücklichen Ereignisse Antheil haben, muß dahin gestellt bleiben; die Weichheit seines Gemüthes zeigt sich auch bei anderen Gelegenheiten. Herzliche Freundschaft verband ihn mit einer Reihe von Männern, deren Gesinnung, deren Streben das Gleiche war: Blücher und Gneisenau, Grolman und Oppen und seine Schüler Wilhelm Röder und Clausewitz und viele andere. Wie glücklich fühlte er sich im April 1813, als er mit ihnen allen zusammen im Hauptquartier Blücher's weilte, zugleich in der Erinnerung an die Geliebte seines Herzens, Friederike Hensel, mit deren Namen auf den Lippen der Held starb.

Wo er von ihr spricht oder an sie schreibt, da leuchtet das helle Glück aus seinen Worten, und der Alternde fühlt noch einmal „Frühlingshauch und Sommerbrand". Der Treffliche hat nach vielem Leid auch noch reine Freude empfunden in Liebe und Freundschaft. Ihm war es nicht mehr vergönnt das gelobte Land zu sehen; er starb, bevor die Erfolge seine Lebensthätigkeit krönten, aber er starb in ungebeugter Hoffnung, daß der Sieg bei Preußens Fahnen bleiben muß. Nur wenige Tage vor seinem Tode schrieb er an die drei liebsten Menschen, die er auf Erden besaß, an seine Tochter, an Friederike und an Gneisenau eine Art Testament. Rührend ist die Entsagungsfähigkeit des edlen Mannes in dem Brief an die Tochter. Wie er früher einmal ausrief: „Mein Leben gäbe ich für das Commando eines Tages", und doch um der höheren Zwecke willen entsagte, so schrieb er ihr jetzt wiederum: „Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir werth ist, gibt sie mir ohnehin nicht ..... Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Commando Eines Tages". Und an die Geliebte richtet er die letzten Worte: „Du bist das einzige Wesen, das innigen Antheil an meinem Leben nimmt. Meine Söhne, welche jetzt bei der Armee sind, denken an den Krieg und an ihre Freuden, sie sind von mir entwöhnt, wie dies bei allen jungen Männern der Fall ist. Meiner Tochter sind ihre Kinder und ihr Mann lieber, als ich ihr bin; dies ist so in der Welt. Mir bleibt also nichts als ein fremdes Wesen, das ich an mich kette, das sonst Niemand hat, an welchem es besonders hinge: das bist Du! Könnte ich Dich doch nur eine Stunde sehen!"

In einer meisterhaften Parallele hat Max Lehmann eine Vergleichung Fichte's in seinen Reden an die deutsche Nation mit den Ideen und ethischen Grundanschauungen Scharnhorst's durchgeführt. „Wenn Fichte erklärte, daß immer und nothwendig die Begeisterung als die Wirkung des Ewigen siege über die Begeisterungslosigkeit, und daß ein Volk, das fähig sei, die Selbständigkeit fest in's Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, gewißlich über ein solches siege, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zur Unterjochung selbständiger Völker gebraucht werde: so hatte, wie wir wissen, auch Scharnhorst die religiöse Schwärmerei, die Liebe zur Freiheit, den Haß gegen die Unterjocher für die wahren Quellen sittlicher Stärke ausgegeben." Darin trafen der Feldherr und der Philosoph zusammen, daß all' ihr Thun aus tief sittlichen Motiven entsprang. Aus der Neugeburt des sittlichen Bewußtseins, das in die leidgewohnten Herzen des unterdrückten Volkes drang, ging auch die Wiedergeburt des Vaterlandes hervor. Und so steht die geschichtliche Gestalt von Scharnhorst vor uns, wie Ernst Moritz Arndt ihn schildert als „den ernsten und tugendhaften Mann, der tiefer als irgend einer des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgend einer zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat," und wird unvergessen bleiben, so lange der Preuße, der Deutsche seiner großen Männer gedenkt.

Digitized by Google

Feuilleton.

Galeotto in Deutschland.

Novelle von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Eines Tages, als wieder ein Brief von Ernst die alten Wunden aufgerissen hatte, rief Emanuel unwillig: Ist es nicht eine rechte Albernheit, daß man sich so kasteit, nur um den Klatschbasen beiderlei Geschlechts keinen Anlaß zu geben, dem lieben Nächsten etwas anzuhängen? Was kümmern wir uns eigentlich um sie? Eine Verrücktheit ist's! Ich habe nur den einen Bruder, und Ernst hat nur den einen Bruder. Fünfzehn Jahre lang habe ich schon gleich bei meinem Lebensanfang nichts von ihm gehabt, wofür ich zum Glück nicht verantwortlich bin, und nun soll ich auch an meinem Lebensende nichts von ihm haben, nachdem wir uns so gut geworden sind und eigentlich Beide zusammen nur einen Menschen ausmachen? Wie lange lebe ich denn bestenfalls noch? Und was habe ich vom Leben außer der Plackerei um's tägliche Brot und etwas darüber? Meine Frau, meine Kinder, meinen Bruder. Die gehören zusammen. Je lieber sie sich haben, desto besser. Julie wird darum keine schlechtere Frau und Mutter sein, wenn ihr ein Herzensfreund zur Seite steht, der zugleich mir gleichsam angeboren ist. Mögen sie das Gefühl, das ihre Seelen eint, nennen wie sie wollen — mir thut's nicht geringeren Abbruch, wenn sie hunderte von Meilen von einander getrennt leben, als wenn eine Thür sie trennt, falls von Abbruch da überhaupt die Rede sein soll, wogegen ich protestire. Warum soll Ernst den Umgang mit einer Frau entbehren, die ihm wahrlich nicht zum mindesten gerade deshalb lieb und werth wurde, weil sie meine Frau ist, deren geistiges Leben ihn anzieht und deren musikalisches Talent in seiner Mitübung die erfreulichsten Wirkungen zeigt? Warum soll er meinen Kindern ein Fremder bleiben? Sie haben ein Recht auf ihn. Wenn ich ihn auch verheirathen könnte, das thäte ich seinetwegen gern, denn ich weiß nun, was für ein Segen in der Ehe ist; aber das liegt nicht in meiner Hand und in keines Menschen Hand. Wir müssen abwarten, wie es das Schicksal fügen will. Nur soll man mich nicht überreden, daß es bessere Gelegenheit hat, für ihn zu sorgen, wenn er sich draußen umtreibt. Ganz im Gegentheil! Er wird sich dort eigensinnig absperren, hier aber mit voller Empfänglichkeit und Unbefangenheit an sich herantreten lassen, was sich etwa für ihn eignet. Julie selbst wird ihn, ohne daß er's merkt, ein wenig zu leiten vermögen. Und will er denn doch ein Junggeselle bleiben, so werden ihm mindestens die Hauptmühseligkeiten dieses Standes erspart sein. Es wird ihm auch so an Familie nicht fehlen; er braucht sich nicht allein in der Welt zu fühlen und findet leicht tausend Möglichkeiten, sich dem kleinen Kreise, in den er sich stellt, nützlich und angenehm zu machen. Es mag unter Umständen eine Thorheit sein, den Kampf mit der Pflicht herauszufordern; unter anderen Umständen ist es sicher eine viel größere, ihm aus dem Wege gehen zu wollen. Es kommt auf die Menschen an. Wie ich nun einmal geschaffen bin, leide ich unsäglich unter der Vorstellung, daß ich bemüht sein soll, die Beiden, die mir die nächsten sind, mißtrauisch von einander zu halten. Ernst und Julie fürchten nicht das Beisammensein; sie nahmen nur Rücksicht auf mich, weil ich ja doch die Zielscheibe des Witzes der Leute war und wieder werden kann. Aber ich habe einen breiten Rücken und ängstige mich vor einigen Püffen nicht. Schlagt zu!

Nach dieser für seine Gewohnheiten auffallend langen Rede trommelte er noch eine Weile mit den Fingern beider vorgestreckten Hände auf dem Tisch, als ob er jede Entgegnung fortwirbeln wollte. Ich hätte auch ohnedies keinen Widerspruch erhoben, da ich wohl sah, daß es sich nicht um eine augenblickliche Laune handelte, die Sache vielmehr reiflich überlegt war und der Entschluß längst feststand. Julie stand auf, packte ihre Arbeit zusammen, trat hinter Emanuel, legte ihren Arm um seine Schulter, küßte ihn zwei-, dreimal und verließ schweigend das Zimmer. Er trommelte noch kräftiger weiter, bis er plötzlich abbrach, um sich die Thränen aus den Augen zu wischen. Ist's nicht eine rechte Albernheit? sagte er.

Wahrscheinlich noch an demselben Abend schrieb er Ernst einen langen Brief, indem er ihm ausführlichst seine Meinung auseinandersetzte und ihn zur Rückkehr aufforderte. Seine Worte mußten überzeugend gewirkt haben, denn nach kurzer Zeit erschien Ernst wieder in seiner Vaterstadt. Als er mir seinen ersten Besuch abstattete, sagte er mir: Ich fange wieder an, als ein ganzer Mensch zu leben. Dort fühlte ich mich einen Krüppel; ein Theil meines Organismus war außer Function, wie gelähmt — es war ein recht elendes Dasein. Aber nicht wahr? mein Bruder ist ein ungewöhnlicher Mensch.

Ich hatte geglaubt, Ernst würde sich ein Logis miethen; aber das geschah nicht. Er bewohnte wieder die für ihn bestimmten Zimmer im Hause seines Bruders, in denen er, nachdem er die mitgenommenen Bücher und Instrumente eingestellt hatte, sich ganz in der früheren Umgebung sah. Ueberhaupt setzten die Drei ihre Lebensweise genau wie vor der Trennung fort. Emanuel behielt seine geschäftlichen Gewohnheiten bei, die ihn den größten Theil des Tages an das Contor banden, und Ernst verkehrte mit seiner Schwägerin ganz so frei, als dies Beiden früher Bedürfniß gewesen war. Er musicirte und las mit ihr, er begleitete sie auf Spaziergängen, er wurde im Theater, bei musikalischen Aufführungen und in Vorlesungen zu wohlthätigen Zwecken stets an ihrer Seite gesehen. Er erfüllte alle Pflichten eines aufmerksamen Cavaliers mit der größten Unbefangenheit, als könne auch die raffinirteste Klatschsucht kein Arg darin finden. Jeder Fremde, der die Verhältnisse nicht kannte, hätte sie für Mann und Frau halten müssen. Das einzig neue Element brachten die Kinder in ihren Verkehr. Ernst liebte sie wie die seinigen, und sie selbst merkten bald, daß sie an ihm den gütigsten und zärtlichsten Onkel hätten. In seiner Stube spielen zu dürfen, erschien ihnen das dankenswertheste Vergnügen. Als sie heranwuchsen nahm er sich ihrer Erziehung auf das Freundlichste und Nachdrücklichste an. Sie verehrten ihn wie einen zweiten Vater.

Und die öffentliche Meinung? Sie kam natürlich gleich wieder in Harnisch und begann kampfmuthig ihr früheres Treiben. Aber ihre Waffen schienen stumpf geworden zu sein, oder sich gegen unverwundbare Körper zu richten. Man erwartete immer, daß nächstens irgend etwas Skandalöses geschehen würde, wogegen man mit der vollen Wucht der sittlichen Entrüstung anstürmen könne. Aber es erfolgte nichts derart, gar nichts. Jahre vergingen, und das Verhältniß der drei Menschen blieb sich immer ganz gleich. Wer daran Anstoß nehmen wollte, mochte es thun; nur mußte er auch bekennen, daß ihm dazu nicht mehr Grund, als der Allen sichtbare, gegeben war. Und nun ereignete sich mit der Zeit das sehr Sonderbare, daß denn doch in einigen helleren Köpfen der Gedanke aufdämmerte, es könne sich diesmal am Ende wirklich um eine Ausnahme von der Regel handeln und hinter den Coulissen nichts zu suchen sein; es wäre mit anderem Maß, als dem gewöhnlichen, zu messen, die äußere Erscheinung auf Grundursachen zurückzuführen, denen sich die übliche Schablone nicht durchaus anpassen dürfte. Diese Meinung wagte sich anfangs nur schüchtern vor; nach und nach, langsam freilich, wurde sie die herrschende, man wußte sich nun sogar etwas darauf „vorurtheilsfrei zu denken". Selbst die alte Tante schüttelte nicht mehr den Kopf, außer wegen der Last ihrer Jahre, und versöhnte sich mit den Brüdern und Frau Julie wieder vollständig. Als sie wegen Altersschwäche nicht mehr ihre Wirthschaft führen konnte, räumte ihr Emanuel gern ein oberes Stübchen in seinem Hause ein. Da hatte sie nun die beste Gelegenheit, sich zu überführen, daß zwar Alles wahr sei, was die Leute sich von dem sonderbaren Verhältniß erzählten, daß sich ihnen aber mit Fug und Recht nichts Schlimmeres nachsagen ließe, als daß sie den Muth hätten, einander so viel Liebes und Gutes zu erweisen, als ihr Herzensbedürfniß forderte.

Emanuel hatte indessen in mancherlei städtischen Aemtern so viel Gemeinsinn und Tüchtigkeit bewiesen, daß man's allgemein völlig in der Ordnung fand, als er zum Stadtrath gewählt und so in den Magistrat eingeführt wurde. Ernst war längst in Gelehrtenkreisen seiner ausgezeichneten Arbeiten wegen geschätzt. Den wiederholt von auswärtigen Universitäten an ihn ergangenen Ruf lehnte er aber ohne Bedenken ab: er

Digitized by Google

könne und wolle sich „von seiner Familie" nicht trennen. Die Wissenschaft frage auch nichts danach, ob ihr ein Professor oder ein simpler Doctor etwas leiste. Aber sein Ansehen in der Vaterstadt hob sich doch dadurch nicht wenig. Als eine Vacanz eintrat, brachte ihn die Facultät an erster Stelle in Vorschlag, und seine Ernennung als Ordinarius erfolgte dann in kürzester Zeit. Seitdem war er ein gefeierter Lehrer an der Hochschule seiner Vaterstadt, aber auch ein hochgeachtetes Mitglied des Senats, der ihn später zweimal zum Rector wählte. Die Frau Stadtrath endlich übte so lange im Stillen Wohlthätigkeit, bis die Spatzen auf allen Dächern ihren Ruhm zwitscherten und nun allerhand Vereine ihren Vortheil darin sahen, sie in den Vorstand zu ziehen und sich um ihre Unterschrift bei öffentlichen Veranstaltungen zu bemühen. Höchst würdig füllte sie überall neben den Damen vom Militär und Civil ihren Platz aus, und man nahm nicht mehr den geringsten Anstoß daran, daß meist der Professor sie nach der Sitzung begleitete oder von dort abholte. Er blieb immer der galante Liebhaber seiner Schwägerin, aber Niemand zweifelte noch, daß sie trotzdem ihres Mannes brave Frau und ihrer Kinder treue Mutter sei.

So gingen ihnen in gewohntem Gleichmaß viele Jahre hin. Emanuels Sohn wurde Student, seine Tochter die Frau eines geachteten jungen Kaufmannes, den er als Compagnon in sein Geschäft aufnahm. Er war alt und grau geworden, hielt sich aber lange frisch und neigte nur mehr zur Corpulenz. In der Stadt war allgemeines Bedauern, als es eines Tages hieß, er sei vom Schlage getroffen. Er erholte sich wieder, nur daß die linke Hand gelähmt blieb. Leider erneuerte sich der Anfall nach einigen Monaten. Er verschied nach kurzem Krankenlager, achtundsechzig Jahre alt. Die halbe Stadt folgte seinem Sarge.

In seinem Hause wurde die Lücke, die sein Tod gerissen, sehr fühlbar. Man hatte sich so an einander gewöhnt, daß er gar nicht schien fehlen zu können, wenn man sich der Güter des Lebens auch ferner erfreuen wollte. Und er fehlte auch nur die kurze Zeit, in der man das Bedürfniß fühlte, ihn gleichsam mit den Augen zu suchen. Als sie ihn körperlich nicht mehr vermißten, war er immer unter ihnen.

Im Hause blieb deshalb auch Alles beim Alten. Ernst dachte nicht daran auszuziehen, und die Wittwe machte keine Andeutung, daß es ihr jetzt lieber wäre, allein zu sein. Er verdoppelte nur seine Bemühungen, ihr das Leben möglichst angenehm zu gestalten, versuchte sich sogar in die schwierige Vermögensverwaltung hineinzuarbeiten, um ihr auch hier mit Rath und That zur Seite stehen zu können, ein freilich ganz aussichtsloses Unternehmen. Täglich zur bestimmten Stunde sah man sie Arm in Arm auf einem Spaziergange. Sie schienen nicht die mindeste Ahnung davon zu haben, daß man ihr Zusammenwohnen und -leben jetzt aus einem anderen Gesichtspunkte betrachten könne, als bisher. Und doch geschah das. Galeotto versuchte noch einmal seine Künste. Wie war es denn anders denkbar, als daß dieser Mann und diese Frau, die so treu an einander gehangen, so schmerzlich lange auf einander gewartet hatten, sich nicht heiratheten, so bald das Trauerjahr vorüber? Das waren sie sich, das waren sie der Gesellschaft schuldig. Das gönnte man ihnen aufrichtig, das forderte man aber auch. Man wurde sehr ungeduldig, als die Vorbereitungen zur Hochzeit ausblieben und begann, als zarte und derbere Andeutungen nichts fruchteten, nochmals die alte Litanei von Verletzung der guten Sitte und Nichtachtung der öffentlichen Meinung. Ein neuer Sturm, ein noch heftigerer vielleicht, war im Anzuge.

Aber sie standen fest auf sich selbst und ließen sich nicht von dem Wege abdrängen, den sie so lange neben einander her geschritten waren. Ich selbst fragte einmal Ernst, warum er nicht eine Förmlichkeit erfülle, die ihm das Recht gebe, die geliebte Frau fortan ganz sein zu nennen. Aber wozu eine Förmlichkeit, liebster Freund, fragte er sehr verwundert zurück, wenn wir doch auch ohne sie das Wesen haben? Leute in unserm Alter heirathen nicht mehr, wenn sie verständig sind; wir müßten uns und aller Welt ja recht wunderlich vorkommen, als junge Eheleute — und nun gar den Kindern! Aber es ist nicht nur das. Was wir einander sind, konnten wir einander nur werden und sein, indem wir in dem Augenblick der Erkenntniß auch den Wunsch zu besitzen in uns ertödteten. Nicht nur in Schranken halten dürften wir ihn, nicht für Zeit zum Schweigen bringen; auch nicht in dem geheimsten Kämmerchen unserer Herzen durfte er auf die Gelegenheit der Erfüllung lauern. Nicht einmal etwas wie ein Schmerzgefühl über das ewig Verlorene durfte in unsere Seelen nachwirken. So ist mir meines Bruders Weib heilig gewesen, und so ist mir meines Bruders Wittwe heilig. Denn in meiner Vorstellung vermag sich Emanuel nicht von Julie zu trennen. Er ist uns nicht ein Hinderniß gewesen, sondern der nothwendige Dritte im Bunde, und er ist uns nicht gestorben, um so vergessen zu werden. Das mag vielen unbegreiflich scheinen. Die Menschen haben nun einmal gern gewisse Formeln, die für jeden Fall verwendbar sein sollen, und fühlen sich beunruhigt, wenn sie den Dienst versagen. Wir können's nicht ändern. Aber wenn wir auch von Niemand verstanden werden sollten — uns selbst wollen wir nicht kleiner werden. Und so störe unseren Zirkel nicht.

Sie leben noch und leben, wie sie gelebt haben — ein glückliches Paar froher Menschen, die einander in Ewigkeit gewiß sind. Sie haben den großen Galeotto bezwungen, der heute im Theater seinen Triumph gefeiert hat.

Notizen.

Die Frucht mühevoller erfolgreicher Forschungen liegt uns in der Schrift „Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg" vor, welche als viertes Heft der „Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen" (Straßburg, H. Ed. Heitz 1888) erschienen ist. Der Verfasser, Dr. Joh. Froitzheim bezeichnet seine Arbeit als einen urkundlichen Commentar zu Goethe's „Dichtung und Wahrheit", doch beabsichtigt er zugleich „das Interesse an dem sonst wenig gekannten Dichter (Lenz) in weitere Kreise zu tragen." Deshalb hat er einen Abriß dieses traurigen Dichterlebens vorausgesandt, wogegen der zweite Abschnitt „Goethe's Urtheil über Lenz" auf den Punkt führt, um den es sich eigentlich handelt, die seltsame Liebesintrigue, deren Goethe gedenkt. Lenz hatte dieselbe tagebuchartig Goethe berichtet; seine Erzählung lag in Schiller's Papieren unbeachtet, seit Goethe am 1. Februar 1797 sie mit anderen Papieren von Lenz diesem übersandte, der einzelnes für seine „Horen" und den „Musenalmanach" benutzte, aber jenes Tagebuch nicht gebrauchen konnte. Urlichs entdeckte es und eine deutsche Zeitschrift brachte vor zehn Jahren die außerordentlich merkwürdige Erzählung. Aber noch immer konnte man zweifeln, ob etwas Thatsächliches dem Berichte, dessen Schluß fehlt, zu Grunde liege, ob derselbe nicht wesentlich umgestaltet sei; auch blieb der wirkliche Name der als Araminta bezeichneten Dame unbekannt. Dem Spürsinne des keine Mühe scheuenden Verfassers ist es gelungen, den Nachweis zu liefern, daß diese die zweite Tochter des Goldschmieds Jacob Fibich war, Susanne Cleophe, geboren 13. November 1754, ja auch das Eheversprechen, welches der saubere Baron Friedrich Georg von Kleist aus Kerklingen am 27. October 1773 nach damals nicht ungewöhnlicher Weise vor dem Notar unterzeichnete, hat er in den Acten des Notars Lacombe aufgefunden und mitgetheilt und manches andere über die Verhältnisse der Familie und der Cleophe (oder Cleophea) selbst durch Erkundigungen bei den Nachkommen Fibich's festgestellt. Ihr Bildniß geht dem Buche voraus, ihre Handschrift ist facsimilirt nach dem vor vier Jahren in Livland entdeckten Stammbuch von Lenz, in welches sich Cleophe an erster Stelle den 4. December 1774, wohlweislich ohne Namen, als seine „ungenannte, aber wohl bekannte Freundin" eingetragen hatte. Cleophe starb unvermählt wie Friederike Brien, deren Freundin sie war; der Baron hatte sein Wort schmählich gebrochen. Wir erkennen das Verdienst Froitzheim's dankbar an, obgleich uns die Hoffnung, Cleophe werde „nun für alle Zeiten in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes leiden und leben," überspannt scheint. Auch sonst wird man nicht alle Urtheile des eifrigen Entdeckers unterschreiben. Sehr wichtig scheint uns auch der gelegentlich gegebene Nachweis, daß der von H. L. Wagner in der „Kindesmörderin" eingeführte Metzgermeister Humbrecht (Valentin Humbrecht) keine Tochter Eva hatte und kein solches Unglück in seiner Familie erlebte, wie es Wagner zu seinem Drama brauchte. Dies bestätigt Goethe's Behauptung, der ihm befreundete Dichter habe den Gegenstand des Stückes aus seinem „Faust" genommen. Als Ort hatte er seine Vaterstadt Straßburg gewählt und als Verführer sich einen Offizier ausersehen; da die Straßburger Garnison auf die Bürgermädchen einen höchst traurigen Einfluß übte, den Lenz nicht bloß dramatisch verwerthete, er wollte ihn auch durch einen wunderbaren Vorschlag von Soldatenehen wenigstens vermindern.

Heinrich Düntzer.

Lieder der Huldigung von C. G. Häbler. (Leipzig, A. G. Liebeskind). — Es lebt wirklich etwas von Pindar's Schwung in diesen gedankenvollen, dröhnenden freien Rhythmen, womit der Dresdener Poet den Grafen Moltke, den Fürsten Bismarck und den Kaiser feiert. Die Ausstattung des Heftchens mit den graziösen Randleisten ist von der Pracht, an die uns der Verlag längst gewöhnt hat.

Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio. Neueste italienische Lyrik. Uebersetzt von Julius Litten. (Leipzig, Karl Reißner.) —

Digitized by Google

Drei der besten italienischen Dichter unserer Zeit in deutschem Gewande, alles „Veristen", die in ihrer farbenreichen und leicht verständlichen Sprache, der nichts Menschliches fremd ist, von dem Schwulst und Pomp der Romantiker und Idealisten seltsam absticht. So natürliche Töne waren vordem im Gebiete der italienischen Poesie unbekannt. Namentlich der verstorbene Stecchetti, der von Grazie und Witz überschäumte, wird den deutschen Leser anmuthen, denn wir haben da ohne Zweifel einen ausländischen Schüler Heine's vor uns, dessen Buch der Lieder der Bologneser Bibliothekar in der That virtuos übersetzt hat. Gedichte wie Magre virtù che vi scandalezzate, Medio evo, Ci diam' amati u. A. in ihrem keck pointirten graziösen Fluß könnten von unserem Dichter verfaßt sein. Die Uebertragung ist ebenso formgewandt, als feinsinnig und treu.

Von Otto Franz Gensichen sind soeben (im Verlage von Eugen Großer in Berlin) zwei schöne poetische Gaben erschienen. Die erste derselben „Immortellen" ist ein Kranz von Liedern, den der Sohn auf den Gräbern der rasch nacheinander dahingeschiedenen Eltern niederlegt. Ferne bleibe die Kritik von solchen Gaben der Liebe und Wehmuth; nur das fügen wir dieser kurzen Anzeige hinzu, daß wir selten so tief berührt und so hoch erhoben wurden, wie von der Schlichtheit und Wahrheit und Innigkeit dieses Nachrufes. — Der ganze Wohllaut, den Gensichen in seine Verse zu legen weiß, offenbart sich in der zweiten jener Dichtungen, der Novelle in Versen: „Tamina". In ihr predigt der Dichter, dessen Namen einst durch seine wilde „Felicitas" erst in weiteren Kreisen bekannt wurde, jetzt die entsagungsvolle Liebe. Welch weiter Schritt von jener Felicitas zu dieser Tamina! Er bedeutet eine seelische Läuterung des Autors, der „in seines Lebens sonnenhelle Tage" vorgeschritten ist. Und geläutert wie der Inhalt der kleinen Erzählung erscheint, im Vergleich zu jener Jugenddichtung, auch die Form, in die sie sich hüllt. Dieselbe ist voller Anmuth und Schönheit, ohne der dichterischen Kraft und Bewegtheit zu entbehren. o. b.

Bei Hermann Costenoble in Jena, dessen geographischer Verlag eine immer größere Bedeutung gewinnt, hat Pechuel-Loesche, der Gegner Stanley's, unter dem Titel: Kongoland soeben die von ihm angekündigten amtlichen Berichte und Denkschriften über das belgische Kongo-Unternehmen veröffentlicht, aus denen klar hervorgeht, daß dieselben im vergangenen Jahre im amtlichen Blatte des Kongostaates in grober Verstümmelung zu polemischen Zwecken abgedruckt worden waren. Noch interessanter ist der nicht amtliche Theil, der überaus lehrreiche Aufsätze über Unterguinea und Kongostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet enthält und die optimistischen Berichte von Stanley, Wißmann u. A. einer scharfen Kritik unterwirft. Am wenigsten verlockend für den Kaufmann und Pflanzer wird hier das innere Kongoland geschildert, aber auch vom Küstenlande hält Pechuel nicht eben viel. „Wir wissen noch nicht einmal erfahrungsmäßig von den am meisten versprechenden Küstengebieten, welche Handelsgewächse vortheilhaft gezogen werden können; tönende Reden, hoffnungsfreudige Aufsätze und Behauptungen sind keine Ernteerträge ... Die Behauptung von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit Afrikas noch länger zu wiederholen, ist zwecklos, sie soll erst noch bewiesen werden."

Ernste und heitere Erzählungen von Karl von Heigel. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Diese Geschichten haben im süddeutschen Volksgeist Wurzel gefaßt und zeigen darum lebendiges, stimmungsvolles Colorit, markige Kernnaturen von kräftig ausgearbeiteter Plastik. Je mehr diese Figuren vom nährenden Boden des Volksgeistes sich entfernen, künstlich in die Höhe getrieben werden, desto mehr verflüchtigen sie sich zu hohlen typischen Schemen. Saftstrotzend und von prächtigster Wirkung ist die aus gesundem bäurischen Leben geschöpfte Erzählung: „der Hansei streikt". Nächstdem kommen die von körnigem Humor durchwürzten Kleinstadtnovellen: „der Sangesbruder" und „der Diplomat von Rumpolzkirchen". In letzterer zeigen schon die Personen höheren Schlages, Graf Hohenthal und Hedwig, eine bedenkliche innere Leere. Rechte Kinder der Mittelmäßigkeit und der Schablone sind die beiden Gesellschaftsnovellen: „Schweninger" und „Sie speculirt" und namentlich die erstere ist von einer geradezu grinsenden Geistesarmuth der Sprache. Gänzlich mißlungen endlich sind die historisch-pathetischen Erzählungen: „der Freund Tibers" und „Timon von Tarsus", die außer traditioneller Rhetorik eine ganz unerhörte Erscheinung aufweisen: gemüthliches Pathos. Selbst in den Gesellschaftsnovellen, ja sogar in den historisch-pathetischen Erzählungen läßt sich eine Tendenz zu drallem Stil und zu breiter Komik nicht verleugnen, die in den drei anderen Erzählungen glänzend zu ihrem Rechte kommen. j.

Beaunis, Impressions de Campagne (1870—1871). (Paris, Félix Alcan, Berger-Levrault & Cie.) — Der Verfasser ist Arzt und als Führer einer Ambulance in Straßburg während der Belagerung und später in gleicher Eigenschaft beim Loirefeldzug und bei den Kämpfen im Osten betheiligt gewesen. Die Berichte sind in ähnlicher Fassung bereits während des Feldzuges in der „Gazette médicale de Paris" erschienen und tragen daher eine subjective Färbung, welche ihre geschichtliche Bedeutung fast ganz vernichtet. Das Einzige, was man denselben etwa entnehmen könnte, ist die Anschauung von den Schrecknissen, welche ein Krieg mit sich bringt. Am bedeutsamsten sind die Ausführungen des Anhanges, welche wesentlich medicinisches Gepräge tragen und darauf hinauslaufen, daß sie feststellen und statistisch, wie medicinisch und militärisch nachzuweisen suchen: es sei unzweckmäßig, die Verwundetenpflege schon während des Gefechtes eintreten zu lassen. Es sei vielmehr vorzuziehen, dieselbe so lange hinauszuschieben, bis das Terrain gefahrlos begangen werden könne. Diese Ausführungen sind sachlich bemerkenswerth und für Fachkreise wohl einer eingehenden Prüfung werth. w-y.

Emil Zola und seine Werke. Von Jan ten Brink. Autorisirte Uebersetzung von Prof. Georg Rahstede. (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.) — Eine ebenso gerechte, als feinsinnige Würdigung des großen Naturalisten, zu dessen Bewunderern der bekannte Leydener Professor gehört, ohne daß er darum seine vielen Fehler und Unzulänglichkeiten übersieht. Das Beste sind die sorgfältigen und nie langweiligen Inhaltsangaben. Die Kritik kommt dabei oft ein wenig zu kurz.

Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen von Theodor Storm. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Der greise Dichter, welcher soeben unter der Theilnahme von ganz Deutschland seinen siebenzigsten Geburtstag feiert, erfreut uns jährlich noch mit einer schönen Gabe. Von schwerer Krankheit erstanden schickte er in diesem Frühjahre gleichsam als Zeichen seiner Genesung das vorliegende Bändchen seinen Verehrern zu, welches zwei rührende, tief zu Herzen gehende Geschichten enthält. In der ersten begegnen wir einem alten Böttchermeister, der die ganze Liebe und die ganze Freude seines einsamen Alters, einen frischen, braven Jungen, verloren zu haben scheint und unvermuthet wiederfindet. Der alte, einfache Mann ist prächtig geschildert. Die zweite Novelle, „Das Kind des Zuchthäuslers", führt uns in den Kampf hinein, den ein entlassener Sträfling mit der ihn beargwöhnenden Welt zu kämpfen hat. Ein Leben voll Sorge und Sünde, aber auch voll tiefer inniger Leidenschaft und aufrichtiger Reue wird uns enthüllt; der Mann, der es zu ertragen hat, geht zu Grunde, aber sein Kind, um dessentwillen er sich opferte, erblüht als eine Rose aus diesem Schatten heraus, um später im Lichte weiterzuleben.

Presto-Prestissimo. Eine Reise in 288 Stunden. (Teschen, Karl Prochaska.) — So benennt sich ein allerliebstes Büchlein, dem wir die Aufmerksamkeit unserer Leser zuwenden möchten. Es rührt von Frauenhand her, die man jedoch dem Buche schwerlich ansehen würde, wenn es im Verlauf der Darstellung nicht ausdrücklich gesagt wäre und einige Episoden der Fahrt dies gleichfalls zu erkennen gäben. Nicht daß wir die Feder in weiblicher Hand ungern sähen. Selten aber fanden wir dieselbe bei solcher Kürze und Bündigkeit des Ausdruckes, solcher Fülle von Humor, der das eigene Ich bereitwillig zur Zielscheibe seines wenn auch harmlosen Spieles macht, solcher Mäßigung im Urtheil bei aller Treue des Auffassens, solchem schlagfertigen Witz ohne jede Sucht, diesen beständig brauchen zu wollen. Dabei verfügt die Verfasserin über ein geradezu musterhaftes Deutsch, um das sie Mancher und Manche in der deutschen Schriftstellerwelt mit Fug beneiden könnten. Der Ton dieser allerliebsten Leistung erinnert vielleicht ein wenig an den des Wiener Spaziergängers auf seinen sommerlichen Fahrten; aber dieser Anklang ist keine Nachahmung, da nicht nur eine ganz andere Individualität sich darin ausspricht, sondern auch jeder launige Einfall, jeder Scherz durchaus ursprünglich anmuthet. Das Ganze ist von einem liebenswürdigen Frohmuth und einer so unwiderstehlichen Schalkhaftigkeit getragen, daß man an der Darstellung als solcher das unmittelbarste Wohlgefallen hat. Die Fahrt, die der Leser in so angenehmer Gesellschaft zurücklegt, geht von Wien aus bis Zell am See, von da über Innsbruck nach dem „durch so viele Engländer aller Welttheile geheiligten Boden der Schweiz", wo zunächst Ragaz und Pfäffers besucht werden. Das nächste Ziel ist der Rigi mit der gewöhnlichen Sonnenaufgangsenttäuschung, danach ein Besuch des Rhonegletschers, dem ein launig beschriebener Aufenthalt in Luzern voraufgeht. Der zweite Theil der Fahrt gilt den neuen Königsschlössern im westlichen Bayern, nachdem der Landeshauptstadt selbst am Octoberfest eine flüchtige Rundschau gewidmet worden. Die Schilderung von Neu-Schwanstein, Linderhof und Herrenchiemsee gehört bei aller Knappheit der Fassung zu dem Anschaulichsten und Glänzendsten, was bisher über jene Zauberschöpfungen des sonderbaren Kunstschwärmers auf dem bayerischen Thron geschrieben worden. Schon diese Partien allein machen das Büchlein lesenswerth. Einstweilen begnügt man sich gern mit dem hier durchaus lohnenden Genuß des Wiederlesens, an den sich aber doch der Wunsch heftet, mit diesem ansprechenden Talent künftig für längere Dauer verkehren zu dürfen. w. b-n.

Der Eisenwerksbesitzer M. Flürscheim in Gaggenau in Baden ist, ähnlich dem Amerikaner H. George, ein unermüdlicher Vorkämpfer für die Verstaatlichung des ländlichen und städtischen Grundeigenthumes. Die Durchführung dieser nicht neuen Idee ist natürlich weder wünschenswerth, noch möglich. Aus den Flürscheim'schen Pächtern würden z. B. mit derselben Nothwendigkeit freie Eigenthümer werden, mit welcher Lehnsbesitzer und hörige Bauern freie Eigenthümer wurden. Die Schriften des Verfassers enthalten indeß einzelne brauchbare Notizen über Latifundien, das Steigen des großstädtischen Bodenwerthes u. dergl. Aus diesem Grunde seien die neuesten Broschüren des Verfassers hier angeführt. Die Titel lauten: 1) Der einzige Rettungsweg. 2) Deutschland nach hundert Jahren. Ein sociales Märchen (sic). 3) Deutsch Land. (Eine Monatsschrift.) Alle drei Broschüren sind bei J. Schmitt in Bubenheim, Station Harzheim-Zell, in der Rheinpfalz erschienen. k. w.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder vom goldenen Horn

von **Karl Foy.**

16°. brosch. ℳ 3.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 4.—

Anatolische Volkslieder aus der Kaba Dili

von **Leopold Grünfeld.**

16°. brosch. ℳ 2.— Leinwandbd. in türkischem Geschmack ℳ 2.75.

Allerlei Deutsames.

Bilder und Geschichten von **Hans Grasberger.**

23 Bogen. 16°. ℳ 4.—

Der altindische Geist.

In Aufsätzen und Skizzen von **M. Haberlandt.**

22 Bog. 16°. ℳ 4.—

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Aebtissin von Säckingen.

Roman aus der Reformationszeit

von

Hans Blum.

2 Bde. eleg. broch. M. 9.—, eleg. geb. M. 11.—

Der durch die **geschichtliche** Treue, die **fesselnde Schilderung** und die sprachliche Vollendung seiner historischen Erzählungen bekannte Verfasser, bietet in diesem neuesten Roman ein ergreifendes Bild des gewaltigen nationalen Lebens zu Beginn der Reformation in den Jahren 1523 bis 1531. **In Ranke's Geist wird die tiefste und mächtigste Bewegung, die unser Volk ergriff, nicht vom Standpunkt des Glaubenshaders, sondern als das gemeinsame Ringen um die höchsten Ziele des deutschen Volkes, ja der Menschheit, dargestellt.**

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** ist nunmehr **vollständig** erschienen:

Wilh. Langhan's Geschichte der Musik

des 17., 18. und 19. Jahrhunderts

in chronologischem Anschlusse an die Musikgeschichte von **A. W. Ambros.**

Zwei starke Oktavbände. Geheftet ℳ 20 netto. Elegant gebunden ℳ 24 netto.

Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kunsthistorische Studien

von

Dr. Paul Salvisberg.

Heft 1. Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 94 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 2. Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 3/4. Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser,** Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 ℳ. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 ℳ. — **Heine,** Werke, Hamb. 1876, 12 Bde. geb. und: **Grabbe,** Werke, herausg. v. Gottschall, Leipzig 1870, 2 Bde. geb. zusammen 12 ℳ. — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 82, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Louis Blanc,** Histoire de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Scheichl, Dr. Franz, **Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68.** 1 M. 50 Pf.

Wollny, Dr. F., **Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

Wollny, Dr. F., **Ueber Telepathie.** 60 Pf.

Verlag von **J. H. Ed. Hertz (Hertz-Mündel)** in **Strassburg i. Elsass.**

Froitzheim, Joh., Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Strassburg. Ein urkundlicher Kommentar zu Goethe's Dichtung und Wahrheit. 8°. 96 S. ℳ 2.50.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,

Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig.**

Soeben erschienen:

Die Besessenen.

Roman in 3 Bänden

von

F. M. Dostojewski.

Preis eleg. geh. **Mk. 12.**—, in Originalband **Mk. 15.**—.

Dostojewsky schildert mit bewunderungswürdiger Naturwahrheit die ersten Anfänge des Nihilismus. „Die Besessenen" ist ein ebenso merkwürdiges wie interessantes Werk.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, auch direkt zu beziehen von der Verlagshandlung.

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von **à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 11. Februar 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Englands Lage und Zukunft. Von Karl Blind. — Die Einrichtung pädagogischer Professuren. Von J. Witte-Bonn. — **Literatur und Kunst:** Unsere Druckpapiere. Von Gustav van Muyden. — Zwei neue französische Romane. Besprochen von Ludwig Geiger. — Zur deutschen Culturgeschichte. Von Georg Winter. — **Feuilleton:** Der Sensenmann. Von H. Pontopidan. — **Aus der Hauptstadt:** Die Hessner-Ausstellung. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen: „Die berühmte Frau". Lustspiel in drei Acten von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg. Von O. B. — Notizen. — Inserate.

Englands Lage und Zukunft.

Von Karl Blind.

In dem Maße, wie England wieder im eigenen Hause vollkommen Herr wird, gestaltet es sich, für den Fall großer, von Osten her drohender europäischer Gefahren, abermals zu einer wahrlich nicht zu unterschätzenden Macht. Seine unvergleichliche Flotte, seine ungeheure Finanzkraft vermögen Gewaltiges zu leisten. Rußland ist ihm der Erbfeind geworden sowohl Indiens halber, als auch wegen der für die Sicherheit des kürzesten Seeweges nach Indien hin nachtheiligen Bedrohung Konstantinopels. Man denke sich England zu der Stellung Hollands herabgedrückt; mit welcher verdoppelten Macht läge da das halbmongolische Moskowiterreich auf dem Nacken des vielfach gespaltenen Festlandes!

Unter solchen Umständen gehört auffallende Kurzsichtigkeit dazu, unseren englischen Stammverwandten, mit welchen wir im siebzehnten, achtzehnten und in diesem Jahrhundert, zur gemeinsamen Abwehr französischer Weltherrschaftspläne, in Wehr und Waffen zusammenstanden, in der irischen Frage die Niederlage an den Hals zu wünschen. Da spricht man drüben vom „englischen Joch" in Irland! Gerade als ob das Deutsche Reich an seinen Grenzen in Nord, Ost und West nicht auch böse Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Wäre Deutschland nach Südosten und Süden hin noch von dem Umfange vor 1866, dessen dereinstige Wiederherstellung wenigstens uns als nothwendig erscheint, so ließen sich verwickelte Verhältnisse, an denen jetzt Oesterreich allein, zum Nachtheile des deutschen Volksthums, schwer zu tragen hat, auch dort finden.

Wem es nun trotzdem gefällt, als willenloser Parteiklepper dem von den Grundsätzen der Partei abgefallenen bisherigen Führer den Umsprung nachzumachen; wer darauf erpicht ist, die germanische Umgestaltung der Britischen Eilande zuerst von Irland her, dann über Schottland und Wales — wie Gladstone es auch schon vorgeschlagen — rückgängig zu machen; wer die Parlamentsmacht dadurch befördern will, daß er sie in zwei nebenbuhlerische Hälften auseinander spaltet; wer den Freisinn in der Schaffung einer eigenen Staatsburg für das Römlingswesen sucht; wer England lahmlegen will, damit das All-Slaven- oder All-Russenthum um so besser nach Ost- und Mitteleuropa vorrücken könne: der möge den Bestrebungen Gladstone's Glück wünschen, der als Feind Deutschlands, als Feind Oesterreich-Ungarns und als Freund Rußlands sich gezeigt hat.

Die Zeit ist vielleicht nahe, wo Englands Dreizack von Nutzen werden kann. Diese Vorbemerkungen gehören daher recht unmittelbar zur Sache.

Um die irische Frage und die jetzt von den vereinten liberalen und conservativen Unionisten ihr zu Theil werdende Behandlung richtig zu verstehen, muß man stets im Auge behalten, daß es sich bei ihr nicht um „örtliche Selbstverwaltung" in dem in England landläufigen Sinne handelt, sondern um Gründung einer besonderen Nation. Lord John Russell schlug einmal vor, den vier Haupttheilen Irlands — Ulster, Leinster, Munster und Connaught — sozusagen Provinziallandtage zu gewähren. Die Home-Ruler und die Parnelliten wiesen und weisen solche Anerbietungen mit Hohn zurück. Für sie handelt es sich darum, die protestantische, englisch-schottischem Blut entstammte Bevölkerung des Nordostens, welche sich unter den ungünstigsten Umständen durch Fleiß zum besseren Wohlstande heraufgerungen hat, unter das Joch einer wesentlich katholischen Vertretung und Vollzugsgewalt zu zwingen und eine Sondermacht herzustellen, welche dereinst „Englands Bedrängniß zu Irlands Gelegenheit machen" würde.

„Ein irisches Parlament unter der englischen Krone": das ist gleichwohl die Maske, unter welcher dieselben Männer, welche der Losreißung vorarbeiten oder ihr innerlich zustimmen, den meist nicht sehr tief in die Natur der Dinge schauenden John Bull in's Homerulelager hineinzutäuschen suchen. Wir kennen eine Anzahl Ligaführer, desgleichen seit Jahren ihre Presse, zur Genüge, um zu wissen, worauf sie abzielen. Wir kennen auch Gladstonianer, Mitglieder des Unterhauses, welche sich über die wahren Absichten ihrer neuen Bundesgenossen durchaus keinem Irrwahn hingeben, aber schon dermaßen auf der abschüssigen Ebene fortgerutscht sind, daß sie im Privatgespräche, wenn durch Beweisgründe gedrängt, schließlich ebenfalls vor der Lostrennung Irlands nicht zurückschrecken zu wollen erklären.

Wer sich auf's Fechten versteht, wird nicht die Finte für das eigentliche Stoß- oder Hiebziel halten. Glücklicherweise lassen sich die parlamentarischen Finten der Parnelliten um so leichter durchschauen, weil die Führer theils wegen der äußersten Partei in Irland, welche den Kern der Kampfschaar bildet, theils wegen der noch heftigeren Genossen in Amerika, aus deren Geldbeutel die Ligamittel kommen, immer wieder gezwungen sind, ab und zu ihr wahres Ziel durchleuchten zu lassen. Irland so unablässig aufzurühren, daß „eine Regierung dadurch zur Unmöglichkeit wird", um daraufhin die Regierungsgewalt für die Liga selbst zu beanspruchen: das ist wörtlich, was hervorragende Häupter der Parnell'schen Partei als ihr Kriegsspiel erklärt haben.

Digitized by Google

Nichtsdestoweniger ist die Presse in Irland selbst unter einer Toryregierung so frei, wie in England. Sie bedient sich dieser Freiheit mit einer Schranken- und Zügellosigkeit, wie sie diesseits kaum je vorkommt. Tagaus, tagein werden die Mitglieder der Regierung, die reichsfreundlichen Männer der liberalen und conservativen Partei, als Tyrannen und Schurken, als Galgenvögel, denen der Garaus zu machen sei, in Wort und Bild dem leidenschaftlichen Hasse eines an gesinnungsvertraute Beichtväter und bequeme Absolution gewohnten Volkes preisgegeben.

Der Minister Balfour, welcher den irischen Ultramontanen doppelt verhaßt ist, weil er ein in der Grundeigenthumsfrage aufgeklärtes Jung-Torythum vertritt und überdies gar ein des päpstlichen „Index" würdiges Buch („Eine Vertheidigung des philosophischen Zweifels") geschrieben hat, bekömmt es in Parnell's „United Ireland" natürlich am stärksten ab. Er wird einerseits verhöhnt als ein „gypserner Cromwell". Als solcher ist er dargestellt in einem der großen Buntdruckbilder, welche dem Blatte allwöchentlich beigegeben sind und an blutiger Kraßheit gewöhnlich das Unglaubliche leisten. „Cromwell" ist nämlich unter den irischen Freiheitsfreunden das ärgste Schimpfwort, das einem Gegner angeheftet werden kann. Der Name wird auch immer mit der Hölle (Hell) zusammengereimt; denn ohne ein Hinabwünschen des politischen Gegners in die Hölle geht es bei den ligistischen Iren selten ab.

„United Ireland" ist von Herrn Parnell und einigen anderen bekannten Unterhausmitgliedern, den heutigen Bundesgenossen Gladstone's, geeignet. Sie sind für diese Sprache verantwortlich. Redacteur des Blattes ist das Unterhausmitglied William O'Brien, welcher soeben seine zweimonatliche Strafhaft vollendet hat, aus welcher — wie er beim Eintritt behauptete — er „nicht lebendig hervorgehen werde", denn Herr Balfour habe „seine Ermordung geplant!"

Wegen politischer Aeußerungen in Schrift und Rede hat keine gerichtliche Verfolgung in Irland stattgefunden. Das ist ein im Auslande vielleicht kaum beachteter Umstand. Kein Trinkspruch wird bei Festlichkeiten städtischer Behörden in Irland auf das Staatsoberhaupt ausgebracht. Die irische Harfe, ohne Krone, wird allein noch im Wappen gelassen. Bis an die äußerste Grenze gehen die Sonderbündler in ihren Drohungen mit Herstellung einer „unabhängigen Nation", wobei oft genug ein mit Jubel aufgenommenes Wort des Hinweises auf dereinstige fremde Hülfe einfließt. Allem wird von England aus ruhig zugesehen. Man rührt nicht an Freiheiten, deren staatsfeindlicher Gebrauch auf dem Festlande, sei es unter fürstlicher Herrschaft oder in einem Freistaate, als Hoch- und Landesverrath behandelt würde und einer Menge Staatsanwälte auf lange Zeit hinaus vollauf zu thun gäbe.

Lediglich wegen gesetzwidriger Förderung des sogenannten „Feldzugsplanes" in seinen gewaltthätigsten Ausschreitungen und wegen offener Widersetzlichkeit gegen die Behörden sind die neuesten Verurtheilungen erfolgt. Auch in England ist es nicht gestattet, ja, sogar nirgends in der Welt, Sicherheitsmannschaft oder Truppen in der Ausübung ihrer Pflichten bei Aufrechterhaltung des Gesetzes mit kochendem Mehlbrei, siedendem Wasser u. dergl. zu übergießen, mit Eisenstangen zu bekämpfen, die Verordnungen der Behörden den Flammen zu übergeben u. dergl. m.

Die Grundeigenthumszustände im ganzen Vereinigten Königreich bedürfen noch der tiefgreifenden Aenderung; allein Irland gerade ist gegenwärtig, im Vergleich zu den anderen Reichstheilen, am besten gestellt. Seine Kleinpächterschaft vertrinkt allerdings jährlich in Feuerwasser ungefähr dieselbe Summe, welche durch den gesammten Grundzins im Lande dargestellt wird. Die Statistik der Einlagen auf Banken beweist überdies, daß der in Folge des „Feldzugsplanes" zurückgehaltene Grundzins, wenn nicht vertrunken, auf die Banken gebracht wird — wodurch allein die dortige Vermehrung der Capital-Ansammlung, bei angeblich allgemeinen jammervollem Zustande, sich erklärt.

Diese nicht hinweg zu leugnende Thatsache schließt keineswegs einzelne Fälle großer Härte aus. Solche Härte kommt gelegentlich auch im diesseitigen Reichstheile in Stadt und Land vor. Wollte man aber da mit siedendem Mehlbrei, Eisenstangen u. dergl. vorgehen, und zwar nicht bloß bei wirklicher Nothlage, sondern nach einem allgemeinen Plane der Zinsweigerung, und stellten sich Parlamentsmitglieder dabei anfeuernd auf die Seite der Gewaltthätigkeit, indem sie auf dem Schauplatze selbst erschienen: so fielen die Richtersprüche ohne Zweifel noch härter aus, als in Irland. Denn die Richter drüben sind immerhin Iren von Geburt und handhaben das Gesetz wahrlich mit der mildesten Auslegung der Vorschrift.

Nicht wegen politischen Verbrechens sind eine Anzahl irischer Abgeordneten jüngsthin verurtheilt worden, sondern wegen gewaltthätiger Auflehnung gegen Gesetzesbeamten in Sachen der Sicherheit des Eigenthums. In der Behandlung politisch Verurtheilter ist England allerdings noch sehr zurück. Gerade der Umstand aber, daß fast schrankenlose Freiheit in Rede und Schrift vorhanden ist, läßt die öffentliche Meinung ungebührlich gleichgültig gegen diese Zurückgebliebenheit. Manches widert uns in der Behandlung der neuerdings Verurtheilten an. An ihr ist indessen nicht der jeweilige Minister, sondern ist das vorhandene Gesetz schuld; und eine Aenderung desselben haben die Parnellitischen Abgeordneten selbst nie gefordert, so lange es sich nur um die Gefangensetzung der von ihnen aufgehetzten Kleinpächter handelte! Im Uebrigen haben sich die zu ein, zwei oder drei Monaten strenger Haft Verurtheilten als sonderbare Märtyrer gezeigt. Es gibt ein bekanntes Sprichwort, daß, wenn man einem Iren wehthut, er gleich Hunderten schreit. Diejenigen, welche in den wirklichen Freiheitskämpfen des Festlandes in Kerker und Todesgefahr zu gehen hatten, können bei dem kleinlichen Schauspiele nur die Achseln zucken.

Aber um einen Freiheitskampf handelt es sich in Irland nicht, so wenig wie es sich einst in der Vendee, im Schweizer Sonderbund und im Bunde der amerikanischen Südstaaten darum gehandelt hat. Die Agrar-Maske in Irland kann über das dahinter liegende Römlingsgesicht nicht täuschen. Wir haben Ungarns Selbstregierung, Italiens Unabhängigkeit begrüßt; aber darum würden wir doch nicht etwa die deutsche „Pfaffengasse" zu einem besonderen Staate erheben wollen. Alles hat seine Grenzen — namentlich das Zugeständniß von Freiheiten an die geschworenen Feinde der Freiheit und der Geistesbildung.

Die eigentlichen Gladstonianer sind, was die Mehrzahl der Führer betrifft, von Partei- und Aemtersucht zu sehr erfüllt, um nicht unbedingt dem irrgegangenen Leithammel zu folgen. Unter den Neu-„Radicalen", welche mitmachen, gibt es eine große Anzahl, die sich um Gladstone nicht im Mindesten kümmern, ihn sogar unter sich leicht dem Spotte preisgeben und nur deshalb hülfreiche Hand leisten, weil sie Alles in Erschütterung bringen wollen, gleichviel, was daraus erfolgt. Man kann unter dieser Gruppe — und wir sprechen aus guter Erfahrung — allerhand Leute finden, welche Indien, die gesammten Ansiedelungen, Irland, die Canal-Inseln (an Frankreich) preiszugeben bereit wären, Schottland und Wales nahezu unabhängig stellen, also nur noch einen englischen Rumpf übrig lassen möchten. Die communistische und die anarchistische Richtung reicht mehrfach in diese Gruppen hinein. Wer nun in einer solchen allgemeinen Verwirrung oder Auseinanderzerrung den Fortschritt sucht, mit dem halten es vernünftige Menschen eben nicht.

Die reichstreue freisinnige Partei möchte gern, wie diesseits, so jenseits bessere Zustände in örtlicher Selbstverwaltung, das heißt, in Grafschaft (Gau), Stadt und Dorf schaffen. Aber die grimmige Sonderbundswuth, mit welcher die Parnelliten auf Gründung eines eigenen Nationalstaates beharren; der Hohn, mit welchem sie Anerbietungen zurückweisen; die besten und die staatsfeindliche Frechheit, mit welcher sie jede neue Errungenschaft sofort gegen England ausnutzen, zwingt dazu, den bevorstehenden Gesetzentwurf einstweilen auf den diesseitigen Reichstheil zu beschränken. Insofern wird die nächste Parlamentstagung, nachdem seit bald acht Jahren immer nur Irland im Vordergrunde stand, wesentlich eine „englische Session" werden.

Digitized by Google

Um eine anständige und zweckentsprechend rasche Führung der parlamentarischen Geschäfte möglich zu machen, wird es auch nöthig sein, die Geschäftsordnung zu verbessern, damit eine heillos unverschämte irische Quertreiberei nicht abermals ihren Spott mit der Volksvertretung des Reiches treibe. Das bloße Gerücht von einer beabsichtigten Vorlage dieser Art hat Hrn. Parnell sofort veranlaßt, seinen Anhängern Vorsicht zu empfehlen. Auf solch scheinbares Einlenken ist indessen bekanntermaßen kein Verlaß. Man wird daher gut daran thun, Maßregeln ordnungsmäßig festzusetzen, wie sie in allen Parlamenten üblich sind.

Am Nothwendigsten aber erscheint Vielen, deren Freiheitssinn keinem Zweifel unterliegen kann, die Aufhebung der Liga mit Stumpf und Stiel. Sie geberdet sich als die wahre Regierung Irlands, und zwei Regierungen kann es in einem Lande nicht geben. Höchstens kann der Papst anderer Ansicht sein. Bis heute hat sich das Cabinet zu dem genannten Verfahren nicht schlüssig gemacht. So lange das aber nicht geschehen, so lange werden die Parnelliten nicht an wirklichen Ernst glauben und fortfahren, ihren blutigen Hohn über die „gypsernen Cromwelle" Englands auszuschütten.

Die Einrichtung pädagogischer Professuren.

Von J. Witte-Bonn.

Diese Blätter haben sich schon wiederholt das Verdienst erworben, auf die Wichtigkeit von Reformen im höheren Unterrichtswesen hinzuweisen. Ist doch wiederholt in ihnen die jetzt wieder so brennende Frage von den unterschiedenen Vorzügen und den Berechtigungen, welche Gymnasial- und Realbildung gewähren können und sollen, erörtert worden. Ob aber in die bei Gelegenheit solcher und ähnlicher Discussionen im Vordergrunde stehenden Controversen wirkliche Klarheit komme, dies hängt sicherlich nicht zum wenigsten ab von der Erledigung einer Angelegenheit, die hiermit zur Sprache gebracht werden soll. Es scheint nämlich recht sehr zeitgemäß, einmal nachdrücklich das Wort zu ergreifen für die schon wiederholt geforderte und noch immer nicht in wünschenswerther Weise — weil nur in ganz seltenen Fällen — getroffene Einrichtung von pädagogischen Professuren. — Die Sache ist nicht nur von gelehrt-zünftiger Bedeutung, sie berührt keineswegs bloß die Universitäten und akademischen Kreise. Nur wissenschaftlich begründete Erkenntniß des Entwickelungsganges und Systems unseres Bildungswesens und seiner Schularten sowie seiner Behörden kann z. B. ein sachkundiges Urtheil darüber begründen, ob technische Lehranstalten für besondere Fächer, z. B. für Bau-, Forst-, Berg- und Agriculturwesen neben den Polytechniken oder mit diesen vereinigt am besten einzurichten oder ob alle, vielleicht auch nur einzelne derselben, an die Facultäten der Universitäten anzulehnen sind. Die Entscheidung darüber betrifft nicht nur den Studiengang, sondern Fragen baulicher Einrichtung sowie der Trennung oder Concentration gewisser Fächer bezüglich der Vertretung durch einen oder mehrere Lehrer. Begründete, nur wissenschaftlich Unterrichteten mögliche Ansichten über solche Dinge haben somit national-ökonomische und social-politische Bedeutung. Ja die Sache der Errichtung pädagogischer Lehrstühle ist wie überhaupt die gesammte Organisation des öffentlichen Unterrichts- und Bildungswesens eine Angelegenheit von vielfach eminent nationalem und social-politischem Interesse und fordert daher direct zur Behandlung an einem weithin sichtbaren Orte heraus. Den Mitgliedern jeder Stadtverordnetenversammlung einer Gemeinde, die die Aufgabe hat, Schulen zu gründen und deren Vertreter mit Rücksicht auf die unterschiedenen Berechtigungen schwanken, zu der Einrichtung welcher Art von Lehranstalten sie ihre Zustimmung geben wollen, wird dies sehr bald klar werden und unsere Behauptung nicht zu weitgehend erscheinen.

Gerade die letzten zehn Jahre brachten uns, veranlaßt durch die sogen. Ueberbürdung der Gymnasien und höheren Lehranstalten, eine Bewegung, welche diesen Charakter der Bestrebungen auf dem Gebiete des Schul- und Bildungswesens in recht helles Licht setzte. Jedenfalls bekundete dieselbe, daß die Sache der Erziehung und des Unterrichts eine Angelegenheit ist, die nicht nur vom Gesichtspunkte des Schulmeisters und seiner Theorien sich erledigen läßt. Denn nicht nur der Schulmann sondern fast noch eifriger der Mediciner und Jurist betheiligten sich an dieser Bewegung, und einen sehr breiten Raum nahmen in derselben z. B. solche Maßregeln ein, welche durch Rücksichten auf Grundsätze der Gesundheitspflege gefordert und zum Theil auch von berufenster Seite anerkannt worden sind. Und so zäh auch in diesen wie in allen ähnlichen Fällen der Pädagoge von Fach daran festhalten wird, daß über die auch bei ihnen in Betracht kommenden Hauptfragen die Urtheile anderer Leute nur den Werth von berathenden Stimmen haben: so viel ist jedenfalls auch durch die jüngste pädagogische Discussion klar geworden, daß die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts, vollends deren zweckentsprechende öffentliche Organisierung, nur gelöst werden können mittelst eines Reichthums an Wissen und Kenntnissen, welcher Vertrautheit mit den verschiedensten wissenschaftlichen Studienkreisen und den mannigfachsten Verhältnissen des privaten und öffentlichen Lebens, zumal mit solchen politischer und rechtlicher Art, voraussetzt. — Wie unbedingt nothwendig es schon aus diesen Gründen ist, daß die Pädagogik sich stets auf der Höhe einer lebendig fortschreitenden Theorie halte, welche aufmerksam den Fortgang in den beiden Hauptzweigen des wissenschaftlichen Lebens, in Geschichts- und Naturforschung, verfolgt: das trat vor allem auch auf den letzten beiden Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte in den Verhandlungen der neugegründeten Section für „naturwissenschaftlichen Unterricht" hervor. Die Vorträge und Discussionen der letzteren erwiesen sich besonders im vorvorigen Jahre so zeitgemäß und fruchtbar und waren überdies so zahlreich besucht, daß einstimmig beschlossen wurde, für den dauernden Fortbestand derselben im Rahmen dieser Versammlungen Sorge zu tragen. Ja sogar zu den Gegenständen, über welche in den allgemeinen Sitzungen der letzteren verhandelt wurde, gehörte im vorigen Herbst das Thema der Gymnasialreform in realistischer Richtung, für welche Professor Preyer aus Jena freilich in etwas zu turbulenter Art und Weise eintrat. — Obschon es nun noch dazu seit vielen Jahrzehnten Versammlungen „deutscher Philologen und Schulmänner" und auf jeder derselben pädagogische Sectionen giebt, obwohl endlich in regelmäßigen Zwischenräumen, wenigstens in Preußen, Directoren-Conferenzen tagen, erscheint die Pädagogik anderen Wissenschaften gegenüber immer noch sehr stiefmütterlich behandelt. Dies wird sie offenbar so lange bleiben, als ihr auf den Universitäten nur ausnahmsweise eine sichere Stätte gewährt ist und als zumal in Preußen für sie noch keine etatsmäßige Professur existirt.

Sollte es nicht in der That hohe Zeit sein — was auch auf der vorletzten Naturforscher-Versammlung anerkannt wurde, — ernste Schritte zur Beseitigung dieser Lücke im akademischen Lehrplane der philosophischen Facultäten zu thun?

Zur Bejahung dieser Frage führen gar triftige Gründe. Dies dürfte schon dann einleuchten, wenn man sich, wie im Nachfolgenden geschehen soll, auch nur in kürzester Fassung und auf engem Raume nebeneinander eine Anzahl von Punkten übersichtlich zusammenstellt, um derentwillen vor Allem für unseren Staat und vorzugsweise auf solchen Universitäten, deren Bedeutung notorisch weit über den Bereich einer Provinz hinausreicht, die Einführung pädagogischer Professuren geboten erscheint. —

1. Was zunächst geltend zu machen ist, besteht in dem Hinweise auf folgende Thatsache: Pädagogische Vorlesungen werden bisher auf keiner der preußischen Universitäten regelmäßig noch auch gar in der Weise gehalten, daß sie das Gebiet dieser Wissenschaft auch nur in einem gewissen Turnus erschöpfen. Auf der Mehrzahl der nicht-preußischen deutschen Universitäten ist der Sachverhalt wesentlich kein anderer. Meist

Digitized by Google

finden pädagogische Vorlesungen nur gelegentlich statt und zwar in einer Form, die mehr dem persönlichen Interesse des Docenten, welches nach dieser oder jener Richtung hin geht, entspricht, als in der Art, daß dadurch den Bedürfnissen der Zuhörer in genügendem Maaße Rechnung getragen würde. Letzteres geschieht beispielsweise auch da nicht oder vielleicht sogar da am wenigsten, wo in Vorlesungen und Studenten gegenüber der schulpolitische Gesichtspunkt einseitig hervorgekehrt wird, womöglich eine mit Rücksicht auf schwebende Zeitfragen den Vortrag beherrschende Tendenz bildet. Daß der pädagogische Lehrer schon als solcher über diese Fragen völlig orientirt, ja als Forscher sogar historisch über ihre Entstehung gründlichst unterrichtet sei und in selbständigen Schriften oder auch in populären Aufsätzen periodischer oder anderer Zeitschriften mehr als irgend ein anderer den Beruf habe, derartige Gegenstände und controverse Probleme ebenfalls selber zu erörtern, ist ja selbstverständlich. Im *academischen* Hörsaale und vor Studirenden sollten diese pädagogischen Tagesfragen aber zurücktreten, wesentlich nur gestreift oder ihren philosophischen Grundlagen nach berührt, in keinem Falle tendenziös behandelt werden. Die Controverse, ob Simultanschule oder nicht z. B. gehört meines Erachtens nicht vor ein studentisches Publikum, mindestens nicht in dieser directen Form. — Wie wenig gesichert selbst an den größten Universitäten die Gelegenheit ist, pädagogische Vorlesungen, die ihren Gegenstand *eingehend* behandeln, zu hören, wird durch die Thatsache bezeichnet, daß sogar in Berlin höchstens *ein* Mal im Jahre die Pädagogik in *dreistündigen Privatvorlesungen* durch einen *Ordinarius* vertreten ist, nämlich dann, wenn W. Dilthey über dieselbe vorträgt. Es kann daher sehr wohl vorkommen, daß, wie es noch im Winter-Semester 1886/87 der Fall war, die *Geschichte der Pädagogik* im Lehrplane *gar nicht vertreten* ist, oder falls gerade diese der einzige eine pädagogische Privatvorlesung ankündigende Professor gewählt hat, daß Niemand der fünftausend Musensöhne daselbst in einem Semester über das pädagogische System hören kann. Ja, diese im Vergleich mit anderen Hochschulen relativ *günstige* Lage in Berlin beruht nur auf dem guten Willen der für Pädagogik zugleich sich interessirenden Philosophen, durchaus nicht auf irgend welcher amtlichen Verpflichtung. — In *Bonn*, wo seit fast zwei Jahrzehnten Professor *Bona Meyer* mit Eifer pädagogische Studien fördert, ist es doch auch noch erst im Sommersemester 1886 vorgekommen, daß die Pädagogik nur in einer einzigen *öffentlichen* Vorlesung behandelt wurde, da der Verfasser dieses Artikels selber in jenem Semester gerade nicht in der Lage war neben der philosophischen Privatvorlesung noch eine pädagogische zu halten. — In *Göttingen* wurde im gleichen Sommersemester die Pädagogik von Lehrern der *philosophischen* Facultät gar nicht gelehrt; doch ist sie daselbst wohl in Folge statutarischer und aus der hannöverschen Zeit herrührenden Bestimmungen durch einen *theologischen* Professor vertreten. Der Theologe K. *Knoke* wenigstens las in jenem Semester ein pädagogisches Privatcolleg und scheint solches überhaupt in regelmäßigem Turnus zu halten. — In *Königsberg* pflegt ein pädagogisches Colleg nur *ein* Mal im Jahre, gewöhnlich im Wintersemester, gehalten zu werden. Noch in den letzten beiden Sommersemestern von 1886 und 1887 fehlte die Pädagogik im Lehrplane dieser Hochschule gänzlich. In *Halle* trägt keiner der *Professoren* über Pädagogik vor, doch hält der Privatdocent *Uphues* dafür regelmäßig pädagogische Vorlesungen oder kündigt solche wenigstens an. In *Breslau* pflegen *Weber* und *Bäumker* abwechselnd über Pädagogik zu lesen, jedoch ebenfalls ohne amtliche Verpflichtung. In *Marburg* vertritt H. *Cohen*, in *Greifswald* *Schuppe* die Pädagogik, aber auch nur sehr beiläufig, sodaß zuweilen mehrere Semester keine oder bloß eine öffentliche pädagogische Vorlesung gehalten wird. In *Kiel* scheint seit *Thaulow's* Tode die Pädagogik ganz verwaist zu sein. Die letzten drei Semester fand dort jedenfalls keine pädagogische Vorlesung statt. — So kläglich stellt sich die Fürsorge für Pädagogik schon der Anzahl der Vorlesungen nach dar, noch kümmerlicher würde sich deren Lage ausnehmen, wenn wir auf Inhalt und Methode derselben eingehen wollten. Instar omnium erwähne ich ein eigenes Erlebniß. Vor ein paar Jahren erzählte mir ein Ordinarius einer anderen Confession, die schon wegen ihrer Jugend noch keine literarischen Früchte von speciell pädagogischem Werthe erzeugt hat, er habe lange Jahre hindurch gelegentlich auch Pädagogik gelehrt, seit seinem Ausscheiden aus einer gewissen einflußreichen Stellung fände er keine Zuhörer mehr für diese Disciplin. Seine Hefte leisteten nunmehr aber schon seit Jahren einem von Haus aus ganz unpädagogischen Collegen, ehemaligen Schüler und Glaubensgenossen, die besten Dienste für academische Vorlesungen. — Bei einem von *Amts* wegen zu pädagogischen Vorlesungen verpflichteten Lehrer dürfte in unserer Zeit so etwas wohl unmöglich sein. Wenn auf solche Art seitens der philosophisch *Lehrenden* die Pädagogik noch heut behandelt werden kann, so ist es nicht zu verwundern, daß die Studirenden gar geringes Interesse für dieses Fach bezeigen; ja, eben dies ist das Schlimmste an der ganzen gegenwärtigen Lage der Pädagogik, daß ihre so unbedeutende Stellung im Lehrplan unbedingt auf die Würdigung, die sie bei den Studirenden findet, so nachtheilig zurückwirken *muß*! — —

2. An zweiter Stelle hebe ich ein mit der gegenwärtigen Lage verbundenes Mißverhältniß zwischen der Vorbereitung für den Elementar- und der für den höheren Unterricht hervor. Sogar für die Ausbildung der Elementarlehrer hält man nämlich einen ordentlichen Lehrcursus in der Pädagogik für wichtig, ja für unentbehrlich, und doch thut man dies letztere im Grunde für Lehrer höherer Anstalten nicht, so lange nicht an den für deren Vorbildung bestimmten Hochschulen, so lange also nicht an den Universitäten, für *etatsmäßig gesicherte pädagogische Professuren* oder doch Lehrvorträge in diesem Gebiete gesorgt ist! Offenbar liegt in diesem Umstande ein Widerspruch vor zwischen unseren Bestimmungen und Einrichtungen für die Vorbildung zum höheren Lehramte einer- und denen zum Elementarlehrerfache andererseits. Solcher Widerspruch besteht innerhalb der für die erstere getroffenen Maaßregeln schon darin, daß man gleichwohl im examen pro facultate docendi eine Summe pädagogischen Wissens, an sich gewiß mit größestem Rechte fordert. Auch die neue „Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen" vom 5. Februar 1887 verlangt in dieser Hinsicht eher mehr als weniger im Vergleich mit dem früheren Reglement von 1866, wie ein Blick auf die Bestimmungen in §. 7 und 26 der ersteren darthut im Vergleich mit denen in §. 10 und 28 der letzteren. Man kann alle die Gründe billigen, wegen deren ein so bewährter Pädagoge und Schulmann, wie der jetzige Curator von Halle, der frühere Provinzial-Schulrath *Schrader*, in seiner bekannten „Erziehungs- und Unterrichtslehre", 2. Aufl. Berlin, b. Hempel 1873, der Ansicht ist, daß besondere Veranstaltungen für die praktische pädagogische Ausbildung der künftigen Lehrer um so wirkungsloser sein würden, je ferner dem Studirenden die Unterrichtspraxis mit ihrer lebendigen Erfahrung zunächst steht und stehen soll. Ich sage, die Gründe für diese Behauptung und vornehmlich den in ihr sich bekundenden Idealismus, welchem Schrader auf S. 215 in den Worten Ausdruck verleiht: „es ist deutsche Art, daß der Jünger des Lehramts zuerst und möglichst ausschließlich mit der Idealität der Wissenschaft erfüllt werde, bevor er an eine praktische Verwerthung derselben denke", kann man anerkennen, ja man wird ihn loben und preisen; gleichwohl braucht man die aus ihr gefolgerte und vorher angeführte Behauptung selber — mindestens, falls sie so uneingeschränkt bleibt, — *nicht* zuzugeben. Nur daß die Veranstaltungen für die praktische Ausbildung hinter der theoretischen Schulung zurücktreten sollen, folgt aus *Schrader's* Begründung, aber nicht mehr als dies; durchaus zu weit geht derselbe, wenn er *jede* „besondere Veranstaltung" für solche praktische Ausbildung verwirft. Oder soll sich etwa nur der Philologe und nicht etwa auch der Mediciner mit dem Idealismus der Wissenschaft erfüllen? Steht nicht auch diesem die ärztliche Praxis mit ihrer lebendigen Erfahrung fern, und doch sucht man ihn gelegentlich methodisch in dieselbe einzuführen, ohne jedoch darum die Praxis selber und die

Digitized by Google

Berechtigung zu ihrer Ausübung dem studirenden Mediciner zu gestatten? Weshalb also praktische pädagogische Uebungen gänzlich mit Schrader verurtheilen? Immerhin verlangt auch Schrader, daß der künftige Schulamtscandidat als Student Vorlesungen über systematische Pädagogik sowie über deren Geschichte höre. Völlig ausreichend ist dies aber nicht. Ja, der künftige Gymnasiallehrer hätte sicherlich große Vortheile davon, wenn er auf der Universität auch Anleitung erhielte zu schulmäßiger Behandlung der für die Lehre der Jugend geeigneten und in den Kreis der Schule fallenden wissenschaftlichen Objecte. Unsere philologischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Seminare sollten neben ihrer Einführung in die forschende Wissenschaft diese Anleitung zur Lehre als eine ebenbürtige, für den Staat jedenfalls gleich wichtige Aufgabe nicht versäumen. Ein Theoretiker der Pädagogik, der Gelegenheit hätte von dieser Thätigkeit seiner Collegen Kenntniß zu nehmen, auch selber irgendwie Praktiker sein müßte und von den Studirenden angefertigte Berichte über solche schulmäßige Anleitung zur Anknüpfung benutzte für die Erläuterung der Anwendung seiner psychologisch-pädagogischen Hauptlehren auf besondere Lehrgebiete, könnte in speciell-pädagogischen Seminar-Uebungen gewiß Treffliches leisten. Freilich nur in einem siebenten oder achten Semester, und auch nur solchen, die in Fachseminaren bereits gearbeitet haben, sollte der Besuch derartiger pädagogischen Uebungen gestattet werden. — Welchen großen Nutzen speciell eine Anleitung zu schulmäßiger Interpretation von Schriftstellern gewähren kann, habe ich bei den Philologen Köchly und Kayser, besonders bei Letzterem, als Heidelberger Student seiner Zeit selber erfahren, und so manche Vorwürfe nicht nur durch Freunde und Gönner, sondern am meisten durch mich selber in meinem Leben mich auch getroffen haben: der des Mangels an Idealismus ist mir bisher stets erspart geblieben.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Unsere Druckpapiere.

Von Gustav van Muyden.

Es war vor einigen Jahren, da erhob ein Ungenannter in der Presse einen Klage- und Warnungsruf über die Beschaffenheit des nach neuerem Verfahren bereiteten Papiers. Er wies nach, daß selbst diejenigen Urkunden, die dazu bestimmt sind, dem Zahn der Zeit zu trotzen, als wichtige Akten, Verträge, Standesamt-Urkunden und dergl. auf einen so elenden Stoff geschrieben seien, daß man den Zeitpunkt angeben könne, wo von denselben auch nicht die leiseste Spur vorhanden sein werde, und er forderte die Behörden auf, hierin Wandel zu schaffen.

Sonderbarerweise verhallte der Mahnruf nicht ungehört. Die Behörden wurden stutzig, man führte eine Schaar Chemiker ins Treffen, vertraute ihnen Bogen von dem vorhandenen Aktenpapier an und forderte sie auf, daran ihre Künste zu versuchen. Das Ergebniß ihrer Arbeiten war nicht gerade hoffnungserweckend und gab der Warnungsstimme im Großen und Ganzen Recht. Man beschloß hierauf höheren Orts, wenigstens die Urkunden der Zukunft vor dem sicheren Untergang zu retten, und verfügte, zunächst für Preußen, die Errichtung einer Papierprüfungs-Anstalt, welche Anfang 1885 in Charlottenburg ihre segensreiche Thätigkeit eröffnete.

Bald darauf — im Juli 1886 — erließ das preußische Handelsministerium Bestimmungen, nach welchen die mit Papierausschreibungen betrauten Beamten sich künftig richten sollten, und stellte, auf Grund der Untersuchung der genannten Anstalten, vier Papierstoffklassen auf, indem es zugleich die Klassen angab, denen die Unterlagen für die verschiedenen behördlichen Schriftstücke künftig zu entsprechen hätten.

Die erste Klasse enthält die Papiere, die nur aus Hadern bestehen und beim Verbrennen höchstens zwei Procent Asche geben. Dieses auserlesene, kostbare Papier ist nur für besonders wichtige und auf lange Aufbewahrungsdauer berechnete Urkunden bestimmt. Gewöhnliche Urkunden, Standesamts-Register, Geschäftsbücher müssen schon mit einer geringeren Sorte vorlieb nehmen, der Klasse II nämlich, bei welchen der Zusatz von Strohstoff und Cellulose gestattet, dafür aber Holzschliff ausgeschlossen ist. Höchster Aschengehalt 5 Procent. Unglimpflicher wird mit dem gewöhnlichen Kanzlei- und Briefpapier verfahren. Jedoch ist bei der III. Klasse der Holzschliff noch ausgeschlossen, und es darf der Gehalt an Asche 15 Procent nicht übersteigen. In die vierte Klasse endlich sind die Papiersorten eingereiht, bei denen alles erlaubt ist und die in der Regel nicht einmal zum Einschlagen von Wurst und Käse taugen, weil sie gleich brechen, wenn man sie zerknittert.

Damit waren, wenigstens im amtlichen Verkehr, erträgliche Zustände angebahnt. Zugleich wurde eine Gebühr festgesetzt, gegen deren Entrichtung es auch Privatleuten möglich gemacht ist, die von ihnen bezogenen Papiere der amtlichen Prüfung zu unterziehen, und sich vor Betrug und Fälschungen zu schützen.

Hat nun das Publikum und haben insbesondere diejenigen Verlagshandlungen von der Einrichtung der amtlichen Papierprüfung Gebrauch gemacht, deren Werke Anspruch auf einen dauernden Werth erheben dürfen? Leider ist es nur in vereinzelten Fällen geschehen. Dies ergiebt sich aus einer soeben erschienenen Schrift von A. Martens, dem Vorsteher der mechanisch-technischen Versuchsanstalt: „Ueber Druckpapiere der Gegenwart", der wir Einiges entnehmen wollen.

Zuvörderst aber einige Worte über die Zusätze, welche unserem Papiere den Charakter der verhältnißmäßigen Beständigkeit benommen, und die leider, wie wir unten sehen werden, ganz unentbehrlich geworden sind.

Der böseste Feind der Unsterblichkeit unserer Schriftsteller ist, wie aus obiger Mittheilung hervorgeht, der Holzschliff, d. h. Holzblöcke, welche durch Schleifen auf Mühlsteinen in einen Brei verwandelt und nach erfolgtem Trocknen in Gestalt von Platten an die Papiermühlen abgesetzt werden. Bei Weitem nicht so schlimm ist die Holzcellulose, deren Bestandtheile zwar dieselben sind, bei welcher aber die Holztheile entfernt sind, welche ein schnelles Verderben des Papiers herbeiführen. Endlich werden zur Ergänzung der leider viel zu geringen Hadernvorräthe Stroh, sowie Alfa- und Espartogras verwendet, welche Stoffe zwar nur geringwerthiges Papier liefern, jedoch in Bezug auf Haltbarkeit der Cellulose etwa gleich zu achten sind.

Auch kommt es, wie oben ersichtlich, bei der Prüfung des Papiers sehr auf dessen Aschengehalt an, das heißt, auf dessen Gehalt an anorganischen, mineralischen Bestandtheilen. Diese Bestandtheile rühren meist daher, daß die Fabrikanten ihren Papieren billige mineralische Stoffe beimischen, um deren Körper und vielleicht auch deren Gewicht zu erhöhen. Daß diese Beimischung schädlich ist, beweist schon deren Verfehmung durch den Handelsminister.

Um sich über unsere Papierzustände eine Meinung zu bilden, verschaffte sich die erwähnte Versuchsanstalt einzelne Nummern oder Ausschnitte aus etwa hundert älteren und neueren Zeitschriften des In- und Auslandes und unterwarf diese Proben ihrer bewährten chemischen Prüfung auf den Gehalt an Holzschliff und derartige minder schädliche Surrogate, worauf sie schließlich diese Proben verbrannte, um deren Aschengehalt bestimmen zu können. Das Ergebniß der mühsamen und langwierigen Arbeit war die in der erwähnten Schrift veröffentlichte Tabelle, deren Angaben nicht gerade tröstlich sind. Wir wollen, um den Neid der übrigen Zeitschriften nicht zu erregen, die Namen der Hauptsünder auf diesem Gebiete ebensowenig anführen, wie die Titel der Blätter, welche aus der großen Wäsche verhältnißmäßig weiß hervorgingen, und überlassen es den Freunden der Chronique scandaleuse, durch Beschaffung des Schriftchens ihre Neugierde zu befrie-

Digitized by Google

digen. Wir begnügen uns vielmehr mit einigen Angaben über des Gesammtergebniß der Untersuchung:

Zur ersten Klasse (Papiere, welche nur aus Lumpen hergestellt sind) gehören demnach, von 97 untersuchten Zeitschriftenpapieren, nur zwei, oder vielmehr nur eins, da die eine Probe aus den älteren Jahrgängen eines Blattes entnommen ist, welche sich inzwischen zu den Surrogaten bekehrt hat. Mit den Beispielen aus der zweiten Klasse, d. h. den Papieren ohne Holzschliff, ist es nicht besser bestellt, denn es gehören ebenfalls nur zwei Zeitschriften in diese Klasse. Die dritte Klasse zählt 31 Zeitschriften, von denen aber sieben noch aus Stoffen bestehen, die „eine längere Ausdauer wenigstens mit einiger Sicherheit gewährleisten". Zur Gruppe IV endlich gehören 62 Papiersorten! Die Schriftsteller, deren Arbeiten auf solche Papiere niedergelegt sind, müssen somit darauf gefaßt sein, daß ihre Werke schon innerhalb eines Menschenalters dem Verderben anheimfallen. Ja, gewisse Blätter, welche sicherlich Anspruch auf dauernden Werth erheben dürften, lassen 20 bis 60 Proc. Holzschliff für ihre Papiere zu. Ueber diesen Stoff aber fällt Martens folgendes Urtheil:

„Der Holzschliff, welcher an sich schon ein sprödes und wenig festes Papier liefert, vermehrt in kurzer Zeit seine Sprödigkeit erheblich, und wird brüchig; er vergilbt schnell unter dem Einfluß des Lichtes und der Wärme. Man darf sogar behaupten, daß der Holzschliff auch die übrigen im Papier enthaltenen Faserarten in Mitleidenschaft ziehe, denn es ist klar, daß die inkrustirende Masse des Holzschliffes, der Erreger der Zerstörung, ebenso sehr auf die benachbarten reinen Cellulosefasern einwirken wird, als auf die eigene Cellulosenmasse des Holzschliffes. Der Holzschliff muß deswegen als ein schädlicher Bestandtheil eines Druckpapieres gelten, wenn die daraus hergestellte Druckschrift einem häufigen starken Gebrauch ausgesetzt oder auf lange Zeit hinaus aufbewahrt werden soll."

Zum Schluß hält der Verfasser der „Druckpapiere der Gegenwart" den Verlegern und Vereinen eine Reihe Veröffentlichungen aus dem vorigen Jahrhundert als Spiegel vor, deren Papier aus reinem Leinen besteht, und fordert die Schuldigen dringend auf, zu ihren Druckwerken „ein gutes ausdauerndes Papier zu verwenden und die minderwerthigen Stoffe nur für solche Schriften zu nehmen, welche Tageszwecken dienen".

So berechtigt diese Aufforderung an sich ist, so möchten wir doch manche Einwendungen gegen deren Form erheben. Wir sehen von der pessimistischen Ansicht ab, nach welcher es ein wahrer Segen wäre, wenn der ungeheure Wust von Druckschriften, welchen unser papiernes Zeitalter tagtäglich erzeugt, baldmöglichst vom Schauplatz spurlos verschwindet. Man darf aber bei der Beurtheilung der Frage folgende Gesichtspunkte nicht außer Acht lassen:

Zunächst ist es, zumal in größeren Geschäften, rein unmöglich, jeden Bogen Papier, und auch nur jeden Ballen auf dessen Gehalt an Surrogaten zu untersuchen. Der Verleger ist in dieser Hinsicht meist genöthigt, die Angaben der Papierlieferanten auf Treu und Glauben hinzunehmen. Und selbst wenn er es vermöchte, so würde ihn die Rücksicht auf die Concurrenz, die leidige Gewohnheit des Lesepublikums, stets zum Wohlfeilsten zu greifen, zwingen, in den meisten Fällen dem Grundsatze „billig und schlecht" zu huldigen.

Nehmen wir aber an, die Mehrzahl der Verleger von Werken, Zeitschriften, wie von größeren Zeitungen einigten sich dahin, nur Hadernpapier zu bedrucken, so würde die Ausführung dieses Beschlusses einfach an dem Umstande scheitern, daß der jährlich erzeugte Vorrath an Hadern den Bedarf vielleicht nicht einmal auf vierzehn Tage deckt. Insofern ist es ungerecht, dem Verlagsbuchhandel der Gegenwart die Bücher und Zeitschriften der guten alten Zeit vorzuhalten. Der Papierbedarf des 18. Jahrhunderts verhielt sich zu dem jetzigen vielleicht wie eins zu hundert. Auch verwendeten unsere Altvordern aus einem sehr guten Grunde nur Hadern: die Surrogate waren damals unbekannt. Sie sind ein Erzeugniß unserer Zeit, und zwar ein Erzeugniß der Noth, nicht des eigenen Triebes. Man schränke die literarische Production auf ein Zehntel ein, und es werden Papierfabrikanten und Verleger mit dem größten Vergnügen Holz, Stroh, Alfa u. dgl. ausschließen, die ihnen nur Mühe und Verdruß verursachen.

Welchen Geisteserzeugnissen soll nun die Ehre widerfahren, daß sie auf surrogatfreien Papier prangen? Diese Frage dürfte schwer zu beantworten sein und die Auswahl dem Verleger manches Kopfzerbrechen verursachen. Martens spricht in allgemeinen Ausdrücken von wissenschaftlichen Werken, die einen dauernden Werth haben und daher unseren Nachkommen unversehrt überliefert werden müssen. Diese Eintheilung der Literatur in wissenschaftliche Werke, die unbedingt zu erhalten sind, und in solche Werke, wie Romane, Gedichte, Besprechungen von Tagesfragen, Zeitungen ꝛc., welche ohne Schaden dem Verderben geweiht werden dürfen, möchten wir uns nicht ohne Weiteres zu eigen machen. Bei dem Vorwärtsstürmen besonders der Naturwissenschaften, der Technik, der Medicin, welches unsere Zeit kennzeichnet, kommt es sehr häufig vor, daß wissenschaftliche Werke und Abhandlungen nach sehr kurzer Zeit nur noch einen geschichtlichen Werth beanspruchen. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, vor zehn Jahren erschienene Bücher über elektrische Beleuchtung heutzutage der Makulatur gleichzuachten. Wer wollte andererseits leugnen, daß viele neuzeitliche Sittenromane und Lustspiele für den künftigen Culturhistoriker eine wahre Fundgrube sein werden? Wer wollte bestreiten, daß Reihen von Tagesblättern dem Geschichtsforscher wie auch dem Sittenschilderer dereinst höchst schätzenswerthe Aufschlüsse liefern werden? Wer stellt endlich in Abrede, daß es jammerschade wäre, wenn man in hundert Jahren in den Bibliotheken vergeblich nach den Meisterwerken der zeitgenössischen Dichtkunst suchen würde?

Die von Martens vorgeschlagene, mehr mechanische Eintheilung in Dauerschriften und Makulaturschriften ist daher kaum durchzuführen. Wir können nicht wissen, welche Werke der Jetztzeit unsere Nachkommen schmerzlich vermissen werden. Andererseits ist es, wie gesagt, unmöglich, zum Drucke der vielleicht 30,000 Bände und Tausende von Zeitungen, mit denen die Welt jahraus jahrein beglückt wird, ausschließlich nahezu surrogatfreies Papier zu verwenden, und es wäre auch eine beispiellose Verschwendung, da mindestens 99 Procent dieser Preßerzeugnisse doch in kurzer Zeit den Weg alles Fleisches wandern. Es genügt vielmehr vollkommen, wenn von jeder Erscheinung der Literatur, das Wort im weitesten Sinne genommen, einige Exemplare dadurch vor dem wahrscheinlichen Untergange gerettet werden, daß man sie auf Hadernpapier druckt.

Dies zu erreichen ist verhältnißmäßig leicht. Man bestimme einfach, daß zu den Pflichtexemplaren der Werke, welche den Landesbibliotheken geliefert werden müssen, nur Papier aus der Klasse I verwendet werden dürfen. Dadurch würde man die Verleger zur Veranstaltung einer kleinen Auflage auf gutem Papier zwingen, für welche sie an nicht privilegirte Bibliotheken, Bücherliebhaber, Gelehrte, die auf ihre Büchersammlungen etwas geben, zu etwas erhöhten Preisen bereitwillige Abnehmer fänden. Die nicht erhebliche Mühewaltung für die Veranstaltung solcher Ausgaben, deren es übrigens bereits viele gibt, würde sich sehr bald reichlich verlohnen.

Zwei neue französische Romane.

Besprochen von Ludwig Geiger.

Unter den neueren französischen Romanschriftstellern ist Paul Bourget der philosophischste und Guy de Maupassant der dichterischste. Beide unterscheiden sich durch ihre Begabung durch die Wahl ihrer Stoffe und durch die Behandlungsweise derselben. Maupassant ist in erster Linie Erzähler, Bourget Grübler. Beide scheuen sich nicht, die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft aufzudecken; aber während Maupassant den Schleier mit Behagen hebt, über Obscönes zu lächeln scheint, oder den Zeitgenossen das Spiegelbild ihrer Zustände ironisch

Digitized by Google

vorhält, schüttelt Bourget verzweifelnd das Haupt, und seine finsteren Züge umspielt kein Lächeln.

Diese beiden grundverschiedenen Schriftsteller begegnen sich nun einigermaßen in ihren jüngst erschienenen Romanen. Dieses Zusammentreffen ist schon an und für sich interessant genug, aber die Romane selbst sind so charakteristisch, daß man ihnen eine Würdigung zu Theil werden lassen kann.

Bourget führt uns in seinem Roman in das echte Pariser Leben der oberen Zehntausend ein. Schon durch den Titel seines Romans*) deutet er an, daß er von unwahrem Treiben uns unterrichten wolle. Ein junger Schriftsteller, René Vincy, der bisher in kleinbürgerlichem Kreise gelebt hat, verzärtelt von seiner Schwester, in einem heimlichen unschuldigen Verhältniß mit einem einfachen anmuthigen Mädchen, wird nach dem glänzenden Erfolge seines ersten Dramas durch einen seiner Collegen, der nicht wenig zu diesem Erfolge mitgewirkt hat, Herrn Claude Larcher, in die große Gesellschaft eingeführt. Dieser Larcher ist ein Skeptiker, der den Genuß verlacht und ihn doch beständig wieder aufsucht, ein Weiberverächter, der trotz seiner Theorien die Frauen nicht entbehren kann, in den Banden einer Schauspielerin schmachtet, die ihn aufs Unwürdigste täuscht, und mit raffinirter Schlauheit behandelt, von der er sich zehnmal lossagt, sie mißhandelt, verwünscht, der öffentlichen Verachtung preisgibt, zu der er trotz aller Vorsätze jedoch und trotz aller Maßnahmen stets auf's Neue zurückkehrt. Obwohl ihm das Beispiel dieses Freundes Warnung genug sein könnte und obwohl er aus der lieblichen Idylle, die ihn umspielt, Festigkeit erringen könnte, um gegen alle Gefahren gewappnet zu sein, verliebt sich Vincy gleich in der ersten Gesellschaft, die er besucht, in eine schöne Frau, Mad. de Moraines. Er sieht in ihr das Ideal seiner dichterischen Träume: ihr madonnenhaftes Antlitz, ihr kluges Gespräch fesseln ihn, ihre berechnete Zurückhaltung, ihre schlaue Reizung entflammen ihn vollständig. Er hält sie für ein reines tugendhaftes Wesen und ahnt nicht, daß sie eine feile Courtisane ist. Ihren Mann liebt sie nicht, obwohl er alle Eigenschaften besitzt, um ein Weib glücklich zu machen; sie ist ihm schon oft treulos gewesen aus reiner Lust an der Sünde; nun lebt sie schon seit Jahren in einem intimen Verhältnisse mit einem Hausfreund, den sie wöchentlich besucht und von dem sie die kostbarsten Geschenke empfängt, von dem ihr Mann allerlei kleine Vortheile zieht. Aber der junge glühende Dichter mit seinem Kinderherzen und seiner vollen gesellschaftlichen Unerfahrenheit hat es ihr angethan; sie ergibt sich ihm, um auch das Glück in dem Schriftstellerstübchen kennen zu lernen und weiß ihn geschickt von ihren Kreisen fernzuhalten, um das Leben fortführen zu können, an das sie sich nun einmal gewöhnt hat und von dem sie auch nicht lassen will, da ja die neue Leidenschaft nur zu ihren Sinnen, nicht aber zu ihrem Herzen spricht. Trotz ihrer Vorsicht kommt Vincy zur Erkenntniß. Durch Zufall erblickt er sie mit ihrem Galan, durch ein Gespräch mit der Schauspielerin erfährt er das stadtbekannte Gerücht, durch Einschlagen der Wege, die sein Freund ihm verräth, spürt er seiner Freundin nach und entdeckt ihre heimlichen Zusammenkünfte. Von Zorn und Verzweiflung ergriffen, schleudert er der Treulosen die Anklage in's Gesicht, er flieht sie, muß aber zu seinem Entsetzen bemerken, wie seine Leidenschaft trotz Flucht und Entsagung ihn nicht verläßt. Da sucht er sie noch einmal auf, um ihr den Vorschlag zu machen, mit ihm zu entfliehen. Aber er begegnet nur einer höflichen Abweisung und dem Gegenvorschlag, doch ruhig das Leben zu Vieren fortzusetzen, bei dem Jeder sein Theilchen Genuß zugemessen erhält. Der Ehemann bleibt blind wie zuvor, der Galan, trotzdem er Alles merkt, ist zufrieden, weil er die Unwiderstehlichkeit seiner Geschenke kennt, nur der Schriftsteller vermag die Heuchelei und die Zerstörung seiner Ideale nicht zu ertragen, er versucht einen Selbstmord, verfehlt jedoch sein Ziel. Er wird dem Leben wiedergegeben und voraussichtlich sich bald wieder nach derjenigen sehnen, die ihn erst leben gelehrt hat.

Bourget hat mehr als in der vorstehenden Analyse anzudeuten war, von den modernen und modernsten Naturalisten angenommen. Er ahmt ihnen hauptsächlich in zwei Punkten nach: einmal in der Detailschilderung von Pariser Straßen, Höfen, Localitäten; zweitens in der Ausmalung intimster Liebessituationen.

Während Bourget sich dergestalt, nicht immer zu seinem Vortheil, Anleihen bei den Naturalisten erlaubt, ist er in seiner eigentlichen Manier, der psychologischen Vertiefung, einem der begabtesten aus dieser Classe, Maupassant, zum Vorbilde geworden. Des Letzteren Stärke liegt eigentlich in der Novelle und Skizze. Er ist ein Meister im lebendigen Vortrage eines schnell sich entwickelnden Vorganges: er versteht es, humoristisch, rührend, spannend zu erzählen. In seinen größeren Romanen dagegen hatte er bisher wohl höchst unterhaltende, oft über Gebühr deutliche Einzelbeschreibungen gegeben, aber immer mehr ein Gemisch vieler einzelner Scenen als ein einheitliches Ganze.

Ein wesentlich anderes Gepräge zeigt sein neuer Roman.*) Der Inhalt desselben ist kurz erzählt. Das Ehepaar Roland hat sich nach Havre zurückgezogen, wo der Mann, der sich als Juwelier in Paris mäßige Renten erworben, sich dem Angelsport ergibt, die Frau in beschaulicher Muße lebt. Zwei Söhne theilen ihren Aufenthalt, der leidenschaftliche, geistreiche Pierre, der nach mannigfachen verfehlten Versuchen Arzt geworden ist, der schöne, sanfte, aber etwas beschränkte Jean, der sich als Advokat niederzulassen gedenkt. Letzterem fällt eine bedeutende Erbschaft eines Herrn Maréchal zu, die er unbedenklich annimmt. Dieses Zufallen des Erbes betrachtet der Bruder zuerst mit Neid, durch Zuflüsterungen Unbetheiligter kommt er auf den Verdacht, daß diese Bevorzugung bestimmte Ursachen haben müsse, durch Grübeleien, geschickte, der Mutter gestellte Fragen, scharfe Beobachtungen, Vergleich der Gesichtszüge seines Bruders mit denen des Erblassers erlangt er die Gewißheit, daß dieser ein Sohn Maréchals ist. Diese Erkenntniß, verschärft durch den Neid und durch die Eifersucht auf eine junge Wittwe, deren Zuneigung der Bruder erworben, übt auf Pierre eine entsetzliche Wirkung aus, dergestalt, daß er durch Worte, Blicke, Launen seine Umgebung, besonders seine Mutter kränkt und peinigt, und daß er sich selbst in heftigem Schmerze darüber verzehrt, daß er seine bisher angebetete Mutter als Verworfene betrachten muß. Endlich kann er sein Geheimniß nicht mehr zurückhalten: er schleudert es seinem Bruder in's Gesicht, während die Mutter im Nebenzimmer das Bekenntniß anhört. Mit dem jüngeren Sohn allein gelassen, gesteht die Mutter ihre That, aber ohne Reue, ja mit dem beglückten Ausruf, daß dies Verhältniß mit Maréchal ihre einzige Lebensfreude gewesen sei, und mit dem Verlangen, der Sohn müsse in Gemeinschaft mit ihr das Andenken an seinen wirklichen Vater in Ehren halten, wenn er wolle, daß sie am Leben bleibe. Jean verzeiht der Mutter, behält das Erbe des angeblichen Hausfreundes, heirathet die junge Wittwe, ohne ihr seine uneheliche Geburt zu verrathen, und erwirkt, um das Glück der Familie vollständig zu machen, die Entfernung des lästigen Bruders, der, zum Schiffsarzt ernannt, eine mehrjährige Seereise antritt.

Das Gemeinsame der beiden Romane springt in die Augen. Hauptsächlich zwei Umstände begründen diese Verwandtschaft und geben beiden Romanen eine typische Bedeutung für die augenblicklich in Frankreich herrschende Geschmacksrichtung und -Verirrung.

Der Eine ist die Unsittlichkeit der Voraussetzung und Auffassung. Nicht die Vorgänge, die geschildert werden, sind unsittlich, sondern die Anschauung, die der Erzählung zu Grunde liegt. Es ist die von dem Recht der Frau auf Ehebruch. Dieses Recht gründet sich nicht etwa auf ein gleichartiges Vergehen des Mannes (wie in Dumas' „Francillon"), noch auf unleidliche Charaktereigenschaften desselben, sondern einfach und allein auf die Lust der Frau, in dem einen Falle auf ihre Sinnenlust, im anderen auf eine Art ungestilltes Sehnen, auf

*) Paul Bourget: Mensonges. Paris, A. Lemerre.

*) Guy de Maupassant, Pierre et Jean. (Paris, P. Ollendorf.) Die für einen französischen Roman ungewöhnlich lange Vorrede ist dazu bestimmt, die Ansichten des Verfassers über den Roman näher zu beleuchten.

Digitized by Google

ein Verlangen nach wahrer Herzensbefriedigung. Der betrogene Ehemann bei Maupassant ist ein Tropf, ein älterer, unbehilflicher, beschränkter Philister, der aber in seiner Thätigkeit durchaus wacker, in seiner Liebe zu Weib und Kindern, in seiner Gesinnung unantastbar ist, der Gatte bei Bourget ist sogar ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes. Beide Frauen haben keine Ahnung, daß ihre That vor dem Sittengesetz ebenso schlecht erscheint, wie vor dem bürgerlichen Gesetz. Beide Dichter halten es nicht nur nicht für ihre Pflicht, die Schuldigen zu strafen, sondern sie erklären ihre That mindestens für entschuldbar, fast für lobwürdig.

Das Zweite, worin Beide zusammentreffen, ist das Ungenügende der Lösung. Im Roman erwarten wir, ebenso wie im Drama, einen vollkommenen Abschluß. Ein ganzes Leben soll uns vorgeführt werden mit seinen Wechselfällen, aber zugleich auch mit seiner endgültigen Entwickelung. Es handelt sich nicht etwa darum, daß eine der bequemsten Lösungen, Heirath oder Tod, uns dargeboten werden, sondern nur darum, daß diejenigen Verwickelungen, welche das Wesen des Romanes ausmachen, nicht wieder in gleicher oder ähnlicher Weise sich wiederholen. Gegen diese Forderung, die für den realistischen Roman so gut gilt, wie für den idealistischen, verstoßen beide Autoren: sie erzählen uns nichts Ganzes, sondern Episoden, sie entlassen uns nicht mit dem Gefühl der Befriedigung, welches jeder Abschluß hervorruft, sondern mit der bangen Frage, was dann? Wie Larcher trotz seiner wahren Trauer über das Unglück seines Freundes sich des Versprechens erinnert, mit seiner unwürdigen Geliebten zu diniren, so wird, des sind wir sicher, Vincy nach seiner Heilung zu seiner Freundin zurückkehren, obwohl er sie als eine Verworfene erkannt hat. Nach der Beendigung seiner Seereise wird Pierre das väterliche Haus wieder betreten und seine Selbstqual und die Peinigung der Mutter fortsetzen. Und so bleibt es dem Leser überlassen, den Schluß hinzuzufügen, welchen die Dichter zu erfinden für unnöthig gehalten haben. Aber damit verkennen sie ihre Aufgabe. Will der realistische Roman das Leben wirklich abspiegeln wie es ist, so mag er uns wohl in die Räthsel des Lebens einführen, aber er darf uns ihre Lösung nicht vorenthalten.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Von Georg Winter.

Die Entwickelung der Cultur der Menschheit ist ein langsam und allmählich fortschreitender Proceß: nicht sprungweise und unvermittelt vollzieht sie sich, sondern in allmählichem Aufbau des Werdenden aus dem Gewordenen, bei welchem stets und in jedem Augenblick das Erstere von dem Letzteren bedingt und hervorgebracht wird. Auch die großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten, welche diesen continuirlichen Zusammenhang zu durchbrechen, die Menschheit mit Einem großen, gewaltsamen Sprunge von dem Boden der Vergangenheit losgerissen zu haben scheinen, stellen sich der eindringenden weltgeschichtlichen Betrachtung doch nur als die großen Marksteine dar, an welchen die Entwickelung eine neue, aber doch mit dem Vorhergehenden immer wieder im Zusammenhang stehende Richtung genommen hat. Es gibt in diesem großen und gewaltigen Entwickelungsgange, den wir die Geschichte der Menschheit nennen, nichts Unvermitteltes, allein aus sich selbst Hervorgegangenes und zu Begreifendes, auch die größten Gestalten der Weltgeschichte sind Producte des Vorhergegangenen: ihr großartiges Verdienst um die Entwickelungsgeschichte der Menschheit liegt vor Allem darin, daß sie die innersten Triebfedern des Zeitgeistes zu erfassen und demselben eine neue, aber doch wieder an das Vorhergegangene anknüpfende Richtung zu geben verstanden.

Am meisten scheinen einer solchen Betrachtungsweise der Entwickelungsgeschichte der Menschheit jene großen, scheinbar plötzlich auftretenden Umwälzungen zu widersprechen, welche wir je nach dem individuellen Standpunkte des Betrachtenden als Reformationen oder als Revolutionen zu bezeichnen pflegen. Es scheint so, als wenn in solchen großen Epochen der continuirliche Faden jäh durchrissen und ein absolut Neues gebildet worden wäre. In der That ist die geschichtliche Betrachtung, namentlich gegenüber den beiden größten Ereignissen dieser Art in der neueren Geschichte, der Reformation des 16. und der französischen Revolution des 18. Jahrhunderts, vielfach zu dieser Anschauung gelangt. Geblendet von dem Ueberraschenden und Neuen, welches diese Bewegungen gegenüber der vorhergehenden Zeit darzustellen schienen, übersah man vielfach, daß auch dieses Ueberraschende und Neue nur auf gerade der gegebenen Grundlage möglich war und daher mit allen Wurzeln in dem Alten haftete. Der gewaltige und tiefeingreifende Einfluß und Erfolg der Reformideen Luthers wird nur verständlich, wenn man sich ein klares Bild der Zustände, aus denen dieselben hervorgegangen sind, verschafft. Die neue Richtung, welche die Entwickelung durch Luther nahm, ist aus der alten mit einer Art innerer Nothwendigkeit hervorgegangen: Luther ist das großartige Werkzeug, dessen die Entwickelung bedurfte, um aus den verkehrten Bahnen, in die sie gerathen war, wieder in die richtige Bahn einer fortschreitenden Bewegung einzulenken. Die Reformation ist weder etwas von dem Vorangegangenen absolut Unabhängiges, schlechthin Neues, noch eine Revolution, wie sie von gegnerischer Seite mit Vorliebe genannt wird, sondern eine Reaction, ein Wiedereinlenken in die Bahnen, welche der Geist des Christenthums und der christlichen Kirche zu seinem eigenen Schaden verlassen hatte. Es liegt auf der Hand, daß Luthers Verdienst um die geschichtliche Entwickelung damit keineswegs geschmälert wird: sein weltgeschichtlicher Beruf liegt eben darin, daß er auf dem Grunde eisenfester, wissenschaftlich begründeter Ueberzeugung aussprach, was Tausende seiner Zeitgenossen dachten und empfanden, daß er den Versuch wagte, die geschichtliche Entwickelung nicht etwa zu negiren — gerade auf der geschichtlichen Begründung beruht die Stärke seiner Lehre — sondern in naturgemäße Bahnen zurückzuleiten. Ganz ähnlich aber liegt die Sache bei der Geschichte der französischen Revolution, in welcher wir nur die naturnothwendige Reaction gegen die gänzlich ungesunde Entwickelung, welche das französische Staatsleben in den Jahrhunderten vorher genommen hatte, zu erkennen haben. Diesen inneren Zusammenhang zwischen dem Vergangenen und dem neu Gewordenen in tiefgründlicher und umfassender Weise klargelegt zu haben, ist das große wissenschaftliche Verdienst, welches sich Ranke für die Geschichte der Reformation, Sybel für die der Revolution erworben haben. Bei beiden erscheinen die Ereignisse nicht unvermittelt und unverständlich, sondern als Ergebnisse der vorangegangenen Entwickelung, als Weiterbildungen des Bestehenden, nur in veränderter Richtung. Diese beiden umfassenden und für Jahrzehnte für die weitere Forschung Richtung gebenden Werke haben die Grundlinien der geschichtlichen Auffassung so fest und sicher gezogen, daß es schien, als könne, was auch die Forschung im Einzelnen an Ergänzungen und weiteren Einzelheiten zu Tage fördere, an dem hier gewonnenen Gesammtbilde Erhebliches nicht mehr geändert werden.

Da trat in jüngster Zeit gegenüber der Ranke'schen Auffassung der Reformation Luthers von katholisch-ultramontaner Seite eine mit scheinbar umfassendster Belesenheit und Gelehrsamkeit in's Werk gesetzte literarische Reaction ein, über die wir dem Leser dieser Zeitschrift schon mehrfach berichtet haben: Johannes Janssen trat mit seiner Geschichte des Deutschen Volkes hervor. Der Mehrzahl unserer Leser wird nicht unbekannt sein, ein wie ungemein großes Aufsehen dieses Werk gemacht, wie es die protestantische Geschichtschreibung zu lebhafter und erfolgreicher Polemik angeregt, bei den Katholiken aber einen Enthusiasmus erweckt hat, der seinen vornehmsten Ausdruck in der Aeußerung des ultramontanen Parteiführers gefunden hat, daß Janssens Werk das bei weitem wichtigste Buch sei, welches im neunzehnten Jahrhundert geschrieben worden sei. Worauf beruht nun dieser tiefgreifende Gegensatz

Digitized by Google

in erster Linie? Nicht darauf, daß Janssen nun etwa den von Ranke nachgewiesenen tiefen Zusammenhang der Reformation mit der vorhergegangenen Epoche geleugnet hätte: im Gegentheil, den continuirlichen geschichtlichen Zusammenhang erkennt er durchaus an, ja er will in Luthers ganzer Lehre in offenbarem Widerspruch mit den geschichtlichen Thatsachen so gut wie nichts Neues und Originales, sondern im Wesentlichen nur eine Wiederholung früherer „Ketzereien" erblicken. In dem allgemeinen „Abfall" von der alleinseligmachenden Kirche, den Luther bewirkte, sieht auch er nicht etwas völlig Unerwartetes, Unvermitteltes, sondern nur eine Veränderung in der Richtung der geschichtlichen Entwickelung. Aber in der Werthschätzung dieser Abweichung, in der Frage über die Berechtigung derselben offenbart sich der Gegensatz seiner Anschauung zu der Ranke's in voller Schroffheit. Und zwar resultirt dieser Gegensatz ebenso sehr wie aus der Auffassung über Werth und Berechtigung der Reformation selbst aus der Anschauung über das Wesen der voraufgegangenen Entwickelung. Die Darstellung des endenden Mittelalters in Deutschland ist bei Janssen recht eigentlich die Grundlage der Auffassung der Reformation. Während man bisher nach Ranke's Vorgang in der kirchlichen Entwickelung der letzten Jahrhunderte des Mittelalters eine verhängnißvolle Abweichung von dem der ursprünglichen Kirche innewohnenden Geiste, in der Reformation in Folge dessen eine Rückkehr zu den ursprünglichen, berechtigten Bahnen zu erblicken pflegte, betrachtet Janssen, der hierin weit über das, was selbst katholische Schriftsteller vom 15. Jahrhundert gesagt und geschrieben haben, hinausgeht, gerade das 15. Jahrhundert als das geschichtliche Ideal, von dem die „Revolution" Luthers in frevelhafter Weise das deutsche Volk abgebracht habe. Mag die geschichtliche Forschung, je mehr Quellen ihr zugänglich werden, um so klarere Beweise für die absolute sittliche Verderbtheit des deutschen Klerus im 15. Jahrhundert beibringen, mag Janssen selbst sich an einzelnen Stellen dem Gewicht dieser Quellenbeweise nicht ganz verschließen können: im Großen und Ganzen bleibt es sein feststehendes Axiom, daß die Zustände, wie sie sich im weltlichen und kirchlichen, im politischen und socialen Leben im 15. Jahrhundert gestaltet hatten, ganz vortreffliche gewesen seien, deren wirklich vorhandene Uebelstände von der alleinseligmachenden Kirche selbst weit besser hätten geheilt werden können, als durch die verwegene „Revolution" des Wittenberger Mönches. Das deutsche Kaiserthum in den Händen des gutkatholischen Habsburg, die Eine, ungetheilte Kirche, die die in ihr vorhandenen Schwächen mit weiser Berechnung selbst heilt: das ist das geschichtliche Ideal Janssen's.

Wir können hier nicht darauf eingehen, die Art und Weise, wie Janssen eine solche Auffassung quellenmäßig zu begründen versucht hat — mit exact-wissenschaftlicher Methode hat sein Verfahren sicher nichts gemein —, darzulegen. Nur bei der Wirkung, die das Erscheinen dieses Werkes auf die protestantische Geschichtschreibung gehabt hat, wollen wir noch einen Augenblick verweilen. Und da ist nun zuerst die Thatsache festzustellen, daß das Werk, so grundverkehrt in seiner Auffassung, so gefährlich in seiner scheinbaren, mit Ostentation zur Schau getragenen Objectivität es sein mag, doch eben in Folge dieser Eigenschaften neben seiner verderblichen Wirkung auch eine sehr heilsame gehabt hat, nämlich die, die objective Geschichtschreibung zu einer wirksamen Vertheidigung ihrer durch Jahrzehnte lange Studien gewonnenen Resultate nachhaltig anzuregen. Eine ganze Fülle theils rein polemischer, theils auf neuen Quellenstudien beruhender Arbeiten von zum Theil hohem wissenschaftlichen Werth ist direct oder indirect durch den Angriff Janssen's hervorgerufen worden. Und zwar ist diese nachhaltige Anregung nicht etwa bloß dem Studium der Reformationsgeschichte selbst zu Gute gekommen, sondern sie hat auch bewirkt, daß sich die Forschung mit größerem Eifer als früher den letzten Jahrhunderten des deutschen Mittelalters zugewandt hat, deren Darstellung für Janssen in vieler Hinsicht die Grundlage für seine Auffassung der Reformation gewesen ist.

Und da wird man doch bekennen müssen, daß Janssen's Darstellung dieser Zeit, so sehr sie im Princip verfehlt, im Einzelnen verzeichnet und entstellt ist, doch durch das, was sie trotz alledem Berechtigtes enthält, auch in mancher Beziehung eine Abwandlung der allgemeinen Grundanschauung, die sich allerdings in Einzelforschungen schon längst vor Janssen angebahnt hatte, hervorgebracht hat. Nach vielen anderen Seiten hat dann freilich diese erneute Beschäftigung mit dem endenden Mittelalter um so wuchtigere neue Waffen zur Bekämpfung der Janssen'schen Auffassung der Reformation zu Tage gefördert.

Bis vor noch nicht allzu langer Zeit war nicht bloß in den Kreisen der Laien, die sich mit geschichtlichen Fragen beschäftigen, sondern auch in den Kreisen der Fachgenossen die Ansicht so gut wie alleinherrschend, daß das spätere Mittelalter, etwa vom Untergang der Hohenstaufenzeit an, nichts weiter sei, als eine Zeit allgemeinsten Verfalles, rapiden Rückganges des kirchlichen, politischen und culturellen Lebens, mit einem Worte eine Zeit der Finsterniß und Barbarei. Geblendet von der Herrlichkeit der alten Kaiserzeit, nach der unser Volk in den Jahrhunderten der Zerrissenheit so sehnsüchtig zurückschaute, war man nur zu geneigt, nach dem Verschwinden ihres strahlenden Glanzes nur Schatten und Dunkel zu sehen. Die zweite Hälfte des Mittelalters blieb in Folge dessen und in Folge mancher äußerer Umstände sehr lange Zeit das Stiefkind der nationalen Geschichtschreibung. Und doch hätten allein die Meisterwerke der gothischen Baukunst vor einer allzu einseitigen Geringschätzung dieser Zeit warnen sollen! In der That vollzog sich dann auch in den Kreisen der Fachgenossen ein allmählicher Umschwung der Auffassung, der namentlich dadurch bedingt war, daß sich die Forschung von der rein politischen Geschichte ab- und immer mehr der Rechts- und Verfassungsgeschichte zuwandte. Da konnte es dann nicht lange verborgen bleiben, daß die Wurzeln der meisten neueren staatlichen Einrichtungen, die Keime fast der gesammten modernen Entwickelung in Verfassung und Verwaltung der Territorien und Gemeinden gerade in jener Zeit gelegt und bis zu einer gewissen lebensfähigen Kraft ausgebildet worden waren, welche man bisher als eine Zeit der allgemeinen Barbarei zu betrachten sich gewöhnt hatte. Man erkannte immer mehr, daß die Lebenskraft der Nation in jener Epoche sich zwar nicht mehr in solcher Mächtigkeit, wie unter den Sachsen, Saliern und Hohenstaufen nach außen hin entfaltete, aber darum keineswegs erstorben war, sondern sich um so intensiver in dem Schaffen innerer staatlicher Institute geltend machte. Auf verfassungsrechtlichem Gebiete hat sich so in den Kreisen der Fachgenossen eine langsame, aber um so tiefgreifendere Umwandlung der Anschauung vollzogen, ohne daß dieselbe dann natürlich in das verkehrte Extrem Janssen's umgeschlagen wäre. Im Gegentheil, gerade auf dem Gebiete, welches für die Beurtheilung der Luther'schen Reformation in erster Linie oder fast ausschließlich in Betracht kommt, auf dem des Lebens der Kirche, erwiesen sich die Schatten, welche die alte geschichtliche Auffassung auf jene Epoche hatte fallen lassen, als um so berechtigter, je tiefer man in die Einzelnheiten der historischen Erkenntniß eindrang. Im Ganzen genommen wird man also sagen müssen, daß die geschichtliche Wahrheit über die letzten Jahrhunderte des deutschen Mittelalters etwa in der Mitte zwischen der alten Auffassung von der absoluten Barbarei jener Epoche und der Janssen'schen Anschauungsweise liegen wird.

Jene Wendung in der Anschauung, die wir kurz bezeichnet haben, ist aber im Großen und Ganzen auf die Kreise der Fachgenossen beschränkt geblieben. Der gebildete Theil des Volkes in seiner Gesammtheit steht noch heute dem ausgehenden Mittelalter mit Gleichgültigkeit, ja mit Abneigung gegenüber. Einzelne Resultate der neueren Forschung, wie namentlich die über das rege politische und sociale Leben, welches sich in jener Epoche in den deutschen Städten entfaltete und die Größe und Blüthe Kölns, Nürnbergs, Augsburgs, Lübecks und so vieler anderer deutscher Städte hervorgerufen hat, sind wohl auch in weitere Kreise des Volkes gedrungen. Im Allgemeinen ist und bleibt jene Epoche in der Auffassung der Mehrzahl unserer Gebildeten die in doppeltem Sinne dun-

Digitized by Google

kelste Zeit unserer nationalen Geschichte, wie sie ja auch in dem Geschichtsunterricht unserer höheren Lehranstalten am stiefmütterlichsten behandelt wird.

In erster Linie mag das daran liegen, daß die Forschung sich jener Epoche erst seit zu kurzer Zeit zugewandt hat, als daß es möglich wäre, ihre Resultate in einer für Alle verständlichen populären Form zusammenzufassen. Erst muß die Forschung selbst über Wesen und Charakter einer Epoche auch in den Einzelheiten sich klar geworden sein, ehe sie der Allgemeinheit über den Fortgang ihrer Resultate Rechenschaft zu geben vermag. Auch heute dürfte dieser Standpunkt noch keineswegs überall für jene Epoche erreicht sein. Soweit aber ist die intensive Arbeit der Forschung doch auch heute schon vorgedrungen, daß es möglich sein muß, dem Volke wenigstens in den Hauptzügen ein anschauliches Bild jenes Abschnittes seiner Vergangenheit zu entrollen.

Und in der That ist dieser Versuch in neuester Zeit unternommen worden. Von großen einheitlichen Gesichtspunkten aus, mit weitem Blick die Forschung ohne Voreingenommenheit nach irgend einer Richtung hin überschauend hat Karl Fischer ein Werk über die ganze zweite Hälfte des Mittelalters geschrieben*), welches, obwohl es auf jeden gelehrten Apparat, mit dem Janssen so geschickt zu prunken und zu blenden versteht, verzichtet, doch dem Kundigen auf den ersten Blick verräth, daß es auf eindringenden, mit Verständniß und wissenschaftlicher Kritik unternommenen Studien beruht. Es ist ein einheitliches und plastisches Bild des ganzen vielgestaltigen Lebens des späteren Mittelalters, welches uns hier entrollt ist: das chronologische Gerippe und aller todte Gedächtnißkram tritt in den Hintergrund und wird als der Rahmen, in welchen das Bild eingezeichnet wird, als bekannt vorausgesetzt. Von der diplomatischen und Kriegsgeschichte der Zeit und ihren wenig erfreulichen Einzelheiten ist wenig die Rede, kaum daß hier und da der jeweilig regierende Kaiser zur Orientirung genannt wird. Das volle Leben des eigentlichen Volkes ist es, das uns der Verfasser zeichnen will. Er bindet sich dabei nicht eigentlich an den chronologischen Faden, sondern geht der Entwickelung der einzelnen Institute und Zustände innerhalb der ganzen von ihm geschilderten Epoche in ihrem Zusammenhang nach. Es läßt sich nicht leugnen, daß gegen dieses Verfahren, somit also gegen die Gesammtanlage des Werkes, manche gewichtige Bedenken vorgebracht werden können. Der chronologische Faden ist eine schwer zu entbehrende Richtschnur durch das labyrinthische Gewirre des historischen Seins und Werdens, und manchmal hat die Uebersichtlichkeit des massenhaften Stoffes in der That unter diesem Verzicht auf streng chronologische Anordnung nicht unwesentlich gelitten. Das Buch ist im höchsten Grade anregend geschrieben und in seiner ganzen wissenschaftlich durchdachten Gesammtauffassung die beste Widerlegung, welche der Janssen'schen Geschichtsentstellung dem Kreise der Gebildeten gegenüber entgegengestellt werden könnte. Mit ruhiger, sachlicher Objectivität sind die Resultate der neueren Forschung zu einer einheitlichen Anschauung im Großen verwerthet, die, wie oft auch in Einzelheiten geirrt sein mag, doch im Großen und Ganzen das Richtige getroffen hat. Mit ganz besonderer Vorliebe ist der Verfasser den mannigfachen Aeußerungen des socialen Lebens nachgegangen. Und da tritt dann aus seiner Darstellung mit vollkommener Klarheit die in neuester Zeit von Wirthschaftshistorikern schon wiederholt betonte Thatsache hervor, daß, wirthschaftsgeschichtlich genommen, die Reformationszeit keineswegs durch eine tiefe Kluft von der vorhergehenden Epoche getrennt ist, daß vielmehr hier nahezu alle Keime dessen, was sich im 16. Jahrhundert ausgereift und zu voller Blüthe entwickelt hat, im 15. Jahrhundert zu suchen sind.

Am deutlichsten zeigt sich das in den gährenden socialen Bewegungen des Arbeiter-, namentlich des Bauernstandes, in denen sich ein continuirlicher Zusammenhang von dem Anfang des 15. bis in das erste Drittel des 16. Jahrhunderts deutlich erkennen läßt. Die Bauernunruhen der Jahre 1524 und 1525 sind nichts Anderes, als die unmittelbare Fortsetzung der Bewegungen des armen Konrad, der communistischen Bestrebungen der extremen Hussiten u. s. w. Der Pfeifer von Niklashausen ist eine Erscheinung, wie wir ihnen in dem sogenannten Bauernkriege zu Dutzenden begegnen. Ist man sich aber über diesen inneren Zusammenhang erst einmal richtig klar geworden, so erkennt man sofort auch die Hinfälligkeit des Luther von ultramontaner Seite immer und immer wieder gemachten Vorwurfes, daß der Bauernkrieg eine Folge der reformatorischen oder, mit Janssen zu sprechen, revolutionären Ideen Luthers gewesen sei. Die unruhige Bewegung im Bauernstande stammte damals nicht von heute oder gestern: sie verdankte ihre Entstehung nicht der Reformation, sondern recht eigentlich der vorangegangenen Uebergangszeit, die in Kirche und Staat, in Stadt und Land der demokratischen und radicalen Elemente eine mehr als genügende Fülle in sich barg. Verschärft und verallgemeinert wurden diese Bestrebungen durch die große Preisrevolution, die sich in jener Uebergangszeit vollzog, auf der einen, durch die immer zunehmenden Bedrückungen des Bauerstandes durch den einer immer rapideren Verarmung entgegengehenden Ritterstand auf der andern Seite.

Während der Verfasser so den Spuren jener unheilvollen anarchistischen Gährung in den unteren Klassen nachgeht, hat er auf der andern Seite mit nicht geringerer Klarheit den hohen Aufschwung gezeichnet, den die materielle Cultur jener Zeit in den Städten bei dem höheren Bürgerstande genommen hatte, zugleich aber auch darauf hingewiesen, wie in dem gedrängteren Leben der Stadt der schroffe Gegensatz zwischen Arm und Reich zum Theil noch früher wie auf dem Lande zu unzufriedenen Gährungen des Proletariats geführt hat. Die Zustände, welche uns der Verfasser hier bei der Darstellung der Zunftbewegungen in den Städten entrollt, erinnern oft in der überraschendsten Weise an die socialen Bewegungen, welche wir in unseren Tagen sich vor unseren Augen abspielen sehen. Viele Zustände und Vorgänge tragen mit unverkennbarer Klarheit die Spuren der modernen Ereignisse an sich, deren weitere Ausbildung die Hauptaufgabe der Epoche gewesen ist, welche wir als die neuere Geschichte zu bezeichnen pflegen.

Das gilt nicht bloß auf socialem, sondern auch auf rein politischem Gebiete: wir brauchen hier nur an die Entwickelung der Territorialfürstenthümer, welche ihre entscheidende Richtung in jener Epoche genommen hat, und an die der Städte, an die Ausbildung der ständischen Verfassung in den ersteren, der Rathsverfassung in den letzteren zu erinnern. Alle lebensfähigen Keime des deutschen territorialen und particularen Lebens sind in eben jener Epoche gelegt worden, in welcher das Reich am höchsten darniederlag und der staatliche Sinn also in dem Leben der Gesammtheit keine Möglichkeit zur Bethätigung fand. Man mag die territorial-particularistische Entwickelung noch so sehr beklagen, für die weitere geschichtliche Entwickelung unseres Vaterlandes gibt sie und sie allein den Schlüssel der Erkenntniß.

*) Karl Fischer, Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis ins Reformationszeitalter. Gotha. Perthes. 1884.

Feuilleton.

Der Sensenmann.

Von H. Pontoppidan.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Gegen Osten, hinter dem langen, zusammengesunkenen Erdwall, der die Grenze zwischen der Viehweide und der Dorfgemarkung bildete, lag ein niedliches kleines Bauernhaus mit grünen Fensterrahmen, Weinlaub um den Giebel und Bienenkörben längs dem Gartenzaun.

„Das kleine Paradies" nannte man es wohl; ja, Viele waren nicht weit davon entfernt, wirklich zu glauben, daß ein besonderer Segen darüber ruhe.

Digitized by Google

Aber die Bewohner des kleinen Hauses wußten davon nichts.

Vor acht Jahren waren sie vom Lande jenseits der Bucht mit zwei rothangestrichenen Kisten, einem Spinnrocken und etwas Bettzeug gekommen. Und seit der Zeit hatten sie stets in völliger Abgeschiedenheit gelebt.

Vom Morgen bis zum Abend hatte man sie in unabläßiger Arbeit draußen auf dem Felde hinter ihrem weißen, langhaarigen Pferde, oder im Garten mit Spaten und Gärtnermesser gehen sehen. Aber bei keiner Gelegenheit hatten sie sich noch unter die Bevölkerung gemischt, obgleich diese es ihnen oft nahe genug gelegt hatte.

Selbst in der Kirche, wo sie regelmäßig an den drei großen Festtagen des Jahres erschienen um zu opfern, saßen sie bei einander in einer der hintersten Reihen und hielten sich treu an der Hand, während ihre Blicke unverwandt auf dem Prediger ruhten, und bei dem letzten Wort des Vaterunser erhoben sie sich geräuschlos und waren sehr weit hinaus über die Sandhügel, ehe noch die übrigen Kirchgänger aus dem Portal heraus kamen.

Er war eine ziemlich kleine, zusammengesunkene, verkümmerte Gestalt mit der zu stark entwickelten rechten Schulter und der schiefen Haltung, dem untrüglichen Kennzeichen derer, die nie aus dem Arbeitsjoch herausgekommen sind. Der Ausdruck seiner großen, hellfarbigen, treuherzigen Augen ließ einen etwas beschränkten Verstand vermuthen, und in der That mußte auch die Frau jedes Mal hinzutreten, wenn etwas Wichtiges und Verwickeltes abzumachen war.

Sie war eine große, gesunde Bauerfrau von der Rasse, die jetzt im Aussterben begriffen ist. Allerdings hatten Entbehrungen und frühzeitige Leiden ihre Wangen hohl gemacht und das Leben hatte ihrem Blick einen gewissen vorsichtigen Ausdruck gegeben, aber ihre ganze Haltung sprach von einem derben und sicheren Muth, den noch Nichts zu beugen vermocht hatte. Es lag über ihrem großen, aufgeweckten Gesicht ein ruhiges Selbstbewußtsein, das der Welt gleichsam immerfort und fest in's Auge sah und keine Furcht vor ihr hatte.

Man wollte wissen, daß es ihnen seiner Zeit sehr schwer geworden sei, ein Paar zu werden, und fand es daher natürlich, daß sie sich jetzt um so fester und unverbrüchlicher an einander knüpften.

Von Hause aus waren sie beide von den Eltern verlassene Kinder, die auf Kosten des Kirchspiels jämmerlich genug verpflegt wurden, um dann — von einander getrennt, aber beide beseelt von demselben Gedanken und nach demselben Ziel strebend — in den schwersten Diensten auf großen Höfen zwischen verkommenen Personen aller Art ein hartes Loos zu fristen, bis sie nach fast zwanzigjähriger unausgesetzter Anstrengung und mühevollem Zusammensparen endlich so weit gekommen waren, daß sie sich das Allernöthigste anschaffen und die erste kleine Anzahlung auf die Bauerstelle, die sie seitdem besessen hatten, leisten konnten.

Damals stand hier eine elende Hütte mit verfallenen Mauern, und der Boden war ganz verwildert — und jetzt, nach Verlauf von kaum acht Jahren war die Kaufsumme nebst den Zinsen bis auf den letzten Heller berichtigt, das Haus neu aufgebaut und alle Ländereien so verbessert, daß der Werth der Stelle auf das Dreifache gestiegen war. Ja, man wollte sogar wissen, daß die glücklichen Menschen beim letzten Termine eine nicht unbedeutende Summe hätte in die Sparcasse legen können.

Aber dahin waren sie auch nicht ohne die unglaublichsten Anstrengungen und Aufopferungen gelangt.

Jeder Tag, jede Stunde in allen diesen Jahren waren ein einziges mühevolles Streben nach dem Ziel hin gewesen, dessen Erreichung der große gemeinschaftliche Traum ihrer Jugendzeit und ihre stete geheime Hoffnung war, nämlich dereinst als freie Leute auf freiem Besitzthum zu walten.

Ihre niedrige, grünangestrichene Thür war die erste gewesen, die sich vor Tagesanbruch öffnete, die letzte, die sich für die Nacht schloß. In der Mittagssonne, wenn Andere schliefen, in Regen und Sturm, immer waren sie thätig auf dem Felde oder im Garten, ohne zu rasten — beschäftigt mit dem Ausgraben von Steinen, Aufwerfen von Erdwällen, mit der Blumenzucht oder der Bienenpflege. Ja, mitten in der dunkelsten und strengsten Winterszeit konnte man regelmäßig um vier Uhr Morgens den rothen Lichtschein aus ihrem Fenster über den Schnee hin sehen.

Dann saßen sie drinnen in der kleinen niedrigen Stube mit stillem, niemals ermüdenden Eifer und benutzten die Zeit, bis es Tag wurde. Anna spann oder kratzte Wolle. Simon band Schilfmatten oder schnitzte hölzerne Löffel. Und Abends, wenn der kurze Tag zu Ende war, fingen sie ruhig da an, wo sie aufgehört hatten, und schließlich lasen sie bei dem dünnen Licht ein halbes Capitel im Testament, ehe sie sich im Alkoven zur Ruhe begaben.

So lebten sie sechs Jahre ohne Kinder.

Aber im siebenten gebar Anna eine Tochter, die sie Eulalia, nach dem Namen im Kalender nannten.

Im nächsten Jahre kam es ihr vor, daß sie wieder guter Hoffnung werden sollte. Als aber der Zeitpunkt kommen sollte, zeigte es sich zu ihrer Verwunderung, daß sie sich geirrt haben müsse.

Diese Entdeckung, die früher für sie eine Erleichterung gewesen wäre, ward ihr nun eine Enttäuschung. Jetzt, wo sie sich emporgearbeitet hatten, wünschte sie sich einen Haufen Kinder, die das Glück mit ihnen theilen könnten. Und ganz sicher würde ihr dies wirklichen Kummer gemacht haben, wenn nicht eine andere, noch bedeutsamere Begebenheit gerade zu derselben Zeit eingetroffen wäre und jene in den Schatten gestellt hätte.

Es sollte nämlich der letzte Rest der Kaufsumme abgetragen werden. Die glückliche Stunde, von der sie so lange geträumt, und nach der sie so unverdrossen und mühselig hingestrebt hatten, war jetzt gekommen. Ein seltsam feierliches Gefühl erfüllte sie Beide. Es war ihnen, als könnten sie es nicht recht glauben, daß sie es wirklich erreicht hätten. Die Nacht vorher konnten sie vor Unruhe kaum schlafen, und schon zwei Stunden vor Tagesanbruch war Simon auf und im Sonntagsanzuge, um zur Stadt zu gehen. Mit rothgeränderten Augen machte sich Anna mit ihm zu thun und half ihm beim Anziehen. Und als sie über den Sandhügeln den letzten Schimmer von seinem blanken Friesrock gesehen hatte, in dessen geräumiger Brusttasche die zweihundert Kronen sorgfältig eingenäht lagen, beugte sie sich über die kleine schlafende Eulalia und brach einen Augenblick in Thränen aus.

Noch am Nachmittage, als Simon endlich zurückkam und mit einem Kopfnicken andeutete, daß jetzt Alles in Ordnung sei, konnten sie sich von einem gewissen Gefühl der Beklemmung oder der Leere nicht losmachen. Anna hatte gebratene Heringe und Sauerkohl aufgetischt, um dem Tag einen festlichen Anstrich zu geben; aber sie hatten Beide keinen rechten Appetit und sie sprachen nur wenig.

Dann gingen sie zusammen in den Garten, wo Alles in duftender Blüthe stand, und von da hinaus auf's Feld, und sahen sich den blühenden Roggen an, und die Kuh im Klee und die Schafe auf dem Hügel. Polle, das langhaarige Pferd, stand hier auch, und gleichsam verstohlen nahm Anna ein Stück Brot aus ihrer Tasche hervor und steckte es ihm zu. Alles um sie her stand so üppig, so glückverheißend, und sprach zu ihnen von überwundenem Streit, von neuem Leben, von einer reichen Gnade, die sie jetzt gar nicht verdient zu haben meinten.

Eine ihrer vielen Bestimmungen war, daß sie von diesem Tage an, Morgens eine Stunde länger im Bette bleiben wollten. In der ersten Zeit hatten sie dazu aber zu viele Unruhe im Blute und überhaupt fanden keine große Veränderungen im täglichen Gange ihres Lebens statt.

Sie schafften sich einen rothangestrichenen Kleiderschrank in der Stube an und Simon bekam einen neuen Hut — der ihm sehr Noth that. Auch ward der gestampfte Lehmboden der Stube im Laufe des Sommers aufgebrochen und durch eine Bretterdiele ersetzt, und statt des gewöhnlichen Kartoffelgerichtes mit Mehltunke, erhielten sie jetzt öfter Fleischspeisen, Erbsenbrei mit Milch, gebratenen Speck oder sogar Klippfisch mit geschmolzener Butter. Aber sonst blieb Alles beim Alten und unten im Bettstroh wuchs der rothe Beutel nach wie vor.

Aber um die Erntezeit fühlte Anna sich auf einmal minder wohl, als gewöhnlich, und eines Tages, als sie oben auf dem Fuder stand und die Garben zurecht legte, stemmte sie plötzlich die Hand gegen die Seite, indem sie einen schwachen Schrei unterdrückte.

Als Anna nach Hause kam, that sie dreizehn große Pfefferkörner in ein halbes Glas Branntwein und trank es aus. Als sie schlafen ging, legte sie sich ihren wollenen Unterrock über den Leib und außerdem hatte

Digitized by Google

sie insgeheim eine halbe Erbse in ein frisches Mauseloch gelegt — so. daß sie diesmal noch den Anfall verwand.

Aber ganz wohl fühlte sie sich doch nicht. Den ganzen Herbst hindurch kränkelte sie und es fröstelte sie immer, obwohl sie in allen Stücken pünktlich den ihr vom Distriktsarzt ertheilten Vorschriften und Ermahnungen nachkam, sich dreimal täglich den Körper rieb, sich aller schwer verdaulichen Speisen enthielt und Morgens und Abends blutreinigenden Thee trank.

Eine alte Frau aus dem Dorfe, welche bisweilen zu ihnen kam, um Gartenfrüchte zu kaufen, gab ihr den Rath, einem brütenden Huhn den Kopf abzuschlagen und dann das warme Blut zu trinken, ehe sie noch etwas sonst genossen hätte. Anna versuchte es, aber es half nichts.

So ging der Weihnachten vorüber und das neue Jahr brach an. Eine starke Eisdecke hatte sich über die Bucht gelegt und einen bequemen Weg zur Hauptstadt gebildet. Da beschlossen sie, die Gelegenheit zu benutzen und mit einem Fuder Schilfmatten und Reißbesen, die Simon im Laufe des Winters angefertigt hatte, hineinzufahren, weil sie die Waare dort vortheilhafter absetzen zu können vermeinten, als auf dem Markte der benachbarten Stadt. Zugleich könnte dann Anna sich bei einem Professor, von dem sie gehört hatten, Raths erholen und ordentlichen Bescheid bekommen, so daß sie wieder ganz gesund werden und zu Kräften kommen könne, bis die Erde frostfrei würde und die Frühjahrsarbeit beginnen sollte. Eines Morgens um drei Uhr fuhren sie im Mondschein über die eisbedeckte Bucht und legten die vier Meilen nach Kopenhagen zurück.

Aber als sie nun in dem großen Wartezimmer des berühmten Professors standen und die Summe der Noth und des Elends sahen, die sich hier an die Wände drückte oder wankenden Schritts über die Fußdecke schlich, wurden sie von einer plötzlichen Angst ergriffen. Die seltsame Stille in dem großen Raum, die bleichen, gespannten Gesichter, die Luft, die wie in einem Hospital mit Carbol gesättigt war — alles das sprach auf einmal zu ihnen von Tod und Auflösung.

„Was fehlt Ihnen?" fragte er darauf, sobald die Thür zugemacht war, indem er unter den dunkeln, buschigen Brauen einen scheelen forschenden Blick auf sie warf.

Als Simon so gut er es vermochte umständlich die Ursache ihres „Besuchs" erklärt hatte, steckte der Professor, der bis dahin seine Stellung nicht verändert hatte, mit festem Griff das Schnupftuch in die Hintertasche und deutete mit einer Handbewegung auf ein kleines Zimmer im Hintergrunde, indem er der Frau kurz gebot, hineinzugehen und sich zu entkleiden.

Anna sah Simon fragend an; das Blut war ihr in's Gesicht gestiegen. Aber als ihr Mann nach kurzem Bedenken ihr zunickte, ging sie langsam durch's Zimmer und verschwand hinter der Thür.

Es war einen Augenblick still im Zimmer. Der Professor blätterte in einem Protokoll und machte hin und wieder eine Aufzeichnung. Aber als er sich plötzlich umwandte und ohne ein Wort zu sagen zu Anna hineinging und die Thür hinter sich verschloß, fuhr Simon ein seltsames Zucken durch den Körper.

Er trat einen halben Schritt vor, faßte mit der Hand um eine Stuhllehne und horchte athemlos. Unten von der Straße her stieg der Laut von Fußtritten, Wagen und den gellenden Rufen der Verkäufer zu ihm auf. Aber drinnen war Alles still. Nur hin und wieder ertönte das gedämpfte Klirren von Instrumenten. Er mußte sich auf den Stuhl setzen, um nicht zu fallen.

Endlich erschien der Professor.

Scheinbar ohne auf Simon zu achten, der rasch aufgestanden war, trat er hinter einen Vorhang in einer Ecke des Zimmers um sich die Hände zu waschen. Aber indem er dann, sich die Hände im Handtuch trocknend, im Zimmer auf und abging, sah er unter den gesenkten Brauen hin und wieder rasch zu ihm hin, wenn Simon es nicht bemerkte.

Simon wagte es nicht, zu fragen. Er fuhr ein Mal über das andere mit den Fingern durch sein feuchtes Haar, während sein Blick unruhig und rathlos im Zimmer umherirrte.

Endlich kam Anna zurück.

Aber da war auch jede Erklärung unnöthig. Sie war todtenblaß, die Zähne klapperten ihr im Munde und sie wich seinen Augen aus. Simon wankte einen Schritt vor, indem er die Hand in die inwendige Brusttasche steckte.

„Wie — — viel — —?" stammelte er.

„Acht Kronen," erwiderte der Professor vom Fenster her, mit einer Stimme, in der sich nur schwer das tiefe Mitleid erkennen ließ, das in dem Blick lag, mit welchem er sie unverwandt betrachtete, während er that, als putze er seine Nägel.

Simon kramte mit seinen dicken Fingern im Geldbeutel und zählte das Geld auf.

„Falls Sie unvermögend sind, kostet es nichts," sagte der Doctor sehr leise.

Aber Simon schüttelte den Kopf, und sie gingen hinaus.

Der Professor blieb einen Augenblick mit dem Rücken an's Fensterbrett gelehnt stehen und versank in Gedanken.

„Der Nächste," rief er dann, und stellte sich wieder zum Empfang der Leidenden mitten in's Zimmer.

Draußen auf der Straße stand Polle, der langhaarige Gaul, mit dem Wagen, um Simon und Anna sogleich nach Hause zu bringen. Sie stiegen schweigend ein, und erst, als sie schon weit aus der Stadt heraus waren, hatte Simon so viel Muth gesammelt um sprechen zu können.

„Es steht wohl nicht zum Besten?" fragte er, ohne sie anzusehen.

„Nein," flüsterte sie kaum hörbar.

Er gab dem Pferde einen leichten Schlag.

„Es ist wohl sehr schlimm?"

„Ja."

Obgleich er diese Antworten erwartet hatte, durchzuckte es Simon jedesmal, wenn er sie erhielt. Seine blauen Lippen bebten und er wagte nicht weiter zu fragen.

Aber als sie so weit gekommen waren, daß sie die grünen Fensterrahmen ihres Häuschens und die Bienenkörbe längs dem Gartenzaun sehen konnten, brach Anna in Thränen aus. Und als sie nun das Haus erreichten, und die fremde Frau, welcher sie die kleine Eulalia während ihrer Abwesenheit anvertraut hatten, mit dem Kinde auf dem Arm heraustrat, drückte sie es mit so ungewöhnlicher Heftigkeit an sich, daß Simon jetzt Alles verstand.

Es war der Sensenmann, der Tod.

Langsam, aber unaufhaltsam sollte er kommen und ohne Schonung sie mit sich nehmen, in's große Dunkel.

In den ersten Stunden nach ihrer Zurückkunft gingen sie fast bewußtlos umher, wie betäubt von dem Schlage, der sie getroffen. Aber als Eulalia zu Bett gebracht und Alles still war um sie her, setzten sie sich bei einander auf die Bank am Tisch, um ruhig über die Sache zu sprechen.

Anna erzählte genau und umständlich Alles wieder, was der Professor ihr über die wahrscheinliche Ursache und Entstehung der Krankheit gesagt hatte. Ueber den weiteren Verlauf und namentlich über die Gefährlichkeit derselben hatte er sich zuerst nicht bestimmt äußern wollen. Aber als sie in ihn drang und vollen, klaren Bescheid begehrte, hatte er ihr zuletzt zu verstehen gegeben, daß sie jede Hoffnung aufgeben müsse: schon nach Verlauf weniger Monate würde ihr Zustand aller Wahrscheinlichkeit nach unerträglich werden. Er hatte hinzugefügt, daß sie sich dann auf dem Kreiskrankenhause einer Operation unterwerfen könne, aber auf ihr wiederholtes Andringen hatte er endlich erklärt, daß der Ausfall seiner Anschauung nach kaum einen Zweifel zulasse.

Als Anna so ihr Herz gegen Simon erleichtert hatte, war es ihr, als habe sie sogleich mehr Ruhe gefunden, und schon nach Verlauf von ein paar Tagen gewann sie ganz ihre Fassung wieder.

Nur ward sie von einer seltsamen, still-fieberhaften Geschäftigkeit ergriffen, welche sie von früh bis spät im Hause umher, auf den Boden und in den Keller trieb, obgleich sie sich nur mit Anstrengung bewegen konnte. Es war ihr, als müsse sie sich jetzt ernstlich zusammennehmen, und die kurze noch übrige Zeit die Hände nicht in den Schooß legen. Es war so Vieles zu ordnen, so Manches einzuholen, wenn es ihr gelingen sollte, Alles so zu hinterlassen, wie sie es wünschte. Zuletzt gönnte sie sich fast gar keine Ruhe mehr, sondern saß oft auf bis in die Nacht hinein, um Simon's und Eulalia's Kleider nachzusehen und ihre Wäsche auszu-

Digitized by Google

bessern; sie zählte ihr Zeug nach und sammelte es in Schubladen und Kisten, so daß Alles am rechten Ort läge und Jeder das Seinige finden könne, wenn sie nicht mehr bei ihnen wäre.

Inzwischen ging es in allen Stücken genau so, wie der Professor es vorausgesagt hatte.

Ohne eigentliche Schmerzen zu fühlen, kam es Anna vor, als ob sie einen schweren Bleiklumpen in sich trage, der mit jedem Tage größer werde, ihr Körper schwoll auf und die Knie versagten ihr oft den Dienst.

Aber nie kam eine Klage über ihre Lippen. Als sie erst mit dem Gedanken vertraut geworden war, daß sie sterben solle, fand sie sich darin wie in eine Sache, die nun einmal nicht zu ändern sei.

Nur eines Tages in der ersten Frühjahrssonne, als sie sich in den Garten hinaus wagte und die keimenden Knospen und Schößlinge sah, an deren Entfaltung sie sich nicht mehr erfreuen sollte, wurden ihr die Augen feucht, aber sie weinte nicht.

Zuletzt schwanden ihre Kräfte reißend schnell. Sie sank ein, wie ein altes Mütterchen, ihr Gesicht ward erdfahl und die Beine so schwach, daß sie sich kaum vorwärts schleppen konnte, und sich an die Wände stützen mußte. Aber bis zum letzten Augenblick ordnete sie in Küche und Stube Alles mit eigener Hand wie gewöhnlich, ohne fremde Hülfe zuzulassen, solange sie noch im Hause war.

Endlich, an einem Maiabend, sank sie schwer auf einen Stuhl in der Stube nieder, preßte die Hand an die Seite und sagte:

„Jetzt — Simon — jetzt glaube ich, muß ich mich hinlegen."

Einen Augenblick nachher stand Simon auf von seinem Platz am Tischende, um Alles zur Abreise am nächsten Morgen zurecht zu machen.

Draußen im Stall drehte der langhaarige Gaul mehrere Male gleichsam verwundert den Kopf um nach ihm. Aber Simon stolperte auch dreimal über die Mistgabel und zuletzt vergaß er die Laterne, als er fortging.

Nur einmal im Laufe der Nacht warf Anna sich voll Angst an Simon's Brust. Sonst lagen sie still und schweigend und hielten sich nur an der Hand.

Sie hatten Alles mit einander besprochen. Es war von ihnen bestimmt worden, daß eine Frau aus dem Dorfe Anna's Stelle im Hause vertreten solle, und Anna hatte ihm gesagt, wo Alles zu finden sei und wie sie sich in allen Stücken verhalten sollten.

Einmal noch in der Nacht wandte sie sich um zu ihm und rief flüsternd:

„Simon — schläfst Du?"

„Nein — Anna."

„Ich habe vergessen Dir zu sagen, daß Eulalia's neue Strümpfe — Du weißt, die rothen — sie liegen oben auf den Betttüchern in der Kiste — die dürfen nicht in Sodalauge gewaschen werden — kannst Du Dich daran erinnern?"

„Ja wohl, Anna."

„Dann habe ich Dir Alles gesagt."

Früh Morgens schon hatte Simon das Pferd vor den Wagen gespannt, der Anna in's Kreiskrankenhaus bringen sollte.

Die fremde Frau kam und nahm sich sogleich Eulalia's mütterlich an, die in einem Winkel saß mit dem Finger im Munde, und offenbar durchaus nichts davon verstand, was um sie hervorging.

Anna saß fertig angezogen und in einen dicken Mantel von eigengemachten Zeuge gehüllt auf einem Stuhl mitten in der Stube und ließ den Blick umherschweifen, wie um Allem Lebewohl zu sagen. Sie war ruhig und gefaßt, bis sie von dem Kinde Abschied nehmen sollte. Da mußten Simon und die fremde Frau sie zuletzt fortführen und sie in den Wagen heben.

Aber noch weit hin auf dem Wege konnte sie das Kind hören, das nach ihr schrie. —

Drei Tage darauf kam Simon zurück mit einem Grabkreuz und einem langen, schwarzen Sarge, in dem Anna lag.

Am nächsten Sonntage ward sie auf dem Kirchhofe begraben. Mehrere Leute aus dem Dorfe folgten ihr und der Prediger sprach mit Wärme über das hübsche Wort der Schrift: Die Gnade des Herrn ist überschwänglich.

Aus der Hauptstadt.

Die Heffner-Ausstellung.

Man kann in Deutschland Königlicher Professor, Ehrenmitglied verschiedener Akademien, Ritter der ersten Klasse des bayerischen Michaelsordens und, was am wunderbarsten ist, Einer der im Auslande geschätztesten und bestbezahlten Landschafter sein, und sich nach 18jährigem erfolgreichen Wirken in der Heimath als Fremder vorstellen müssen. Als Karl Heffner in den Schulte'schen Ausstellungsräumen mit zwei Berliner Kunstgrößen bekannt gemacht wurde, hatte er Gelegenheit, die Frage: „Wo leben Sie denn eigentlich?" mit einem lächelnden: „In München, meine Herren" zu beantworten. „Ich wollte einmal zu Hause zeigen, daß ich überhaupt existire." Durch die Schulte'sche Ausstellung dürfte hinreichend dafür gesorgt sein, daß sich so naive Fragen nicht wiederholen. Die 18 fertigen Oelgemälde und die 24 Skizzen Heffner's genügen, um zu beweisen, daß wir in ihm Einen der ersten Landschafter der Gegenwart zu begrüßen haben.

Der Name des jungen Künstlers ist in diesen Blättern schon einmal rühmend erwähnt worden bei Gelegenheit der Ausstellung eines Rahmens mit Oelskizzen, der sich auf irgend einem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu Schulte verirrt hatte und dort unsere Aufmerksamkeit erregte. Es waren keine mehr oder weniger unvollständige Entwürfe, sondern fertige Bildchen, die im kleinsten Rahmen eine Fülle landschaftlicher Stimmung zum Ausdruck brachten. Als Stimmungsmaler par excellence erweist sich denn Heffner auch in allen neuerdings zur Schaustellung gelangten Schöpfungen. Er gehört zu den Malern, deren Eigenart man nie vergißt, deren Bilder man unter Hunderten herausfindet, weil sie sich ein individuelles Sehen der natürlichen Objecte angeeignet haben und Form und Farbe einem bestimmten künstlerischen Gesichtspunkte unterordnen. Wir wüßten uns kaum eines zweiten Landschafters zu erinnern, dessen Bilder in gleichem Grade zur ästhetischen Analyse herausforderten, dessen ganze Manier sich so sicher verfolgen und in ihrer stufenweisen Entwickelung nachweisen ließe.

Der Münchener Adolf Lier war der erste Lehrer des jungen Künstlers. Von ihm hat er die Vorliebe für das bewegte Naturleben, für das Keimen und Vergehen, für Frühling und Herbst überkommen und beibehalten. Die wechselvolle Klarheit der Licht- und Luftstimmung, die den zartesten Farben zu ihrem Rechte verhilft, fordert zum intimen Studium heraus, und führt naturgemäß zum Heraus- und Hineinarbeiten des Empfindungselementes. Aus einer solchen Schule hervorgegangen, fühlte er sich bei einem längeren Aufenthalt in England hauptsächlich durch die französischen Muster des paysage intime angezogen, die in den englischen Privalgalerien vorzüglich vertreten sind. Der Einfluß Corot's dürfte ein wesentlich negativer gewesen sein. An diesem Vorläufer der Impressionisten konnte er lernen, wie das einseitige Betonen der Stimmung zu einer Verflüchtigung der Formen, zu einer absichtlichen Verschleierung der Farben führt, die bei geringer Bildmäßigkeit zu große Ansprüche an die Phantasie des Beschauers stellt. Als Gegengewicht diente das Studium Theodor Rousseau's, dem Heffner offenbar am meisten zu verdanken hat. Von ihm hat er die markige Betonung der Terraineigenthümlichkeit, das energische Herausheben der verschiedenen Gründe gelernt. Jede Bodenfalte verschiebt sich natürlich nach dem Bildgrunde hin, der sich oft in unabsehbarer Ferne bis zur Schnittlinie des Horizontes verliert. Vor dem Hauptfehler des Eklektikers, dessen Manier selten die Bindenähte verleugnet, ist Heffner durch die Annahme der vertriebenen englischen Technik bewahrt worden. Die verschiedenen Stadien seines Schaffens verschwinden unter einer Flüssigkeit des Farbenauftrags, die alle Gegensätze vermittelt und auflöst. Nur ein geübtes Auge wird in jeder dieser großen Bildflächen einen oder mehrere Bildausschnitte entdecken, die nicht restlos in der Gesammtschöpfung aufgehen.

Wie kräftig sich Heffner's Eigenart — ob natürlich oder anerzogen, wollen wir hier nicht unerörtern — geltend zu machen weiß, zeigt vor Allem seine Auffassung der italienischen Landschaft. Licht- und Farbenfülle der südlichen Natur lassen ihn gleichgültig, er sieht mit nordischen Augen, ihn interessirt vor Allem die Form. Die Umgebung von Rom, Isola sacra und Fiumicino sucht er nicht in der üppigen Sommervegetation, sondern im schlichten Winterkleide auf. So verliert seine Wiedergabe der transalpinischen Landschaft an charakteristischer Eigenthümlichkeit, um andererseits an allgemein verständlichem Stimmungsgehalt zu gewinnen. Ob er sich damit nicht einer kleinen Unterschlagung des umzusetzenden malerischen Capitals schuldig macht, mag zunächst dahingestellt bleiben, jedenfalls weiß er uns für seine Art der Verwerthung zu interessiren.

Am günstigsten liegt seinem Pinsel offenbar die milde Schönheit der englischen Landschaft. Die unbewegten Wasserspiegel der Teiche, die saftig grünen Rasenflächen, das dunkle Laub der Bäume und vor Allem die mit Feuchtigkeit geschwängerte, das Licht dämpfende Luft kommen seinem malerischen Empfinden zwanglos entgegen. Sein Ausblick auf Windsor-Castle über den Schwanenteich hin hat eine sich im Wasser spiegelnde Häusergruppe aufzuweisen, die ihm kaum Einer der lebenden Landschafter nachmalen dürfte.

Unter den 24 in mehreren Rahmen zusammengestellten Skizzen erregen hauptsächlich die Studien vom Strande der Ostsee, Prerow u. s. w. unser Interesse. Aus ihnen ergibt sich, daß Heffner auch ohne die Brille

Digitized by Google

seiner Individualität zu sehen und mit bloßem Auge der Natur nahe zu kommen versteht.

Wir sind in dieser kurzen Charakteristik absichtlich nicht näher auf die einzelnen Bilder eingegangen, weil es uns darauf ankam, für das Gesammtschaffen eines Künstlers Interesse zu erregen, der eine Masse von malerischen Qualitäten in sich vereinigt, wie sie sonst nur vereinzelt in einer Person zusammenzutreffen pflegen. Heffner ist nach unserem Ermessen der berufene Vertreter des Realismus, der von der Natur ausgehend, durch das Studium älterer Meister sich hindurcharbeitend, zur Natur zurückkehrt, sie mit eigenartigen Stimmungselementen erfüllt und so verklärt unserem Nachempfinden nahe bringt.

Georg Malkowsky.

Dramatische Aufführungen.

„Die berühmte Frau".

Lustspiel in drei Acten von Franz von Schönthan und Gustav Kadelburg.

(Deutsches Theater.)

Wie schon mit ihrem ersten gemeinschaftlichen Werke, den „Goldfischen", errangen auch mit diesem neuen Lustspiele die beiden obengenannten Verfasser einen lauten Erfolg; aber dieser zweite scheint mir doch schon ein Pyrrhussieg zu sein. Noch ein solches Stück und der leichterworbene Ruhm der neuen Autorenfirma ist wieder verloren! Denn ebensowenig als die römischen Legionäre sich zum zweiten Male durch die Elephanten jenes epirischen Königs erschrecken ließen, läßt sich unser Publikum auf die Dauer durch die bloße Bühnengewandtheit und theatralische Geschicklichkeit dieser Autoren verblüffen. Schon jetzt hörte man aus dem lauten Beifallsjubel manche Stimmen heraus, welche besonnen frugen, was denn eigentlich hinter jenen mit so vielem Lärm und großartigem Aufputze in's Treffen geführten scenischen Schlachtreihen sich noch verberge, und als man sah, daß dahinter nur ein leeres weites Feld sich ausbreite, welches mit Gestalten zu bevölkern der Phantasie des Zuhörers überlassen bleibe, ging man nicht gerade beschämt nach Hause — nein! aber man nahm sich doch vor, ein zweites Mal sich nicht so leicht überraschen oder vielmehr überrumpeln zu lassen.

Ob die Autoren wirklich diese geschickte, die Schwächen ihrer Schlachtlinie bis nach der Entscheidung verhüllende Taktik mit vollem Bewußtsein und mit schlauer Absichtlichkeit angewandt haben, möchte ich gerne wissen. Denn eine neue und viele Erfolge versprechende Technik des Lustspieles ließe sich dann aus den Grundsätzen gewinnen, nach welchen sie gearbeitet haben. Sie verstehen es nämlich ausgezeichnet, den Zuhörer zwei Acte hindurch auf einen dramatischen Höhepunkt vorzubereiten und dann, als sie denselben im dritten Acte nicht erzwingen können, wieder langsam und geschickt abzuwiegeln. Im militärischen Jargon nennt man den letzteren, schwierigeren Theil dieses Verfahrens das „Abbauen". Man hält den Gegner mit einem Theil der Gefechtslinie unter lebhaftem Feuer und zieht unterdessen, ohne daß er es bemerkt, den Hauptheil seiner Kräfte, mit denen man eine Entscheidung nicht erzwingen konnte, heimlich aus dem Gefecht. Dieses System des „Abbauens" haben die beiden Verfasser in dem dritten Act ihres Lustspieles vorzüglich geschickt in die dramatische Technik eingeführt. Sie hatten vorher einen großen Lärm von einer berühmten Frau gemacht, die dem Stücke einen eigentlichen Inhalt geben sollte; sie hatten dieselbe, als die ausschlaggebende Reserve, sehr gewandt erst in dem Augenblicke persönlich auf die Bühne gebracht, als der dramatische Kampf einer Entscheidung zudrängte; aber auf einmal sehen sie doch ein, daß sie der Lage mit ihren poetischen Kräften nicht gewachsen seien und so eröffneten sie denn jenes Rückzugsgefecht, das den ganzen Kampf, der sich jetzt doch erst recht kräftig entwickeln sollte, langsam und vorsichtig wieder „abbaut". Das Lustspiel ist demnach nicht viel mehr als ein dramatisch-taktisches Manöver, als ein Scheingefecht ohne ernste Bedeutung; es fehlt ihm die zielbewußte und energische Durchführung einer Idee.

Wir haben diesen selben Mangel bei allen Lustspielen betonen müssen, die uns in diesem Winter als Neuheiten vorgeführt wurden: „Wenn der Sommer kommt", „Flecken in der Sonne", „Auf glatter Bahn", „Die Maus" und „Die Verkannten", alle diese Stücke kranken an demselben Fehler. Sie sind freilich auch alle mehr oder weniger durchgefallen. Wie kommt es nun, daß das neue, in Rede stehende Lustspiel, trotzdem es sich den vorher genannten gleichwerthig zugesellt, doch einen Erfolg erlebt hat, den einzigen anständigen Lustspielerfolg dieses Winters? Diese Frage ist durch die oben gemachte Bemerkung über die dramatische Technik, die in diesem Stücke zur Anwendung kommt, schon zum Theil beantwortet: die Verfasser wissen Anfangs bedeutende Erwartung zu erregen und ziehen sich, als dieselbe unerfüllt bleibt, mit Geschicklichkeit zurück. Und hierzu tritt dann, da dieses System allein wohl nicht für einen Erfolg genügen würde, die vollste Ausnützung der Bühnenwirksamkeit, welche die Schauspieler des „Deutschen Theaters", denen dieses Stück Rolle für Rolle auf den Leib geschrieben ist, an und für sich entfalten. Ich glaube, wenn ich den letzteren Umstand bedenke, deshalb auch nicht, daß dieses neue Lustspiel einen ähnlichen Triumphzug wie „Die Goldfische" über die Provinzialbühnen machen wird. Denn dort wird der Theil der Wirkung oft unerreicht bleiben, den hier die vorzügliche Darstellung allein auf ihre Schultern nahm.

Es sind besonders drei Rollen, die in diesem Stücke gut und gewandt gespielt werden müssen, wenn das Ganze nicht vollständig in's Wasser fallen soll: die erste ist die eines naiven, ungezogenen, aber herzlich guten und frischen Backfisches; sie wurde von Fräulein Sorma, deren Bühnennaivetät bald sprüchwörtlich zu werden beginnt, vortrefflich gespielt. Die zweite, die mit der ersten zusammen die beiden einleitenden Acte fast vollständig ausfüllt, zeigt uns die Figur des durch Engels zur schauspielerischen Stereotype gewordenen komischen Bonvivants, und die dritte hat sich Herr Kadelburg selbst auf den Leib gepaßt: sie zeigt uns einen feurig liebenden Baron Mikosch aus „Zigeunrien" in etwas verberliniſirter und verfeinerter, freilich dadurch auch unwahrscheinlich gewordener Gestalt. Rechnen wir noch dazu, daß auch Frau Carlsen in der Rolle einer biederben und lebenslustigen Witwe, die das Herz stets auf dem rechten Flecke hat, angenehm und entsprechend beschäftigt ist und daß Fräulein Ortwin als Darstellerin einer Sängerin, die einen Herzensconflikt durchzukämpfen hat, in ihrer ernsteren Beanlagung berücksichtigt worden ist, so wird es einleuchten, daß die beiden Verfasser schon mit dieser gründlichen Anpassung der Rollen an die hervortretenden Mitglieder des „Deutschen Theaters" sich für Berlin den Erfolg gesichert hatten, und daß die Beziehungen, welche diese Rollen durch eine anregende Handlung unter einander verbinden mußten, schon etwas fadenscheiniger Natur sein konnten, ohne deshalb jenen Erfolg unmöglich zu machen.

In der That sind die einzelnen Rollen furchtbar locker und rücksichtslos unter einander in Beziehung gesetzt. Der Backfisch ist die Tochter der berühmten Schriftstellerin, welche letztere ihren Mann, den komischen Bonvivant, über ihren höheren Lebenszielen ebenso sehr vernachlässigt, wie die Erziehung ihrer Kinder. Der Backfisch ist deshalb ein „Ausbund" geworden, wie die Berliner sagen, und der Mann geht aus Langeweile auf außerhäuslichen Liebespfaden. Er macht sich durch seine Bemühungen um die Gunst der jungen Sängerin zur lächerlichen Figur, während diese Dame seines Herzens, die unter der Obhut ihrer praktisch und natürlich denkenden Tante steht, den heißblütigen ungarischen Grafen liebt. Das sind so ungefähr die Fäden, welche die Figuren aneinanderknüpfen. Die Tante ist es schließlich, welche durch ihre natürliche Herzhaftigkeit sowohl den Mann der berühmten Frau wieder seiner Gattin zuführt, als auch ihre Nichte, die Sängerin, über den wahren weiblichen Beruf, nämlich den: Mutter, nicht berühmte Frau zu werden, aufklärt; währenddessen ist auch der Backfisch durch die Liebe von selbst zu einem lebensfähigeren Wesen umgeschaffen worden, und das Stück könnte so ganz harmlos enden, wie es anfing, nämlich als eine rechte nette Liebesscenensammlung, wenn nicht ganz zum Schlusse, im dritten Acte, die Autoren die berühmte Frau plötzlich in Wirksamkeit treten ließen und dadurch den Zuschauer daran wieder erinnerten, daß er ja eigentlich von einem Inhalte oder von einer Handlung noch gar nichts gemerkt habe. Dieser Inhalt wird nun sehr kurz und gut abgemacht: die Tante hält eine lange Rede über das Lächerliche der weiblichen Schriftstellerei, und die berühmte Frau geht unter dem Eindruck dieser Rede sofort in sich und beschließt, hinfüro ihrem Manne, den sie vorher noch durch Spott und Hohn gemißhandelt hatte, eine zärtliche Gattin zu sein.

Die berühmte Frau hat also wenig genug im Stücke zu thun. Sie ist eigentlich bloß dazu da, um die Naivetät ihres Töchterleins und den Leichtsinn ihres Mannes zu motiviren; sobald Beide auf den richtigen Pfad durch die in der Tante personificirte Vorsehung hingelenkt sind, verschwindet die Berühmtheit und die Frau bleibt zurück. Etwas ernster und tiefer ist der Conflikt zwischen Liebe und Ruhm dargestellt, den die Sängerin durchkämpfen muß, und die Scene in der es geschieht, gehört zu den wärmsten und zugleich zu den luſtigsten des Stückes. Lustig wird sie durch die Treuherzigkeit des liebeglühenden ungarischen Grafen. Die Sängerin hat ihm definitiv den Abschied gegeben, um unbehindert durch die Liebe den Pfad zum Ruhme zu beschreiten, und der unglückliche Liebhaber ist betrübt zur Thüre hinausgeschlichen. Nach einer Weile klopft er aber leise wieder an; er kann nicht zum Hause hinaus, denn es ist Nacht geworden und er hat keinen Hausschlüssel. Er erzählt, wie er traurig eine Weile auf der Stiege gesessen habe und wie ihm das Herz so schwer sei, nun habe er auch nicht einmal einen Hausschlüssel, und aus dieser treuherzigen Bitte um den Hausschlüssel entwickelt sich bald die prächtigste Liebesscene, die damit endet, daß die Sängerin den Ruhm aufgiebt und den Grafen nimmt.

Es sind noch mehrere ähnlich packende und wirksame Liebesscenen im Stücke, und die Autoren haben, wie schon in den „Goldfischen" auch hier in solchen Scenen ihre eigentliche und einzige Stärke entwickelt. Ständen diese Scenen in einem besseren Zusammenhange untereinander, so könnte man das Stück schon um ihretwillen empfehlen. So aber verhüllen sie nur die Inhaltslosigkeit des Ganzen und hinterlassen keinen bleibenden Eindruck. Auffällig ist es auch, wie ähnlich die Liebesscenen in den „Goldfischen" und in dem neuen Stücke sind. Die künstliche Erregung von Eifersucht, um die Liebe zu erkennen, ist hier wie dort verwerthet und ein Requisit, dort die Hermesbüste hier ein Globus, muß beide Male zur Anknüpfung von Liebeserklärungen dienen.

Aber selbst diese Einförmigkeit in der Erfindung der Einzelheiten möchte noch hingehen, wenn, wie schon oben betont wurde, nur die Haupthandlung nicht so arg vernachlässigt wäre. Wir haben schon eine förmliche neue Gattung in der Luſtspielliteratur der neuesten Zeit zu registriren, welche als Kennzeichen diese Nachlässigkeit in der Ausarbeitung der Handlung an sich trägt. Technische Künsteleien und Kunstfertigkeiten, gute Einfälle und Wortwitze sollen über den Mangel hinwegtäuschen, der hierdurch fühlbar wird; aber nur selten gelingt es, den gesunden Hunger, den der Zuschauer nach einem lebendigen Inhalte empfindet, durch diese Surrogate zu betäuben. Das Unbefriedigtsein des Publikums mit den neueren Leistungen der dramatischen Autoren entspringt lediglich aus

Digitized by Google

diesem Verdrängen der Handlung aus den Stücken, welches in neuester Zeit zur Mode geworden ist. Die „Mache" soll Alles ersetzen. Die Mißerfolge dieses Winters würden wohl die „Macher" bald eines Besseren belehren, wenn sie nicht jetzt wieder einmal einen Scheinerfolg davon getragen hätten. O. B.

Notizen.

Erdprofil der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite. Von Ferd. Lingg. (München, Piloty & Loehle.) — Unser geographischer Anschauungsunterricht erhält mit dieser kartographischen Leistung ein Meisterwerk, das wir in allen höheren Unterrichtsanstalten eingebürgert sehen möchten. Von einem ebenso neuen als geistreichen Gedanken ausgehend, hat der Ingenieurhauptmann Lingg mit deutschem Bienenfleiß und mustergültiger Präcision eine Veranschaulichung der Erdoberfläche geschaffen, welche alle einschlägigen Versuche durch Karten, Globen, Reliefs und Profile weit hinter sich läßt. Endlich erhalten wir einmal ein vollständig richtiges Bild der Erdoberfläche auf einem bedeutenden Stück derselben, sammt allen Höhen- und Tiefenverhältnissen, denn der messende Blick des Kartographen wühlt tief unter das Meeresniveau und in das Erdinnere. Da der Beschauer dieses Profils Nord zur Rechten hat, so ist sein Blick nach West gerichtet, in welcher Ansicht, panoramaartig hintereinander, auf den gemeinsamen Meridianbogen projicirt, über 700 der bedeutendsten, in der genannten Zone liegenden, gemessenen Berge, sowie Hochseeniveaux, Pässe, Plateaus ꝛc. von Westeuropa und Nordafrika, Nordamerika, Centralasien und Osteuropa schematisch eingezeichnet, in ihrer absoluten Höhe und genauen Breitenlage in Erscheinung treten. Außerdem sind Resultate der Tieflothungen, der Verlauf und das Ansteigen einzelner Strecken des Bodens der Oceane, die Abnahme der Dichte und Temperatur der Atmosphäre, erreichte Höhen bei Ballonfahrten, Wolkenhöhen, Richtung und Grenzen des Aufleuchtens der Sternschnuppen, Forschungsergebnisse über das Nordlicht, Bestrahlung durch Sonne und Mond, Refraction der Lichtstrahlen, Richtung der magnetischen Inclination, Rotations- und Umlaufsgeschwindigkeit der Erde und viele andere damit in Beziehung stehende Verhältnisse zur anschaulichen Darstellung gebracht. Das Erdinnere erfuhr insofern eine Veranschaulichung, als die tiefsten Schachte und Bohrlöcher, Erdbebencentren, hypothetische, geologische Tiefenniveaux, Temperatur-, Dichtigkeits- und Druckzunahme mit der Tiefe, ihre Eintragung gefunden haben. Zudem sind auch die mathematisch-geographischen Verhältnisse des Erdkörpers klar und erschöpfend behandelt. Am oberen und unteren Rande des Tableaus sind die Namen von weit über 600 der bedeutenderen Städte, sowie sämmtliche Sternwarten des ganzen Erdgürtels nach der Reihenfolge ihrer Breitenlage verzeichnet, und es läßt sich die Lage jeder derselben auf dem dargestellten gemeinsamen Meridianbogen der Zone einfach durch Anlegung eines Lineales bestimmen, womit dann die angegebenen physikalischen Verhältnisse für den betreffenden Ort ersichtlich werden. Alles ist deutlich, leicht faßbar, anschaulich, wozu der erklärende Text, ein Register, eine äußerst praktische Uebersichtstafel ꝛc. nicht wenig beitragen. Wir sind der Meinung, daß sich aus dem Studium dieses Profils die umfassendsten geographischen Kenntnisse gewinnen lassen, welche aus umfangreichen Compendia der Erdkunde erst mühsam zusammengesucht werden müssen. Verdient der seltene Fleiß des Verfassers unser uneingeschränktes Lob, so gebührt auch der Kunstanstalt für die saubere, glänzende Herstellung des mit unsäglicher Genauigkeit ausgeführten Werkes vollste Anerkennung. Dem General-Feldmarschall Graf Moltke, der zuerst die Verdienstlichkeit dieses geodätischen, astronomischen und meteorologischen Compendiums in nuce öffentlich anerkannte, haben sich bereits unsere ersten Fachgelehrten mit ihren günstigen Urtheilen angeschlossen. Mögen Verleger und Verfasser durch weiteste Verbreitung belohnt werden!

Des Kronprinzen Lieblingslied: „Wenn der Herr ein Kreuze schickt". Gedicht von E. v. Willich. Componirt von Rob. Radecke. (Berlin, C. A. Challier & Co.) — Bei der Leichenfeier des Prinzen Waldemar übte dieses fromme Kirchenlied auf das schmerzergriffene Vaterherz des Kronprinzen einen so erhebenden Eindruck aus, daß derselbe in seinen jüngsten schweren Tagen gerne sich jener weihevollen Klänge erinnert. Es war also ein glücklicher Gedanke des Musikalienverlages, gerade jetzt eine neue Ausgabe des schönen Liedes zu veranstalten.

Geschichte der neuesten Zeit, 1815—1885. Von Konstantin Bulle. 4 Bde. 2. Auflage. (Berlin, L. Simion.) — Durch den Proceß mit seinem ersten Verleger, der sich ohne Autorisation eine Umarbeitung des Werkes gestattet hatte, ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Geschichtswerk des Bremer Professor und deutsch-freisinnigen Reichstagsabgeordneten gelenkt worden. Vergleicht man diese Arbeit mit einschlägigen Büchern, z. B. von Corvin, so wird man in jeder Beziehung der vorliegenden den Vorzug geben, wenn es auch vielleicht weniger frisch und anschaulich als das genannte Buch schildert. Klar, sachlich, maßvoll, diese drei Vorzüge darf das Werk für sich beanspruchen. Wohlthuend berührt auch der wahrhaft humane, nirgends chauvinistische Ton, wenn wir auch in der Werthschätzung der Verdienste unseres Reichskanzlers etwas weniger Zurückhaltung und dafür herzlichere Anerkennung gewünscht hätten. Will man von Bulle's Geschicklichkeit in Anordnung und Verarbeitung seines reichen Materials einen Begriff erhalten, so lese man die vorzüglichen Partien über die ewigen orientalischen Wirren. Auch der Parallelismus in der neueren Geschichte Deutschlands und Italiens ist meisterhaft entwickelt. Das Werk verdient einen weiten Leserkreis und hat ihn auch bereits gefunden.

Altrömische Heldenlieder. Von Thomas Babington Macaulay. Deutsch von Harry von Pilgrim. (Berlin, Walther & Apolant.) — Die Nibelungen Roms, wie sie der berühmte englische Geschichtsschreiber vergleichsweise genannt hat, sind bei uns so gut wie gar nicht bekannt. Aber mit Unrecht. Denn es sind Gesänge von hoher poetischer Bedeutung und nicht allein werth, als artiges Curiosum auf dem Nipptisch antiker Bildung ihren Platz zu finden. Wir haben es hier mit keiner flachen Uebersetzung zu thun, sondern mit einer Nachdichtung in des Wortes bester Bedeutung. l.

William Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter Von Hermann Conrad. (Berlin, Georg Reimer.) — Schon einmal haben wir unseren großen Beifall über die Geschicklichkeit und das feine Kunstverständniß aussprechen dürfen, mit welchen H. Conrad aus der Analyse der Schöpfungen eines Dichters eine Gesammtcharakteristik desselben zu gewinnen weiß: es geschah bei der Besprechung der Eliot-Biographie dieses Verfassers. Das vorliegende Buch zeigt die dort angewandte Methode noch schärfer ausgeprägt; es läßt die gerade bei den englischen Literarhistorikern so beliebte, mehr neugierige als sachgemäße Durchmusterung des Privatlebens des Dichters gänzlich bei Seite — nur ein kurzer Abriß des Lebens von Thackeray ist gleichsam als Vorwort beigefügt —, vertieft sich aber um so mehr in die Werke und liefert, auf sie allein sich gründend, eine Darstellung der Gesammtanschauung des Schöpfers derselben, welche an Schärfe und Klarheit die Mosaikbilder jener biographischen Curiositätenkrämer weit überragt. Die Gründlichkeit der Conrad'schen Kritik ist nicht genug zu loben. Jedes einzelne Werk wird genau zergliedert, seine Bestandtheile und ihr Aufbau mit denen der anderen Werke in erschöpfender Weise verglichen und die Gedankenwandlung des Dichters mit sorgsamen Spürsinn durch alle hin verfolgt. Das Ergebniß dieser fruchtbaren und den Leser unwillkürlich fesselnden und mit sich fortreißenden Arbeit ist eine aus gerechten Abwägungen bestehende Kritik der schriftstellerischen Persönlichkeit selbst: Thackeray's Dichtergröße wird nirgends verkannt, sondern überall, wo es am Platze ist, gebührend hervorgehoben, daneben aber werden auch alle Factoren, welche beeinträchtigend auf sie wirkten, genau gewürdigt. So vor Allem der unklare Pessimismus des Dichters, der oft auf einem Mangel an Nachdenken beruhte und besonders die Composition der Werke arg schädigte. Eine gewisse Denkträgheit erzeugte in Thackeray auch die Vernachlässigung künstlerischer Gesetze und verdunkelte das reine Walten seines ursprünglichen und kräftigen dichterischen Genius. Auch die Art der Thätigkeit des Schriftstellers, seine Faulheit und sein Cynismus, entsprangen jenem Grundirrthum seiner Seele. Alles dies ist in dem Conrad'schen Buche trefflich entwickelt und mit einander in Beziehung gesetzt, so daß diese Arbeit als ein Muster literarhistorischer Kritik bezeichnet werden kann. o. b.

Das Nessusgewand. Roman von Fedor von Zobeltitz. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Fedor von Zobeltitz hat sich unter den deutschen Erzählern einen ehrenvollen Platz errungen. Auch der vorliegende Roman ist wohlgeeignet, diese Stellung zu befestigen. Der Verfasser demonstrirt an einer Reihe von Existenzen, daß die Vergangenheit jedes Individuum wie ein Nessusgewand umschließt, unabstreifbar, die Lebenskraft aufzehrend und zerstörend. Daß diese Demonstration gerade an einer unschuldig leidenden Frau vollzogen wird, ist nicht ganz mit der poetischen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, entspricht aber den durch das herrschende Vorurtheil geschaffenen Zuständen. Die zwischen Genf und Montreux concentrirten Nebenpersonen verschiedenster Nationalitäten und Gesellschaftsclassen sind scharf beobachtet und geschildert und geben Zeugniß von der gereiften Lebenserfahrung des Verfassers. g. m.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben wurde complet:

Handbuch der Nationalökonomie.

Von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Zweite verbesserte Auflage.

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M*. Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M*. Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M*. Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M*. Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M*.

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

Heinrich Nitschmann

als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke

von

Władislaw Malukiewicz.

Gedruckt und verlegt bei

Reinhold Kühn d. J., Elbing. 1888.

Preis 60 Pfennig.

Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Bedeutendes Werk der Memoirenliteratur

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart und Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Ein halbes Jahrhundert.

Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Von

Adolf Friedrich Graf v. Schack.

Mit dem Porträt des Verfassers.

3 Bände. Preis geheftet *M* 15.—; fein geb. *M* 18.—

Der Verfasser, der als Dichter, Gelehrter, Uebersetzer, Kunstmäcen und Staatsmann eine so markante und hervorragende Stellung in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts eingenommen, bringt in diesem Werke eine Menge von Charakteristiken derjenigen bedeutenden Personen, denen er in seiner bevorzugten Stellung näher getreten ist und führt uns das bewegte Treiben der Zeitgeschichte vor, die er miterlebt. Graf Schack betrachtet diese Memoiren sozusagen als ein Vermächtnis, das er der deutschen Nation hinterläßt und das gewiß auch als wertvolles Besitztum von derselben geschätzt werden wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Scheichl, Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 1 M. 50 Pf.

Wollny, Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

Wollny, Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Die Kunst glücklich zu sein

von

Paul Mantegazza,

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,

eleg. geb. M. 3.20.

Soeben erschienen:

DER KULTURKAMPF

zwischen **Asien** und **Europa**

von Dr. Ad. Wahrmund. 8°. Mk. 1,—.

H. Reuther's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte

Lingg'sche Erdprofil

der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite

im Maßverhältniß 1:1 Million,

eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.

1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt *M* 21.—

1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 24.—

1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 20.—

In **Carl Duncker's Verlag** in **Berlin W.**, Güstrowstr. 2 erschien:

Christian Daniel Rauch von Friedrich und Carl Eggers. Mit Rauch's Portrait gez. von Schadow und einer Phototypie eines Briefes an Rietschel. 4 Bände gr. Octav. Preis 33 Mark.

Ed. von Hartmann, Philosophie des Schönen. 53½ Bog. gr. Octav. Preis 8 Mark.

Verlag von W. Werther in Rostock.

E. von Münchershof,

Zweierlei Tuch.

Heiteres und Ernstes aus dem Offiziersleben im Frieden.

Preis 3 *M* brosch., 4 *M* eleg. gebdn.

Verf. gehört den höheren Offizierskreisen an. Die flott geschriebenen Skizzen werden überall gern gelesen werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Antiquar. Lager-Kataloge:

No. 1: **Theorie und Geschichte der Musik. Praktische Musik.** No. 2: **Philosophie.** Gratis und franko zu beziehen.

Auch zum Ankaufe ganzer Büchersammlungen, sowie einzelner werthvoller Werke, hält sich der Unterzeichnete empfohlen.

Richard Bertling in **Dresden-A.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden folgende tadellose Werke unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Schlosser**, Weltgesch. f. d. deutsche Volk. 2. Ausg. Leipz. 1876. 19 Bde. mit Register in Orig.-Leinwbdn. 30 *M*. — **Goethe-Jahrbuch**, 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 *M*. — **Schiller**, Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 *M*. — **Nachtigall**, Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M*. — **Louis Blanc**, Histoire de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg.

Soeben erschien:

Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der menschlichen Stimmorgane.

Deutsch von Dr. J. Michael.

Mit Bildnis des Verfassers und 19 Abbildungen.

Gebunden *M* 6.—.

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend) elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 18. Februar 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Warnung an Rußland. — Die Einrichtung pädagogischer Professuren. Von J. Witte-Bonn. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der umwölkte Stern. Von Martin Greif. — Björnson als Sittlichkeitsapostel. — Ein deutsches Werk über Carlyle. Von Hermann Conrad. — Neue Novellen. Besprochen von Wilhelm Bolin. — **Feuilleton:** Eine Mutter. Von J. Faber. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Warnung an Rußland.

Als am 18. November vorigen Jahres Czar Alexander III. Berlin besuchte, da schrieben wir in einem, diesem Besuche gewidmeten Artikel u. A. Folgendes: „Das Czarenthum à la Nicolai gehört seit geraumer Zeit zu den „historischen Erinnerungen" in Rußland. Die letzten Jahrzehnte russischer Geschichte können nicht mehr zurückgeschraubt werden, und jede Rechnung mit dem Czaren als einem in seinen Willensäußerungen uneingeschränkten politischen Factor ist eine irrige, vor deren Folgen wir das deutsche Volk bewahrt wissen wollen" ..... Haben wir uns damals geirrt? Gewiß nicht, und wir meinen, daß die zwischen dem 18. November 1887 und dem 6. Februar 1888 liegenden Ereignisse, welche statt der, von der Veröffentlichung der bekannten gefälschten diplomatischen Aktenstücke erhofften Beruhigung zu unaufhörlichen Kriegsgerüchten, militärischen Vorbereitungen und endlich zur Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündniß-Vertrages geführt, uns gerechtfertigt haben. Und dennoch hat Fürst Bismarck am 6. Februar im Reichstage eine, wie allgemein versichert wird, große Friedensrede gehalten, in welcher er sein ganzes Vertrauen hinsichtlich Vermeidung baldiger kriegerischer Verwickelungen auf Kaiser Alexander von Rußland gesetzt hat! „Dem Kaiser Alexander" — so sagte der Reichskanzler — „vertraue ich absolut"; der Czar, so führte Fürst Bismarck weiter aus, wolle keinen Krieg; der Einfluß der russischen Presse aber werde überschätzt; sie sei für ihn, den Reichskanzler, nichts weiter als Druckerschwärze auf Papier ...

Fürst Bismarck hat Recht und Unrecht — wie man's nehmen will. Es ist sein gutes Recht, dem Worte des Czaren unerschütterlich zu vertrauen, und er ist sicherlich vollkommen davon überzeugt, daß Kaiser Alexander III. keinen Krieg will. Hieran ist weder zu zweifeln, noch zu deuteln. Aber hatte im Jahre 1876 Kaiser Alexander II. nicht auch mit seinem Worte versichert, er wolle keinen Krieg? Und überschritten nicht wenige Monate nach dieser Versicherung russische Truppen die rumänische Grenze? Und der verstorbene Czar war noch uneingeschränkt der Selbstherrscher über seine Reußen! Die Frage, was die Zukunft bringen werde: Krieg oder Frieden? dreht sich allein darum, ob Czar Alexander III. das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde, ob er es auch rechtfertigen könne. Und hier beginnt der Irrthum des deutschen Reichskanzlers. Von einem solchen kann natürlich nur die Rede sein, soweit dem Fernerstehenden ein Schluß von den an die Oeffentlichkeit getretenen Handlungen der deutschen Politik gegenüber Rußland in den letzten Jahrzehnten und von den Anschauungen des Leiters dieser Politik, wie er sie in seiner großen Rede am 6. Februar d. J. dargelegt hat, auf die wirklichen Meinungen des Fürsten Bismarck gestattet ist. Es heißt bei uns mit Fug und Recht, man dürfe am Kanzlerwort nicht drehn noch deuteln. Wir müssen also annehmen, daß Fürst Bismarck daran glaubt, es liege in der Hand des Czaren, der hochherzigen Aufrichtigkeit der deutschen Politik zu folgen und der Periode der Mißverständnisse und Beunruhigung ein definitives Ende zu bereiten. Und wahrlich, wenn dem so wäre, so haben Deutschland und Oesterreich-Ungarn ihrerseits Alles gethan, um den Selbstherrscher an der Newa in diesem Beginnen zu stützen und zu fördern! Dem ist aber nicht so! Fürst Bismarck hat den Einfluß der russischen Presse unterschätzt, wie er die Machtfülle des jetzigen Czaren überschätzt. Und wie die Offenheit des deutschen Reichskanzlers gegenüber dem Czaren bei der Audienz am 18. November 1887 im russischen Botschaftshôtel Unter den Linden zu Berlin ohne die ersehnten Folgen geblieben ist, so wird auch die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Defensivbündnisses, wie der Commentar, welchen Fürst Bismarck am 6. Februar zu dieser Veröffentlichung gegeben hat, ohne die Wirkung bleiben, die in erster Linie erhofft worden ist. Gewiß, das officielle Rußland kann, falls es nicht blind und taub ist, nicht anders, als sich vor der deutschen Aufrichtigkeit und Friedensliebe beugen, und hat es auch gethan. Das nichtofficielle Rußland aber, gerade das Rußland, dessen Ansichten und Forderungen mittelst Druckerschwärze täglich auf dem Papier der Zeitungen fixirt werden, wird unbeirrt fortfahren, den Haß und das frühere Mißtrauen gegen die mitteleuropäische Friedensliga zu hegen und zu nähren und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Herbeiführung des Zeispunktes zu beschleunigen, wo an der Weichsel und in Galizien das Schwert den Knoten der orientalischen Frage lösen soll.

Kaiser Alexander III. war schon als Thronfolger in den Händen der russischen Nationalpartei, der Slavophilen. Seit er den Czarenthron bestiegen, hat er nur soviel Charakterstärke zu zeigen vermocht, daß gewisse auswärtige Traditionen seines Hauses nicht ganz und gar verletzt wurden. In seiner inneren Politik hat er das slavophile Programm vollständig zu seinem eigenen gemacht. Daß es nicht auch schon seine auswärtige Politik beherrscht, ist vielmehr auf das Gefühl der Pietät gegen unseren greisen Kaiser, das in Czar Alexander übermächtig herrscht, und auf seine Abneigung gegen jeden Krieg zurückzuführen, als auf seine Ueberzeugung von der Weisheit der deutschfreundlichen Politik seiner Vorfahren. Indeß, der Widerstand, den er dem Drängen der slavophilen Actionspartei entgegensetzt, wird schwächer und schwächer.

Digitized by Google

Schon heute muß der Selbstherrscher aller Reußen fühlen, daß er nicht mehr Herr der Situation ist, und daß die Zeit mit Riesenschritten herannaht, in der es für ihn heißt: „Ich gehe mit der chauvinistischen Nationalpartei, oder sie geht über mich hinweg!“ ... Alexander III. steht schon lange vor der Wahl, entweder ein Czar ohne Volk zu sein, oder aber sich mit Aufgabe seiner bisherigen auswärtigen Politik an die Spitze der Actionspartei zu stellen. Wie diese Wahl ausfallen wird, das dürfte lediglich für den Czarèn von vitaler Bedeutung sein. Die Welt muß schon heute genau wissen, daß — so oder so — der durch Jahrzehnte lange unermüdliche Agitation aus seiner Trägheit aufgerüttelte russische Volkcoloß sich in jedem Falle nach Westen hin in Bewegung setzen wird. Wer hat dies aber vorbereitet? Wer hat aus Rußland einen begehrlichen Wegelagerer zu machen versucht? Wer hat Haß und nationalen Fanatismus in die Massen getragen? Die russische Presse, soweit sie in den Händen der Slavophilen war und ist! So wenig die Presse — etwa wie die Pariser Boulevardblätter, von den sie zu unterscheiden ist, — jemals bloße „Druckerschwärze auf dem Papier“ gewesen ist, so wenig ist sie es heute. Denn hinter ihr steht die große Mehrheit Rußlands, die ihren nationalistischen Führern folgt und folgen wird, wohin es auch sei; hinter dieser Presse stehen die brutalen Volksinstincte, steht die vom Chauvinismus durchseuchte Armee, steht die ganze Intelligenz des Czarenreiches. Die russischen Zeitungen sind eine Macht, denn sie versuchen nicht nur mit mehr oder minder Glück für Dies oder Jenes Stimmung zu machen, sondern sie spiegeln bald unverhüllt bald in Ironie und Bosheit gekleidet die Hoffnungen, Wünsche, Forderungen und Absichten wieder, welche alle Sinne Derjenigen beherrschen, die heute thatsächlich Rußland lenken.

Sollte dies der deutsche Reichskanzler nicht wissen? Er weiß es sicherlich — hat er doch schon 1876 sich veranlaßt gesehen, zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn zu optiren, und sich für Letzteres entschieden, weil für diesen Entschluß Alles, aber auch Alles sprechen mußte und gesprochen hat! Und dennoch wird der Rede des Fürsten Bismarck am 6. Februar die Bedeutung einer Friedensrede beigemessen? Wird von ihr, dem Wunsche des großen Redners entsprechend, Beruhigung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens erwartet? Ja, — und mit Recht! Sollten die Veröffentlichung des Bündnißvertrages vom 7. October 1879 und die Kanzler-Rede am 6. Februar d. J. Rußland die Augen öffnen, auf welche Abwege sich seine Politik verirrt habe und wie sie sich auf die rechte Bahn zurückfinden könnte, so haben diese beiden Kundgebungen zugleich auch die Bedeutung eindringlicher Warnungen. Sie bilden — und darin liegt ihre ungeheure geschichtliche Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft — den Wendepunkt in der deutschen Politik gegenüber dem Czarenreiche, an welchem dem Letzteren eine klare Abrechnung über die Vergangenheit abgelegt und ohne diplomatische Schminke angekündigt worden ist, was seiner harret, wenn es das wahnwitzige Beginnen fortsetzt, den furor teutonicus zu provociren und zu reizen. Der Satz, der in allen deutschen Herzen einen begeisterten Widerhall gefunden hat, weil er aus ihnen heraus gesprochen worden ist, der Satz: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts!“ enthält die Quintessenz dessen, was unser Kaiser durch den Mund des Fürsten Bismarck seinem Volke an Friedenszuversicht zu geben hat. Wir sind stark und sind bereit; wir laufen Rußland nicht nach und wir fordern es nicht heraus; wir werden aber kraft unseres Rechtes, unserer Ehrlichkeit, unseres Gottvertrauens und unserer Einmüthigkeit, mit Hülfe unserer Bundesgenossen oder auch allein, siegen, wenn man uns trotz unserer Friedensliebe überfällt; — diese stolze Versicherung, die der Reichskanzler Namens unserer Regierung unter lauter Zustimmung des ganzen deutschen Volkes urbi et orbi abgegeben, ist der einzige Halt angesichts der ungewissen Zukunft für uns und diejenigen, die mit uns sind. Auf diesen Halt haben wir uns einzurichten und er muß und wird uns genügen für gute und schwere Zeiten, wenn auch nur ein Funke vom Geiste unseres Kaisers und unseres Reichskanzlers in uns lebt!

Die Einrichtung pädagogischer Professuren.

Von J. Witte-Bonn.

(Schluß.)

3. Ein dritter Punkt, welcher zur Errichtung pädagogischer Lehrstühle dringend auffordert, ist der folgende. Gerade unsere jungen Philologen jagen vielfach noch dem hohlen und abstracten Ideale einer rein „formalen“ Bildung nach. Den ihnen selber zu Theil gewordenen Unterricht sehen sie oft als die einzig menschenwürdige Schulung des Geistes an und verachten jede andere, als ob diese nur eine banausische Abrichtung für eine specielle Berufstechnik sein könnte. Daß die heutigen allerdings in hohem Maße, nach meiner Ueberzeugung sogar noch mehr als die humanistischen Gymnasien, der Reform bedürftigen Reallehranstalten immerhin schon Erziehungsschulen sind, — daß auch diese Institute keineswegs nur für Geschäfte eines besonderen Berufsfaches dressiren, das ahnen dieselben kaum. Lediglich darauf aber kommt es doch an, daß nicht die Geschäfte des Berufes und seine nützlichen Verrichtungen schon in der Schule geübt werden: die Kenntniß der Functionen derselben und der ihnen zu Grunde liegenden natürlichen oder socialen Kräfte, ist aber durchaus nicht etwas, was den Idealismus verkümmern müßte. Es ist daher auch gar nicht abzusehen, welchen Schaden es der jugendlichen Seele bringen könnte, falls sie, nachdem sie nur die erste eigentliche Elementarbildung erhalten hat, etwa vom 14. oder 15. Lebensjahre an, ihrer dann stets hervortretenden Neigung und Anlage gemäß wenigstens eine **allgemeine** Berufsbildung genießen, d. h. entweder mehr in klassisch-humanistischer oder mehr in modern-realistischer Richtung vorgebildet und geschult werden würde. Werden nur die Universitätsstudien den Abiturienten sämmtlicher höherer Vorbildungsschulen frei gegeben und bleibt es z. B. den Medicinern und Juristen überlassen, das ihnen nothwendige Griechisch sich ebenso auf der Universität zu erwerben, wie die Theologen sich erst hier das Hebräisch aneignen dürfen, so ist in keiner Hinsicht Nachtheiliges zu befürchten. Vielmehr hat eine in dieser Weise stattfindende Beziehung des höheren Schulunterrichts der Oberklassen auf das Berufsleben — wie dies in den oberen Ständen sich gliedert und zum Theil staatlich regelt, wie es noch dazu eine moderne und christliche, dem antiken Geist fremde Errungenschaft ist — etwas entschieden geistig Befreiendes, Erweckendes und Ideales. Sehr treffend urtheilt P. de Lagarde in seinen „Deutschen Schriften“ hierüber: „So gewiß das Leben und der Lebensberuf erzieht, so gewiß erzieht auch die ernst genommene Aussicht auf ihn. So gewiß die Idee überhaupt erzieht, so gewiß erzieht auch die Idee des Standes, dem man sein Leben lang anzugehören vorhat“. Vollends aber übersehen unsere anders denkenden jungen und recht oft auch die reifen Philologen, in welchem Sinne sogar jedes Gymnasium — selbst das klassisch-humanistische, wie einst schon Bonitz beim Antritt seines Directorats des Berlinischen Gymnasium z. gr. Kloster in beredten Worten darlegte — die Aufgabe hat, seine Bildung mit dem geistigen Leben der Gegenwart in Einklang zu setzen. Dies kann es aber gar nicht erreichen, ohne mit dem Berufsleben Fühlung zu gewinnen. Deshalb braucht es noch lange nicht in den Fehler specieller Fachschulung und praktisch-technischer Abrichtung für die Geschäfte eines besonderen Erwerbszweiges zu verfallen. Nur soviel ist behufs Erreichung jenes Zweckes nothwendig, daß jede Lehranstalt ein Verständniß erwecke für alle natürlichen sowie für alle geistigen Kräfte und Functionen, aus denen die Arbeiten und Leistungen des höheren und selbstthätigen Berufslebens hervorgehen. Nur Lateinisch und Griechisch für den Nerv menschenwürdiger Bildung ansehen: das geht heute nicht mehr an; das hieße überdies die gesammte Volksschulbildung für barbarisch halten und sogar allen Unterricht unserer Töchter für ebenso beschaffen ansehen. Dabei würde endlich auch dies vergessen, daß das Griechische erst in unserem Jahrhundert

Digitized by Google

obligatorischer Lehrgegenstand der Gymnasien geworden ist und die Heroen unserer classischen Epoche des vorigen Jahrhunderts meist auf solchen Gymnasien, deren Lehrplan nach der Meinung unserer philologischen Heißsporne zum „Amerikanismus" führen müßte, ihre Bildung erworben haben. Auf all' dies ist nun ja schon oft genug hingewiesen worden, aber vernünftigen Gründen ist philologischer Fanatismus nie zugänglich gewesen. Desto wichtiger ist es, daß durch gründliche pädagogische Kenntnisse die jungen Leute bei Zeiten verhindert werden, in dem Labyrinthe solcher fanatischen und unhistorischen Ideen sich zu verirren.

Indeß mit Nichten sind pädagogische Professuren etwa nur im Interesse künftiger Schulmänner zu wünschen. Alsdann genügte es vielleicht, sie nur da zu schaffen, wo das philologische Studium in besonderer Blüthe steht, von preußischen Universitäten also vor allem in Berlin, Bonn und Göttingen. Den letzteren beiden und ebenso Halle und Breslau sollten solche Lehrstühle schon deshalb nicht fehlen, weil ihr Wirkungskreis, wenn auch nicht in dem Grade wie der der Berliner Universität, nicht bloß von provinzieller Bedeutung ist. Bonn ist z. B. in drei Facultäten, in der evangelisch-theologischen, juristischen und medicinischen auch die natürlichste akademische Bildungsstätte für Westfalen. Nun leben in der Rheinprovinz die Evangelischen in der Diaspora, in anderen Provinzen, wie in der Mark Brandenburg und in Pommern, gilt dies von den Katholiken. Auf alle Functionen, welche den Geistlichen einer Kirche naturgemäß zukommen, wird diese gerade da, wo ihre Angehörigen in der Diaspora leben, besonders eifersüchtig sein. Darum wird sie auch darauf halten, daß die Geistlichen, welche — wenigstens auf dem Lande — die geborenen Localschulinspectoren sind, auch wirklich als solche verwendet werden. In Zeiten kirchenpolitischen Friedens — ein Zustand, der in unseren Jahrhunderten denn doch wohl immer mehr zur Regel werden dürfte — wird der Staat den Geistlichen seiner verschiedenen Confessionen die Erfüllung dieses Wunsches auch sicherlich gerne gewähren. — Ohne gründliche pädagogische Kenntnisse können Geistliche aber solchen Posten nicht ausfüllen; sie müssen ja doch den Elementarlehrern, welche auf den Seminaren in die pädagogische Theorie eingeführt sind, sogar überlegen sein; schon deshalb sollten sie die Pädagogik gerade auf gelehrter Grundlage und von jenen weitsichtigen Gesichtspunkten aus kennen gelernt haben, durch die sie in der Neuzeit, vor Allem in den letzten Decennien, ein ganz neues wissenschaftliches Gepräge gewonnen hat.

Für unseren preußischen Staat sollte die Pflege und Förderung der pädagogischen Wissenschaft auf alle nur denkbare Weise eigentlich eine Ehrensache und Pflicht natürlicher Pietät sein. Gerade Preußen ist es, von dessen Landen so manche epochemachende pädagogische Reform ausgegangen ist. Fast alle seine hervorragenden Fürsten haben der Sache des Erziehungs- und Unterrichtswesens persönlich nahe gestanden. Der größte unter seinen Monarchen in der Vergangenheit, König Friedrich II., war selber ein bedeutender Pädagoge und veranlaßte tief eingreifende Reformen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Preußen ist ferner der Staat, welcher zuerst die allgemeine Schulpflicht einführte, in dessen Hauptstadt ein J. G. Fichte den mächtig wirksamen Gedanken einer Nationalerziehung verkündete. Endlich ist unser Staat derjenige, zu welchem von jeher oder doch seit mehr denn zwanzig Jahren jene Universitäten gehören, auf denen die bedeutendsten pädagogischen Capacitäten Deutschlands gelehrt haben: A. H. Franke in Halle, Kant in Königsberg, Schleiermacher in Berlin, Herbart in Göttingen und Königsberg, Waitz in Marburg. Und dieses Preußen, meine ich deshalb ernstlichst, sollte nicht länger gänzlich solche Lehrstühle entbehren, welche gegenwärtig nicht nur Leipzig und Wien, sondern auch Jena, Gießen und Prag besitzen und welche es selbst im vorigen Jahrhundert in Halle, als Trapp einen solchen einnahm, zuerst besessen hatte!

Des Weiteren aber ist vor allem ein Sachverhalt hervorzuheben, welcher mit Rücksicht auf einen nahe liegenden Einwand zu beherzigen ist. Die Pädagogik kann nämlich nicht etwa, wie man wohl gemeint hat, nur als Nebenfach behandelt werden. Ist sie doch nicht ein bloßer Anhang zur Philosophie. Denn so richtig es ist, daß nur ein tüchtiger Philosoph auch ein guter Theoretiker der Pädagogik sein kann, so verlangt diese Disciplin doch mancherlei Kenntnisse, welche der Philosoph unmittelbar nicht nöthig hat. Gerade der letzteren wegen aber muß Jeder, der Pädagogik lehren will, stets ausdrücklich den Fortgang dieser Disciplin verfolgen und mitforschend zu demselben beitragen. Wem pädagogische Interessen unmittelbar ferner liegen trotz seiner philosophischen Forschung, der muß deshalb die Verbindung der Philosophie und Pädagogik im Lehramte als eine unerträgliche Ueberlastung empfinden und zwar um so mehr, als schon für die Philosophie selber eine Arbeitstheilung manchen Vertretern derselben erwünscht scheinen, bis zu einem gewissen Grade wohl allen für berechtigt gelten würde, der allzu einseitigen Beschäftigung der meisten (leider) nur allzu angemessen wäre. — Auf den hier in Rede stehenden Punkt hat bereits vor 12 Jahren Professor J. B. Meyer nachdrücklich hingewiesen. In seinem Aufsatze über „Deutsche Universitäts-Entwicklung" (in Holtzendorff's und Oncken's „Deutschen Zeit- und Streitfragen", Jahrgang III [v. 1875], Heft 48) bemerkt er höchst treffend auf S. 78/9: „Das pädagogische Können lernt sich gewiß nicht außerhalb der Praxis, aber doch nicht allseitig allein durch die Praxis. Durch sie allein kann nur die Routine gewonnen werden, aber nicht ein verständnißvolles Urtheil über den Werth der verschiedenen Bildungsziele. Diese Kenntniß gewinnt man nur durch einen Blick in die pädagogische Anwendung der Psychologie und in die gesammte Bildungsgeschichte der Völker und Zeiten. Kann nun auch der Erste bei den Psychologen, also den Philosophen, gewonnen werden, ...so setzt doch das Zweite ein so umfassendes Studium der ganzen Culturgeschichte voraus, daß es dem Philosophen schwer fallen muß, das Fach auch nach dieser Seite würdig zu vertreten. Und gerade diese Berücksichtigung der Erziehungs- und Schulgeschichte ist natürlich für die richtige Abschätzung der verschiedenen Bildungsziele besonders werthvoll. Eben deshalb ist es eine gerechte Zeitforderung, die Pflege der Pädagogik an den Universitäten nicht nur den zufälligen Neigungen der Theologen und Philosophen zu überlassen, sondern dafür eigene Professuren zu gründen, um dazu beizutragen, daß die Schulmeisterweisheit wahre Wissenschaft werde".

Vollends gewinnt die Behauptung, daß die Pädagogik nicht bloß nebenher und als eine dem Belieben und der Neigung nur für andere Fächer verpflichteter Professoren überlassene Disciplin — wie ein gleichgültiges Nebenfach — behandelt werden dürfe, ihr durchschlagendes Gewicht durch den Umstand, daß innerhalb der letzten Decennien diese Wissenschaft eine radicale Umgestaltung erfahren hat. Sogar die Ungunst der Verhältnisse und ihrer Lage auf den Universitäten hat diesen Fortschritt der Pädagogik nicht hindern können, obzwar derselbe in der Hauptsache akademischen Lehrern und zwar an solchen Hochschulen, die bereits einen pädagogischen Lehrstuhl besitzen, verdankt wird. Die pädagogische Wissenschaft hat in der That in den letzten beiden Decennien wiederum eine Entwicklung durchgemacht, durch welche sie in eine ganz neue Phase getreten ist. Die Behandlung und Erforschung der Functionen und Thätigkeiten, auf denen Erziehung und Unterricht beruhen, ist ja im Wesentlichen abhängig von dem Standpunkte der Psychologie. Indem Joh. Fr. Herbart die Methode, mittelst deren wir inductiv gesicherte Erfahrungen erlangen, auf das Gebiet der inneren Wahrnehmungen — durch Kant's nach dieser Seite hin zu weit gehende Einschränkung unseres Wissens unbeirrt — übertrug und von dieser auf solche Art erst in der Form strengerer Wissenschaft begründeten Psychologie des Weiteren Anwendung auf Pädagogik machte, schuf er — mindestens zum größesten Theile — die letztere selber erst als Wissenschaft im modernen Sinne. Beneke und der Anthropologe Waitz folgten diesen Spuren. Indessen sogar seit letzterem sind durch die auf dem Gebiet rein empirischer Beobachtung — obzwar nicht auf dem der Erklärung — des Seelenlebens beachtenswerthen Ergebnisse der englischen und

Digitized by Google

französischen Associationspsychologen, besonders Bain's, Ribot's und Spencer's, ferner durch Fechner's und Wundt's psycho-physische, resp. physiologisch-psychologische Theorien, und durch die Arbeiten ihrer Schüler, sodann durch die Lehren Brentano's und Stumpf's und zumal durch Lotze's auch für die fundamentale Erklärung des geistigen Lebens so belangreiche und feinsinnige Untersuchungen, endlich durch social-psychologische und statistische Einsichten, wie letztere vor allem bei Al. v. Oettingen vorliegen, höchst zahlreiche neue Errungenschaften auf diesem Gebiete gewonnen. Auf Grund derselben ist denn — ebenfalls erst seit Waitz — auch die Pädagogik selber durch gemeinsame Arbeit von Psychologen und Pädagogen, vorzüglich Volkmann's von Volkmar, Strümpell's, O. Willmann's und L. v. Stein's in eine ganz neue Bahn gelenkt worden. Vielfach mögen besonders die dabei geltend gemachten sociologischen und socialpsychologischen Gesichtspunkte in ihrer Anwendung auf die Pädagogik überschätzt worden sein (ein Punkt, der noch sorgfältiger Prüfung bedürfen wird): immerhin haben alle diese neuen Ideen dazu beigetragen, daß erst jetzt der Rahmen gefunden ist, innerhalb dessen auf streng wissenschaftliche Art sowohl die Theorien von den Functionen der Erziehung und des Unterrichts, sowie von deren Aufgaben und Zielen, als auch die systematische Darstellung der staatlichen und öffentlichen Organisation des der Lehre gewidmeten Bildungswesens zu einem großen Ganzen verbunden werden können. Nicht nur die Arbeiten eines Rönne und Wiese können erst jetzt auch in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung vollständig gewürdigt und ausgebeutet werden, sondern auch die Geschichtsschreibung und -Forschung der Pädagogik hat einen ganz neuen Aufschwung genommen und einen viel weiter reichenden Horizont gewonnen, als sie noch vor 15 Jahren hatte: Man denke nur an die neueren Arbeiten von v. Stein, Willmann, Rethwisch, Specht, Denifle u. A., besonders auch an K. Schmid's Unternehmen, der schon in 2. Aufl. erschienenen „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens", an Kehrbach's „Monumenta Germaniae paedagogica" und selbst an Paulsen's freilich in manchen historischen wie sachlichen Punkten nicht mit Unrecht scharf bekämpftes, aber doch inhaltreiches, geistvolles, in vieler Hinsicht auch eindringendes und höchst verdienstvolles Werk über die „Geschichte des gelehrten Unterrichts"! —

Endlich noch dies! Erziehung und Unterricht, überhaupt das Bildungswesen, machen zweifellos einen der bedeutsamsten Factoren in allem geistigen, geschichtlichen und socialen Leben der Menschheit aus. Denn wahrlich die sachliche und historische Erkenntniß der in diesem Gebiete wirksamen Kräfte ist so recht geeignet dafür, ein tiefes Verständniß derjenigen Thatsachen anzubahnen, welche mitten im Centrum der arbeitenden Wissenschaft liegen. Auch für eine Geschichte der Entwickelung der einzelnen Wissenschaften wie des wissenschaftlichen Lebens überhaupt, besonders für eine Geschichte des gelehrten Unterrichts und vollends für eine Literaturgeschichte der Wissenschaft — die eigentlich noch kaum existirt, höchstens zuweilen bei Gelegenheit der sonstigen, fast nur der schönen Literatur gewidmeten allgemeinen Literaturgeschichte eines Volkes oder Zeitalters sehr flüchtig (wie bei Hettner) gestreift wird —, dürfte erst auf diesem Wege, durch Erforschung jener für die Pädagogik wichtigen Gebiete historischer Entwickelung, eine sichere und breite Grundlage und so in genügender Weise Zeit und Raum gewonnen werden. — —

Jedem dürfte es hiernach einleuchten, daß die Pädagogik in solcher Gestalt eine Wissenschaft werden wird, zum Theil schon geworden ist, welche für alle Gebildeten, nicht nur für künftige Lehrer von größter Wichtigkeit erscheint. Die Lücke, welche durch das Fehlen jener Disciplin im Lehrplane der philosophischen Facultäten bezeichnet wird, ist mithin ein Mangel, der eigentlich im Interesse der Angehörigen sämmtlicher Facultäten zu beklagen ist. Nicht also bloß als Theorie einer Technik für die erziehliche Praxis, sondern in erster Linie als Object der Beschäftigung mit einem für unser Wissen, vor allem für die Erkenntniß der individuellen Entwickelung unseres Ichs, nicht minder aber für diejenige des Fortschritts unseres Geschlechts unentbehrlichen Gegenstande, ist die Pädagogik von Bedeutung. Ihr Ausfall im Lehrplane der Universitäten widerspricht schon darum in hohem Maße den Zwecken der letzteren, da diesen gemäß doch mindestens auch dies zu verlangen ist, daß den Studirenden möglichst vollständig das theoretische Verständniß aller für unser eigenes menschliches Wesen wichtigen Lebensgebiete, zumal der Bereiche intellectueller Arbeit und Leistung, erschlossen werde.

Literatur und Kunst.

Der umwölkte Stern.

Strahlend über unf'rem Volke
Stand der Stern der Zukunft da,
Plötzlich barg ihn eine Wolke,
Die zuvor kein Auge sah,
Und nun seufzt Germania.

Der im Schlachten-Ungewitter
Sich als Held uns kühn bewährt,
Und daheim als treuer Ritter
Jed' Vertrauen uns gewährt —
Weh, wenn Er ein Leid erfährt!

Tief bewegt uns sein Geschick,
Mehr noch als es Worte sagen,
Spricht der fassungslose Blick,
Wenn wir uns einander fragen:
Kommt's, daß Er uns kehrt zurück?

Was geschieht, läßt Gott gescheh'n,
Alles ruht in seinen Händen.
Wo wir keine Rettung seh'n,
Kann das Unheil er noch wenden.
Auch die Wolke wird verweh'n!

Martin Greif.

Björnson als Sittlichkeitsapostel.

Er fing damit an, indem er das Drama: „Der Handschuh" schrieb. Jetzt gibt es in den drei gesegneten skandinavischen Ländern ein wahres Ballspiel von hin- und hergeworfenen Handschuhen. Auf Sittlichkeitsmeetings und Sittlichkeitsdebatten strengen sich Frauen und Männer an, einander mißzuverstehen. Adressen gehen herum, um den Regierungen die Aufhebung der Prostitution als sittliche Pflicht einzuschärfen, Abhandlungen werden geschrieben, um die gleichen Sittlichkeitsforderungen an Mann und Frau durchzusetzen. Sie haben das Bündige und Entschiedene eines reinen Gewissens, wenn der Verfasser eine Dame ist, sie drücken sich behutsam, dunkel und unbestimmbar verdächtig aus, wenn der Antragsteller zum freien Lager des starken Geschlechtes gehört. Es ist ja auch zweierlei, was man unter der sittlichen Gleichstellung von Mann und Weib verstehen kann. Eine in letzter Zeit hier vielgenannte Dame hat die Palme der Klarheit errungen, indem sie die kitzliche Frage so formulirte: Soll der Mann werden wie die Frau, oder die Frau wie der Mann? Man hat darauf geantwortet wie man konnte. Im Eifer der Discussion stürmte man die schwache Verschanzung der gesellschaftlichen Uebereinkunft und nannte die Dinge bei Namen, daß Einem die Ohren klangen. Die Versammlungen, in denen von dergleichen geredet wird, sind immer überfüllt, selbst wenn es Entrée kostet und es kostet

Digitized by Google

gewöhnlich Entrée — Alles geht hin, was gehen kann: greise Ehemänner und bejahrte Gattinnen, junge Mädchen und ältere Stutzer, kleine Leute und la crême de la société, nur ein Element pflegt zu fehlen — der Jüngling. Der Jüngling, mit dem sich Alles beschäftigt, an dem nicht nur Herz und Nieren geprüft werden, dessen Geheimnisse die Schriftsteller ausschwatzen, wie Garborg in seinen „Männern", Strindberg in dem „Rothen Zimmer", dem „Sohn des Dienstmädchens", den „Ehen", Geijerstam in „Erich Grane" und Andere in anderen mehr oder weniger subjectiv ehrlichen Büchern, der Jüngling, der lebendig auf dem Secirtisch liegt, wie in Hans Jäger's: „Christiania-Bohème", für den sich Alle interessiren, dem Alle helfen wollen und der sich an den redlichen Bestrebungen seiner Retter vorbei still und heiter in die Gassen drückt, „wo die letzten Häuser stehen".

Der Jüngling, für den sie eigentlich gehalten werden, ach, er fehlt in diesen Versammlungen und wenn er sich einmal hineinverirrt, so hält er sich schüchtern im Hintergrunde und lacht sich in den ersten Flaum.

Es geht ein Fieber von Genußverlangen und ein Lechzen nach Enthaltsamkeit durch die skandinavischen Länder. Ueberall werden Nüchternheitsvereine gegründet. In diesem Volk der tapferen Trinker verwandelt sich die Bestimmung des Alkohols in eine auf ärztliche Vorschrift zu verabreichende Medicin. In Dänemark ist eine Abnahme der Völlerei unter den Bauern constatirt. Das ist eine Wirkung der Schule. Seit man sich auf über fünfzig Fortbildungsschulen für erwachsene Bauern die Aufgabe gestellt hat, das Ehrgefühl von der Tradition zu lösen und nach sociologischen Principien zu erziehen, ist die Saufrenommage in Verachtung gerathen und nachdem erst in der öffentlichen Kirchspielsmeinung eine Wandlung eingetreten, hat sich eine Wandlung des Bedürfnisses alsbald kundgethan. Durch kleine Siege gestärkt, macht man sich an größere Dinge. Warum sollte eine Aenderung des Naturbedürfnisses nicht ebenso möglich sein, wenn erst in der öffentlichen Meinung ein verändertes Bewußtsein geschaffen ist? Hat die menschliche Natur sich nicht oft genug mit einer unendlichen Anpassungsfähigkeit dem Bann einer Vorstellung unterworfen? Um was es sich handelt, ist eine neue Vorstellungsreihe, eine Begeisterung für sittliche Erhebung zu erwecken. Und wenn auch die geschichtliche Erfahrung darthut, daß die Menschheit in bornirtem Gegensatz zu der Ansicht des edlen Stuart Mill es immer vorgezogen hat, ein zufriedenes Schwein, statt eines unzufriedenen Sokrates zu sein, ja gerade in einem Zustand moralischer Erniedrigung einige ihrer glänzendsten Meisterwerke hervorgebracht hat, so geht doch nach der Evolutionstheorie eine allmähliche Abkühlung der Sinne ungefähr mit der Erd- und Sonnenabkühlung parallel und man kann ja jedenfalls versuchen, ob hier in dem kühlen Norden jetzt das Blut genügend abgekühlt ist, um mit Björnson sprechen zu können: weg mit der Brunst!

Und man versucht es. Er, mit dem muthigen Vorschlag, die Brunst abzuschaffen, Björnson selbst hat sich an die Spitze gestellt. Er verließ Paris, wo er drei Jahre lang seinen Studien und seiner Dichtung in Zurückgezogenheit lebte und nahm seinen Weg über Kopenhagen nach der Heimath. Das Casinotheater, das zweitgrößte Kopenhagens, in dem er seinen ersten Reformvortrag hielt, war überfüllt. Seinem Auftreten war eine Zeitungsfehde mit dem dänischen Literaturhistoriker Georg Brandes zuvorgegangen, in der die beiden berühmten Männer sich ihre Ansichten über ihren verschiedenen Sittlichkeitsbegriff und ihre gegenseitige persönliche Meinung von einander mit großer Offenheit gesagt hatten. Veranlaßt war die Fehde durch einen Damenbeitrag zur Sittlichkeitsfrage, der in ebenso hohem Grade Björnson's Billigung, wie Brandes' Mißbilligung gefunden. Die Abrechnung, die Beide bei der Gelegenheit hielten, hatte dem allgemeinen Interesse den Zusatz des Pikanten gegeben und bei seinem Erscheinen wurde Björnson mit neunmaligem Hurrah und einem Sturm von Applaus begrüßt.

Sein Vortrag ging nicht auf praktische Reformen, sondern auf allgemeine Wirkung und Anregung. Er berührte den gegenwärtigen Unterricht mit seinem Formalismus und wünschte, daß an Stelle desselben eine Schulerziehung trete, die auf Grund des vorhandenen Wissensmaterials eine zusammenhängende Darstellung der menschlichen Entwickelungsgeschichte gäbe; kein zerstücktes Gedächtnißwerk, sondern ein lebendiger Ueberblick, in dem alle Fächer in historischem Zusammenhang mit einander ständen und der Einzelne sich früh als Glied einer Kette zugleich individuell frei und solidarisch verpflichtet fühlen lernte — also eine Durchdringung der Jugend mit Inhalt und Lebensverständniß. Die Erziehung sei auf dem Ehrgefühl zu basiren, nicht als Standesbegriff, sondern als gesellschaftlicher Pflichtbegriff und das Ehrgefühl sei in weit intimerer Weise als bisher in den Dienst der Sittlichkeit zu nehmen. Unterweisung in der Physiologie und körperliche Arbeit beim Eintritt der Reife sei für beide Geschlechter unerläßlich, damit den Verirrungen und Leiden physischen Müßigganges und physischer Unwissenheit vorgebeugt werde; dann sollen sie hingehen in Tugend und Ehrbarkeit, der Mann bis zu seinem fünfundzwanzigsten, die Frau bis zum einundzwanzigsten Jahr, in welchem Alter sie ohne Säumen einen Hausstand gründen sollten und sich gegenseitig unterstützen, für einander arbeiten und sich liebhaben bis an's Ende.

Der Vortrag führte den Titel: „Monogamie oder Polygamie" und leitete aus den polygamischen Verbindungen der Männer vor und während der Ehe die unverkennbare Degeneration der Gesellschaft ab.

Die Empfehlung von Enthaltsamkeit vor und Treue in der Ehe war gut gemeint und schön gesprochen, denn Björnson ist ein großer Redner. Er besitzt außerdem das, was die Massen zwingt, eine imponirende Persönlichkeit und eine unbedingte, naive Hingebung an Ideen. Und Zustände, wie er sie anempfiehlt, sind ja das Ziel der Sehnsucht aller Wohldenkenden, das schöne Ziel, von dem man, so gut es angeht, thut, als hätte man es erreicht und schlummerte mit ihm auf seinem guten Gewissen. Björnson sieht auch darin ein gutes Zeichen. Er findet etwas außerordentlich Versprechendes in der einträchtigen Heuchelei, mit der die gute Gesellschaft ihre Nachtseite verbirgt, er erkennt in ihr mit Befriedigung ein zartes Schamgefühl, das die Einleitung zu etwas Besserem ist. Aber er vergißt, daß einfache, naive Zustände, wie er sie predigt, an den Anfang, nicht in die Culmination einer Culturperiode zu fallen pflegen, daß sie ein ungeheures Gebiet physischer Arbeit, das möglichst rasch bezwungen werden soll, voraussetzen, also am reinsten bei der Besitznahme unausgenutzter Länderstrecken, bei der Colonisation hervortreten. Was er in Kopenhagen verkündigte und in Stockholm und Christiania und vor der ganzen Welt wiederholen will, ist keine Lehre für den complicirten Mechanismus großer Städte, mit ihrer auf das Rad unglückseliger Gesellschaftsinstitutionen geflochtenen, in geschraubtem Verhältniß zu einander stehenden Bevölkerung. Es ist eine Lehre für Ackerbauer und Landleute, die in den fünfundzwanzig dänischen Kleinstädten und Flecken, wo er sie jetzt nach einander vorträgt, mit ihrer populären Moral jene aufrichtige Billigung findet, die nur dem Natürlichen und Möglichen zu Theil werden kann.

Für die Bevölkerung der Städte, die die sittengestaltende Arbeit zu verrichten hat, bestrebt man sich jetzt von anderer Seite, natürlich auch norwegischer, denn es ist immer Norwegen, von dem die reformatorischen Impulse für den Norden ausgehen, eine neue Form der Moral zu finden, die die Uebelstände beseitigen und den natürlichen Ansprüchen mehr als die alte genügen kann. Der energischeste und versprechendste unter den Leitern dieser Bewegung ist Arne Garborg und er ist auch der einzige, der praktische Vorschläge vorgebracht hat. Seine beiden Hauptwerke: „Bauernstudenten" und „Männer" sind Gesellschaftsstudien von hohem Werth, unabhängig, scharfsinnig, Zeugnisse einer feurigen Seele und eines besonnenen Geistes. Fast zur selben Zeit, da Björnson die lustigen Kopenhagener ermahnte, ihr Leben lang nur eine Frau lieb zu haben, fand in Christiania ein Discussionsmeeting statt, auf dem, neben verschiedenen schnurrigen Behauptungen von Frauenärzten und Frauenrechtevorkämpferinnen, von männlicher und weiblicher

Digitized by Google

Seite einige Aeußerungen fielen, die Beachtung verdienen, da sie den Keim von socialen Neubildungen zu enthalten scheinen, die, falls sie Gestalt gewinnen, sich kaum in Norwegen internieren lassen werden.

Zur Discussion stand die Sittlichkeitsfrage unter dem Gesichtspunkt des männlichen und weiblichen sexuellen Lebens.

Arne Garborg führte als Hauptursache des polygamischen Lebens der jungen Männer die Unmöglichkeit zeitiger Heirathen und die dem Mann ausschließlich zufallende Versorgung der Familie an. Die Ehe ist ein Risiko, das Viele nicht mehr Lust hätten auf sich zu nehmen, da die Annehmlichkeiten die Lasten nicht aufwögen. Es handle sich darum, daß die Frau in ihren Selbständigkeitsbestrebungen unterstützt und dem Mann ökonomisch so gleich wie möglich gestellt würde. Es handle sich darum, daß die juristischen Bande, die Mann und Weib an einander fesselten, das Eigenthumsrecht, das die Frau an den Mann, der Mann an die Frau habe, beseitigt würden, die Ehe werde frei und die Scheidung werde frei. Keine andere Garantie und kein anderer Zwang als die Uebereinkunft von zwei unabhängigen Persönlichkeiten. So wüßten beide Theile, was sie von einander zu erwarten hätten, ohne daß ihre persönliche Initiative der Einmischung einer dritten Macht unterläge. Die Menschen liefen nicht so rasch auseinander, wenn Neigung, Gewohnheit und ein paar Nachkommen sie aneinander fesselten und verhindert sei damit, daß in einer durch sociale oder ökonomische Rücksichten zusammengehaltenen Zwangsehe, einer tief unmoralischen Verbindung, Kind auf Kind in die Welt gesetzt würde.

Das ist — wir wollen nicht urtheilen in welcher Richtung — ein Schritt vorwärts, Vorschläge, die Gesetzeskraft gewinnen können.

Auch von Seiten einer Dame fielen kluge und muthige Worte. Kitty Kielland, die Schwester des Dichters Alexander Kielland schilderte in feinen und scharfen Zügen die Wirkung des Cölibats auf die Geistesfunctionen eines großen Bruchtheils der Damen der guten Gesellschaft und wies darauf hin, daß die ökonomische Selbständigkeit, der die Frau im Norden jetzt so eifrig nachtrachte, nur die Position sei, von der sie in Zukunft ihr Recht zu leben in Anspruch nehmen werde. In der Auffassung von Ehe und Scheidung als Privatsache fiele das Interesse von Mann und Frau zusammen. Abschaffung der gesetzlich geschützten Prostitution, freie Eheschließung und freie Scheidung, Beseitigung der staatlichen und kirchlichen Vormundschaft, das seien die Mittel zur Hebung der Sittlichkeit und zur Erreichung größeren persönlichen Glücks für die Individuen.

Natürlich ruht diese Reformidee auf einem dritten, dem wichtigsten Erkenntnißmoment. Dem Moralsatz, der im Norden die jungen Ehen schon zu beeinflussen anfängt, daß Keiner das Recht habe mehr Kinder in die Welt zu setzen, als er versorgen könne. Für eine Realisirung frühzeitiger, auf beiderseitigem Erwerb basirter Heirathen ist die Beschränkung der Kinderzahl eine Nothwendigkeit. Für die Liebe und Treue des Mannes ist der Umstand, daß die Frau nicht länger durch ihre ökonomische Hülflosigkeit auf Gnade und Ungnade an ihn gebunden ist, ein incitirendes weit eher, als ein abkühlendes Moment. Allerdings wird es — bei der gleichzeitigen Umwandlung, der das gesellschaftliche Moralbewußtsein unterliegen muß, weniger lebenslängliche Ehen geben, aber es werden viel mehr Frauen verheirathet, viel mehr Manneskraft erhalten, viel mehr Ehen aus Liebe geschlossen werden. Und wenn auch im Leben des Mannes die zwei- bis dreimalige Scheidung normal werden sollte, so haben die Frauen dafür in der Erfüllung ihrer Mutteraufgabe eine Entschädigung, die dem tiefsten Bedürfniß ihrer Natur entspricht.

Eine Umordnung der gesellschaftlichen und ökonomischen Zustände würde von selbst damit Hand in Hand gehen. In der Schule würde das Eintrichtern von Fachkenntnissen hinter der ethischen Erziehung zurückzutreten haben, auf die körperliche Stählung der Frauen würde in einem Grade hinzuarbeiten sein, an den man bisher nicht gedacht habe. Daneben wäre zur Entlastung der Mutterländer eine organisirte Auswanderung beider Geschlechter ein nicht zu entbehrendes Erforderniß und endlich sind das Dinge, denen man sich nur in unabsehbarer Zukunft Schritt vor Schritt nähern kann, aber jeder dieser Schritte wäre ein Schritt heraus aus den Resten einer mittelalterlichen Gesellschaftsordnung und Lebensauffassung. Wunderliches Spiel der Geschichte, wenn aus dem abgelegensten und orthodoxesten Lande Europas dieser Anstoß zu einer Gesellschaftsreform wirklich ausgehen sollte!

Wenn literarische Darstellung eine in's Leben eingreifende Bedeutung hat, so ist auf diesem Gebiete in Norwegen gründlich vorgearbeitet worden. Kein Buch ist in den letzten zehn Jahren erschienen, das nicht sociale Kritik und sociale Reform zum Gegenstand gehabt hätte und Kritik und Reform beschäftigen sich immer angelegentlicher, mit immer stärkerem Bewußtsein mit dem Verhältniß der Geschlechter zu einander. Björnson stürmte voran mit einem Feldruf von solcher Entschiedenheit, daß eine ganze gegnerische Bekenntnißliteratur, zur Selbstvertheidigung gerüstet bis an die Zähne, darüber aus der Erde sprang. Es war sein großes Verdienst, daß er die Sache so auf die Spitze stellte. Und wie bezeichnend ist es für seine hitzköpfige Agitatorennatur, daß das, was er sich dachte, ein möglichst großer, möglichst allgemeiner, möglichst trotziger — Frauenstrike war. Ja, Frauenstrike! Strike aller ehrbaren Frauen und Mädchen gegen alle Männer mit polygamischen Antecedentien. Das ist der Inhalt seines dreiactigen Dramas: „Der Handschuh". Der Handschuh ist ein Signal zum Sammeln. Schließt die Glieder, vorwärts, Sturm! Die Waffen sind Handschuhe, die den freienden Herrn der Schöpfung von dem Gegenstand ihrer Neigung in's Gesicht geworfen werden, falls sie sich von dem Verdacht galanter Abenteuer nicht mit befriedigenden Beweisen reinigen können. Das war neu. Zum ersten Mal, so lange die Sonne scheint, kommt ein Mann und ruft den Frauen zu: Laßt Euch nicht narren! Stellt kraft Eurer mehrtausendjährigen Reinheit doch einmal an den Mann die Forderung, die er immer an Euch stellt: er soll rein sein, wenn er in die Ehe tritt! Der Handschuh ist ein ernsthaftes und ein witziges Stück: Aber Arne Garborg war auch ernsthaft und witzig, — da er als Erwiderung darauf die schelmische Novelle „Jugend" schrieb, die auch die „Gegenwart" zum Abdruck gebracht hat. Er beschäftigte sich gar nicht einmal damit, daß Björnson einen Nonnenstand von feinen Damen im größten Maßstabe zu schaffen vorhatte, sintemal die Allerwenigsten sich — eine ehrliche Antwort vorausgesetzt — bei solchen Forderungen Hoffnungen auf die Haube machen konnten. Er, Garborg, zweifelte nur stark an der ehrlichen Antwort und daneben meinte er, wenn man liebe, stelle man überhaupt solche Fragen nicht. Denn das sei eben das Wesen der Liebe, daß sie nicht reflectire und Alles optimistisch ansähe.

Jetzt waren die Schleusen auf und der Strom ergoß sich. Was wurde nicht Alles geschrieben! Vor Allem Anklagen gegen die Männer in der Frauenliteratur. Kecker in Zeitungsartikeln, zaghafter in Romanen. Die schwedische Schriftstellerin, Frau Edgren, ging resolut voran. In ihren Dramen „Echte Frauen", „Wie man Gutes thut", kamen die Männer übel weg, in ihren Gesellschaftsschilderungen „Aus dem Leben" wandte sie sich mehr gegen die verkehrte Mädchenerziehung, „Constance Ring" von der talentvollen Frau Skram war auch kein kleines Belastungsmoment für das stärkere Geschlecht und in einer Menge kleiner Novellen und Dramen vergönnten sich geringere Capacitäten die Erleichterung auszusprechen, was sie gelitten. Eine Weile wurden diese Frauenbekenntnisse von der öffentlichen Meinung emporgetragen, dann wandten ein paar Organe, bei denen die öffentliche Meinung Anleihen zu machen pflegt, sich gegen sie und schlugen sie in die Flucht. Während der Schwede August Strindberg einen erbitterten Krieg gegen die „anspruchsvollen faulen, den Arbeitsmarkt einnehmenden" Frauen in seinen Novellen und Zeitungsartikeln führte, erschienen im Laufe eines Jahres drei gewichtige Beiträge zur Psychologie des modernen Gesellschaftslebens. Zwei Bücher, die von der Regierung verboten wurden: „Christiania-Bohème" von Hans Jäger, „Albertine" von Christian Krohg und Arne Garborg's: „Männer".

Digitized by Google

Alle diese Bücher sind Antworten auf den „Handschuh". Nicht Angriffe, aber Erklärungen. Björnson hatte die Formel für das Zeitbedürfniß gefunden und damit alle Zungen gelöst. Jetzt schrie jede in ihrer Sprache. Seinem superidealistischen Zukunftsprogramm antwortete man mit documents humains. Hans Jäger in einem Tonfall, der zwischen dem Vortrag in Grimmelshausen's Simplicissimus und Boccaccio's Dekamerone die Mitte hält, nicht ohne seinen schamlosen Schilderungen norwegischen Junggesellenlebens und norwegischer Liederlichkeit, die übrigens ein ganz internationales Gepräge haben, einige echt norwegische moralische Cadenzen anzuhängen. „Christiania-Bohême" ist ein Buch von fürchterlicher Aufrichtigkeit und brutalem Ernst, das als ein Beitrag zur geheimen Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts künftigen Culturhistorikern von Werth sein wird. „Albertine", in der Schilderung ein Kunstwerk, erzählt die einfachen Begebenheiten, die eine anständige Näherin in ein öffentliches Mädchen verwandeln. Auch dieses Buch ist eine Anklage der Gesellschaftsordnung, die jährlich von den Unterklassen tausende ihrer Töchter zum Opfer für die Oberklassen fordert. Es ist außerdem ein heftiger Protest gegen den Antheil, den die Polizei an der öffentlichen Sittenpflege hat. Die Aufhebung der gesetzlich geschützten Prostitution, die jetzt in Norwegen vorbereitet wird, ist zumeist auf die Wirkung dieses Buches zurückzuführen, das wegen einiger Zola'schen Unverblümtheiten demnächst in dem tugendhaften Norwegen auf hohe Regierungsverordnung öffentlich verbrannt werden wird.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nahmen Garborg's „Männer" ein. Vom traditionell ästhetischen Gesichtspunkt gesehen ein ganz schlechtes Buch, ohne Anfang und Ende (es ist eine Art Fortsetzung seiner „Bauerstudenten") ohne einen sich um eine Hauptperson gruppirenden Inhalt — nichts als eine Reihe lose verbundener Schilderungen des Lebens der jungen Männer und der jungen Mädchen in der Mittelklasse. Aber welch' durchdringender Scharfblick, welcher starke Pulsschlag, welche Fähigkeit des Sichhineinversetzens in dieser Schilderung! Arne Garborg schreibt — aus Abneigung gegen das danisirte Schriftnorwegisch — im norwegischen Volksdialekt. In diesem einen Zug haben wir den Mann. In sich selbst ruhend, individuell bis zur Verachtung aller Rücksicht und Vorsicht. Eine energische, sensitive, naive Persönlichkeit, die sich einen Stil geschaffen hat, wie ihr Wesen, durchsichtig und originell. Einen Stil, der keinem anderen gleicht und den man gleich erkennt. Vor einigen Jahren entwarf Björnson in seinem „Thomas Rendalen" die kühnen Umrisse für die neue Stellung der Frau in der kommenden Gesellschaft und wieder, wie hinter dem „Handschuh", kommt Garborg hinterher und deckt die Schwierigkeiten auf und stellt die Seite des Lebens daneben, die Björnson ignorirt. Lebt keusch bis ihr heirathet, sagt Björnson und Garborg schildert in stillen strengen Linien das Leben der jungen Männer, die keusch bleiben sollen und nicht heirathen können, er schildert das jämmerliche Dasein „armer Jungen" und er schildert die strengen moralischen Anschauungen der jungen Mädchen, die den „Handschuh" und „Thomas Rendalen" gelesen haben. Es ist Leben in der norwegischen Kunst.

Man findet in Arne Garborg's Production einen Punkt, wo er in der Auffassung der Sittlichkeitsreform mit Björnson übereinstimmt. Sie wollen im Grunde Beide dasselbe, aber sie wollen es wie zwei Gegner, die nur deswegen Gegner sind, weil der eine auf den Schultern des andern steht. Björnson hat mit seiner breitschulterigen Kraft Urwälder von Vorurtheilen in Norwegen niedergeschlagen, Garborg mit dem moderneren Tiefblick des Jüngeren brennt ihre Wurzeln aus mit seinen psychologischen Untersuchungen und verwandelt den Boden in ein fruchtbares Erdreich für neuen Anbau.

Augenblicklich hat es fast den Anschein, als ob die Sittlichkeitsbewegung in einem wilden Wortgewässer untergehen sollte.

Aber mag sie enden, wie sie will, ihre Bedeutung bleibt darauf beruhen, daß in ihr zum ersten Mal im Norden die weibliche Hälfte der Menschheit für ihre eigenen Angelegenheiten das Wort ergriffen hat. Wir sind wieder in einer jener Epochen, wo das Feminine nach oben drängt und im Leben Position zu fassen sucht. Und zum ersten Mal geht von den leitenden Männern die Aufforderung an die Frauen aus, sich an der Umordnung der Gesellschaft activ zu betheiligen. Die Gleichberechtigung der Frau und des Mannes als Gesellschaftsrettung von einer Reihe hervorragender Talente gefordert und empfohlen zu sehen — das ist das Interessante an dem Schauspiel, das der skandinavische Norden jetzt bietet.

Ein deutsches Werk über Carlyle.

Von Hermann Conrad.

„Carlyle ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist viel Zukunft in ihm vorhanden und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird." Diese Prophezeiung Goethe's dem 32jährigen Carlyle gegenüber ist glänzend erfüllt worden. In der Geschichte des Geistes wird es immer zu den hervorstechenden Zügen des neunzehnten Jahrhunderts gehören, daß Carlyle in ihm gelebt und gewirkt hat. Er zählt zu den Schriftstellern, die zu groß sind, um jemals populär — im gewöhnlichen Wortsinne — werden zu können; die zu weit ihrer Zeit voraus sind, um selbst die Früchte ihrer Arbeit erleben und genießen zu können; der Samen, den sie gepflanzt, wächst langsam aber stetig und unaufhaltsam empor, und der Baum, der daraus entsteht, wird späteren Geschlechtern seinen Schatten spenden.

In England gehört die Bekanntschaft mit Carlyle zu den Erfordernissen höherer Bildung; daß man sich seiner Bedeutung in den Kreisen der Geistes-Aristokratie bewußt ist, zeigt eine jetzt schon — sieben Jahre nach seinem Tode — stattliche Reihe von zum Theil ausgezeichneten biographischen und kritischen Arbeiten; unter anderem auch der merkwürdige Umstand, daß die billige Ausgabe des „Sartor Resartus" von Chapman and Hall jetzt bereits das 80. Tausend erreicht hat. Wer die stilistischen und compositionellen Eigenthümlichkeiten, die für das Gros des Publikums abschreckenden Schwierigkeiten dieser Lectüre kennt, für den ist eine solche Thatsache sprechend. In Deutschland, dessen Literatur Carlyle die eigentlich fruchtbaren Keime für seine Weltanschauung entnommen hat, dem er seinen Dank in laut verkündeter, begeisterter Anerkennung bis an sein Lebensende nicht müde geworden ist zu bezeigen, hat dieser große und von dem Größten anerkannte Mann bisher nur geringen Anklang gefunden. Die Literaturgeschichten legen besonderes Gewicht auf einzelne Irrthümer, auf seine schroffen, unsympathischen Seiten; die zahllosen Quellen des Guten und Wahren, die aus allen seinen Schriften lebendig, klar und erfrischend hervorsprudeln, bleiben fast unbeachtet, und der große, mächtige Strom seiner Weltanschauung, in den sie alle zusammenfließen, erscheint ihnen wohl als ein bescheidenes Rinnsal, dessen Ufer mit Disteln besetzt sind. Ein neuestes, oberflächlich gearbeitetes Exemplar dieser Gattung nennt ihn „den letzten Puritaner"; diese Charakteristik, die auf jeden unkundigen Sohn unseres Jahrhunderts entfremdend wirken muß, ist ebenso gescheit und erschöpfend, als wenn man die Bedeutung Goethe's im Spinozismus aufgehen lassen wollte. — Es ist freilich niemals das Bestreben Carlyle's gewesen, belletristisch genossen und verdaut werden zu können. — — Auch Stern ist meines Erachtens Carlyle weniger gerecht geworden, als es sonst doch in seiner Macht liegt, großen literarischen Erscheinungen gerecht zu werden. So haben wir ihm denn seine Liebe zu uns bisher schlecht vergolten.*)

Unter diesen Umständen werden die Verehrer des Mannes mit großer Freude ein soeben erschienenes Büchlein begrüßen, das den Titel trägt: Thomas Carlyle's religiöse und

*) Eine deutsche zusammenfassende Monographie über Carlyle außer dem kleinen „Lebensbilde" von Oswald (1881) ist mir nicht bekannt.

Digitized by Google

sittliche Entwickelung und Weltanschauung.*) Der Herr Verfasser nennt es mit großer Bescheidenheit „eine Studie" — es gibt bekanntlich mancherlei „Studien" in der Welt. Diese ist eine umfassende, gründliche, allen Forderungen der literarhistorischen Wissenschaft genügende Arbeit, deren edle, vollendete Form nichts in üblem Sinne „Studien"haftes an sich trägt. Die Reichhaltigkeit der Quellen, aus denen Flügel geschöpft, der Fleiß, mit dem er das tausendfältige Material für seine wohlerwogenen Urtheile zusammengetragen hat, ist erstaunlich; die Genauigkeit und Vielseitigkeit der Nachweisungen in den am Schlusse des Bandes zusammengestellten ca. 400 Anmerkungen läßt nichts zu wünschen übrig. So hat er einerseits für den Nichtkenner oder bloß passiven Kenner Carlyle's ein sehr anregendes, ja, erhebendes Buch geschrieben, andererseits für den Carlyle-Forscher ein äußerst schätzenswerthes Hülfsmittel geschaffen. Er hat einen Theil unserer Dankesschuld an Carlyle abgetragen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, deren erster Carlyle's sittlich-religiöse Entwickelung behandelt. Dieser Theil enthält nicht etwa eine vollständige Biographie des Schriftstellers; es lag nicht in der Absicht des Verfassers, uns eine solche zu bieten: er will Carlyle nur als „moralische Macht" betrachten, „von seinem seelischen Leben die Höhen andeuten, von denen, wie von einem mächtigen Gebirge, das Auge in weite und zahllose schöne Thäler blickt — Höhen, auf denen sich die Seele selbst freier und größer fühlt." Die äußeren Lebensverhältnisse werden zwar auch knapp und genau angegeben, aber sie bilden doch nur den schmucklosen Rahmen, der das Bild der inneren Entwickelung begrenzt. Carlyle's Jugend (bis zum 21. Jahre) wird auf 5 Seiten behandelt; seine erste Liebe, die er im „Sartor Resartus" im Kapitel „Romance" geschildert hat, nur erwähnt; die trostlose Zeit, die er in zwei sehr kleinen Oertchen als Schulmeister und dann in Edinburg um das tägliche Brod kämpfend verbrachte, mit einigen scharfen, charakteristischen Strichen gezeichnet. Das alles ist durch den Plan des Verfassers gerechtfertigt; was wir aber ungern vermissen, da es doch sicher nicht ohne Einfluß auf Carlyle's Entwickelung geblieben ist, ist die Darstellung des Verhältnisses zu seiner Frau, der schönen und glänzend beanlagten Jane Welsh, welche die Natur eigens geschaffen und ein gütiges Geschick ihm in den Weg geführt zu haben schien, um dem gewaltigen Geist einen irdischen Himmel zu bereiten — eines Verhältnisses, das bei aller geistigen Harmonie, aller beiderseitigen Achtung und doch auch Liebe dennoch unglücklich war. Ich meine doch, eine Charakteristik dieser interessanten Frau wäre erforderlich gewesen. Aber das Ganze wird nur mit einigen andeutenden, wenn auch unzweideutigen Worten abgethan. — Die Akten sind noch nicht geschlossen? — Nun, dann hätte es dargestellt werden sollen, soweit die Akten thatsächlich reichen. Und schon die Correspondenz, die sich an Carlyle's erste, abgewiesene Bewerbung knüpft, wirft ganz eigenthümliche Schlaglichter auf den Charakter dieser merkwürdigen Frau. Der Verfasser hat es nicht gewollt, und so sehen wir den Geisteshelden in strahlender Beleuchtung auf der Menschheit Höhen wandeln; den Menschen, unseres Gleichen, wie ihn die Natur geschaffen hatte, und wie er leibte und lebte, sehen wir nicht.

Dieser erste Theil des Buches zerfällt in drei Abschnitte: den einleitenden, die Jugend Carlyle's (1795—1816) behandelnden, „Bekanntwerden mit der deutschen Litteratur. Gährung." (1816—34) und „Aufenthalt in London" (1834—81). Ich muß bekennen, daß diese Disposition mir im Ganzen nicht befriedigend erscheint. Mit dem Jahre 1816, dem Wechsel der Lehrerstelle von Annan nach Kirkcaldy, tritt keine wesentliche Veränderung in Carlyle's Leben ein. Die folgenden sechs Jahre, in denen er den einfachen Glauben seiner Väter und damit den anfänglich gewählten geistlichen Beruf aufgibt, in denen er freud- und ziellos, unter furchtbaren inneren Kämpfen und schweren körperlichen Leiden und Entbehrungen dahinlebt und von den finsteren Mächten seines Innern an den Abgrund des Wahnsinns oder des Selbstmordes getrieben wird, gehören untrennbar zusammen mit diesem Theile seiner jugendlichen Entwickelung. Der zweite Abschnitt sollte dann mit seiner Errettung beginnen.

Mit Recht betont Flügel, daß sein eigentlicher Erretter nicht Goethe gewesen ist, wie Carlyle selbst wiederholt ausgesprochen hat, sondern Schiller. Die plötzliche Erleuchtung, die über ihn kommt und ihm ein neues, erhabenes Lebensziel zeigt, geht von Schiller, von seiner idealen Auffassung des künstlerischen und schriftstellerischen Berufes aus. Es ist eine herrliche, von edler Begeisterung getragene Stelle im „Leben Schiller's", in welcher er sich dieses schöne Ziel klar macht: „Die Schätze, welche uns die Literatur darbietet, sind göttlich, unvergänglich; sie ist der Schrein unserer höchsten Hoffnung, das Palladium der reinen, echten Menschheit, und unter die Jünger und treuen Hüter dieser zu gehören, ist der höchste Beruf, der einem Sterblichen anvertraut werden kann. Genius, selbst wo er sich nur in schwachen Funken zeigt, ist „eine Offenbarung Gottes", eine heilige Berufung, „in alle Welt zu gehen" und treu zu arbeiten, das heilige Feuer unter den Brüdern lebendig lodernd zu erhalten, welches immer bedroht ist, von der schweren und unreinen Luft der Welt erstickt zu werden. Wehe ihm, der diese Berufung vernachlässigt und nicht gehorcht dieser „still sanften Stimme"! Wehe ihm, der mit dieser heiligen Gottesgabe der Sclave seiner niederen, unedlen Leidenschaften wird, sie auf dem Altar der Eitelkeit opfert und sie für feiles Geld dahingibt!" — „Poesie," heißt es in seinem Essay über Burns, „ist nur eine andere Form der ewigen Weisheit und Religion; nein, ist die Weisheit und Religion selbst."

War Schiller sein Retter, so wurde Goethe, dessen Studium er gleichzeitig betrieb, sein Führer auf dem Lebenswege. Ihm, dem „Heiden", aber dankt er den Frieden in seiner Brust und die tiefe, von confessionellem Beiwerk freie Religiosität, den Leitstern seines Lebens. „Wenn der Geist gebildet ist," schreibt er an seinen Bruder am 16. Februar 1832, „und die Religion in dem alten Gefäße nicht mehr zu sich nehmen kann, so muß ein neues gesucht werden. Unter diesem Gesichtspunkte ist die deutsche Literatur ganz unschätzbar. Ich kann nicht aufhören, dem Himmel zu danken für solche Männer wie Richter, Schiller, Goethe. Der letztere besonders war mein Evangelist. Seine Werke, wenn Du sie mit gebührendem Ernste studirst, sind wie ein Tagen, das uns in dunkler Nacht erscheint." — Das Evangelium der Arbeit, das Carlyle sein Leben hindurch mit aller Kraft seines Gemüths und seiner Phantasie gepredigt hat, macht ihn zum Jünger Goethe's. Ist es nicht die einfache Größe der Goethe'schen Religion, die aus den folgenden Worten hervorklingt? „Wir wollen den vergeblichen Versuch aufgeben, das Mysterium des Unendlichen zu ergründen. Es ist eben ein Mysterium, wovon wir zu allen Zeiten nur hier und da eine Zeile zu lesen vermögen. Wissen wir denn nicht, daß der Name des Unendlichen Gott ist — und Gut bedeutet? Hier auf Erden sind wir Krieger, in einem fremden Lande kämpfend. Wir kennen den Plan des Feldzuges nicht und brauchen ihn auch gar nicht zu verstehen; wir müssen thun, was uns obliegt, wie brave Krieger mit Demuth, Muth und frohem Heldensinn. „Was deine Hand zu thun findet, vollbringe es mit aller Kraft." Hinter uns, hinter jedem liegen sechstausend Jahre menschlicher Arbeit, menschlicher Siege, vor uns die unendliche Zeit mit ihren unerschaffenen und uneroberten Continenten und Freuden, und wir, ja wir selbst können sie erobern, erkämpfen, erschaffen und vom Busen der Ewigkeit scheinen uns himmlische Leitsterne. —

(Nun folgen die Goethe'schen Verse:)

Mein Erbtheil, wie herrlich weit und breit,
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.*)

Die erste schaffende Periode seines Lebens sollte die literarhistorische genannt werden: literarhistorisch ist die überwiegende

*) Von Ewald Flügel, Leipzig, Fr. W. Grunow.

*) Der „gewaltige" Aufsatz — wie Flügel ihn mit Recht nennt — aus dem diese Worte entnommen sind, trägt den Titel „Characteristics" (1831).

Digitized by Google

Masse seiner Erzeugnisse aus dieser Zeit, wenn auch die Philosophie, seine neu gewonnene und immer weiter ausgebaute Weltanschauung, eine hervorragende Stelle einnimmt in allen von ihnen, am meisten aber in seiner einzigen größeren Dichtung, von unbestimmbarer Gattung, dem „Sartor Resartus“. Dieser Anlauf in Verbindung mit einigen anderen kleineren metrischen Versuchen muß ihm gezeigt haben, daß Fülle des Geistes und Gemüths und selbst eine gewaltige Phantasie noch nicht ausreichen, um den Dichter zu schaffen; daß ihm die wesentliche architektonische und rhythmische Gabe fehlte. — Diese Periode sollte von 1822—1836 reichen, dem Jahre, wo er seine „Geschichte der französischen Revolution“ schrieb.

Mit dieser Arbeit, die man mit Recht ein historisches Epos genannt hat, ist ihm ein anderes Ziel seines Lebens aufgegangen; bisher hat er gestrebt, das Göttliche in der Poesie nachzuweisen, jetzt will er es in der Weltgeschichte aufsuchen. „Die Geschichte ist das einzige Epos, die allgemeine, unendliche heilige Schrift, deren vollständige Inspiration kein gesunder Mensch leugnen wird.“

Auch auf diesem Gebiete hat er seine Vorliebe für Deutschland und speciell für Preußen an den Tag gelegt in seinem umfangreichsten Werke, „Friedrich der Große“, in dem er das thörichte Vorurtheil, das über diesem großen Mann in Frankreich durch Voltaire, in England durch Macaulay besonders verbreitet worden war, berichtigt hat. Das ist bekannt, weniger bekannt aber, und äußerst interessant ist die in dem vorliegenden Buche abgedruckte Unterredung, die er 1852 in Berlin mit einem englischen Zeitungscorrespondenten auf Veranlassung seines historischen Projectes über Preußen hatte. „Friedrich war ein Mann von allen anerkannten Heldentugenden eines Aristides und Perikles oder Epaminondas,“ sagte er bei dieser Gelegenheit, „geboren in einer Zeit, wie die unsere, einer Zeit voll Lug und Trug und schändlicher Verderbtheit, einer Zeit in beständiger Gefahr überfluthet zu werden von einer Schlammsintfluth der Lüge und niederträchtigen Heuchelei: ein Mann, der sich durch alles dies nicht beirren ließ, der als Sieger darüber triumphirte, der, wenn ich so sagen soll, seinen Triumphwagen baute aus der Wagenburg, mit welcher ihn die ganze Welt feindlich umzingelte, den Triumphwagen, in dem er zu den Göttern emporfuhr. Dies Berlin, dies Preußen, so merkwürdig, stark, unbesiegbar, wie es seine Rolle in der preußischen (deutschen?) Geschichte erst noch spielen wird, er hat es gegründet, er hat es geschaffen, jeden Zoll davon; ich denke an Wren's Grabschrift: „Si monumentum quaeris circumspice“.“ — Als seine Prophezeihung hinsichtlich Preußens sich 1866 erfüllt hat, schreibt er an einen Freund: „Daß Deutschland von jetzt ab auf eigenen Füßen stehen und nicht von Wegelagerern zerstückelt werden soll, sondern Front machen gegen jede Art von Napoleons und hungrigen, schmarotzenden Hunden mit dem blanken Stahl in der Hand und dem ehrenhaften Vorsatz im Herzen — das scheint mir die schönste Nachricht, die wir oder Europa seit den letzten vierzig Jahren und länger gehört haben.“ — Von dem Reichskanzler heißt es in einer Unterredung mit seinem Biographen Conway: „Die größte Macht des heutigen Europas ist — Bismarck — und die allerstillste. Er vollendet das langsame Werk von 1700 (700 oder 170?) Jahren, aber weder mit dem Munde noch mit dem Tintenfaß. Und nicht der geringste Dienst, den er Europa erweist, ist, daß er zeigt, wie die meisten leitenden Staatsmänner Windbeutel gewesen sind.“ — Und in „Friedrich dem Großen“ wird er wieder zum Propheten in betreff unserer Zukunft: „Teutschland (sic) hat Preußen gefunden. Preußen kann nicht besiegt werden, und wenn die ganze Welt es versuchen sollte; Preußen hat seine Feuertaufe bestanden zur Genugthuung von Göttern und Menschen; und ist eine Nation hinfort, ... eine Nation, welche sich nicht auf abgestorbene Traditionen, auf Whiggereien, Papistereien, unbefleckte Empfängnisse stützt, nein, sondern auf lebendige Thatsachen.“

Carlyle's historisch-philosophische Periode umfaßt dreißig Jahre, von 1836 bis zum Tode seiner Frau (21. April 1866); nach demselben hat der siebzigjährige gebrochene Greis sich zu keiner größeren Arbeit wieder aufgerafft.

Neue Novellen.

Besprochen von Wilhelm Bolin.

Wenn das Bessere, wie man behauptet, ein Feind des Guten ist, mit um so größerem Recht darf wohl das Schlechte als Feind desselben bezeichnet werden. Es läßt sich kaum ermessen, wie viel Gutes in unserer Schönliteratur unbeachtet bleibt, weil so endlos viel Schlechtes, durch die Zudringlichkeit der zahllosen Unterhaltungsblätter mannigfach verbreitet, die deutsche Lesewelt über und über in Anspruch nimmt. Neben diesen Tagwerkerzeugnissen von zweifelhaftem Werth gelangt in der Regel nur das Gediegene zur Geltung, das sich an einen anerkannt bedeutenden Namen knüpft, während so vieles Gute, woran unsere Literatur wahrhaftig keinen Mangel hat, klanglos vorübergeht, um erst später, auf dem Umwege irgend einer Anthologie, die ihm gebührende Würdigung zu finden.

Unter ihren vielen tüchtigen Erzählern, wie sie zumal dem gebildeten Heim besonders willkommen sein müssen, aber als solche noch lange nicht hinlänglich geschätzt sind, zählt die deutsche Literatur seit einer Reihe von Jahren den namentlich als Shakespeare-Forscher und Uebersetzer rühmlichst bekannten Freiherrn Gisbert Vincke. Von seiner Hand besitzen wir eine dreibändige Novellenreihe unter dem Titel „Im Bann der Jungfrau“ — in zweiter Auflage 1873 zu Hannover erschienen, — von der jedoch die wenigsten unserer Leser gehört haben werden. Gegenwärtig müssen wir uns mit einem bloßen Hinweis auf diese überaus lesenswerthe Sammlung begnügen, interessant auch durch den die einzelnen Erzählungen umschließenden Rahmen, indem sie durch eine auf Alpenwanderung begriffene Gesellschaft vorgetragen gedacht werden, während die Mitglieder selbst in novellistische Beziehung zueinander gebracht sind. Diesmal haben wir eine neue Spende des liebenswürdigen Erzählers anzuzeigen. Sie betitelt sich „Alte Geschichten“ und wurde in Münster*), dem Hauptorte in der Heimath des Verfassers, in zwei Bänden veröffentlicht.

Aus eben besagter westfälischen Stadt, wo der Autor als Regierungsrath an der dortigen Provinzialverwaltung thätig gewesen, erzählt er eine zum Theil der Wirklichkeit entnommene Geschichte aus den feineren Gesellschaftskreisen, deren Thun und Treiben im Kaffeehause, auf dem Spaziergang, beim gemüthlichen kleineren Mittagsmahl und auf dem Eisplatz, im geschlossenen Raume der Stammkneipe und auf einem Maskenfest, dem Glanzpunkt der winterlichen Vergnügungen, in lebendigster Weise veranschaulicht wird. Wie unter den früheren, beim Alpen-Unwetter erzählten Geschichten befindet sich auch in der nun vorliegenden Sammlung ein hübsches Bild aus dem Volksleben, welches ebenfalls die rothe Erde zum Schauplatz hat, der „Haidehof“ benannt. Ein großer Theil der darin geschilderten Vorkommnisse ist, höchst charakteristisch in der Darstellung, einem alten treuen Diener des Gehöfts in den Mund gelegt. Noch vortheilhafter für das Gesammtbild dürfte es geworden sein, wenn das Ganze durchweg in solcher Form dem Leser übermittelt wäre, statt daß nun der Erzähler bisweilen dem alten Manne gleichsam in's Wort fällt, um über Begebenheiten zu berichten, bei denen dieser selbst füglich nicht zugegen sein konnte. Im Uebrigen enthält die Sammlung zwei kleinere Geschichten. Die eine davon „Villegiatur“ betitelt und mit einer rheinischen Landschaft als Hintergrund, frisch und duftig wie ein sonniger Frühlingstag, muthet wie ein graziöses Conversationsstück an mit lauter dankbaren, prächtig gehaltenen Rollen; die andere, „Warum!“ benannt und in der Nahegegend sich zutragend, entfaltet das Schicksal zweier Herzen, die sich wiederfinden, nachdem ein störendes Element, das sie eine Zeit lang für einander entfremdet, glücklich beseitigt worden. Schließlich bietet die Sammlung ein ebenso farbenreiches, wie durch Ton und Haltung durchaus lebensgetreues Bild aus dem Hofleben einer kleineren, deutlich dem südwestlichen Theile unseres Heimathlandes angehörenden Residenz nebst Umgegend. Auch hier wird, wiewohl in anderer

*) Aschendorf'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Weise, das Wiederfinden zweier Herzen erzählt, deren früherer Vereinigung nur ein Mißverständniß entgegen stand, das jedoch in den beiden Charakteren begründet war und auch behoben wird, nachdem der eine Theil mittlerweile eine läuternde Entwickelung durchgemacht. Diesem durchaus ansprechenden Paar zur Seite stehen mehrere ebenso interessante Gestalten, welche wie all' die übrigen unseres Autors, das Gepräge wirklichen Menschenthums tragen.

Die Erzählungen, wie die Figuren bei v. Vincke werden vielleicht Manchem durch eine gewisse Familienähnlichkeit auffallen, weil er mit Vorliebe brave Leute schildert und sie in Beziehungen vorführt, welche das Leben von einer angenehmen und oft auch heiteren Seite zeigen. Die Conflicte, in die er seine Gestalten versetzt, sind weder bedenklich, noch von unabwendbarer Gefährlichkeit. Er liebt es, die Menschen, denen er sein Lebensblut einflößt, einem Glück entgegen zu führen, das man ihnen gern gönnt, nachdem sie sich dessen durch ihre sonstige Tüchtigkeit verdient gezeigt, wovon uns der Verfasser durch mancherlei Thaten ihrerseits hinlänglich zu überzeugen verstanden. So entwickeln sich all' diese Geschichten unter einer gewissen Spannung, wenn diese auch keineswegs von aufregender Natur, sondern jenem Behagen gleicht, das man beim Vorüberfahren an einer hübschen Landschaft genießt. In der That tragen seine Geschichten den Charakter all' jener anmuthigen Gegenden, wo sie sich zutragen: eine sonnige Ruhe ist über die stille liebliche Natur ausgebreitet, in der die Menschen friedlich und emsig ihren alltäglichen Pflichten nachgehen, um das Leben mit einem gewissen Selbstgefühl der Zufriedenheit und einem Gleichmaß des Wohlbehagens zu genießen. Daß auch Ernstes und Schweres an sie herangetreten und sie manche Prüfung zu überstehen gehabt, merkt man ihnen wohl an, denn Lebenserfahrung und Weltkenntniß, die ohne einen solchen Wechsel der Dinge nicht erworben werden, sind ihnen hinlänglich eigen. Aber wie wir jene lieblichen Gegenden Mittel- und Westdeutschlands vorzugsweise bei einer Witterung besuchen, wie man sie sich nicht schöner bestellen kann, um die volle Freude an ihrem Anblick zu haben, so liebt es der Erzähler, seine Stoffe und Gestalten im heitersten Sonnenglanz des Lebens uns vorzuführen. Wer wird ihm das zum Vorwurf machen? — Daß derlei dem heutigen Realismus und seinem Hang nach dem Schroffen und Widerwärtigen zuwiderläuft, gibt noch keinen Grund, dem Autor deshalb die etwaige Schuld aufzubürden, daß er den angeblichen Geschmacksforderungen seiner Zeit nicht zu genügen wisse. Wer seinem Schaffen näher getreten und es in seiner Eigenart zu würdigen gelernt, wird ihm vielmehr Dank wissen, daß er, mitten in dem Bacchanal des Pessimismus, der vorläufig an der Tagesordnung ist, es sich hat angelegen sein lassen, die lieblichen, versöhnenden und herzgewinnenden Seiten des Daseins gleichsam als stillen Protest gegen jene Trübsalswollust in ihrem Recht zu betonen.

Jedenfalls aber haben wir in v. Vincke einen Autor vor uns, den man unbedingt wegen seiner Erzählungskunst die volle Anerkennung wird zollen müssen. Mit einem musterhaft wohlklingenden Deutsch verbindet er eine Gewandtheit der Darstellung, sowohl was die Gestalten, wie das sie umgebende Local betrifft, die seine Geschichten so ansprechend wie lebendig macht. Daß seine Figuren, so weit sie den oberen Zehntausend angehören, einen feinen gewählten Ton in ihrer Unterhaltung haben, wird man ebenso in der Ordnung finden, wie daß seine Typen aus den Volkskreisen nicht durch Rohheit und Klobigkeit verletzen. Ueberall und immer ist der Anstand gewahrt, und wo Schwächen und Ungehörigkeiten betont werden, geschieht es mit einem Humor und einer Schalkhaftigkeit, um derentwillen man den geistvollen Erzähler noch ganz besonders lieb gewinnt.

Auch Paul Heyse hat sich mit neuen Erzählungen eingestellt. Mit der vorliegenden Sammlung*), welche vier Novellen enthält, ist die Zahl seiner hierher gehörenden Dichtungen auf 80 angewachsen. Voll Staunen über diese nie versagende Schaffenskraft, hat man wiederum Leistungen vor sich, die von der Meisterschaft des Dichters und der Vollendung deutscher Erzählungskunst das erfreulichste Zeugniß ablegen. Durch das viele Vortreffliche verwöhnt, das man während der nunmehr bald vollendeten vier Jahrzehnte seiner schriftstellerischen Thätigkeit aus seiner fleißigen Feder zu erhalten gewohnt ist, tritt man an jedes neue Buch von ihm mit großen Erwartungen heran, und fast allemal findet man diese reichlich aufgewogen. Bei einem so fruchtbaren Dichter will das nicht so wenig sagen, weil die Menge des von ihm bereits Gebotenen leicht zu einer Erschöpfung des auszubeutenden Gebietes führen und so eine gewisse Enttäuschung bereiten könnte. Wie aber dem gottbegnadeten Forscher das Erzeugen der Melodie — man verzeihe uns die unzeitgemäße Ketzerei, das Wesen der Musik in der Melodie zu erblicken — wie von selbst zufällt, so auch scheint das Erfinden passender Motive unserem Dichter die einfachste Sache von der Welt zu sein, ohne daß er auf einem Wiederholen seiner selbst, geschweige denn auf Entlehnen von Andern, betroffen würde, wie derlei in der Musik unselten vorkommt.

Die überreiche Begabung allein, die unserem Dichter zugefallen, erklärt dies nicht hinlänglich. Hier kommt noch ein Umstand hinzu, wie er ihn uns selbst anläßlich der zehnten Sammlung seiner Novellen kundgegeben. „Damit eine Quelle nicht in den Sand verrinne", heißt es in den betreffenden Begleitworten, „muß sie umfaßt und mit einem sicheren Rande umhegt werden. Auch die Quelle der Dichtung verrinnt nur allzu bald, wenn sie nicht gefaßt wird, befestigt mit dauernden Gedanken." Ihm ward schon früh „der Blick aufgethan in manche Regionen, an denen das Auge des Poeten, wenn er nur aus Büchern und in Hörsälen philosophiren lernt, zu seinem eigenen Schaden vorbeisieht; früh hat er den Ernst des Gedankens üben und jeden schönen Schein, der nicht die Farbe der Wahrheit trägt, verschmähen gelernt." So geschult ist er an die tieferen Probleme der geistigen und sittlichen Welt getreten und ausschließlich solchen hat er die Zauberkraft seiner Dichtung zugewendet.

Bei der gegenwärtigen Sammlung ist es, wie wenn der Autor geflissentlich zu einer Umschau seiner früheren Leistungen mit Hinblick auf etwaige Wiederholung der behandelten Motive aufgefordert hätte. Der vorhin erwähnte zehnte Novellenband brachte einen „Märtyrer der Phantasie", dem sich nun eine „Märtyrerin" der nämlichen Gattung als Gegenstück beigesellt. Allerdings waltet eine gewisse Verwandtschaft in beiden Novellen vor, doch ist selbige vorliegendenfalls nicht größer als etwa zwischen diesen beiden „Martyrien" und einem ihnen gleichartigen, welches der sinnvollen Novelle „Das Ding an sich" zum Thema dient. Allemal ist es „subjectiver Idealismus" im strengsten Wortsinne, der eine Reihe ernstlicher Conflicte veranlaßt und, je nach Anlage der betreffenden Gemüther, deren unausbleiblichen Untergang an der Härte der Wirklichkeit herbeiführt oder dieser gegenüber eine erlösende Fügsamkeit der Betheiligten ermöglicht. Letzteres ist bei dieser neuen Novelle der Fall, welche das Unglück einer ungezügelten Phantasiethätigkeit beim Auffassen der Lebensverhältnisse mit einem gewissen Humor behandelt. Zugleich die letzte unter den vorliegenden Novellen, welche durchweg schwerwiegenden Problemen gewidmet sind, verleiht sie dem ganzen Buch einen versöhnlichen und gleichsam befreienden Abschluß, vielerseits hochwillkommen nach dem überwältigenden Eindruck, den man von den drei übrigen Novellen erhalten.

Deren gemeinsames Grundthema ist die Entsagung, von Paul Heyse oft mit Vorliebe behandelt. Diesem Urmotiv aller Dichtung, wie es schon in der Gestalt der Nausikaa so unwiderstehlich wirkt, weiß er stets neue Reize abzugewinnen. In „Villa Falconieri" bringt er die Geschichte einer unglücklichen Ehe zwischen einem älteren Mann und einer schönen jungen Frau, welche durch Hingabe ihrer Jugend und Treue zu einer „anständigen Versorgung" kam. Auch dies Thema hat unseren Dichter mehrfach früher beschäftigt, unter Anderem auch in der „Frau Murchera", wiewohl die

*) Villa Falconieri und andere Novellen. Neunzehnte Sammlung der Novellen. Berlin, 1888.

Digitized by Google

Ausführung damals eine ganz andere war. Dort handelte es sich um ein reines starkes Herz, das allen Lockungen der Leidenschaft widersteht, um seiner Pflicht treu zu bleiben und endlich, im Begriff den Lohn ihrer edeln Ausdauer zu ernten, dennoch um ihr erhofftes Glück gebracht wird. Die vorliegende Novelle führt einen im Kriege schwerverletzten Mann vor, dem seine Gattin nicht mehr gilt als die erste beste Sache, die zu seinem Behagen dient, der überhaupt den Menschen nicht weiter nachfragt als sie ihm nützlich sind und zudem niemals Jemanden geliebt hat als sich selbst. Unter dieser kaltherzigen Tyrannei, die jedoch mit „Sammethandschuhen“ ausgeübt wird, bäumt sich die junge Frau vergeblich auf und glaubt endlich eine Erlösung zu finden durch die unvermuthete Dazwischenkunft eines jungen deutschen Gelehrten, dem sie ihr Herz anbietet, nachdem sie seine schüchterne Neigung zu ihr entdeckte. Er aber „in seinem rechtschaffenen deutschen Gemüth erschrickt über den Gedanken, daß es das Weib seines Nächsten sei, dessen er begehre, die Gattin seines Gastfreundes, der ihn unter seinem Dach arglos aufgenommen, eines Krüppels, den zu hintergehen zwiefach schnöde Sünde wäre, da er, an seinen Stuhl angeschmiedet, den Gast nicht zu überwachen und sein Eigenthum vor ihm zu schützen vermöge“. Gegenüber der Pflicht, die er selbst zu wahren hatte, versank Alles in's leere Nichts, was diesem Mann bezüglich seiner Gattin zur Last gelegt werden konnte. Indem jener sich selber die Treue bewahrt, fällt die unglückliche Frau dem Argwohn ihres Gemahls zum Opfer, wofür dieser jedoch eine heroische Sühne über sich verhängt.

Nicht so gewaltig, wenn auch ebenfalls tragisch, ist der Ausgang der beiden übrigen Novellen dieses Bandes, wo jedoch die Herzensneigungen innerhalb statthafter Beziehungen sich entfalten. In „Doris Sengeberg“ wird das Erforderniß der Entsagung zum Aeußersten gesteigert, weil eine Blutschuld heraufbeschworen ward, welche die Betreffenden trennen muß. Allerdings handelt es sich nur um ein Duell mit tödtlichem Ausgang für den Schuldigen. Daß aber der Dichter auf solcher Grundlage kein Glück für edelgeartete Seelen bauen kann sondern hier, wie überhaupt immer, eine höhere Sittlichkeit vertritt als die „blutfreudige“ unserer landläufigen Ehrbegriffe, sollten ihm alle diejenigen hoch anrechnen, welche den Stein gegen ihn zu heben pflegen, wenn er, der nämlichen tiefernsten Lebensauffassung getreu, die freien Opfer wahrhafter Liebe über dem Richterstuhl der Alltagsmoral sich erheben und vom Standpunkte jener höheren Sittlichkeit aus für schuldlos erklärt. Hingegen veranschaulicht die Novelle „Emerenz“ wie das Befolgen der Alltagsmoral zu einem durchaus unrechtmäßigen und gänzlich nutzlosen Entsagen führen kann, indem es zwei eigenartige Naturen um ihr Lebensglück bringt. Anstatt dessen Forderungen allein entscheiden zu lassen, werden allerhand kleinliche, kalte, engherzige Rücksichten zu Rathe gezogen, denn „die Welt in der wir leben, erlaubt nicht, daß wir unserem Herzen folgen; sie hält strenge Polizei, und wer leichtmüthig über die Hecken und Zäune steigen will, welche die Heerstraßen einfassen, muß Strafe zahlen.“ Wenn auch das Beharren bei diesen Anschauungen zunächst eine gewisse Befriedigung an dem solcher Art über sich selbst gewonnenen Siege gewährt, ersieht man doch hinterher, daß man damit nur verscherzte, was nie wiederkehrt, und sich selbst um Nichts und wieder Nichts beraubt hat, wo man überschwänglich beschenkt werden sollte. Es handelt sich nämlich, wie leicht zu errathen, um einen Herzensbund, der in den Augen der Welt als Mißheirath gegolten hätte, gleichwohl aber die einzig richtige Folgeäußerung der beiderseits erwachten Gefühle gewesen wäre. Höchst sinnvoll ist dies Problem der Möglichkeit rein menschlicher Beziehungen bei obwaltender Standesverschiedenheit an die sociale Bewegung der Gegenwart geknüpft, deren Vorführen dem anziehenden Seelengemälde einen gehaltvollen Hintergrund bietet.

Indem wir den deutschen Erzählungsschatz zu dieser neuen Bereicherung beglückwünschen, sei noch auf Einzelnes in der Darstellung hinzuweisen gestattet, was bei unserem Dichter freilich nicht neu, immerhin aber des ausdrücklichen Hervorhebens werth ist. Wir meinen zunächst das Anschauliche in den Landschaften, womit er den Schauplatz seiner diesmaligen Novellen belebt: die Umgebung von Rom, die Rheingegenden und Mitteldeutschland stehen in farbiger Deutlichkeit da, wobei die Erzählungen selbst, sei es in der Form einfachen Berichtens oder durch Selbstbekenntnisse der Betheiligten in ergreifendster Unmittelbarkeit an uns herantreten. All' dies wirkt frisch und anmuthend, nicht zum wenigsten deshalb, weil es in einer Sprache geschieht, die an Fülle und Kraft stets neu, vor jeglicher Wiederholung und Einförmigkeit im Ausdruck bewahrt geblieben ist.

Feuilleton.

Eine Mutter.

Von J. Faber.

Sie war eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen. Es war schon etwas Eigenes um ihre Figur. Sie war mehr als mittelgroß und von ebenmäßigstem Wuchs. Wie schön war die Linie, die sich vom Nacken nach dem Haupte zog, wenn sie sich wandte! Und wie stolz und frei trug sie dieses Haupt mit dem dunklen, leicht welligen Haar! Vor Allem anziehend waren ihre dunklen großen Augen. Sie schienen beständig nach Etwas zu suchen, das vielleicht irgendwo in weiter Ferne war; Sehnsucht und Verlangen lag in ihrem Blick, ja, ich möchte sagen, ihr ganzes Wesen, ihre Bewegungen drückten ein Suchen, drückten Sehnsucht aus. Es war, als wäre sie nicht recht bei der Sache, wenn zu ihr gesprochen wurde, ihre Gedanken schienen wo anders zu sein, so verbindlich auch das Lächeln ihres reizvollen Mundes war, an dessen Kommen und Gehen man wohl merken konnte, sie folge der Unterhaltung des Assessor von der Golz, der neben ihr stand. Sie sah müde aus und doch ruhelos. Jetzt erhob sie sich, der Assessor reichte ihr seinen Arm, das Paar verschwand im Nebenzimmer.

„Wer war die Dame, gnädige Frau?“ wandte ich mich an die Herrin des Hauses, Frau von Zanten.

„Sie kennen sie nicht, Doctor? Unmöglich! Gräfin Ina Frohnsdorff, die »schöne Gräfin«, wie man sie jetzt nennt, früher hieß sie die schöne Baronin. Sie ist von ihrem ersten Gatten, dem Baron Berg, geschieden.“

„Dem Baron Berg auf Bergheim?“

„Gewiß.“

Also das war die schöne Gräfin, die schöne Baronin! Ihren ersten Gemahl, den Baron Berg, kannte ich. Das Wohnhaus von Bergheim lag in der Nähe einer kleinen Bahnstation, die ich oft auf meinen Fahrten nach der Hauptstadt berührte. Hier hatte ich den Baron oft, wenn auch nur flüchtig gesehen. Erst neulich sah ich seinem Wagen neben dem Bahnhofsgebäude. Ein Knabe im Alter von ungefähr fünf Jahren saß neben einer älteren Dame auf dem einzigen Sitze des kleinen Jagdwagens. Der Knabe — Gott, sollte er Ina's Kind sein, sollte sie den verlassen haben!

„Ja, es ist hart für Ina,“ ertönte neben mir die Stimme der Hausfrau, „vor sechs Wochen starb ihr jüngstes Kind, die kleine Adele, ich glaube an Diphtheritis, und der Graf erlaubte ihr nicht, der Beerdigung beizuwohnen, ja sie hat nicht einmal Trauer angelegt, wie Sie sehen.“

Die Damen ergingen sich in entrüsteten Aeußerungen über des Grafen Härte, doch die Hausfrau setzte sofort ihre stolzeste Miene auf. „Mein Gott, bei Ina's Temperament und Vergangenheit ist Strenge allein angebracht. Der Graf wird wohl am besten wissen, wie er sie zu behandeln hat,“ fügte sie etwas hämisch hinzu.

Ich hatte genug gehört — Ina's Vergangenheit! So jung, und schon eine Vergangenheit, so jung und schon Mutter zweier Kinder, und noch mehr, eine Mutter, die ihre Kinder verlassen hat! Da eben erschien sie wieder auf der Schwelle des Zimmers, diesmal am Arme ihres Gatten, sie kamen, um der Hausfrau Adieu zu sagen. Ina's Gesichtsausdruck

Digitized by Google

war ein anderer geworden, es sah aus, als fühle sie sich erleichtert, die Gesellschaft verlassen zu dürfen. Graf Frohnsdorff war als Lebemann der schlimmsten Sorte bekannt; man sagte von ihm, daß er stets die schönsten Hunde und Pferde haben müsse, nun hatte er auch die schönste Frau.

Dem praktischen Arzt ist die Zeit der Erholung knapp zugemessen, meine Patienten warteten auf mich, auch ich mußte gehen. Als ich auf die Straße trat, sah ich noch einmal das schöne, bleiche Gesicht der Gräfin Frohnsdorff am Fenster ihres Wagens. Wieder schien es mir, als schaue sie suchend und sehnend in das Dunkel des Abends. — Auch im Traume sah ich noch dieses süße, weiche Gesicht, diese so liebeverlangenden Augen, die so gar nicht für eine Mutter paßten, die ihre Kinder verlassen konnte.

Wochen vergingen, Wochen schwerer Arbeit für mich; der furchtbare Würgengel der Kinder, eine schwere Diphtheritisepidemie hatte unsere Stadt heimgesucht. Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe gehabt. Eben war ich spät am Abend nach Hause gekommen, müde und matt, fest entschlossen, mich nicht mehr sprechen, noch mich fortholen zu lassen, da fand ich auf meinem Schreibtische eine Depesche aus Bergheim. Baron Berg bat mich in Vertretung eines erkrankten Collegen, dessen Praxis ich übernommen hatte, unverzüglich nach Bergheim zu kommen, sein einziger Knabe sei schwer erkrankt, wahrscheinlich an Diphtheritis. Sein Wagen werde mich am Bahnhofe erwarten. Wie schon so oft, mußte auch heute Angesichts des drohenden Todes alle Müdigkeit weichen und eine Nacht geopfert werden. Noch eines trieb mich aber, dem Rufe Folge zu leisten: es war das Kind der Gräfin Frohnsdorff, das da draußen krank lag, gewiß von sorgenden Händen und Augen behütet, aber doch der Mutter entbehrend. Ob es nicht in seiner Angst, seiner Fieberhitze, seiner Athemnoth die Händchen nach der Mutter ausstreckte oder hatte das Kind die Mutter bereits vergessen? Und die Gräfin? Wußte sie, ahnte sie, in welcher Gefahr ihr nunmehr einziges Kind schwebte? Sagte es ihr nicht eine Stimme in ihrem Innern? O, über diese Damen der Gesellschaft! Sie tanzte vielleicht, indeß ihr Kleiner da draußen elend und krank lag! War sie denn überhaupt je des Glückes würdig gewesen, Kinder zu besitzen, — sie, die dem Vater dieser Kinder untreu geworden?

Das Alles ging mir durch den Kopf, als ich dem Bahnhof zueilte. Es war ein abscheuliches Wetter; der Wind heulte an allen Straßenecken und peitschte den kalten Regen. Eine leere Droschke kam mir entgegen; ich winkte, der Kutscher fuhr aber unbeirrt weiter; er mochte dem Gaul wohl Ruhe gönnen; mit dem Arzt ist das freilich was anderes, schalt ich in mir, Tag und Nacht auf den Beinen! Ich kam nur gerade noch zum Abgang des letzten Zuges zurecht, der Schaffner riß die Coupéthür auf, um sie schnell hinter mir in's Schloß zu werfen, und schon setzte sich der Zug in Bewegung. Gott sei Dank, das Coupé war geheizt, mir wurde wärmer. Die Station X war bald erreicht. Es schien, ich stieg allein hier aus. Ein Diener in der Livree des Baron Berg erwartete mich auf dem Perron, er führte mich zu dem neben dem Bahnhofsgebäude stehenden Wagen. Plötzlich zog er seinen Hut und blieb in ehrerbietiger Haltung stehen. Zwei Frauen gingen an uns vorüber, die eine in ländlicher Tracht, die andere in weitem, die Figur verhüllendem Mantel und dicht verschleiert. Als der Diener den Wagenschlag geöffnet, blieb er wie unschlüssig neben der offenen Thür stehen und erst, als er sah, daß die beiden Frauen ihren Weg unbeirrt fortsetzten, schloß er dieselbe; die Pferde zogen an und fort ging es durch die kalte, stürmische Winternacht.

Wohl schon nach zehn Minuten waren wir vor der kleinen Villa angelangt. Baron von Berg bewillkommnete mich mit einem Worte des Dankes für mein Kommen und führte mich sogleich an das Bett des kranken Knaben. Ich fand einen hoffnungslos Erkrankten! Die entsetzliche Krankheit war mit großer Heftigkeit aufgetreten. Von dem ersten Ausgangspunkte aus hatte sich ihr Gift bereits dem ganzen Körper mitgetheilt, das junge Leben zerstörend und aller menschlichen Kunst spottend! Ich hatte nicht die Kraft, dem unglücklichen Vater, der bleich und kummervoll am Bett seines Kindes stand, die Wahrheit zu sagen, ich murmelte Etwas, von „vielleicht noch Hoffnung". Der Baron drückte mir heftig die Hand, ich sah, er trug am Arme noch den Trauerflor um sein kleines todtes Mädchen. „Er ist mein Einziges", sagte er, Thränen im Auge. — Ich traf alle nothwendigen Anordnungen, setzte den Inhalationsapparat in Thätigkeit, ließ dem fiebernden Kinde Eisumschläge machen und so weiter. Der Baron bat mich, einen kleinen Imbiß mit ihm einzunehmen, ich dankte und bat mir nur ein Glas Wein aus, ich wollte den Kleinen nicht verlassen. Auch der Baron blieb nun im Krankenzimmer. Ich hatte Muße, ihn zu betrachten. Er mochte in der Mitte der Vierziger sein, war also wohl zwanzig Jahr älter, als seine geschiedene Gemahlin, er war von sehr stattlicher Figur, im Vollbesitze männlicher Kraft. Auf seinem Gesicht lag augenblicklich der Ausdruck einer tiefen Angst und Sorge, er wandte sein Auge nicht von dem Knaben. — Auch ich mußte ihn immer wieder anschauen, er trug Ina's Züge. Das war dasselbe edle Profil, dasselbe weiche, leicht wellige Haar, dieselben wunderbaren Augen, deren Glanz noch durch die Hitze des Fiebers erhöht wurde. Dem Vater ähnelte der Knabe aber nicht. — Auch des Barons Mutter, eine noch rüstige Dame, weilte in dem Zimmer. Im Nebenzimmer harrten ein Diener und eine junge Dame, vielleicht die Erzieherin, aller Befehle, die der Zustand des Kranken erforderlich machte. — Tiefe Stille herrschte, auch das Kind lag ruhig. Da gingen einige Thüren, Stimmen wurden laut. Die alte Baronin erhob sich, ihr unruhiger Blick fiel auf den Baron. Eine heiße Blutwelle überfluthete sein Gesicht, doch wurde er sofort todtenbleich. Er sprang auf. Hochaufgerichtet stand er in der offenen Thür und starrte in's Nebenzimmer, aus dem hastig die Erzieherin zu uns trat.

„Die Gräfin," flüsterte sie entsetzt, die Hand auf ihr Herz gepreßt, „die alte Rose hat es ihr verrathen!"

„Großer Gott!" rief die Baronin und warf sich am Bette nieder den kleinen Knaben mit den Armen umschlingend.

„Meine Dame!" ertönte des Barons Stimme; ein Schauer durchrieselte mich, so kalt, so fest, so höhnisch klang seine Stimme.

„Egon, Egon, laß mich zu ihm! Du mußt es, habe Erbarmen."

Sie schluchzte. Der Graf riß am Klingelzug.

„Führen Sie die Gräfin Frohnsdorff zum Wagen," rief er dem eintretenden Diener zu.

„Nein Egon, nein, er ist mein Kind, wie Deines! Laß mich zu ihm, seine Mutter! — Barmherziger Gott!" schrie sie plötzlich unter lautem Schluchzen — der Baron hatte ihr ein häßliches Wort zugerufen, — sie war in ihre Knie gesunken und jetzt, jetzt schluchzte auch er. Armer Mann! er liebte sie noch — dennoch, dennoch! Und ich, war ich erst vom Schrecken wie gelähmt gewesen, so gab mir die Sorge um das schwer kranke Kind die Besinnung wieder. Ich wollte die Thür schließen, da ertönte die Stimme des kleinen Egon vom Bettchen her:

„Mama, Mama!"

Er machte sich aus den Armen seiner Großmutter frei und wollte sich aufrichten und da, unter Schluchzen und Jauchzen war sie auch schon bei ihm. Des Kindes Arme schlangen sich um ihren Hals, ihre Locken vermischten sich.

„Mein Kind! Mein süßer kleiner Junge!"

Großer Gott, ich durfte das Alles nicht dulden, welche Aufregung für das Kind!

„Frau Gräfin," sagte ich leise aber fest, „ich bitte, entfernen Sie sich, der Knabe braucht Ruhe."

„Der Knabe braucht Ruhe" — sagte sie und sah mich mit todestraurigen Augen an, „die hat er bei der Mutter wohl am ehesten."

Sie war plötzlich still und gefaßt, legte das Kind auf seine Kissen zurück, blieb aber am Bette knieen und hielt seine heißen Hände; ich ließ sie gewähren. Die alte Baronin war fort, nach dem Baron wagte ich nicht, mich umzusehen, doch schien das Nebenzimmer leer zu sein. Des Kindes Zustand hatte sich durch die Aufregung offenbar verschlimmert. Der kleine Egon hatte erst noch eine Weile seine Mutter angesehen, es war, als beruhigte ihn ihre Nähe in der That. Jetzt aber fingen die kleinen Hände an zu zucken, die Brust hob und senkte sich schneller, er warf sich unruhig hin und her. Eine bange stille Stunde verging, es ging zum Ende. Es war meine Pflicht dies den Baron wissen zu lassen. Ich schellte und beauftragte den eintretenden Diener. Des Barons Mutter trat herein.

„Ina," sagte sie weich aber fest, „der Baron möchte seinen Sohn sterben sehen. Ich habe Ihr Zimmer in Ordnung bringen lassen."

Digitized by Google

Gräfin Frohnsdorff zuckte zusammen. Sie wußte, was in diesen Worten lag, sie hatte das Recht verscherzt ihrem sterbenden Kinde nahe bleiben zu dürfen. Sie küßte des Knaben Hände und Augen unter unterdrücktem Schluchzen, dann wankte sie hinaus. Nach einer Viertelstunde war der kleine Knabe in den Armen seines Vaters gestorben.

Man wies mir ein Zimmer an; ich warf mich auf's Bett, doch wollte kein Schlaf in meine Augen kommen. Bald sah ich das sterbende Kind, bald Ina's bleiches Antlitz, bald des Barons kalte Züge. Am andern Morgen fuhr ich mit dem ersten Zuge nach Z. zurück. Ich erfuhr noch, daß Gräfin Ina das Haus sofort verlassen hatte; wo sie die Nacht zugebracht wußte Niemand.

Nach einigen Wochen erzählte mir Frau von Zanten bei der ich Ina am Anfang des Winters zum ersten Male gesehen, Ina sei schwer erkrankt an einem Nervenfieber, das sie sich durch eine Erkältung zugezogen habe. Bald darauf las ich ihre Todesanzeige in den Zeitungen. Den Baron von Berg sah ich vor Kurzem. Sein Haar war ergraut, seine Haltung gebückt. Er war ein einsamer armer Mann geworden.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Zwei neue Operetten. — Philharmonische Concerte. Neue Orchesterwerke: Tschaikowski, Stanford, Strauß; Concert für Violine und Cello von Brahms. Quartett von v. Perger.

Es ist für den Berichterstatter einer ernsten Wochenschrift der Reichshauptstadt ein beschämendes Gefühl, von keiner anderen musikalischen Bühnenneuheit sprechen zu können, als von Operetten, darauf hinweisen zu müssen, daß die Königliche Oper immerwährend das alte Repertoire aufwärmt, und selbst dieses nur mit fremden Gästen durchführt. So lange als der Unterzeichnete die Königliche Oper kennt — seit 1862 — hat dieser Winter 1887/88 zum ersten Male eine Erscheinung gebracht, die bisher von Jedermann als unmöglich betrachtet wurde: das reich dotirte erste Kunstinstitut der deutschen Reichshauptstadt beruft in der „hohen Saison" fremde Sänger und Sängerinnen als Gäste, um Rollen zu vollführen, welche kurz vorher von den eigenen Mitgliedern studirt und mit bestem Erfolge gegeben worden waren! Seit einem Jahre tauchen „Rheingold" und „Götterdämmerung" allmonatlich in den Zeitungsnachrichten auf, ihre Vorführung wird als in nächster Zeit stattfindend verkündigt — und wenn der bestimmte Zeitpunkt herangerückt ist, dann wird es wieder stille. Die Capellmeisterfrage ist noch immer eine sehr brennende, und es steht zu befürchten, daß die Berufung des Herrn Sucher aus Hamburg sich nicht als vollkommen geeignetes Löschmittel bewähren wird. Der genannte Herr ist zwar ein sehr geschickter Theatercapellmeister, aber die jetzigen Verhältnisse unserer Oper verlangen in gleichem Maße ästhetische Bildung und Energie und Routine der Leitung, sie verlangen einen Mann, wie z. B. Jahn in Wien oder Mottl in Karlsruhe, die für Alles, was zum Gesammtwirken in einem großen Opernwerke gehört, Verständniß und Blick und das nothwendige persönliche Ansehen und die Entschiedenheit besitzen, um Verständniß und Blick zu maßgebender Geltung zu bringen.

Wenden wir uns von diesen wenig erfreulichen Betrachtungen zu den Operetten, die auch nicht gerade zu dem Vergnüglichen des Kunstberichterstatters gehören. Eine französische Operettengesellschaft hat im „Walhallatheater" ihren Einzug gehalten, mit der alten „Mascotte" begonnen, dann „Joséphine vendue par ses soeurs" gebracht, die auch schon hier gegeben ward, endlich eine neue komische Oper von Lecocq, „Le coeur et la main", vorgeführt, die entschiedenen Erfolg gewann. Wenn sie auch nicht an de Originalität und Frische der „Fille de Mlle Angôt" reicht, so enthielt sie doch viele sehr hübsche und anregende Nummern und ist durchweg fein gearbeitet, nach dem Vorbilde der wahrhaften französischen komischen Oper Auber's und Boieldieu's. Das Libretto ist auf die alte Märe von der gezwungenen Prinzenheirath erfunden, bei welcher der Ehemann seine Gemahlin nicht ansieht, nicht mit ihr spricht, sich in ein Bauernmädchen verliebt und schließlich entdeckt, daß dieses Bauernmädchen seine verkleidete Frau war. Der alte Stoff ist geschickt verarbeitet. Was nun die Darstellung betrifft, so wird das Genre der komischen Oper oder Operette immer eine Domäne der Franzosen bleiben. Ihre angenehme, für leichtes Geplapper so passende Sprache, die anmuthige Beweglichkeit der romanischen Rasse, die eigenthümliche sprechende Gesangsweise (die Franzosen sagen elle a très bien dit cette romance), das treffliche Zusammenwirken wird ihnen immer größeren Erfolg sichern, als den Deutschen, selbst wenn diese besser singen. Die Primadonna dieser französischen Truppe, Mlle Decroza, ist nicht mehr jung und die Stimme hat die Frische schon lange verloren; nichtsdestoweniger gewinnt sie den Antheil der Hörer durch überaus anmuthiges Darstellungstalent und durch ein noch immer einnehmendes Aeußere. Die zweite, Mlle oder Mme Gillette, war niemals hübsch und ist nicht mehr jung, spielt aber sehr munter. Ausgezeichnet ist der Tenor Poirier, mit einer sehr angenehmen dunklen Stimme, vortheilhaftem Aeußern und ausgesprochenem Talente begabt. Der Buffo, Herr Schmidt, hat nicht einen Ton in der Kehle, spielt aber sehr unterhaltend. Ein Besuch dieser Vorstellungen ist also jedenfalls empfehlenswerth.

Das „Friedrich-Wilhelmstädtische Theater" ist auch mit einer „komischen Oper" hervorgetreten: „Die Dreizehn", Text von R. Genée und Zell, Musik von Genée. Ich kann ihr auch mit dem besten Willen nicht dasselbe Lob spenden, wie ihrer Vorgängerin den „Sieben Schwaben" von Millöcker (Text von Wittmann). Das Libretto ist theilweise einer alten Halevy'schen Oper „Les treize" nachgebildet, doch auch vielfach selbständig erfunden. Dreizehn junge österreichische Offiziere, die in der Lombardei (1820) auf Manöver sind, schließen einen Bund, dessen Mitglieder keine dauernde Verbindung mit Damen, geschweige denn eine Ehe eingehen dürfen. Aber der Hauptdreizehner, der Präsident Rittmeister Baron Plankenstein, ist schon verheirathet und spielt nur den Junggesellen. Seine Frau kommt nach Italien, um den geliebten Gatten zu überraschen, lernt zufällig auf einer Poststation einen der Dreizehn kennen, erfährt durch ihn, daß der „Junggeselle" Baron Plankenstein einer berühmten Primadonna den Hof macht, und beschließt sich zu rächen. Sie gibt sich für eine unverheirathete Primadonna aus, nimmt scheinbar die Huldigungen des anderen Offiziers an. Es gibt nun komische Verwickelungen, die mit der Versöhnung der Ehegatten endigen. Der Bund löset sich auf, da inzwischen auch andere Mitglieder sich in das heilige Joch begeben haben.

Das Textbuch ist sehr geschickt gemacht und hat vor vielen anderen den Vorzug, daß der dritte Act nicht der schwächste ist, vielmehr einige besonders unterhaltende Scenen bietet. In der Musik des Herrn Genée waltet einerseits das entschiedene Streben nach vornehmer Haltung, andererseits die Gewohnheit der alten Operettenformen. Einige Stücke sind thatsächlich sehr gelungen, fein erdacht und instrumentirt, in anderen dagegen treten die Walzer- und Polka-Rhythmen und die abgebrauchten sogenannten „pikanten" Accorde aufdringlich hervor. In dieser Weise geräth das Publikum in ein Schwanken, bei welchem gerade die besten Stücke unbeachtet bleiben, und gleichzeitig die anderen doch auch nicht den vollen Erfolg gewinnen. Die echte deutsche komische Oper wird erst zur Entwickelung gelangen, wenn ein talentirter Componist es unternimmt, einheitlichen Stil einzuhalten, ohne das mindeste Zugeständniß an die abgetragenen Moden, und auf die Gefahr hin, mit dem ersten und zweiten Versuche beim großen Publikum nicht durchzudringen. Der zuletzt errungene Erfolg wird dann ein um so entschiedener, dauernder sein.

„Die Dreizehn" haben übrigens eine vielfach verdiente, sehr gute Aufnahme gefunden; aber gerade die besten Stücke wurden nicht gewürdigt. Die Darstellung war eine vortreffliche. Frl. Drucker, Frl. Stubel, die in alten Rollen unübertreffliche Schmidt, die Herren Fagin, Hanno, Klein und Wellhoff boten ein prächtiges Zusammenwirken.

Im Concertleben behaupten die Philharmonischen Concerte unter Hans v. Bülow's Leitung die erste Stelle; was er als Dirigent leistet, ist auch das denkbar Genialste. Das Orchester ist wie umgewandelt, wenn er am Dirigentenpulte steht, spielt mit einem Schwunge und Sicherheit, die das Publikum immer zum stürmischen Beifall hinreißen. Die Aufführung von Mendelssohn's „Schottischer Symphonie" und dem Vorspiele zu den „Meistersingern" — zwei sehr oft und in guter Wiedergabe gehörten Werken — haben einen Jubel erregt, das letztgenannte mußte nach minutenlangem stürmischen Rufen wiederholt werden! An neuen Orchesterwerken brachten die Philharmonischen Concerte eine Symphonie „Aus Italien" und eine „Irische Symphonie" von Villiers Stanford, zwei starke Gegensätze, jene feurig, kühn, vielfach originell und von bedeutendem Talente zeugend, aber ungeklärt, diese fein, melodiös, in der Form abgerundet, klar, aber weniger erfindungsreich; selbstverständlich gefiel diese dem Publikum besser. Der geniale russische Componist Tschaikowski dirigirte in einem populären Philharmonischen Concerte einige seiner geistvollen Orchesterwerke; unter diesen hebe ich besonders die Einleitung und Fuge aus einer Suite hervor, weil sie jede Streitfrage beseitigt; gegenüber der anderen Composition konnte die Klage über Gewaltsames hier und da berechtigt erscheinen; aber diese Fuge ist ein Meisterwerk origineller Erfindung und kunstvoller Gestaltung. In einem Philharmonischen Concerte haben Joachim und Professor Hausmann das neue Concert für Violine und Cello von Brahms (Manuscript) ausgeführt. Es ist ein Werk, gedankenschwer und voll herrlicher Momente, aber ungeheuer schwer, und nur bei so vollendeter Wiedergabe (auch nur dem Kenner) faßbar. Im Gegensatze steht das Quartett eines Wiener Componisten, Herrn v. Perger, das Joachim und Genossen in ihrem Abende zu Gehör brachten. Es ist liebenswürdig, sehr melodiös und gut gearbeitet; nicht tief gehend, aber doch nicht oberflächlich, also angenehm und achtungswerth.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Notizen.

Noch immer wirft die phantastische Fausterklärung ihre wunderlichen Blasen. Die neueste, welche Louvier den Preis der Verbohrtheit streitig machen kann, staunen wir in dem ersten, eben zu Breslau bei Victor Zimmer erschienenen Stücke der „Fauststudien von Joh. Konr. Wagner“ an, welches sich mit der besonderen Marke einführt: „Goethe's »Ideal und Leben« (Faust II, Scene I) Mephistopheles und Ariel“; denn hier ist das Unmögliche geleistet, sollte das Ganze nicht ein toller Spaß sein, für den freilich acht Bogen zu lang wären. Der neue Mystagog, der uns den esoterischen Sinn enthüllt, sieht überall das Bild Schiller's, der auch Mephistopheles und Ariel sein muß. Der ersten Scene des zweiten Theiles liegen Motive von Schiller's Gedicht „Ideal und Leben“ zu Grunde, ja, auch dessen frühere Ueberschrift „Das Reich der Schatten“ hat Goethe benutzt, da er den Faust in das Reich der Schatten hinabsteigen und „der Menschheit Götterbild Helena“ heraufholen läßt, „die Gespielin seliger Naturen, nämlich der Dioskuren Kastor und Pollux und auch der Dioskuren Goethe und Schiller“. Und nun „spielt sich auf der Bühne das Drama »die Räuber« ab“, was freilich eben so wahr, wie daß „das Drama »Kabale und Liebe« schon im ersten Theile des »Faust« enthalten ist“. Die Scene der Spaziergänger „Vor dem Thore“ lehnt sich an Schiller's Gedicht „Der Spaziergang“ an, obgleich beide nichts mit einander gemein haben, als daß spazieren gegangen wird. Schiller ist auch ein Homunculus, der erst durch verschiedene Metamorphosen durchgegangen, ehe er „ein neuer Arion auf dem Rücken des Delphins, d. h. des Dauphins, des Frankenkönigs Goethe [wir hören später, Goethe sei König Karl in Schiller's „Jungfrau von Orleans“] Rücken in die Arme Galateas gleitet“, was kurzer Hand an die Stelle vom Zerschellen an Galateas Thron gesetzt wird. Wenn Goethe launig von den Tollheiten und Possen seines „Faust“ spricht, so ist dies durchaus ernst zu nehmen; sie sind „so toll, wie nur die Tollheiten des Aristophanes, aber sie zu sehen, ist nicht Jedermanns Sache“. Größtentheils sind es „etymologische Possen“; nur der Esoteriker sieht überall die „schönen Räthsel“. Neben dem Grundmotiv der Einleitungsscene, das in Schiller's „Ideal und Leben“ glücklich gefunden ist, sind auch andere Motive Schiller's, besonders aus dem „Berglied“ und dem „Alpenjäger“, von hoher Wichtigkeit, wie das in der Schrift, deren Vorrede wir bisher gefolgt sind, gar ergötzlich zu lesen ist. Zu den ganz neuen Entdeckungen, die, als wären sie gar nichts, nebenher gespendet werden, gehört es, daß Christiane Vulpius schon vor Goethe's Abreise nach Italien einen tiefen Eindruck auf diesen gemacht hatte (S. 7), und wenn wir auch keine Kunde haben, daß sich schon damals ein förmliches Verhältniß angesponnen, so wird er doch wohl „Nachts zum geliebten Mädchen geschlichen sein“. Jedenfalls floh er, um sich dieser „unseligen Liebesleidenschaft“ zu entziehen, nach Italien, aber „der Teufel Amor folgte ihm und sachte, wie Mephistopheles in Faust, ein wildes Feuer in des Dichters Brust an, das ihn nach Weimar zurücktrieb“ (S. 9). So ist denn nach unserem Krystallseher alles Flunkerei, was wir von Goethe's römischer Liebe und dem immer wieder verlängerten Aufenthalte des zum Künstler sich ausbildenden Dichters in Rom, von den ihn wirklich nach Deutschland zurückziehenden Magneten wissen. Mit derselben Leichtfertigkeit wie die Dichtung wird des Dichters Leben entstellt, woran wir leider neuerdings durch unsere geistreichen Forscher gewöhnt worden sind. Wagner belehrt uns, der erste Theil des „Faust“ sei nicht der von 1774 und 1775, sondern eine Umarbeitung, „hervorgewachsen aus den schwierigen Verhältnissen, in denen Goethe sich seit 1788 befand, mit Benutzung des früher Gedichteten, so weit es anging“. Und doch wissen wir jetzt so zuverlässig, wie es irgend möglich, daß der junge Dichter die Gretchentragödie wesentlich zu Weimar vollendet hatte, dann im März 1788 den Faden des „Faust“ wiedergefunden zu haben glaubte und darnach den weiteren Plan entwarf. Die Lücke, die er Anfangs gelassen, fiel zwischen die erste Scene mit Wagner und die Verbindung mit Mephistopheles. Ja freilich, wenn Schiller Mephistopheles ist, dann hätte Wagner recht, daß Goethe die Einleitung des Paktes nach dem Bunde mit diesem besser dichten konnte. In Rom ahnte ja Goethe noch nicht die Möglichkeit eines solchen, und nur Wagner's taschenspielerische Verwechselung wird eine Aehnlichkeit zwischen dem Dioskurenbunde und der Teufelsverschreibung herauswittern können. Hat er ja sogar in Schiller's „Jungfrau von Orleans“, deren Entstehung uns klar vorliegt, eine Darstellung der Befreiung Goethe's aus der großen Noth und Bedrängniß zu sehen vermocht, in welcher dieser durch seine Gewissensehe gerathen war, und ferner Johanna zum Spiegelbilde Christianens gemacht, anderer ähnlicher Truggebilde nicht zu gedenken. Triumphirend ruft er: „Goethe's Faust ist ein Enkomium Mooriae (so schreibt er absichtlich) zum Preise dessen, welcher der (Karl) Moor und (Gott) Thor an sich war (das soll heißen Schiller's). Dagegen läßt sich natürlich mit verständigen Gründen nicht kämpfen. Fragt man aber, wie ein wissenschaftlich gebildeter Mann zu solchen Thorheiten und den das ganze Heft durchziehenden Geschmacklosigkeiten sich habe verirren können, so ist die einzige Quelle derselben der luftige Einfall, der Einleitungsscene des zweiten Theiles liege die Rettung Goethe's durch Schiller zu einem neuen Leben zu Grunde. Dieses zu beweisen, strengt er all seinen Scharf- und Spürsinn an, worüber er denn in immer größere Verblendung, in einen wahren Schillerwahn geräth, der, statt auf die trotz aller Märchenhaftigkeit künstlerisch einheitliche Dichtung zu achten, nur „Schiller und Goethe und ihre Weisheiten“ unter allen Masken sucht. Schiller erklärt ihm auch alle Dunkelheiten. So muß z. B. die Erklärung der Verjüngung Fausts durch den Hexentrank von Schiller's 1796 gedichteter „Quelle der Verjüngung“ ausgehen, und wenn „Faust-Schiller“ dort klagt, diese Sudelköcherei werde ihm wohl nicht dreißig Jahre vom Leibe schaffen, die Scene 1789 gedichtet sein, weil Schiller damals eben dreißig Jahre alt wurde, wobei der Entdecker nicht merkt, daß es diesen dann wünschen läßt, noch ungeboren zu sein. Der Grundquell des Uebels ist auch bei diesem Entdecker die Sucht, einen tieferen Sinn auszuspüren. Wer aber die Dichtung, wie sie der Dichter schuf, in treuer Aneignung und klarem Verständniß des Ausgesprochenen in sich aufgenommen, wird nach keinem solchen verlangen, er wird wissen, worauf das viel mißdeutete „Hereingeheimnissen“ sich bezieht, und gegen jeden Versuch, einen Doppelsinn zu erspähen, gefeit sein. Das einzige Heilmittel gegen das durch begabte Geister genährte Fieber willkürlicher, des Dichters Schöpfungen und Leben verunstaltender Ausdeutung liegt in fester Methodik, die um so nöthiger ist, je schwieriger die Dichtung, deren Mangel sich aber auch bei leichteren Gedichten empfindlich rächt, wovon zu viele warnende Beispiele vorliegen, durch die man sich leider nicht warnen läßt. H. Düntzer.

Kamerun. Skizzen und Betrachtungen von Max Buchner. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der Verfasser dieser Aufsätze lebte längere Zeit als Arzt in Kamerun und war zeitweilig daselbst interimistischer Vertreter des Deutschen Reiches. Ein sachverständiges Urtheil ist ihm deshalb zuzutrauen, umsomehr, da die Lectüre und schon die ganze Anordnung des Inhaltes dieser Berichte uns überzeugen, daß ihr Urheber gleich weit von dem Optimismus, wie von dem Pessimismus entfernt zu bleiben sich bemüht, welche die klare Orientirung des Inländers über die dortigen Verhältnisse bisher so unendlich erschwerten. Ein möglichst eingehendes und doch von jeder Tendenz freies Buch über unsere Colonie war höchst nothwendig geworden. Wohlan, wir glauben es in der vorliegenden Sammlung gefunden zu haben. Buchner schildert uns in einem ersten Theil zunächst Land und Leute, ohne Schönfärberei, aber auch ohne die Schwarzseherei, die einen Theil unserer Presseberichte über Kamerun mit ihrem Duster erfüllt. Dann kommt er im zweiten Theil auf die Stellung der Europäer und den Handel, den sie treiben, zu reden und gibt uns schließlich ein Programm für die einzige Möglichkeit, unter welcher sich die Verhältnisse dort zu unserem, nämlich des Mutterlandes, Nutzen entwickeln können. Erforschung des Hinterlandes, Festlegung der Grenzen, Schaffung geeigneter Communicationen und Transportmittel, Beseitigung der Handelsmonopole, Vorschieben der Factoreien unter dem Schutze einer Colonialtruppe, das sind unter Anderem die Mittel, welche unser Autor für die Colonisation für unbedingt nöthig erachtet. Auch die Regelung der Rechtsverhältnisse in Afrika hat er einer Betrachtung unterworfen in einem Aufsatze, welchen die Leser der „Gegenwart“ schon kennen zu lernen Gelegenheit hatten. In einem besonderen Anhange gibt Buchner dann noch einige bemerkenswerthe Nachrichten über Wetterbeobachtungen, die er anstellte, sowie über die Sprachstudien, die er trieb. Möge das inhaltsreiche und von einer klaren und objectiven Auffassung zeugende Buch recht reichen Nutzen stiften! o. b.

L'Allemagne actuelle. (Paris; Plon, Nourrit & Cie.) — Das Buch ist von einem Belgier verfaßt, der sich nicht nennt, aber von sich sagt, daß seine Mutter eine Deutsche, sein Vater dagegen französischer Abkunft sei. Der Verfasser kennt sowohl deutsche als französische Verhältnisse vortrefflich, und er beurtheilt letztere fast durchweg sachlich und wohlwollend. Seine persönliche Neigung stellt ihn entschieden auf französische Seite, und so kommt es, daß er deutsche Vorzüge immer mit der Mahnung für Frankreich erwähnt, sich in diesem Punkte Deutschland zum Muster zu nehmen. Der Zweck, welchen der Verfasser bei der Abfassung des Werkes im Auge hatte, ist, wie er uns sagt, der: die beiden Länder einander näher zu bringen, welche zu lange schon durch eine böswillige und gehässige Presse gegen einander gehetzt worden seien und deren gegenseitige Empfindlichkeit immer künstlich auf's neue gereizt werde, sodaß durch beiderseitiges Verschulden eine Annäherung immer wieder verhindert worden sei. Einer Aussöhnung muß eine gegenseitige richtige Würdigung vorausgehen, und diese will der Unbekannte Frankreich ermöglichen. Die deutsche Gewerbthätigkeit wird gebührend gewürdigt und den Franzosen als Muster insofern vorgeführt, als dieselbe langsam aber zielbewußt sich den Weltmarkt zu sichern gewußt habe, während das ihr überlegene französische Gewerbe lässig und vielfach unvorsichtig gewesen sei. Die deutsche Colonisation wird als segenbringend für Deutschland bezeichnet, nicht weil sie große Erträge liefere, das sei eine Frage der Zukunft, sondern weil sie die deutsche Schifffahrt hebe, was ein Anwachsen der Kriegsflotte bewirken müsse. Das kräftige Wachsen des deutschen Nationalgefühles sei ein Werk Bismarck's. Das Heer und die Universitäten finden einen warmen Lobredner, wenn derselbe auch gelegentlich mit Tadel nicht zurückhält. Beide Abschnitte zeugen trotz einiger Irrthümer von so eingehender Sachkenntniß, und der Verfasser trifft in der Mehrzahl der Fälle so den Nagel auf den Kopf, daß für Deutsche wie für Franzosen diese beiden Kapitel zu höchst anregenden und belehrenden werden. Die Friedensliebe und Kriegstüchtigkeit, das stetige Vorwärtsstreben auf allen Gebieten, die weise Mäßigung und Besonnenheit der Deutschen, alles rühmt und belegt der Verfasser mit Beispielen, indem er zugleich Betrachtungen über unsere akademische Jugend und deren Lehrer sowie über die Lehrfreiheit anstellt, immer Vergleiche mit französischen Verhältnissen ziehend. Die Besprechung des Einheitstraumes, seine Entstehung, Pflege und Verwirklichung leiten über zu dem Abschnitte, welcher unserem Kaiser gewidmet ist, dessen Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit als Regent und Kriegsheld die achtungsvollste Bewunderung gezollt wird. Der Autor feiert ihn besonders als Neugestalter des mustergiltigen Heeres, bespricht aber auch

Digitized by Google

mit Wärme seine bürgerlichen Tugenden. Die Ursachen, welche besonders zur Größe Bismarck's beigetragen haben, findet er in seiner Rücksichtslosigkeit, seiner Offenheit, sowie in dem Umstande, daß er immer nur einerlei auf einmal erstrebt habe und stets maßvoll in der Ausnutzung seiner Erfolge gewesen ist. Das Parlament schuldigt er an, daß es mit Unrecht Bismarck's wirthschaftlichen Neugestaltungen feindlich entgegentrete, wenn er auch anderseits eine Entschuldigung hierfür zu finden glaubt, der in dem Gedanken gipfelt, daß Deutschland wirklich einig stets nur dem Auslande gegenüber sein werde, während sonst immer der Unterschied zwischen Nord und Süd sich geltend machen müsse. Den Socialismus betreffend scheint er zu glauben, daß derselbe in Deutschland zuerst zur Herrschaft gelangen werde, und zwar durch eben die Eigenschaften der Deutschen, welche die Kraft des Reiches ausmache. Von der „Revanche" sprechend stellt er zunächst fest, daß Frankreich Deutschland unzählige Male Gelegenheit geboten habe, Krieg zu beginnen. Wenn das Deutschland nicht gethan habe, so zeuge es von seiner großen Friedensliebe. Die Anschuldigungen, welche er gegen Deutschland richtet, weil es unebel Frankreich seine Niederlage habe fühlen lassen, müssen wir zurückweisen, wie manches, was die beiden letzten Abschnitte enthalten, welche zuweilen die persönliche Neigung des Verfassers für französisches Wesen bezeugen. Der Unbekannte hat mit seinem Werke Außerordentliches geleistet, und wir freuen uns von Herzen, daß in Frankreich diese vortreffliche Schrift jetzt Verbreitung findet. Möchte der Geist des Friedens, der die Schlußvorschläge des Verfassers durchweht, der Geist der Mehrzahl von Frankreichs Bewohnern werden, denen es dann hoffentlich gelingen wird, die Bestrebungen eines ehrsüchtigen Chauvinismus lahm zu legen.

w—y.

Die Leutringens. Roman von A. v. Klinckowström. 2 Bde. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Die Verfasserin dieses Romans schildert einen moralisch sehr schwachen Mann und eine sehr kräftige Frau, die sich Beide ohne eigentliche Liebe geheirathet haben. Die Charakteristik des Mannes ist überaus schlecht gelungen, die der Frau etwas besser, aber durchaus auch noch nicht so überzeugend, daß sie künstlerischen Werth beanspruchen könnte. Der arme Ehemann seufzt nach einer Sirene, die ihm schon auf der Hochzeitsreise in den Weg gekommen ist, und wird dabei schwach bis zum Umfallen; die Frau dagegen reißt sich mit starker Hand und einem großen Aufgebot von Pflichtgefühl und Pathos die Leidenschaft für einen genialen Musiker aus dem Herzen. Jene Sirene, eine „russische Reisewitwe", spielt anfangs die gewöhnliche Kokette, entdeckt aber ihr Herz, als sie mit einem jener unbeholfenen und lächerlich täppischen Roman-Gelehrten sich die Zeit vertreiben will. Sie muß sich diesen kurzsichtigen und stets mit Correcturbogen seines neuesten Werkes umherlaufenden Jüngling, der sie wegen ihrer früheren Koketterie verachtet, erst durch eine Heldenthat erringen; die letztere besteht darin, daß sie jenes Ehepaar, die Leutringens, vor großer Schmach bewahrt, indem sie Familienpapiere, die jene compromittiren könnten, in russischen Archiven aufstöbert. Welche Heldenthat! Eine Intrigantin, die den jungen Leutringen einst liebte und nun mit Hülfe jener Papiere sich an ihm rächen will, verursacht wenigstens, daß diese Heldenthat etwas viel Geld kostet. Aber die russische Wittib hat ja Geld wie Heu, und so steht der Vereinigung des Professors mit ihr nichts im Wege. Auch der naive Ehemann beruhigt sich schließlich, seine Frau bleibt brav und stark und die Intrigantin muß beschämt abziehen. Das ist die ganze Geschichte, die höchstens dadurch einigen Werth erhält, daß sie geschickt und flüssig vorgetragen wird.

Uebersichten der Weltwirthschaft. Von F. X. v. Neumann-Spallart. Jahrgang 1883—1884. (Stuttgart, J. Maier.) — Einige volkswirthschaftliche Ansichten des berühmten Verfassers, der Professor an der Universität und an der Hochschule für Bodencultur in Wien ist, sind nur bedingt oder gar nicht zuzugeben. Der Verfasser hätte auch, im Interesse der vielen Laien unter seinen Lesern, kurz hervorheben sollen, daß der inländische Handel jedes Großstaates viel bedeutender ist, als sein auswärtiger Handel, und daß die in den 1870er und 1880er Jahren wieder aufgewärmte mercantilistische Handelsbilanztheorie, mit dem gemäßigten Schutzzöllner A. Wagner zu reden, ein „statistischer Humbug" ist. Unter den behandelten Waaren fehlt der wichtige Artikel Spiritus. Trotz solchen untergeordneten Mängeln ist das sehr reichhaltige Neumann'sche Werk für Geschäftsleute und andere Gebildete, natürlich auch für Nationalökonomen von Fach, von großem Interesse.

k. w.

Griechische Reisen und Studien. Von Hans Müller. (Leipzig, Wilhelm Friedrich). — Das Buch zerfällt in zwei ziemlich disparate Theile: der erste enthält in vierzehn Capiteln die Beschreibung einer griechischen Reise, die in Triest anfängt und in Wien schließt, und in vier weiteren Capiteln, formlos angehängt, Studien über Land, Volk und Sprache der heutigen Griechen; der zweite Auszüge aus neugriechischen Dichtungen in Original und deutscher Uebersetzung, eine Chrestomathie, deren Zusammenhang mit dem ersten Theile ein außerordentlich loser ist. Plan und Aufbau lassen, wie gesagt, viel zu wünschen übrig — die Hälfte würde mehr als das Ganze sein, um so mehr, als diese Hälfte, ich meine die erste, welche die eigentlichen Reisen und Studien enthält, zwar etwas breit, aber gut und lehrreich geschrieben ist. Der Kenner wird freilich nicht viel neue Beobachtungen finden — die Klage über den „Resinato" hat man nun oft genug gehört und noch dazu mit der interessanten Bemerkung, daß die Sitte, den Wein durch Zusatz von Terpentin haltbar zu machen, eine uralte sei, daher der Knauf des Thyrsusstabes ein Tannenzapfen bilde — der Verfasser hätte uns die Klage ersparen, aber die Bemerkung wiederholen, oder wenn er wollte, besser widerlegen sollen, als es (Seite 79, Anmerkung) geschieht.

Rudolf Kleinpaul.

Vom Dorf und aus der Stadt. Sätze und Aufsätze, Sprüche und kleine Geschichten von E. Epp. (Mannheim, Tobias Löffler.) — Mit großem Vergnügen haben wir uns in dieses Buch vertieft, welches eine Sammlung mannigfaltiger, meistens in dem gemüthlichen schwäbischen Tone von Hebel's Schatzkästlein geschriebener Blätter umfaßt. Auf jeden Fall sind die kleinen Skizzen, die kurzen Erzählungen und Anekdoten, die philosophischen und culturgeschichtlichen Aphorismen, die wir hier vereinigt finden, ursprünglich für eine Zeitung geschrieben. Der Volkston ist in ihnen auf's Beste getroffen, ein trockener Humor, wie er sich am liebsten zu diesem Tone gesellt, durchwürzt aller Orten das Ganze und ein gesundes, warmherziges Urtheil über die guten, wie über die schlechten Eigenschaften unserer Zeit, über ihre Errungenschaften, wie über ihre Krankheiten gewährt die sittliche, ernste Grundlage, auf welcher alle Aeußerungen dieses echten Volksbuches sicher und fest gelagert sind.

Meyer's Reisebücher: Norwegen, Schweden und Dänemark. Von Ignaz Nielsen. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Der vortreffliche, von einem norwegischen Gelehrten verfaßte Führer für Skandinavien ist in fünfter umgearbeiteter Auflage gerade zur Zeit erschienen, wo sich eine Reise in den Norden am besten machen läßt; Norwegen wenigstens, dem das Buch hauptsächlich gewidmet ist, will, sei es daß man Gletscherreisen unternehmen, sei es daß man die Mitternachtssonne sehen will, im Hochsommer besucht sein. Große Zuverlässigkeit, übersichtliche Anordnung des Stoffes, Handlichkeit, Reichthum an guten Karten und Plänen — diese und andere Eigenschaften machen diesen Reiseführer zu einem der empfehlenswerthesten des Meyer'schen Verlags. Es wird nicht nur bei Tage, sondern auch bei Nacht in den hellen nordischen Sommernächten, die nur einer schwachen Dämmerung gleichen, aufgeschlagen werden. Ich hoffe, es wird den Touristen niemals im Stiche lassen.

Rudolf Kleinpaul.

Görbersdorfer Novellen von Otto Fuchs. (Dresden, Pierson.) — Ein recht launiger Erzähler, dessen frische, flüssige Sprache echtes Schriftstellerblut verräth. Seine Figuren sind nicht ganz die gewöhnlichen des novellistischen Genres und bezeugen Sinn für Originalität und glückliche Beobachtung. Er besitzt zu viel ästhetischen Geschmack, vielleicht auch zu wenig naturalistische Kraft, das Görbersdorfer Localcolorit durch die düsteren Farben des rein Pathologischen noch besonders zu verstärken, und seinen lungenkranken Helden muß man es nachsagen, daß sie sich auf's Lachen besser verstehen, als auf's Weinen. Am besten gelungen sind ihm auch sicher diejenigen Erzählungen, in denen er sich von schablonenhafter Rührseligkeit frei hält, also „die Schachmutter" und „Iftikar". In der „Sühne" schlägt er ein wunderbar mächtiges Thema an von tragischem Ernst — eine Mutter, die ihre liebende Tochter in's Kloster schicken will zur Sühne dafür, daß ihr verstoßener Sohn eine wirksame Kanone erfunden —, aber die Gestaltungskraft erlahmt ihm bald und Sprache und Ausführung sinken zu conventioneller Flachheit und schleudernder Nachlässigkeit herab. Otto Fuchs fehlt es nicht an novellistischer Begabung, aber er muß das „Schreiben" verlernen und das „Schaffen" lernen, er muß, um Richtung und Charakter zu gewinnen, Wurzel fassen in einer Volksschicht, in einer ethischen Idee, in irgend einem geistigen Boden der Gegenwart oder Vergangenheit, wenn er mehr bieten will als — nette Reiselectüre.

j.

Napoleon und Marie Luise. Memoiren der Generalin Durand, erste Palastdame der Kaiserin. Deutsche Original-Ausgabe von Adolf Ebeling. (Albert Ahn, Köln.) — Eine Perle der reichen französischen Memoirenliteratur. Diese fesselnd und freimüthig geschriebenen Erinnerungen der Generalin Durand beginnen genau da, wo die Remusat'schen aufhören. Einzelne Kapitel, wie u. A. die Geburt des Königs von Rom, der Vergiftungsversuch Napoleons in Fontainebleau und sein Aufenthalt auf Elba, sind durch eine Menge bisher unbekannter Details von hohem Interesse, und das ganze Werk ist ein überaus schätzbarer Beitrag zur näheren Kenntniß, sowohl der Person des Kaisers und der Kaiserin Marie Luise in ihrem Privat- und Familienleben, als auch des gesammten kaiserlichen Hofes. Die Uebersetzung von Adolf Ebeling liest sich vortrefflich.

Ariovist. Trauerspil in fünf Aufzügen von Ludwig Wilser. (Karlsruhe, G. Braun.) — Der Verfasser dieses seltsamen „Trauerspils" wendet sich mit einigen „einführenden" Worten gegen die „Scharen von Dichterlingen", welche „sich an die Oeffentlichkeit mit Erzeugnissen drängen, die allerdings, statt in Bücher gebunden, besser den Winden oder am besten dem Feuer überlifert wären". Nun, wir müssen ihm sagen, daß er mit seinem „Trauerspil" unseres Erachtens auch unter jene „Scharen" gehört. Wenn die Erinnerungen seiner Tertialectüre ihn durchaus zum schülerhaften Schaffen anregten, so hätte das Letztere sich wohl besser in einem Exercitium, als in einem „Trauerspil" äußern können. Ein wohlmeinender Klassenlehrer würde ihn dann wohl auch begreiflich gemacht haben, daß seine auffallende Wortschreibung durchaus unlogisch und sprachwidrig ist, und ihm die ärgsten Schnitzer mit rother Dinte herauscorrigirt haben, „ee" er arglose Leser damit überraschen konnte.

Digitized by Google

Inserate.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Commissions-Verlage erschien soeben:

Internationales Archiv für Ethnographie.

Herausgegeben
unter Mitwirkung hervorragender Fachleute
von
J. D. E. Schmeltz,
Conservator am Ethnograph. Museum in Leiden.
Erster Jahrgang. Erstes Heft.
Preis pro Jahrgang von 6 Heften 21 *M*.

Vorstehend angekündigte neue Zeitschrift, deren Tendenz darin bestehen wird, das in den Museen zusammengehäufte Material den Interessenten bildlich und textlich leichter zugänglich zu machen und den ethnologischen Wissenschaften immer neue Freunde in den weitesten Kreisen zu erwerben, erscheint vom neuen Jahre ab in unserem Commissions-Verlage in Bänden à 6 Hefte, welche einen vollständigen Jahrgang bilden; alle zwei Monate wird eine Lieferung im Umfange von je ungefähr 3 Bogen Text und 3 Tafeln zur Ausgabe gelangen.

In **Heuser's Verlag (Louis Heuser)** in **Berlin C.**, 2 Spittelmarkt und **Neuwied a. Rh.** ist soeben erschienen:

Die Morphiumsucht und ihre Behandlung
von **Dr. Albrecht Erlenmeyer.**
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.
463 Seiten, gr. 8°, in feiner Ausstattung. Preis 10 Mark.

In der vorliegenden dritten Auflage des bekannten Werkes hat der Verfasser die Morphiumsucht in ihren medicinischen und socialen Beziehungen erschöpfend geschildert. Neben der Morphiumsucht ist der mit ihr eng verbundenen Cocainsucht eine eingehende Darstellung gewidmet. Fünfzig Krankheitsgeschichten dienen der Beschreibung beider Krankheiten als erläuternde Folie, und die mit grosser Sorgfalt bearbeitete Literargeschichte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die historische Entwicklung der ganzen Frage. Das Buch, eine hervorragende literarische Erscheinung, wird Aerzten und allen denen aufs wärmste empfohlen, die für das Allgemeinwohl unseres Volkes ein Interesse haben und berufen sind, gefahrdrohende Auswüchse desselben zu verhüten oder zu heilen.

Russisch.
Praktisches Lehr- und Lesebuch.
von **F. Booch-Árkossy.**
2 Kurse zu 3 *M*, Schlüssel 2 *M*.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Heinrich Nitschmann
als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke
von
Władislaw Malukiewicz.
Gedruckt und verlegt bei
Reinhold Kühn d. J., Elbing. 1888.
Preis 60 Pfennig.
Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Scheichl, Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68. 1 M. 50 Pf.

Wollny, Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

Wollny, Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

Soeben wurde complet:

Handbuch der Nationalökonomie.
Von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Zweite verbesserte Auflage.

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M*. Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M*. Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M*. Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M*. Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M*.

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

Bibliothek d. Gesamtlitteratur.

Neuerdings sind u. A. erschienen:

Nr. 129. Der Verwendbare. Erzählung von **Wilhelm von Wartenegg.** Geh. 25 *Pf*. Geb. 50 *Pf*.

Nr. 114. 115. Neues Buch der Lieder von **Paul Bachr.** Geh. 50 *Pf*. Geb. 75 *Pf*. Prachtband 1 *M* 30 *Pf*.

Nr. 134. 135. 136. Ungarisches Novellenbuch. Diese 3 Bände enthalten Novellen von **Petöfi, Jokai, Beniczley-Bajza, Csiky** u. **Hikfath,** welche bisher in deutscher Uebersetzung nicht vorhanden waren. Geh. à 25 *Pf*. Geb. à 50 *Pf*.

Nr. 143—145. Persischer Divan. Blütenlese aus der Persischen Poesie. Hrsg. von **Jul. Hart.** Geh. 75 *Pf*. Geb. 1 *M*. In eleg. Prachtbd. mit Goldschn. 1 *M* 50 *Pf*.

Jedes **einzeln** käufliche Bändchen ist mit Einleitung und dem Bildnis des Verfassers versehen. Vollständiges Verzeichnis gratis und portofrei.

Verlag von **Otto Hendel** in Halle a. S.

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Briefwechsel
zwischen
Wagner und Liszt.
2 Bände gr. 8.

Über den binnen Monatsfrist erscheinenden Briefwechsel wird von wohlunterrichteter Seite geschrieben:

Der mit Spannung erwartete Briefwechsel der beiden größten Musiker unserer Zeit führt auf's Lebendigste ein in die hochinteressante Periode, in welcher das junge Kunstwerk der Zukunft entstand und mit den Bedingungen seines Erscheinens schwer zu ringen hatte. Zugleich mit der Zeit werden die Persönlichkeiten der beiden Musiker in ihrer ganzen Eigenart darin wieder lebendig, welche ein Freundschaftsbund zur Erreichung des gemeinsamen Ideals verband, wie er seines Gleichen nur gehabt in demjenigen unserer großen klassischen Dichter. Weihte uns der Briefwechsel Goethe-Schillers in die geistige Arbeit an den ästhetischen Bestimmungen eines deutschen Kunststyles ein, so zeigt der Briefwechsel Wagner-Liszts den leidenschaftlich bewegten Kampf um die äußere Verwirklichung des geschaffenen deutschen Kunstwerkes selbst.

Verlag von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Es erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kunsthistorische Studien
von
Dr. Paul Salvisberg.

Heft 1. Inhalt: Paris u. die französ. Kunst. — Courbet und der moderne Impressionismus in der französ. Malerei. 94 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 2. Inhalt: Die französ. Wandmalerei. 74 Seiten gr. 8°. Preis 3 Mark.

Heft 3/4. Inhalt: Die deutsche Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance. 142 Seiten gr. 8°. Preis 6 Mark.

Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der junge Goethe.
Seine Briefe und Dichtungen
von 1764—1776.
Herausgegeben
von
Salomon Hirzel.
Mit einer Einleitung von Michael Bernays.
Zweiter, unveränderter Abdruck.
3 Theile. 8. Preis: geh. *M* 10.—, geb. *M* 12.—

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*.— **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M*. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 *M*. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 *M*. — **Nachtigall,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M*. — **Louis Blanc,** Histoire de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Hierzu eine Beilage vom Verlag der Albumstiftung (Carl Hinstorff's Verlag).

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 25. Februar 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Graf Taaffe. Von *** — **Literatur und Kunst:** Zu Arthur Schopenhauer's Geburtstag. Von Eduard von Hartmann. — Neue Talente. Von Z. — Die Memoiren der Adelaide Ristori. Von Anton Eichler. — **Feuilleton:** Des Hauptmanns Liebesbrief. Von J. S. of Dale. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Frank Siller. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Weisheit Salomo's". Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Von O. B. — Inserate.

Graf Taaffe.*)

Von ***

Nach dem Leben zu zeichnen, ist das Vorrecht der Maler; der Historiker hat die mühseligere Aufgabe, Todte zu verlebendigen. Bei dieser Nacherschaffung passirt es nicht selten, daß die geschichtliche Figur wesentliche Abweichungen von der lebendigen aufweist; sowie dies wahrgenommen wird, kommen Andere und bessern entweder an den Zügen nach oder sie versuchen sich selbst in der Schöpfungskunst. Ein wesentliches Hülfsmittel dieser Zweiten und Dritten sind die Memoiren. Diese Art, zeitgenössische und Selbstgeschichte zu schreiben, ist namentlich in Frankreich sehr ausgebildet. In Deutschland existiren diese Hülfsmittel der Forschung in weit geringerem Umfange, denn der deutsche Beamte hält im Allgemeinen daran fest, sein Amtsgeheimniß unverletzt in das Grab mitzunehmen. Nur in einem selbstverständlichen oder nothwendigen Briefe entschlüpft ihm zuweilen ein Satz, dem eine historische Bedeutung zukommt, und Briefe sind es zumeist, welche die neuere deutsche Geschichte als Illustrationen ihren Büchern einverleibt. Eine der größten Frauengestalten unseres Vaterlandes, die Königin Luise von Preußen, ist eine solche Gestalt in Briefen.

In unseren Tagen ist auch die Neuerung entstanden, Zeitgeschichte zu schreiben. Angesichts der ungeheueren Ereignisse des vorigen Jahrzehnts darf das nicht Wunder nehmen: das Volk verlangt nach einer Darstellung der Ereignisse und nach der Schilderung der Personen, welche das deutsche Vaterland wieder hergestellt haben. Der flüchtige Charakter solcher Arbeiten ergibt sich von selbst aus dem Umstande, daß wohl die Ereignisse, nicht aber die treibenden Menschen ganz geschildert werden können. Dieser Mangel haftet auch der nachfolgenden Arbeit an. Obwohl sie in der Hauptsache das Portrait einer historischen Persönlichkeit werden soll, und obgleich dieses Bild durch mannigfache, ihm eigenthümliche Züge größere Aehnlichkeit mit dem Originale gewinnen und daher der geschichtlichen Wahrheit besser dienen soll als das bisher Bekannte, so ist auch dieses Mal das Bestreben, vollständig zu sein, naturgemäß nicht ganz an sein Ziel gelangt; allein einige Fragen des Historikers über den Grafen Taaffe werden in den folgenden beantwortet werden.

Graf Eduard Taaffe ist nicht zu Prag, sondern, wie der Gothaische Kalender für 1888 zum ersten Male der Wahrheit entsprechend anführt, in Wien, auf dem Lobkowitzplatz, im Bartenstein'schen Hause am 24. Februar 1833 geboren. Diese Richtigstellung hat insofern Bedeutung, als man die politische Haltung des Ministerpräsidenten mit seiner Geburt in Prag in einen gewissen Zusammenhang bringen wollte, der freilich unerklärlich ist, wenn man bedenkt, daß der Knabe schon in seinem dritten Lebensjahre der Spiel- und Exerciergenosse der Söhne des Erzherzogs Franz Karl und darunter auch des regierenden Kaisers gewesen und bis zum Jahre 1848, also knapp bevor die Krone auf das Haupt des achtzehnjährigen Erzherzogs Franz Joseph gesetzt wurde, geblieben ist. Nichts erscheint natürlicher, als daß dieses Verhältniß dauernde Spuren zurückließ; der Kaiser ist der vertrauensvolle Freund des Grafen Taaffe, kein Zweiter, und wäre es selbst der höchste unter den Aristokraten, gilt soviel wie dieser; er vermag durchzusetzen, was Andere niemals erreichen konnten. Der Monarch erblickt in dem Grafen Taaffe vor Allem den Hüter der Interessen der Dynastie und des Staates, und Graf Taaffe hält sich wiederum zunächst für den Minister des Kaisers. Was die schwersten politischen Kämpfe nicht vermögen, obwohl sie im Innersten des österreichischen Premierministers tiefen Groll absetzen und sein zur Fröhlichkeit geneigtes Naturell verbittert haben, daß manchmal seine Stirnader im Zorn anschwillt und ein Wetterleuchten über sein Angesicht zieht — ein Stirnrunzeln seines obersten Herrn wird der Regierung des Grafen Taaffe ein jähes Ende bereiten. Darauf werden aber seine Gegner lange warten, und es war einer der verhängnißvollsten Irrthümer der deutschen Partei, daß sie, als sie dem Ministerium Taaffe die Lebenszeit vorher bestimmte, dieses Verhältniß ganz vergaß. Graf Taaffe ist kein Günstling, den man sich eine Weile hält und dann in die ewige Vergessenheit fallen läßt wie z. B. Graf Grünne ein solcher gewesen; nicht durch Gnade, sondern durch Vertrauen ist Graf Taaffe Alles geworden, er hat in seinem Leben nichts vom Kaiser verlangt, alle Auszeichnungen entsprangen spontanen Entschlüssen des Monarchen. Das Maß der Vertraulichkeit im Verkehr zwischen dem Kaiser und seinem Premierminister

*) Wir wollen der obigen Vertheidigung der Taaffe'schen Regierung die Aufnahme umsoweniger versagen, als der wohlinformirte Autor manches Neue zur Geschichte der gegenwärtigen österreichischen Verfassungskämpfe zu berichten weiß. Getreu dem Grundsatz Audiatur et altera pars, soll demnächst eine Widerlegung aus nicht minder berufener Feder folgen, worin „Oesterreichs Bismarck" und seine „Versöhnungspolitik" vom deutschnationalen Standpunkt aus beleuchtet wird. Bei der großen und sympathischen Theilnahme, womit man im verbündeten Deutschland den schweren Kampf unserer Stammesgenossen um ihre historisch begründete Stellung verfolgt, werden auch unsere Leser den einander widersprechenden Darstellungen ihr Interesse entgegenbringen. D. Red.

Digitized by Google

entzieht sich natürlich der Beobachtung, aber als sicher darf man betrachten, daß Kaiser Franz Josef I. zu dem Grafen Taaffe in anderem Tone spricht und andere Briefe an ihn schreibt, als dies jemals bei einem früheren Ministerpräsidenten der Fall war. Selbst aus England hat man vernommen, wie theilnahmsvoll die Königin Victoria an Lord Beaconsfield hing und wie gleichgültig ihr Herr Gladstone gewesen; um wieviel mehr ist die Person des Premiers von Bedeutung in Ländern, in welchen die Krone bei aller constitutionellen Gesinnung noch immer den bedeutendsten Einfluß auf den Gang der ganzen Politik nimmt. Die Deutschen in Oesterreich hatten davon eine Ahnung und beide Male, als die Gewalt ganz in ihre Hände gelegt wurde, wählten sie zwei Aristokraten nobelster Façon zu Chefs der Regierung, aber unglückseliger Weise zwei Fürsten Auersperg, von denen der ältere und weitaus bedeutendere, Fürst Carl, der unverträglichste Mann im Reiche war und es verstand, sich binnen wenigen Monaten nicht nur nach Oben hin, sondern auch bei seinen Ministercollegen unmöglich zu machen, indeß der andere Bruder, Fürst Adolf, durch das Minimum an Leistungsfähigkeit, welches er seinem brüsken Benehmen zugesellte, sich ebenfalls keine imponirende Stellung erringen konnte.

Nachdem Graf Taaffe zwei juridische Staatsprüfungen abgelegt hatte, trat er 1852 in den Staatsdienst, bestand noch im November desselben Jahres erfolgreich das dritte Examen, wurde der Bezirkshauptmannschaft in Wiener Neustadt zugetheilt, schritt rasch über die niederen Stufen der Beamtencarrière, war im Jahre 1862 Kreisvorsteher in Prag, ein Jahr später Landeschef in Salzburg und im Jahre 1867 Statthalter in Oberösterreich. Von diesem Zeitpunkte datirt die große politische Thätigkeit des Grafen Taaffe, die, wenn sie auch wie bei dem persönlichen Verhältnisse zum Monarchen fast selbstverständlich ist und, wie später nachgewiesen werden wird, von diesem auch jederzeit fest im Auge behalten wurde, doch auch von dem Gott des Zufalls gefördert ward. Nach dem Jahre 1866 wurde Freiherr von Beust aus dem kleinen Sachsen an die Spitze der Regierung des großen Oesterreich berufen. Der Mann, der in seiner Heimath nicht genug zu schaffen wußte, war in Wien sozusagen hülflos. Er kannte fast Niemanden, er kannte aber auch die österreichischen Verhältnisse viel schlechter, als man bei seinem fortwährenden Schielen über die Grenze hätte vermuthen sollen. Der nächste eingestandene Zweck seiner Anstellung in Oesterreich war der unabweislich gewordene Ausgleich mit Ungarn. Auch Graf Belcredi, der Staatsminister, den Baron Beust vorfand, sah die Nothwendigkeit desselben ein, doch er rieth zu einem langsamen Tempo und wollte ihn durch Verhandlungen zwischen den parlamentarischen Körperschaften der beiden Reichshälften durchführen. Da er durch die Sistirung der Verfassung den gesetzlichen Weg sich selbst verschlossen hatte, so dachte Graf Belcredi zuerst an einen österreichischen Generallandtag, der einen Ausschuß wählen sollte, welcher wieder mit einem Ausschusse des ungarischen Reichstages ein Gutachten zu vereinbaren hätte. Den Ungarn war diese Methode wegen ihrer Ungesetzlichkeit nicht angenehm, und wegen ihrer Langwierigkeit schien sie ihnen geradezu gefährlich; sie wollten die Vortheile, die ihnen jetzt winkten, rasch und sicher unter Dach bringen. Das war ein wesentlicher Grund, weshalb sie den Grafen Belcredi perhorrescirten. Dieser, in seiner Verlegenheit, trat nun mit seinem Projecte eines außerordentlichen Reichsrathes hervor. Der Statthalter von Oberösterreich, Graf Taaffe, über die Aussichten desselben befragt, erklärte, daß nach seiner Meinung diese Körperschaft wegen ihrer Ungesetzlichkeit von den Landtagen nicht beschickt werden würde. Graf Belcredi fiel auf Andrängen des Baron Beust. Graf Taaffe und Graf Belcredi waren schon damals und sind seitdem noch intimere Freunde geworden; der Erstere war es, der den Zweiten aus der langen Vergessenheit hervorzog, in das Herrenhaus berief und zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes machte, in welcher Eigenschaft derselbe sich in rastloser Arbeit beinahe aufreibt. In politischer Beziehung verbindet sie jedoch nur die gemeinsame gut österreichische Gesinnung; an den zu fortwährenden neuen Experimenten geneigten Ideen des Grafen Belcredi, der sich über die Ungesetzlichkeit seiner Vorschläge niemals ernste Rechenschaft gab, fand der jetzige Ministerpräsident niemals Gefallen. Das ist überhaupt der Grundunterschied zwischen ihm und der großen Mehrzahl der übrigen Conservativen, daß er ihnen nicht nur niemals bis an ihre letzten Ziele zu folgen geneigt war, sondern auch und namentlich, daß er Alles, was er für die conservative Sache zu erringen bestrebt ist, auf dem Wege strenger Gesetzlichkeit erobern will; er gibt eine Sache lieber auf, ehe er sich einer Verletzung der Gesetze schuldig machen möchte.

Baron Beust, unsicher umher tappend und nicht wissend, wie er die in seine Hand gelegte Macht gebrauchen sollte, um seine nächste Aufgabe, die Verständigung mit Ungarn zu erzielen, dachte daran, an die österreichischen Einzellandtage ein kaiserliches Manifest zu richten, in welchem ihnen der in den Verhältnissen eingetretene Umschwung bekannt gegeben würde. Der Statthalter von Oberösterreich war in Wien, Baron Beust frug ihn um seine Ansicht. Graf Taaffe erwiderte, ein Manifest sei nicht die officielle Form, in welcher die Regierung in Oesterreich mit den Landtagen communicire, sie wähle dafür die einfachere Form einer Mittheilung. Baron Beust wies den Grafen Taaffe bezüglich der weiteren Auseinandersetzungen an Bernhard Ritter von Mayer, den „Blut-Bäni", aus dessen Kopf das Project und aus dessen Feder der Entwurf des Manifestes wahrscheinlich entstammten. Als Baron Beust nun vernahm, daß Graf Taaffe sich auch gegen den außerordentlichen Reichsrath ausgesprochen und die bald darauf in Oesterreich, namentlich bei den Deutschen zu Tage getretene Stimmung genau vorhergesehen hatte, blieb sein Auge fest auf den Statthalter von Oberösterreich gerichtet. Nach der Entlassung des Grafen Belcredi und seines Collegen hatte Beust ein Ministerium zu bilden und telegraphisch berief er den Grafen Taaffe zum Minister des Innern in jenem Cabinete, welches den Uebergang in den Dualismus zu bewerkstelligen hatte. Diese den Thatsachen entsprechende Darstellung des Sachverhaltes gibt der ersten Ernennung des Grafen Taaffe zum Minister eine erklärende Vorgeschichte und zerstört alle Mythen, die sich seit jener Zeit darüber erhalten haben. Das Verhältniß zwischen Baron Beust und dem Grafen Taaffe war von Anfang an und blieb bis zum Tode des zum Grafen erhobenen Beust ein freundschaftliches, ja ein inniges; als Beust seine politische Rolle definitiv und für immer ausgespielt hatte, besuchte er, selbst wenn ihm das eine kleine Reise kostete, den Grafen Taaffe und umgekehrt ist dieser als Statthalter von Tyrol wiederholt nach Salzburg gefahren, um dort den Grafen Beust zu treffen. Sie hatten das Bedürfniß, von Vergangenem zu sprechen und zu hören, Graf Beust — mehr zu sprechen, Graf Taaffe — mehr zu hören. Als Minister waren sie oft genug verschiedener Ansicht, aber weder in diesem Interimscabinet, noch später, als Graf Taaffe im sogenannten Bürgerministerium zur Minorität gehörte, während Graf Beust die Majorität unter seine Fittige nahm, trat eine Differenz zwischen den beiden Staatsmännern an das grelle Licht der Oeffentlichkeit. Als aber die kurze Aera Hohenwart kam, zeitigte die persönliche Freundschaft ihre schönste Blüthe. Des Zusammenhanges wegen sei die chronologische Reihenfolge hier für einen Augenblick unterbrochen.

Die Ernennung des Grafen Hohenwart zum Ministerpräsidenten nach dem Majoritäts- und Minoritätsministerium ist heute noch nicht aufgeklärt. Graf Hohenwart, dessen staatsmännisches Talent zu allen Zeiten weit überschätzt wurde, war unter dem ersten Ministerium Auersperg Statthalter von Oberösterreich und ließ als solcher in offener Landtagssitzung dem inzwischen verstorbenen, leidenschaftlich ultramontan gesinnten, äußerst hetzerischen Bischof Rudigier eine Abfertigung zutheil werden, die man im gewöhnlichen Leben einen Fußtritt nennen würde. Mehr noch. Als Herr Giskra, der bei seinen vielen sehr schlechten Eigenschaften doch die eine gute besaß, die richtigen Personen herauszufinden, wegen der Differenzen mit seinen Collegen aus dem Ministerium austrat, empfahl er den Grafen Hohenwart als seinen geeignetsten Nachfolger. Der-

Digitized by Google

selbe Mann, den man nach Abstammung, Gesinnung und Amtsthätigkeit für einen guten Deutschen und verfassungstreuen Parteimann halten konnte, wurde des Grafen Potocki Nachfolger als Ministerpräsident und hatte eine Art Staatsstreich vorzubereiten. Unter den Vielen, die nicht wußten, wie das geschehen war, befand sich auch Graf Beust. Er glaubte zu dem bösen Spiele die beste Miene auf die Art zu machen, daß er sich völlig passiv verhielt und die Dinge an sich herankommen ließ. Graf Taaffe war anderer Ansicht. Er rieth dem Grafen Beust, bestimmte Stellung zu nehmen, und sich entweder an den Grafen Hohenwart anzuschließen, wenn er dies vermöge, oder sich als dessen entschiedener Gegner zu declariren und sofort an seinen Sturz zu gehen; Unentschlossenheit öffne den deutlich erkennbaren Schachzügen der Magyaren die Thüre, welche erst den Grafen Hohenwart und dann den Grafen Beust ihm gleich nachstürzen wollten, denn Graf Andrassy als Minister des Aeußern sei jetzt der wichtigste Punkt ihres Programms. In der That hat Graf Julius Andrassy als ungarischer Ministerpräsident unter bloß passiver Assistenz des Grafen Beust den österreichischen Cabinetschef Hohenwart zu Falle gebracht; gleich darauf fiel auch Graf Beust und Graf Andrassy zog, nicht zum Schaden des Reiches, das an ihm einen Staatsmann ersten Ranges, einen Mann von festem Charakter und vor Allem den unbezahlbaren Schöpfer der aufrichtigen deutsch-österreichischen Allianz gewann, in das Palais am Ballplatze ein. In tiefster Seele betrübt, gebrochen an Herz und Geist verließ Graf Beust dieses Haus und verlor sich auf einen Botschafterposten und später auf seinem Gütchen Altenberg. Der seichte Mann hat in seinen Memoiren für diese seine Demüthigung an aller Welt Rache nehmen zu sollen geglaubt; dem Grafen Taaffe gegenüber hat er aber oft genug seiner Reue darüber Ausdruck gegeben, daß er seinem klügeren Rathe nicht gefolgt war. Es ist kein besonders gutes Zeugniß für den staatsmännischen Verstand des Grafen Beust, daß er sich diese Reue nicht ersparte, daß er dem Grafen Hohenwart fremd gegenüberstand, obwohl damals noch die Preßleitung des österreichischen Ministeriums und des gemeinsamen eine einheitliche, der Dispositionsfonds für Beide ein und derselbe war. Hätte Graf Beust sich wenigstens während seines Aufenthaltes in Oesterreich in das Studium der hier herrschenden Verhältnisse vertieft, anstatt stets mit der Unsterblichkeit seines Ichs beschäftigt zu sein, dann würde er erfahren haben, daß Graf Hohenwart nur die Marionette des Grafen Heinrich Clam war, daß, wenn der österreichische Ministerpräsident völlig Herr der Situation werden würde, die Feudalen für seine, des Grafen Beust Beseitigung schon Sorge trügen, daß er sich nur noch erhalten könnte, wenn er in der Minirarbeit gegen den Grafen Hohenwart der ungarischen Intrigue zuvorkomme.

Das Interimsministerium Beust-Taaffe-John-Hye vollzog mit der von den Ungarn gewünschten Schnelligkeit und in der Hauptsache durch in dem kleinen Badeorte Vöslau bei Wien geheim geführte Verhandlungen den Ausgleich mit Ungarn. Daß bei dieser Hast in der Arbeit zahllose Lücken zurückbleiben mußten, war eine fast selbstverständliche Sache; eine der merkwürdigsten war der gänzliche Mangel einer Bestimmung über die Schuld der Monarchie an die Nationalbank, die jetzige österreichisch-ungarische Bank, im Betrage von 80 Millionen Gulden. Als bald nach der Trennung der beiden Reichshälften neue Bücher für die Schulden der beiden Staaten angelegt wurden, ließ der ungarische Sectionschef im gemeinsamen Finanzministerium, Herr Vincenz Weninger, die Bankschuld ohne viel Federlesens in das österreichische Buch übertragen. Ein Wiener Wochenblatt erhielt Wind von der Sache und schlug Lärm, die Angelegenheit gelangte in das Parlament, aber erst nach zehn Jahren, bei Erneuerung des Vergleichs, fand sie ihre ziemlich groteske Lösung. Es bekannten sich nämlich nun eigentlich beide Reichshälften als Schuldner, aber keine als Zahler, sondern man wies zur Tilgung der Schuld jene Summen an, welche auf beide Reichshälften für die Verleihung des Privilegiums als Antheil am Gewinn von einem gewissen Ertrage aufwärts entfielen; im Ganzen bis jetzt nach elf Jahren sechsmalhunderttausend Gulden. Dieser eine Fall ist für die Uebereilung der Arbeiten im Sommer des Jahres 1867 charakteristisch genug. Indessen legte man in Wien den größeren Accent auf die freiheitlichen Errungenschaften, die in den Staatsgrundgesetzen codificirt wurden, und auf das liberale Ministerium, welches deren Durchführung überwachen sollte. Das Zustandekommen dieser, unter dem Titel des Bürgerministeriums bekannten Regierung, war auch kein leichtes; der Enthusiasmus für die Freiheit genügte nicht, es zu schaffen. Zunächst wollte Dr. Herbst, der damals allmächtige Parlamentarier, gar kein Portefeuille übernehmen; die Andern witterten, daß es sich um irgend eine Falle handle, und sagten auch Nein. In einer Parteiversammlung wurde Herbst an die Wand gedrückt, man kündigte ihm den Gehorsam für den Fall der Fortdauer seiner Ablehnung. Nun endlich gab er nach, wünschte aber Unterrichtsminister zu werden, er, der bisher seine Thätigkeit im Parlamente auf die Finanzen concentrirt hatte. Aber der Unterricht war längst dem Herrn von Hasner zugesagt, es lag dafür sogar schon aus der Zeit des früheren Ministeriums eine kaiserliche Entschließung vor. Man übertrug ihm endlich die Justiz, und Dr. Brestel wurde von seinem Freunde Berger in einer langen Decembernacht zur Uebernahme des Finanzportefeuilles, der dornenvollsten Aufgabe in dem deficitgewohnten Staate, gepreßt. Derselbe Dr. Brestel, der sich unter allen Bürgern dieses Ministeriums trotz der Unscheinbarkeit, ja Verwahrlosung seines Aeußern allein das ganze Vertrauen, sogar die Neigung des Monarchen zu erringen wußte.

In dieses Cabinet trat auch Graf Taaffe als Minister für Landesvertheidigung. War schon seine Thätigkeit im Ministerium Beust für ihn eine inhaltsschwere Lernzeit, so kann man dies in noch viel höherem Maße von seiner Theilnahme an der Thätigkeit des Bürgerministeriums sagen; er lernte in demselben, wie eine Regierung, welcher Partei sie auch angehöre, nicht schalten dürfe. Während draußen die Begeisterung noch nachzitterte, mit welcher die Bevölkerung das neue System begrüßte, nagte drinnen schon der Wurm des Neides und des Zerwürfnisses an der volksthümlichen Regierung. Fürst Carl Auersperg, im Lande als der erste Cavalier des Reiches gehalten und gepriesen, erschien drinnen als intolerant und reizbar, als Terrorist, so daß es in den Sitzungen des Ministerraths Scenen gab, wie sie sich kaum in einer Dorfvertretung abspielen. Fürst Auersperg, so ziemlich von allen seinen Collegen perhorrescirt, trat zwar erst am 24. September 1868 von seinem Amte zurück, factisch aber hatten die Conflicte im Ministerium schon im Mai, also früher begonnen, als man allgemein anzunehmen geneigt ist, indem man den Ausbruch derselben mit der Reise des Kaisers nach Prag in Verbindung bringt, bei welcher Graf Beust und nicht Fürst Auersperg in der Suite des Monarchen war. Wohl lag in dieser Thatsache ein bedenkliches Symptom, allein es fällt dabei eine Bestrebung des Grafen Beust schwer in die Wagschale, welche vielleicht die ernsteste unter allen seinen Bemühungen gewesen ist. Als Belohnung für seine Verdienste ließ Beust sich zum Reichskanzler ernennen; äußerlich schmeichelte der große Titel zunächst der unbegrenzten Eitelkeit dieses Mannes, denn Fürst Gortschakoff in Petersburg hieß nur Vicekanzler. Aber Graf Beust gedachte mit dem Titel auch ein Amt und eine Thätigkeit zu verbinden. Durch den Ausgleich standen sich die zwei, bisher zu einem einheitlichen Ganzen verbundenen Staaten, deren gemeinsame Interessen nicht durch Paragraphen geschieden werden konnten, wie zwei Fremde gegenüber; im Falle einer Differenz mußte der Kaiser und König durch sein Wort entscheiden. Das ist nicht nur im höchsten Grade inconstitutionell, sondern kann zu sehr bedenklichen Consequenzen führen. Graf Beust beabsichtigte als Reichskanzler in einer Reichskanzlei ein Organ der Vermittelung, eine oberste einheitliche Instanz, ein Centrum, eine Art Einheit im Dualismus oder wie man es sonst nennen will, zu schaffen, und schon hatte er den Entwurf der Organisation einer diesem Zwecke dienenden Abtheilung im Ministerium des Aeußern ausgearbeitet. Diesem leitenden Gedanken entsprach nicht nur seine Mitreise nach Prag, sondern auch

Digitized by Google

manches Andere, was als Einmengung in die Competenz des österreichischen Ministeriums aufgefaßt wurde. Graf Andrassy, der sowohl als ungarischer Premier wie als Minister des Aeußern sich mehr noch als Graf Beust mit den österreichischen Angelegenheiten beschäftigt hatte, verlangte nicht mehr nach dem Titel eines Reichskanzlers; er, der im Stande gewesen wäre, die Reichskanzlei als eine wenn auch noch so winzige Verkörperung der Staatseinheit bei seinen magyarischen Landsleuten durchzusetzen, perhorrescirte das Project.

Die außerordentliche, völlig neue und ohne Analogie in einem anderen Staate dastehende Stellung des Grafen Beust ist wohl geeignet, manche seiner Irrthümer und Fehler in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, insbesondere jene, welche man als Eingriffe in die Wirksamkeit des österreichischen Ministeriums bezeichnet. Mit den Verhältnissen des Staates noch immer nicht völlig vertraut, meinte er, das erfolgreiche Beispiel der Magyaren müsse auf die Czechen eine gewisse Wirkung ausüben und im Interesse der äußeren Macht der Monarchie, für die er noch Alles zu leisten hatte — und das war nach der Geschichte seiner Berufung sehr viel! — hielt er es auch in seiner Mission gelegen, die Czechen zu gewinnen, selbst unter den Augen des bei ihnen verhaßten Fürsten Auersperg. Hatte doch diese Idee ihre warmen Anhänger auch im österreichischen Ministerium. Berger, ein guter Deutscher und einst ein Mitglied der Paulskirche, empfand auch die Neigung, eine Verständigung mit den Czechen zu versuchen und der damalige Bürgermeister von Prag, Dr. Belsky, ein besonnener Politiker, bot sich als willkommener Mittelsmann an. Daß Graf Potocki, der Ackerbauminister des Cabinets, als Pole diese Bestrebungen gerne sah, ist leicht erklärlich. Als Dritter im Bunde schloß sich Graf Taaffe an. Zufällige Umstände hatten ihn dem Dr. Berger nahe gebracht. Als Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrathes und später als Vorsitzender amtirte er mit dem Minister ohne Portefeuille unter einem Dache und ging mit ihm alltäglich zur Preßconferenz im Ministerium des Aeußern; als sich Berger's Taubheit verschlimmerte, begleitete er ihn jedesmal zum Kaiser und schrieb die Antworten des Herrschers dem Collegen auf einem Zettel nieder. Zu diesen äußerlichen Verhältnissen kamen auch innere Gründe, welche diese beiden Männer zusammenschlossen, so daß man sagen kann, die österreichische Gesinnung Beider siegte zweimal über den Partei- und Provinzialstandpunkt. Außerdem waren Beiden die Zustände im Ministerium unerträglich; gegenseitige Beschimpfungen und Verdächtigungen in den Sitzungen standen auf der Tagesordnung, jeder Minister hatte seine Zeitung, in welcher er seine Collegen auf das Heftigste befehdete, der Eine klaubte die Notizblätter des Anderen auf und bewahrte sie als Waffen für den öffentlichen Gebrauch, mit einem Worte, es sah so aus, wie es nicht aussehen durfte. Die wilde Leidenschaftlichkeit Giskra's, der negative Geist Herbst's, die Satire Berger's feierten Orgien, so daß man sich wundern muß, daß dabei überhaupt noch Etwas geleistet werden konnte. Und dabei hat das Bürgerministerium Außerordentliches geschaffen! Aber die Fäulniß bestand und fraß fort, bis in dem sogenannten Memorandenstreite die ganze Welt einen erschütternden Einblick in die Zustände, wie sie in der Regierung herrschten, gewann. Der Kaiser war von seiner Suezreise zurückgekehrt, in Dalmatien ein Aufstand ausgebrochen, der bewiesen hatte, daß nicht alle Länder dieses merkwürdig componirten Reiches über einen Kamm geschoren, nach einer Schablone regiert werden könnten; ein namhafter Theil der Heeresmacht mußte zur Bewältigung der Insurrection aufgeboten werden. Im Ministerium vertrat insbesondere Giskra den Standpunkt, daß man den Reichsrath durch directe Wahlen von den Landtagen unabhängig machen müßte; Herbst bezeichnete einen solchen Schritt als einen Verfassungsbruch. Die Lohe brach von allen Seiten hervor. In diesem Momente vollzog sich die definitive Scheidung der beiden Parteien innerhalb des Cabinets und beide entwickelten ihren Standpunkt in Schriftstücken an den Kaiser, dem sie die Wahl und Entscheidung anheimgaben. Der Kaiser ordnete sofort die Veröffentlichung beider Satzschriften an und infolge der mächtigen Wirkung derselben mußte die Minorität ihre Entlassung nehmen, Herr von Hasner wurde mit der Leitung der neuen, die Mehrheit der früheren Minister umfassenden Regierung betraut. Aber das Cabinet blieb schwächlich; auch nach Ausscheidung der Grafen Potocki und Taaffe und des Dr. Berger hörten die Zwistigkeiten in demselben nichts weniger als auf, ja der Gegensatz zwischen Giskra und Herbst wurde noch schroffer und endlich ging der erstere gleichfalls seiner Wege. Die Polen verließen den Reichsrath, hinter welchem Schritte Herr v. Hasner den Grafen Beust vermuthete und ihn mit seinem und dem ganzen Haß seiner Zeitungen bedeckte. Das Ministerium wurde nach wenigen Monaten unhaltbar, die ehemalige Minorität unter Führung des Grafen Potocki und mit dem Grafen Taaffe als Minister des Innern trat die Regierung an. Auch in diesem Ministerium überwog das deutsche, liberale Element, nicht nur in den Formen, sondern auch im Geiste der Verfassung wurde geschaltet, aber die Verständigung mit den Czechen bildete einen Punkt seines Programms, wie sie überhaupt jetzt in den Vordergrund trat, um von demselben nicht mehr zu verschwinden. Die directen Wahlen, dieser Gewaltschritt des Dr. Giskra zur Loslösung des Centralparlaments von den Einzellandtagen; dieser Verfassungsbruch nach der Ansicht der Herren Herbst, Berger, Taaffe und Potocki; diese angebliche Schutzmauer gegen jeden Rückfall in die Reaction; dieser Nagel zum Sarge des Bürgerministeriums — sie haben es im Jahre 1879 dem Grafen Taaffe ermöglicht, die Czechen in den von ihnen perhorrescirten Reichsrath zu bringen, ja, sie haben die Czechen in den Reichsrath gezwungen. Denn später von dem zweiten Ministerium Auersperg durchgeführt, stellten sie die sogenannten Altczechen vor eine sehr bedenkliche Eventualität. Auch dieses zweite deutsch-liberale Cabinet machte nämlich gelegentliche Versuche, die Czechen zu gewinnen; die mährischen Slaven unter der Führung des jetzigen Ministers Prazak hatten schon ihre Plätze und auf denselben eine besonnene Haltung eingenommen; in Böhmen machte die Fortdauer der Abstinenz bereits böses Blut und die Jungczechen unter der Leitung des talentvollen, aber leidenschaftlichen Sladkovski schlugen daraus Capital gegen die Alten und verlangten ungestüm den Eintritt in das Parlament, die Regierung leistete diesen Bestrebungen stillen Vorschub. Jedes Ministerium konnte hier den Hebel ansetzen und bei den bevorstehenden Neuwahlen den Jungczechen zu einem den Alten höchst unerwünschten Triumph verhelfen. Um diesen zu verhüten, mußten die Altczechen sich entschließen, selbst in das Parlament zu gehen.

So lagen die Dinge beim eigentlichen Regierungsantritte des Grafen Taaffe, und wenn nicht schon damals dessen Plan festgestanden wäre, ein conservatives Regime zu inauguriren und zu dessen Unterstützung die Czechen heranzuziehen, so müßte man sich fragen, wozu den Czechen überhaupt Concessionen gemacht wurden, da sie unter allen Umständen gekommen wären. Aber auf diese immer wieder erneuerte Frage der Deutschen ist in dem eben Gesagten die Antwort gegeben: nicht als Anerkennung ihres geträumten Staatsrechtes sind die ihnen gewordenen Zugeständnisse zu betrachten, wie auch thatsächlich nicht ein einziges die vermeintlichen Rechte der Wenzelskrone betrifft oder gutheißt, sondern als Entgelt für ihre Unterstützung der conservativen Regierungsprincipien, die mit dem Grafen Taaffe die herrschenden wurden. Für die Deutschen ist das in hohem Grade bedauerlich; aber sie hatten unter dem zu ihnen gehörigen Ministerium Auersperg II bewiesen, daß sie zur dauernden Unterstützung einer Regierung kein Talent haben. Sie drängten ihr liberales Ministerium auf radicale Bahnen, die in Oesterreich noch lange nicht betreten werden können; sie verweigerten die Erneuerung des Wehrgesetzes für weitere zehn Jahre und erschütterten das Ansehen der Regierung bei der Krone auf das Tiefste; sie untergruben es endlich völlig, als ihre Juristen Herbst und Sturm für den Berliner Vertrag die Genehmigung des Reichsraths verlangten, weil er das Reich belaste, nebenbei gesagt, eine Anschauung, auf Grund deren sie auch die parlamentarische Genehmigung für die Allianzen mit Deutschland und Italien fordern müßten, welche schon jetzt das Reich belastet

Digitized by Google

haben und unter Umständen dasselbe noch ganz anders belasten wird; mit einem Worte, sie erwiesen sich als eine regierungsunfähige Partei. Die letzten Zweifel, welche Graf Taaffe darüber haben konnte, verschwanden vor seinen eigenen Erfahrungen, als er ein deutsch-conservatives Ministerum zu bilden versuchte und damit scheiterte, ein Versuch, der, wie nochmals hervorgehoben werden muß, vor dem Eintritt der Czechen in den Reichsrath, vor der Gewährung der kleinsten Concession an dieselben, erfolgte.

Wiederum sind wir den Ereignissen vorausgeeilt, abermals durch Vorkommnisse und Maßnahmen dazu bestimmt, die früher geschehen oder geplant, ihre eigentliche Wirkung erst später geübt haben .... Das Ministerium Beust und das Bürgerministerium bilden die ministerielle Studienzeit des Grafen Taaffe. Nach dem kurzen Bestande des seinen Anschauungen congenialen Cabinets Potocki ging er als Statthalter nach Tyrol und blieb dort, anscheinend verschollen und vergessen, bis er im Jahre 1879 zu seiner eigentlichen Action berufen ward. Er war ein pflichttreuer Statthalter, das hat sein späterer Chef und ehemaliger Vorgänger in Tyrol, Baron Lasser, wiederholt und in aller Form anerkannt, indem er ihn als den Muster-Statthalter bezeichnete. Er schmiedete keine Intrigue, wozu der clericale Boden in Innsbruck Gelegenheit genug und seine Beziehungen auch verläßliche Anhaltspunkte gegeben hätten, die strenge Erfüllung seiner Aufgaben war sein einziges Ziel. Er hatte unter dem Beifall des Ministeriums wiederholt harte Sträuße mit den Ultramontanen auszufechten, und that es jedesmal mit männlicher Entschlossenheit, obwohl in seiner Antichambre die Häupter der Clericalen nicht seltener waren als die Liberalen, ja oft genug denselben dort begegneten. Immerhin wird es gestattet sein, zu sagen, daß der Mann kein Reactionär sein könne, welcher sich, wenn auch als gehorsamer Statthalter, zu solcher Energie erhebt. Ein Pröbchen der letzteren, welches für Tyrol in besonderem Maße charakteristisch sein dürfte, mag hier folgen. Im Jahre 1872 hatten die Tyroler Landesschützen nach dem neuen Landwehrgesetze bataillonsweise den Fahneneid so zu leisten, daß sie sich verpflichteten, den Dienst „zu Wasser und zu Lande" zu thun. Das war in Tyrol unerhört, die Landesschützen hatten bisher nur in der Heimath, zwischen ihren Bergen die Waffen getragen, und nun sollten sie schwören „zu Wasser und zu Lande", also möglicher Weise auch außerhalb Tyrols militärische Dienste zu thun. Ein allgemeines Murren ging durch das Land und gleich das erste Bataillon verweigerte den Eid. Das war ein gefährliches Präcedens, die Nachricht konnte sich von Gau zu Gau verpflanzen, die Eidesverweigerung eine allgemeine werden — es galt, rasch zu handeln. Der Statthalter ließ denn auch im Einvernehmen mit dem Landescommandirenden das ganze Bataillon sofort haftweise in die Franzensveste abführen, ein heilsamer Schrecken ging durch das Land. Zu den Gefangenen aber entsandte Graf Taaffe einen damals noch am Leben befindlichen ehemaligen Adjutanten von Andreas Hofer, den achtzigjährigen Oberlandesgerichtsrath Petzer. Dieser erklärte den Landesschützen die Sache, sie leisteten den Eid, erhielten ihre Fahne zurück und zogen unter klingendem Spiele aus der Festung — die Angelegenheit war für das ganze Land entschieden. Petzer wurde Ritter der eisernen Krone und starb im vorigen Jahre, fünfundneunzig Jahre alt.

Verschollen und vergessen lebte Graf Taaffe in Innsbruck; von dem, was in Wien vorging, erfuhr er nur soviel, als in den Zeitungen zu lesen war. Das Ministerium Auersperg II hatte sich in den ersten Jahren seiner Existenz eine bisher in Oesterreich nicht dagewesene Autorität zu verschaffen gewußt; mit dem Nothwahlgesetze beugte es die widerspänstigen Landtage und mit der endlichen Einführung der directen Reichsrathswahlen befreite es das Centralparlament von jeder Abhängigkeit von den Provinzialvertretungen. Auch gewisse, vom Liberalismus geforderte Gesetzentwürfe wurden vorgelegt, berathen und ziemlich rasch sanctionirt, die Regierung, welche ein Parlament zuwege gebracht hatte, in dem außer den böhmischen Czechen seit langer Zeit wieder zum ersten Male alle anderen Volksstämme und großen politischen Parteien im Reiche vertreten waren, stand fest. Das konnte nicht verwundern, denn sie bestand aus den geschicktesten politischen Administratoren, den glänzendsten und angesehensten Parlamentariern, einem talentvollen General, einem für einen leidlichen modus vivendi mit Rom geradezu unbezahlbaren Cultusminister und einem der liebenswürdigsten und tactvollsten politischen Faiseure. Am unbedeutendsten war der Ministerpräsident; durch seine charaktervolle Treue gegen seine Collegen von hohem Werth, dagegen durch sein aus der enormen Ueberlegenheit des Grafen Andrassy erklärbares Mißtrauen gegen diesen äußerst schädlich, und insbesondere ein Unglück durch den übelwollenden mißgünstigen Rathgeber, den er in seiner nächsten Nähe duldete. Die Fehler des Fürsten Auersperg wurden aber zum Theil von seinen eigenen und mehr noch von den Talenten seiner Collegen reichlich aufgewogen, es schien dem Cabinet eine sehr lange Dauer und der endliche Sieg in der Verfassungsfrage beschieden zu sein. Da kam die volkswirthschaftliche Krise des Jahres 1873 und fand in dem Baron Pretis bei Weitem nicht den Mann, der ihr gewachsen war. Niemand wird behaupten wollen, daß der Zusammenbruch nach dem, was vorausgegangen, überhaupt verhütet werden konnte; aber daß Oesterreich so lange unter dessen Folgen litt oder eigentlich noch heute leidet — namentlich Wien! — datirt ausschließlich von der Unbedeutendheit des Herrn von Pretis. Banquiers und Directoren gingen bei ihm ein und aus und wußten sich für ihren Zeitverlust durch angepaßte Speculationen zu entschädigen, die allgemeine Hülflosigkeit aber wurde nicht ein einziges Mal unterbrochen. Die schwache Hand der Regierung in der Krise hat ihre Position sehr geschädigt. Der eigentliche Kampf gegen dieselbe begann jedoch erst bei der Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn. Hier bildete die Bankfrage das punctum saliens. Herr von Lucam, der damalige Generalsekretär und einzige Creditgewaltige des Reiches, war im Parlamente sehr mächtig, sein Schildknappe ein Deputirter, der als Schriftsteller durch lange Jahre in den intimsten Beziehungen zur Bank gestanden und aus Zeitungsausschnitten ein dickes Buch für die Bank in die Welt gesetzt hatte; die Regierung konnte den Widerstand nur mit Hülfe des Dr. Herbst brechen, dem die Gottähnlichkeit des Herrn von Lucam keineswegs behagte, und des größten Wiener Blattes, das sich im entscheidenden Augenblicke ihr zuwandte. Endlich kamen der bosnische Feldzug und der Berliner Vertrag hinzu, bei welcher Gelegenheit ein Unger sich von dem stark mit Krachstaub beladenen Dr. Sturm seine juristische Unbedeutendheit beweisen lassen mußte, kurz, die Regierung wurde bei den wichtigsten Anlässen von ihrer eigenen Partei regelmäßig verlassen und konnte schließlich nur mit Hülfe ihrer politischen Gegner ein Gesetz durchbringen. Und als die Regierung endlich erfahren mußte, daß sie das Wehrgesetz nicht mehr für zehn Jahre votirt erhalten würde, als der Kaiser sie fragte, warum sie eigentlich fortbestehe, nachdem ihre Partei sie verlassen habe, konnte der Zerfall nicht weiter aufgehalten werden. Er war ein schrittweiser. Zuerst schieden Fürst Auersperg und Dr. Unger, sie waren in der von den Deutschen angefeindeten äußeren Politik am entschiedensten mit dem Grafen Andrassy gegangen; Herr von Stremayr wurde vorläufig mit dem Vorsitze in dem verbliebenen Ministerium betraut.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Zu Arthur Schopenhauer's Gedenktag.

Von Eduard von Hartmann.

Am 22. d. M. waren es hundert Jahre, daß der Philosoph das Licht der Welt erblickte, welcher seit Spinoza von allen Unzünftigen den größten Einfluß auf die Nachwelt gewonnen hat. Seine Werke sind, wie er es vorausgesagt hat, zu dem Bau eines Königs geworden, der den Kärrnern zu thun gibt. Seine Schriften gehören zu den wenigen auserlesenen, deren Lectüre im Stande ist, den dazu geeigneten Leser im tiefsten Innern zu ergreifen und eine völlige Umwälzung in seinem Gemüth und seiner Weltanschauung hervorzurufen. Diese Eigenschaft genügt, um die Unsterblichkeit zu verbürgen, ebenso wie sie dazu genügt, in aller Stille durch mündliche Empfehlung den Leserkreis stetig zu erweitern. Sie bürgt dafür, daß solche Werke Vorzüge besitzen, welche die größten Irrthümer und stärksten Widersprüche zu tragen vermögen und durch dieselben allenfalls verdunkelt, aber nicht ausgelöscht werden. Es ist die Macht einer eigenthümlichen, fest ausgeprägten, selbstgewissen, in sich geschlossenen Individualität und einer unerschütterlichen Glaubensstärke der Ueberzeugung, welche aus solchen Büchern zum Leser spricht und demselben auch dann imponirt, wenn sie durch Sonderbarkeit, Schroffheit und Unliebenswürdigkeit abstößt; verbindet sich aber mit dieser Macht eine entschiedene Genialität der Anschauung und Wiedergabe des Geschauten, so übt sie einen Zauber aus, dem sich zu entziehen nicht leicht fällt.

Schopenhauers Originalität ist reine Natur; er giebt sich so wie er ist, und was er ist, ist er nicht geworden, sondern er hat, seit er zum philosophischen Bewußtsein kam, sich so vorgefunden. Seine einzelnen Lehren kann man als Ausflüsse der ihm zugeströmten Bildungselemente nachweisen; aber daß er sich gerade diese aneignete, während er andre abstieß, und daß er die angeeigneten gerade so verknüpfte, das entsprang aus seiner mitgebrachten originellen Natur. Es ist ganz unüberlegt, wenn man z. B. versucht hat, seinen Stimmungspessimismus auf seine langanhaltenden Mißerfolge zurückzuführen, da er ja bei der Veröffentlichung der ersten Auflage seines Hauptwerkes, das seinen ganzen Pessimismus bereits ausspricht, noch gar nichts von Mißerfolgen wußte. Es dürfte ebenso verfehlt sein, seine Menschenverachtung und seinen Hang zum Einsiedlerleben auf seine Erlebnisse zurückzuführen, oder seinen Weiberhaß aus besonderen Erfahrungen seiner Jugend abzuleiten. Er, der das Dogma von der Unveränderlichkeit des menschlichen Charakters aufstellte und mit so viel Eifer verfocht, stützte sich in diesem Punkte ohne Zweifel auf die an sich selbst gemachte Erfahrung. Wie excentrisch diese Natur auch sein mochte, so entbehrt sie in ihrer starren Schroffheit doch nicht einer gewissen Größe, und vor Allem hat das Genie das Recht zu verlangen, daß man ihm ein gewisses Maß von Excentricität nachsieht. Mit dem psychologischen Secirmesser in den menschlichen Schwächen und Absonderlichkeiten eines Genies zu wühlen ist ebenso werthlos und unrecht, als dieselben künstlich nachzuahmen, während die sie entschuldigende Genialität und Originalität fehlt.

Schopenhauer gibt nur, was er selbst ist; die Welt, die er schaut, ist im eminenten Sinne „seine Vorstellung", d. h. ein Widerschein der objectiven Welt in dem stark gefärbten Spiegel seiner Subjectivität. Er ist eine durchaus intuitive Natur, und er bleibt ebenso intuitiv in der höchsten umfassendsten Weltanschauung vom speculativsten Tiefsinn, wie im kleinsten gelegentlichen Aperçu. In dieser intuitiven Geistesanlage fühlt er sich Goethe so verwandt und der abstract reflectirenden Speculation eines Fichte und Hegel so antipodisch. Die logische Beweisführung ist nicht seine Sache; die rationelle Reflexion, die er nicht entbehren kann, steht ihm doch nicht recht zu Gesicht und versagt ihm oft, wo er sie am nöthigsten braucht. Er ist unfähig, rationelle Einwände rationell zu widerlegen; er wiederholt in solchem Falle nur seine Aufstellungen, oder hüllt sich, verletzt, in grollendes Schweigen. Die Fähigkeit zur Polemik und Apologetik ist ihm ebenso versagt wie der Drang zu allseitiger systematischer Durchführung.

Bei seiner vollständigen Muße und Unabhängigkeit hätte er in einem so reich bemessenen Leben eher als irgend ein Anderer den unwiderstehlichen Trieb spüren müssen, das im ersten Bande seines Hauptwerks aufgestellte Programm eines Systems auch zum wirklichen System durchzuarbeiten; statt dessen begnügte er sich mit breiteren Wiederholungen des schon Gesagten, mit gelegentlichen monographischen Preisbewerbungsarbeiten und mit feuilletonistischen Streifzügen ohne philosophische Bedeutung. Um mit Erfolg und zu seiner eigenen Zufriedenheit irgend ein Specialgebiet, z. B. die Ethik oder Aesthetik, von seinem principiellen Standpunkt aus systematisch auszuführen, dazu hätte er eben Eigenschaften besitzen müssen, die ihm abgingen; denn die Intuition gibt immer nur Grundlinien oder vereinzelte Bausteine, ohne dieselben logisch aneinanderzufügen, und schon in seinem Programmwerk ist die logische Aneinanderfügung der in den verschiedenen Abschnitten niedergelegten Intuitionen der schwächste und am meisten angegriffene Punkt. Dieselbe intuitive Gewißheit, mit welcher seine Aufstellungen vor seiner eigenen Seele standen, mußten sie nach seiner Ueberzeugung auch in jeder unbefangenen urtheilsfähigen Seele wecken, — wozu da noch lange Ausführungen und Beweise, die doch bloß zu endlosen Streitereien führen! Wenn irgendwo, so hat die ratiocinatio in der Mathematik ihr allereigentlichstes Herrschaftsbereich; daß Schopenhauer sie selbst aus diesem zu Gunsten der unmittelbaren Anschauung verdrängen wollte, verdeutlicht am schlagendsten, wie er über deren Berechtigung in der Philosophie denken mußte. Verum index sui et falsi! Man braucht das Wahre nur klar hinzustellen, damit Jeder, der sehen kann, es einsieht; wer es dann noch nicht einsieht, dem ist überhaupt nicht zu helfen!

So durchsichtig die Schwäche dieser Darstellungsweise aus wissenschaftlichem Gesichtspunkte auch ist, so zweifellos ist es, daß diese Schwäche sich in eine Stärke verwandelt, wenn man auf Leser von geringer wissenschaftlicher Bildung und Urtheilsfähigkeit reflectirt oder wenn man sie aus rein schriftstellerischem Gesichtspunkt betrachtet. Mag der streng wissenschaftliche Leser den schriftstellerischen Ausdruck einer originellen Individualität noch so interessant im psychologischen Sinne finden, so ist er doch auf seiner Hut davor, sich imponiren und blenden zu lassen; er will durch Gründe überzeugt sein und erst dann Gemüth und Seele gefangen geben, wenn sein Verstand überzeugt ist. Der halbgebildete, oder doch nicht rein wissenschaftlich interessirte Leser dagegen will vor Allem ergriffen und hingerissen werden, und er wird um so mächtiger von dem Inhalt gepackt, je unmittelbarer dieser aus der Anschauung geschöpft ist und in je anschaulicherer sprachlicher Form er zur Darstellung gebracht ist. Allseitige systematische Durchführung und erschöpfende rationelle Beweisführung stellt allemal die Geduld des Lesers auf eine harte Probe und wird gar leicht langweilig; schlagende Kürze und vielversprechende Unvollständigkeit ist die Seele eines rein schriftstellerischen Erfolges.

So erklärt sich der starke Gegensatz, der noch heute in dem Urtheil der philosophischen Fachkreise und demjenigen des philosophischen Laienpublikums über Schopenhauer besteht. Denn es ist doch kaum anzunehmen, daß die Abneigung der Zünftigen gegen den Unzünftigen oder die Rache für dessen Schmähungen beinahe ein Menschenalter nach dessen Tode vorhalten sollte. Auch bestehen die philosophischen Fachkreise keineswegs bloß aus Zünftigen und auch die Unzünftigen sind mit den Zünftigen in ihrem Urtheil über die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des Schopenhauerschen Systems einig, sei es daß sie dasselbe als Gegner verwerfen, sei es daß sie dasselbe als Schüler und Nachfolger durch mehr oder minder einschneidende Umänderungen erst haltbar zu machen suchen. Jeder Jünger Schopenhauers hält nur einige Seiten von dessen System fest,

Digitized by Google

und läßt die andern fallen; um alle zugleich in der von Schopenhauer gelehrten Verbindung festzuhalten, dazu liegen eben die Widersprüche derselben allzuklar zu Tage.

Damit ist durchaus noch nicht gesagt, daß nicht auch in rein philosophischer Hinsicht Schopenhauers Einfluß sehr groß gewesen sei und vielleicht in Zukunft noch wachsen werde; denn die größten und einflußreichsten Philosophen sind niemals diejenigen gewesen, welche alle Seiten ihres Systems zur glatten Widerspruchslosigkeit zu binden wußten, sondern diejenigen, welche die verschiedenseitigsten Auffassungen der Welt und ihrer Probleme in sich vereinten. Aber man wird grade in diesem Falle doch schwerlich fehlgehen, wenn man den Schwerpunkt des Schopenhauer'schen Einflusses nicht in seinen philosophischen Principien sucht, sondern in drei anderen Dingen, die unmittelbar mit Philosophie nichts zu thun haben, nämlich erstens in seiner schriftstellerischen Bedeutung, zweitens in den eigenartigen Stimmungen und Neigungen, die in seinen Schriften feste Gestalt gewinnen, und drittens in der scheinbaren Rechtfertigung und religiösen Vertiefung, welche diese Stimmungen und Neigungen bei ihm erhalten haben.

Was zunächst die schriftstellerische Bedeutung Schopenhauers anbelangt, so ist dieselbe zu bekannt, um viel Worte über dieselbe zu machen; eine ganze Generation von Dichtern, Romanschriftstellern und Feuilletonisten ist bei ihm in die Schule gegangen. Schopenhauer selbst legte den höchsten Werth auf diese Seite und konnte lange Zeit an einem Einfall feilen und schleifen, bis er als blendendes Juwel in seine Fassung gesetzt wurde. Es liegt bei solcher Productionsweise die Gefahr nahe, einerseits um frappirender Paradoxien willen die wissenschaftliche Genauigkeit auf die leichte Achsel zu nehmen, und andrerseits den Gedanken im Bilde ebenso zu verhüllen wie zu offenbaren. Jeder Vergleich hinkt bekanntlich, und nur derjenige wird nicht durch denselben irre geführt, der das tertium comparationis genau erfaßt; dies kann aber wieder nur derjenige mit Sicherheit, der den Gedanken schon beherrscht, nicht derjenige, der ihn erst zu verstehen sucht. Das Bild oder Gleichniß an Stelle des Gedankens zu setzen, ist deshalb immer gefährlich für das Verständniß. Ja sogar wenn man zuerst den Gedanken in abstracter Form ausgesprochen hat, ist schon das nicht immer unbedenklich, denselben nachträglich auch noch durch einen anschaulichen Einzelfall oder durch ein ein Bild zu erläutern. Denn wenn der Gedanke schon für sich klar ausgedrückt war, so ist das Bild mindestens überflüssig; wenn aber der Gedanke undeutlich geblieben war, so kann das Verständniß durch das hinzugefügte Bild ebenso leicht irre geführt als zurecht gewiesen werden, weil jedes Bild auch unzutreffende Bestandtheile enthält. Deshalb muß man in der philosophischen Redeweise mit Bildern sehr sparsam und vorsichtig sein und darf sie nur da anwenden, wo das tertium comparationis unmißverständlich in die Augen springt. Abgesehen von der Schopenhauer'schen Schule ist deshalb auch der Einfluß des Schopenhauer'schen Stils auf die philosophische Schreibweise unserer Zeit sehr gering geblieben; die Veränderungen, welche gegen das erste Drittel dieses Jahrhunderts mit derselben vorgegangen sind, dürften weit eher aus der Abwendung von abstracter Spekulation und aus der Annäherung an die Schreibweise der Naturforscher und Historiker zu erklären sein, welche ebenfalls vom empirisch Gegebenen und Anschaulichen ausgehen. Der stilistische Einfluß Schopenhauers erstreckt sich weit mehr auf die Belletristik und Journalistik als auf die Wissenschaft, welche zwar vom Anschaulichen auszugehen hat, aber nur um über dasselbe zum Gedanken fortzugehen.

Die Stimmungen und Neigungen, welche in Schopenhauer's Schriften Gestalt gewonnen haben, lassen sich unter der Bezeichnung eines quietistischen Pessimismus zusammenfassen. Pessimistisch ist z. B. seine Menschen- und Weiberverachtung und seine Ablehnung aller geschichtlichen Entwickelung, durch welche eine Besserung der verurtheilten socialen Zustände herbeigeführt werden könnte. Quietistisch ist seine auf diesem hoffnungslosen Pessimismus fußende Abkehr von den Pflichtenkreisen des Staates, der Kirche, der Gesellschaft, des Vaterlandes, des Berufes, der Familie und der Freundschaft und seine thatenlose Zurückziehung auf sich selbst und den ungestörten Genuß seiner intellectuellen Liebhabereien. Die Trägheit, welche jede Arbeit und Thätigkeit als unbequem scheut, die Selbstsucht, welche gern jeder activen Pflichterfüllung als einer lästigen Störung ihres Genußlebens aus dem Wege geht, sorgen dafür, daß quietistische Neigungen in der Menschheit nicht aussterben; die Mißerfolge und Zurücksetzungen aber, welche dem Trägen und Selbstsüchtigen im Leben nicht erspart bleiben können, legen durch das Gefühl der erlittenen Kränkung den Grund zu einem moralischeren Entrüstungspessimismus, der das eigene Unrecht auf die Anderen abwälzt und sich nebenbei auch auf unleugbare Thatsachen stützen kann. So kann es an Individuen niemals fehlen, in deren Seelen der quietistische Pessimismus Schopenhauer's einen Widerhall findet, und welche an dieser Bestätigung ihres eigenen Stimmungsgehaltes sich freuen. Außerdem sind aber auch Zeiten politischer Verbitterung und Hoffnungslosigkeit und Zustände staatlicher Ohnmacht besonders geeignet, um das Aufkommen solcher Stimmungen zu begünstigen. Es ist deshalb in der That kein Zufall, daß der Schopenhauer'sche Einfluß erst mit dem Katzenjammer nach dem Rausche von 1848 begann, und daß es vorzugsweise die deutschen Kleinstaaten und Oesterreich waren, in denen derselbe sich wesentlich auf den quietistischen Stimmungspessimismus stützte.

Solche oberflächliche Beziehungen könnten indeß doch nur die Breite, nicht die Tiefe des Schopenhauer'schen Einflusses erklärlich machen, sie könnten es nicht erklären, daß seine Philosophie von so Vielen mit wahrer Inbrunst des Herzens aufgenommen, wie ein neues Evangelium begrüßt und mit wahrer religiöser Andacht gepflegt wurde. Und dies geschah gerade von idealitätsdurstigen Seelen, die zu jedem Opfer an persönlichem Wohl und persönlicher Bequemlichkeit bereit gewesen wären, wenn sich ihnen nur ein solcher Weg dargeboten hätte. Poetische Naturen ohne die Befähigung, ihren Schmerz künstlerisch zu objectiviren, religiöse Gemüther, die sich von der christlichen Religion unbefriedigt abgekehrt und vergeblich nach einem Ersatz für das Verlorene gespäht hatten, zartbesaitete Seelen, die vom Mitgefühl mit allem sie umgebenden Elend schier erdrückt wurden, sinnige Geister, denen die Räthsel des Lebens keine Ruhe ließen, und die doch durch ihre Vorbildung nicht in Stand gesetzt waren, wissenschaftlich strengen philosophischen Untersuchungen zu folgen, — sie alle fanden nun bei Schopenhauer, was sie gesucht hatten. Theils waren es Männer und Frauen von höchster Bildung und hoher gesellschaftlicher Stellung, noch weit mehr aber halbgebildete Subalterne, Elementarlehrer, Buchhalter, Unterbeamte u. s. w., welche von der hier gebotenen Vereinigung von Eigenschaften gefesselt und so zugleich mit einem guten Theil Philosophie bekannt gemacht wurden. War die Lebensstellung eine solche, daß die Schwärmerei für das neue Evangelium geheim gehalten werden mußte, so konnte das den Enthusiasmus nur steigern; der Cultus wurde dann in aller Stille getrieben und nur an Würdige im Vertrauen fortgepflanzt. Je romantischer die ganze Weltanschauung eines solchen Adepten war, desto geeigneter war sie für die Einweihung in die romantische Restauration der indischen „Urreligion der Menschheit". Es ist der tief ethische Zug in der Schopenhauer'schen Philosophie, ihr Gegensatz gegen alles Weltliche, ihre edle Resignation und ihre Hingebung an die Wesenseinheit mit dem Nächsten, was ihr die religiöse Weihe gibt, und was sie trotz ihres erklärten Atheismus ebenso wie den Buddhismus zur religiösen Propaganda befähigt. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch die philosophischen Jünger Schopenhauer's im engeren Sinne sich zunächst wesentlich durch diese religiös-ethische Seite der Schopenhauer'schen Philosophie haben fesseln lassen und nur um derenwillen nach einer Befestigung auch der philosophischen Grundlagen gesucht haben.

Was nun den eigentlich philosophischen Einfluß Schopenhauer's anbetrifft, so ist seine Metaphysik etwa folgendermaßen zusammenzufassen: 1. Der menschliche Intellect entfaltet sich seine subjective Erscheinungswelt in den Formen von Raum, Zeit und Causalität, die außerhalb desselben keiner-

Digitized by Google

lei Geltung haben (subjectiver Idealismus). 2. Diese Vorstellungsthätigkeit ist lediglich eine Function des Gehirnes (Materialismus). 3. Das Gehirn ist ebenso wie der Organismus, dessen Theil es ist, ein Product des Individualwillens und entspricht dessen Erkenntnißtriebe ebenso wie die sonstigen Einrichtungen des Organismus seinen übrigen Bedürfnissen; das Ansich des Gehirnes und des Organismus ist Wille von niederen Objectivationsstufen (Naturkräfte), den der höhere Individualwille sich dienstbar macht (teleologisch beherrschter Hylozoismus). 4. Die Individualwillen jeder Objectivationsstufe sind reale Vervielfältigungen der Ideen der entsprechenden Stufe, die ihre gattungsmäßige Beschaffenheit in viele Exemplare auseinanderlegen (individualistischer Pluralismus). 5. Sämmtliche Ideen sind Objectivationen und Explikationen des einheitlichen Weltprincipes und bilden ein ideales Universum über der realen Welt der Individuation (objectiver metaphysischer Idealismus). 6. Das einheitliche Weltprincip ist der absolute Wille (pantheistischer Monismus).

Der subjective Idealismus Schopenhauer's, welcher sich ausdrücklich auf die Kant'sche Erkenntnißtheorie unter Verwerfung ihrer realistischen Bestandtheile stützt, ist von mächtigem Einfluß auf unsere Zeit gewesen. Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß er den Hauptanstoß zu dem erneuten Studium Kant's gegeben und innerhalb des so entstandenen Neukantianismus dem subjectiven Idealismus das Uebergewicht verschafft habe. Dies wird erst recht deutlich, wenn man das eigenthümliche Verhältniß mit in Betracht zieht, in welches Schopenhauer diesen erkenntniß-theoretischen Idealismus zum Materialismus gesetzt hat; der ganze Erfolg F. A. Lange's z. B. beruht darauf, daß er dieses nämliche Verhältniß erweitert ausführte und damit der Neigung der Zeit entgegenkam, welche mit richtigem Gefühl den Grundgedanken des Materialismus irgend welche Aufnahme in die Philosophie gewährt zu sehen wünschte. Wenn der subjective Idealismus nur den Werth eines unentbehrlichen Durchgangspunktes zwischen dem naiven und transcendentalen Realismus hat, so kann auch die Bedeutung Schopenhauers für den Triumph des subjectiven Idealismus nur als eine geschichtlich vorübergehende und selbst überwindungsbedürftige angesehen werden, — so kann auch die Art, wie er den Grundgedanken des Materialismus Aufnahme in die Philosophie gewähren wollte, nur als eine verfehlte bezeichnet, und bloß das Ziel dieses Strebens als ein berechtigtes anerkannt werden.

Dagegen ist seine Naturphilosophie, sofern sie die allgemeine Beseelung der Materie und ihre Organisation nach gewollten Zwecken lehrt, trotz der pantheistischen Einseitigkeit in ihrer Ausdrucksweise eine Leistung von bleibendem Werthe, welche auf Giordano Bruno und Leibniz als ihre Vorgänger zurückweist. Insbesondere muß es Schopenhauer zu besonderem Verdienst angerechnet werden, daß er eine reale Welt der vielen Willensindividuen höherer und niederer Objectivationsstufen aufstellte, obwohl er die Vielheit auf Raum und Zeit zurückgeführt hatte, die hier keine Geltung haben sollen, und daß er in dieser Welt der realen Individuation einen influxus physicus der Individualwillen und Kräfte unter einander annahm, obwohl er principiell die Causalität aus diesem Bereiche ausgeschlossen hatte. Nicht minder verdienstlich scheint, daß er trotz der principiellen Starrheit seiner All-Einheits-Lehre doch dem Individualismus bis zu einem die Einheit durchbrechenden Maße Raum gewährte (z. B. in der monadischen Aseität und Selbstvernichtung des Individualwillens), und daß er trotz der schroffen Einseitigkeit seiner Willensmetaphysik doch dem objectiven Idealismus einen Platz im System offen hielt. Er stellte damit seinen Nachfolgern das Problem, die hier bloß neben einander gerückten Gegensätze von Individualismus und Monismus und von Willensmetaphysik und objectivem metaphysischen Idealismus zu einer organischen Synthese zu verschmelzen, da ihre beiden Seiten gleich unentbehrlich sind. Der Höhepunkt seiner geschichtlichen Leistung aber liegt in der Aufstellung des absoluten Willens als Weltprincip. Ohne diese Leistung Schopenhauer's wäre der Sieg der von Schelling gelieferten höheren Synthese über den einseitigen absoluten Idealismus Hegel's noch für lange Zeit höchst problematisch geblieben, während derselbe durch das Gegengewicht des Schopenhauer'schen Pantheismus gegen den Hegel'schen Panlogismus gesichert erscheint, sobald nur der geschichtliche Zusammenhang dieser Erscheinungen dem Zeitbewußtsein einmal verständlich wird.

Neben diesen Leistungen auf dem Gebiete der Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie und Metaphysik dürfen aber auch diejenigen auf dem Gebiete der Aesthetik, Ethik und Religionsphilosophie nicht vergessen werden. — In der Aesthetik erschöpft sich Schopenhauer's Bedeutung wesentlich darin, den abstracten Idealismus Schelling's popularisirt und den weitesten Kreisen des Publikums zugänglich gemacht zu haben. Sofern damit der ästhetische Idealismus überhaupt gefördert wurde, ist diese Leistung nur verdienstlich; sofern es aber die abstracte, übersinnliche, weltentrückte Gestalt des ästhetischen Idealismus war, welche hier dem Publikum geboten wurde, hat Schopenhauer zu dem Ueberdruß am ästhetischen Idealismus und dem modernen realistischen Rückschlag gegen denselben auch das Seinige beigetragen. Der concret-idealistischen Aesthetik wird ihre Stellung in der Gegenwart durch nichts so sehr erschwert als durch dieses vom abstracten Idealismus großgezogene Vorurtheil gegen den ästhetischen Idealismus überhaupt.

In der Ethik Schopenhauer's sind unmittelbar drei Bestandtheile zu unterscheiden: die exoterische, die esoterische Moral und die metaphysische Begründung der Moral. Die exoterische Mitleidsmoral charakterisirt sich als eine berechtigte Reaction der von Kant und Fichte mißachteten Gefühlsmoral gegen deren einseitige Vernunftmoral; leider ist nur die Gefühlsmoral durch das gewählte Moralprincip des Mitleids höchst einseitig und unzulänglich vertreten, und schießt die Reaction durch Verkennung der relativen Berechtigung der Vernunftmoral weit über ihr Ziel hinaus. Die esoterische Moral ist die Lehre von der Erlösung durch individuelle Willensverneinung, vollzogen durch Quietismus und Askese und gestützt auf pessimistische Einsicht und leidvolle Lebenserfahrungen. Es ist dies die theoretisch unhaltbarste und praktisch bedenklichste Seite der Schopenhauer'schen Philosophie, um derenwillen dieselbe mit Recht als eine für die Jugend gefährliche Lectüre verrufen ist, weil sie die Thatkraft lähmt und alles active Pflichtgefühl untergräbt. Wenn auch die Askese von Schopenhauer selbst nur gelehrt, nicht geübt wurde, so bedarf es doch nicht erst dieser krankhaften Ausartung, um den Quietismus zu einer gemeinschädlichen, culturmörderischen Verirrung zu stempeln.

Während der Pessimismus bei Kant die Aufgabe hat, die Moral von dem Gift des Eudämonismus für immer frei zu machen und ganz in den Dienst der Pflicht zu stellen, führt die quietistische Entstellung des Pessimismus bei Schopenhauer nur dazu, das Individuum von allen Pflichtenkreisen abzulösen, ganz auf sich zurückzuziehen und nur an seine persönliche Salvirung aus dem Kreislauf des Lebens denken zu lassen, möge die Welt sonst weiter gehen, wie sie wolle. Diese quietistische Wendung aber nimmt der Pessimismus bei Schopenhauer nur durch den Mangel an historischer Weltanschauung und durch das Fehlen einer teleologischen Entwickelungslehre; diese Mängel aber stammen keineswegs aus Schopenhauer's metaphysischen Principien, sondern nur aus seiner falschen Erkenntnißtheorie, deren Grundsätze er selbst in seiner Metaphysik überall durchbricht. Mit der Verbesserung dieser Fehler des Systems entschwindet die quietistische Entstellung des Pessimismus von selbst, und es bleibt nur das Verdienst übrig, den Pessimismus, dessen Begründung bei Kant an vielen Stellen zerstreut ist, zur einheitlichen Aufstellung zusammengefaßt und seine Wahrheit mit solchem Nachdruck verfochten zu haben, daß seitdem das beliebte Ignoriren des Weltelends in der Philosophie zur Unmöglichkeit geworden ist.

Von noch weit größerer Bedeutung aber als das bisher Angeführte und entschieden die wichtigste Leistung Schopenhauer's auf dem Gebiete der Ethik ist die metaphysische Begründung sämmtlicher Rechts- und Liebespflichten auf die

Digitized by Google

Wesensidentität des Handelnden mit dem Leidenden. Allerdings ist dieser Rückgang auf die monistische Metaphysik hier noch nicht voll ausgenutzt, insofern das religiöse Verhältniß des Individuums zu dem mit ihm wesensidentischen Weltwesen unberührt bleibt und von einer Hingabe des Eigenwillens an die Zwecke des absoluten Willens keine Rede ist. Gleichwohl ist doch hiermit zum ersten Mal das Grundprincip der pantheistischen Ethik in den Entwickelungsgang der europäischen Philosophie eingeführt und kann nun nicht mehr aus derselben verschwinden. Diese Leistung im Bereiche der praktischen Philosophie steht ebenbürtig neben der Aufstellung der Willensmetaphysik auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie.

Weil Schopenhauer das religiöse Verhältniß des Individuums zum Weltwesen noch gar nicht zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gemacht hatte, so blieb es ihm auch versagt, in der Religionsphilosophie, welche aus diesem Verhältniß ausfließt, etwas Positives zu schaffen. Seine Bedeutung ist hier einerseits eine negative, andererseits ruht sie, seiner unhistorischen Denkweise zum Trotz, auf dem Werth einer geschichtlichen Rückweisung. In negativer Hinsicht ist er dadurch von epochemachendem Einfluß geworden, daß er die bei allen vorhergehenden Philosophen übliche Verherrlichung und philosophische Umdeutung der christlichen Religion grundsätzlich verschmäht und mit dem jüdisch-christlichen Theismus als mit einer abgelaufenen Culturperiode endgültig bricht. In geschichtlicher Hinsicht ist sein Hinweis auf die indischen Religionen von hohem Werthe, weil dort in der That auch für uns religiöse und ethische Factoren von höchstem Werthe als ungehobene Schätze liegen, an denen die künftige Entwickelung nicht vorbeigehen kann und darf. Gegen diese Verdienste fällt es wenig ins Gewicht, daß Schopenhauer auch hier über das Ziel hinwegschießt, indem er in den indischen Religionen die vollkommene Religionsform erblicken und vom Christenthum nur das mit jenen Uebereinstimmende (die urchristliche und mönchische Askese) gelten lassen will. Es blieb seinen Nachfolgern unbenommen, in der Religionsphilosophie die richtige Vereinigung indischer und christlicher Elemente vorzunehmen, nachdem einmal von Schopenhauer in der Gegenüberstellung mit seinen philosophischen Zeitgenossen (insbesondere mit Hegel) der Weg dazu gewiesen war.

Es ist auf engem Raume nicht möglich, alle Punkte im Einzelnen vorzuführen, in denen Schopenhauer befruchtend und anregend auf das philosophische Denken gewirkt hat; die gegebenen Andeutungen dürften indeß genügen, um zu zeigen, wie vielseitig und weitreichend die von ihm ausgegangenen Einflüsse gewesen sind. Man braucht nicht blind gegen die Fehler dieses Genies zu sein, um ihm an seinem Gedenktage willig zu huldigen; aber auch der entschiedenste seiner Gegner wird ihn heute als eine culturgeschichtliche Macht schätzen müssen, ohne welche der Physiognomie unserer Zeit wesentliche Züge fehlen würden. Möge der heutige Tag ein Markstein werden, jenseit dessen blinde Vergötterung und feindselige Gegnerschaft gleichmäßig aufhören und einer unbefangenen, gerecht abwägenden historischen Würdigung Platz machen.*)

*) Vgl. zur näheren Begründung meiner Beurtheilung Schopenhauer's folgende Stellen in meinen Schriften: Gesammelte Studien und Aufsätze S. 569–572, 636–649 („Schopenhauer's Panthelismus"); Philosophische Fragen der Gegenwart Nr. II und III S. 25–57 („Mein Verhältniß zu Schopenhauer" und „Die Schopenhauer'sche Schule"); Die deutsche Aesthetik seit Kant S. 44–61, 388–391, 415–417, 436 bis 439, 453–454, 468–469, 488–491, 532–533, 559; Das sittliche Bewußtsein, 2. Aufl., S. 49–53, 191–202, 225–229, 381–387, 408 bis 411, 621–626, 652–653; Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus, 3. Aufl., S. 35–36, 49–52, 84–90; Neukantianismus, Schopenhaurianismus und Hegelianismus, 2. Aufl., B. „Schopenhauerianismus" S. 119–257. Von zusammenfassenden Darstellungen der Schopenhauer'schen Philosophie ist zu empfehlen: R. v. Koeber: Die Philosophie A. Schopenhauer's (Heidelberg, J. Weiß).

Neue Talente.

Die Fluth unserer Belletristik steigt höher und höher. Die allgemeine Schulpflicht verbreitet die Bildung in immer weitere Schichten, und nicht nur die Zahl der nach geistiger Unterhaltung Verlangenden wird dadurch größer, sondern auch die Schaar der für diese Wirkenden. Der Literaturkalender, welcher 1887 nicht weniger als 12,000 deutsche Schriftstelleradressen enthielt, soll in diesem Jahre um mehrere Tausende bereichert werden. Schon diese Thatsache sagt genug. Sie ist sogar, wenn man in Betracht zieht, wie wenige von dieser Schaar nicht bloß berufen und auserwählt sind, sondern überhaupt ihren Zweck erreichen und ihr Publikum finden, von einer fast tragischen Größe. Wie Viele verkümmern und gehen da elend zu Grunde! An den Talentlosen, die nicht lieber, wie der bekehrte Rinaldo Rinaldini, „ein ehrlich Handwerk treiben", mag wenig verloren sein, aber wie viel wirkliche Begabung wird in diesem riesenhaften Wettbewerb um die Gunst der Leser bei Seite gedrängt und mundtodt gemacht! Es ist daher eine schöne Pflicht der Kritik, den Spreu vom Waizen zu sondern und der Ermunterung würdige neue Talente der allgemeinen Gunst zu empfehlen.

Da hören wir zum erstenmal den Namen Adalbert von Hanstein. Nachdem er eine Schrift über Pflanzenanatomie — wohl seine Doctordissertation — verfaßt, scheint er sich den Musen hingegeben zu haben. Unter dem Pseudonym Bertus veröffentlichte er das fünfactige Trauerspiel, das jeder literarisch angelegte deutsche Jüngling verfaßt haben muß. „Um die Krone" heißt es und ist uns wie den meisten ganz unbekannt geblieben. Jetzt kommt er mit zwei poetischen Büchlein: „Menschenlieder" und „Von Kains Geschlecht, eine Dichtung in Einzelbildern"*). Menschenlieder, erklärt uns ein Vorwort, das wir lieber in Versen gelesen hätten, sind Lieder, welche den Menschen zum Gegenstande ihrer Poesie machen. Das schlichte, sangbare Lied ist dieses Dichters Sache nicht. Man findet bei ihm nie das herkömmliche scandirte Minnewerben, sondern Gedankenpoesie, Dichtungen von großem Zug und keckem Wurf, in denen Schiller's edles Pathos nachklingt, von einem pantheistischen Geist getragen, erfüllt vom Glauben an das Göttliche im Menschen, die ganze Menschheit in Liebe umfassend, freisinnig wider die Dunkelmänner polternd, mitleidsvoll für die Armen und Elenden, allem Guten und Schönen zugethan. Hanstein singt meist, um uns etwas zu beweisen, und eine scharf moderne Tendenz weht durch alle seine Klänge. Am glücklichsten ist er dort, wo er in Versen von fast dramatischer Lebendigkeit den Inhalt bekannter Gemälde paraphrasirt. In der „Jagd nach dem Glück" lebt wirklich etwas von dem Ungestüm und der Farbenfrische, die Henneberg's Figuren eigen sind. Die Form ist meistens gut, der Reim leidlich rein, besonders in den freien Rhythmen wogt und wallt es in harmonischem Fluß. Nur selten stoßen wir auf ein von der Rücksicht auf den Reim verübtes schiefes Bild:

Sein Heldenbild sank tiefer, immer tiefer,
— Fernklingt sein Wort wie ein verlornes Lied, —
Drauf setzt das Zeitmeer ab den Selbstsuchtschiefer,
Drauf sprüht Vulcan tyrannischen Granit.

Zeigt sich Hanstein in den „Menschenliedern" beeinflußt von Schiller und den Stürmern und Drängern, so scheint er sich in „Kains Geschlecht" mehr jener unreifen „realistischen" Richtung anzuschließen, die den Droschkenkutscher poesiefähig machen möchte. Schon in der Vorrede verräth der Dichter seine Absicht, den Vertretern der unteren und oberen Schichten menschlicher Gesellschaft das Wort zu geben und dabei jeder Person die Ausdrucksweise zu lassen, die ihr eigen ist. „Ein Berliner Weißbierwirth", erklärt er, „kann nicht sprechen wie ein Professorensohn, ein Prediger redet anders als eine Frau aus dem Volke. Das auch in Vers und Reim zum Ausdruck

*) Berlin, Conrad's Buchhandlung (Paul Ackermann).

Digitized by Google

zu bringen, war mein aufrichtiges Bestreben.“ Es fragt sich nur; ob diese niedere Ausdrucksweise noch in die Poesie gehört, und ob es nicht klüger ist, wenn man sie denn durchaus zum Ausdruck bringen will, sich dafür der Prosa zu bedienen, wie es der Gewohnheit eines Weißbierwirthes jedenfalls auch entspricht. So reimt Hanstein überzeugungsfroh:

Denn vordem ging sie mit meinem Bruder.
Gott verzeih' dem verkommenen, nichtsnutzigen Luder!
... Sie nahmen's ihm übel, wenn er mal hustet,
Den Leuten die Haare vom Hals runterpustet.

Doch das sind zum Glück nur ganz vereinzelte Concessionen an das „modern-realistische“ Programm, die dem Dichter schwer genug gewesen sein mögen und die wohl eher bloß dem Wunsch, etwas Besonderes zu bieten, den Philister zu verblüffen, ihre Entstehung verdanken. Jedenfalls haben sie den Nachtheil, daß sie gar seltsam und störend sich von dem idealistischen Schwung abheben, den Hanstein trotz alledem auch hier nicht verleugnen kann. Diese himmelstürmende Dichtung hat einen durchaus idealen Grundgedanken. Kain ist nicht todt. Er lebt überall und mordet den Bruder. Kain ist der All-Mensch.

Jeder Gedanke ist Kain!
Denn er erwürgt im Entstehen seinen Bruder.
Jeder Tag ermordet die Früchte von gestern ...
Schon der Drang nach Wahrheit ist Mord,
Denn die Wahrheit selber, die Wahrheit ist Kain.
... Und das Gute selber, das Gute ist Kain,
Denn es lockt sich Jünger und Meister heran,
Spiegelt sich tausendfach,
Ruft sie zum Ringen nach ihm,
Und die gebrechlichen Sterblichen straucheln im Kampf,
Und du hast sie getödtet!

Der Poet blickt um sich in's Alltagsleben hinein, und überall findet er den Bruderwürger. Da ist der Berliner Kneipwirth, der seinen socialistisch angekränkelten Bruder nach Amerika geschafft und dessen Braut geheirathet; Jahre nachher weist er den Heimkehrenden von seiner Schwelle und wird dafür von ihm todtgeschlagen. Ein Kain ist ferner der Dichter, der seine ihn begeisternde Geliebte verläßt, um ein reiches Mädchen zu heirathen, das er nicht liebt, und so „seiner Gottheit zwei Opfer schlachtet“. Vortrefflich ist „Die Einweihung“. Die Stammgäste sitzen beim „Echten“ in der altdeutschen Bierstube und loben sich selbst. Da geht die Thür auf, und die Nachbarin kommt zerlumpt herein und erzählt ihre Geschichte. Bei der „stilvollen“ Concurrenz verödete ihre unscheinbare Kneipe; in ihrer Noth führte sie „Mädchenbedienung“ ein, ihre Tochter als Kellnerin wurde verführt, ihr Mann erhängte sich aus Gram ...

Steht einmal die ganze Stadt voll Paläste
Und können wir nirgend die Miethe erschwingen,
Dann müssen wir alle in's Wasser springen.

Es soll hier offenbar der vierte Stand in die Poesie eingeführt werden, was man sich, wenn crasse Effecte und alles Unkünstlerische verschmäht werden, gefallen lassen kann. Uebrigens ist diese socialistische Richtung nicht neu. Aus Frankreich kam die Anregung schon vor Jahrzehnten. Die Arbeiterdichtung von Dupont, Leroy, Lachambeaudie, auch Béranger nicht zu vergessen, ist ja vielfach in's Deutsche übersetzt worden. Lange vor Arno Holz, dem Talentvollsten unter unseren neuen Stürmern und Drängern, haben schon Freiligrath, Herwegh u. A. diesen Ton angeschlagen. Alles in Allem verdient Hanstein Lob und Ermuthigung. Er hat Empfindung, Kraft, Gedanken, Formgefühl. Wenn er phrasenhaftes Pathos und Tendenzhascherei vermeidet und den Realismus nicht bloß in Aeußerlichkeiten, sondern im Geist und in der Wahrheit sucht, so können wir noch Schönes und Eigenartiges von ihm erwarten.

Aus den Schaaren unserer neuesten Erzähler ist ferner Luise Schenck, eine in Altona lebende Holsteinerin, hervorzuheben, bei welchem Liebeswerk wir uns auf keinen Geringeren als Gustav Freytag berufen können, der nicht verschmäht hat, ihren bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen Band: „Brasilianische Novellen“ mit einem Vorwort zu versehen. Und doch ist die Verfasserin nicht mehr bei ihrem ersten Buch. Freytag weiß von ihrem vor zwei Jahren erschienenen Erstling: „Lose Blätter aus Brasilien“ zu rühmen, daß darin die Stärke der dichterischen Empfindung und der Reichthum von Anschauungen überraschten, sowie eine ungewöhnliche Begabung, die Menschen und ihre landschaftliche Umgebung vorzuführen. Zu dem neuen Buche aber bemerkt unser Altmeister:

„Wenn der Dichter Gemüth und Leben solcher Menschen schildert, welche einem anderen Himmelsstrich, einem fremden Volksthum angehören, so hat ihm fast immer zuerst das Fremdartige die Einbildungskraft angeregt, und er wird mit Wärme auffällige Erscheinungen der Landschaft und Vegetation und die Besonderheiten der menschlichen Cultur, des Verkehres und der Charaktere den Lesern seiner Heimath darstellen. Solche freie und idealisirende Behandlung ausländischer Wirklichkeit vermag, wenn der Erzähler in Wahrheit ein Dichter ist, zuweilen den geheimsten Inhalt eines fremden Volksthumes und die Einwirkungen der Natur auf dasselbe völliger zu offenbaren, als diejenigen Berichte aus der Fremde, welche nur das wirklich Geschaute wiedergeben. Wir aber werden den Dichterwerth seines Werkes darnach messen, ob seine Erzählung einen Inhalt hat, in welchem wir auch, was allen Menschen gemeinsam und ehrwürdig sein soll, lieben und ehren können, und ob die fremden Charaktere, welche er vorführt, Etwas von demselben Herzschlag erkennen lassen, der uns an unseren Volksgenossen vertraulich ist.“

Beide Forderungen werden in den „Brasilianischen Novellen“ erfüllt. Das fremde Land steigt mit seinen rauschenden Palmen und duftenden Maracujalauben, seinen wilden Urwäldern, den schimmernden Chacaras und dem Wellengeflüster an der meerbespielten Barra vor dem Auge des Lesers empor. Und dabei ist Luise Schenck kein trockener Ethnograph, wie es in bösen Stunden gelegentlich sogar Balzac war, sondern ein stets unterhaltend plaudernder Feuilletonist, der das Geschaute plastisch wiederzugeben vermag. Die Verfasserin besitzt Humor. Objective Schilderung und Erzählung ist ihre Stärke nicht, dazu hat sie zu viel Temperament, weshalb sie auch in ihrer munteren Laune oft mit irgendeiner launigen persönlichen Bemerkung an die Adresse des Lesers dreinfährt oder gar in drolligen Versen zu sprechen beginnt, wenn sie „in bequemer Weise“ den Ort der Handlung emporzaubern will. Und heiter ist denn auch der Grundton dieser Novellen, bis auf die tragisch angehauchte „Mis' Ere“, der erschütternden Geschichte einer englischen Pensionatslehrerin und von ihrem Manne geschiedenen Mutter eines verwachsenen Kindes. In der ebenfalls sehr traurig endenden Novelle: „Auf Krücken der Liebe“, deren Titel uns nicht klar geworden, haben wir das Gefühl, als nähme die Handlung nur deshalb einen schlimmen Ausgang, weil die Verfasserin das munter erfaßte Motiv — eine Tochter will ihren Vater aus den Netzen einer Kokette befreien — nur noch gewaltsam zu lösen versteht. Vier Todte, die nach der Art verlegener Dramatiker am fünften Act sterben, das paßt ganz und gar nicht zu dem humoristischen Stil der Autorin. Wollen wir ihre schriftstellerische Wesenheit ungetrübt sehen, so halten wir uns an die zwei ersten Novellen, die komische Entführungsgeschichte: „An der Barra“ und an „Senhor Padrinho“, zwei Perlen der Erzählungsliteratur. Wir lernen sie von allen Seiten kennen, diese heißblütigen Brasilianer, so voll spanischer Grandezza, in ihrem Thun und Lassen spontan, in ihrem Denken und Fühlen so „impertinent“, wie sie statt „eigenartig“ sagen, etwas zigeunerhaft, stockkatholisch, ungebildet aber schlau und so leidenschaftlich, daß sie gelegentlich sogar ein Pferd erstechen, um sich an dem Besitzer zu rächen. Der nicht ganz ehrliche, aber sehr würdevolle Senhor Polycarpo mit seiner verwittweten Schwester Senhora Dona Possedonia, zwei groteskkomische Figuren wie aus dem „Barbier von Sevilla“ und doch so lebenswahr, die immer geschminkten jungen Schwestern, lustig, verliebt und geschmeidig wie Katzen, ihre „Herren Eltern“, vorab die prächtige Dona Libania nebst Eheherr Senhor Amado, die bigotte Lola, die doch noch dem Kloster entschlüpft und heirathet, die nur mit

Digitized by Google

ein paar Strichen — oder Schimpfworten — gezeichnete „Madama von den Cigarren", die Mulatten in der Gesindestube — wir glauben sie insgesammt zu sehen, zu hören und sogar — zu riechen in ihrem Dunstkreise von Orangen, Rosen und Zwiebeln. Welch prächtige Genrebilder südlichen Lebens entrollt uns die Verfasserin! Die bettelhafte Wirthschaft im Hofe des Hotel do Paraiso, das wohlverwahrte Interieur bei Polycarpo, aus dem Aschenbrödel Santinha mit so viel List herausgeholt wird, die Scenen im Heiligenkramladen, Nicota in der Hängematte, der Wohlthätigkeitsbazar, die Dreikönigsnacht mit ihren Serenaden und ihrem Mummenschanz, der Carneval mit seinem Maskengewühl und den Festlichkeiten im jardim publico — Alles ebenso viele von Farbe und Leben sprudelnde Bilder. Da ist jede beschriebene Geberde der Natur abgelauscht, jedes Wort echt und charakteristisch und, wo komische Wirkung erzielt werden soll, von köstlicher Anschaulichkeit. Sogar die blumenreiche Mulattensprache wird angewandt und am Schlusse des Buches zu ergreifender Wirkung gebracht. Auch die Handlung selbst, zumal in dem gut componirten „Senhor Padrinho", ist fesselnd und anheimelnd, trotz der fremdartigen Localfarbe. Einmal hilft da der reiche Humor mit, dann aber auch der Kunstgriff, daß die Hauptpersonen der drei ersten Novellen „germanisch vermittelt" sind. Die unglückliche Mis' Ere ist eine Nordamerikanerin, Senhor Juvenal kommt eben von einer deutschen Universität heim und der Senhor Consul gilt zwar für einen Engländer, ist aber ein ganzer gemüthvoller Mecklenburger. Und wenn die Sache etwas gar zu spanisch zu werden droht, so läßt die Verfasserin schnell in der Ferne ein deutsches Matrosenlied anstimmen, und die Stimmung ist wieder da. Trotz alledem schließen wir uns dem Wunsche Gustav Freytag's an, daß es der Autorin vergönnt sein möge, „auch an Stoffen, welche unserem deutschen Leben enthoben sind, ihre Kraft reichlich zu erweisen".

Hermann Sudermann, noch ein neues Talent, ist ebenfalls nicht mehr bei Opus I. Es sind von ihm unlängst zwei Novellenbände erschienen, doch ist „Frau Sorge"*), die wir unseren Lesern empfehlen wollen, sein erster Roman und im Berliner Tageblatt erschienen, wahrscheinlich auch schon im Hinblick auf diese Veröffentlichung im Feuilleton einer großen Zeitung geschrieben. Hierin liegt für den Romandichter eine Gefahr, denn er wird nur allzuleicht geneigt sein, das geistige Niveau im Interesse eines populären Leserkreises herunterzusetzen, ein Hauptgewicht auf spannende Handlung zu legen und auf Schlager und Kapitelschlüsse hinzuarbeiten. Sudermann ist dieser Gefahr nicht ganz entgangen. Besonders nach dem Schlusse hin macht die bis dahin behäbige Darstellung einer nervösen Ueberhastung Platz, die aus Rücksicht auf das unerbittliche „Fortsetzung folgt" sich in allzu dramatischer Knappheit gefällt. Und doch ist der Roman — eine Biographie, die den Helden von seiner Geburt bis zu seiner Verheirathung geleitet — auf breite epische Darstellung angelegt und großentheils auch in solcher gehalten. Sudermann ist ein Realist, der ein sehr scharfes Auge für das ostpreußische Kleinleben hat und es mit fleißigen Pinselstrichen festzuhalten versteht. Aus einer Fülle fein abgelauschter Züge setzt sich seine Schilderung zusammen, geduldige Mosaikarbeit, die das Gesammtbild nur umso lebenswahrer und farbenleuchtender hervortreten läßt. Aber Sudermann hat von Zola nicht nur die Schilderung der Wirklichkeit gelernt, sondern auch einen romantischen Zug. Schon der Titel sagt uns, daß Frau Sorge ein poetisches Symbol sein soll. Es ist ein altes graues Gespenst, das an der Wiege des Helden sitzt, bei seiner Confirmation aus dem Gemälde der büßenden Magdalena grinst und späterhin noch vielfach durch sein Leben schleicht

Mit starrem Aug' und segnenden Händen
Zwischen des Hauses armen vier Wänden,
Vom dürftigen Tisch zum leeren Schrein,
Von Schwelle zu Schwelle aus und ein,
Und kauert am Herd und bläst in die Flammen
Und schmiedet den Tag mit dem Tage zusammen.

Und erst am Ende des Buches, da der wackere Bursch in den Armen seiner Geliebten von aller Müh und Noth ausruhen darf und einer gesicherten schönen Zukunft entgegensieht, kann die böse Frau Sorge ihm nichts mehr anhaben. Aber den Dichter, der sich von dem starren naturalistischen Prinzip nicht beugen läßt, spürt man auch sonst in diesem schönen Werk. Vor Allem die Liebesscenen, wo der arme, verkümmerte Paul seine junge reiche Gutsnachbarin Elsbeth trifft, sind von dem Herzschlag des Verfassers durchzittert, und der lyrische Drang ist so mächtig, daß er sogar den Fluß der objectiven Darstellung durch Lieder- und Märchen-Einlagen unterbricht, deren Herkunft ziemlich ungeschickt aus dem Arienbuch der Mutter des Helden erklärt wird. In den Liedern ist der Volkston schön getroffen; sie sind aus vollem Herzen gesungen, wie das Widmungsgedicht Sudermann's an seine Eltern, dem die oben mitgetheilten Verse von der Frau Sorge entstammen. Auch wo der Feuilletonromanstil aufprasselt, fesselt uns noch ein Bild, ein zutreffendes Wort, ein scharf zeichnender Zug. Denn Sudermann versteht sich auf Charakteristik. Meisterhaft gezeichnet ist der weiche aber allmählich zum starken Manne reifende Held, die still duldende, feinfühlende Mutter, der rohe, renommistische, nichtsnutzige Vater, welcher sich nach heißen Kämpfen der Autorität des Sohnes unterwerfen muß und zuletzt noch vor einem Verbrechen bewahrt wird. Wie Paul nach und nach das verlotterte Haus durch harte Arbeit wieder zum Wohlstand bringt, wie er die Verführer seiner Schwestern mit der Pistole in der Hand zur Heirath zwingt, wie er das eigene Haus anzündet, um seinen Vater nicht zum Mordbrenner zu machen und nach schwerer Buße im Zuchthaus mit der Hand der Geliebten beglückt wird, all diesen zum Theil etwas sensationslustigen und nicht immer sorgfältig motivirten Bildern folgen wir mit solchem Antheil, daß wir auch über die gefährlichsten Klippen — die zwei Brandstiftungen, die zwiefache Schwurgerichtssitzung — ohne jede Ermüdung hinwegkommen. Wenn Hermann Sudermann sich in Zukunft vor den Gefahren des Feuilletonromanstils in Acht nimmt, so wird er noch Werke zeitigen, die uns dem von so Vielen erstrebten realistischen Zeitroman ein gutes Stück näherbringen dürften.

Z.

*) Berlin, F. & P. Lehmann.

Die Memoiren der Adelaide Ristori.

Von Anton Eichler.

Vor einigen Wochen sind in Paris die französisch geschriebenen Lebenserinnerungen Adelaide Ristori's erschienen, der gefeiertsten Tragödin Italiens und Europas, welche die vorige Generation kannte. Im Unterschiede von den meisten selbstbiographischen Werken ausübender Künstler und Künstlerinnen ist das der Madame Ristori für einen Leserkreis geschrieben, der sich mehr durch inneren Werth, als durch große Menge auszeichnet. Der Rhythmus des Buches ist ein seltsam gemäßigter für eine Heldin der Komödie; der Stil ist gedämpft, er ist ruhig, er ist sogar correct; in seiner Wirkung ist er merkwürdig kühl und verständig. Die berühmte Verfasserin scheint den ausdrücklichen Vorsatz gehabt zu haben, alles Romantische zu entfernen und sogar das Dasein von Gemüthserregungen zu ignoriren. Und gerade so, wie sie geschrieben hat, so muß sie gelesen werden. Für Forscher und Geschichtsschreiber des Theaters sind diese „Etudes et Souvenirs" von ganz außerordentlichem Interesse. Frau Ristori hat mehr gethan, als die weitläufigen Thatsachen ihrer Lebensbahn zu erzählen, sie hat eine Analyse des Werdens und Wachsens ihrer bekanntesten und erfolgreichsten Leistungen gegeben: der Maria Stuart von Schiller, der Elisabeth von Giacometti, der Medea und der Antoinette von Legouvé und der Myrrha von Alfieri. Wir erkennen aus ihrem Bericht genau, wie sie diese Rollen gespielt hat; wir können die Wirkung derselben vor unseren Augen entstehen sehen und dieser Umstand genügt, um dem Werke einen dauernden Werth zu verleihen. Gewöhn-

Digitized by Google

ich begnügen sich die Schauspieler, wie Moltke, mit dem Handeln und Schweigen, d. h. sie spielen ihre Rollen, ohne darüber etwas zu sagen. Iffland, Otto Devrient, Ernesto Rossi, Frédérick Lemaître, Colley Cibber bilden glänzende Ausnahmen. Madame Ristori folgt ihren Fußstapfen mit ausgezeichnetem Erfolge.

Die Verfasserin wurde auf der Bühne geboren und ihre Lebenserinnerungen sind eine einzige Ausführung des Themas: theatralische Schulung, theatralisches Studium. Heute, wo die unbegabtesten Anfänger nach einem kurzen Aufenthalte in einer Theaterschule berechtigt zu sein glauben, an ersten Bühnen erste Rollen zu beanspruchen, liest sich die Lebens- und Künstlergeschichte seltsam genug. Heutzutage gibt es wohl nur wenige Schauspieler, einen Sonnenthal vielleicht und einen Lobe, einen Coquelin und einen Irving, welche mit jedem Worte dieses Buches übereinstimmen würden. Aber die Künstlerlaufbahn dieser Männer ist dafür auch ebenso erzählenswerth, wie die der Frau Ristori, und den jüngeren ungeduldigeren Geistern unter den Helden der Bühne würde die Geschichte jener Männer einen ebenso kleinlichen und kläglichen Eindruck machen, wie die Geschichte der Ristori. Diese Geschichte würde vielleicht auf drei oder vier einen läuternden Einfluß ausüben; jedoch die Theorie aller Uebrigen nicht um ein Jota verändern, die Theorie nämlich, daß es des Schauspielers Geschäft ist, nicht sowohl spielen zu lernen, als vielmehr, sobald nur irgend angänglich, ein Engagement mit hohem Gehalt zu erlangen. Diese Theorie, so allgemein gültig sie heute geworden ist, ist dennoch neueren Datums, denn das Deutschland eines Fleck und einer Schröder-Devrient, das Italien eines Modena und einer Carlotta Marchionni, das Frankreich der Frédérick und Bocage, das England der Kemble und Kean wußte noch nichts davon.

Zum ersten Mal betrat Frau Ristori die Bühne als ein Säugling in den Armen ihrer Wärterin; zum zweiten Male als ein Kind von drei Jahren. Beide Male war das Auftreten ein „Mißerfolg". Aber schon mit 4½ Jahren war ihr Beruf als Schauspielerin entschieden; seit ihrem 12. Jahre hatte sie ein regelmäßiges Engagement; 13 Jahre alt, gestattete ihr ihr hoher und schlanker Wuchs bereits die Rollen von Kammermädchen und seconde donne zu übernehmen, und mit 14 Jahren engagirte sie der damals berühmte Moncalvo als erste jugendliche Liebhaberin, und sie spielte in Novara in Piemont die Francesca da Rimini von Silvio Pellico. Im nächsten Jahre war sie bereits erwachsen und ausgebildet genug, um von mehreren Gesellschaften das Anerbieten zu bekommen, erste Rollen zu spielen. Ihr Vater war jedoch klüger, als die meisten Väter gewöhnlich sind, die sich des Besitzes eines Wunderkindes erfreuen. Er schlug alle Anerbietungen aus und erlaubte seiner Tochter vor der Hand keine andere Stellung anzunehmen, als die einer Ingénue bei der Gesellschaft des Königs von Sardinien zu Turin, die unter der Führung von Gaetano Bazzi (dem geschicktesten und intelligentesten Theaterdirector seiner Zeit, wie Frau Ristori sagt) stand und Sterne umschloß, wie Signora Romagnoli, Signora Marchionni, Vestri und viele Andere, die in der dramatischen Kunst einen Rang einnahmen, welcher dem der Malibran, der Pasta, des Rubini, des Tamburini auf der Opernbühne entsprach.

Das Engagement war auf drei Jahre abgeschlossen, aber es dauerte länger, und die Bedingungen desselben wurden nur so lange eingehalten, als es Bazzi gefiel. In einigen Monaten nämlich mußte die Ingénue bereits jugendliche Liebhaberinnen spielen und machte bald den Schritt zu großen ersten Rollen, so daß bereits um's Jahr 1840 (die Ristori ist 1821 geboren) ihre Stellung befestigt und ihr Ruf ein erheblicher war. Die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, waren weder gering an Zahl, noch an Bedeutung; aber sie „betete ihre Kunst an"; „sie erfreute sich fortdauernd einer eisernen Gesundheit". In Carlotta Marchionni fand sie die treueste Freundin und die ausdauerndste und geschickteste Lehrerin. Sie hatte hart an sich zu arbeiten und erst nach und nach rundete sich ihre Erziehung derart, daß sie unbeschränkte Herrscherin aller dramatischen Mittel wurde. Gastspiele waren damals so gut wie unbekannt; so war denn ein beständiger Wechsel im Repertoire nothwendig, Rolle auf Rolle mußte studirt und gespielt werden, oder die Vorstellungen wären aus Mangel an Zuhörern unmöglich gewesen. Frau Ristori erzählt, daß sie die Rolle der Maria Stuart, an und in der sie später viele Jahre arbeitete, in wenigen Tagen erlernen mußte. Sie war damals erst etwa 18 Jahre alt und hatte in tragischen Rollen bisher wenig Glück gehabt, aber der Director wollte es so und diesem Befehl gegenüber gab es nur unbedingten Gehorsam.

Der Versuch hatte einen vollständigen Erfolg. Alle Welt war mit der Leistung zufrieden, nur der Manager Bazzi nicht. Er war der Meinung, daß die Ristori ihren Beruf als Tragödin verfehlt hätte und sich fernerhin auf das Lustspiel beschränken sollte. Den Werth solcher Urtheile kennt man. Frau Ristori ließ sich nicht abschrecken. Zunächst wurde sie angehalten, nicht nur den schwülstigen, bilderbeladenen Vers der italienischen Tragiker zu üben, sondern auch die einfache, schmucklose Prosa der aus dem Französischen übersetzten Conservationsstücke. Es wurde von nun an ihr Bestreben, diese beiden Stilarten mit einander zu verschmelzen und den herkömmlichen declamatorischen Vortrag, der durch Mondory und Fräulein von Champmeslé herrschend geworden war, mit Leben und Leidenschaft zu durchglühen. „Ich nahm," sagte sie, „das System des réalisme coloré an", d. h. sie trat ihren Zeitgenossen als eine durchaus originelle Erscheinung entgegen; und als sie im Jahre 1855 — nachdem sie sich inzwischen verheirathet hatte und sich mit dem Gedanken trug, die Bühne zu verlassen — in Paris als Francesca da Rimini, Myrrha, Pia da Tolomei, Maria Stuart auftrat, gewann sie ihre Zuhörer im Sturm und wurde die vollgültige Nebenbuhlerin der Rachel. Diese große Schauspielerin, für welche die Ristori überall die leidenschaftlichste Bewunderung ausdrückt, hatte sich damals zahllose Feinde gemacht, sonst würde eine Nebenbuhlerschaft unmöglich gewesen sein; denn in Wirklichkeit hatten die beiden Künstlerinnen wenig oder nichts mit einander gemein. Die Rachel war die letzte des Geschlechtes der Klassiker; sie war Tragödin auf dem Kothurn, oder sie war nichts; man konnte in ihr die Verkörperung der Würde, der Zurückhaltung, des getragenen Stiles erblicken. Die Ristori gehörte dagegen der romantischen Richtung an. Ihre Tragik hatte den Beigeschmack des Pikanten; ihr Spiel wurde von der scenischen Einrichtung beeinflußt; sie liebte die herausgearbeiteten, sorgsam auf die Wirkung hin vorbereiteten Auftritte und Abgänge; sie verschmähte nicht die Kunstgriffe des Melodramas. Der Unterschied war in die Augen springend, aber die Rachel hatte sich eben unpopulär gemacht und ihre italienische Collegin erntete die Früchte dieser Unbeliebtheit. Ary Scheffer zeichnete ihre Costüme. Legouvé legte ihr seine Medea zu Füßen, Dumas Vater war ihr glühender Verehrer, Lamartine, George Sand, Mignet, Henri Martin, Jules Janin, Madame Allan, Regnier, Samson, Theophile Gautier, Scribe, Mllm. Georges bildeten eine glänzende Schaar von Bewunderern; und am Ende ihres Gastspiels erhielt sie durch Fould einen Antrag von Kaiser Napoleon, ein Jahr lang in Frankreich auf Staatskosten zu studiren, um sodann, nachdem sie den französischen Vortrag beherrschen gelernt, die Rachel am Théâtre Français zu ersetzen.

Frau Ristori war vernünftig genug, dieses Anerbieten abzulehnen. Es kam einmal ein Tag, wo sie französisch vor einem Parterre von Franzosen und englisch vor einem Hause spielte, das die Sprache Shakespeare's sprach. Vorläufig jedoch begnügte sie sich, bei der Sprache Pellicos und Alfieris zu bleiben und machte sich auf, nachdem sie in ihrer heimischen Zunge Frankreich erobert, in derselben Europa und die Welt zu erobern. Nach allen ihren großen Reisen, mit denen sie die moderne Aera des zügellosen Vagantenthums der Virtuosen inaugurirte, ruhte sie einige Monate in Rom aus, ihre Muße mit dem Studium der Lady Macbeth in Shakespeare's eigenem Texte ausfüllend. Diese Rolle spielte sie dann in London und „nachdem sie England zwei Saisons gewidmet hatte, ging sie noch einmal auf ein siebenmonatliches Engagement nach Amerika, wo sie 62 Städte besuchte und „in ihrer

Digitized by Google

dritten Sprache" nicht nur die Lady Macbeth, sondern auch Maria Stuart, Elisabeth und Maria Antoinette spielte. Damit schließt sie die Erzählung ihrer Laufbahn, die so ruhm- und ehrenreich wie kaum eine zweite schauspielerische war, und die sie dennoch mit einer bewunderungswürdigen Bescheidenheit berichtet, mit einer in wenigen Selbstbiographien anzutreffenden Hintansetzung ihrer Person gegenüber ihrer „angebeteten Kunst" — eine Erscheinung, die bei einer Bühnenkünstlerin sprachloses Erstaunen hervorruft.

Ein Punkt ist bei den Analysen, die Frau Ristori von ihren Lieblingsrollen gibt, bemerkenswerth: die außerordentliche Einfachheit ihrer Auffassung. Maria Stuart spielt sie als eine Heilige und Märtyrerin, Myrrha als ein Opfer der Götter, Medea als eine Verkörperung der Eifersucht. Ihre Erfolge in diesen und anderen großen Rollen sind eine Mahnung an den jungen Schauspieler, sich von Tüfteleien und „individuellen Nuancen" fern zu halten. Von der Schlafwandlerscene in Macbeth erzählt sie, daß sie dieselbe 14 Tage lang mit schwerster Mühe vorbereitete und daß sie nachher, als sie sie vor einer Zuhörerschaft von Kritikern spielte, nur die Betonung von zwei Wörtern abzuändern brauchte.

Feuilleton.

Des Hauptmanns Liebesbrief.

Von J. S. of Dale.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Frank Siller.

Es war ein heißer Tag im „Busch" — kein Windzug bewegte die aufeinanderliegenden Schichten der vor Hitze glitzernden und zitternden Atmosphäre. Die mit Segeltuch überdachten Wagen unseres Detachements waren, einer Ringmauer gleich, aufgestellt. Nach drei Seiten hin erstreckte sich, soweit das Auge reichte, die öde grau-grüne Fläche, nur hier und da in ihrer sandigen Eintönigkeit von Salbei- oder Stachelbeergebüschen unterbrochen. Auf der vierten Seite lag ein scheinbar bedeutungsloses, doch völlig undurchdringliches afrikanisches Dickicht von unbestimmter Ausdehnung. Pfadlos, verwickelt, dürr, taugte es höchstens zu Schlupfwinkeln für Hyänen und Schlangen — oder Zulukaffern. Wie viele dieser letzten Gattung es in solcher Weise beherbergen möge, war gerade jetzt eine Frage von höchster Wichtigkeit. Fast jedes Mitglied der Compagnie in dem kleinen Lager dachte ernstlich darüber nach. Hauptmann Philip Haughton, in seinem Privatzelt, hatte diesen Gedanken bereits überwunden.

Es gibt manche rasche Wechsel im modernen Leben — Veränderungen der Umgebung und Lebensweise —, aber ein schärferer Contrast ist wohl kaum denkbar, als zwischen Piccadilli und Zululand. Wenn des Herrn Hauptmanns gerade jetzt etwas träger Geist sich augenblicklich überhaupt mit etwas beschäftigte, so lag ihm dieser Vergleich wohl am nächsten. Er erstaunte nicht über diesen Abstand, noch regte er sich darüber auf. Der junge Stoiker aus Belgraven, dem Wohnsitz der Londoner Aristokratie, nimmt etwa — oder affectirt es wenigstens — ein gleiches Interesse an solchen Uebergängen, wie an den Verwandlungen der Scenerie im Theater; zuweilen amüsiren, meist aber langweilen sie ihn. Doch in unseres Herrn Hauptmanns Fall spielte das Affectiren wohl keine Rolle. Er bereute nicht, London verlassen zu haben. Die Saison dort war vorüber, und zu solchen Zeiten glich die St. Jamesstraße einer Einöde, fast so verlassen und viel unamüsanter als Südafrika. Die einzigen Menschen, die man in den Clubs traf, waren der Art, daß man ihnen selbst in Südafrika begegnet wäre. Der gewöhnliche Cyclus der Besuche auf dem Lande hatte ja wohl begonnen; doch da es nur ein Wesen gab, welches unser Hauptmann gern gesehen hätte, und gerade „Sie" es war, die er jetzt wenigstens besser that, nicht zu sehen — — kurz, ihm that der Verlust der wenigen Wochen auf dem Lande nicht leid. Was die Jagd betraf: die Rebhühner waren meist ertränkt und das Schwarzwild rar, so war ihm wenigstens berichtet worden. Auch waren die Zulukaffern vielleicht ein aufregenderes und besser erhaltenes Schwarzwild, als was in England zu finden ist. „Wahrhaftig! 'ne Treibjagd ist nichts dagegen," dachte er fast laut. Der Herr Hauptmann war stets bereit, über wenig oder nichts zu lachen; was Wunder, daß er auch jetzt lächelte über seinen Scherz, besonders in der eigenthümlichen Lage, in welcher er sich befand.

Er saß auf einem über den Sand gebreiteten Shawl vor seinem Zelte, welches in einer Art Arena stand, von einem Kreise weißverdeckter Wagen umgeben, welche mit dem offenen Rückende nach innen zu standen — manche davon noch mit Provisionen gefüllt, andere zeitweilig als Verschlag dienend. Zwischen je zweien derselben waren Oeffnungen, durch welche Gewehre hinausgerichtet waren; neben jedem dieser ruhte sein Besitzer im Genusse einer kurzen Kalkpfeife. Außerhalb, in einer Entfernung von einigen hundert Meter, war ein Cirkel von Schildwachen aufgestellt, welche auf und ab marschirten, als wünschten sie den Eindruck zu machen, daß es bloß ein heißer Tag bei einer Revue im Park wäre. Sie wußten ja, daß ihr commandirender Offizier Alles gern stilvoll hatte — ob in Südafrika oder anderswo — sie hatten ihren Commandirenden lieb. Innerhalb, auf dem schattigen Ende der Arena (so lange ein schattiges Ende vorhanden war), war eine Anzahl langhörniger, abgemagerter Rinder mittelst Pflöcken und Stricken gesichert; in ihrer Nähe die wenigen noch übrigen Pferde des Commandos.

Hinter dem Hauptmann, im Innern des Zeltes, stand sein Bursche, eifrig damit beschäftigt, dessen Reitstiefel blank zu putzen. Dies that er mit großer Aufmerksamkeit und fast ängstlicher Sorgfalt. Er wußte, wie auch der übrige Theil des kleinen Commandos — der Corporal, der Lieutenant, der Trompeter, ja selbst die armen, abgerittenen Pferde —, daß der Hauptmann mit seiner Compagnie in einer schlimmen Lage war. Auch nahm er sich, gleich den Uebrigen, zuweilen die Freiheit, darüber zu grübeln, wie sie wieder da heraus kommen sollten — vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich sei.

Hauptmann Haughton jedoch war über die Frage hinaus. Es war seine sorglose Gewohnheit, Probleme, die für augenblickliche Lösung zu schwierig waren, aufzugeben. Außerdem ließen ihm seine Instructionen durchaus keine Wahl. Er war beauftragt, eine gewisse Stellung zu erreichen, sie zu behaupten, bis die übrigen Truppen nachkämen, und bis zu jener Zeit die Zulukaffern im Schach zu halten. Die Voraussetzung war gewesen, daß die so zu überwachenden Kaffern nicht mehr als höchstens tausend Mann zählten, aber der Auftrag lautete bestimmt und konnte sich auf irgend eine Anzahl beziehen. Als der Bursche dem oberen Rande der Stiefeln die letzte sorgfältige Politur verlieh, dachte der Herr Hauptmann thatsächlich gar nicht an das Zuluvolk, sondern an den letzten Ball, den er in London mitgemacht hatte. Besonders erinnerte er sich der Hitze im Gewächshause. Fast witterte er noch die überschwänglichen, betäubend süßen Düfte. Er sah Alles vor sich — die schwarzen Fräcke und weißen Schultern, das Glitzern der Brillanten auf dem glänzenden Hintergrund grüner Blätter. „Wie Schlangenaugen in einem Zuludickicht," dachte der Hauptmann; „nur nicht so offen in ihrer Bosheit," ergänzte er düster. Haughton war eine etwas schwerfällige, gerade Natur; und vielleicht waren seine Versuche, cynisch zu sein, etwas plump.

Es war heißer als je und eintöniges Insectengesumme erfüllte die Luft. Der Bursche, des Hauptmanns Stiefeln in der Hand, trat vor. Er zögerte einen Augenblick und sah erstaunt seinen Herrn an. Er war beunruhigt, denn er hatte selten seinen Hauptmann so gefaßt gesehen.

„Herr Hauptmann befehlen?"

„Nichts weiter — oder, warte — ja," sagte Haughton. „Schick' mir den Füselier Fairlie her!"

Dann lehnte sich der Hauptmann zurück, als sei er von der Anstrengung des Sprechens überwältigt, zog ein gesticktes Tabaksbeutelchen aus seiner Rocktasche und rollte sich ein Cigarettchen. Als er das Tabakstäschchen betrachtete, empfand er ein eigenthümliches Prickeln in seinem Nasenbein — seine Nase war sonnverbrannt und die Haut schälte sich ab. Das Tabakstäschchen trug die gestickten Buchstaben A. M. — P. H., und war sein Lieblingsnippstückchen. Bequem, fast träge, war es seine Gewohnheit gewesen, seine lieben Freundinnen mit ihren eigenen weißen Fingern die Cigaretten für sich rollen zu lassen.

Digitized by Google

„O ich Narr!“ rief er mit größerem Eifer, als die Gelegenheit zu bedingen schien. Es war doch ganz natürlich, daß seine sonnverbrannte Nase prickelte. Die Cigarette anzündend, rauchte er einen Augenblick stark drauf los; aber das Ding war schlecht gefertigt und der Tabak drückte das Papier auseinander. Bevor er Zeit hatte, eine zweite zu rollen, stand ein stämmiger, blauäugiger Bauernbursche in Soldatenuniform vor ihm und der Hauptmann wurde darauf aufmerksam, daß Füselier Fairlie ihn begrüßt hatte, und ihn mit dem Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens in seinen einfachen Zügen anschaute.

„Füselier Fairlie?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ rief dieser, wieder salutirend.

„Du bist der Mann, dessen Pferd gestern unter ihm erschossen wurde, und der hinter mir aus dem Scharmützel in's Lager ritt?“

„O, Herr Hauptmann“ — begann Fairlie, nochmals salutirend; aber sein Streben nach militärischer Disciplin verbarg dennoch nicht ein unterdrücktes Schluchzen.

„Na — na!“ rief der Hauptmann, „genug davon. Du warst fast besinnungslos, als ich Dich auf mein Pferd hob, und sagtest etwas von »Käthe«. Wenn ich nicht irre, so wiederholtest Du diesen Namen, den ich für weiblichen Geschlechtes halte, mehrere Mal während unseres Rittes. Du mußt meine Neugier entschuldigen, aber ich möchte es wirklich sehr gern wissen: Wer ist Käthe?“

„Käthe, Herr Hauptmann? Ach ja, Käthe — die Käthe? Warum soll ich's dem Herrn Hauptmann nicht sagen — sie — ja, Herr Hauptmann, sie wohnt nicht weit von meines Vaters Bauernhof — und sie sagte, daß sie — damals wollte sie es noch nicht thun, Herr Hauptmann — aber sie sagte doch, sie würde mich nehmen, wenn sich's so machte, daß ich lebendig aus dem Kriege zurückkäme; und, sehen Sie, Herr Hauptmann, als ich da unter's Pferd stürzte, war der Gedanke an sie ziemlich natürlich, und —“

„Füselier Fairlie, Du bist ein Narr!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Die Unterhaltung endete, wie sie begonnen, mit Salutiren. Der Hauptmann rieb sich mit dem Taschentuch die Nase und wieder empfand er ein eigenes Gefühl in dem oberen Theil dieses Organes. Fairlie, der kein Taschentuch besaß, rieb und schabte den Sand mit dem inneren Rande seines rechten Stiefels.

Die Hitze war wirklich fürchterlich, und beide Männer waren vom Reflex des weißen Zeltes geblendet. Es war ein Staub- und Pferdedunst im Lager, und eine Stille, daß man deutlich das Stampfen der Rinder vom anderen Ende der Arena hören konnte. Der Hauptmann erhob sich und blickte durch das Ende seines Zeltes zwischen zwei der Wagen hinaus. Eine starke Linie von Schildwachen war draußen aufgestellt; sie beobachteten auf's Schärfste den niedrigen Rand des Dickichts, das sich weit hinaus erstreckte. Nicht das geringste Zeichen deutete auf irgend etwas Lebendes darin. Der Hauptmann trat zu Fairlie zurück.

„Füselier Fairlie, glaubst Du, daß es Käthe kümmert, ob Du dein werthes Fell hier verlierst oder nicht?“ Er sprach verdrießlich. Fairlie glotzte ihn dumm an. Erst schienen ihm die Thränen wieder nah. Endlich grinste er. „Füselier Fairlie,“ sagte der Hauptmann ruhiger, „Du sollst Depeschen für mich zurück zu Obrist Haddon in's Hauptquartier tragen. Du reitest mein Pferd und verläßt unser Lager, sobald es dunkelt. Das Thier trägt Dich leicht die sechzig Meilen, bevor der Morgen dämmert. Natürlich mußt Du ungesehen entschlüpfen. Mond haben wir jetzt nicht und Du mußt vor Tagesanbruch bei den Wachposten des Hauptquartiers sein. Die Depeschen gibst Du Obrist Haddon selbst. Es ist möglich, daß Du sicher mit den Depeschen hingelangst. Gelingt es Dir, so ist eine darunter, die um Urlaub für Dich bittet. Erlangst Du diesen, so kehrst Du nach England zurück und bringst einen Brief, den ich Dir geben werde, zu der Person, an die er adressirt ist. Versteh' mich recht, Du mußt darauf bestehen, ihn in ihre eigenen Hände zu geben.“ Fairlie salutirte. „Wenn Du das gethan hast, geh' heim nach Derbyshire und mein Rath ist, daß Du dort bleibst. Ich will Dir das Geld geben, Dich vom Dienst loszukaufen. Verstanden?“

Füselier Fairlie hatten einen ziemlich dicken Kopf; aber nach kurzer Zögerung antwortete er etwas heiser: „Zu Befehl, Herr Hauptmann“.

„Gut, mein Junge. Du kannst gehen!“

Fairlie berührte mechanisch seinen Hut und machte Kehrt, um sich zu entfernen. Doch kaum aus dem Zelte hinaus, wandte er sich, sprang zurück, ergriff des Hauptmanns Hand und ging, diesen mit den kurz herausgestoßenen Worten: „Verzeihung, Herr!“ verlassend, zu seinen Kameraden. Der Hauptmann schloß nun, es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, den Vorhang des Zeltes und schrieb zwei Briefe. Der erste war kurz und ist als letzter authentischer Bericht seines Commandos im Armeebericht und in den Zeitungen gedruckt worden.

„Camp Derbyshire, 20. Mai 1879.

Sir, Ich habe die Ehre zu melden, daß eine bedeutende Anzahl von Zulukaffern, auf viertausend geschätzt, vor uns liegt. Es wird uns unmöglich sein, einen allgemeinen Angriff auszuhalten. Es scheint darum rathsam, sobald als möglich Verstärkung zu schicken oder die Stellung, die wir jetzt halten, mit einer größeren Macht wieder einzunehmen. Ich habe die Ehre zu sein

Ihr gehorsamster Diener,
Philip Haughton, Hauptmann.

Herrn Obristlieutenant Haddon, C. B.“

Der zweite Brief war länger und ist nicht gedruckt worden:

„An Fräulein Alice Manners,
Axe-edge Moor, Derbyshire, England.

Ich liebe Sie, Alice, und habe Sie stets geliebt. Zuweilen glaubte ich, daß Sie es wußten. Wenn Sie es nicht wußten, so schreibe ich, um es Ihnen zu sagen; — um Ihnen zu verzeihen, wenn Sie es wußten.

Innigst Geliebte! Sie werden verzeihen, daß ich Sie jetzt so nenne. Sie haben mir kein Recht gegeben, Ihnen einen Liebesbrief zu schreiben, Theuerste; doch dies ist einer; werden Sie nicht böse bis Sie ihn durchgelesen haben. Lassen Sie mich denken, daß Sie mich jetzt lieben und daß ich Sie küssen dürfte, wenn Sie jetzt hier wären. Meine Liebe — meine Einzige, werfen Sie nicht den Brief von sich. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Sie liebe — wie unaussprechlich, werden Sie nie wissen; vielleicht haben Sie durch Andere erfahren, daß ich Sie liebe, doch ich muß es Ihnen selbst sagen, bevor ich sterbe.

Ich bin hier auf einem entfernten Grenzposten in Afrika mit einer halben Compagnie. Der Befehl lautet, unser Lager auf jede Gefahr hin zu halten, und wir werden sicherlich vor Tagesanbruch angegriffen werden. Wenn ich glauben könnte, daß wir die geringste Hoffnung hätten, zu entkommen, so würde ich Ihnen so nicht schreiben; aber Sie werden's mir verzeihen, wenn Sie wissen, daß wir uns nicht zurückziehen können und daß von Vertheidigung oder Entsatz keine Rede sein kann — die Lage ist absolut hoffnungslos.

Meine Leute wissen das auch und sind vollkommen gefaßt. Es sind wackere Männer und ich glaube, sie haben mich lieb. Vielleicht ist's unrecht von mir, auch nur Einen fortzuschicken, um Ihnen diese Zeilen zu bringen; aber er ist aus Derbyshire und weinte heute um sein Liebchen — so konnte ich nicht anders. Ich wünschte, daß er zu ihr heimkehren möge — und ob einer weniger hier bleibt, um massakrirt zu werden, das macht wenig Unterschied. Helfen Sie ihm doch etwas, wenn er England wirklich erreicht.

Ich hoffe, daß Sie sehr glücklich sind. Verzeihen Sie mir, daß ich so geschrieben habe. Sie werden es — jetzt?

Leben Sie wohl, theure Alice.

Philip Haugthon.“

Es war einige Monate nach dem Datum dieses Briefes, daß die Gäste in Carysbridge Hall in Derbyshire auf ihr Diner warteten. Es ist langweilig, auf das Mittagsmahl zu warten, besonders wenn man, wie Major Brandyball, vor einem offenen Kaminfeuer stehend, seine höchst stattliche Figur nur von einem Paar etwas zu enger glanzlederner Schuhe unterstützt weiß. Ein Diner war etwas sehr Formelles in Carysbridge. Viele Gäste waren zum Fasanenschießen da, und Sir John hielt offenes Haus zu Ehren seiner jungen Gattin.

„Wer mag es sein?“ wandte sich die Gräfin-Mutter an Brandyball. Die Gräfin-Mutter wußte gern Alles; das heißt Alles über ihre Freunde. „Der Diener sagte, der Mann schiene Soldat zu sein.“

Digitized by Google

„Ich glaube," antwortete der Major, „daß Lady Cary Freunde in der Armee hatte, als sie noch Fräulein Manners hieß."

Die Unterhaltung wurde durch Lady Cary's Eintreten unterbrochen. Sie war ein schönes Weib, Sir John's Gattin; und nie schöner, als an diesem Abend. Der Major bemerkte, daß sie einen zusammengeknitterten Brief in der Hand hatte; ihre Eile hatte ihre Farbe erhöht. Sie mußte wohl eine halbe Stunde fortgewesen sein.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie Alle so lange habe warten lassen," sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln. „Lord Arthur, wollen Sie die Gräfin-Mutter zu Tische führen?"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Weisheit Salomo's".

Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse.

Will Jemand einen recht treffenden Eindruck von dem Abstande gewinnen, der zwischen dichterischer Leidenschaft und dichterischer Weisheit besteht, so braucht er sich nur die beiden Schauspiele aus der jüdischen Geschichte anzusehen, die jetzt in Berlin nebeneinander gespielt werden: die „Makkabäer" von Otto Ludwig im Deutschen Theater und die „Weisheit Salomo's" von Paul Heyse im Königlichen Schauspielhause. In dem ersteren Stücke, welches Reckenthum, welche Kraft schon in der Auswahl des Stoffes und noch mehr in der kühnen Emporthürmung der Handlung! In dem letzteren dagegen welche lieblich und glatt dahinfließende Besonnenheit, welche weiche, durch rein äußerliche Anmuth blendende Redeweise, welche harmonische Lösung eines an sich schon schwächlichen Conflikes! Der thüringische Dichter, eine der wenigen wirklich heldenhaften Episoden der jüdischen Geschichte zum Vorwurf nehmend, schuf sein Werk in einer Leidenschaftlichkeit, die der elementaren Wucht des Fanatismus, welcher dasselbe erfüllt, wesensgleich war; der Münchener Novellist, ein Meister der weise abgemessenen Handlung und der klugen Rede, fand dagegen ein ihm wesengleiches Element in der praktischen Lebenskunst, die der Koheleth predigt, und entdeckte einen dramatischen Conflikt in den Liebesstrophen des Hohenliedes. Wahrhaftig, nichts ist bezeichnender für die ganze dramatische Thätigkeit Paul Heyse's, als daß ihr ein solches Stoffgebiet nicht fremd bleiben durfte, und nichts entspricht mehr dem Typus der Heyse'schen Helden überhaupt, als diese Gestalt des klugen und wohlberedten, über alle Klüfte und Klippen der Leidenschaft mit einem Weisheitsspruche hinwegschreitenden Königs Salomo.

Es ist eben lediglich die dichterische Weisheit, die uns aus Heyse's dramatischen Schöpfungen entgegenleuchtet, und wenn dieselbe, wie es bei der Aufführung dieses seines letzten Stückes der Fall war, eine gespannte Zuhörerschaft mit sich fortreißt, blendet und entzückt, so beweist sie uns damit nur das Recht, welches auch sie auf eine Wohnstätte am Parnasse hat. Die schöne und besonnene Anordnung des an sich geringfügigen Inhaltes, der Wohllaut und die Reinheit der Sprache, wenn auch in ihr nicht tiefe und gewaltige Gedanken ausgedrückt werden, die plastische Gestaltung der Figuren und die geschickte, kluge Verwendung der rein scenischen Künste bewirken im Vereine doch schließlich einen edlen und anmuthenden Eindruck, wenn sie auch nicht über den Mangel des Urelements der Dichtung: der Leidenschaft, hinwegtäuschen können. Und alle jene formellen Hülfsmittel beherrscht Heyse in fast vollkommener Weise. Auch in dem neuen Stücke wendet er sie auf das Fruchtbarste an, macht, daß sie so geschickt und gefügig zusammenarbeiten, wie kaum in einem anderen seiner früheren dramatischen Werke, und erzeugt hierdurch eine theatralische Wirkung, die wohl des großen Beifalles werth ist, der ihr bei der ersten Berliner Aufführung zu Theil wurde.

Aber mehr als diese äußerliche Vollkommenheit darf man, selbst in der Betäubung, mit der ihr Formenzauber unsere Sinne umhüllt, nicht dem Heyse'schen neuen Stücke zusprechen. Ein König Salomo, der lüsterne ist nach der sanften Taube Sulamith, ist nun einmal keine dramatische Heldenfigur, und selbst dadurch, daß die in wilder Wüstenliebesgluth entbrannte Königin von Saba sich voll Eifersucht verwirrend in die Handlung stürzt, wird noch kein dramatischer Conflikt erzeugt. Oder meinte Heyse, daß die edle Resignation, mit der sich die Weisheit des Königs schließlich über das Entschlüpfen der Taube aus den Krallen des Geiers tröstet, eine Lösung im dramatischen Sinne sei? Selbst die Gegenüberstellung der unschuldigen Sulamith mit ihrer reinen ursprünglichen Liebe zu dem Hirtenknaben Hadad und des klugen Königs, der auch die Liebe für eitel hält, hatte eine solche Lösung nicht erfordert. Alles lag klar und unverwickelt von vornherein da in diesem Stoffe, und Weisheit und Liebe konnten überhaupt nicht als dramatische Motive gelten, die mit einander etwa in Widerstreit gerathen könnten. Denn die Weisheit verkehrt sich ja zur Thorheit, als sie meint, durch ein königliches Machtgebot sich die wahre Liebe erzwingen zu können, und Liebe und Thorheit, wie könnten sie jemals in einen wirksamen und spannenden dramatischen Kampf mit gleichen Waffen eintreten? Sagt doch der kluge Salomo selbst im vierten Kapitel seines Koheleth, daß sogar „ein arm Kind, das weise ist, besser ist, denn ein alter König, der ein Narr ist". Wie viel besser, ein arm Kind, das liebt!

Der König Salomo Heyse's wird in der That im Verlaufe des Stückes „ein Narr", und es bedürfte nicht einmal der eifersüchtigen Königin von Saba, die ihm diese Narrheit, in die er durch die Liebe geräth, immer wieder auf's Bitterste und Eindringlichste vorhält, um diese Thatsache zu constatiren. Wie Schade ist das eigentlich um diesen Salomo, der gerade dieser Königin gegenüber im ersten Akte so trefflich seine Lebensweisheit entwickelt hatte. Sie war durch die Wüste dahergekommen, und die erste Frage, die sie an ihn stellte, war die nach dem Zwecke des Lebens. Er hatte sie in der höflichsten Form wegen dieser Wißbegierde ausgelacht. Wie erhaben stand er mit seinem seichten und leichtlebigen Epicuraismus vor ihr, der Grüblerin, da. Und sie fühlte diese seine Ueberlegenheit, besonders als er kurz darauf Gelegenheit fand, in ihrer Gegenwart einen echten salomonischen Richterspruch zu thun; sie haßte ihn darum und machte dann die gewöhnliche novellistische Umwandlung dieses Hasses in Liebe durch, in eine Liebe, die sofort in Eifersucht umschlug. Denn der weise Salomo war gerade während jenes Richterspruches, gerade als er auf dem Gipfel der Weisheit stand, ein Narr geworden, um Sulamiths willen, des schönen Hirtenkindes.

Die Vernarrtheit des alternden Königs in dieses Mädchen, die Eifersucht der Königin von Saba und die Angst, welche Sulamith, die von ihrem bräunlichen Hirtenknaben nicht lassen will, durch die Nachstellungen des Königs auszustehen hat, jagen sich nun in den nächsten drei Acten im Kreise herum, manche schöne dramatische Episode erzeugend. Im fünften Acte endlich muß der lüsterne König einsehen, daß er gegen die Leidenschaft der Liebe vergebens ankämpfen würde; er läßt sofort Sulamith frei und kehrt zu seiner Weisheit zurück, die diesmal durch die nothgedrungene Resignation einen positiven Kern erhält:

Was sie (die Liebenden) uns lehrten, ist's nicht köstlicher
Als alle Schätze: daß nicht Alles eitel?
Daß es ein Ew'ges giebt im Wandelbaren:
Die Liebe, die da stärker als der Tod,
Die nicht der Hölle Pforten überwinden?

Und schließlich, als Nonplusultra der Resignation:

Fremder Freuden
Sich neidlos freu'n ist aller Weisheit Krone.

Mit diesem lyrischen Nachklange ist die Weisheit Salomo's erschöpft und auch die der Königin von Saba, wie es scheint. Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, welcher Abstand zwischen diesem hohlen Wortgetöne und der tiefen Unterhaltung der beiden königlichen Philosophen im ersten Acte ist. Fast scheint es, als hätte der Dichter eine Satire auf alles Streben nach Weisheit schreiben wollen, denn dieses nothgedrungene Zugeständniß, welches der als Liebhaber zurückgewiesene König schließlich hinsichtlich der Realität der Liebe macht, die er vorher auch für eitel erklärt hatte, nimmt sich etwas kläglich oder zum Mindesten opernhaft aus und ist dramatisch durchaus unglaubwürdig. Salomo, der lachende Philosoph des ersten Actes, der schönredende, kluge Gegenspieler der liebewerbenden Königin, wird auf einmal, durch die Macht der Resignation, ein Prediger des Liebesideals und der Entsagung. Wahrlich, ein Umschwung, den Heyse, um ihn besser zu motiviren, nicht erst in den Schlußmonolog hätte legen müssen. Da geschieht er zu spät; wir glauben nicht mehr, daß der König plötzlich wieder ein Weiser wird, der vier Acte lang ein Narr war.

Die schönste Figur des Stückes ist Sulamith, wie überhaupt dem Dramatiker Heyse die einfachen jungfräulichen Gestalten stets am Besten gelungen sind. Für diese naiv liebende und geängstete Sulamith fand der Dichter manchen rührenden und zum Herzen gehenden Ausdruck, und wenn das Hirtenmädchen gut und sicher dargestellt wird, wie das im Schauspielhause durch Frau von Hochenburger geschah, hinterläßt sie gewiß auch einen bleibenden Eindruck. Die zu einer halben Medea sich umbildende düstere Königin von Saba ist trotz der vielen leidenschaftlichen Töne, die ihr der Dichter in den Mund legt, eine weniger sympathische Gestalt. Es gelang deshalb auch Fräulein Schwarz nicht, sie in die Herzen der Zuhörer hineinzuspielen, ebensowenig als Herr Ludwig als Salomo trotz seiner schönen Declamation der schönen Heyse'schen Verse einen besonderen Eindruck hinterließ. Den Geliebten der Sulamith, den Hirtenknaben Hadad, spielte Herr Purschian ganz auf den ungestümen Naturburschen hinaus, und ließ dadurch seine glückliche Nebenbuhlerschaft gegenüber dem glänzenden König etwas unwahrscheinlich erscheinen.

Die Inscenirung des Stückes, sowie das flotte Zusammenspiel ließen den Eifer des Herrn Anno auch diesmal erkennen. Die Ausstattung war durchaus neu, geschmackvoll und stilgerecht, nur weiß ich nicht, wie an die Wände des salomonischen Palastes assyrische Keilschriften und Reliefs gekommen sein sollten.

O. B.

Digitized by Google

Inserate.

Der **„Gegenwart“** vom 18. Februar c. lag ein Prospekt über das Werk

„Das literarische Deutschland“

von **Adolf Hinrichsen** bei (enthaltend: ca. 40 Kritiken competenter Kunstrichter und Auszüge aus dem Werke).

Dieser Prospekt ist **gratis** u. **franco** zu beziehen durch den

Verlag der Albumstiftung
(Carl Hinstorff's Verlag)
Rostock.

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

Heinrich Bulthaupt, Vier Novellen. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Dr. Adolph Kohut, Das Dresdener Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Originalbeiträgen und 142 Portraits. 7 *M*, geb. 8 *M*.

Ernst Pasqué, Musikanten-Geschichten. 3 *M*, geb. 4 *M*.

B. von Suttner, Schriftsteller-Roman. 4 1/2 *M*, geb. 5 1/2 *M*.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*.— **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M*. — **Goethe-Jahrbuch,** 1882—4. 3 Bde. in Leinen, neu, 20 *M*. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 *M*. — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M*. — **Louis Blanc,** Histoire de la Révolution française, Paris 1847, 12 Bde. Hlbfrz., Originalausgabe 30 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**

Mit 46 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll“ ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Blutjung

und andere Erzählungen

von

E. von Dincklage.

1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brosch. Preis Mk. 3.—

Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der **„Emslands-Bilder“** tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Heinrich Nitschmann

als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke

von

Władislaw Malukiewicz.

Gedruckt und verlegt bei
Reinhold Kühn d. J., Elbing. 1888.
Preis 60 Pfennig.
Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Soeben wurde complet:

Handbuch der Nationalökonomie.

Von

Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Zweite verbesserte Auflage.

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M*. Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M*. Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M*. Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M*. Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M*.

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Die Kunst glücklich zu sein

von

Paul Mantegazza,

Professor und Senator.

Eleg. broch. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.20.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
160 100 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte

Lingg'sche Erdprofil

der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite

im Maßverhältniß 1:1 Million,

eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.

1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt *M* 21.—
1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 24.—
1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 20.—

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Commissions-Verlage erschien soeben:

Internationales Archiv für Ethnographie.

Herausgegeben
unter Mitwirkung hervorragender Fachleute
von
J. D. E. Schmeltz,
Conservator am Ethnograph. Museum in Leiden.

Erster Jahrgang. Erstes Heft.

Preis pro Jahrgang von 6 Heften 21 *M*.

Vorstehend angekündigte neue Zeitschrift, deren Tendenz darin bestehen wird, das in den Museen zusammengehäufte Material den Interessenten bildlich und textlich leichter zugänglich zu machen und den ethnologischen Wissenschaften immer neue Freunde in den weitesten Kreisen zu erwerben, erscheint vom neuen Jahre ab in unserem Commissions-Verlage in Bänden à 6 Hefte, welche einen vollständigen Jahrgang bilden; alle zwei Monate wird eine Lieferung im Umfange von je ungefähr 3 Bogen Text und 3 Tafeln zur Ausgabe gelangen.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 3. März 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußlands Budget pro 1888. Von Moritz Meyer. — Graf Taaffe. Von *** (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Goethe als Meteorologe. Von Franz Bendt. — Andersen als Briefschreiber. Von Adolph Kohut. — Zur Reformationsgeschichte. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Die glückliche Ehe. Humoreske von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Neue Bilder. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Rußlands Budget pro 1888.

Von Moritz Meyer.

Politiker sowohl, wie Financiers und Capitalisten, Regierungen wie Börsen haben der diesmaligen Veröffentlichung des russischen Staatshaushaltes pro 1888 mit größter Spannung entgegengesehen. Die politische Welt sucht aus den Ziffern der modernen Staatsbudgets einen Maßstab für die Angriffsfähigkeit eines Landes zu gewinnen, da das alte Wort, daß zum Kriegführen Geld gehört, noch immer, ja heute mehr als je Geltung hat. Die finanziellen und capitalistischen Kreise dagegen müssen mit den Staatsbilanzen rechnen, um daran den Werth der Schuldverschreibungen des betreffenden Landes beurtheilen zu können. Nach beiden Richtungen hin aber tritt unser großes östliches Nachbarreich bedeutsam hervor. Es ist kein Geheimniß, daß die Größe des russischen Geldbeutels mit derjenigen seiner Kriegsgelüste zum Glücke Europas noch im umgekehrten Verhältniß steht, und daß gerade in letzter Zeit die russischen Finanzleiter vergebens auf die Suche gegangen sind, um sich neben den Kanonen und Munitionen auch Geld zu verschaffen.

Um so vorsichtiger sollte dann aber auch bei der Beurtheilung eines russischen Budgets verfahren werden! Es muß selbst dem Unbefangensten nach dem Gesagten sofort klar werden, daß eine solche Bilanz nach beiden angedeuteten Richtungen hin eine captatio benevolentiae enthält. Einmal muß dem Finanzminister daran liegen, um den Credit Rußlands im Auslande zu heben, alle diejenigen Positionen in einem milderen Lichte darzustellen, welche auf kriegerische Gelüste hinweisen könnten, sodann muß er bestrebt sein, die Ausgaben zu den Einnahmen in ein möglichst normales Verhältniß zu setzen, um das Deficit, diesen Schrecken aller Finanzminister, entweder sogleich, oder doch in Bälde verschwinden zu machen. Man muß nun sagen im Hinblick auf das vorliegende russische Budget pro 1888, daß Herr von Wischnegradski in beiden Beziehungen seine Aufgabe wohl erfaßt hat. Freilich ein Anderes ist es, ob ihm auch die Durchführung dieser Aufgabe, und zwar zunächst nur in Ziffern — von einer wirklichen Durchführung kann ja überhaupt noch nicht die Rede sein — gelungen ist. Es wird zu untersuchen sein, inwieweit die Aufstellungen des Finanzministers mit der Wirklichkeit, wie sie die Erfahrung und eine kühle Vorausberechnung ergibt, in Uebereinstimmung zu bringen sind. Als ein Hauptmittel der Kritik gegenüber solchen Voranschlägen des Staatshaushaltes stehen uns die realisirten Budgets früherer Jahre zur Seite, noch abgesehen von den allgemeinen Erwägungen, die uns die gesammte wirthschaftliche Lage Rußlands an die Hand gibt.

Als hervorragendste Erscheinung des 1888er Budgets tritt uns entgegen, daß das Deficit diesmal vollständig verschwunden ist; — eine Thatsache, die auf den ersten Blick als ganz unglaublich erscheint. In einem Lande mit Zwangscurs, dessen Valuta einen unerhöhten Tiefstand seit lange erreicht hat, das für den Dienst seiner Staatsschuld über ein Dritttheil seiner ordentlichen Einnahmen opfert, — kein Deficit mehr! Man wird begierig sein, die außerordentliche Finanzkunst näher kennen zu lernen, die so etwas fertig zu bringen versteht, und doch — Zahlen beweisen: nach officiellen Angaben stellen sich die Einnahmen und Ausgaben im Ordinarium folgendermaßen (in Mill. Rubel):

	1888	1887	1886	1885	1884
Ausgabe	851,2	829,7	812,7	784,3	727,9
Einnahme	851,7	793,1	787,4	776,5	709,1
Deficit	—	36,6	25,3	7,8	18,8

Somit ergibt sich für 1888 sogar ein kleines Plus von 0,5 Mill. Rubel. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß die Voranschläge stets weit hinter den wirklichen Eingängen zurückgeblieben sind. Beispielsweise in 1886 um 13,4 Mill., in 1885 um 17,8 Mill. Rubel. Die Möglichkeit, daß auch diesmal wieder die Einnahmen zu hoch taxirt sind, liegt aber nahe, wenn man erwägt, in welchen Positionen der Finanzminister auf eine Steigerung der Einnahmen hofft: Es sind namentlich die Steuern, hauptsächlich die indirecten, denen Mehrerträgnisse zugeschrieben werden. Besonders die Getränke, die Zölle und der Tabak sollen zu größeren Leistungen herangezogen werden. Man erinnert sich jedoch, daß im Voranschlag pro 1887 die Getränkesteuer mit 250,5 Mill. angesetzt war, indessen nur 236,4 Mill. erbrachte, obwohl die Accise inzwischen erhöht worden war. Am meisten tritt die optimistische Auffassung des Finanzministers nach dieser Richtung hin bei den Zöllen in die Erscheinung, die in den letzten Jahren einen Rückgang in den Einnahmen trotz der Zollerhöhungen aufzuweisen hatten. Von den 115 Mill. Rubel, die für 1887 erwartet wurden, waren nämlich bis zum 1. October v. J. nur 57 Mill. eingegangen, entsprechend der stark gesunkenen Einfuhr, die für neun Monate des eben abgelaufenen Jahres gegen die entsprechende Zeit des Vorjahres um 46 Mill. Rubel zurückgegangen war. Selbstverständlich ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, nach den starken Zollerhöhungen in 1887, daß die Einfuhr in diesem Jahre steigen wird, wie denn ein

Digitized by Google

Blick auf die Ziffern der Handelsbewegung den stetigen Rückgang derselben lehrt. Es betragen (in Mill. Rubel):

	1886	1885	1884	1883	1882
Ausfuhr	450,6	504,7	553,9	627,4	667,3
Einfuhr	379,7	385,6	491,6	519,1	527,5
Ueberschuß der Ausfuhr .	70,9	119,1	62,3	108,3	139,8

Daß der Tabak auch in Rußland mehr bluten soll, hat gewiß nichts Auffälliges; fraglich bleibt indeß, ob sich sogleich eine derartige Steigerung durchführen lassen wird. Aehnliche Ueberschätzungen lassen sich auch bei den übrigen Positionen der ordentlichen Einnahmen nachweisen. Auch bei den *außerordentlichen* Einnahmen treten erhebliche Verminderungen zu Tage. Doch weiß man, wie elastisch gerade an dieser Stelle die Budgets unconstitutioneller Staaten gehalten sind.

Wenden wir uns zu den *Ausgaben*, so finden wir, daß dieselben zwar, dem allgemeinen Grundsatz der modernen Finanzwirthschaft folgend, gestiegen sind, es fragt sich indeß, ob auch für die wirklichen Bedürfnisse in genügendem Maße. Dieselben betragen (in Mill. Rubel):

1888	1887	1886	1885	1884
851,2	829,7	812,7	784,3	727,9

Die Steigerung um 21 Mill. Rubel entfällt vornehmlich auf die Posten „Reichsschuld" und „Finanzministerium". Die erstere mußte allein wegen des gesunkenen Rubelcurses um 9,4 Mill. Rubel höher angesetzt werden. Dagegen ist — man staune — beim Kriegsministerium eine *Verminderung* eingetreten und zwar um 54,4 Mill. Rubel. Man merkt indeß die Absicht, wenn man die Worte des Finanzministers liest, die also lauten: „Man muß hoffen, daß dieser Umstand, einen neuen Beweis der tiefen und wahren Friedensliebe Ew. Majestät bietend, dem Triumphe der friedlichen Politik Ew. Majestät Beistand leisten wird, eine Politik, welche von Rußland die Plagen und Schrecknisse des Krieges abwenden und den treuen Unterthanen Ew. Majestät die Möglichkeit bieten wird, sich der Segnungen des Friedens zu erfreuen und unter dem Scepter der Selbstherrschaft unabänderlich auf dem Wege weiterer ökonomischer Entwickelung fortzuschreiten." Als ob man nicht wüßte, daß mit einem einzigen Federzuge diese ganze Friedensliebe umzuwerfen ist! Man erinnert sich recht gut, welche bedeutende Rolle in Rußland die außerordentlichen Credite von jeher gespielt haben. Eine Ermäßigung weisen auch die außerordentlichen Ausgaben auf. Sie betragen 34,2 Mill. Rubel und werden lediglich für Eisenbahn- und Hafenbauten absorbirt.

Ziehen wir aus dem Vorstehenden das Gesammtresultat, so ergibt sich, daß in dem von Herrn v. Wischnegradski aufgestellten Erstlingsbudget der Optimismus eine starke Rolle gespielt hat. Schwerer wiegt indeß für das Ausland die Wahrnehmung, daß der russischen Finanzpolitik Maximen zu Grunde liegen, die an die Zeiten des Merkantilismus erinnern, mit seiner Beschränkung der fremden Einfuhr, mit seiner Vermehrung des Nationalreichthums durch Papiergeld, mit seiner Steigerung der Einnahmen durch Zölle und indirecte Verbrauchsabgaben. Mit diesem Finanzprogramm tritt Rußland auch wieder in das Jahr 1888 ein, gewiß keine erfreuliche Aussicht für Deutschland, das an Rußlands wirthschaftlicher Entwickelung zumeist betheiligt ist. Nur einen Lichtblick spendet das russische Budget: es ist ein *Friedensbudget*! Möge Herrn von Wischnegradski wenigstens nach dieser Richtung hin kein Querstrich gemacht werden!

Graf Taaffe.

Von * * *

(Schluß.)

Um dieselbe Zeit erschien der Cabinetsdirector des Kaisers Franz Josef bei dem Statthalter von Tyrol in Innsbruck und überbrachte ihm den Auftrag, eine neue Regierung zu bilden. Graf Taaffe reiste nach Wien, um zunächst das ihm fremd gewordene Terrain zu studiren. Seine Absicht war, auch seinerseits die Verfassungsfrage als gelöst zu betrachten und ein deutsches, conservatives Ministerium zu bilden; das beweisen die Versuche, die er machte, Collegen zu gewinnen. Aber er bekam theilweise oder gänzliche Absage. Der Eine wollte überhaupt nicht Minister werden, der Andere hielt sich für den geborenen Finanzminister, während ihm nur das Handelsportefeuille angeboten ward, kurz, dem Grafen Taaffe wurde es alsbald klar, daß er das von ihm gewünschte Cabinet — aus welchem hauptsächlichen Grunde, das wird gleich erörtert werden — nicht zu Stande bringen könne, er meldete sich zur Rückkehr auf seinen Posten nach Innsbruck. Allein er erhielt die Weisung, in Wien zu bleiben. Inzwischen sprach der Kaiser mit Herrn von Stremayr und binnen wenigen Tagen wurde Graf Taaffe zum Minister des Innern in des Letzteren Ministerium ernannt. Die Zeit, welche er in dieser Stellung verbrachte, etwa ein halbes Jahr, war der sorgfältigen Beobachtung der Zustände, wie sie geworden, gewidmet, wohl auch den Vorbereitungen für die Bildung einer neuen Regierung, die Graf Taaffe, wie er wußte, doch zu übernehmen haben werde. In diese Zeit fallen auch die Wahlcompromisse im böhmischen und mährischen Großgrundbesitze, wodurch es ermöglicht wurde, bei den bevorstehenden Neuwahlen in den Reichsrath auch aus dem conservativen und selbst feudalen Großgrundbesitze Abgeordnete zu entsenden. Der dabei leitend gewesene Grundgedanke, den vollständigen Reichsrath endlich zu erzielen, war ein allen Parteien so einleuchtender, daß in Böhmen kein Anderer als Fürst Carl Auersperg selbst den Pact abschloß und in Mähren so entschieden verfassungstreue Männer wie Graf Adolf Dubsky sich in die erste Reihe der neugebildeten Mittelpartei stellten. Hinterher erklärten die deutschen Vertragsabschließenden, sie seien vom Grafen Taaffe dupirt worden, denn sie würden, falls sie die letzten Ziele des Grafen gekannt hätten, niemals auf das Wahlcompromiß eingegangen sein. Allein selbst wenn man annehmen will, daß der damalige Minister des Innern schon die äußersten Consequenzen seiner Politik für sich gezogen habe, was keineswegs feststeht, so muß man doch wieder bedenken, daß die Erwägung der Sache ausschließlich bei den verhandelnden Parteien stand und daß sie hätten klüger sein sollen oder können, als sie waren. Politik wird ja nicht nur mit Principien gemacht, sie muß vor Allem nach Erfolgen streben. Der wichtigste, der damals zu erreichen war, war die Completirung des Parlamentes durch die Czechen. Die Deutschen sagen, dieser Zweck wäre ohne jedes Opfer zu erreichen gewesen. Das ist vielleicht richtig und jedenfalls kann Graf Taaffe die bedenkliche Lage der Czechen um diese Zeit nicht in Abrede stellen. Allein soviel ist nicht minder sicher und war durch das Verhalten der Deutschen dargethan, daß sie vorerst nicht mehr die maßgebende Regierungspartei sein konnten, daß daher jedes kommende Ministerium, wenn es einen Funken constitutioneller Gesinnung im Herzen hatte, darauf bedacht sein mußte, die Zeit der Unsicherheit, in welcher jede Regierungsvorlage durch eine andere und zufällige Majorität votirt wurde, möglichst abzukürzen und eine wirkliche verläßliche Mehrheit allmählich vorzubereiten. Diesem Gedanken entsprang sowohl der Wahlcompromiß wie die Berufung des Grafen Falkenhayn und des Dr. Prazak in das erste Cabinet Taaffe. Der Erstere war bis dahin der Führer der oberösterreichischen Clericalen gewesen, aber obwohl seit seinem Amtsantritte nunmehr über acht Jahre verflossen sind, so kann

Digitized by Google

gerade diese Partei auch nicht auf eine einzige nennenswerthe Concession hinweisen, die ihr gemacht worden, wenn man nicht die Aenderung der Wahllisten in einem Großgrundbesitze als solche betrachten will, die aber keine andere Folge hatte, als daß der Regierungspartei zwei Stimmen zugeführt wurden. Das Gesetz über die Sonntagsheiligung, schwerlich ein Vortheil für die Volkswirthschaft in Oesterreich, ist jedenfalls nur als ein Stück der Socialreform zu betrachten, welche das Ministerium inzwischen mit dem Unfallversicherungsgesetze fortgeführt hat. Der mährische Czeche Prazak hat vor seinem Eintritte in das Ministerium dem Grafen Taaffe einen Brief geschrieben, in welchem er zwischen der Stellung eines Abgeordneten und den Pflichten eines Ministers genau unterscheidet und sich in Bezug auf die Anerkennung der Verfassung etwa neben den Dr. Herbst stellt. Die anderen ersten Ministercollegen des Grafen Taaffe gehörten zur Linken: Herr v. Stremayr, Baron Horst, Herr von Chotek. Anstatt herauszufühlen, daß der Premier auch jetzt noch daran festhalte, das Gros der von ihm gedachten neuen Regierungspartei aus dem Centrum und dem linken Centrum der Deutschen, also aus dem allein regierungsfähigen Theile derselben, zu nehmen, erhoben diese sofort Lärm. Kaum war das Ministerium Taaffe gebildet und hatte, was seine Vorgänger nicht durchsetzen konnten, für zwei Fanatiker zwei sehr gemäßigte, entschieden deutschgesinnte Bischöfe auf die Plätze von Trient und Brixen gesetzt, ein Symptom, das doch deutlich über die einzuschlagende Richtung orientirte, als schon ein Parteitag nach Linz einberufen und leidenschaftliche Beschlüsse gefaßt wurden. Derselbe Grund, welcher früher einige Abgeordnete hinderte, Minister zu werden, war auch für die Resolutionen in Linz maßgebend: man nahm den Grafen Taaffe nicht ernst, man hielt seine Regierung für eine Eintagsfliege und glaubte durch Weigerungen und Resolutionen ihre Lebenszeit noch mehr abzukürzen. Das war der Cardinalfehler der Deutschen, daß sie den Grafen Taaffe unterschätzten. Die Gunst des Monarchen ist zweifellos eine starke Stütze für einen Minister, aber ohne Talent und ohne Ernst bleibt man es nicht acht Jahre lang. Heute wissen die Deutschen, wie ernst Graf Taaffe genommen werden muß, denn sie haben es empfunden. Sie hatten ihn nur nach seinem jovialen Tone im persönlichen Verkehre und nach Anekdoten beurtheilt, die man ihm nachzuerzählen wußte, Niemand von ihnen hatte ihn bei der Arbeit gesehen, wenn er an jedem Tage, ob Werk- oder Feiertag, ob in Sommersgluth oder bei schneeigem Schein bis Mitternacht an seinem Arbeitstische sitzt; wer ihn in später Abendstunde aufsucht, der sieht förmlich, wie der Ernst nur mühsam von der Stirn weicht, um der gewohnten Heiterkeit im Verkehre mit Anderen Platz zu machen.

Die Weigerung der Deutschen, mit dem Grafen Taaffe Fühlung zu nehmen, machte die Stellung ihrer Minister zu einer sehr unbequemen. Graf Taaffe hielt dieselben mit großer Zähigkeit; hatte er doch das Wehrgesetz durchzusetzen und dazu bedurfte er wegen der Zweidrittelmajorität einer erheblichen Anzahl von Stimmen der Deutschen. Baron Horst, der Landesvertheidigungsminister, klüger als viele Andere, bemühte sich, die Partei als solche zu gewinnen, denn er wußte, der letzte Versuch, sie an maßgebender Stelle möglich zu machen, liege in der Annahme des Wehrgesetzes; er conferirte mit Herrn Herbst und vereinbarte mit diesem eine Procedur, wonach die Partei äußerlich und vor den Wählern unter einem gewissen Zwange handeln, aber schließlich doch das Gesetz votiren sollte. Die Partei hielt nicht Wort, in der entscheidenden Abstimmung hatten nur wenige Deutsche, soviel als zur Zweidrittelmajorität nöthig waren, den Muth, für das Gesetz zu stimmen. Sie wurden alsbald verketzert, obwohl der Gang der Ereignisse ihr Verhalten als staatsmännischer denn das Benehmen der Wortbrüchigen gerechtfertigt hat. Die deutschen Minister wurden von ihren Parteigenossen immer entschiedener zum Austritte gedrängt — auch wieder, weil man glaubte, den Fall des Ministeriums Taaffe zu beschleunigen. Sie erhielten den förmlichen Befehl auszutreten, Horst leistete zuerst Folge, später, wenn auch widerwillig, Stremayr. Es soll constatirt werden, daß sich innerhalb des Ministeriums nicht das Allergeringste zugetragen hatte, was den Austritt der beiden Minister erheischte, das Coalitionscabinet hatte jedenfalls in größerer Harmonie amtirt als das Bürgerministerium. Aber die deutschen Clubs terrorisirten; hatten sie doch sogar einen Ueberwachungsausschuß eingesetzt, der die Regierung genau controlliren und beim ersten verfassungswidrigen Schritt Lärm schlagen, womöglich die Ministeranklage erheben sollte! Der Ausschuß hat nicht eine einzige Sitzung gehalten, Graf Taaffe that ihm nicht den Gefallen der kleinsten Verfassungswidrigkeit. Im Gegentheile, auch nach dem Rücktritte von Horst und Stremayr blieb Graf Taaffe bei seinem Grundgedanken und berief wieder zwei Verfassungstreue in das Amt, den Ober-landesgerichtspräsidenten Baron Streit als Justizminister und den Gutsbesitzer Baron Korb aus Böhmen, einen leidenschaftlichen Gegner des Fürsten Carlos Auersperg und sehr tüchtigen Landwirth und Großindustriellen, als Handelsminister nach dem Baron Kremer. Landesvertheidigungsminister wurde Graf Welsersheimb, der es noch ist. Aber inzwischen waren die Deutschen in die Minorität gekommen, die Stellung der Minister aus ihrer Mitte wurde auch dadurch eine sehr schwierige. Die Minorität ist nach der parlamentarischen Tradition die Opposition, was hat diese auf der Ministerbank zu suchen? Baron Streit wurde Oberlandesgerichtspräsident in Wien, Baron Korb nahm den Posten eines Statthalters in Mähren an und starb alsbald plötzlich als solcher. Ein merkwürdiges Schicksal traf Herrn von Chertek, den Leiter des Finanzministeriums. Zur Beseitigung des Deficits, der zweiten österreichischen Staatskrankheit, ersann er einen Strauß von kleinen Mitteln und rechnete auf deren sichere Genehmigung. Hatte er sich doch als Sectionschef des Baron Pretis einer besonderen Beliebtheit bei den deutschen Deputirten erfreut und diese, meinte er, werde ihm jetzt zu Statten kommen. Aber wie erstaunte er, als er als Mitglied des Ministeriums Taaffe in den Ausschüssen frostig aufgenommen und dann feindselig behandelt wurde! Die Ausschüsse belehrten ihn über den Unterschied seiner Stellung von jetzt und früher. Das ertrug der hochgradig nervöse Mann nicht, er verfiel in eine Krankheit und als er, genesen, vom Grafen Taaffe aufgefordert wurde, entweder Minister zu werden oder sich zurückzuziehen, wählte er den letzteren Ausweg und wurde zum Vicepräsidenten der böhmischen Finanzlandesdirection ernannt. Sein Nachfolger wurde Herr von Kriegsau, ehemals einer der eifrigsten Mitarbeiter des Baron Bach, später Civilcommissär in Schleswig-Holstein, das Protectionskind mächtiger Einflüsse, ein geistvoller, universell gebildeter Mann. Man wollte ihn durchaus zu Etwas machen, und weil just das Portefeuille des Finanzministers leer war, übertrug man ihm dieses. Aber er spielte eine ebenso kurze, als bedauernswerthe Rolle, denn er verstand gerade von diesem Ressort am wenigsten und verlor seine ganze Fassung, sobald er sich einem Abgeordneten gegenüber sah. Auch in seinem Falle spielten die Nerven eine entscheidende Rolle, auch er trat in Folge von Krankheit rasch zurück. Graf Taaffe besuchte ihn in Gesellschaft des Baron Bach öfter, er ging auf Reisen und starb später über einem czechischen Romane, den er zu schreiben begonnen hatte.

Der häufige Wechsel von Ministern, den Graf Taaffe vollziehen mußte, weil er noch immer an dem Compromißgedanken festhielt oder Concessionen an einflußreiche Strömungen in den oberen Regionen machte, erwies sich für den Gesammtbestand der Regierung nicht günstig; es mußte, sollte nicht Gefahr für das ganze Cabinet entstehen, an die Gewinnung von Männern gedacht werden, welche eine Kräftigung desselben bedeuteten. Insbesondere brauchte Graf Taaffe einen tüchtigen Finanzminister. Dr. Julian Dunajewski, Professor der Nationalökonomie an der Universität zu Krakau, ein ehemaliger Heidelberger Student, hatte als Reichsrathsabgeordneter eine hervorragende Rolle gespielt. Er unterstützte den Staatsgedanken und die auswärtige Politik der Regierung mit Talent in den Delegationen und gelegentlich des Berliner Vertrages auch im Abgeordnetenhause, seine Kritik der Budgets und sonstigen Finanzmaßregeln des Herrn von Pretis war

Digitized by Google

eine maßvolle und sachgemäße, er hatte längst die Aufmerksamkeit des Grafen Taaffe auf sich gelenkt und jetzt wurde er Finanzminister. Er ist kein exaltirter Pole, beherrscht sein Ressort vollkommen und ist ein gediegener philosophischer Redner; so kam es von selbst, daß er in der Regierung alsbald eine hervorragende, neben dem Grafen Taaffe die hervorragendste Rolle spielte. Zu beklagen ist, daß er öfter die Deutschen provocirte; dadurch und wegen seines Talents ist er der mißliebigste Mann bei der Opposition geworden, die gleichwohl seine Sachkenntniß anerkennt. Unterrichtsminister nach Herrn von Stremayr wurde Baron Conrad, früher Statthalter in Wien, ein Bureaukrat, der, weil er den Clericalen nicht die von ihnen gewünschten Concessionen machen wollte, bei diesen und der ganzen Rechten, und weil er andererseits keine Entschlossenheit zeigte, auch bei den Deutschen keinerlei Sympathie fand, so daß er schließlich zwischen den bekannten zwei Stühlen auf die Erde zu sitzen kommen mußte. Eine merkwürdige Ueberraschung erfuhr man bezüglich der Besetzung des Justizministeriums; der bisherige Minister ohne Portefeuille, Dr. Prazak, wurde zum Leiter desselben ernannt. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß damit die Slavisirung der Regierung einen entscheidenden Schritt nach vorwärts gethan habe, und insofern einige von diesem Minister erlassene Verordnungen in Betracht kommen — die große Sprachenverordnung, welche die Gemüther in Böhmen aufregte und noch heute in den inneren Fragen eine so große Rolle spielt, wurde von Herrn von Stremayr entworfen und war damals von Dr. Herbst gutgeheißen worden, Graf Taaffe fand sie zur Expedition bereit vor — hat Herr von Prazak seinen slavischen Connationalen wirklich sehr große Dienste erwiesen. Allein seine Berufung zur Leitung des Justizministeriums hat doch eine andere Geschichte. Aus zwei Capiteln. Die Czechen verlangten einen Landsmann-Minister nach dem Muster des Ministers für Galizien. Dieser hat jeden auf das genannte Land bezüglichen Act, der an eines der Ministerien gelangt, den kleinsten wie den größten, zu sehen und zu begutachten, nach seinem Votum wird zu allermeist entschieden. Eine solche Stellung besaß Herr von Prazak nicht. Dem Begehren der Czechen nach derselben hielt Graf Taaffe die Bemerkung entgegen, daß es sich nicht um Böhmen allein, sondern auch um Mähren und Schlesien handeln würde. Der Minister für Böhmen könnte doch nur den Sinn haben, die Interessen der czechischen Bevölkerung zu vertreten, da die Deutschen nach einem solchen nicht verlangten. Der Wunsch wäre vielleicht zu der Zeit in Erwägung zu ziehen gewesen, als in Prag und Brünn zwei deutsch-gesinnte Statthalter (Baron Weber und Baron Possinger) amtirten. Seither seien aber diese durch Männer ersetzt worden, welche den Czechen weitaus näher ständen als den Deutschen. Würde die Regierung überhaupt das Princip anerkennen, Minister für die Minoritäten zuzulassen, so müßte sie jetzt aus eigener Initiative einen Minister für Böhmen aus den Reihen der Deutschen entnehmen. Diese Logik des Grafen Taaffe war nicht nach dem Geschmacke der Czechen, sie ließen ihr Verlangen einschlummern. Weil sich aber Baron Prazak auch beklagt hatte, daß er im Ministerium so eigentlich gar nichts zu thun habe, während er doch Etwas leisten möchte, übertrug ihm Graf Taaffe die Leitung des Justizministeriums; dabei ist er noch immer jener Minister ohne Portefeuille, wie ihn der Premier ursprünglich creirt hat. Im Justizministerium wird in der Gesetzesarbeit der alte Weg festgehalten, die ausgezeichneten Beamten dieses Ressorts besorgen die Arbeit, der Minister geht mit einem nicht selten das Lächeln seiner Collegen hervorrufenden Drange nach Gleichberechtigung in den Conseil; er verlangt niemals für einen czechischen Amtsdiener ein silbernes Verdienstkreuz, ohne gleichzeitig einen Deutschen ausfindig gemacht zu haben, dem die gleiche Auszeichnung gebühre.

Mit der letzten, eben geschilderten Veränderung hat das Ministerium Taaffe seine eigentliche Gestalt gewonnen, so sollte es dem Programme des Chefs, „Versöhnung" geheißen, entsprechen. Das war eine Veränderung oder wenigstens eine Erweiterung des ursprünglichen Gedankens, nach welchem, wie erzählt, Graf Taaffe seine Regierung als die torystische gegenüber der früheren whigistischen des Fürsten Adolf Auersperg auffaßte. Wie sehr ihn der (rein) conservative, richtiger conservativ-liberale Gedanke beherrschte hatte, beweist die Thronrede, mit welcher der neu zusammengetretene Reichsrath im Jahre 1879 eröffnet wurde. Ausdrücklich wurde damals gesagt, es sei der Wunsch, die nationalen und Verfassungsstreitigkeiten ruhen zu lassen und sich den Reformbedürfnissen und wirthschaftlichen Nothwendigkeiten des Reiches zu widmen; offenbar war das auch der Wunsch der über dem Premier stehenden Kreise. Aber Graf Taaffe hatte übersehen, daß er noch im Chaos der kämpfenden Gewalten stand. Hätten die Deutschen ihren Vortheil verstanden, so würden sie den Grafen beim Worte genommen und in seinen Bemühungen, wenn nicht einen ausdrücklichen Waffenstillstand, so doch eine Pause im Kampfe eintreten zu lassen, auf das Kräftigste unterstützt haben. Das thaten sie nicht, sie stießen ihn von sich und sie waren es, die ihn so in die Arme der Czechen trieben. Graf Taaffe ist nicht als Doctrinär, sondern als Opportunist Premier geworden; was er ursprünglich wollte, bewiesen seine Verhandlungen mit den Herrn von Pretis, Plener, Stremayr ꝛc.; was er später geworden, ist mindestens zur Hälfte die Schuld der Opposition. Die Machtvollkommenheit und das Vertrauen hatte er zu Allem, gegenüber der verlorenen Popularität in Wien konnte er sich die Ehrenbürgerrechte von Prag und Lemberg, Laibach und Görz verschaffen. Daß er widerstand, ist ein Beweis, wie er den staatsmännischen Erfolg über den Applaus in den Straßen und Zeitungsspalten stellt. Ja, Graf Taaffe hat der Stellung der Deutschen in Oesterreich schweren Schaden zugefügt, ihre Macht ist gebrochen, sie haben Positionen verloren, die ihnen bis jetzt niemals bestritten worden waren. Aber man darf nicht vergessen, daß die Deutschen dem Grafen Taaffe den Kampf aufgezwungen haben, im Kleinen wie im Großen. Im Kleinen: die Liberalen in Salzburg zwangen den Baron Lamberg, seine Stelle als Landeshauptmann aus den nichtigsten Gründen niederzulegen, Graf Taaffe wollte sie abhalten und intervenirte in diesem Sinne, aber ohne Erfolg. Dann freilich mußte der Premier aus der Majorität des Landtages einen Klericalen, den Grafen Gustav Chorinski, ernennen. Ein zweiter Fall: die Deutschen riethen dem eben in Karlsbad befindlichen böhmischen Statthalter, Baron Weber, auch angesichts der Ereignisse in Kuchelbad fern von der Hauptstadt zu bleiben, Graf Taaffe mußte einen anderen Statthalter ernennen, bedauerlich genug, daß maßgebende Einflüsse den Baron Kraus ausfindig machten und dadurch den schwersten Fehler des ganzen Regimes Taaffe in's Werk setzten. Dritter Fall: die Deutschen zwangen den Grafen Coronini, das Präsidium des Abgeordnetenhauses niederzulegen. Der Pole Smolka kam an die Reihe. Diese Kette kleiner, jedoch bedeutungsvoller Sünden könnte in das Endlose verlängert werden. Allein was bedeuten die kleinen Streiche gegen den einzigen großen, daß die Deutschen durch ihre Haltung den Grafen Taaffe bemüßigten, sich eine andere als die ursprünglich in das Auge gefaßte Majorität zu sichern! Eine constitutionelle Regierung muß eine Mehrheit im Parlamente haben. Graf Taaffe glaubte eine solche zu finden, indem er mit seinen conservativen Anschauungen über den Parteien blieb, die Deutschen haben ihn erst zwischen dieselben und dann in die Arme der jetzigen Majorität geworfen.

Das Ministerium mußte eine Majorität haben. Daß es ursprünglich nicht an deren heutige Zusammensetzung dachte, beweist am besten die Thatsache, daß der Dispositionsfond ihm gleich das erste Mal und zwar mit Hülfe der Tyroler Klericalen verweigert wurde. Als die Deutschen sich ganz und gar vom Grafen Taaffe zurückzogen, wendete er sich entschieden an die Rechte. Diese bestand aus den Polen, den Czechen, und dem Hohenwart-Club. Die Polen verhalten sich offen oder insgeheim mit jeder Regierung und sind dabei niemals zu kurz gekommen, das Ministerium Taaffe war ihnen überdies sympathisch. Die Czechen kamen als ein lange im kühlen Keller gelegenes Ferment in das Parlament, sie brachten eine gründliche Gährung hervor. Obwohl sie die Bereitwilligkeit

Digitized by Google

zur Verständigung mit den Deutschen stets auf der Zunge tragen und erst jüngst wieder einen Versuch damit inscenirten, sind sie im Innersten doch leidenschaftliche Gegner derselben. Kein Wunder: sie kämpfen um ihre, auf die Dauer nicht zu erhaltende Existenz. Sie wurden umso intimere Freunde des Ministeriums, je mehr sich die Deutschen von demselben abwandten, sie wären es geworden, auch wenn man ihnen weniger concedirte, als sie thatsächlich erhielten. Der Hohenwartclub umfaßte die verschiedenen Nuancen der Deutsch-Klericalen und die Slovenen, das neueste in Europa erstandene Volk. Neben diesen Parteien und zwischen ihnen und den Deutschen standen die Südländer, die bald mit der Rechten, bald mit der Linken stimmten. Mit den Polen kam Graf Taaffe bald in das Reine. Die von einer Seite vorgeschlagene Codificirung ihres Sprachenerlasses, der übrigens die Unterschrift des Herrn Giskra trägt, lehnten sie mit dem Bemerken ab, ihnen sei eine Kaiserliche Verordnung eine bessere Garantie, als ein Gesetz, welches im Parlamente leicht abgeändert werden könne. Die Czechen aber hatten eine Unsumme von Forderungen, aufgestapelt in einer siebzehnjährigen Abstinenz und bedeckt mit dem Staube staatsrechtlicher Traditionen. Die Polen waren ein erstes Hinderniß dieser Prätensionen, von allen anderen und von dem Widerstande des Grafen Taaffe abgesehen. Die deutschen Klericalen trugen eigentlich die Autonomie der Länder nur als Aushängeschild, in Wahrheit handelte es sich ihnen um die confessionelle Schule. Wie können die Czechen mit ihren im Volke wurzelnden, hussitischen Reminiscenzen ihnen auf diesem Wege folgen, wie können es die Polen, die schon vor wenig Jahren in ihrem Landtage die Schulen der Klerisei aus der Hand genommen und unter die Controle des Landes gestellt haben! Die Slovenen gedachten auch eine Rolle zu spielen, sie, die sich in Volkszahl, Volkskraft und Cultur zu den Czechen wie eine Bohne neben einer Kanonenkugel ausnehmen! Das Princip der Gleichberechtigung in extremis zur Geltung gebracht, wieviel konnte auf sie entfallen! Nach solchem Sachverhalte sollte es eigentlich scheinen, daß eine Vereinigung dieser Parteien ganz und gar undenkbar sei. Aber der gemeinsame Haß gegen die liberalen Deutschen brachte sie doch zusammen und der Premier schmiedete aus ihnen seine Majorität, die trotz aller Zwischenfälle so lange beisammen bleiben wird, als Graf Taaffe will. Das Verbindungsglied zwischen Beiden ist das sogenannte Executivcomité, das man sich nach der Schilderung gewisser Zeitungen zwar als eine regelrechte Nebenregierung vorstellen muß, welches aber in Wahrheit den Einfluß nicht besitzt, den man ihm zuschreibt. Graf Taaffe erkannte bald, daß er mit drei, nach der Secession der Klericalen unter dem Fürsten Liechtenstein, sogar mit vier Clubs nicht verhandeln und nichts vereinbaren könne, deshalb entstand jenes Comité, das ursprünglich aus den Obmännern bestand, und später, um der lieben Eitelkeit willen, durch gewählte Delegirte verstärkt wurde. Die Herren theilen einander die Beschlüsse ihrer Clubs mit, in ihren Berathungen werden dieselben meist so abgeschlossen, daß die Hälfte und mehr verloren geht; das so gewonnene Resultat wird der Regierung mitgetheilt, die wieder ihre Einwendungen macht, bis es zu einer Vereinbarung kommt oder auch nicht. In jedem Falle wird es den Thatsachen entsprechen, wenn man sagt, es sei nur zu jenen gekommen, welche Graf Taaffe gewollt hat. So merkwürdig es an sich bleibt, so ist es doch gewiß, daß die Verschiedenartigkeit der Strömungen in der Majorität diese in die Hände der Regierung gibt. Drohungen, den Ring rebellisch zu brechen, sind schon öfter vorgekommen, sie waren aber kaum jemals ernst gemeint und ihre Wirkung mehr auf die harmlosen Wähler als auf die harthörigen Minister berechnet.

Auch jetzt wird eine Auflehnung nicht stattfinden, obwohl es angeblich in den czechischen Kreisen gar fürchterlich gährt und die Jungczechen über den Unterrichtsminister entsetzlich entrüstet sind. Inmitten der Traurigkeit unserer Zustände ist die Episode, die man mit dem Erlasse verknüpft, durch welchen etliche Mittelschulen aufgelöst werden, eine recht heitere. Man spielt eine Komödie, deren Handlung bald erzählt ist. Im vorigen Sommer tauchte in den czechischen Blättern, insbesondere in den jungczechischen, die sogenannte „slavische Einheit“ auf. Bei den gespannten Beziehungen der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Rußland klang dieses Wort doppelt unangenehm in den Ohren der maßgebenden Kreise und die Führer der Czechen erhielten alsbald Nachricht von dem üblen Eindrucke. Ob zufällig oder absichtlich, das mag dahingestellt bleiben, obwohl viele Gründe für die zweite Lesart sprechen, erschien damals der mit kaiserlicher Genehmigung erfolgte Erlaß betreffend die Aufhebung mehrerer schlecht besuchter Mittelschulen. Trotzdem Böhmen in demselben nur sehr wenig und hauptsächlich Mähren betroffen wurde, gab der Erlaß doch eine treffliche Wand für die nunmehr rasch in Scene gesetzte Komödie ab. Vor derselben wurde nämlich für das czechische Publikum, um dessen Aufmerksamkeit von der „slavischen Einheit“ ab- und auf einen anderen Gegenstand zu lenken, ein Heidenspektakel gegen den Unterrichtsminister und später gegen das Gesammtministerium begonnen, hinter derselben schüttelten sich die czechischen Führer und die Minister in aller Freundschaft die Hände über den gelungenen Rückzug, der in die parlamentarische Form der Verschiebung der bezüglichen Interpellationsbeantwortung bis zum Wiederzusammentritte des Reichsrathes Seitens der Ersteren angetreten wurde. Die Interpellation ist bis auf diesen Tag nicht beantwortet. Daß ein großer Theil der böhmischen Aristokratie bei allen derartigen Streichen mitthut, muß man nicht als einen stricten Beweis für dessen nationale Gesinnung betrachten. Nicht einmal der verstorbene Heinrich Clam war ein eigentlicher Czeche, die Czamara tragen nur wenige, wie der junge Graf Kaunitz ja, ein Kaunitz! — Graf Wratislav und Graf Harrach, in dessen Hause sogar alle Domestiken kein anderes Wort als czechisch sprechen dürfen. Das Gros der unter der Führung des confusen Fürsten Carl Schwarzenberg stehenden böhmischen Cavaliere ist der Rest der alten Feudalpartei, die sich am wenigsten verfälscht in den mährischen Grafen Egbert Belcredi und Serenyi erhalten hat; ihr Kampf, wenn auch aussichtslos, ist der am Ende doch begreifliche Kampf um die Wiederbelebung der alten Standesvorrechte auf dem modernen constitutionellen Wege. Im Innersten der Seele sind Herr Rieger und Herr Zeithammer dem Hause der Schwarzenberge nicht weniger verhaßt wie die Herren Herbst und Sturm oder wie die zu Ansehen und Einfluß gelangten Juden Rothschild und Königswarter.

Die letzte Veränderung des Ministeriums erfolgte, als an Stelle des mit einem fatalen Scheine umgebenen Baron Pino der Marquis von Bacquehem Handelsminister und für den Baron Conrad Herr von Gautsch Unterrichtsminister wurde. Die Czechen waren verblüfft, die Deutschen nicht unangenehm überrascht. Denn die beiden neuen Cabinetsmitglieder, junge und energische Männer, gehörten mit Leib und Seele der bureaukratischen Richtung an. Dadurch waren sie eo ipso Gegner aller atomisirenden Bestrebungen, weil in der österreichischen Beamtenschaft noch immer entweder die josefinische oder doch wenigstens die theresianische Tradition des Einheitsstaates und der centralen Verwaltung fortlebt. Der Handelsminister leitet in diesem Geiste die wichtigsten ökonomischen, der Unterrichtsminister die hauptsächlichsten Culturinteressen des Reiches — in centralistischem Sinne. Das ist den Czechen sehr fatal. Sie hatten schon den ehemaligen Gymnasiallehrer Ottokar Zeithammer, der ein Czeche wurde, weil Herr von Schmerling ihm die angestrebte Professur nicht verlieh, als Unterrichtsminister, und wahrscheinlich Herrn Rieger, der sich für einen gediegenen Nationalökonomen hält, als Handelsminister erkoren. Würde man im deutschen Lager nicht vom Parteihaß ganz und gar verblendet sein, so hätte man aus diesen Berufungen entnehmen können, daß Graf Taaffe bei allem Entgegenkommen doch bei Weitem nicht im Lager der Nationalen stehe, und daß er durchaus der Herr der Situation sei, dem seine Majorität sich füge, und nicht umgekehrt. Doch dazu schwingt man sich im deutschen Lager nicht auf; Alles, was erreicht wurde, besteht darin, daß die Deutschen nicht mehr wie früher das Budget verweigern. Die besonnenen Männer ihrer Partei haben es

Digitized by Google

niemals für völlig ausgeschlossen erachtet, mit dem Grafen Taaffe zu einer gewissen Verständigung zu gelangen; je mehr sie von der momentanen und in der nächsten Zeit nicht zu überwindenden Regierungsunfähigkeit der Deutschen überzeugt sind, um so intensiver und auch begreiflicher ist ihr Wunsch, das Aeußerste zu verhüten, das vielleicht, durch die Schuld der Deutschen in Oesterreich, schon eingetreten wäre, wenn nicht die ruhmvolle äußere Politik des Grafen Andrassy das Schicksal der habsburgischen Monarchie auf lange Zeit an die Fahnen des deutschen Reiches geknüpft und diese somit zum wenigsten allen Freundschaftsanerbietungen jener Macht unzugänglich gemacht hätte, die als der berufene Vertreter der gepriesenen slavischen Idee gilt. Aber jene Gemäßigten unter den Deutschen entschließen sich viel eher zur Resignation, als daß sie den Muth hätten, die Fiction von der Einheit der deutschen Partei zu zerstören und die Wahrheit an das Tageslicht zu ziehen. Und doch besteht diese Einheit nicht. Daß die Antisemiten immer mit den Deutschen stimmen, wenn diese sich gegen die Regierung erheben, ist sicher kein Beweis von der Einheit im deutschen Lager, denn dieses Häuflein Menschen, dem es an jedem Talent gebricht, entschädigt sich durch die Opposition quand même, sie stimmt auch mit den Polen, mit den Klericalen, mit den Feudalen, aber immer gegen die Regierung. Doch auch die Einigkeit der Deutschnationalen mit dem Gros der altösterreichischen deutschen Verfassungspartei ist nicht vorhanden. In der Bevölkerung mag die, noch dazu durch die unglückseligen Hände des Baron Kraus vermittelte Güte des Ministeriums Taaffe gegen die Czechen eine tiefe Verstimmung hervorgerufen haben, aber daß die deutschböhmische Bevölkerung ihr halbes Herz anderswohin getragen, ist nicht wahr, und die geringfügigen Erfolge der Agitatoren sind jedenfalls ein Product der Verführung. Diese Agitatoren aber, diese frisch an die Oberfläche gekommenen Führer, sind bereit, ihr österreichisches Pflichtgefühl an dem herrschenden System zu messen und es zu erleichtern, wenn das System nicht nach ihrem Sinne ist. Wie alle confusen Politiker haben sie kein klares Bild der Sachlage und noch weniger eine Vorstellung davon, was sie thäten, wenn sie etwa Minister würden. Oder meinen die Herren Knotz und Prade, es genügte, wenn sie sagten, Böhmen sei ein deutsches Land? Alexander Bach besaß mehr Talent als sie und ihm war die Zeit viel günstiger, als sie den Herren jemals werden kann, und doch hat er vergeblich erklärt: Ungarn ist eine österreichische Provinz. Seine Husaren wurden verjagt. Dieses Reich hat seine eigene Geschichte. Wie kommt es, daß unanfechtbare Deutsche, die vor den deutschnationalen Faiseuren nur den Vorzug des Talentes haben, ein Berger, ein Fischhof, ein Unger, die Verständigung mit den Czechen verlangten; wie kam es, daß das deutsche Bürgerministerium die Befriedigung der Polen mit einem Federzug vollzog? Die allererste Bedingung dafür, daß die Deutschen wieder zu einer positiven Machtstellung gelangen, ist die Klarstellung der Verhältnisse innerhalb der Partei, die Loslösung der gemäßigten von den extremen Elementen. Die Ersteren stehen auch heute noch den Anschauungen des Grafen Taaffe am nächsten, und jedenfalls näher, als irgend eine der Fractionen, aus welchen seine Majorität zusammengesetzt ist. Sie würden den Kern einer Partei geben können, die ohne nationale Leidenschaftlichkeit eine Regierung ihrer Couleur fest und sicher trägt. Man legt dem Grafen Taaffe das Wort in den Mund, daß die Deutschen und die Czechen nur ihre Extremen auszuscheiden brauchten, um sich in die Arme fallen zu können. Die Altczechen sind von den Jungen gezwungen worden, die Letzteren abzustoßen, es wird auch der Augenblick kommen, in welchem Herr von Chlumecký nicht viel von Herrn Pickert wird wissen wollen.

Was hat das Ministerium Taaffe, dem man nur Monate zumaß und das nun fast neun Jahre besteht, geleistet? Es kann natürlich nicht von der Gesetzgebung als solcher die Rede sein, obwohl die wesentlich beschleunigte Art, wie der dritte Ausgleich mit Ungarn zu Stande kam, das Wehrgesetz, die bedeutungsvollen Anfänge der Socialgesetzgebung erwähnenswerthe Erfolge wären — was hat es in der großen Verfassungsfrage genützt und verdorben? Es ist wahr, die Stellung der Deutschen wurde wesentlich eingeengt, insbesondere ist die Durchsetzung der Administration mit nationalen Elementen, wie sie zeitweise mit Vorliebe erfolgte, eine bedauerliche Thatsache, die nicht ohne Consequenzen bleiben wird; die Verdrängung der deutschen Sprache von Gebieten, die ihr bisher unbestritten zugehörten, muß ebensowohl vom staatlichen wie vom culturellen Standpunkte um so mehr beklagt werden, wenn man die Mühseligkeit sieht, mit der die Czechen ihre Sprache fortbilden, die Slovenen gar erst sie zu schaffen beginnen; manches Amt gerieth in die Hände eines Reactionärs, viele Mandate, Wahlbezirke, sogar Wahlgruppen sind den Deutschen provisorisch oder dauernd entrissen worden. Wenn sich das System, das jetzt den Namen Taaffe trägt, durch ein Menschenalter einzuleben vermag, dann ist Vieles vom bisher Gewesenen für immer dahin. Und dann? Ist dann auch der Staat dahin? Ist die alte Einheitsidee der Kaiserin Maria Theresia wirklich verloren? Nein. Die Verfassung ist nicht verändert, weder in der Form, noch in ihrem Wesen, und damit ist die Grundlage des Staates unerschüttert geblieben. Diese Verfassung verlangt ihre Verlebendigung, eines der unvermeidlichen Stadien derselben ist das System Taaffe. Im ersten Freudenrausche konnte man sich immer wieder nur um die Fragen des Liberalismus kümmern, die Reactionäre konnten ihrerseits hoffen, es handle sich nur um ein modernes Gewand für eine alte Sache; jeder Vernünftige mußte sich aber sagen, auch die Nationalität werde die ihr im Worte gewährleistete Freiheit und Gleichberechtigung thatsächlich fordern, wie die Staatsbürger die Gleichheit vor dem Gesetze, die Freiheit von Glauben und Gewissen, von Lehre und Forschung gefordert haben. Es giebt keine einseitige Freiheit, jedenfalls kann sie nicht dauern. Man mußte mit der Freiheit und den Ansprüchen der Nationalitäten rechnen, und wenn auch kein kluger Staatsmann sich dazu entschließen wird, die geforderte Gerechtigkeit nach deren Verlangen zu bemessen, so wird er sie doch nach seinem eigenen Gewissen zu Theil werden lassen. Die strengen Zeiten der beiden Ministerien Auersperg waren eine Schule der Mäßigung für die Czechen, anstatt ihres Königs Wenzel brachten sie eine Verwahrungsphrase in das lange von ihnen gemiedene Abgeordnetenhaus mit.

Es kommt vielleicht die Zeit, in welcher die Deutschen dem Grafen Taaffe danken, daß er die Arbeit für sie gethan. Hätten sie allein den ungarischen Ausgleich zu machen gehabt, wer weiß, ob er heute schon fertig wäre, die hastige Hand des Grafen Beust vollendete das Werk, auf dem die Monarchie heute fester steht als jemals, nur daß er als Ausländer und überhaupt zur Flüchtigkeit und Aeußerlichkeit geneigt, sich dabei manchen schweren Fehler zu Schulden kommen ließ. Graf Taaffe ist kein Ausländer und auch Flüchtigkeit haben ihm seine Feinde nicht vorgeworfen, darin unterscheidet er sich von seinem verstorbenen Freunde. Die Aehnlichkeit Beider besteht in dem gemeinsamen Geschicke, daß sie Werke vollbringen mußten, welche die Hände der Deutschen kaum vollbracht hätten.

Literatur und Kunst.

Goethe als Meteorologe.

Von Franz Bendt.

Unter den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's sind die meteorologischen bisher am wenigsten beachtet worden. Und doch zeigt sich gerade in ihnen, ähnlich wie in der vielbesprochenen Farbenlehre, die Art des großen Mannes am geschlossensten, die Methode seiner Forschung am deutlichsten. Wie in seinen optischen Studien, vereinigt sich auch hier eine bewunderungswürdige Kunst in der Beobachtung mit einem eigenthümlichen Widerwillen gegen jede Zergliederung der Er-

Digitized by Google

scheinungen, welche doch bei physikalischen Untersuchungen Bedingung ist.

Goethe betrachtet die Natur mit den Augen des Künstlers. Jedes Herauszerren des Einzelnen aus dem Flusse der Naturprozesse ist ihm ärgerlich, da es den Eindruck schwächt oder zerstört. „Ich muß bei meiner alten Art verbleiben," schreibt er, „die mich nöthigt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten: denn dadurch gelange ich allein zur lebendigen Uebersicht, aus welchem ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird."

Als Goethe im Beginn*) der zwanziger Jahre anfing, sich eingehend mit der Witterungslehre zu beschäftigen, war bereits von anderer Seite an dem Fundamente der jungen Wissenschaft gearbeitet worden. Es hatte Alexander v. Humboldt durch seine Beobachtungen und Untersuchungen in den tropischen Gebieten Süd-Amerikas, sowie durch Construction der Linien gleicher Jahrestemperatur (Isothermen), die vergleichende Klimalehre begründet und der Physiker Brandes, welchem Goethe im Anfange folgte, die bis dahin gefundenen Thatsachen geordnet und systematisch gruppirt.

Es waren die dem ewigen Wechsel unterworfenen Wolkenformen, welche das Auge des Künstlers Goethe fesselten und bald ahnte der Naturforscher, daß sich hier ein Mittel biete, um die scheinbar regellosen Vorgänge in der Atmosphäre verstehen zu lernen. Luke Howards Eintheilung der Wolken**) nach bestimmten Formen dienten ihm zum Leitfaden. Und nun beginnt er Barometer, Thermometer und Windfahne zu beobachten und ihre Veränderungen mit den Wolkenformen und deren Auftreten zu vergleichen; das ist so recht Goethe'sche Art, Forschung in der freien Natur und mit dem freien Auge! — Bei jeder passenden Gelegenheit weist Goethe auf die Beobachtung der Wolken hin und auf die Wichtigkeit solcher Beobachtung für die Erkenntniß der atmosphärischen Gesetze. Auch hier ist er uns vorausgegangen denn auch die moderne Wissenschaft findet in der systematischen Wolkenbeobachtung ein wesentliches Hülfsmittel für das Verständniß der allgemeinen Luftcirculation.

Goethe's Begeisterung für Luke Howard***) erreicht den höchsten Grad; er preist ihn in Prosa und im Gedichte:

„Dich im Unendlichen zu finden
Mußt unterscheiden und dann verbinden,
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterschied."

Der Meteorologe Goethe zeigt sich als ein feiner Beobachter. Er macht auf Erscheinungen aufmerksam und findet ihre Wichtigkeit, welche jetzt noch, nach sechzig Jahren, die Meteorologen immer von Neuem beschäftigen. Hierzu gehört eine Bemerkung über den Zusammenhang des Barometerstandes mit eintretenden Niederschlägen. Eckermann erzählt: „Die Luft war sommerartig angenehm, es wehte ein linder Südwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heiteren Himmel hinüber; sehr hoch bemerkte man sich auflösende Cirrusstreifen. Wir betrachteten die Wolken genau und sahen, daß sich die ziehenden geballten der unteren Region gleichfalls auflösten, woraus Goethe schloß, daß das Barometer im Steigen begriffen sein müsse!" Wie schon bemerkt, sind solche Beobachtungen von großer Bedeutung, und besonders für das Verständniß der Cyklonenbildung. Die berufensten Forscher der Gegenwart haben sich über die Vorgänge am Barometer bei solcher Gelegenheit noch nicht zu vereinigen vermocht.*) —

An einer anderen Stelle spricht sich Goethe über die Bildung der Niederschläge folgendermaßen aus: „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreise gleicherweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausathmen begriffen ist. Athmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er an die Nähe der Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich die Wasserbejahung. (Das Barometer steigt) . . . ., sie athmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, wo sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend durchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsterniß des unendlichen Raumes als frisches Blau**) hindurchgesehen wird. — Diesen Zustand nenne ich Wasserverneinung". —

Goethe ist mit ganzer Seele bei der Untersuchung, so beobachtet er auch, ähnlich wie der Astronom bei Bestimmung der „persönlichen Gleichung", den Einfluß der Naturvorgänge auf seine Person. — „Der Geist," sagt er zu Eckermann, „muß nur dem Körper nicht nachgeben! So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefen; da ich nun dies weiß, so suche ich bei tiefen Barometerstande, durch größere Anstrengung die nachtheilige Wirkung aufzuheben, und es gelingt mir." —

Durchläuft man die meteorologischen Schriften Goethe's, so trifft man auf eine große Zahl feiner Bemerkungen und nützlicher Fingerzeige. Er macht aufmerksam auf die Mittellinie des Barometers und ihre Wichtigkeit, und gibt Rathschläge wie sie am besten zu bestimmen sei. Er warnt vor den Fehlern der Windfahne und zeigt: „daß sie dem Westwind immer mehr gehorche als den übrigen Winden" ꝛc. —

Goethe war bekanntlich besonders glücklich in den Untersuchungen, welche den beschreibenden Naturwissenschaften zugehören; er ist der Begründer der Morphologie der Pflanzen und in der Biologie ein Vorgänger Darwins. Die physikalischen Naturwissenschaften zeigten sich ihm spröder, wir erinnern nur an den mißlungenen Versuch, die Farbenlehre zu reformiren; aber auch in diesen Arbeiten findet sich eine eigenthümliche Methode herausgebildet, in deren Sinn jetzt unsere besten Naturforscher arbeiten***). — Auch die meteorologischen Erscheinungen sucht sich Goethe selbständig zu erklären und wir besitzen von ihm eine vollständige Theorie der atmosphärischen Vorgänge in seinem 1825 veröffentlichten „Versuche einer Witterungslehre". Der heutige Meteorologe wird allerdings zu manchen Ansichten die in dem „Versuche" vorgetragen werden, den Kopf schütteln müssen; aber neben solchen verfehlten Erklärungsversuchen findet sich überall das klare Bewußtsein, daß die Erscheinungen aus dem Nächsten erklärt werden müssen, möglichst aus den bekannten Kräften unserer Erde selbst und daß es falsch sei auf die noch wenig bekannten kosmischen Vorgänge zurückzugreifen. — „Die Witterungserscheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmisch noch planetarisch, sondern wir müssen sie nach unseren Prämissen für rein tellurisch erklären."

Ganz seltsam sind Goethe's Ansichten vom Barometer, bekanntlich dem wichtigsten Beobachtungsinstrumente des Meteorologen. Er leugnet ganz entschieden und immer von Neuen die Abhängigkeit der Barometerschwankungen von atmosphärischen Vorgängen, und erklärt dieselben durch die zunehmende und abnehmende Anziehungskraft der Erde! Gewiß eine ganz ungeheuerliche Vorstellung! Ueberhaupt finden sich in den theoretischen Theilen seiner „Witterungslehre" Aussprüche, die stark an die Behauptungen der Naturphilosophen

*) 1815 beginnt sich Goethe mit Meteorologie zu beschäftigen „Ueber meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebt die Howard'sche Wolkenlehre" (Annalen).

**) Wolkengestaltungen nach Howard 1820. Howard theilte die Wolken bekanntlich ein in: Cirrus, Cumulus, Stratus, hierzu fügte Goethe noch Paries (die Wand), eine Form, welche in der Meteorologie aus bestimmten Gründen keine Anerkennung gefunden hat.

***) Howard's sehr interessant geschriebene Selbstbiographie, in Form eines an Goethe gerichteten Briefes, findet sich in den meteorologischen Arbeiten.

*) Den Interessenten in dieser Frage verweise ich auf die Ausführung in Sprung's Lehrbuch der Meteorologie S. 234.

**) Goethe's Urphänomen (Princip seiner Farbenlehre): „Ein trübes Medium vor dunklem Grunde erscheint blau."

***) Siehe v. Helmholtz, Vorträge und Reden. Band I, S. 24.

Digitized by Google

im Beginne unseres Jahrhunderts erinnern. — Das Grundprincip seiner Entwickelung legt Goethe in dem Artikel „Analogie" dar, in welchem er seine meteorologischen Arbeiten mit denen zur Chromatik in Parallele stellt. Er schreibt: „Ebenso haben wir nun Anziehungskraft und deren Erscheinung Schwere, an der einen Seite, dagegen an der anderen Erwärmungskraft und deren Erscheinung Ausdehnung, als unabhängig einander gegenüber gestellt; zwischen beide hinein setzen wir die Atmosphäre, den von eigentlichen sogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir sehen, jenachdem obengenannte beide Kräfte auf die feine Luftmaterialität wirken, das, was wir Witterung nennen, entstehn".

Der moderne Meteorologe könnte sich vielleicht zu diesem Ausspruche bekennen, allerdings würde er dann die Begriffe Schwere und Anziehungskraft in ganz anderem Sinne zu nehmen haben.

Andersen als Briefschreiber.

Von Adolph Kohut.

Während die skandinavische Dichtung im Großen und Ganzen einen herben und tragischen Zug hat und uns durch ihren düsteren Charakter, ihr grübelndes und pessimistisches Wesen eiskalt berührt, hat die Muse des größten Märchendichters der neueren Zeit ein goldiges, von Sonnenstrahlen erleuchtetes und durchglühtes Antlitz. Hans Christian Andersen dichtete nicht allein für Kinder, er fabulirte nicht bloß von zauberhaften Feen und Elfen, die das Glück mit vollen Händen streuen, von einem Märchenlande, wo Alles rosig schimmert, eine ewige Jugend und unsterbliche Heiterkeit lebt, sondern er war auch selbst ein Mann von echt kindlichem Gemüth. Seine Seele kannte keinen Groll, keine Verbitterung. Ein Optimist durch und durch, erscheint ihm nicht allein die glitzernde und schimmernde Welt seiner Einbildungskraft als die schönste aller möglichen Welten, — nein! auch unser irdisches Jammerthal heimelt ihn mächtig an. Seine Poesie verklärte die Abgründe und seine enthusiastische Natur schmiegte sich mit Vertrauen und Liebe an die Menschen an, ohne durch trübe Erfahrungen in ihrem felsenfesten Glauben an den Edelmuth und die Treue erschüttert zu werden. Wenn schon aus allen seinen zahlreichen Dichtungen dieser Grundcharakter des Andersen'schen Genius hervorleuchtet, so tritt doch besonders in seinem Briefwechsel mit seinen Zeitgenossen das Charakterbild des genialen Poeten und guten Menschen mit besonderer Schärfe zu Tage. „H. C. Andersen's Briefwechsel mit dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und anderen Zeitgenossen; herausgegeben von Emil Jonas"*) betitelt sich diese Correspondenz, und der Herausgeber hat sich ein wesentliches Verdienst erworben, indem er durch diese Briefsammlung die Eigenheiten und menschlichen Eigenschaften des großen Dänen uns vor die Augen führte.

Von blutarmen Eltern abstammend, nach einer in Noth und Elend verbrachten Jugend, nahmen sich später seiner wohlwollende Menschen an und durch staatliche Unterstützung wurde es ihm möglich, sich ganz und gar seinem dichterischen Berufe zu widmen. Die Dornen, welche die Kindheits- und Jünglingsjahre Andersen's verwundeten, ließen in seiner Seele keine Erinnerung an die traurige Vergangenheit zurück — im Gegentheil, in allen seinen Briefen an den Erbgroßherzog und späteren Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, und an seine übrigen berühmten Zeitgenossen, wie Adalbert von Chamisso, Charles Dickens ꝛc., spricht sich eine glühende Dankbarkeit für die Gnaden aus, womit ihn der Himmel so reich gesegnet; die Welt wird für ihn schöner mit jedem Tag, die Freude, der „schöne Götterfunken", beseelt und beseligt ihn stets und wie die Natur, so entzücken ihn auch die Menschen, in seinem Vaterlande Dänemark ebenso, wie in Italien, England, Holland und der Schweiz.

Fast 31 Jahre dauert der Briefwechsel zwischen ihm und Carl Alexander; und in all' den zahlreichen Zuschriften an seinen „hohen" Freund berührt uns auf's Angenehmste der ganze Zauber seiner ursprünglichen, naiv-heiteren und begeisterungsvollen Persönlichkeit. Um einen Begriff von dem thaufrischen, einfach-schlichten, herzenswarmen Wesen Andersen's zu geben, mögen hier nur einige Proben aus seinen Briefen an den Erbgroßherzog bezw. Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach mitgetheilt werden. In einem Briefe aus Kopenhagen, 18. April 1845, heißt es u. A.:

„.... Wie ein vollkommenes Märchen liegt mein ganzes Lebensmärchen vor meinem Blick und zeigt mir, wie es mit jedem Jahre vorwärts geht; ein gütiger, milder Gott hat Alles gelenkt; ich begreife selbst nicht recht, warum ich so viel in der Welt gewonnen habe; die finsteren Tage werden von der Sonne vertrieben; es ist, als stünde ein Glücksstern über meinen Schriften; von allen dänischen Dichtern bin ich für den Augenblick der, welcher im Auslande am meisten bekannt ist.... Das Glück macht mich nicht stolz, es lenkt das Gemüth zu Gott, es ist ja Alles eine Gabe von ihm; ich werde immer demüthig im Glück, fast ängstlich-froh."

Im 54. Jahre seines Lebens hat er noch dasselbe Gefühl des Glückes. Er schreibt seinem gekrönten Freunde am 21. März 1859 u. A.:

„... Nach wenigen Tagen, den 2. April, bin ich 54 Jahre alt; so alt, denn es sind viele, viele Jahre und doch, wie jung! Und an diesem Tage vor allen erkenne ich, wie viel Segen mir gegeben worden. Die glücklichen und guten Ereignisse wandeln wie eine Karawane durch meine Gedanken, so viele treue, milde Augen begrüßen mich; ich sehe hier und dort einen Ort, der mir eine freundliche Heimath geboten hat und unter diesen ist Weimar mir vielleicht der liebste."

Wiederholt ruft er jauchzend aus: „Warum bin ich so glücklich, statt tausend Anderer, die vielleicht weit besser sind als ich!"

Wenn man auch schon bisher gewußt hat, daß Andersen ein großer Verehrer Deutschlands und der deutschen Literatur gewesen ist, so wird man doch die erneute und gleichsam documentarisch belegte Begeisterung des skandinavischen Poeten mit lebhaftem Interesse lesen.

„Ich fühle mich," ruft er aus, „in Deutschland wie zu Hause, ich bin gar zu glücklich, ein Glückskind in der Welt."

Besonders zieht es ihn magisch nach Weimar, wo er wiederholt Gast des Erbgroßherzogs bezw. Großherzogs war, und wohin er sich stets zurücksehnt. Wie ein rother Faden geht dieser Wunsch durch alle seine Briefe mit Carl Alexander. Man höre nur die nachstehenden Auslassungen:

„Glorup, den 27. August 1844. Als ein schönes Capitel von dem Märchen meines Lebens stehen für mich die Abende in Ettersburg; ich erinnere mich lebhaft des klugen, gesegneten Ausdruckes in Ihren und Ihrer milden Gemahlin Augen.... Als ich aus Weimar fuhr und über die Brücke an der Mühle wollte, kamen mir die Thränen in die Augen; es war mir, als ginge ich aus der Heimath, denn so lieb war mir dort durch die lieben Freunde in wenigen Tagen Weimar geworden; und darf ich es Ihnen, mein Herzog, sagen, Sie und Ihre liebliche Gemahlin traten in meiner Erinnerung hervor als Menschen, fest in mein Herz hineingewachsen."

„Ich habe wahre Sehnsucht nach Deutschland, nach der Geistesstadt Weimar, nach Eurer Hoheit, den ich liebe und verehre.... Den 2. April ist mein Geburtstag, vielleicht kommt dann ein Brief. Ein solcher wirft immer Freude und Festlichkeit in meine Brust und dann singt und blüht sie, da gucken die Märchen und Lieder hervor, die Sie leider! nur in fremdem Gewande kennen, das bald zu weit, bald zu eng ist. O, wenn ich deutsch dichten könnte, aber die Muse hat nur meine dänische Lippe geküßt."

Er wird nicht müde, immer und immer zu betheuern, daß er zu dem Glücke seines Lebens und zu dem, was ihm so sehr das Gepräge des Märchens gebe, die große Milde und Gnade rechne, die er in Weimar gefunden habe und das Herz, welches in der Brust des Großherzogs ihm entgegenschlage.

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Digitized by Google

Als zwischen Deutschland und Dänemark 1848 der Krieg ausbrach, war Niemand unglücklicher als er. Er war überhaupt kein Politiker und die leidige Politik verwünscht er wiederholt. Schmerzerfüllt schreibt er unter dem 16. März 1848 an den Erbgroßherzog:

„... Die großen Wellenschläge spielen auch gegen die dänische Küste; es ist eine ernste Zeit, mich dünkt, daß es in derselben gar zu kleinlich ist, von mir zu sprechen; indessen halte ich den unsichtbaren Faden in dem Schicksal der einzelnen Menschen und der Völker fest; nur eines kann nicht gestürzt und verändert werden — Gott! Alles ist jetzt Politik; wo die Kriegerschaaren sich üben, kann der Dichter, der jetzt nur für Wenige vorhanden ist, nicht ein Leben der Welt aufdrängen. Ich erwarte indessen mit Ruhe, was die Zeit bringen wird, sie bringe Gutes oder Böses, es führt Alles zum Besten.... Gott halte seine Hand über das liebe Deutschland, wo ich so Viele habe, die ich liebe; Gott behüte Dänemark, wo ich als Blume mit der Wurzel fest gewachsen bin. Wenn die Menschen nur unter einander sich kännten und verständen, dann blühte mehr Liebe als Haß."

„Die Bewegungen, welche durch alle Länder gehen, fühle ich bis in die Fingerspitzen. Dänemark, meine Heimath, und Deutschland, wo so viele Menschen sind, die ich liebe, stehen feindlich einander gegenüber! Eure Königliche Hoheit werden fühlen können, wie mich das Alles schmerzt! — Ich glaube so fest an das Edle in allen Menschen, und gewiß, wenn sie sich unter einander verständen, dann blühte Alles in Liebe. Doch ich wollte nicht über Politik sprechen, sie stand mir immer ferne, wie eine ferne fremde Wolke, aber jetzt hat sie sich über ganz Europa ausgedehnt und ihre scharfen Nebel durchdringen alle Glieder, man athmet nur Politik."

Wie frohlockte er, als zwischen seinem Vaterlande und Deutschland wieder der Friede geschlossen wurde!

„Friede, Friede mit Deutschland! So klingt es durch mein Herz. Es ist wahrlich wie ein Sonnenschein, wie ein festlicher Sonntag. An so viele, die mir lieb sind in Deutschland und mit denen ich in langer Zeit keinen einzigen Brief gewechselt habe, hätte ich in eben diesem Augenblicke schreiben mögen, denn meine Gedanken fliegen jetzt so weit umher; doch kann ich nur an Einen schreiben und dieser Eine sind Sie, mein hoher, edler Freund! Empfangen Sie durch diesen Brief mein ganzes Gefühl, meine ganze Freude. Also kann ich wieder daran denken, meine Nachbarn zu besuchen, meine Brüder jenseits der Elbe, das Land, wo Goethe gesungen, wo Luther gepredigt, wo Kunst und Wissenschaft so viele Strahlen über die Welt ausgebreitet haben — das Land, wo ich so viele Güte erfahren und so viele Freunde erworben habe."

Noch einige Monate vor seinem Tode — der treffliche Däne starb am 4. August 1875 — richtete er einen — seinen letzten Brief — an den Großherzog Carl Alexander, worin seine Liebe zu Deutschland gleichfalls mächtig zum Durchbruch kommt. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Heil und Glück über das Land, wo Goethe, Herder und Schiller lebten, wo die Minnesänger ihre Feste hielten und wo Luther eine Heimath fand!"

Natürlich ist der Briefwechsel noch in vielfacher Beziehung sehr interessant. Er ist vor Allem reich an sehr feinsinnigen landschaftlichen und künstlerischen Schilderungen. Der Fabulist sieht Land und Leute mit dichterischen Augen an und seine Aussprüche sind von hohem Reiz. Andersen war Zeit seines Lebens ein leidenschaftlicher Reisender und lernte bedeutende Menschen kennen; und da er freimüthig, ohne Rückhalt und ohne Ziererei schreibt, haben alle seine Aufzeichnungen einen hohen Werth und gewähren zugleich einen großen Genuß.

Wir sehen Andersen außer mit dem Großherzog Carl Alexander noch im Briefwechsel mit König Max II. von Bayern, mit zwei dänischen Königen Friedrich VII. und Christian IX., mit des Ersteren Wittwe Caroline Amalie, mit dem dänischen Kronprinzen Friedrich, mit den schwedischen Königen Karl XV. und Oscar II., mit der Herzogin Luise Sophie von Augustenburg und anderen berühmten Zeitgenossen: Adalbert von Chamisso, Robert Schumann, Franz Dingelstedt, S. H. Mosenthal, Esaias Tegnér, Charles Dickens, Felix Rachel, Mary Livingstone u. A. Ueberdies verkehrte er sehr freundschaftlich noch mit Oersted, Oehlenschläger, Kaulbach, Thorwaldsen, der Jenny Lind und vielen anderen namhaften Persönlichkeiten.

Welchen Einfluß Andersen auf Chamisso, der die ersten Gedichte des Dänen in's Deutsche übersetzte und auf Robert Schumann hatte, kann man auch aus dem vorliegenden Briefwechsel ersehen. Der in Lob und Tadel sehr vorsichtige Robert Schumann schwärmte für den Dichter und hat bekanntlich zu mehreren seiner Lieder eine entzückende Musik geschrieben. Aus den hier mitgetheilten drei Briefen Schumann's an Andersen — aus den Jahren 1842, 44 und 45 — mögen nur nachstehende Stellen reproducirt werden:

„Was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen auf Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mich so sehr erfreuten, so lange die Antwort schuldig geblieben bin? Aber — ich wollte nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen erscheinen, obwohl ich recht gut weiß, daß ich Ihnen nur etwas zurückgebe, was ich erst von Ihnen empfangen. Nehmen Sie denn meine Musik zu Ihrem Gedichte freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Musik einen immer fremdartigeren Charakter an. Also, an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersen's Gedichte muß man anders componiren, als „blühe, liebliches Veilchen" ... Meine Frau hat mir so viel von Ihnen erzählt und ich habe mir Alles so haarklein berichten lassen, daß ich glaube, ich erkenne Sie, wenn ich Ihnen von ungefähr einmal begegne. Waren Sie mir doch schon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus Ihrem „Improvisator", aus Ihren „Mondscheinsgeschichten" und aus Ihrem köstlichen „Geiger", dem köstlichsten, den ich außer von Immermann in der neueren deutschen Literatur gefunden. Habe ich doch nun auch eine vollständige Uebersetzung Ihrer kleineren Gedichte. Es findet sich gewiß noch manche Perle für den Musiker." —

„... Durch Gabe sende ich Ihnen diesen Gruß, könnte ich doch selbst mit ihm nach dem Norden, aber die Scholle hält mich noch. In der Zeit, wo wir uns nicht sahen, mein werther Freund, ist es mir schlimm gegangen; ein schreckliches nervöses Leiden wollte nicht von mir weichen und noch bin ich nicht ganz genesen. Mit dem nahenden Frühling fühle ich indessen etwas Stärkung und hoffe noch mehr von ihm.

Arbeiten konnte und durfte ich fast gar nicht; aber gedacht hab' ich viel, auch an unsere Glücksblume. Sie antworteten mir so freundlich von Berlin aus, versprachen mir die Skizze mitzutheilen — darf ich Sie daran erinnern? Ist es vielleicht schon gedruckt erschienen? Nun, wie geht es Ihnen sonst? Haben Sie neue Märchen, neue Gedichte? Winkt Spanien noch aus der Ferne? Können wir hoffen, Sie bald wieder in Deutschland zu begrüßen? Ein Zusammentreffen, wie das von dem Abend, wo Sie bei uns waren — Dichter, Sängerin, Spielerin und Componist zusammen — wird es bald wiederkommen? Kennen Sie das „Schifflein" von Uhland:

— Wann treffen wir
an fernem Ort uns wieder?
Jener Abend wird mir unvergeßlich sein!"

Wie Andersen in seinen Gedichten und Märchen nur der poetischen Stimmung gehorchte und nichts auf Bestellung schrieb, so auch in diesen Briefen, von denen ich hier nur einen flüchtigen Auszug gegeben. Ueberall herrscht die Stimmung vor und deshalb lesen sich diese Offenbarungen eines außerordentlichen Genius so herzerquickend und ergreifend. Nicht minder sind diese Briefe wichtig zur Beurtheilung der poetischen Production Andersen's. Wie seine Schöpfungen entstanden, schildert er selbst an verschiedenen Stellen: „Ich habe nicht geschrieben! eine Reihe Märchen strömte in meine Seele hinein, ich war wie krank, bis ich sie auf dem Papier hatte!" — „Mein neuer Roman beschäftigt mich sehr, aber die Märchen stecken alle Augenblicke die Köpfchen zur Thüre hinein und dann muß ich mit den Kleinen herumtummeln." — „Die Zeit vergeht so schnell; ich habe noch so viel zu thun; es glüht und blüht in meinen Sinnen, ich kann nicht Alles zu Papier bringen." — „Erde, Luft und Himmel, Alles war Schneegestöber; es kommt ganz sicher in einen Roman oder in ein Märchen." — „Die neuen Märchen klopfen immer an." — „Neue Märchen und Historien kommen wie Schmetterlinge im Frühling."

Eine reine, edle und große Dichterseele spricht aus diesen Briefen, die Niemand ohne lebhaftes Interesse durchblättern wird.

Digitized by Google

Zur Reformationsgeschichte.

Von Bruno Gebhardt.

Seit der denkwürdigen Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Luther's ist der Reformationsgeschichte eine erneute und erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet worden, und unbekümmert um die Fälschungen ultramontaner Geschichtschreibung, schreitet die Forschung und Darstellung dieser wichtigsten Periode deutscher Geschichte in erfreulichster Weise vorwärts. Der „Verein für Reformationsgeschichte" hat eine Reihe von Arbeiten publicirt, deren Werth zwar sehr ungleich ist, von denen einige aber immerhin unsere Kenntniß gefördert haben oder durch gefällige Form auch in weiteren Kreisen das Interesse zu erwecken oder lebendig zu erhalten geeignet sind. Glückliche Lutherfunde wie Wrampelmeyer's Tagebuch über Martin Luther, archivalische Veröffentlichungen wie Balau's Monumenta saeculi XVI und Monumenta reformationis, Hergenröther's Regesten Leo X. oder Kolde's Analecta Lutherana haben der Forschung neuen Stoff zugeführt, kritische Untersuchungen wie die Brieger's über die Alexanderbriefe bekanntes Material sorgfältig geordnet. Dem berühmten Köstlin'schen Werke über Luther stellt Kolde ein neues Leben Luther's zur Seite, während die politischen Strömungen der Epoche in dem trefflichen Werke von Hermann Baumgarten „Karl V." lichtvoll und mustergiltig dargelegt werden. Neben diesen umfassenden und abschließenden Werken sind eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen über Persönlichkeiten und Ereignisse erschienen, die Lücken ausfüllen, Irrthümer richtig stellen, Bekanntes eingehender begründen. Und zu all dieser reichhaltigen Literatur treten noch zwei Werke von wahrhaft grundlegender und monumentaler Bedeutung: die kritische Ausgabe von Luther's Werken, die unter Knaake's Redaktion erscheint, und von der schon mehrere Bände vorliegen, und die Reichstagsacten aus der Zeit der Reformation, deren Herausgabe die Historische Commission dem Göttinger Professor Kluckhohn übertragen hat. Jeder Forscher, der sich mit dieser Zeit beschäftigt hat, weiß, wie schmerzlich gerade diese letzteren entbehrt werden, wie man, abgesehen von dem, was Ranke mittheilt und was in einigen Urkundenpublikationen zerstreut ist, noch immer auf die alten „Reichstagstheatren" und „Reichshandlungen" angewiesen ist. Wie außerordentlich sich unsere Kenntnisse erweitern und vertiefen werden, wenn das urkundliche Material erst aus den Archiven gehoben ist, zeigt das eben erschienene Buch von Friedensburg „Der Reichstag zu Speier 1526 im Zusammenhang der politischen und kirchlichen Entwickelung Deutschlands im Reformationszeitalter". Der Verfasser, der Vorarbeiten zu diesem Werke schon früher veröffentlicht hat, erweist sich darin als die geeignetste Persönlichkeit zur Herausgabe der Reichstagsacten, zu der er in der That mit herangezogen ist. Das Buch beruht gänzlich auf urkundlicher Grundlage; nicht weniger als neunundzwanzig Archive und Bibliotheken haben das handschriftliche Material dazu geliefert, während die vorhandene gedruckte Literatur verhältnißmäßig wenig bot. Wenn man von einigen Wiederholungen, die den Zusammenhang wahren sollen, absieht, ist diese große Fülle von Actenstücken geschickt und passend verarbeitet.

Nach einer Einleitung, welche die allgemeinen Verhältnisse schildert, die zum Reichstag führten, bespricht das erste Buch „Kaiser und Reich". Die Frage, um die sich seit Schluß des Wormser Reichstages vom Jahre 1521 alle Pläne und Verhandlungen im Reiche drehten, war die Ausführung des Wormser Edictes gegen Luther. Davon hing der Fortgang der reformatorischen Bewegung ab, davon die Stellungnahme der Parteien. Der Kaiser war von den außerdeutschen Verhältnissen in Anspruch genommen und konnte sich für's erste um Deutschland nicht kümmern, seine Vertretung lag in den Händen des Reichsregiments, officiell, seine Politik sollte Ferdinand vertreten. Diesen aber erfüllte vor Allem der Gedanke, möglichst bald zum römischen Könige erwählt zu werden; die Energie seines Auftretens gegen diejenigen Stände, welche sich der neuen Lehre angeschlossen hatten, konnte dadurch natürlich nicht gefördert werden. Der nächste Reichstag, zu Nürnberg 1523 abgehalten, hatte in seinem Abschiede die Erwähnung des Edictes ganz umgangen, doch hatten damals schon Verbindungen der katholischen Elemente begonnen, die eine gemeinsame Abwehr planten. Dagegen hatte das Evangelium gerade in diesen Jahren der Thatenlosigkeit von feindlicher Seite in den populären Kreisen mächtig Boden gewonnen, so mächtig, daß selbst der große sociale Aufstand, der eine furchtbare Gefahr für die Sache Luther's in sich barg, und den man gern als die Frucht jener Saat ausgeben wollte, den Fortgang der Ereignisse nicht hemmen konnte. Fürsten und Städte hatten sich ihr angeschlossen und vertraten dieselbe, mit ihnen mußten die Gegner rechnen, an deren Spitze Ferdinand stand. Von ihm hing die Berufung des im Nürnberger Abschied vom 18. April 1524 angekündigten Reichstages ab. Sein Wunsch ging dahin, auf der neuen Versammlung die Glaubenssache gar nicht zu berühren, dagegen seine Wahl eifrig zu betreiben. In Augenblicken, wo er die Unmöglichkeit erkannte, die brennendste Frage zu umgehen, suchte er den Zusammentritt der Stände zu verhindern, und so entstand ein Schwanken in seiner Haltung, ohne daß, wie wir meinen, die endgiltige Stellungnahme ganz erklärt ist. Nach einem Briefe Campeggi's, der am Wiener Hofe weilte, sollen den Infanten die Sonderzusammenkünfte der Kurfürsten besorgt gemacht und ihn zum definitiven Entschluß gebracht haben, da der Kaiser ihm freie Hand gelassen hat. Das allein kann kaum das Motiv gewesen sein, da er den geplanten Zusammenkünften auf andere Weise wohl die Spitze hätte abbrechen können; wie dem auch sei, der Reichstag sollte zusammentreten. Nun begann das Schwanken über den Ort, Ferdinand wünschte Augsburg, das Reichsregiment Speyer; wie diese Frage beseitigt war, erklärte nach dem Siege bei Pavia der Kaiser, scheinbar seiner äußeren Sorgen ledig, er würde selbst nach Empfang der Kaiserkrone nach Deutschland kommen. Dieser Umstand stellte von Neuem Alles in Frage. Bald traten ihm aber neue politische Verwickelungen entgegen, der Friede mit Frankreich verzögerte sich, England, der Papst wandten sich gegen ihn, die deutschen Verhältnisse traten wieder in den Hintergrund — und nun sollte in Augsburg der Reichstag eröffnet werden. Er kam nicht zu Stande und wurde nach Speyer verlegt, noch mancherlei Wandlungen traten ein bis zu seiner Eröffnung, die endlich am 25. Juni 1526 stattfand.

Bevor sich die Darstellung den eigentlichen Verhandlungen zuwendet, gibt sie einen Ueberblick über die Verhältnisse im Reich und die Stellung der Parteien zur Glaubensfrage. In zwei großen Verbänden hatten sich die Gegner zusammengefunden: das Dessauer Bündniß, angeregt von Georg von Sachsen und Joachim von Brandenburg, umschloß einen großen Theil der Altgläubigen, das Gothaer Bündniß, dessen Seele Kurfürst Johann und der jugendlich-enthusiastische Landgraf Philipp waren, die Neugläubigen. Beide bemühten sich, einzelne Fürstlichkeiten, die noch nicht Stellung genommen hatten, für sich zu gewinnen, die letzteren knüpften sogar Unterhandlungen mit den Städten an, die damals allerdings noch nicht zum Ziele führten. Die Dessauer hatten Herzog Heinrich von Wolfenbüttel zum Kaiser geschickt, der durch ihn eine Mahnung an die katholischen Stände richtete, der alten Kirche treu zu bleiben, und die Neutralen aufforderte, sich aller Neuerungen zu enthalten, eine Maßregel, durch die die Dessauer diese auf ihre Seite zu ziehen hofften, da die Autorität des Kaisers für sie sprach. Dem gegenüber knüpften die Evangelischen auf einer Zusammenkunft in Magdeburg das Band fester, indem sie eine directe Defensivallianz schlossen, und nahmen auf deren Ansuchen auch die Stadt Magdeburg in ihren Kreis auf.

In zwei Capiteln führt unser Autor nun die hauptsächlichsten Vertreter des Reichsfürstenstandes und die Reichsstädte vor und weist ihre Haltung gegenüber der Reformation nach. Von den ersteren nehmen die beiden Linien des Wittelsbachischen Hauses das meiste Interesse in Anspruch. Gegner des

Digitized by Google

Hauses Habsburg aus dynastischen Interessen stehen sie den Evangelischen nahe, ohne kirchlich ihnen anzugehören. Der Hervorragendste dieses Hauses war der Pfalzgraf Philipp, dessen Reformentwurf sich unter der großen Zahl derartiger Schriftstücke, die seit den Tagen des großen Berthold von Mainz von den verschiedensten Seiten verfaßt wurden, durch die Weite des Blickes, durch das Maßvolle der Neuerungen, durch Gerechtigkeit und praktische Durchführbarkeit auszeichnet. Er bleibt bei der alten Kirche, will aber ihre Schäden abthun, und will vor Allem das Loos des gemeinen Mannes durch Aufhebung der Leibeigenschaft erleichtern. Pfalzgraf Philipp vertritt eine vereinigende Mittelstellung, die allerdings weder den zäh am Alten Festhaltenden, noch den kühn dem Neuen Zustrebenden, denen das Evangelium Herzenssache war, genügen konnte, die ihn aber als trefflichen politischen Kopf erweist.

Was die Städte betrifft, so war ihre Haltung sehr verschieden: am entschlossensten ging Nürnberg voran, am weitesten zurück blieb Köln. Die übrigen waren vielfach schwankend und unentschieden, noch war das kirchliche Moment nicht das allein ausschlaggebende, die politischen Interessen überwogen und hinderten eine Verbindung der Städte mit den Fürsten, soweit beide der neuen Richtung huldigten.

Unter solchen Verhältnissen trat der Reichstag zusammen. Was Ferdinand gern vermieden hätte, war nicht zu vermeiden: die kirchliche Frage trat in den Vordergrund, nachdem der erste Artikel der kaiserlichen Proposition auf der Ausführung des Wormser Edictes bestand. Die Städtecurie erklärte sofort die Unmöglichkeit dieser Maßregel, aber im Grunde genommen hatten die anderen Curien gar nicht nothwendig, sich um Beschlüsse der Städte zu kümmern, da diese verfassungsmäßig auf dem Reichstag keine Stimme hatten und ein berathendes Votum ihnen nur usuell zustand. In den oberen Curien war aber das evangelische Element nur unbedeutend vertreten — bis Johann und Philipp persönlich in Speyer erschienen. Ihr geradezu ostentatives Aufweisen der protestantischen Gesinnung, das sich bis auf kleinliche Aeußerlichkeiten erstreckte, brachte eine Wendung zu Wege; in engem Anschluß an sie gewinnen jetzt auch die Städte eine größere Bedeutung. Noch vor Ankunft der beiden Fürsten hatte man die Berathung der schon zu Worms und Nürnberg aufgestellten Beschwerden über die Mißbräuche vorgenommen.

Für's erste begannen langwierige Verhandlungen über die schon früher berührte Frage, ob die Städtecurie zur Session zuzulassen sei; für kurze Zeit durch die Angelegenheit der Türkenhülfe bei Seite geschoben, wird sie endlich dahin entschieden, daß die Städteboten in den vorberathenden Ausschuß ihre Vertreter senden, während die Beschlußfassung den beiden oberen Curien vorbehalten bleibt. Der Gewinn für die Städte bestand darin, daß sie jetzt wenigstens ihre Meinung an officieller Stelle geltend machen konnten. Als man nun zur Zusammensetzung eines großen Ausschusses schritt, der die kirchlichen Fragen in's Auge fassen sollte, entstanden in der Fürstencurie Streitigkeiten, die nur mit Mühe beigelegt wurden. Inzwischen hatten die schon früher dafür bestimmten Deputirten der verschiedenen Stände ihre Klagen über die Mißbräuche formulirt. Diejenigen der Kurfürsten legten die Wormser gravamina von 1521, die der Städte die Nürnberger von 1523 zu Grunde, was schließlich auf dasselbe hinauskam, natürlich nicht ohne mannigfache Veränderungen nach Inhalt und Form. Viel wichtiger ist aber die Zusammenstellung der gravamina, die die Achtercommission der Fürstencurie vornahm, sie umfaßte drei Theile, das kirchliche Ceremonienwesen, die Beschwerden der Weltlichen gegen Rom und den Clerus, die Beschwerden der Geistlichen gegen die Laien. Wie sie ihren Ursprung einem Compromisse verdanken, sind sie außerordentlich maßvoll, besonders der erste Theil ist so entgegenkommend gegen die Anhänger der alten Kirche, daß doch bezweifelt werden muß, ob die weiten Kreise der evangelisch Gesinnten damit zufriedengestellt worden wären. Dabei gab die geplante Neuordnung sich selbst den Charakter des Interimisticums, da die endgiltige Entscheidung, wie auf allen Seiten angenommen wurde, einem freien, christlichen Concil vorbehalten bleiben sollte. Wie die altkirchliche Seite sich dazu stellte, ist nicht zu erkennen; auf evangelischer Seite scheint die Bereitwilligkeit, auf dieser Basis weiter zu verhandeln, vorhanden gewesen zu sein. Nun sollte der große Ausschuß eintreten.

Während aller dieser Verhandlungen hatte man von Ferdinand nichts gehört; in der That war er auf den Gang derselben ganz ohne Einfluß geblieben, jetzt trat er plötzlich mit einer kaiserlichen Zusatzproposition vor, die längst in seinen Händen war, und für deren Veröffentlichung ihm jetzt der richtige Augenblick gekommen schien. Darin heißt es, der Kaiser sei im Begriffe nach Italien zu gehen und mit dem Papste ein Concil zu verabreden; von da werde er in das Reich kommen. Vorläufig verlange er, die Stände sollten nichts vornehmen und beschließen, „was dem christlichen Glauben oder den löblichen Gesetzen oder dem Herkommen der Kirche, ihrer Lehre, Ordnung, Ceremonien und Gebräuchen Abbruch thun oder zuwider sei", sondern sich nach den zu Worms und Nürnberg erlassenen Mandaten richten. Das war ein Schlag gegen die ganze bisherige Thätigkeit, denn gerade „die Ordnung, Ceremonien und Gebräuche" bildeten den Kern der fruchtbaren Verhandlungen und von der Undurchführbarkeit des Wormser Edictes hatten sich selbst katholischen Stände überzeugt. Von Neuem schien alles in Frage gestellt. Im Kurfürstencollegium suchte man eine Ausflucht und als solche enstand nun die berühmte Formel, in welcher gleichsam die Quintessenz der Gesammtverhandlungen des Speyerer Reichtages ausgedrückt ist. Man antwortete auf die Proposition, daß der Ausschuß die Glaubenssache noch nicht verhandle; werde dies aber geschehen, so werde der Ausschuß dieses kaiserlichen Anbringens eingedenk sein „und ein jeder sich in diesen Dingen so erzeigen, wie er es gegen Gott, den Kaiser und das Reich werde verantworten können." Mit dieser Ausflucht schien die kirchliche Frage für jetzt ungelöst vertagt, und man wollte sich anderen Fragen zuwenden. Da griffen wiederum die Städte ein. Sie erklärten, ein solches Fallenlassen der wichtigsten Gegenstände sei gänzlich zu verwerfen, und verlangten, es solle dem Kaiser eine Gesandtschaft geschickt werden, die von ihm die Einberufung eines Nationalconcils verlange, da bei dem feindseligen Verhältnisse zwischen ihm und dem Papst an eine allgemeine Kirchenversammlung sobald nicht zu denken sei; inzwischen solle das Wormser Mandat wirkungslos bleiben. Diesem Vorschlag traten alle Stände bei, und wenn auch noch Schwierigkeiten bei der Feststellung der Instruction für die Gesandtschaft hervortraten, so einigte man sich doch schließlich darüber und wandte sich den anderen Fragen zu. Die Türkenangelegenheit wird durch die Bewilligung einer eilenden Hülfe erledigt; in der Frage nach der Sicherung des Friedens im Innern des Reiches sehen sich die mit der Verhandlung beauftragten Delegirten des Ausschusses genöthigt, wieder auf die gravamina zurückzugreifen und stellen ein umfangreiches Gutachten auf, das bei Seite gelegt wird, während ein kürzeres, das Milde gegen die Unterthanen empfiehlt, angenommen wird; die letzte Frage, Festsetzungen für eine dauernde Unterhaltung des Reichsregiments und Reichskammergerichts, kam nicht mehr zum Austrag, es wurden nur die gewohnten vorläufigen Bewilligungen gemacht. So schloß der erste Reichstag von Speyer; und was ist sein Ergebniß, worin beruht seine Bedeutung? Sein Ergebniß war auf keiner Seite ein abschließendes, es blieb alles wie es war, das Wormser Edict bestand auch fernerhin zu Recht, und wer es ausführen wollte, konnte nicht daran gehindert werden; auf der anderen Seite war doch auch kein neuer, entscheidender Schritt gegen die Evangelischen geschehen, die Ausflucht sformel, die in den Reichstagsabschied aufgenommen wurde, war an sich weder für sie noch gegen sie gerichtet, aber gerade dieses rein negative Resultat war unter den damaligen Verhältnissen günstig. Es war nichts geschehen, was den Fortgang der Bewegung hindern konnte, wohl aber hatten die Evangelischen Gelegenheit genug gehabt, sich selbst in ihrem Einfluß und in ihrer Macht kennen zu lernen. In allen Ausschüssen hatten sie überwogen, und in

Digitized by Google

den Verhandlungen über die kirchlichen Fragen war der moralische Erfolg zweifellos auf ihrer Seite. Sie hatten sich auch einander näher angeschlossen, besonders hatten Fürsten und Städte enge Fühlung gewonnen. So konnten sie ruhiger in dem einmal gefaßten Geiste weiter wirken, ruhiger in die Zukunft schauen.

Feuilleton.

Die glückliche Ehe.

Humoreske von Albert Roderich.

Es war das sechste Mal, daß ich meinen halbjährlichen Gang zur würdigen Frau Gernet antrat, deren Vermögen ich nach testamentarischer Bestimmung ihres verstorbenen Gatten, meines väterlichen Freundes, zu verwalten hatte. Ich hätte nun zu dem in diesem Falle so besonders einfachen Geschäfte der Rechnungsablegung ganz gut einen meiner Beamten senden können, aber ich wollte mir das Vergnügen und der guten alten Dame nicht die Gelegenheit entgehen lassen, mir zum sechsten Male die Reden zu halten, die sie mit so belustigender Gleichmäßigkeit mir schon an fünf Semestern vorgeführt hatte. Und richtig, — kaum hatte sie blindlings ihre Unterschrift unter die von mir vorgelegten Documente gesetzt, als sie auch schon in der mir genau erinnerlichen, aus Vorwurf, Aerger und besorgnißvoller Verwunderung zusammengemischten Tonart in die bekannte Frage ausbrach: „Robert — Robert — also immer noch nicht verlobt?!“

Das war's nämlich. Die ehrwürdige Freundin wollte mich gar zu gern im „sicheren Hafen der Ehe geborgen“ wissen, wie sie es nannte. Nicht aus Liebe zur Kunst oder zur Wissenschaft des Ehestiftens wollte sie es gern, — nein, das ist ganz gewiß, sie wollte es nur aus Sorge um mich und mein Wohlergehen. Und deshalb ließ ich auch gern die Aeußerungen ihres Unmuthes über mich ergehen, denn es ist selbst für einen so verstandeskühlen, phlegmatischen Pedanten meiner Art ein gewisses behagliches Gefühl, Jemanden für sich besorgt zu sehen, und wenn es auch nur eine gute alte Dame ist. Ich verneinte also die Frage meiner mütterlichen Freundin mit dem bereits fünf Mal angewandten entschuldigenden Bedauern und unmittelbar darauf rauschte mir der Redestrom mit den immer gleichmäßigen Wellen um die Ohren. Ich ließ ihren Strom ruhig rauschen, aber bei den Wellen: „ein Mann wie Sie, voll Geist und Gemüth, hochgeachtet, reich —“ hob ich den Kopf ein wenig über Wasser und fuhr fort: „Sie haben ja das angenehme Aeußere und das Vertrauen aller Mitbürger vergessen —“ — „Oh, spotten Sie nur,“ rief vorwurfsvoll die gute Frau, — „ich fürchte, Ihre lachenden Erben werden dereinst noch viel ärger über Sie spotten.“ — Diese Bemerkung war eigentlich eine Extranummer des Programms, und ich beeilte mich deshalb, die richtige Reihenfolge der Abschnitte wiederherzustellen. Das that ich mit einer kurzen Declamation des Inhaltes, daß ich mich in meinem ledigen Zustande durchaus behaglich und zufrieden befände. Jetzt kam im richtigen Anschluß die Geschichte von meinen Pantoffeln, die mich höchst unglücklich machen würden, wenn ich sie eines Abends zehn Centimeter von ihrer gewöhnlichen Stelle entfernt finden würde, — und dann ward als hauptsächlicher und zugleich verabscheuungswürdigster Grund für meine Ehescheu angegeben, daß ich fürchtete, einige meiner kostbaren Feierstunden vielleicht einem anderen Wesen, als meinem geliebten Ich widmen zu müssen.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Robert, — oder nehmen Sie es mir meinetwegen übel — Sie sind ein Pedant und ein Egoist, — und deshalb wollen Sie keine Frau!“ —

Hm, dieser Satz war neu.

„Verehrte Frau,“ entgegnete ich ein klein wenig befangen, „ich glaube, Sie beurtheilen mich etwas zu hart. Ich bin ein vernünftiger Mann von 36 Jahren und habe die Wissenschaft der Statistik immer mit dem Respect behandelt, der ihr meiner Meinung nach zukommt. Bevor ich ein Unternehmen beginne, das irgendwie bedeutsame Folgen haben könnte, führe ich mir in möglichst großer Zahl von anderen begonnene gleiche oder ähnliche Unternehmungen vor Augen und rechne die von Jenen gewonnenen Resultate nach. Nach den Ergebnissen dieser Berechnung treffe ich meine Entscheidung. Nun, auf Grund der Lehren, die ich aus den statistischen Tabellen des Eheglückes gewonnen, ziehe ich vor, ledig zu bleiben.“

„Ah, freilich, wenn Sie mit Ziffern rechnen wollen — und selbst dann — ich kann Ihnen in meiner Bekanntschaft ein Dutzend glücklicher Ehen vorrechnen.“

„Vor der Welt glückliche Ehen, meinen Sie, verehrte Freundin, — oh, es gibt sehr hübsch gemalte Decorationen, deren Wirkung eben in der geschickten Täuschung durch die Entfernung besteht.“

„Oh, Sie unglücklicher Skeptiker! Woher haben Sie diese abscheuliche Weisheit?“

„Ich bin Notar, und mein Amt bringt mich oft den Menschen und ihren Verhältnissen in sehr vertrauliche Nähe. Ich weiß, daß vor vielen Fenstern nur deshalb herrliche Blumen und prächtige Gewächse angebracht sind, damit die Passanten nicht in's Zimmer schauen können.“

„Und Sie glauben, daß es kein Familienglück gibt?!“

„Ich habe noch keines gesehen.“

„Unerhört! Aber warten Sie — oh, ich werde Sie eines Besseren belehren. Kennen Sie Herrn Paul Lassen?“

„Dem Namen nach.“

„Ich habe vor einigen Monaten im wohlthätigen Frauenverein die Bekanntschaft seiner Frau gemacht. Ich werde Sie in die Familie einführen, und wenn Sie dann noch sagen, daß es kein Eheglück gibt, dann gebe ich Sie auf.“

„Wie lange ist das Paar verheirathet?“

„Vier Jahre.“

„Hm, könnte ja vielleicht eine von den Möglichkeiten sein, die der Logik keinen Schaden bringen. Nun einerlei, ich möchte die Leute kennen lernen, diese ganz neue Sorte von Leuten, und wenn ich sie nach meiner besten Ueberzeugung wirklich so glücklich finde, dann“ — —

„Dann nehmen Sie auch eine Frau?!“

„Dann zahle ich Ihnen tausend Mark für Ihren wohlthätigen Frauenverein!“

Die Art und Weise, in welcher Frau Gernet mich mit Herrn Paul Lassen, dem Juniorchef des großen Handlungshauses Gottfried Lassen und Compagnie, zunächst in geschäftliche Beziehung brachte, mochte der guten, alten Dame wohl recht fein und pfiffig erscheinen, in Wirklichkeit aber war's recht plump eingefädelt, namentlich vom kaufmännischen Standpunkte aus. Aber einerlei, — nachdem ich einige Male Herrn Lassen im Bureau gesprochen, forderte er mich auf, ihn in seinem Hause zu besuchen, und somit war unser Zweck ja erreicht. Es stellte sich bald heraus, daß Herr Lassen und ich Gefallen an einander fanden, meine Besuche im Hause meines neuen Freundes wiederholten sich und wurden häufiger und regelmäßig. Ich bot all meinen Scharfsinn auf, die Verhältnisse des Lassen'schen Hauses auf's Genaueste zu ergründen, und nach vierwöchentlichem, eingehendstem Studium mußte ich mir gestehen, daß die Behauptung meiner mütterlichen Freundin höchstwahrscheinlich richtig sei, und daß ich hier fast ohne Zweifel die seltene Erscheinung eines wirklich glücklichen Familien- und Ehelebens vor mir hatte.

Frau Emma Lassen, die Frau meines Freundes, war hübsch und von ruhiger, immer gleichmäßiger Heiterkeit. Sie war voll Laune, aber frei von Launen. Ich war einmal zugegen, als der Diener durch Unvorsichtigkeit eine prächtige Vase zertrümmerte. Paul's Gesicht verfinsterte sich zu Sturm verkündenden Wolken. Frau Emma strich ihm leise mit der feinen, weißen Hand über die Stirn und sagte: „Das bringt Glück, — zum Mindesten für den Mann, bei welchem Du eine neue Vase kaufen wirst.“ Paul lächelte wieder. Ich habe die beiden Gatten nie ein Wort auch nur mit dem leisesten, zänkischen Anfluge wechseln hören, ich habe aber auch nie gesehen, daß sie in Gegenwart Anderer zärtlich waren. Ich weiß, daß sie auch in der zahlreichsten Gesellschaft in Gedanken immer allein bei einander waren. Herrn Paul entschlüpfte im ernsthaftesten Männergespräche ganz unwillkürlich von Zeit zu Zeit ein: „Meine Frau meint“ — „meine Frau hat wirklich nicht so ganz Unrecht, wenn sie sagte“ —, und dabei suchte dann sein glückstrahlender Blick seine Frau,

Digitized by Google

die dann zufällig gerade zur selben Zeit an der anderen Seite des Saales in der unwichtigsten Damenunterhaltung äußerte: „Daran hat mein Mann auch schon gedacht" — „Wissen Sie, wie mein Mann das nennt?" — Und dann trafen ganz zufällig ihre Blicke unterwegs mit den seinigen zusammen.

Die gesellschaftlichen Pflichten der beiden Gatten waren bei ihrem Reichthum und ihrer socialen Stellung in der großen Handelsstadt von wirklich bedeutender Ausdehnung. Sie erfüllten diese anspruchsvollen gesellschaftlichen Pflichten m t der gewissenhaftesten Sorgfalt und mit derselben Lust etwa, mit der ein Paar gut erzogene, artige Kinder ihre Schularbeiten machen, wenn sie wissen, daß sie nachher zum Lohne ein wunderschönes Märchen zusammen lesen dürfen. Kurz zusammengefaßt, die beiden Ehegatten waren so eins mit einander, daß Jeder, indem er für den Anderen sorgte und lebte, sich selber wohl that —, noch kürzer gefaßt: Sie waren Liebesegoisten.

Ich will nun keinen Augenblick in Abrede stellen, daß das Glück dieser beiden Menschen mir beneidenswerth erschien, und daß ich nach längerem Anschauen desselben auch wirklich — neidisch ward. Ich habe mich immer bestrebt, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen: ja, ich ward neidisch! Und der Neid zerfraß meine Ruhe, verschlang meinen philosophischen Gleichmuth und ich kroch jetzt in mein ehemals so gemüthliches Junggesellenheim wie in eine wüste Höhle. Freilich, viele Zeit verbrachte ich nicht in der wüsten Höhle, denn die Bekanntschaften, die ich im Lassen'schen Hause machte, zogen Einladungen nach sich und diese wieder neue Be.anntschaften und Einladungen, und so verbrachte ich die meisten meiner freien Abendstunden statt im behaglichen Hausrock im ungemüthlichen schwarzen Frack. Ich fühlte mich verstört, unzufrieden und schalt immer innerlich mit mir selber.

Es sollte mir noch viel schlimmer ergehen. Eines Tages traf ich im Hause meines Freundes die Schwester der Frau Lassen, Fräulein Helene Hellwig, welche eben von dem Landgute ihres Vaters angekommen war, um als Gast ihres Schwagers einige Monate des Winters in der Stadt zu verleben. Nachdem ich während dreier Wochen die nähere Bekanntschaft dieser Dame gemacht hatte, waren meine psychischen Verhältnisse in eine geradezu bedenkliche Verwirrung gerathen. Fräulein Helene Hellwig unterschied sich zunächst in negativer Hinsicht von den anderen Damen meiner Bekanntschaft dadurch, daß sie weniger sprach und nicht musikalisch war. Sie war 24 Jahre alt und etwas ernster als ihre Schwester. Ihr Lieblingsdichter war Schiller, und außerdem hatte sie eine besondere Vorliebe für — so kleine epigrammatische Sprüche mit treffendem Gedankenausdruck. Ich habe sie niemals „himmlisch", „süß", „entzückend" ausrufen hören, wenn ihr etwas auch noch so gut gefiel. Freilich so ganz Gewöhnliches durfte es nicht sein, was ihr gefallen wollte, und wenn sie sich für Etwas begeisterte, so war es sicher etwas wirklich Schönes oder Gutes. Ich onnte stundenlang in Gesellschaft Anderer mich mit ihr über kleine Dinge unterhalten, bei denen ich weiter nichts zu denken brauchte, als daß ich ihr nahe sei, und wenn wir alle n waren, konnte ich stundenlang mit ihr über große Dinge reden. Sie war nicht von hervorragend scharfem Geiste, aber sie verstand so wunderbar anregend zu fragen, und wenn sie mich dann so vertrauens- und erwartungsvoll mit ihren guten, braunen Augen anblickte, dann war es mir, als ob eine verborgene, heiße Quelle von Begeisterung in mir emporsprudelte.

Schön war Helene kaum, aber edel, liebenswürdig, entzück — — — Robert!

Eines Tages begegnete ich Helenen auf der Straße. Ich glaubte zu bemerken, daß auch sie über unser unverhofftes Zusammentreffen zum Mindesten ein wenig erfreut sei. Ich begleitete sie nach Hause, ging träumerisch in mein Bureau zurück, erledigte halb mechanisch meine Geschäfte und schlich dann in meine Junggesellenhöhle. Heute Abend konnte ich nicht mit Helenen zusammen sein. Sie ging mit ihren Wirthen in eine Gesellschaft, zu der ich nicht geladen war.

Meine Wohnung, in der ich allein mit der alten Haushälterin wirthschaftete, war nicht sehr groß, aber elegant und für die ra'finirteste Bequemlichkeit eingerichtet. Aber wo war meine beschauliche Ruhe, mit der ich sonst all' die kleinen Behaglichkeiten so bewußtvoll zu genießen verstand? Ich ließ heute die seidenen Pantoffeln in ihrer Ecke, — den türkischen Schlafrock im Kleiderschranke, — ich aß ohne Verständniß einige wenige Bissen der leckeren Abendmahlzei , die meine so vortrefflich dressirte Haushälterin mir wie gewöhnlich mit zartester Berücksichtigung meiner Gaumenliebhabereien bereitet hatte. Ich freute mich gar nicht wie sonst während des Essens auf die feine Havanna nachher, und ich griff ohne die übliche bedächtige Wahl in irgend eine der Cigarrenkisten. Aber die lang geübte liebe Gewohnheit trieb mich doch mit der brennenden Cigarre in die weiche Sophaecke, wo ich so oft in den blauen Rauchwolken von den so sonderbaren Dingen der Erde unter mir geträumt und die tausend Thorheiten ihrer Bewohner verspottet hatte. Und jetzt? Und nun? In welche der von mir entdeckten Klassen würde mein Scharfsinn wohl die Thorheit bringen, die mich in diesem Augenblicke beherrschte, wenn ich sie bei irgend einem meiner Mitmenschen entdeckt hätte? In die Klasse der Infectionsthorheiten. Aber was waren die tausend Thorheiten der Anderen gegen die meinige? Sie halten ihre Thorheiten für Größe, für Naturnothwendigkeit, für Wohlthat — was weiß ich, für was Alles — aber ich, ich! — Ich weiß, daß ich thöricht bin und doch, und doch — —

Ich sprang auf und fing an, im Zimmer umher zu wandern. Dann ersuchte ich die Haushälterin, in meiner Bibliothek Licht anzuzünden. Sie sah mich verwundert an, — und that es mit leisem Kopfschütteln. Ich riß erregt einen alten Philosophen aus dem Büchergestell. Gewaltsam mich zusammennehmend, packte ich den hin und her flatternden Faden meines Verstandes und wollte mich hineinstürzen in das Labyrinth von Worten und Sätzen. Oh, ich würde da schon irgend ein Ungeheuer von Gedanken finden, und mit diesem wollte ich kämpfen, daß mir die Narrenspossen aus dem Gehirn wichen. Aber schon an der ersten Thür des Labyrinthes, beim ersten Komma, klappte ich den dicken Folianten zusammen und warf ihn auf den Tisch. „Ein ganzes Meer von herber Wahrheit für einen einzigen erquickenden Tropfen Wahn!' rief ich und sank in einen Sessel. Ich blickte scheu um mich in dem großen Gemach. Ich war so ganz allein mit den gespenstischen Schatten, die das Licht der Lampe an die Wände warf. Wenn sie jetzt — —?

Meine grübelnden Gedanken schwelgten in einem Glücke, wie es so beneidenswerth verlockend mein Freund und sein Weib genossen. Ich sprang empor und zog die Glocke. Die Haushälterin sollte Licht in meinem Arbeitszimmer anzünden. Sie sah mich sehr verwundert an und that es mit lebhaftem Kopfschütteln. Ich setzte mich an den Schreibtisch und schrieb folgenden, kurzen Brief an Frau Gernet:

„Verehrte Frau!

Als Resultat des Studiums, das ich in Folge unseres letzten Gespräches unternommen hatte, übersende ich Ihnen beifolgend Tausend Mark für den wohlthätigen Frauenverein und zeichne mit

Hochachtung und Ergebenheit

Ihr

Dr. Robert . . . . ."

Am nächsten Morgen sandte ich einen meiner Beamten mit dem Briefe zu meiner mütterlichen Freundin. Er brachte nur den Bescheid, daß Frau Gernet herzlich danke, und daß gerade heute Mittag der Vorstand des wohlthätigen Frauenvereins eine Sitzung abhalte, in welcher meine großmüthige Spende zur Verwendung gelangen würde. Ich achtete weiter gar nicht auf diese Mittheilung, denn meine Gedanken waren von anderen Dingen in Anspruch genommen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Neue Bilder.

Die deutschen Luft- und Lichtmaler in Gurlitt's Kunstsalon. — Aus dem Verein Berliner Künstler.

Die Richtung der Malerei, wie sie bei uns seit einiger Zeit in bewußten Gegensatz zu dem conventionellen Idealismus tritt, hat sich bei unseren westlichen Nachbarn jenseits des Rheins und des Canals, in der Mitte der fünfziger Jahre beginnend, mehr oder weniger in der Gesammtströmung verloren. Ihre schroffsten Vertreter sind von der Natur ausgehend in der Manier untergegangen, aber der Kenner verfolgt mit Interesse den heilsamen Einfluß, den sie auf die Entwickelung der Malerei ausgeübt haben. Die französische Malerei en plein air hat mit dem Impressionismus, der gänzlichen Auflösung von Farbe und Form in Luft und Licht, ihren letzten Trumpf ausgespielt. Die englischen Prärafaeliten haben sich von der antikisirenden Schönheitslüge der Renaissance abgewandt, um an der kindischen Anatomie der vorrafaelischen Meister zu scheitern. In den deutschen Luft- und Lichtmalern steckt, wie wir schon mehrfach an dieser Stelle betont, ein gesunder, keimkräf iger Kern, dessen Entwickelung wir mit hohem Interesse entgegensehen.

Wer malen lernen will, muß zuerst sehen lernen. Das klingt außerordentlich einfach, will aber recht verstanden sein. In der Galerie und im Atelier bringt man in Erfahrung, wie Andere gesehen haben, das eigene Auge verliert seine natürlichen Gaben, die es unter dem Druck eines fremdartigen Einflusses anzuwenden gezwungen wird. Moderne Lungen sind an Stubenluft mehr gewöhnt, als an Bergluft, moderne Augen vertragen das künstliche Licht besser, als das natürliche. Was unsere Luft- und Lichtmaler erstreben, das ist die Darstellung der Objecte unter dem Einfluß natürlicher Luftstimmung und natürlicher Beleuchtung. Sie wollen malen, wie ein gesundes, undressirtes Auge sieht. Ja, aber warum haben die Herren nur eine so verhängnißvolle Vorliebe für das Häßliche? Die Frage läßt sich am besten mit der Gegenfrage beantworten: Was ist denn eigentlich das, was man gemeinhin als das Schöne bezeichnet? Im günstigsten Falle eine künstliche Aussonderung aus einer natürlichen Mischung, das Product einer mehr als zwei Jahrtausende lang fortgesetzten Analyse, deren widerspruchsvolle Phasen sich dem Verständniß des Laien entziehen, der sich mit dem conventionellen, augenblicklich von der Mehrheit anerkannten Resultat zufrieden gibt. Der unbefangene Kenner wird sich zwischen die Madonnengestalten eines Rafael, Rubens und Dürer gestellt schwerlich an den gangbaren Schönheitsbegriff anklammern, sondern sich mit der Anerkennung der relativen Gleichberechtigung begnügen.

Jede neue Richtung hat ihre jugendlichen Stürmer und Dränger, an deren kraftbewußten Ausschreitungen man, ohne sie zu billigen, seine helle Freude haben kann, und wir sind Herrn Gurlitt trotz manchen Attentats auf unser ästhetisches Empfinden für jede Nummer seiner Ausstellung dankbar. V. v. Habermann's lachendes Mädchen, eine aus dem Bilde herauscoquettirende Balleteuse, wird keinen Dichter zu einem zarten Klinggedicht begeistern, aber in dem Bilde steckt ein gut Theil jener derben Lustigkeit, die lachend über den schönen Formenzwang fortvoltigirt und trotz unseres erschreckten Aufschreies jenseits auf beide Beine zu stehen kommt. Franz Hals' Hille Bobbe ist eine echte alte Hexe und will mit dem Ideal einer schönen alten Frau grundsätzlich nichts zu thun haben. Max Liebermann's rabbiater Naturalismus hat schon seit Jahren angefangen sich abzuklären, gerade Luft und Licht üben auf seine robusten malerischen Qualitäten ihren mildernden Einfluß aus. Mit seinen in den ländlichen Schweinestall übertragenen Mutterfreuden — eine sitzende Sau, die mit beschaulichem Behagen der Fütterung ihrer sechs Ferkel zusieht — steckt er allerdings noch tief in jenem wohlfeilen Humor, der sich in dem Gegensatz des Darstellungsobjectes zu der Idee ausspricht. Dagegen ist seine Seilerbahn eine durchaus erfreuliche anspruchslose Naturstudie, der das Spiel des Sonnenlichts durch das Laub der langen Allee einen eigenartigen Reiz verleiht. Bei Gelegenheit der Jubiläums-Ausstellung machten wir die Bekanntschaft des Grafen L. von Kalckreuth als eines der berufensten Vertreter der neuen Richtung, und wir freuen uns, sie bei Gurlitt erneuern und befestigen zu können. Sein alter Dorffiedler, der die Geige unter dem Arm vor Frost zusammengekrümmt durch den Schnee dahinstapft, ist ein ernstes, stimmungsvolles, ohne Sentimentalität der Natur nachgemaltes Sittenbild.

Vorwiegend unter französischem Einfluß arbeiten E. Kuehl, H. Schlittgen und F. Skarbina. E. Kuehl bringt zwei Interieurs, deren Hauptvorzug in der Vertheilung des gleichmäßig einfallenden Lichtes liegt. Seine Segelnäher arbeiten in gedämpfter Beleuchtung, während er seine einsame Beguine mit dem Rücken gerade gegen das durch ein Fenster voll einströmende Licht gesetzt hat. Was so in der lichtumflossenen Silhouettirung gewonnen wird, geht natürlich in der Modellirung verloren. An demselben Mangel leiden die tüchtigen Bilder von H. Schlittgen und Fr. Skarbina. Sie arbeiten mit Vorliebe gegen das aus dem Hintergrunde hervorsprallende Licht und verfallen in dem an sich richtigen Bewußtsein, dem unter solchen Umständen kaum vermeidlichen Mangel an Plastik abhelfen zu müssen, in die Manier der Franzosen, den Augenpunkt für die Hauptperson zu nahe zu nehmen und den Hintergrund über Gebühr zu vertiefen.

Das Gebet von H. Neuhaus ist eine Studie zu seinem großen Bilde „Ave Maria" aus der vorjährigen Kunstausstellung. Wir haben das Hauptwerk gebührend gewürdigt und verweisen auf das damals Gesagte.

Die bisher erwähnten Künstler stehen noch mitten im Kampf, sie haben sich aus dem Ringen mit den Darstellungsobjecten noch keinen eigenartigen, den Meister verrathenden Stil herausgerettet. Ihre Individualität schafft sich, unbekümmert, ob sie rechts und links anstößt, Elbogenfreiheit. Ueber diesem Kampfgewühl stehen ruhig und kraftbewußt Claus Meyer und F. v. Uhde. Ihnen sind Luft und Licht nicht mehr Darstellungszweck, sondern Darstellungsmittel. Der Raucher von Claus Meyer, das Abendmahl und die Prozession von F. v. Uhde sind ältere Bilder, von früheren Ausstellungen her bekannt und auch von uns ihrem Werthe gemäß besprochen. Beide Künstler sind in die Schule der Niederländer gegangen und haben dort mehr gelernt, als den wohlfeilen Schwur auf den Meister. Besonders Uhde ist nach unserem Ermessen eine der imponirendsten Erscheinungen in der Entwickelung der modernen Malerei, weil es ihm gelungen ist, neue Formen mit neuem Gehalt zu füllen. Auch der Meister des Abendmahls ist ein Luft- und Lichtmaler, aber nicht allein im rein äußerlichen Sinne des Wortes. Aus seinen Bildern weht uns der Hauch einer neuen Zeit, quillt uns das Licht einer freieren Weltanschauung entgegen.

Was Herr Gurlitt in den oberen Räumen seines Salons zur Ausstellung gebracht, ist nicht ohne inneren Zusammenhang mit den bisher besprochenen Werken. Wer an den scharfen Ecken da unten Anstoß genommen, kann sich oben an dem Bewußtsein erholen, daß sich im Leben Alles abschleift. Als Carl Gussow um die Mitte der siebziger Jahre das „Kätzchen" und den „Blumenfreund" ausstellte, da entbrannte ein gewaltiger Streit der Meinungen, ob bei so rücksichtslosem Abschreiben der Natur nicht die ganze Kunst aus Rand und Band gehen müsse. Natur und Kunst sind geblieben, wie sie waren, nur Carl Gussow hat sich geändert. Er malt Porträts, die ihm, dem Besteller und dem Beschauer gleichmäßig Freude bereiten, und man kann ihn bewundern, ohne auf den geringsten Widerspruch zu stoßen. Sollte er bei diesem Entwickelungsproceß an kräftiger Eigenart verloren haben, so spricht der äußere Erfolg für ihn. Der bei Gurlitt ausgestellte Teppichstopfer und eine kleine landschaftliche Skizze wiegen für uns ein ganzes Dutzend seiner glatt gemalten Portraits auf, aber der Künstler malt nicht für den Kritiker, sondern für den Besteller, und er hat Recht. Andererseits aber mag der Wunsch gestattet sein, daß sich in den modernen Naturalisten, Hell- oder Luft- und Lichtmalern nicht allzuschnell die übliche Wandelung in Modekünstler vollziehen möge.

Auch der Verein Berliner Künstler hat seine Räume dem Licht und der Luft geöffnet. Die beiden plein air-Bilder von Schlabitz, „Sepp'l" und „Die Geschwister", sind prächtige Chargen, die, ohne dem conventionellen Schönheitsbegriff zu nahe zu treten, mit der vollen Frische des unmittelbar der Natur Abgelauschten wirken. Noch überraschender in ihrer Ursprünglichkeit sind die landschaftlichen Skizzen von Hagemeister. Der Künstler scheut kein Mittel, die Wirklichkeit auf eine gewisse Entfernung hin bis zur Täuschung wiederzugeben. Um die Krümmung eines Blattes, den Knick eines Schilfhalmes herauszubringen, behandelt er gelegentlich die Farbe wie Mörtel, während er andererseits die Spiegelflächen des stehenden Wassers in der flüssigsten Technik auf die Leinwand überträgt. Ob aus solchen, durch ihre rücksichtslose Keckheit in der Wahl der Darstellungsmittel frappirenden Skizzen reife Bilder herauswachsen, bleibt allerdings noch zu beweisen. Hoffnungsfreudig genug sehen die Keime aus.

Handelt es sich bei den eben besprochenen Künstlern um ein bewußtes Brechen mit den überlieferten Principien und Praktiken, so wurzelt Frank Kirchbach mit seinem Colossalgemälde: „Christus, die Händler und Wechsler aus dem Tempel treibend" offenbar in den Traditionen der Piloty'schen Schule. Aber der junge Künstler versucht nicht ohne Glück den alten Wein mit jungem Most zu versetzen. Christus ist im leuchtend weißen Gewande soeben aus dem Portal des assyrisch-ägyptischen Tempels getreten. Vor ihm hat sich durch das Flüchten der Händler von den Stufen ein leerer Raum gebildet, dessen Betreten durch das erregt andrängende Volk von mehreren Jüngern verhindert wird. Der Künstler hat sich zu Gunsten einer wohl gegliederten Gruppirung den Höhepunkt der Action, den leidenschaftlichen Zusammenstoß des jungen Eiferers mit den Schändern des Heiligthumes entgehen lassen. Aber er hat auf der anderen Seite durch das Uebertragen der äußeren Handlung auf die Jünger der in imponirender Ruhe aus der Pforte herausschreitenden Figur des Erlösers ein eigenartiges Repoussoir zu geben gewußt. Die Stärke des Bildes liegt in den Einzelgruppen, in denen leidenschaftliches, kräftiges Leben pulsirt. Es ist Kirchbach gelungen, nicht nur die verschiedenen Völkertypen in ihrer Eigenart aus einander zu halten, sondern er hat gleichzeitig Figuren geschaffen, deren Action durch energisch betonte Individualität bedingt ist. Der einen Stein zum Wurf aufhebende äthiopische Wildhändler, die junge Frau, die ihre Hand beschwichtigend auf den Arm des sein Geld zusammenraffenden Wechslers legt, sind frische Gestaltungen einer durch keinen Schulzwang eingeschnürten Phantasie. Das Bild hängt in keiner besonders günstigen Beleuchtung, aber es scheint, als ob der junge Künstler unter Aufgabe des Piloty'schen Farbenschmelzes in ein stumpfes, eintönig wirkendes Grau des Gesammtcolorits hineingerathen wäre. Jedenfalls zeugt das Ganze von einem ernsten Streben, Erlerntes und selbständig Geschaffenes zum Kunstwerk zusammenschießen zu lassen, und das Erreichte erweckt die günstigsten Hoffnungen für ferneres zielbewußtes Mühen.

Georg Malkowsky.

Digitized by Google

Notizen.

Oesterreichs Gegenwart und nächste Zukunft. Von einem Reichsrathsmitgliede. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Im Laufe des vorigen Sommers veröffentlichte ein Münchener Blatt eine Reihe von Aufsätzen aus der Feder eines österreichischen Reichsrathsabgeordneten, welche sich auf die Darstellung der bisherigen Ergebnisse der Taaffe'schen Versöhnungspolitik bezogen. Dieselben erregten Aufsehen. Der ungenannte Verfasser hat nun seine damaligen Aufsätze vereinigt, denselben eine Reihe von anderen Ausführungen über den gleichen Gegenstand hinzugefügt und sie zusammen in dem oben genannten Buche herausgegeben, welches aus guten Gründen in Deutschland und nicht in Oesterreich verlegt wurde. Das Buch zerfällt in drei Theile; der erste enthält die publicirten Aufsätze und stellt die Gesammtergebnisse der Nationalitätenpolitik dar, in dem zweiten werden die Ergebnisse auf den einzelnen Gebieten beleuchtet, die Sprachenfrage, die Finanzen und die Socialpolitik, der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit Ausblicken in die nächste Zukunft und ihre Gestaltung. Trotzdem das Buch eine Parteischrift ist und sein will, ja sogar sein muß, verschmäht es, im Parteiinteresse mit der Wahrheit tendenziös umzuspringen und den Ton anzuschlagen, welcher zahlreichen Parteischriften aus czechischem Lager eigen ist, sondern es bewegt sich stets, auch bei der schärfsten Anklage und dem bittersten Vorwurfe, in vornehmen Redeformen. Wir empfehlen das treffliche Buch recht angelegentlich.
l. f.

Heinrich der Löwe. — Die Pfalz am Rhein. Zwei Schauspiele von Martin Greif. (Stuttgart, Cotta.) — Die gewaltige Gestalt des sächsischen Herzogs aus Welfenstamme, die schon so viele Dichter zum Schaffen anregte, hat auch Martin Greif jetzt zu zwei markigen Werken entflammt. Unter den zeitgenössischen Dramatikern hätte sich allerdings Keiner so gut zur Behandlung des Löwen geeignet, wie gerade Greif. Denn nicht nur dramatische Gipfelpunkte in dem streitvollen Leben des Herzogs gilt es ausfindig zu machen, sondern auch eine erhabene Rhetorik in der Form muß bei diesem Stoffe den gewaltigen Ereignissen gerecht werden. Martin Greif beherrscht diese Form und weiß zugleich die dramatischen Motive auf das Wirksamste hervorzukehren. In dem ersten der beiden Stücken bildet der Kampf Heinrich's mit Barbarossa und das endliche Unterliegen des Ersteren den tragischen Stoff. Der Zweifel, den Heinrich an der Treue des Kaisers hegt, bildet das tragische Motiv, denn er verleitet den Herzog zum Trotz gegen seinen Herrn und schließlich — in der Peripetie — zum Wortbruch. Die Entscheidung auf der Lüneburger Haide füllt den fünften Act, der gebieterisch auf die Fortsetzung hinweist, welche im zweiten Stücke — die endliche Versöhnung der Gegensätze schildert. In diesem Stücke tritt der Löwenherzog als Greis, der soeben aus der Verbannung heimkehrte, auf. Die Liebe seines Sohnes zu Agnes, der Tochter Heinrich's VI. und Enkelin Barbarossa's, bildet das Thema des zweiten Dramas, das in etwas romantischer Tonart behandelt wird und durchaus romantisch ausklingt. Die beiden Stücke ergänzen sich auf diese Weise, zu dem Waffenlärm im ersten kommt das Liebesgeflüster im zweiten, die Gewaltthaten der trotzigen Herrscher und Herzöge werden wieder ausgeglichen durch die Heldenthat eines liebenden Jünglings. Wie Alles, was Greif dichtet, erhebt sich auch diese dramatische Zweiheit weit über das Mittelmaß hinaus, hoffentlich ist auch eine Eroberung der Bühnen durch dieselbe zu erwarten.

Musikanten-Geschichten. Von Ernst Pasqué. — Die Domäne Pasqué's geht vom Ende des vorigen bis in die Mitte unseres Jahrhunderts. Zopf, Reifrock und Busentuch sind die unentbehrlichen Requisiten seiner Darstellung. Bei den hier gesammelten Erzählungen kommt dem Verfasser die genaue Kenntniß seines Stoffes — er hat sich selbst Jahre lang der edlen Frau Musika gewidmet — und zum Theil die Erinnerung an selbst Erlebtes zu Hülfe. In diesem vollen Dutzend von Rossini-, Weber- und Offenbachanekdoten herrscht ein wohlthuender humoristischer Ton, der auch das an sich Unbedeutende zur Geltung zu bringen weiß.
g. m.

Freih. v. Henneberg, Die Gesellschaft für innere Colonisation. — Max Schön, Innere Colonisation. Denkschrift. — Zur inneren Colonisation in Deutschland. Erfahrungen und Vorschläge herausgegeben im Auftrage des Vereins für Socialpolitik. (Sämmlich bei Duncker & Humblot in Leipzig.) — Der inneren Colonisation fehlt der romantische Zug der äußeren Colonien, und man entschließt sich daher nur schwer, ihr die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden, und doch sollte man es in vollem Maße thun. Die Umsiedelung von Bauern auf anderes Terrain kann aber national (wie jetzt in Posen), socialpolitisch und ökonomisch sehr bedeutungsvoll werden. Socialpolitisch wirksam ist dieselbe, sobald durch sie eine seßhafte, am Eigenthum hängende, durch intensive Arbeit absorbirte und isolirte Bauernbevölkerung erzogen wird, welche naturgemäß den Kern einer conservativen Bevölkerung abgibt. Oekonomisch kann die innere Colonisation durch bessere Vertheilung der Bevölkerung auf das vorhandene Gebiet wirken. Die „Gesellschaft für innere Colonisation" vertritt den conservativen Charakter der inneren Colonisation in seiner extremsten Form; wer aber die Kehrseite zu würdigen weiß, die Stabilisirung des drückenden Loses einer zu geistigem Stillstande verurtheilten Bevölkerung, dem würden die auf Kleinstbetrieb gerichteten Pläne kaum zusagen. Die in den Schriften der erwähnten Gesellschaft prächtig geschilderten ökonomischen Vortheile der Zweigwirthschaft, deren angeblich höherer Ertrag gegenüber dem Großgrundbesitzer reducirt sich bei näherer Besichtigung auf ein Calculationskunststück, welches darauf beruht, daß der „Ertrag" in jedem der beiden Fälle aus anderen Elementen constituirt wird. Während beim Kleinbetrieb der „Ertrag" nur den knappen Arbeitslohn der ganzen Arbeiterfamilie in sich begreift, bedeutet er beim Großgrundbesitz das nach Bezahlung der Arbeitslöhne und Beamtengehälter noch verbleibende Einkommen, welches zum „glanzvollen" Verbrauch des Gutsherrn bestimmt ist. Ein solches Einkommen hat der Kleinbauer, selbst nach Anschauung der Gesellschaft für innere Colonisation, nicht, und damit fällt die widersinnige Annahme höherer Ertragsfähigkeit des zersplitterten Kleinbetriebes. Richtig ist nur, daß der für eigene Rechnung Arbeitende bessere Resultate erzielt, als der Löhner, eine in der Wirthschaftslehre aus sehr praktischen Gründen vielfach unterdrückte Wahrheit. Dies wird uns aber logischerweise nicht zum unwirthschaftlichen Zweigbetrieb, sondern zur Interessirung des Arbeiters am Unternehmen führen. — Die Publikationen des Vereins für Socialpolitik bestehen aus der höchst anregenden historischen Einleitung von Schmoller, einer instructiven Zusammenstellung der einschlägigen Verhandlungen in den officiellen Körpern von Thiel, einer Studie von Rimpler und einer praktischen Auseinandersetzung „Steesow, ein projectirtes Bauerndorf" von Sombart. Letztere scheint uns nicht sehr glücklich, da das Project auf der Voraussetzung einer Verschuldung bis zu Dreiviertel des bäuerlichen Besitzes zu mehr als 4 Proc. Zinsen basirt. Eine solche, das Gutserträgniß übersteigende Zinsen- und Amortisationslast deroutirt aber den Grundbesitzer mehr als Mißernte und Krankheit. Wir haben in den vorliegenden Schriften bemerkenswerthe Beiträge für die Beurtheilung der inneren Colonisation vor uns, die umsomehr Beachtung verdienen, als die Frage der Zerschlagung der Staatsdomänen in selbständige Bauernhöfe in der nächsten Zukunft häufiger an die Oberfläche kommen wird.
Whr.

Matyas Vallady, France et Allemagne, Les deux Races. (Paris, Paul Ollendorff.) — Nehmen wir das wenige Gute, das sich in dem Buche Vallady's findet, vorweg. Das Werk ist nicht ohne Geist geschrieben, schade, daß es ein Geist der Bosheit und Verkleinerungssucht ist, wo es sich um Deutschland handelt, ein Geist der Anmaßung und Ueberhebung, wo es die Landsleute des Verfassers betrifft. Vallady möchte gern, daß seine Landsleute die vortheilhaften (nicht die guten) Eigenschaften der Deutschen annähmen, daher nennt er einige derselben als ein zweiter Tacitus, dann aber besudelt er die Deutschen mit Gift, Galle und Gemeinheit.
w-y.

Der Wucher auf dem Lande. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Unter diesem Titel hat der Verein für Socialpolitik, zu dessen Mitgliedern angesehene Professoren der Nationalökonomie, Verwaltungsbeamte, Arbeitgeber ꝛc. gehören, 27 Gutachten und Berichte erscheinen lassen, die alle Gegenden des Deutschen Reiches behandeln. Unter den Mitarbeitern sind der badische Ministerialrath Buchenberger, der bayerische Frh. v. Cetto, der nationalliberale Landtagsabgeordnete und rheinpreußische Landrath Knebel, Oekonomierath Nobbe, Knauer-Gröbers, K. v. Langsdorff, Pogge, der posensche Landrath v. Nathusius und andere namhafte Sachkenner vertreten. Einige Berichte sind Auszüge aus den Veröffentlichungen landwirthschaftlicher Vereine. Den Wucher in der Trierschen Gegend schildert der Caplan und Schriftführer des dortigen Bauernvereins G. Dasbach. Das kurze, resumirende Vorwort ist vom Geh. Oberregierungsrath im preußischen landwirthschaftlichen Ministerium Thiel verfaßt. Im Großen und Ganzen sind die Berichte und Vorschläge objectiv und verständig, zum Theil vortrefflich gehalten. Nur selten findet sich etwas Verkehrtes. Dasbach schlägt z. B. in seiner übrigens dankenswerthen Arbeit die Aufhebung der von Buchenberger u. A. mit Recht vertheidigten Wechselfähigkeit vor. Wichtiger ist Folgendes. Auf S. 345 und namentlich auf S. 333 und 334 findet sich ein wahrer Knäuel schiefer und falscher Vorstellungen über ungedeckte Banknoten (die mit Recht, aber nicht entschieden genug verworfen werden), über die von den Agrariern mit Unrecht geforderte Verstaatlichung der Reichsbank, über Handelsbanken, Hypothekenbanken und Banken für den persönlichen Credit der Landwirthe. Eine ausführliche Berichtigung dieser Irrthümer würde weit über den Rahmen einer kurzen Recension hinausgehen. Referent beschränkt sich daher auf folgende Bemerkungen. Ein Landwirth kann sich aus naturgesetzlichen Gründen, besonders wegen des jährlichen Ernteturnus, einer privaten, oder staatlichen Handelsbank nur in sehr beschränktem Maße bedienen. Bei guter Ernte braucht der Landwirth einen 4—6monatlichen, bei schlechter einen 16—18monatlichen Credit. Es müssen daher durch Genossenschaften von Landwirthen oder durch Bankiers eigene, von den Handels- und Hypothekenbanken getrennte, höchstens ganz äußerlich mit den Hypothekenbanken verbundene Banken für den Personalcredit des Landwirthes geschaffen werden. Diese oft verkannte Wahrheit ist den Agrariern schon 1874 vom Berliner Professor A. Held in den halbamtlichen „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern" (dem Archive des Königl. Preußischen Landesökonomiecollegiums) vorgehalten worden. Trotz der erwähnten Mängel ist die neueste Publikation des Vereins für Socialpolitik eine gediegene, sehr beachtenswerthe Schrift. Der preußische Landwirthschaftsminister Dr. Lucius hat sich ein Verdienst um das Gemeinwohl erworben, indem er das Landesökonomiecollegium veranlaßte, sich mit der Wucherfrage zu beschäftigen, und indem er dem Verein für Socialpolitik die Benutzung der eingegangenen Berichte und Gutachten gestattete.
k. w.

Digitized by Google

Verlag von Duncker & Humblot
1887. in Leipzig. 1887.

Leipziger Grossindustrie und Grosshandel,
in ihrer Kulturbedeutung
geschildert von **P. Hirschfeld.**
gr. 4°. Gebunden 6 M.

Das Stadttheater zu Leipzig vom 1. Januar 1862 bis 1. Septbr. 1887.
Nach amtlichen Quellen bearbeitet von
G. H. Müller.
6 M. 40 Pf.; geb. 8 M.

Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima
und die Mittel zu deren Abwehr.
Von **Gustav Leipoldt.**
2 M.

Kamerun.
Skizzen und Betrachtungen
von
Max Buchner.
Preis 5 M.

Die deutsche Auswanderung
und die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien.
Von **W. Breitenbach.**
1 M. 40 Pf.

Geschichte des Ostfränkischen Reichs.
Von **E. Dümmler.**
2. Auflage. 1. Band. Bis zum Frieden von Koblenz. — 2. Band. Bis zum Tode Ludwigs des Deutschen. à Bd. 10 M.

Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Karl dem Grossen.
Von **Sigurd Abel.**
Band I: 768—788. 2. Auflage, bearbeitet von **B. Simson.**
Preis 16 M.

Essays und Denkreden.
Von **August Trefort.**
Preis 4 M. 40 Pf.

Abhandlungen aus der neueren Geschichte.
Von **Max Duncker.**
Preis 8 M.

Preussisches Bilderbuch.
Von **Karl Koberstein.**
Preis 4 M. 80 Pf.; geb. 6 M.

Oesterreichs
Gegenwart und nächste Zukunft.
Von einem Reichsrathsmitgliede.
Preis 5 M. 60 Pf.

Moritz von Kaiserfeld.
Sein Leben und Wirken als Beitrag zur Staatsgeschichte Oesterreichs von 1848 bis 1884.
Von **F. v. Krones.** Preis 9 M.

Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hofe.
Aus den Erinnerungen der
Gräfin Sophie Marie von Voss.
5. Auflage. 6 M.; geb. 7 M. 50 Pf.

Briefe von und an Hegel.
Herausgegeben von
Karl Hegel.
2 Bände. 16 M.

Abhandlungen aus der griechischen Geschichte.
Von **Max Duncker.**
Mit einem Vorwort von A. Kirchhoff.
Preis 4 M.

Allgemeine deutsche Biographie.
Band 24 und 25.
Preis à 12 M.;
gebunden à 14 M. 20 Pf.

Leopold von Ranke's Weltgeschichte.
1. bis 8. Theil.
Geheftet 139 M.; gebunden 162 M. 50 Pf.

1887 erschienen:
L. v. Ranke's Weltgeschichte.
8. Theil.
Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft (12. und 13. Jahrhundert.)
17 M.; geb. 20 M.

Rechtskraft und Rechtsbruch
der
liv- und estländischen Privilegien.
1 M. 80 Pf.

Russisch-Baltische Blätter.
Zur Kenntniss Russlands und seiner Grenzmarken.
3. Heft.
2 M. 80 Pf.

Die Russificirung der Ostseeprovinzen.
Von
J. von Dorneth.
1 M. 80 Pf.

Die landwirthschaftliche Konkurrenz Nordamerikas in Gegenwart und Zukunft.
Von **Max Sering.**
15 Mark.

Die Bauern-Befreiung
und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Theilen Preussens.
Von **G. F. Knapp.** 2 Bände. 16 M.

Zur landwirthschaftlichen Frage der Gegenwart.
Von **A. Buchenberger.**
3 Mark.

Die
Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienste
in den deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich.
4 Mark 40 Pf.

Zur Geschichte Deutschlands und Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert.
Von **L. v. Ranke.**
Hrsg. v. A. Dove. (Bd. 49, 50 d. Sämmtl. Werke.)
Preis 12 M.

Der Einfluss des Zwischenhandels auf die Preise
auf Grund der Preisentwicklung im Aachener Kleinhandel.
Von **R. van der Borght.**
6 M. 40 Pf.

Deutsche Rechtsgeschichte.
Von **Heinrich Brunner.**
(Binding's Handb. d. d. Rechtsw.) Erster Band.
9 M. 60 Pf.; geb. 12 M. 10 Pf.

Die Steuer und das öffentliche Interesse.
Eine Untersuchung über das Wesen der Steuer etc.
Von **Fr. J. Neumann.**
10 M.

Der Wucher auf dem Lande.
Berichte und Gutachten.
7 M. 60 Pf.

Wirtschaftsformen u. Wirtschaftsprinzipien.
Ein Beitrag zur Lehre von der Organisation der Volkswirtschaft
von **Gustav Gross.**
4 M. 20 Pf.

Geschichte der
Preussischen Regieverwaltung
von 1766 bis 1786.
Von **Walther Schultze.**
I. Theil. 9 M. 60 Pf.

Die wichtigeren preussischen Reformen der direkten ländlichen Steuern im 18. Jahrhundert.
Von **C. A. Zakrzewski.**
2 M. 40 Pf.

Volksvermögen, Volkseinkommen
und ihre Vertheilung.
Von **Hermann Losch.**
2 M. 60 Pf.

Der internationale Geldmarkt
im Jahre 1886.
Von **Emil Struck.**
1 M. 40 Pf.

Die Entwickelung
der deutschen Arbeiter-Kolonien.
Von **G. Berthold.**
3 M. 60 Pf.

Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit.
1.—5. Heft.
13 Mark 80 Pfennig.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft.
Elfter Jahrgang.
Herausgegeben von **Gustav Schmoller.**
Preis 27 M.

Verantwortlicher Redacteur: Oskar Bulle in Berlin. Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Expedition: Berlin N.W., Dorothenstr. 31.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 10. März 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vom Balkan. Von Spiridion Gopčević. — Der Selbstmord in der Armee. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — **Literatur und Kunst**: Wagner und Liszt. Von Karl Hochberg. — Die Entwickelung des Naturgefühls. Von Karl Jentsch. — **Feuilleton**: Die glückliche Ehe. Humoreske von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt**: Dramatische Aufführungen. „Die Wildente". Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen. Von G. M. — Neue Possen. Von Z. — Inserate.

Vom Balkan.

Von Spiridion Gopčević.

Die Balkanhalbinsel ist bekanntlich der große Feuerherd, dessen Flammen Europa beständig beunruhigen. Wird da nicht sorgsam das Feuer gehütet, können die Flammen leicht über Sava und Donau schlagen und Europa in Brand stecken.

Heute ist die politische Lage eine derartige, daß ein neuer solcher Brand sich nicht auf eine localisirte Feuersbrunst beschränken würde wie dies in den siebziger Jahren der Fall war, sondern er würde allem Anscheine nach einen großen Weltbrand entzünden, in dem mindestens fünf, wahrscheinlich aber alle sechs Großmächte, sowie sämmtliche Balkanstaaten und möglicherweise auch Dänemark, Belgien, die Schweiz und Spanien verwickelt würden. Schon bei dem Gedanken an die bloße Möglichkeit eines so furchtbaren Krieges, in dem 16 Staaten mit zusammen 10 Millionen Streitern gegen einander ständen, schaudert die Phantasie zurück; ein solcher Weltkrieg müßte für unsere Cultur und wahrscheinlich auch für die Freiheit der Völker von den verderblichsten Folgen sein.

Weil aber heute die Sachen so bedenklich stehen, müssen wir die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel mit besonderem Interesse verfolgen, denn ein unbeachtet gelassener Funke kann den dort aufgehäuften Brennstoff entzünden und dann — wäre es zum Löschen schon zu spät!

Im Vordergrunde des Interesses steht noch immer Bulgarien, wo sich der Coburger Rußland zum Trotz länger hält als man erwartet hatte. Wie dies kommt, darüber gibt nachstehender Brief aus Bulgarien Aufschluß. Mein Gewährsmann schreibt mir:

„Sie wundern sich, daß der Coburger sich so lange halten kann? ... Nun, die unwiderstehliche Macht des goldbeladenen Esels von König Philipp kennen Sie ja! Der Coburger ist reich und ebenso ehrgeizig. Er befolgt eine dem Battenberger gänzlich entgegengesetzte Maxime: während dieser haushälterisch war, wirft der Coburger mit dem Gelde um sich und verwendet sein Vermögen sogar für Staatsbedürfnisse! ... Sie lächeln ungläubig? ... Nun, ich will Ihnen nur folgenden Fall erzählen: Die Einführung von Magazingewehren wurde beschlossen und 100,000 Gewehre bei Schulhoff in Wien bestellt. Letzterer trug Bedenken, die Bestellung anzunehmen, weil er in die Zahlungsfähigkeit der Bulgaren kein übergroßes Vertrauen setzte. Er verlangte daher, daß Prinzessin Clementine (die Mutter des Coburgers), deren große Reichthümer bekannt sind, für die richtige Zahlung bürgen solle. Die Prinzessin fand sich ohne Weiteres dazu bereit und verpflichtete sich, für die pünktliche Zahlung der bestellten 100,000 Gewehre — die wohl 8—10 Millionen Leva (Francs) kosten dürften — gutzustehen. Sie können sich denken, was das für einen Eindruck auf unsere Bulgaren gemacht hat, welche eine solche Hochherzigkeit von einem Herrscher bisher nicht gewohnt waren!

Der Jubel, mit dem die Prinzessin Clementine bei ihrer Herkunft begrüßt wurde, war demnach wirklich ein aufrichtiger. Er verstärkte sich noch durch die Freigebigkeit der Prinzessin, welche dem Regiment, das ihren Namen empfing, 10,000 Leva und der Bahngesellschaft eine Locomotive schenkte und es auch sonst an reichlichen „Bachschisch" nicht fehlen ließ. Ihr Sohn folgt ihrem Beispiele. Im Gegensatze zu dem Battenberger, der mit Orden und Beförderungen auffallend sparte und selbst die größten ihm geleisteten Dienste als selbstverständlich betrachtete und unbelohnt ließ, beeilt sich der Coburger nicht nur allen Jenen seine Dankbarkeit zu beweisen, welche ihm wirklich Dienste erweisen und seine aufrichtigen Freunde sind, sondern er vertheilt auch Orden, Geschenke und Beförderungsdecrete an jene, welche es noch nicht sind oder ihm schaden könnten. Das ist jedenfalls sehr klug und so lange das Geld reicht, wird der Prinz die Mehrzahl der Bulgaren — wenn nicht aus Liebe, so doch schon aus Eigennutz — um sich geschaart finden. Dies erklärt auch, weshalb der letzte russische Putsch (Nabokov) mißglückte. Der russische Rubel ist schon seit einiger Zeit spärlicher geflossen und mußte daher dem coburgischen Golde unterliegen. Wer bei diesem Geldwettkampfe profitirt, das sind die biederen Bulgaren, denen die Sache recht gut gefällt.

Daß der Prinz trotzdem nicht lauter Freunde hat, ist begreiflich. Manche Bulgaren haben ihm den Rücken gekehrt, u. A. auch der frühere Adjutant des Battenbergers, Major Uraljev, welcher mißvergnügt nach — Odessa ging. Die Russenfreunde sitzen von Turn Severin bis Galatz in den rumänischen Donaustädten und warten auf eine Aenderung der Dinge in Bulgarien. Hoffentlich müssen sie lange warten, denn aufrichtig gesagt, beginne ich mich mit der Regierung des Prinzen Ferdinand mehr zu befreunden, obschon ich noch immer viel daran auszusetzen habe und mir gewisse Leute seiner Umgebung sehr mißfallen. Was am wunderbarsten erscheinen mag, ist der Umstand, daß Stambulov, der doch ungehindert Reichthümer zusammenscharren darf und thatsächlich der Regent Bulgariens ist, dem Prinzen nicht aufrichtig ergeben ist. Man beschuldigt ihn, mit dem Gedanken umzugehen, den Coburger eines schönen Tages zu stürzen und sich selbst zum

Digitized by Google

Fürsten oder Regenten aufzuwerfen. Dem ebenso ehrgeizigen als habsüchtigen Stambulov wäre ein solcher Plan zuzutrauen, doch halte ich ihn für zu furchtsam, denn beliebt ist er beim Volke nicht."

Soweit mein Gewährsmann. Wenn er aber Stambulov für zu feig hält, so dürfte er sich irren. Der serbische Gesandte in Berlin, Herr Petronijević, hat mir von ihm einen Zug erzählt, der gerade für dessen Verwegenheit sprechen würde. Im Jahre 1876 befand sich nämlich Stambulov unter den bulgarischen Flüchtlingen, welche in Bukarest von den Unterstützungen der rumänischen, serbischen und russischen Regierung lebten. Petronijević war damals diplomatischer Agent Serbiens in Bukarest und hatte als solcher wiederholt Stambulov Geldunterstützungen ausbezahlt. Als letztere ausblieben, wandte sich Stambulov an den Metropoliten um Geld. Mehrmals erhielt er solches, aber schließlich wurde er abgewiesen. Darüber wüthend, lauerte er dem Metropoliten in dessen Garten auf und drohte ihn zu erschießen, falls er kein Geld hergäbe. Als der erschrockene Metropolit um Hülfe schrie, schoß Stambulov thatsächlich auf ihn, doch glücklicherweise ohne ihn zu treffen. Stambulov wurde nun verhaftet, doch konnte man ihm keinen Proceß machen, ohne die Thatsache der Geldunterstützung der bulgarischen Flüchtlinge durch die Regierungen von Rumänien, Serbien und Rußland in die Öffentlichkeit zu bringen. Man zog es daher vor, den Vorfall zu vertuschen und Stambulov abzuschieben.

Hält man sich diese Thatsache vor Augen, sowie den Lebenslauf Stambulov's, wie ich ihn in meinem „Bulgarien und Ostrumelien" geschildert, so wird man einsehen, daß ein solcher Mann zu Allem fähig ist und der Coburger gut thun wird, vor ihm auf der Hut zu sein.

Den neuesten Nachrichten zufolge zieht sich um den Kopf des Coburgers ein Gewitter zusammen, indem Rußland, unterstützt von Deutschland und Frankreich, von der Pforte Entfernung des Prinzen verlangt. Ein solcher Schritt muß ein Schlag ins Wasser bleiben, denn die Pforte hat gewiß keine Lust, für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen, besonders, da sie hierzu auch nicht die geringste Veranlassung hat. Vielleicht entschließt sie sich unter dem Drucke der Mächte dazu, den Prinzen „abzusetzen" — mittelst Fermans, also nur auf dem Papiere! — aber ihn durch Truppengewalt zu verjagen, das wird sie gewiß nicht thun! Oesterreich, England und Italien werden andererseits nicht zulassen, daß die Vertreibung des Coburgers durch russische Truppen geschehe, und da es sonst kein Mittel gibt, den Prinzen Ferdinand aus Bulgarien zu vertreiben, wird er voraussichtlich so lange bleiben, als er seines Geldes halber von den Bulgaren geduldet wird — oder bis ihn irgend eine von den Russen erkaufte Bande entführt oder meuchelt.

Am interessantesten ist bei der neuen Phase der bulgarischen Frage jedenfalls der Umstand, daß Deutschland auf Seite Rußlands und Frankreichs steht, während seine Verbündeten (Oesterreich und Italien) gegen Rußland Stellung nehmen. Dies wirft auf den Werth der Friedenslage ein zweifelhaftes Licht. Man muß sich unwillkürlich folgende Frage stellen: „Was wird Deutschland machen, wenn Rußland in Bulgarien einmarschirt und Oesterreich dies als Kriegsfall betrachtet?" Dem Wortlaut des Bündnißvertrages zufolge ist Deutschland nur dann verpflichtet, Oesterreich beizustehen, wenn dieses von Rußland angegriffen wird. Durch Einmarsch in Bulgarien würde aber Oesterreich nicht angegriffen. Wenn letzteres nun den Russen deshalb Krieg erklärt, kann Deutschland sich neutral verhalten, ohne vertragsbrüchig zu werden. Da Italien auch kein Interesse hätte, mit Oesterreich gegen Rußland zu kämpfen, würde Oesterreich im Kriege gegen den nordischen Koloß allein stehen und die Friedensliga wäre von Rußland ad absurdum geführt worden. Es wäre daher wünschenswerth, daß sich die Mächte der Friedenslage schon zum voraus über diese kitzliche Frage verständigten.

Auch in Serbien haben sich manche Wandlungen vollzogen. Das Cabinet Ristić konnte sich im ganzen nur 200 Tage halten. Wie es vorauszusehen war, dauerte die unnatürliche Allianz zwischen den Radikalen und den sogenannten „Liberalen" (nach unseren Begriffen rechtes Centrum) nicht lange. Letztere, die eigentliche Ristić-Partei, hatte zu wenig Anklang im Volke, es war daher vorauszusehen, daß bei den nächsten Wahlen die Radikalen einen weit größeren Anhang besitzen würden, als die Liberalen. Nachdem es thatsächlich so geschehen, suchten sich die Radikalen der unbequemen Alliirten zu entledigen, indem sie eine Forderung erhoben, von der sie wußten, daß Ristić sie nicht annehmen werde. Sie beschuldigten nämlich den (liberalen) Minister des Innern, Miloj-ković, er habe gegen die getroffene Vereinbarung die radikale Wahlagitation eingeschränkt und die liberale begünstigt, und verlangten seinen Rücktritt. Ristić wollte seinen Freund und seine beste Stütze nicht opfern und zog es vor, seine Entlassung zu geben. Dem König blieb daher nichts übrig, als die Regierung den Radikalen zu übertragen, doch sorgte er dafür, daß diese nicht die von ihm eingeschlagene österreichfreundliche Politik ändern könnten, indem er das Portefeuille des Aeußeren dem Obersten Dragutin Franasović übertrug, welcher schon früher im Fortschrittsministerium Garaschanin dieselbe Stellung eingenommen hatte.

Diese Wahl kann als eine glückliche bezeichnet werden. Franasović ist eine der wenigen Persönlichkeiten in Serbien, welchen selbst die politischen Gegner eine seltene Lauterkeit des Charakters nicht zu bestreiten wagen. Der Name Franasović bürgt dafür, daß die Politik Serbiens auch fernerhin eine friedliebende, sich jeder Abenteuer enthaltende sein wird. Zwar gibt es in Serbien viele Russenfreunde, welche von Rußland allein alles Heil für Serbien erwarten und bei einem österreichisch-russischen Kriege über Oesterreich herfallen möchten — und besonders zahlreich sind diese Leute in den Reihen der Radikalen — aber diese können aus den interessanten Artikeln Belehrung schöpfen, welche seit einiger Zeit im „Videlo" (Organ der Fortschrittspartei) erscheinen und offenbar der Feder Garaschanin's entspringen. In einer langen Reihe von Artikeln beleuchtet der Schreiber ausschließlich auf Grund der geschichtlichen Wahrheit die Beziehungen Serbiens zu Rußland und den übrigen Slavenvölkern. Er weist nach, daß Serbien von jeher nur das Werkzeug Rußlands war, welches sich seiner gegen die Pforte und Oesterreich bediente, um seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu verfolgen, daß aber Rußland auch jederzeit bereit war, Serbien der Pforte oder Oesterreich auszuliefern, wenn es darin seinen Vortheil sah. Dabei fallen die Hiebe auf die unslavische und selbstsüchtige Politik Rußlands seit hundert Jahren. Jene Artikel haben auch überall Eindruck gemacht und zogen dem „Videlo" das Eintrittsverbot in das russische Reich zu. Die Stimme der Wahrheit läßt sich aber nicht unterdrücken und alle russischen Ukase werden kein Blatt aus der Weltgeschichte herausreißen.

Nicht minder bemerkenswerth war ein an die Adresse der österreichischen Slaven gerichteter Artikel, welcher diesen gründlich die Wahrheit sagte. Hervorgerufen wurde er durch die beständigen Angriffe der slavischen Blätter Oesterreich-Ungarns auf Serbien, dessen Regierung, Politik und den König Milan. Mit Hohn fragt Garaschanin die österreichischen Slaven, wie sie denn Serbien wegen seiner österreich-freundlichen Politik so befehden könnten, wo doch sie selbst sich als so gute Oesterreicher geberden und „Oesterreich schaffen wollten, wenn es noch nicht bestünde"? Er verhöhnt die Slovaken, weil sie über Serbien sprechen wollen und selbst, trotz ihrer $2^1/_2$ Millionen Seelen nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen slovakischen Abgeordneten in den ungarischen Reichstag zu senden; er verhöhnt die Kroaten, weil sie Serbien befehden und Bosnien als „kroatisches" Land in Oesterreich einverleibt wissen wollen, aber dabei dulden, daß sie von den Magyaren unterdrückt werden. Er verhöhnt die Czechen, welche Serbien anfeinden, das sich durch eigene Kraft politische Selbständigkeit erkämpft hat, während jene für ihre behaupteten Rechte nur reden, aber nicht ihr Blut einsetzen wollen, ja nicht einmal gleich den Polen und Magyaren eine Emigrantenpartei be-

Digitized by Google

sitzen, welche der Welt die Vergewaltigung ihrer Rechte ad oculos vordemonstriren würde.

Auch diese Lection kann als eine heilsame betrachtet werden, denn es ist in der That widersinnig von den österreichischen Slaven, Serbien nur deshalb anzufeinden, weil es nicht mehr das blinde Werkzeug Rußlands sein will und mit Oesterreich gute Beziehungen unterhält. Entweder sind die österreichischen Slaven wirklich gute Oesterreicher — und dann können sie von der serbischen Politik nur entzückt sein; oder sie sind es nicht — dann aber wäre es viel anständiger und ehrlicher, dies offen zu bekennen, keinen Patriotismus zu heucheln, der ihnen fremd ist, und für ihre Ideen mannhaft einzutreten, wie dies eben die Polen machen und früher die Magyaren und Italiener gleichfalls thaten.

Freilich darf man nicht vergessen, daß man eine ebenso lange Kette von Anschuldigungen, wie sie Garaschanin gegen Rußland erhoben hat, auch gegen Oesterreich erheben könnte. Von letzterem verzeichnet die Geschichte Serbiens ein ebenso langes Sündenregister, wie jenes von Rußland ist. Oesterreich war von jeher der politischen Entwickelung Serbiens entgegengetreten. Besonders ist es das Aussaugesystem der Länderbank, welches dem österreichischen Ansehen in Serbien einen schweren Schlag versetzt und das Emporblühen von Sympathien für Oesterreich im serbischen Volke verhindert. Oesterreich könnte mit Leichtigkeit allen russenfreundlichen Parteien in Serbien den Garaus machen und Serbien für immer auf seine Seite ziehen, wenn es sich bemühte, Serbiens Dankbarkeit zu erwerben. Dies könnte entweder durch Zugeständnisse commerzieller und finanzieller Begünstigungen oder durch Ueberlassung Bosniens geschehen, in welch letzterem Falle Serbien gewiß bereit wäre, mit Oesterreich eine Militär- und Zollconvention einzugehen. Für Oesterreich wäre dies weit vortheilhafter als der bisherige Status; und statt einer kostspieligen Provinz, welche im Kriegsfalle ein Armeecorps fesselt, erhielte es eine Verstärkung von 100,000 Mann!

Der Selbstmord in der Armee.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Unter den vielen interessanten und zum Nachdenken anregenden Resultaten, welche das Studium des Selbstmordes, seiner Ursachen und seiner Häufigkeit ergeben haben, ist eines der auffallendsten und am meisten einer Erklärung bedürftigen die jedem Forscher auf diesem dunklen Gebiete sofort in die Augen springende Thatsache, daß die Procentzahl der Selbstmorde in der Armee stets und überall eine bedeutend höhere ist als in der Civilbevölkerung eines Landes. Autoren der verschiedensten Nationen, welche gänzlich unbefangen und unabhängig von einander dieser Frage näher traten, einerlei ob sie vom moralphilosophischen, vom völkerpsychologischen, vom militärischen oder vom statistisch-hygienischen Standpunkte ausgingen, haben in seltener Einmüthigkeit diese frappirende Thatsache bestätigt. Weniger einmüthig war man freilich in der Deutung der Ursachen dieser Erscheinung. Während Moralphilosophen und ältere Psychologen kurzer Hand und in einseitiger Hervorhebung eines einzelnen Factors theils die moralischen Einflüsse, theils die materiellen Mühseligkeiten des Dienstes, also den Beruf als solchen anschuldigten, hoben neuere Autoren aus dem psychiatrischen Lager mehr die psychische Wirkung des Militärlebens hervor und meinten nach dem Ausspruche des berühmten französischen Irrenarztes Esquirol, „daß der militärische Geist als solcher, indem er das Leben gering achten lehrt, den Selbstmordtrieb begünstige". Diese Ansichten haben lange Zeit als einzige Erklärung der höheren Selbstmordquote des Militärs gegolten; indem man in den Fehler fiel, diese Thatsache als eine isolirte zu betrachten und zu beurtheilen, statt sie mit verwandten Erscheinungen einer vergleichenden Kritik zu unterziehen, war man nur zu geneigt in einseitiger Kurzsichtigkeit lediglich den Beruf als solchen anzuschuldigen. Wohl- oder übelwollende Redner benutzen denn auch jetzt noch häufig in den gesetzgebenden Versammlungen gelegentlich der Debatten über den Militäretat die Gelegenheit, aus der Höhe der Selbstmordziffer in der Armee, indem sie dieselbe lediglich als Folge einer zu strengen Disciplin, ja sogar ungesetzlicher Mißhandlungen erklären, Angriffe auf die Militärverwaltung zu schmieden. Sind es denn nun in der That ausschließlich die materiellen oder psychischen Bedingungen des Militärlebens, welche die Selbstmordziffer in die Höhe treiben, gibt es hier keine anderen Factoren als lediglich den Beruf? Erst einer noch jungen Wissenschaft, der Bevölkerungsstatistik und ihren Lehren, welche in ihrem Emporblühen blendende Lichtreflexe über bisher ganz dunkle und verworrene Gebiete des Völker- und Einzellebens geworfen hat, verdanken wir, wie in der Selbstmordfrage überhaupt, so auch in der uns hier speciell interessirenden Frage ein gerechteres, gründlicheres Urtheil. Erst die Erkenntniß, daß die Sterblichkeit durch Selbstmord gleich der Sterblichkeit überhaupt dem Gesetz der großen Zahlen untergeordnet ist; daß in diesen scheinbar so willkürlichen und zufälligen Verhältnissen eine eherne Regelmäßigkeit, eine statistische Nothwendigkeit waltet; daß es eine ganze Reihe parallel laufender Factoren sind, welche die Höhe der Sterblichkeit wie die Zahl der Selbstmorde in jedem Jahre, in jedem Monate mit vorauszuberechnender, mathematischer Sicherheit bestimmen, — erst diese Erkenntniß hat uns auch das Räthsel gelöst, warum auf die Armee stets eine höhere Procentzahl der Selbstmorde als auf das Civil trifft und warum diese betrübende Erscheinung stets mit absoluter Sicherheit eintrifft und eintreffen muß, unbekümmert um menschliches Wollen und Zuthun. Es ist dieses Factum eben eine unerbittliche statistisch-biologische Nothwendigkeit, welche nicht zu umgehen ist, weil eine eingehendere Betrachtung der für die Armee in dieser Hinsicht maßgebenden Verhältnisse klar erweist, daß die Selbstmordziffer hier durch eine Reihe von Factoren bestimmt wird, welche gerade für die Personenklassen, aus denen sich die Armee zusammensetzt, sämmtlich ihr Maximum erreichen.

Das Gesetz der großen Zahlen gilt unter vielen Gestalten und auf den verschiedensten Gebieten; es verleiht den anscheinend am wenigsten geordneten, anscheinend am meisten der freien Wahl des Einzelnen überlassenen Verhältnissen das Gepräge der mechanischen Regelmäßigkeit. Auf diesem Gesetz basirt in letzter Linie jede statistische Untersuchung. Regelmäßigkeit und vorauszuberechnende Werthe ergeben sich auf allen Gebieten der Bevölkerungsstatistik, wenn wir dieselben vom Standpunkt der großen Zahlen betrachten. Denn diese Regelmäßigkeit zeigt sich nur erst in Jahresreihen, in deren größeren Jahreswerthen die kleinen zufälligen Störungen verschwinden oder sich ausgleichen, indem die ungünstigen Chancen der einen von den günstigen Chancen der anderen Jahrgänge aufgewogen werden. Wenn wir nun bei der Anwendung dieses Gesetzes sehen, daß z. B. die Zahl der Eheschließungen, der Verbrechen, der Selbstmorde, welche anscheinend nur der freien Selbstbestimmung des Individuums unterworfen sind, sich in einem Lande, einer Großstadt stets auf derselben durchschnittlichen Höhe, auf derselben genau vorauszusagenden Ziffer halten; wenn nicht nur die Zahl, sondern auch die Art und Weise, die näheren Umstände, unter welchen diese scheinbar willkürlichen Handlungen erfolgen, für eine bestimmte Localität, eine bestimmte Menschenklasse, eine bestimmte Jahreszeit ebenfalls stets constante, genau vorher zu berechnende sind; wenn wir z. B. genau vorhersagen können, wie viel Diebstähle durch Einbruch in einem gewissen Monate erfolgen oder wieviel weibliche Personen in einem anderen Monate ihrem Leben durch Ertränken ein Ende machen werden; wenn wir beim Studium der Bevölkerungsstatistik immer und überall statt Willkür regelmäßige Ordnung, statt Zufall Gesetz finden, so können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Schwerkraft der die menschlichen Handlungen beeinflussenden Factoren außerhalb des Individuums liegt oder mit anderen Worten, wie der Däne Westergaard in seiner „Lehre von der Mortali-

Digitized by Google

tät und Morbidität" sagt: „Die menschliche Selbstbestimmung gehört zu den Ursachen, welche unter das Gesetz der großen Zahlen fallen".

Wenn der Mensch wirklich frei wäre, dürfte man seine Handlungen keinen Berechnungen unterwerfen können; wenn aber die menschlichen Handlungen offenbar unter einem Gesetze stehen, so scheint mit unerbittlicher Consequenz daraus zu folgen, daß der Mensch in der strengsten Bedeutung des Wortes unfrei ist und keine Wahl treffen kann, deren Ausfall sich nicht vorausberechnen ließe. Es mag uns wenig anmuthen, wenn die materialistische Weltanschauung und namentlich die Deterministen aus solchen Erfahrungen ihre crassen Consequenzen ziehen; Lehren, wie die von Quételet in seinem „Sur l'homme" oder Aussprüche, wie die von du Rondeau: „Der Mensch ist in jedem Augenblicke seines Lebens ein passives Werkzeug in den Händen der Nothwendigkeit", oder von Drobisch: „Es gibt keine absolute Willensfreiheit, es gibt kein Wollen ohne Motiv. Willensfreiheit wäre gleich mit absoluter Willkür oder absoluter Zufälligkeit, wäre daher ohne sittlichen Werth", — sie mögen uns in ihrer seelenlosen Kälte abstoßen und anwidern und doch müssen wir sie zum größten Theil für berechtigt erklären.

Betrachten wir nun unter diesem Gesichtspunkte die uns hier interessirende Frage des Selbstmordes. In dem Augenblicke, wo ein Mensch Selbstmord begeht, unterliegt er keineswegs der freien Selbstbestimmung, sondern er hängt ab von seiner Vergangenheit; denn seine Handlung ist abhängig von Motiven und diese wieder resultiren mit unerbitterlicher Consequenz aus früheren Handlungen und Umständen. So muß man annehmen, daß es für eine bestimmte Zahl von Individuen eine gleiche Anzahl von früheren Handlungen und Vergangenheiten gibt, welche dieselben zum Selbstmord treiben müssen und das Abhängigsein von Vergangenheiten und vergangenen Umständen muß für einen bestimmten Moment ein gegebener Zustand der Gesellschaft sein. Wir nähern uns so den Ansichten Buckle's, welcher in seiner Geschichte der Civilisation in England sagt: „Der Selbstmord ist lediglich das Erzeugniß des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft und der einzelne Frevler verwirklicht nur das, was eine nothwendige Folge vorhergehender Umstände ist. In einem bestimmten Zustand der Gesellschaft muß eine gewisse Anzahl ihrem Leben selbst ein Ende machen. Das ist das allgemeine Gesetz."

Wir sehen also bei eingehenderer Betrachtung der den Selbstmord beeinflussenden Ursachen, daß die freie Selbstbestimmung auszuschalten ist, da sie selbst unter das Gesetz der großen Zahlen fällt und ihre Resultate vorauszuberechnen, also von anderen Factoren abhängig sind. Diese Factoren erkennen wir aber, wenn wir nach dem Gesetz der großen Zahlen dem Einfluß der verschiedenen socialen Zustände und gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Zahl der Selbstmorde nachforschen und unter einander vergleichen. Man muß bei dieser Methode die Untersuchungen so einrichten, daß man, um die Wirkung einer einzelnen Ursache zu erkennen, alle anderen Ursachen unter die zufälligen fallen läßt, also eliminirt; es theilt sich eben, wenn man das Gesetz der großen Zahlen anwendet, der ganze Complex der Ursachen in zwei Reihen, von welchen die Reihe der zufälligen im Hauptresultate ganz verschwindet. Diese Methode erlaubt von allen individuellen kleinen Umständen zu abstrahiren und sieht die zu untersuchende Menschenklasse als bestehend aus lauter gleichen Objecten an. Sie betrachtet den einzelnen Menschen einfach als ein Risicoelement gegenüber der Außenwelt. (Cantor, Das Gesetz im Zufall.) Natürlich ist diese Gleichheit fingirt, denn wären zwei Menschen wirklich gleich gegenüber der Außenwelt, so müßten dieselben auch gleichzeitig z. B. krank werden und gleichzeitig sterben; doch stört diese Fiction nicht in der Rechnung, da es sich eben um große Zahlen handelt.

So wollen wir denn jetzt die Resultate betrachten, welche die Untersuchungen über den Einfluß der socialen Verhältnisse und der äußeren Lebensbedingungen auf die Zahl der Selbstmorde gegeben haben; also mit anderen Worten, wir fragen: wie beeinflussen Geschlecht, Alter, Civilstand, Beruf, Wohnort, Religion die Selbstmordziffer? Nur auf diesem Wege dürfen wir hoffen, klaren Einblick in die den Selbstmord wirklich bestimmenden Factoren zu bekommen und auf diesem Wege werden wir auch erfahren, warum die Ziffer der Selbstmorde in der Armee eine höhere ist und sein muß als in der Civilbevölkerung.

Der Einfluß der Religion, richtiger gesagt: der Confession, ist — und dies dürfte Manchen befremden — nach Uebereinstimmung der Autoren kein nennenswerther; die Selbstmorde vertheilen sich annähernd gleich auf alle Confessionen. Allerdings werden in katholischen Ländern etwas geringere Zahlen angegeben, doch wird hier jedenfalls mancher Selbstmord vertuscht aus Furcht vor der katholischen Geistlichkeit, welche in Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses der Selbstmörder als die strengste gilt. A priori läßt sich übrigens schon eine annähernd gleiche Betheiligung der Confessionen annehmen, da eine etwaige Widerstandskraft gegen die zum Selbstmord treibenden Motive nicht den einzelnen confessionellen Dogmen, sondern der den Confessionen gemeinsamen Moral entnommen werden dürfte.

Einen deutlicheren Einfluß, wenn auch keinen sehr mächtigen, zeigt der Beruf. Und zwar sind es nur zwei einander sehr heterogene Professionen, welche eine Erhöhung der für sie ohne Ansehung des Berufes zu erwartenden durchschnittlichen Selbstmordquote aufweisen; nämlich das Militär und — die Vagabunden. Schon hieraus kann man sehen, daß es nicht eine zu strenge Disciplin und die persönliche Unfreiheit ist, welche dieses Ueberschreiten beim Militär verschuldet, denn eine disciplinlosere und ungebundenere Gesellschaft als die Vagabunden, kann man sich doch nicht gut denken! Von anderen Professionen erreichen Industrie und Handel den erwarteten Durchschnitt; Gelehrte, Beamte und Künstler bleiben unter der Erwartung. — Mehr als die Zahl der Selbstmorde beeinflußt der Beruf und die sociale Stellung die Art derselben. So wählen Gelehrte und Künstler das Gift, andere bürgerliche Professionen das Erhängen, Militärs das Erschießen.

Nicht gleichgültig ist der Wohnort für den Selbstmord. Hier ergeben die Untersuchungen, daß das Stadtleben bedeutend mehr zum Selbstmord disponirt, als das Landleben. Die Gründe liegen hier jedenfalls in dem in der Stadt lebhafteren und grimmigeren Kampfe um's Dasein, in den häufigeren Gelegenheiten zu Trunk und Ausschweifungen ꝛc. Dieser Einfluß nach dem Geschlecht betrachtet, zeigt die auffallende Thatsache, daß das Stadtleben die Selbstmordwahrscheinlichkeit — diese Wahrscheinlichkeit ist ein Bruch, welcher das Verhältniß zwischen der Chance für und allen Chancen für und wider den Selbstmord bezeichnet — für Weiber wenig, für Männer dagegen sehr bedeutend vergrößert. Hier sehen wir schon einen scharf ausgeprägten Einfluß des Geschlechtes; es ist dieses einer der wichtigsten Factoren zur Bestimmung der Selbstmordziffer. Und zwar ist die Neigung zum Selbstmord fast fünf Mal so groß bei Männern wie bei Weibern! Die Gründe hierfür sind wohl dieselben, welche auch die bedeutend höhere Wahrscheinlichkeit der Männer durch Unglücksfälle umzukommen bedingen; nämlich der Umstand, daß die Männer den Einwirkungen der Außenwelt und dem Kampfe um's Dasein in bedeutend höherem Grade ausgesetzt sind, als die Weiber. Ueberdies gehört zum Ausüben des Selbstmordes immerhin eine gewisse Thatkraft, welche dem männlichen Geschlechte überwiegend eigen sein dürfte. In ebenso deutlicher Weise beeinflußt das Geschlecht die Art des Selbstmordes. Während Männer mit Vorliebe das Erhängen und Erschießen wählen, endet die Mehrzahl der weiblichen Selbstmörder durch den Tod im Wasser. So erklärt sich der an vielen Orten vorkommende Volksaberglaube, der Wassergeist eines Sees, eines Flusses verlange jährlich so und so viel weibliche Opfer; das Volk mit seiner oft überraschend scharfen Beobachtung sah eben, daß jährlich stets annähernd dieselbe Anzahl von Weibern als Leichen im See gefunden wurden und erkannte empirisch die Regel, ohne die Causalität zu ahnen. —

Wir kommen nun zu einem sehr wichtigen Factor und der ist das Alter. Die Alterscurve der Selbstmorde hat

Digitized by Google

einen ganz charakteristischen, stets und überall wiederkehrenden Verlauf. Vom Kindesalter langsam ansteigend, erreicht sie für die Altersclasse von 20—25 Jahren schnell ein Maximum, fällt dann ziemlich steil und erreicht erst in der Altersklasse 50—60 Jahre nach langsamem Ansteigen ein zweites Maximum. Welche Gründe mag diese auffallende Erscheinung haben? Guttstadt in seiner von der Zeitschrift des Königl. preuß. statistischen Bureaus Nr. XIV veröffentlichten Arbeit „Ueber die Selbstmorde in Preußen" führt als Erklärung an, daß zum Selbstmord „ein gewisses Maß von Thatkraft gehöre, wovon in jüngeren Jahren Ueberschuß sei. Durch gleiche Umstände würden, so lange sie eben gleich blieben, stets eine annähernd gleiche Zahl von Handlungen geboren." Diese Erklärung scheint mir nicht genügend; es müssen noch andere Umstände obwalten, da auch die Curve der Unglücksfälle und die der allgemeinen Sterblichkeit, deren Parallelismus mit dem Selbstmord, wie wir weiter unten sehen werden, auch in anderen Beziehungen hervortritt, für die Altersklasse 20—25 Jahre ein Maximum erreichen. Ob hier die eben abgeschlossene Pubertät eine Rolle spielt? — Was das zweite Maximum in Altersklasse 50—60 Jahre betrifft, so ist hier der Grund deutlicher: es ist der Alkohol, dessen Wirkung hier prägnant hervortritt.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Wagner und Liszt.

Von Karl Hochberg.

Die vielumstrittene Erscheinung Richard Wagner's ist ein noch unerklärtes Wunder. In diesem herzenskalten Zeitalter, das wesentlich geschaffen ist zum verstandesklugen Sammeln und Erfinden, ergreift Jemand die fernsten „unverständigsten" Stoffe aus hehrer Wunder und wilder Recken Tagen, formt sie in die „unverständigsten", unerhörtesten Verse, prägt sie dann in der verstandesfeindlichsten Kunst in einer Weise aus, die dem Naturell der Zeit, allem bisherigen Geschmack und Kunstgesetz just entgegengesetzt ist, ist dann so „unverständig", Aufführungen zu verlangen mit den unglaublichsten Ansprüchen an Sänger, Orchester, scenische Darstellung und — Zuhörer, und um dem „Unverstand" die Krone aufzusetzen, plant er den Bau eines Theaters in einer verschollenen Gegend und verlangt, daß alle Welt dahin reise, nur ihn mit seinen Werken mustergiltig zu hören — nun und? Und das Zeitalter gehorcht ihm. Das Theater ersteht und fast alljährlich pilgern Tausende aus aller Herren Länder, die Fürsten an der Spitze, dahin, die Sänger erstehen wie vom Himmel gefallen, die überall aufgeführten Werke erweisen sich überall als die besten Kassenstücke, der gesammte Kunstgeschmack ist in voller Wandlung begriffen und die Antiwagnerianer müssen es sich gefallen lassen, zur absterbenden Generation gerechnet zu werden. Man soll nicht jubeln, nicht lachen, nicht verdammen. Lassen wir alles parteiische Urtheilen. Genießen wir nur den reinen Glanz der Thatsachen. Die Gesammterscheinung Richard Wagner in ihrer Wirksamkeit müßte man unmöglich nennen, wenn sie nicht wirklich wäre. Die großen Künstler früherer Zeit waren Höhepunkte ihrer speciellen Kunst und ihrer speciellen Richtung, waren Consequenzen, deren vorbereitende Prämissen in ihren Vorgängern und in ihrem Zeitalter lagen, sie blieben gehorsam in den Grenzen ihrer Zeit, ihrer Kunst und ihrer Verhältnisse, sie wurden bewundert und angestaunt wie die Großen unter den Kleinen. Es ist nicht genug, daß die äußeren Erfolge der Wagner'schen Kunst in den Annalen der Kunstgeschichte unerhört sind, daß niemals die Kunst vom Leben so viel verlangt und erlangt hat, daß die inneren Wirkungen dieser Kunst an Intensität und elementarer Gewalt, mit der sie den ganzen Menschen ergreifen, allem übrigem, allem bisherigen Kunstwesen unvergleichbar sind, daß, was den einen ein „langweiliger toller Wust von Tönen", die anderen als erschlossenes Mysterium dämonisch fanatisirt gleich einer Glaubenssache, daß noch nie die einen so leer und die andern so voll ausgingen, daß noch nie eine Kunstsache so im Vordergrunde des Zeitinteresses stand. Viel wunderbarer als diese Wirkungen und Erfolge selbst ist, daß sie erzielt wurden gegen den Geist der Zeit, daß die denkbar wildesten Bacchanalien der Leidenschaft und Begeisterung in das allernüchternste Zeitalter hineingeworfen dieses vollständig überrumpelten. Und noch wunderbarer ist, daß jene Wirkungen und Erfolge Wagner's erstritten wurden in mächtigster Revolution nicht nur gegen seine Zeit, sondern auch gegen seine Kunst. Und wer all' diese Wunder erklären will, der greife zu allererst zum „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt". Da gibt sich das Ringen des Genius mit sich selbst, mit seinen Verhältnissen, mit seiner Zeit und mit seiner Kunst vor dem Einzigen kund, der ihn verstand und ihm zum Siege verhalf.

Die beiden bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen Bände, die recht vornehm und sympathisch ohne Angabe eines Herausgebers,*) ohne Vorrede und — ohne Reclame erschienen, führen den Briefwechsel zwar nur bis zum Jahre 1861, aber sie umfassen damit die vermuthlich fruchtbarste und wichtigste Periode des Briefwechsels, die Zeit, da der Eine des Freundes am meisten bedurfte und der Andere dem Freunde am meisten nützen konnte, d. h. für Wagner die Zeit seines Exils und für Liszt die Weimarer Dirigentenzeit. Nur einzelne der Briefe fallen noch in Liszt's Virtuosenperiode (bis 1847) und nur wenige in Wagner's Dresdener Zeit vor seiner „Hegira" (1849) und diese wenigen, auf den Ton des officiellen „Sie" gestimmt, dienen nur die Temperatur des Verhältnisses allmählich zu seiner späteren Höhe ansteigen zu lassen. Schon vorher haben die dazwischenliegenden persönlichen Begegnungen natürlich das Beste und Wichtigste von dem gewirkt, was die Briefe nur in schwachem Abglanz wiedergeben. Aber der Aufenthalt des Flüchtlings Wagner bei dem Weimarer Freunde, der ihm Rettung hier vor dem Hunger und dort vor der Polizei brachte, bedeutet innerlich für ihn ein Ereigniß, das er im folgenden Briefe so beschreibt: „Noch vor vier Wochen hatte ich davon keine Ahnung, was ich jetzt als meine höchste Aufgabe erkenne: meine tiefsinnige Freundschaft zu Liszt läßt mich die Kräfte in und außer mir finden, diese Aufgabe zu lösen: es soll unser gemeinschaftliches Werk sein." Wagner's Flucht bedeutete erst die wahre Geburtsstunde eines Freundschaftsbundes, der in seiner Zusammensetzung, seinen Motiven, seinen Wirkungen, in der Intensität seines Ausdruckes vielleicht einzig in der Geschichte dasteht und im Capitel der Psychologie von der Männerfreundschaft einen eigenen Paragraphen verdient. Liszt, der Vertraute seines Fürsten und von allen Höfen wie kein anderer Künstler begünstigt und ausgezeichnet — und Wagner ein Revolutionär gegen seinen König, ein steckbrieflich verfolgter Barrikadenkämpfer; Liszt ein Liebling des Schicksals, der die Süße höchsten Künstlerruhmes in der Vergangenheit gekostet, welcher nach Weimar gegangen war, der Beifallsstürme Europas müde — und Wagner, ein Liebling der Noth und der Verkennung, der nur vom Hoffen der Zukunft lebte und mit dem Schicksal länger und schwerer gerungen als irgend ein anderer Künstler. Von allen Künstlern dieses Jahrhunderts war Liszt sicherlich der beste Sohn der Kirche, ein tief religiöser Geist, der zum heiligen Franciscus betete und schon früh der Priesterweihen würdig war, die er später empfing, und von allen war Wagner sicherlich der irreligiöseste, ein echter Schüler Schopenhauers. Wenn einer von allen international war, so war es Liszt, das europäische Weltkind, das mindestens drei heterogenen Nationen angehört, Ungarn durch Geburt, Frankreich durch Erziehung und Bildung, Deutschland durch Lebensneigung, und wenn einer als ausgesprochen

*) In einer der letzten Nummern des „Musikalischen Wochenblatts" bekennt sich Frau Cosima Wagner in einer von R. Pohl veröffentlichten Mittheilung als Herausgeberin.

Digitized by Google

national gilt, so ist es Wagner, der „Urteutone". Und auch in anderem Sinne ist Liszt ein Weltkind: Er war der Liebling der aristokratischen Gesellschaft und im Rausch und Glanz des großen Lebens mit seinen Festen und Convenienzen fand er seine Heimath. Dem Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit verdankte er die Hälfte seiner Siege. Und daneben Wagner, der Menschenverächter, der die Einsamkeit sucht, der ebensoviele Feinde hat wie jener Freunde. Liszt ein Charakter von engelhafter Uneigennützigkeit und Wagner ein Egoist von wahrhaft erhabener Größe. Liszt als Virtuose ein unübertroffenes Wunder und Wagner als solcher überaus unbedeutend, für einen Componisten auffallend unbedeutend. Liszt als Componist in der kleinen Production unsäglich fruchtbar, in der Großkunst Symphoniker, und Wagner im kleinen Stil auffallend wenig fruchtbar, in der Großkunst der echteste, ausgesprochenste Dramatiker. Wer wird denn leugnen, daß sich gar mancherlei Vergleichbares bei Schiller und Goethe findet? In diesem merkwürdigen Verhältniß, wie es der Briefwechsel illustrirt, ist natürlich der Werth der Freunde für einander, das gegenseitige Wünschen und Leisten gänzlich ungleich und ungleichartig. Liszt ist dem Freunde — Alles. Wagner ist dem Freunde — außerlich wenigstens — Nichts. Liszt ersetzt dem Freunde die Welt, die ihm so arg mitgespielt, die ihm feindlich den Rücken gekehrt und nichts von ihm wissen will. Er ist ihm bahnbrechender Prophet und Apostel seiner Lehren und Werke, anfeuernde Muse, Mahner und Tröster gegenüber der steten Verzweiflung, Retter aus allen großen Nöthen und kleinen Verlegenheiten, officiöses Preßbureau, Rathgeber, Secretär, Corrector, Berichterstatter, diplomatischer Vermittler mit den Fürstenhöfen, den Intendanten, mit den Verlegern u. A., Oberregisseur, bevollmächtigter Instructor, Capellmeister bei den Aufführungen, „Pensionstheiler", Gläubiger, Auskunftsbureau, Polizeiagent, bisweilen auch Herausgeber und Bearbeiter der Werke und als erster Darsteller derselben auf dem Clavier, Vermittler zwischen ihnen und dem Autor selbst. Wagner erkennt ihn an als seinen „Brod- und Lehnsherrn", als seinen „Schöpfer", der sich stets abmühte für des Freundes materielle Existenz, für seine Sicherheit und seine Rückkehr in's Vaterland, für seinen Ruhm, für den Sieg seiner Ideen und — was nicht am leichtesten — für seine gute Laune und seinen Schaffensmuth. Mancher Spötter mag es ihm ausrechnen, wie oft in diesen Briefen die Geldnoth eine Rolle spielt, wie oft der Freund Hunderte, Tausende aus eigener oder fremder Tasche beschaffen soll und meist beschafft. Und der Freund verspricht das Meiste und erreicht Vieles, das Schwerste allerdings nicht: die schnelle Begnadigung und die fürstliche Pension. Seine weit wichtigere propagandistische Thätigkeit für die Sache Wagners als Dirigent, als Schriftsteller, als Vertreter des Meisters hier und dort, vor Allem die erste Aufführung des Lohengrin in Weimar, an dessen befriedigender Wirkung er selbst Zweifel hegte, das Alles ist längst geschichtlich bekannt, tritt aber durch den Briefwechsel in eine Beleuchtung, die gerade das Kampfesschwere dieses Wirkens erst in schärfste Beleuchtung setzt. Er fühlte sich so ganz eins mit der Sache des Freundes, daß er in Weimar mehrfach die Orchesterleitung niederzulegen erklärte, wenn seinen Wünschen bezüglich der Aufführungen auch des „Rienzi" und „Tannhäuser" nicht Rechnung getragen würde.

Und Wagner? Es dürfte schwer sein, in dem Briefwechsel etwas verzeichnet zu finden, was mit Ausnahme des „Briefes über Liszt's symphonische Dichtungen" einer concreten Leistung Wagner's für den Freund, aber auch was einem Wunsche Liszt's nach einer solchen ähnlich sieht. Sonderbares Verhältniß! Doch es gilt diese Beziehungen nicht nur von außen anzuschauen, sondern die Gegensätze in ihren Windungen bis zum gemeinsamen Ausgangspunkt zu verfolgen, ihre innere Einheit und Versöhnung aufzusuchen. Auch dazu verhilft uns der Briefwechsel!

Ueberaus merkwürdig ist es hier zu sehen, wie die Gegensätze zu gedanklichem Bewußtsein kommen, wie sie im Einzelnen sich abschwächen, wie sie in ihrer tiefsten Tiefe theils als Ergänzungen erscheinen, theils unter einer höheren Einheit verschwinden. Da ist die Politik. Nur zuerst und nur äußerlich erscheint der geistige Abstand zwischen dem Fürstengünstling und dem Revolutionär so unendlich weit. Noch im lodernden Feuer der Revolutionsbegeisterung offenbart Wagner dem Freund den inneren Drang, der Welt theoretisch zu verkünden, daß auf dem Boden der Antirevolution keine Kunst mehr wachse. Liszt billigt das Theoretisiren, warnt aber vor den „politischen Gemeinplätzen, dem socialistischen Galimathias und den persönlichen Zänkereien". Aber wenn es manche Leute vorher noch nicht eingesehen haben, durch diesen Briefwechsel wird es zur hellen Thatsache, daß Wagner so unpolitisch war wie — wie nur ein echter großer Künstler. Sein Intellect lag viel zu tief in den Banden seines Temperaments, um so ein starres Wesen wie eine logisch gefestigte politische Ueberzeugung aufkommen zu lassen, und wenn auch der revolutionäre explosive Grundzug schon tief im Menschen, nicht aber im Künstler Wagner steckte, so ist er doch durch die erste schlimme Erfahrung von allen Aeußerungen auf politischem Gebiete arg zurückgeschreckt worden. Er schaut das selbst im Spiegel der Selbsterkenntniß: „Du kennst den bitteren Quell der Unzufriedenheit, der mir aus der Ausübung meiner geliebten Kunst entsprang, den ich mit Leidenschaftlichkeit nährte und endlich auf jedes Gebiet überströmen ließ, dessen Zusammenhang mit dem Boden meines tiefen Mißmuths ich entdecken mußte. Aus ihm entwickelte sich der heftige Drang, der sich darin ausdrückt: »es muß anders werden, so darf es nicht bleiben!« — Daß ich jetzt, namentlich durch meine Theilnahme für jenen Aufstand belehrt, unmöglich mich je in eine politische Katastrophe wieder mit einlassen könnte, brauche ich wohl nicht erst zu versichern, jeder Vernünftige begreift das von selbst: daß ich mit allem Streben ganz wieder Künstler geworden, ist was mich freut und was ich fest betheuern kann." Das schreibt er wenige Wochen nach dem Dresdener Excess, und er ist bereit, es öffentlich zu erklären, aber es würde „als Entschuldigung erscheinen und entschuldigen — in dem einzig richtigen Sinne — kann mich nur die Zeit und mein Leben, nicht aber eine öffentliche Erklärung, die unter den jetzigen bedrohlichen Umständen und bei meiner Hülfsbedürftigkeit wiederum nur als feig und gemein erscheinen könnte." (Br. 20). Im vorhergehenden Brief ist er naiv genug eine Pension aus der Hand mehrerer deutscher Fürsten zu wünschen und zu erhoffen. Oft genug versichert er, daß er sich niemals an einer politischen Bewegung mehr betheiligen werde und daß es ihm „wahrlich um etwas anderes als um die dummen politischen Tagesfragen zu thun ist". Sieben Jahre später (Br. 214) will er noch entschiedener eingestehen, daß er sich „selbst jetzt als damals im Irrthum befangen und von Leidenschaft hingerissen erscheine" und daß seine geläuterte und berichtigte Ansicht von den Dingen der Welt ihn einzig auf seine Kunst, nimmermehr auf irgend ein Gebiet der politischen Speculation weise. Es war nicht bloße Abschreckung, die diese (innere) Umkehr bewirkt. Wer in Wagner's Werken die beiden Schriften „Kunst und Revolution" und „Staat und Religion" verglichen, weiß es besser, daß in dieser immer glühenden Seele sich das Roth der Freiheit in das Roth des Königspurpurs umgewandelt. Die letztere Schrift ersehnt eine Art Gralsritterthum, oder einen Artushof für die heutige Zeit: beide haben die Eigenthümlichkeit, daß sie König und Ritter, aber keine Volksmassen kennen. Es ist zu wenig gesagt, daß ein streng monarchischer Zug durch die Blätter dieser Briefe weht: die Fürsten gelten darin als die natürlichen Schützer der idealen Lebenssphäre, als die Lehnherren der Kunst, als die sympathischen Elemente, in deren Atmosphäre Kunst und Künstler am natürlichsten athmen und gedeihen. Und wer genauer liest, wird finden, daß dieses Bündniß zwischen Fürstenthum und Kunst, speciell der Wagnerschen Kunst, nicht bloß in Wagner's Kopfe bestand. Man gewinnt den vollen Eindruck, daß am indifferentesten oder feindlichsten ihm gegenübertraten Musiker und Kritiker, nächst denen die Intendanten und Directoren, Hülsen, Lüttichau, Dingelstedt in München und Weimar, später auch D. (Devrient) in Karlsruhe, St. in Prag u. A., weit weniger das Publikum, daß sich ihm aber fast überall, von der damals nicht allzu großen Zahl seiner directen

Digitized by Google

musikalischen Anhänger abgesehen, die Fürsten am günstigsten erwiesen. Was Wagner zum Monarchisten machte, war aber weder Abschreckung noch Dankbarkeit. Es ist eine bedeutsame durch diese Briefe belegte Thatsache, daß ihm bereits 1849 als Ideal vorschwebte, was sich so spät erfüllen sollte: als Pensionär eines Fürsten frei seiner Kunst zu leben und diesem Fürsten seine Schöpfungen zu weihen. Und wer ihm in solcher monarchischen Gesinnung sicher am ersten zustimmte, war natürlich Freund Liszt.

Ganz anders als die politischen Gegensätze der Freunde prägen sich die nationalen in dem Briefwechsel aus: sie sind weder im Anfang so laut, noch später so vergessen und ausgelöscht wie jene. Ja, die Freunde sehen sogar die Verschiedenheit ihrer nationalen Individualitäten zunächst durchaus nicht in bewußter Klarheit: sonst wäre der Pariser Aufenthalt Wagner's gleich nach den Tagen der Flucht, der ganz unter den Auspicien Liszt's stand und dem Zwecke diente, eine Oper für Paris vorzubereiten, nicht möglich gewesen. Liszt hat dem Freunde „Paris erschlossen", hat ihm dort einen planvollen Weg vorgezeichnet, ermuntert ihn, diesen zu beschreiten, die französische Oper in Angriff zu nehmen, einflußreichen Pariser Sängern die Cour zu machen, eine Aufführung des Rienzi dort energisch zu betreiben und sich überhaupt den Verhältnissen anzupassen, erklärt dann, daß gerade Lohengrin und Siegfried als ausschließlich germanische Opern nur in fünf oder sechs deutschen Städten aufgeführt werden könnten, gesteht dann Wagner zu, daß er nicht Franzose werden, sondern nur den Vermittler zwischen beiden Nationen spielen solle und endlich eröffnet ihm die Aufführung des Lohengrin den Blick dafür, daß die Individualität Richard Wagner unbezwinglich und in ihrer Eigenheit größer sei als in ihrer Anpassung. Von jetzt an heißt es nun ganz anders: „Germanien ist Dein Eigenthum und Du sein Ruhm" (Br. 54). „Du hast die Bevorzugung und das Unglück, ein erzdeutscher Dichter und Componist zu sein" (Br. 86). „Du wurzelst gänzlich im deutschen Boden, bist und bleibst der Ruhm der deutschen Kunst" (Br. 270). Und er nennt Deutschland auf Jahre hinaus den einzigen empfänglichen Boden für Wagners Werke.

Ganz ebenso bemüht sich Wagner zunächst Liszts Individualität zu beeinflussen. Er sendet ihm seinen eigenen Entwurf „Wieland der Schmied" zu, damit ihn Liszt zur Oper ausgestalte, und Liszt antwortet, daß er niemals eine deutsche Oper componiren werde. „Gib meinetwegen Deine Pläne auf die ‚Welschen' nicht auf," schreibt Wagner später, „bleibe aber auch bei dem Nächsten, bei dem Dir jetzt Heimischen. — Mach' etwas für Dein Weimar. — Was willst Du jetzt unter den Welschen?" Noch später ermuntert er ihn nur zu eigenen Operndichtungen: „Dichte im Französischen oder Italienischen: gerade dort mußt Du ganz Neues hervorbringen, eine große Revolution bewirken können." In Wahrheit standen sich die Freunde gerade in dieser Periode national am nächsten. Es war die Zeit, da Wagner am wenigsten Patriot und Liszt am meisten Deutscher war; die Zeit, da Liszt seine großen symphonischen Dichtungen schrieb, die aus deutschem Idealismus herausempfunden sind und sich in echt deutschem, schwerem Gedankenthum bewegen, zum Theil sogar, wie die Faustsymphonie, die „Ideale", die Hunnenschlacht, direct auf Anregung deutscher Meister entstanden sind; und für Wagner die Zeit, da ihm ganz Deutschland verschlossen und unter dem Einfluß der Bundesrathsbeschlüsse auch der Aufenthalt in Paris und Venedig erschwert war, da seine materielle Existenz aus den Fugen gerissen und in steter Schwebe hing, da es ihm mehr als ein Jahrzehnt hindurch — versagt war, seine Werke zu hören und ihrem Erfolg mit werkthätiger Theilnahme dienstbar zu sein. Ist es ein Wunder, daß die tragische Klage am Anfang später einer apathischen Gleichgültigkeit Platz macht, die ihn nur nach Weimar zu Liszt, nicht mehr nach dem übrigen Deutschland die Rückkehr ersehnen läßt, und daß diese Indifferenz schließlich in bitteren Sarkasmus über „unser liebes Krähwinkel-Deutschland" ausartet?

Ganz anders die religiösen Gegensätze: von Anfang an den Freunden klar bewußt, durchziehen sie in einer gewissen toleranten, theils neckischen, theils ernst theoretischen Fehde den ganzen Briefwechsel. Stark und herzensweich, seiner Lebensnatur nothwendig, so erscheint die Religion bei Liszt. Wo der Genius die Aetherhöhe erklimmt, wo die lautesten Seufzer des händeringenden Pessimisten verklingen, — da ist ihm Gott. Und wenn Wagner die ganze tobende Dämonik seiner heißen Natur in Verzweiflung ausgießt, dann geschieht es wohl, daß der Fromme den Rasenden auf den Trost im Glauben hinweist, der zur Entsagung stark mache, daß er für ihn beten will. Als in München der Rienzi aus religiösen Rücksichten verboten wird, neckt Wagner: „Schade um die schöne Religion. Daß die jetzt so aufkommt, daran bist Du auch mit Schuld; warum componirst Du den Pfaffen so schöne Messen!" Aber er ist kein frivoler Spötter und Religionsverächter: dazu ist er, was er selbst sagt, zu sehr Künstler; dazu ist er zweitens, was er nicht sagt, zu sehr Philosoph, und wenn man es nicht schon aus seinen Werken, namentlich aus dem Tristan, aus dem Artikel „Beethoven" wüßte, mehrere Briefe beweisen seinen echten, voll und tief eindringenden Schopenhauerianismus. Obgleich Wagner gerade damals im Tristan und in den Nibelungen sein Kunstschaffen ganz in heidnische Sphäre tauchte, obgleich ihm gerade damals das Christenthum künstlerisch nichts zu sagen hatte, stand es ihm doch geistig nicht fern, umtönten ihn schon damals parsifalische Chöre, war es ihm schon damals verständlich als eine hohe mögliche, wenn auch abgewiesene Form für einen gebilligten Inhalt: für den Idealismus der Liebe und der Erlösungssehnsucht, und da hat er nun oft wunderbar, wenn auch im Ausdruck verschieden, Liszt's Gedanken wiedergefunden, sich glaubenseinig mit ihm gefühlt.

Die menschlichen und künstlerischen Gegensätze endlich zeigen sich stets in heller Schärfe, stets unverändert, ohne sich gegenseitig anzunähern, ohne sich je feindlich zu begegnen. Nur Wagner ist es, der bisweilen an ihnen zu rütteln wagt. Liszt aber nach den oben gezeichneten Pariser Erfahrungen hat es aufgegeben, den Unbezwinglichen zu lenken, begnügt sich, zum Großen zu ermuntern und im Kleinen zu helfen und — läßt „den Adler zur Sonne fliegen". Wagner dagegen fragt: „Mußt Du immer zugleich ein öffentlicher Mensch neben dem intimen sein? Sieh! das verstehe ich nicht; mein ganzes armes verlassenes Leben macht mich unfähig, eine Existenz zu fassen, die bei jedem Schritt die volle Welt mit im Auge hat" (Br. 299). Er nennt den Freund ein großes Weltkind, dessen Organisation ihm ein Räthsel, dessen ungemein aufregende Lebensweise ihm gänzlich fremd sei. Er klagt, daß er dem Freunde in manchem Punkte ewig fern bleibe, daß er unfähig sei, sein Leiden zu erkennen, wie jener unfähig sei, sich in seine Lage zu versetzen. Oft genug drängt er weiter in ihn, die Glocke seiner Kunst mit voller Kraft in Schwung zu setzen, Großes zu schaffen, in seinem Sinne eine Oper zu schreiben, selbst zu dichten, eine Oper für Weimar, für die Welschen! Vergebens! Und doch ist es ein wunderbares Schauspiel, zu sehen, was sie sich alles menschlich sind, wie sie sich künstlerisch verstehen und beurtheilen. Zunächst das Auffallende, daß sie niemals sagen, was sie als Meister der Kunst eint. Sie charakterisiren vom Musikalischen nichts als ihre Bewunderung, ihren Eindruck und das selige Aufgehen in ihm ohne eigentliches Urtheil. Aber auch darin wieder zeigen sich ihre grundverschiedenen Naturen. Jenes Aufgehen geschieht bei Wagner nicht ohne Widerstand vorher und nicht auf die Dauer. Dieser trotzige Riesengeist hatte um seine Sphäre eine Mauer gezogen, die jedem fremd Herankommenden feindlich entgegenstarrte; nur wer in voller Gewalt und Imposanz auf schnaubendem Roß hinübersprang oder wer durch ein schmeichlerisches Hinterpförtchen schlüpfte, wurde drinnen freundlich aufgenommen. Wenn ihm der Freund seine Partituren zusendet, so klagt er zuerst stets über die abstracten Notenbekanntschaften, denen das eigentlich Entscheidende, das Salz fehle: der lebendige Interpret, der darstellende Autor, dann sieht er nur Einzelnes, seiner augenblicklichen Richtung und Stimmung Feindliches, bis er sich den Freund selbst dirigirend, darstellend vor Augen führt und das Empfangene in seiner Einheit und Ganzheit noch einmal an sich vorüberziehen läßt — und jetzt erst zieht es als mächtige Wirkung in sein

Digitized by Google

Verstehen ein, jetzt ist es ihm „Herzstärkung", die „alle Misère des Daseins vergessen macht", jetzt ist's ihm, als ob er „in eine tiefe Krystallfluth untertauchte, um dort ganz bei sich zu sein, alle Welt hinter sich gelassen zu haben und für eine Stunde sein eigentliches Leben zu leben. — Ja, Freund, Du kannst es, Du kannst es!" In weiten Betrachtungen sucht sich der deutsch subjective und deutsch systematische Kopf in das psychologische Wesen der fremden Werke hineinzuarbeiten. In allem Kleineren findet er die Unruhe einer löwenstarken Kraft, die nur in ihrer Zersplitterung, nicht in ihrer concentrirten Energie wirkt (Br. 27). Bei chormäßigen Werken, die seiner damaligen Richtung gänzlich widersprachen, erkennt er, wie aus dem Was des Künstlers und des Stoffes in ihrer hohen Berechtigung sich das Wie der Ausführung mit zwingender Nothwendigkeit ergebe. Die großen Symphonien Liszt's erweisen sich seinem Forschungssinn als orchestrale „Monumentalisirungen" einer schönen Individualität, die sich vorher in den Hochflammen des Virtuosenthums lebendiger, aber vergänglicher kundgethan hatte. Ganz anders in Liszt's empfänglichem Geiste. Da sind keine hohen Trutzmauern mit systematischem Zinnenwerk. Offene Thore guirlandenumwunden, blumenbestreute Kieswege zwischen einladenden Zierbeeten erwarten hier den Ankömmling und der Wirth zieht ihm mit prächtigem Gefolge entgegen, ihn zu dem Festmahl zu geleiten, das er zu Ehren des Gastes hat in seinen Sälen bereitet. So hatte er schon vorher manchem Meister mit seinen besten Gaben aufgewartet und sich ihrem Ruhme dienstbar erwiesen, bald mit den Virtuosenfingern, bald mit dem Tactstock des Dirigenten, bald mit der schriftstellernden Feder oder gar, wie er es für Beethoven's Denkmal gethan, mit dem eigenen Vermögen. Als aber Richard Wagner kam, da räumte er ihm allein den ganzen weiten Geistespalast zur dauernden Wohnung ein und ersann ihm tägliche Feste, die anderen alle, die Zeitgenossen mußten weichen, nur Berlioz durfte in einem Gartenpavillon bleiben, dann aber schloß der Wirth die Thore und ließ Keinen mehr ein, um ganz nur der Feier dessen zu leben, den er anbetete wie einen Gott. Ja, wie einen Gott! Schon den Lohengrin nennt er ein einziges untheilbares Wunder. Er sieht darin „das höchste und vollendetste Kunstwerk", den Höhepunkt alles Wahren und Schönen in der Kunst — bis zum Erscheinen der Nibelungen, von denen er fortwährend träume, zu welchem ihm „Gottes Gnade bald verhelfe!" Alles Andere ist ihm dagegen „Wurst", „dumm Zeug", „ungenießbar", ja, er scheut auch nicht noch weit drastischere Namen dafür anzuwenden. Es ist selbstverständlich, daß er weit höher als den Lohengrin noch den Tristan schätzt, dessen Ankunft er mit kindlicher Weihnachtsfreude begrüßt (Br. 202). „Ein Wunder — ein Wunder!" ist ihm die Walküre und deren Autor ein „göttlicher Mensch". Und dementsprechend bleibt ihm — von den ersten Zweifeln wegen der Wirkung des „hyperidealen" Lohengrin und von einigen Bemerkungen über die für Wagner längst überwundene, von Liszt hervorgezogene Faustouvertüre abgesehen — nicht nur den vollendeten Werken gegenüber jede kritisch-skeptische Stimmung für das Große, wie für das Einzelne meilenfern, gilt ihm nicht nur für die aufzuführenden Werke das Gesetz, den Willen des Autors „mit Ehrfurcht und Ergebung" zu befolgen, sondern er glaubt auch prophetisch an das glänzende Gelingen aller noch unvollendeten, nur poetisch skizzirten, ja überhaupt erst geplanten Werke. Die Idee des Tristan begrüßt er mit Begeisterung und was hat er geantwortet, als ihm der Freund plötzlich den ungeheuerlichen Plan des in allen Dimensionen alles Gegebene weit überschreitenden „Nibelungenringes" mittheilt? Er vergleicht damit das Programm, welches „das Domcapitel zu Sevilla bei Erbauung der Kathedrale dem Architekten stellte: »Bauen Sie uns solch einen Tempel, daß die künftigen Generationen sagen müssen, das Capitel war närrisch, so etwas Außerordentliches zu unternehmen.« Und doch steht die Kathedrale da!" Weit entfernt den praktischen Skeptiker zu spielen, baut er vielmehr auf die „eminente praktische" Fähigkeit Wagner's und macht den Titanenmuth seines Idealismus noch höher schwellen durch Zurufe wie: „Schwierigkeiten sind nothwendig — um sie zu überwinden" oder „Quand on fait du sublime on n'en saurait trop faire". Mehr als der Meister selbst, glaubt er an eine mögliche, ja baldige Aufführung der Nibelungen und verbürgt sich dafür den Verlegern gegenüber. Wenn Liszt Wagner's Werke in sich aufnimmt, dann ist's, als ob Offenbarungen eines Gottes, „mit Heiligkeit empfangen", ihm in die Seele tönten, Offenbarungen, die für das Leben binden. Wenn Wagner den Freund in seinen Werken kennen lernt, dann durchlebt er schöne Weihestunden, in denen zu eigener Stärkung der Bruder sich im Bruder wiederfindet, aber es sind Stunden, die vorübergehen. Und immer mehr, je genauer man zusieht, erscheint das ganze Verhältniß weniger eine Freundschaft, als eine Ehe der Seelen. Liszt liebt Wagner sammt allen Ecken seiner Natur, er „fühlt sich ihm angehörig", in seinem „Allerheiligsten" steht Wagner's Bild auf dem Ehrenplatz, getrennt von allen anderen Celebritäten, und jene Widmung der Dantesymphonie, die Wagner in Schamröthe geheim halten will, lautet: „Tu se' lo mio maestro, e'l mio autore!" Und ähnlich, noch leidenschaftlicher, noch persönlicher, noch mehr Liebe als Bewunderung, ist Wagner's Empfindung für Liszt. Kein Kind kann so rührend nach der Mutter rufen, wie Wagner fast in jedem Briefe um den Besuch des Freundes fleht, immer lauter sehnt er seine Begnadigung herbei, nicht um nach Deutschland, sondern um zu Liszt kommen zu dürfen, und er zieht schließlich nach Paris, nur weil er dort häufiger jene Besuche Liszt's erhofft, bei deren Aussicht er „vor Freude verrückt zu werden fürchtet", von denen er spricht als von „Heilsperioden", von „Höhepunkten unseres Lebens". Ein selbstquälerisches Beben, wie es nur der Liebe, nicht der Freundschaft eigen ist, geht bisweilen durch dieses Gefühl und verräth, daß dessen Wurzeln in die heiligste Tiefe des Persönlichen hinabreichen: „Du bist ein wunderbarer Mensch und wunderbar ist unsere Liebe! Ohne uns so zu lieben, hätten wir uns nur furchtbar hassen können." Echt weiblich ist auch die häufige Furcht, bei dem Anderen „verloren zu haben". „Manchmal wird mir ganz bang um Dich, wenn ich Dich so lange nicht habe —: immer denke ich dann, Du bist mir nicht mehr gut." In allen Thaten und Werken Liszt's sieht er nicht eben diese Thaten und Werke, sondern nur die wirkende Persönlichkeit — ganz wie ein Liebender. Er nennt es einen Hochzeitstag, an dem sich ihre Seelen vereinigen sollten, als Liszt die ihm gewidmete Dantesymphonie aufführt. Noch weit mehr bedeutet Liszt dem Wagner für das eigene Schaffen. Er bedarf seiner: denn er allein gibt ihm die Anregung vorher und den Lohn des Verständnisses nachher. Er ist ihm, was die Muse dem Dichter, was die Pythia dem Gotte, was die krönende Nike dem Sieger, er ist ihm Alles, was im idealsten Sinne eine weibliche Seele einer männlichen sein kann. So schreibt er: „Kind, ich hab' Dir viel zu sagen: wenn das Ding vernünftig gehen soll, mußt Du oft in der Schweiz leben: — *dann* wird's!" Wenn ich componire und instrumentire, denke ich immer nur an *Dich*, wie Dir dies und das gefallen wird: ich hab' *immer* mit Dir zu thun." Will man alles Gegensätzliche, Ergänzungsuchende in beiden Freunden in ihrem Verhältniß auf das Ideale in je ein Wort zusammenfassen, so sage man: Liszt's Grundwesen ist Anpassung und Wagner's Grundwesen ist individualistische Revolution. Liszt's Anpassung galt nur dem Hohen und Achtungswerthen: in solchem Sinne war er hingebend zugethan der Religion, dem Geist der verschiedenen Nationen, dem Fürstenthum, dem gesellschaftlichen Leben, dem Interesse der Freunde, in solchem Sinne lebte er sich in fremde Schöpfungen hinein, in solchem Sinne fügte er sich mit klagloser Ergebung den Verhältnissen, den Schlägen des Schicksals, ein steter Optimist.

Und das volle Gegenbild hierzu ist Wagner. Ist jener die weich sich ausbreitende Liebe, die alle Schönheit der Welt entgegennimmt und sie schöner zurückgibt, so ist Wagner in seiner Größe, wie er sagt, Concentration auf sich selbst, abgeschlossene, straffgespannte Einheit aller Fähigkeiten und Empfindungen, stürmische Reaction der vollen Ichkraft gegen den Andrang der Welt. Dieser Feuerseele war der Haß noch nothwendiger als die Liebe, und wenn Vischer Recht hat, daß Galle

Digitized by Google

den Dramatiker mache, so ist es begreiflich, warum Wagner so ganz und Liszt so gar nicht dramatisch war. Es ist der rasende Ansturm eines Dämons gegen eine Welt, die ihn verstoßen und die ihm schließlich eine Krone bieten sollte. Noch selten ist Menschenverachtung so trotzig wild aus tiefer Seele hervorgebrochen; wie ein magischer Zauber berührt es, in die rothe Höllengluth dieses Hasses hineinzuschauen. Man nenne solchen sich selbst genügenden Individualismus — Egoismus. Man nenne es auch Egoismus, daß Wagner nicht aufhörte, Vieles und Großes von den Menschen zu fordern, die er doch verachtete. Aber es ist ein Egoismus der Sache, nicht der Person. Es ist wahr, er lebte nicht für die Menschen, aber er lebte auch nicht für sich, sondern einzig für die Kunst. Als er, von äußerer Noth getrieben, den Tannhäuser und Lohengrin den Theatern überlassen hatte, hört er nicht auf, voll Reue sich anzuklagen, daß er „das Edelste, was er besitze, von sich gestoßen, den Menschen preisgegeben" habe. Seine neuen werdenden Schöpfungen dagegen wolle er heilig bewahren für sich und seine Freunde und nie oder nur unter ihnen ganz angemessenen Umständen in's Leben treten lassen. „Darauf will ich denn fortan alle meine Kraft und allen meinen Stolz — alle meine Entsagung vereinigen. Sterbe ich, ohne diese Werke aufgeführt zu haben, so hinterlasse ich sie Dir und stirbst Du, ohne sie würdig aufgeführt haben zu können, so verbrennst Du sie: das sei abgemacht." Das Publikum ist dem idealen Fanatiker mehr gleichgültig, und in ihren Klagen über die deutschen Kunstzustände können sich die Freunde nicht verständigen, da Wagner stets nur an die Sänger, die Intendanten, die Mittel der Aufführung und Liszt an das Publikum denkt. Stolz war Wagner auf seine Werke, aber wie der Prophet auf seine Wahrheit; nicht eine Zeile dieser Briefe verräth niedrige persönliche Eitelkeit. Er lebte zu tief im Stolze seiner künstlerischen Ueberzeugung, um seine Werke auch nur groß zu preisen. „Uebrigens wenn Du mein Werk als so etwas Ungeheures hinstellst, verwechselst Du, meinem Gefühle nach, doch nur den Maßstab: mir kommt nur unsere künstlerische Oeffentlichkeit, der Geist unserer Darstellungsmittel u. s. w. höchst klein und erbärmlich vor, mein Werk aber eben nur von anständig menschlichem Verhältniß, was nur dann riesenhaft erscheint, wenn wir es in jene unwürdigen Verhältnisse zwingen wollen."

Viel Haß und Kampf lebt in diesen Briefen, aber auch viel Liebe tönt sich in schmelzenden Accorden aus, viel genial sprühender Humor zeigt seine leuchtenden Farben, viel Theorie commentirt nicht nur die kunsttheoretischen Schriften Wagners, sondern bewegt sich in neuen hohen Windungen durch die Regionen der Kunst und des Lebens bis in den Aether der Metaphysik. Alles ist schäumender Geist und fieberndes Leben.

Wagner ist ein Revolutionär gegen seine Zeit, gegen seine Kunst, aber auch gegen sich selbst. Das alte Ich mit seinen Schöpfungen zur Ueberwindung bringen, begraben unter dem Schaffenssturm der jeweiligen Gegenwart: das ist seine Sehnsucht. Neues und wieder Neues: so tönt es aus dieser rastlosen Seele, welche die Ewigkeit und das Monumentale haßt.

Die Entwickelung des Naturgefühls.

Von Karl Jentsch.

Einer jeden der mancherlei Arten von Naturgefühl, die sich in unserer encyklopädischen Zeit verschlingen und durchdringen, Ursprung und Heimath nachzuweisen, hat der Verfasser des unten genannten Buches*) unternommen. Die nachstehende Inhaltsübersicht macht weder auf Vollständigkeit Anspruch, noch bindet sie sich an die Auffassung Biese's.

Die erste Verschiedenheit in den Empfindungen, welche der Anblick der Natur erregt, ist durch die Natur selbst gegeben. Unter den Tropen ladet sie zum phantastischen Träumen ein. In Griechenland und Italien bietet sie scharf umrissene anmuthige Landschaftsbilder in heller Beleuchtung dar und bereitet so die ästhetische Wahrnehmung vor. In hohen Breiten stimmen lebenbindende Eisstarre, ewige Nacht und dichte Nebel die Seele zur Schwermuth.

Einen zweiten Unterschied begründet der Bildungsfortschritt. Der kindliche Mensch sieht die Dinge wie sie eben sind; der gebildete Grübler liest seine Stimmungen und Speculationen aus seiner Umgebung heraus.

Sodann die individuelle Verschiedenheit: Der Philister sieht Stein, Holz und Kraut auf ihre Nützlichkeit an; der Künstler sucht Bilder; der Gelehrte beobachtet, zergliedert, classificirt*); der Verliebte beseelt Bäume, Bäche und Wolken; der Fromme vergöttlicht die Naturwesen, oder verwendet sie zu einem Lobgedicht auf den Schöpfer.

Anders schaut der Landmann, anders der Städter die Natur an. Dörfler und Waldmenschen behandeln die nahen Berge und Bäume als ihre lieben Freunde und Nachbarn. Sie stehen auch auf freundschaftlichem Fuße mit allem Vieh, freuen sich zu sehen, wie „jedes Thier'l sein Manier'l" hat; sie kennen jeden Beerenschlag, jede Stelle wo Pilze, wo Heilkräuter wachsen, wo ein Mooslager am lauteren Quell Erquickung darbeut; sie athmen mit Lust den Waldesduft und den Geruch des umgepflügten Ackers, beobachten die Vogelstimmen, die Wetterzeichen, und segnen die Macht, welche Sonnenschein und Regen spendet zur rechten Zeit. Von Verhimmelung, von Empfindelei, von schwermüthigem Träumen keine Spur. Die mancherlei Reize namhaft zu machen, welche die Natur auf den Bewohner der größeren Stadt ausübt, ist in unserer Zeit kaum nothwendig. Da sind zuvörderst die Bedingungen leiblichen Wohlbehagens: reine Luft, Sonnenschein und Schatten nach Bedarf, Wasser, ozonreicher Wald, weiter Gesichtskreis, freier Spielraum, vielfache Gelegenheit Muskeln und Lungen zu stärken. Da ist die Einsamkeit, in welcher der Geist, den Berufspflichten und Zerstreuungen auseinanderreißen und um seine Persönlichkeit zu bringen drohen, wieder zu sich selbst kommt. Da ist endlich eine Zuflucht vor der leiblichen Peinigung durch den Zwang der Convenienz, vor der ästhetischen Peinigung durch eine Mode, die uns das unnatürlich Verzerrte als Schönheitsideal aufzwingt, und vor der moralischen Peinigung durch den Wust von Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Lüge, welchen das Gedränge um ihre Existenz ringender Menschen aufzuhäufen pflegt.

Aus solchen Elementen nun setzt sich das Naturgefühl der Völker, der Zeiten gar mannigfach zusammen. Der Inder wogt mit der Welle, steigt in der Flamme zu Brahma empor, buhlt mit dem Lufthauch um die Blume, genießt mitfühlend das wirkliche Liebesleben der Thiere und das eingebildete der Pflanzen. Der jüdische Seher beugt sich vor Jehovah's Zorn, der im Wettersturm, im fressenden Feuer, im Erdbeben daherfährt, preist seine Güte, die Thäler und Höhen schmückt, und jeglichem Wesen Speise darreicht zu seiner Zeit, und frägt den hochmüthigen Zweifler, wo er denn war, als Jehovah den Orion gürtete, die Erde auf ihre Grundfesten stellte und dem Meere zurief: bis hierher und nicht weiter! Hier soll deiner Wogen Schwall sich brechen!

Klaren Auges schaut der Grieche die Dinge an, um an ihrer Gestalt sich zu erfreuen, und durch Nachbildung in Marmor, in Erz, in Farben, in Worten den Genuß zu vervielfältigen. Mit einer Fülle von Citaten stößt Biese — und das ist seine Hauptleistung — den „immer noch Schiller, Gervinus u. A. gedankenlos nachgesprochenen Satz" um, „das

*) Die Entwickelung des Naturgefühls in der Renaissance und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. (Leipzig, Velt & Comp.) Das Buch bildet den Abschluß früherer Arbeiten „Ueber die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern" und „Ueber die Naturanschauung des Hellenismus und der Renaissance" und ist der Hauptsache nach eine breitere Ausführung des ersten Abschnittes im zweiten Bande von Humboldt's Kosmos.

*) Daß durch gelehrte Forschung die ästhetische und die sentimentale Naturbetrachtung nicht nothwendig geschädigt werden müssen, sondern veredelt und vertieft werden können, hat A. von Humboldt in der Einleitung zum „Kosmos" hervorgehoben und durch sein Beispiel bewiesen.

Digitized by Google

griechische Alterthum kenne keine Freude an der Natur, keine Sehnsucht nach ihr, kein gemüthvolles Sichvertiefen in ihre Schönheit, suche und schildere sie nicht um ihrer selbst willen, kenne keine Landschaftsmalerei, wisse nichts von melancholischer Gräber- und Ruinenpoesie, nichts von dem Zusammenklingen von Natur und Seelenstimmung". Wie jedes Culturvolk, sind die Griechen fortgeschritten von der naiven zur sentimentalen Naturansicht (von Homer zu Euripides). Im Hellenismus, dem durch Alexander d. Gr. angebahnten griechisch geschulten Weltbürgerthum der letzten Jahrhunderte vor und der ersten nach Christus, vollendet sich jenes „sentimental-idyllische Naturgefühl, das die Natur um ihrer selbst willen liebt und schildert, mit bewußter Wonne sich in ihre heimlichen Reize versenkt."

Bei den in hellenistischer Atmosphäre aufwachsenden gebildeten Christen verschmolzen zuweilen Freude an der Natur, Ueberdruß an den städtischen Culturauswüchsen und asketische Weltflucht zu einer Stimmung, deren poetischen Ausdruck in den Schriften der drei Cappadocier (der Kirchenväter Basilius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa) schon A. v. Humboldt gerühmt hat. Wenn Villemain von den Naturschilderungen des Basilius bemerkt: ces agréables peintures, ces poétiques allusions ne sentent pas l'austerité du cloître, so übersieht er, daß sie gar nicht hinter Schloß und Riegel, in einem claustrum, geschrieben worden sind, sondern in einer jener lieblich gelegenen Hütten, wie sie die Mönche jener ersten Zeit, colonienweise, anzulegen pflegten. Um übrigens gleich hier den Einfluß der asketischen Richtung auf die Naturansicht abzufertigen, so stand sie einerseits dem Naturgenuß nicht immer und überall feindlich gegenüber — bekannt ist die poetische Naturschwärmerei des Franz von Assisi — andererseits beherrschte sie stets nur engere Cirkel. Die Volksmasse genoß die Freuden des Lebens, so viele oder so wenige deren zu haben waren, ohne sonderliche Skrupel; und wenn mit dem Untergange der hellenischen Cultur, von welcher die römische nur eine Provinz war, auch der Sinn für Naturschönheit schwand, so bedarf es zur Erklärung dieser einfachen Folge keiner Berufung auf die Kirchendogmen. Die letzten zarten Blüthen altclassischer Poesie, die unter Trümmern einsam und mühsam hervorbrachen, sind zugleich auch die letzten Repräsentanten sentimentaler Naturliebe: die Werke der spätrömischen Dichter Ausonius, Sidonius Appollinaris und Venantius Fortunatus (4., 5. und 6. Jahrhundert).

Möchten wir nun wissen, mit was für Augen wohl unsere germanischen Altvordern vor ihrer Berührung mit den Römern Himmel und Erde, Wald und Wiese angeschaut haben, so wird es kaum gerathen sein, die neueste dramatisch-musikalische Reconstruction des Urgermanenthums zu befragen. Unzweifelhaft echte Züge, wie jung Siegfrieds Spiel mit Bären, Zwiesprache mit Waldvöglein, Sinnen im Waldweben finden sich da mit Culturkrankheitssymptomen des 19. Jahrhunderts verknotet und verknetet. Auch die Quelle dieser Dichtung ist nur mit Vorsicht zu benützen, denn erst von christlichen Skandinaviern des 12. und 13. Jahrhunderts sind die Edden aufgeschrieben worden in dem traurigen Klima von Island. Weit sicherer gehen wir, wenn wir in abgelegenen Winkeln Forstleute, Waldarbeiter, Hirten aufsuchen, die in den ursprünglichen Verhältnissen den ursprünglichen Volksgeist bewahrt haben.

Schriftliche Kunde gibt uns zuerst Tacitus; und durchaus zuverlässig, weil durch beurkundete Thatsachen späterer Zeit verbürgt, ist dessen Mittheilung, daß die Deutschen nicht einmal in Dörfern, geschweige denn in Städten, zusammenwohnen mochten. Wir werden also nicht irren, wenn wir sagen: der weite Spielraum, die Ungebundenheit, das Jagdvergnügen, das waren die Dinge, die sie an ihrer waldigen Heimath schätzten; nicht in dem Grade schätzten, daß sie in der Fremde an Heimweh gestorben wären! Wo immer sie im Westen und Süden guten Sold, wohlbestellte Fruchtäcker und Weinberge fanden, da vergaßen sie leicht ihre Bären und Wölfe. Unsere heimischen Quellen fangen erst im 10. Jahrhundert an etwas breiter zu fließen. Was davon in unserer Sprache verfaßt ist, kommt, dem Umfange nach, kaum in Betracht. Das meiste ist lateinisch und stammt von Mönchen; aber aus dem unbeholfen getragenen fremden Gewande schaut der unverfälschte Volkscharakter: derbe Gesundheit und treuherzige Ehrlichkeit mit ein wenig gutmüthiger Schalkheit, deutlich hervor. „Zu keiner Zeit ist weniger in deutscher Sprache und doch mehr im deutschen Geiste geschrieben worden," sagt Giesebrecht von der biographischen und Chronikenliteratur des 10. und 11. Jahrhunderts. Von der Natur wissen nun freilich diese Mönche nicht viel zu erzählen; eine liebreiche Schilrung des Klostergartens ist ihre höchste naturpoetische Leistung. Victor von Scheffel, der aus jenen Chroniken schöpfte, hat deren Gestalten nicht allzu sehr modernisirt und namentlich mit seinem Walthariliede (Einlage des Ekkehard), dem er einen Stich in's Burleske gibt, die echte Stimmung getroffen. Der echteste Sproß derbgemüthlichen, durch keine Empfindelei verdorbenen urdeutschen Waldhumors ist das Thierepos; in Luther und in dem Volksliede des scheidenden Mittelalters klingt die ursprüngliche Stimmung aus. Bei ersterem verschmilzt sie mit jener biblischen Ansicht, welche in der Natur das Walten Gottes beobachten und daraus Vertrauen schöpfen lehrt. — Die Minnesänger verwenden die Landschaft als Schauplatz für Liebesabenteuer (bekanntestes Beispiel das „Under der linden an der heide . . . tandaradei" von Walther von der Vogelweide), und den Charakter der Jahreszeiten als Resonanz ihrer Stimmung oder als Contrast zu derselben. Das ist schon Subjectivismus, aber noch völlig gesunder. Auch Wagner's Siegfried sehnt sich in der Waldeinsamkeit nach „liebem Gesellen", und Lotze macht die richtige Bemerkung, daß der Naturgenuß eines einsamen Tages unvollständig bleibt, wenn wir nicht am Abend einen Freund finden, dem wir die empfangenen Eindrücke mittheilen können. Um aus der schönen Natur die Menschen hinweg zu wünschen, muß man schon bildungskrank sein. Bei den zahllosen Ausbrüchen leidenschaftlicher Frühlingssehnsucht in den Minneliedern darf man nicht vergessen, daß im nordischen Winter ohne Glasfenster und ordentliche Heizvorrichtungen kein Mensch seines Lebens recht froh werden kann. Aus Gemächern, die mit Qualm vom Heerdfeuer und von Kienspähnen erfüllt sind, falls nicht zu den offenen Fensterlöchern ein —15gradiger Wind hereinbläst, wo die Unterhaltung in Zähneklappern und das Liebesgirren in Husten und Schneuzen umschlägt, von solch' unholder Stätte fliehen die Musen und Frau Minne, und wir verstehen Herrn Walthers Wunsch: „Möhte ich verslafen des Winters zit!" Er entspringt dort demselben Grunde wie beim modernen Bewohner einer nicht heizbaren Mansarde.

In dem Maße, als Italien die altattische Culturhöhe zum zweiten Male erklomm, fand sich auch das Verständniß für landschaftliche Schönheit, später die sentimentale Naturschwelgerei wieder ein. Dante, dessen correcte astronomischen Angaben und sauber ausgeführten Gleichnisse ein sorgfältiges und liebevolles Naturstudium bekunden, ist seit den Tagen des Hellenismus der erste, welcher einen Berg besteigt — der schönen Aussicht wegen. Petrarca zieht sich schon mit der „Wonne der Wehmuth" in die Einsamkeit zurück, um dort stummen Zeugen sein Liebesleid zu klagen, und in Sternen und Blumen die Augen seiner Laura zu suchen. Den Höhepunkt der Renaissance bezeichnen nach dieser Richtung hin einerseits Aeneas Sylvius Piccolomini, der als Papst (Pius II.) die Paläste und Kirchen der ewigen Stadt floh und sein unwillig folgendes Hofgesinde in elenden Quartieren herumschleppte, um bald auf den Hügeln von Siena, bald auf dem Albanergebirge idyllisch-elegische Naturschilderungen zu entwerfen, andererseits der fröhliche, blühende Ariost.

Es dauert immer geraume Zeit, ehe der Sinn für Naturschönheit, welcher zuerst bei den feinsten und gebildetsten Geistern erwacht, allmählich die oberen Gesellschaftsschichten durchdringt; und ihnen hilft wohl mehr noch der Maler als der Dichter zum Verständniß. Jedermann weiß, daß Sculptur und Menschenmalerei überall der Landschaftsmalerei vorangehen. Der Grund dieser Ordnung ist klar; geht doch auch die einfache Melodie dem vierstimmigen Liede, und dieses der Symphonie vorher. Das sichtbar Schöne besteht aus Farben- und Linienaccorden. Die einfachsten derselben werden natür-

Digitized by Google

lich zuerst wahrgenommen: die Scala des Regenbogens, das Trio von Himmelsblau, Sonnenlicht und Wiesengrün, die Schönheit der Blumenkrone, die regelmäßige Bildung des Krystalls. Dann folgen, sehr zusammengesetzt schon aber immer noch übersichtlich, die Gestalt des höheren Thieres und die des Menschen. Die weite Landschaft aber ist eine verwickelte Symphonie, ja eine Stoffmasse, aus welcher der Künstler einen ganzen Kranz von Symphonien zu winden versteht. Indem der Landschaftsmaler, dessen ästhetisch geschultes Auge sie entdeckt hat, jede einzelne herausschneidet und so das Ganze in kleinen faßlichen Theilbildern darbietet, lehrt er uns die Landschaft sehen, ähnlich wie der Kupferstecher Gemälde sehen lehrt. Erst nachdem die Malerei die technischen Schwierigkeiten der Menschendarstellung so ziemlich überwunden hat, beginnt sie sich schüchtern in landschaftlichen Hintergründen zu versuchen; und noch weit später löst sie die Landschaft ab um sie selbständig zu behandeln. Und dann erst, nachdem der Maler die landschaftliche Schönheit erfaßt und zur Darstellung gebracht hat, kann von einer Würdigung derselben bei den Massen die Rede sein. Niederländer und Franzosen waren es, welche im 17. Jahrhundert die Landschaftsmalerei zur Vollendung brachten. Warum nicht Deutsche? Jedermann kennt die traurige Geschichte. Während die Italiener ihren cursum aestheticum ganz gemächlich bis zu Ende durchschmarutzen durften, wurde er den Deutschen, die ein reichliches Jahrhundert zurück ihnen nachstrebten, jählings abgebrochen. Theologisch-staatsrechtliches Gezänk, fanatischer Bruderhaß, wilde dynastische und Religionskriege verschütteten ein zweites Mal alle Bildungskeime, bis nach trostlosen anderthalb Jahrhunderten die von dem wüsten Treiben angeekelten Geister sich wieder umschauten nach den alten freundlichen Göttern und den abgerissenen Faden humanistischer Bildung wieder aufnahmen.

Wie in dieser Zeit Rousseau die Alpenwelt ästhetisch entdeckte, wie der neue Künstler- und Dichterfrühling dem entzückten Blick die Schönheiten der Natur und ihre Bedeutung für's Seelenleben erschloß, wie gar bald ästhetische Würdigung, empfindsames Schwelgen, pantheistische Naturvergötterung, altnordischer Barden- und davidischer Hymnengesang zum wundersamsten vielstimmigen Concert zusammentönten, wie alle diese Richtungen in Goethe ihre Verklärung und im allermodernsten Reiseexemplar ihre Carricatur erlebt haben, das Alles ist männiglich bekannt, so daß das letzte Drittel von Biese's Buch ziemlich überflüssig erscheint; nur für die Proben aus weniger zugänglichen Dichtern, wie Shelley, wird Mancher ihm dankbar sein.

Es ist doch die Frage, wie lange all' das Zeug wird so frei durch einander wuchern dürfen. Mehr und mehr nähert der Staat, jede geistige Regung ergreifend, sich dem Ideal einer pädagogischen Riesenpumpe, die in unausgesetzter Arbeit mit jedem Hub und Stoß ein gewisses Quantum „guter Gesinnung" in das Volk hinein und ein entsprechendes Quantum „schlimmen Geistes" herauspreßt. Unter solchen Umständen hat eine Sonderung der verschiedenen Arten von Naturgefühl ihre praktische Bedeutung; Freunde der Jugend und idealer Lebensansicht mögen mit einigem Bangen sich fragen, welche Elemente wohl nach gehöriger Sortirung, die hier so wenig als in irgend einem anderen Gebiet ausbleiben kann, für die große Füllmaschine zu Gnaden aufgenommen, welche anderen werden verworfen werden. Daß verliebtes oder sonst sentimentales Schwelgen, pantheistisch-phantastisches Zerfließen begünstigt werden sollte, ist in unserer eisernen Zeit kaum zu befürchten, daher ein Warnungsruf nach dieser Richtung hin nicht von Nöthen. Gemüthlich-naiven Verkehr mit der Natur sucht die Jugend schon aus freien Stücken, wenn sie nur hinausgelassen wird in's Freie. Auch der Forschertrieb, der in's Innere der Natur zu dringen strebt, sowie die Sammellust, die Vorbotin gelehrten Strebens, macht sich meist stärker geltend als den Alten lieb ist und bedarf nur der Leitung. Die christliche Auffassung der Natur endlich sowohl von der teleologischen, wie von der allegorischen Seite zu lehren, ist ja wohl obligatorisch. Aber was der Fürsprache an mächtiger Stelle dringend bedarf, das ist die Anleitung zum ästhetischen Anschauen der Dinge. Daß sich bei unserer Jugend — bevorzugte Ausnahmen zählen nicht — der Schönheitssinn von selbst einstellte, wird Niemand behaupten wollen, der sie kennt. Der normale deutsche Tertianer findet einen plumpen, aber gut behangenen Birnbaum unbedingt schöner, als eine edel geformte Eiche, und wenn er zwei Jahre später mit Vorliebe ein romantisches Waldthal aufsucht, so geschieht es wahrscheinlich, weil eine revisionssichere Kneipe darin versteckt liegt. In Nr. 47 der „Gegenwart" wird die Frage erörtert, wie der Schönheitssinn durch den Zeichenunterricht am besten zu bilden sei. Nach einigen Prüfungsausstellungen zu urtheilen, die ich an Lehranstalten in verschiedenen Theilen Deutschlands zu sehen Gelegenheit hatte, erscheint es mir zweifelhaft, ob der Zeichenunterricht überhaupt noch mit Rücksicht auf Aesthetik ertheilt wird. An manchen Lehranstalten, selbst Gymnasien, scheint die Besorgniß vorzuwalten, durch Zeichnen von Baumumrissen oder Menschengestalten könne der Schüler unpraktisch werden und die erforderliche Uebung im Zeichnen von Maschinentheilen und anatomischen Präparaten versäumen. Wie nun aber, wenn bei der ungeheuren Menge jener, denen diese und andere nützliche Fertigkeiten andressirt werden, die Mehrzahl keinen Gebrauch davon machen kann? Vielleicht würde dann noch — neben der „Trösterin Hoffnung" — die Fähigkeit, das Schöne zu sehen, die Resignation erleichtern und vor socialistischem Taumel bewahren. Bedeutet doch das Wort Idee nichts anderes als Gestalt, und ist ja doch der echte Idealismus nur die Fähigkeit, aus den verworrenen, oft unerfreulichen Bildern dieser vergänglichen Welt die unvergänglichen Urgestalten herauszusehen, zu lieben und ihre Wiederherstellung zu erhoffen. Und gerade weil diese Urgestalten in der Natur weit reiner hervortreten als in den menschlichen Verhältnissen, so wird der echte Idealist die Natur aufsuchen, nicht um den Menschen für immer zu entfliehen, sondern um wie aus einem Seelenbade gestärkt zu ihnen zurückzukehren.

Feuilleton.

Die glückliche Ehe.

Humoreske von Albert Roderich.

(Schluß.)

Heute Abend war nämlich das große Ballfest beim englischen Generalconsul und ich wußte, daß ich Helenen dort treffen würde. Um mich für meine Unruhe und Erregung selbst zu bestrafen, erschien ich etwas spät in den Festsälen und meine sehnsüchtig suchenden Augen fanden erst nach geraumer Zeit die Freundin in der zahlreichen, glänzenden Versammlung. Ich konnte nur wenige, gleichgültige Worte mit ihr wechseln. Ein großer, blonder Herr schrieb gerade seinen Namen auf ihre Tanzkarte, und ein großer, schwarzer Herr bat mit tiefer Verbeugung um die Ehre. Helene warf einen schnellen Blick auf mich und reichte dem großen schwarzen Herrn die Karte. Es war ihr letzter freier Tanz. Ich schlich davon. Ich tanzte überhaupt nicht. Ich habe das Tanzen immer für eine Thorheit gehalten. In einem Nebensaal waren für die Nichttänzer Spieltische aufgestellt. Man forderte mich zu einer Partie Whist auf. Ich lehnte dankend ab. Ich wollte nicht noch drei andere Menschen auch unglücklich machen. Ich setzte mich in eine stille Ecke des Ballsaales und meine ohne Zweifel finsteren Blicke folgten mechanisch den dahin tanzenden Paaren. Ach, da schwebte Helene vorbei! Wie majestätisch, wie schön sie aussah in dem prächtigen Ballkleide! Ihren Tänzer kannte ich; es war der älteste Sohn unseres Gastgebers, ein stattlicher, wohlgebildeter junger Mann und ein trefflicher Tänzer. Was hatte dieser Mensch aber sonst geleistet, daß er seinen Arm um diesen Leib schlingen, ihre Hand in seiner halten, Minuten lang im wonnigen Vereine mit ihr auf den berauschenden Rhythmen des Walzers dahin stürmen durfte? Was hatte er gethan dafür? Er hatte eine Verbeugung gemacht — eine Phrase geredet. Und

Digitized by Google

ich? ich?! Ich hatte in manchen mir unvergeßlichen Stunden dem Mädchen das Beste gegeben, was ich von allem Hohen und Schönen wußte, und jetzt — jetzt saß ich hier in der Ecke, wie ein verstoßenes Kind am Weihnachtsabend, und dieser Mensch — dieser, — ach, er tanzt wie ein Balletmeister, — er ist jung — und ich — — Jetzt treten sie zurück, — sie legt ihren Arm in seinen, — er beugt sich zu ihr nieder und flüstert ihr zu. Sie lächelt, — oh, wie heiter, wie glücklich sie lächelt! So hat sie nie gelächelt, wenn ich mit ihr redete. Ein wüthender Schmerz stieg mir vom Herzen aus in's Gehirn. So ging das nicht weiter. Ich eilte aus dem Saale. Die Geschichte von dem Manne, der sich bei den eigenen Haaren aus dem Sumpfe gezogen, fiel mir ein; die Geschichte war gar nicht so fabelhaft. Der Tanz war aus. Ich sah meinen Freund Paul Lassen in's Buffetzimmer treten, natürlich seine Frau am Arme. Ich eilte auf ihn zu und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Frau Emma lächelte mir in ganz eigenthümlicher Weise zu und ließ den Arm des Gatten los. Paul folgte mir und wir fanden bald ein stilles Nebenzimmer.

„Paul," begann ich nach einer recht langen Pause der Verlegenheit, „ich — ich — muß Ihnen etwas sagen!"

„Das scheint so — lieber Doctor."

„Ich, — ich — glauben Sie, — meinen Sie, daß — daß — Ihre Schwägerin Helene meine Frau werden würde — —?"

Jetzt lächelte auch Paul in ganz eigenthümlicher Weise und sagte wie zu sich selber: „Oh, meine Frau hat doch immer Recht," und dann, wie sich schnell fassend, entgegnete er mir: „Lieber Freund, wäre es nicht richtiger, diese Frage zunächst an Helene selbst zu richten?"

„Gewiß, gewiß, — oh, ich weiß — aber liebster, bester Freund, — ich bin 12 Jahre älter als Helene — und — und — ach, es würde mich zu elend machen, wenn — Sie erwähnten eben Ihre Frau, — sie ist so klug, so gescheidt, oh, Sie werden gewiß wissen, was ich hoffen darf."

„Lieber Freund, was meine Frau und mich anbetrifft, — Sie sind uns ein willkommener, lieber Bruder. Und Helene — hm, nun ich denke, Sie dürfen es immerhin wagen."

„So werde ich es wagen! Aber wie — wann?"

„Gleich jetzt hier!"

„Um Gottes Willen nicht, ich bin so erregt, so außer Fassung — und Helene ist so umschwärmt von Verehrern — ach, lieber Freund, wenn es schon zu spät wäre!"

Hm, kommen Sie morgen früh um — um 12 Uhr zu uns und ich will dafür sorgen, daß Sie Helenen allein sprechen."

„Tausend Dank, ich werde kommen. Lieber Freund, ich habe früher nie geahnt, daß es Dinge gibt, für die ein tüchtiger Verstand keine Formel finden kann. Ich werde ein sehr ungeschickter Brautwerber sein. Ach, wenn ich wüßte, wie mir morgen um ein Uhr zu Muthe sein wird!"

„Hm, Sie sind ein wenig zu ängstlich, lieber Doctor," sagte Paul, „warten Sie, ich kann Ihnen vielleicht helfen. Helene hat mir dieses Medaillon zum Aufbewahren gegeben, weil das Schloß der Kette sich gelöst hat. Wir nehmen also an, ich hätte das Medaillon verloren, — Sie haben es gefunden — und bringen es ihr morgen zurück. Das gibt eine prächtige Einleitung. Hier ist das Medaillon."

Und Paul zog aus der Brusttasche seines Fracks ein goldenes Medaillon in Form eines Herzens, das an einer schmalen, sehr kunstvoll gearbeiteten goldenen Kette hing. Ich griff begierig danach und dankte dem Freunde mit Worten und Händedruck für seinen vortrefflichen Beistand.

Nach dieser Unterredung war ich viel ruhiger geworden. Ich kehrte in den Ballsaal zurück und sah mit geringerer Eifersucht, wie Helene eben mit dem großen, schwarzen Herrn zum Tanze antrat und lächelnd mit ihm plauderte. Es ist das gewöhnliche Balllächeln, sagte ich mir. Es war mir, als ob Helene, seitdem ihr kleines, goldenes Herz an meinem Busen ruhte, gar nicht anders könne, als mir gut sein. Vor ganz kurzer Zeit freilich würde ich diese thörichte Symbolik für einen lächerlichen Aberglauben gehalten haben. Jetzt aber unterdrückte ich schnell die Glossen darüber, die mir durch's Gehirn huschten; ich hielt sie für eine Versündigung an dem neuen Glücke, dessen erste beseligende Ahnung mich ergriff, und das mir doch himmelhoch erhaben schien über das Glück der beschaulichen Ruhe und der behaglichsten Einsamkeit.

Mit dem Glockenschlage zwölf betrat ich am nächsten Tage das Haus meines Freundes Lassen, und der Diener führte mich in den Empfangssalon. Er wollte sobald wie irgend möglich seinen Herrn von meiner Anwesenheit in Kenntniß setzen. Die Bedeutung dieses „sobald wie irgend möglich" sollte ich schnell genug erfahren. Kaum war ich in den Empfangssalon getreten, als ich die lauten Worte einer im Nebenzimmer geführten, sehr erregten Unterhaltung vernahm. Ich erkannte sofort die Stimmen meines Freundes Paul Lassen und seiner Frau und hörte zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß die beiden Gatten sich in einem heftigen Streite befanden.

„Ich frage Dich jetzt zum letzten Male — willst Du mir den Brief geben oder nicht?" rief Paul's vor Wuth oder Erregung zitternde Stimme.

„Nein!"

„Weib, treibe mich nicht bis zum Aeußersten!"

Ein erstickter Schrei der jungen Frau und dann, wie von körperlichen Schmerzen erpreßt, die Worte: „Laß meinen Arm los — der Brief ist verbrannt!"

„Du lügst!"

„Du sollst wissen, was der Brief enthielt und dann sage noch, ich lüge! Der Brief war von meinem Vater. Ich hatte ihm mitgetheilt, daß ich das Haus meines Gatten verlassen würde, heimlich verlassen —"

„Heimlich verlassen?! Oh, schändlich, schädlich!"

„Ja schändlich, schändlich genug, daß Du mich dazu getrieben hast! Aber ich kann so nicht weiter leben. Meine Kraft ist zu Ende. Ich kann nicht mehr so ungeheuerlich lügen und heucheln und der Welt Glück und Seligkeit vorgaukeln, während mein Herz voll ist von Gram, Verachtung und Abscheu!"

„Du kannst nicht mehr lügen und heucheln?! Oh, Du hast nie besser geheuchelt, als in diesem Augenblicke; Du bist ja auch meine Lehrmeisterin! War es nicht meisterhaft geheuchelt, als Du aus Liebe mein Weib zu werden vorgabst? Geschah's aus Liebe oder aus der niedrigen Sucht, im Ueberfluß zu leben?"

Plötzlich verstummte jetzt der entsetzliche Zank. Ich hörte eine Thür knarren und Jemand einige leise Worte sprechen. Es war ohne Zweifel der Diener, der mich anmeldete, denn im nächsten Augenblick trat Paul Lassen zu mir in den Empfangssalon. Der Unglückliche lächelte, aber seine Stimme zitterte noch von der fürchterlichen Anstrengung.

„Ah, lieber Doctor — richtig — ja — oh — warten Sie schon länger in diesem Zimmer?"

„Einige Minuten."

„So — so — haben Sie — —? nun einerlei — also richtig — Sie wollen eine Unterredung mit Helenen, — nehmen Sie Platz, lieber Doctor! ich gehe, das Mädchen zu holen."

Und er ging, das Mädchen zu holen.

Ich war wie erstarrt und kaum meiner Sinne mächtig. Oh, das sollte der Leuchtthurm sein, nach dessen Licht ich mein Lebensschiff richten wollte! Wenn nicht dieses Wetterleuchten so plötzlich und unvorhergesehen meinen Weg erhellt hätte, es wäre rettungslos zerschellt an den dunklen Klippen. Nun aber rückwärts — schnell und mit ganzer Kraft rückwärts!

Helene trat ein. Die Freudenfeuer in meinem Herzen waren plötzlich ausgelöscht durch diesen Wolkenbruch von Enttäuschung. Sie mußte um das abscheuliche Geheimniß dieses Hauses wissen — es war ja gar nicht anders möglich, — und — wollte sie mir nicht vielleicht das gleiche Schicksal bereiten? — mich schauderte.

Nachdem wir einige Phrasen gewechselt, zog ich das kleine goldene Herz hervor und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich habe gestern auf dem Balle dieses Medaillon gefunden — ich vermuthe, es ist das Ihrige."

Helene erfaßte die Kette und rief erstaunt: „In der That, ja, es ist mein Medaillon, — ich habe es meinem Schwager zum Aufbewahren gegeben."

„So muß Ihr Herr Schwager es wohl verloren haben."

„Es scheint so — aber, Herr Doctor, wie konnten Sie wissen, daß gerade mir das Medaillon gehört?"

„Ich — ich — ich habe es gestern an Ihrem Halse gesehen."

„Unmöglich! Das Schloß der Kette löste sich beim Abnehmen

Digitized by Google

meines Mantels in der Garderobe. Ich habe es meinem Schwager zum Aufbewahren gegeben, bevor wir den Ballsaal betraten."

Ich stand vor den forschenden Blicken des Mädchens wie ein Schulknabe, der auf einer Lüge ertappt worden ist. Zu der Entrüstung über das freventliche Spiel dieses Hauses gesellte sich der Aerger über mich selbst, und von dieser Gefühlsmischung lag wohl recht viel in meinem Tone, da ich zu Helenen sagte: „Mein Fräulein, es ist das letzte Mal, daß wir zu einander reden, und ich habe Sie zu wahrhaft verehrt, um mit einer Lüge von Ihnen zu scheiden. Nun denn, nein, ich bin zu dieser Stunde nicht zu Ihnen gekommen, nur um Ihnen dieses Herz zu überliefern. Nach dem aber, was ich in den letzten Minuten erlebt und gesehen habe in diesem Hause, dem ja auch Sie angehören, — kann ich nichts Anderes thun, als Ihnen zuzugestehen: Sie haben Recht, Sie haben Ihr Herz gar nicht verloren, Sie haben es nur in Verwahrung gegeben! Leben Sie wohl, mein gnädiges Fräulein!"

Noch einen strafenden Blick warf ich auf das schöne, todtenbleiche Antlitz, — und eilte hinweg. Gesenkten Hauptes schritt ich über den Corridor zur Hausthür. Da trat Herr Paul Lassen aus dem Wohnzimmer mir entgegen und veranlaßte mich einzutreten.

„Nun, lieber Freund," begann er, „sind Sie jetzt schon zu Ende?"

Ich blickte ihn sehr ernst an und entgegnete: „Ja, ich bin jetzt schon zu Ende — ganz zu Ende!"

„Ah, Helene hat abgelehnt?"

„Wir können es meinetwegen auch so nennen."

„Unbegreiflich — ganz unbegreiflich!" rief Herr Paul Lassen, „ich hätte darauf geschworen, daß Sie erhört würden und meine Frau auch! Sie hatte so sichere Anzeichen dafür. Haben Sie, zum Beispiel, nicht Helenen einmal ein Buch mit kleinen Sprüchen geschenkt?"

„Ja."

„Meine Frau hat zufällig die Notizen gelesen, die Helene zu einigen dieser Sprüche in das Buch geschrieben. Danach hätte meine Frau geschworen, daß —"

„Schon gut, Herr Lassen, — ich danke Ihnen bestens".

Herr Paul Lassen hielt mich noch zurück.

„Hm, hm, thut mir wirklich leid, sehr leid, lieber Freund — aber Sie werden es uns nicht entgelten lassen."

„Ich werde Ihr Haus nicht mehr betreten."

„Oh, oh, lieber, bester Freund, — so hart werden Sie uns nicht strafen. Sie haben uns so viele angenehme Stunden bereitet. Ihr Freundesrath hat uns so oft genützt, sehen Sie, gerade jetzt ist da ein Fall. Meine Frau ist im Vorstande des wohlthätigen Frauenvereins. Für diesen Verein wird eine Dilettantenvorstellung arrangirt. Es soll eine französische Komödie aufgeführt werden, und meine Frau und ich haben Hauptrollen darin. Das Stück gefällt mir aber gar nicht. Meine Frau und ich haben da vorhin eine Scene probirt."

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen packte ich den Arm meines Freundes.

„Eine Scene probirt — um Gotteswillen — wo — wann?"

„Im kleinen Saal, gerade als Sie kamen — aber was ist Ihnen denn?"

„Oh, ich unglücklicher Mensch! Eine Scene mit einem verbrannten Brief?!"

„Ganz recht, oh, Sie konnten im Empfangssalon hören und verstehen?"

„Ich konnte hören und verstehen. Oh, ich Elender, Erbärmlicher!"

Ich sank auf einen Lehnsessel.

In diesem Augenblick trat Frau Emma Lassen in's Zimmer. Ich schnellte empor und stürzte auf sie zu.

„Retten Sie mich! Führen Sie mich zu ihrer Schwester! Retten Sie mich!" rief ich, wie außer mir.

Frau Lassen sah mich wieder mit demselben eigenthümlichen Blick an, der mir noch vom gestrigen Balle im Gedächtniß war, und sagte: „Meine Schwester ist in ihrem Wohnzimmer. Sie ist eben an mir vorbeigestürmt, wie es schien, in großer Erregung. Und auch Sie, lieber Doctor, scheinen so aufgeregt. Ich begreife nicht, ein Mann von Ihrer vielgerühmten Ruhe und Gelassenheit."

„Verhöhnen Sie mich, — Sie haben Recht — aber führen Sie mich zu Ihrer Schwester!"

Frau Lassen wechselte einen schnellen Blick mit ihrem Mann und schritt mir voran, die Marmortreppe hinauf. Im ersten Stocke angelangt, hieß Sie mich einen Augenblick warten vor einer Thür, in die sie eintrat. Meine Gedanken stürmten wild durch einander. Jetzt stockten sie plötzlich. Ich hörte da drinnen ein lautes, wie von Angst herausgepreßtes „Nein"; gleich darauf trat Frau Lassen wieder aus dem Zimmer und sagte zu mir: „Lieber Doctor, meine Schwester will Sie durchaus nicht empfangen. Sie fühlt sich so elend, daß sie nicht mehr leben mag. Aber ich dächte, es wäre vielleicht gerade deshalb richtig, daß Sie zu ihr gingen. Sie sind ja Notar, — vielleicht will sie noch ihren letzten Willen aufsetzen."

Tausend Schelme sprühten aus den Augen der jungen Frau, während sie so sprach und sich rasch der Treppe zuwandte. — Ich holte tief Athem und trat in Helenen's Wohnzimmer.

Helene sprang auf und starrte mich mit von Thränen gerötheten Augen an.

„Sie wagen es?!" rief sie mit vor Erregung zitternder Stimme.

„Ja, ich wage es," entgegnete ich, „so schwer kann Keiner sündigen auf Erden, daß ihm nicht noch Eines gewährt werden müsse: die Buße! Ich bin hier, um zu büßen. Sie müssen mich hören, Helene!"

Sie zog finster die Brauen zusammen.

„Ja, ich muß Sie hören, — weil Sie gewaltsam hier eingedrungen sind."

Ich erzählte in fliegender Eile meine ganze Leidensgeschichte, und, als ich zu Ende war, rief ich: „Helene, ich liebe Sie treu und wahr seit vielen Tagen — oh, wenden Sie mir nur einen kleinen Theil Ihrer Herzensgüte zu, — und vergessen Sie den einen Augenblick, da ich Sie nicht zu lieben schien. Seien Sie barmherzig und antworten Sie mir so, wie Sie es ohne jenen unglücklichen Augenblick gethan haben würden! Helene wollen Sie mein Weib werden?"

Sie richtete sich hoch auf und ward um noch einen Schatten blasser, als sie erwiderte: „Herr Doctor, Sie haben einmal in einer Ihrer philosophischen Lehrstunden zu mir gesagt, es sei schlimm, daß das Herz den Lippen so viel näher ist, als dem Kopfe. Ich will Sie nicht zum Sünder an Ihren eigenen Lehren machen."

„Oh, mein Fräulein, ich war ja in meinem ganzen Leben niemals verständiger, als in diesem Augenblicke!"

„Nein, Sie waren verständiger in jenem Augenblicke, den sie soeben als einen unglückseligen bezeichneten. Ihr Verstand berechnete genau meinen Werth nach gleichartig scheinenden Größen, — so ungefähr heißt wohl die Formel. Meine Schwester schien Ihnen verächtlich — Sie verachteten mich!"

„Gnade, Gnade, Helene!"

„Außerdem aber, Herr Doctor, scheint daß Mißverständniß, wie Sie es nennen, noch immer nicht aufgeklärt zu sein. Ich glaube nämlich gar nicht an die Dilettantenvorstellung für den wohlthätigen Frauenverein. Ich habe bisher nicht das Mindeste davon gehört. Wäre es nicht möglich, daß meine Schwester und ihr Mann sich wirklich gezankt und nur die Komödie erfunden hätten, um den Zeugen ihres Zankes irre zu führen?"

Ich stockte nur einen einzigen kurzen Moment.

„Helene," rief ich dann in überströmender Sehnsucht, „mich kümmert nichts Anderes mehr, — Helene, wollen Sie mein Weib werden?"

„Nein!" hallte es dumpf zurück.

Ich schauerte zusammen.

„Verurtheilt also," sagte ich leise vor mich hin; „verurtheilt zu lebenslänglicher Einzelhaft!"

Verzweifelt und wie nach Hülfe suchend irrten meine Blicke umher, — da — ich schnellte empor — das kleine blaue Buch dort auf dem Tische neben Helene — ein Hoffnungsstrahl durchzuckte mich.

„Nun denn, so scheiden wir für immer, mein Fräulein, — leben Sie wohl! Und damit nichts Sie erinnern möge an mich und mein unverzeihliches Vergehen — geben Sie mir jenes Buch zurück, — das Sie einst als Zeichen meiner — Freundschaft von mir angenommen haben."

Dunkle Gluthen stiegen plötzlich in die bleichen Wangen des Mädchens. Hastig ergriff Sie das kleine blaue Buch.

„Dieses Buch — nein — das — das kann ich Ihnen nicht zurückgeben."

„Aber warum nicht?"

Digitized by Google

„Ich — ich — erlassen Sie mir den Grund!"

„Wenn ich den Grund nun aber schon wüßte?! In dem Buche steht geschrieben, daß Sie mich lieb haben."

Helene stieß einen leisen Schrei aus und wandte sich hastig zur Seite.

„Ach nein," fuhr ich fort, „ich irre mich — in dem Buche steht wohl nur geschrieben, daß Sie mich lieb gehabt haben — bis vor einer halben Stunde vielleicht, — denn wenn in diesem Augenblicke auch nur noch ein Funken von Liebe für mich in Ihrem Herzen lebte, dann könnten Sie mich nicht so hinausstoßen in die ewige Reue."

Das Mädchen barg sein Gesicht in den Händen und brach in Weinen aus.

„Oh, Helene," rief ich im Uebermaße des mich von Neuem durchströmenden Glückes, „es glimmt noch ein Funke für mich in Ihrem Herzen — oh, Helene — geben Sie mir Zeit, daß ich ihn wieder zur Flamme entfache mit dem Hauche meiner Liebe. Lassen Sie mich von Neuem um Sie werben."

Ich zog ihr sanft die Hand vom Antlitze und sie ließ sie in der meinen.

„Oh, Helene, geben Sie mir Zeit — ein Jahr — einen Monat — ach, das sind Ewigkeiten — genügt nicht ein Tag — eine Stunde — eine Minute — Helene, willst Du mein Weib sein?" Ich breitete die Arme aus und im nächsten Augenblick preßte ich die zitternde Mädchengestalt an meine Brust.

Bald darauf traten Helene und ich Hand in Hand vor die jubelnden Geschwister.

Nachdem die Wogen der Freude sich ein wenig geglättet, begann ich von der Komödie für den wohlthätigen Frauenverein und bat um Aufklärung.

„Alles in Ordnung! lieber Doctor und Schwager," sagte Frau Emma mit ihrem liebenswürdigsten Schelmenblick. In Folge Ihres splendiden Geschenkes an den wohlthätigen Frauenverein habe ich erfahren, daß Sie hinterrücks Studium an unserem ehelichen Glücke machen. Deshalb wollten wir Ihnen eine Extralection geben."

„Oh, und die Komödie —"

„War eine Komödie — Alles in Ordnung."

„Haben Sie — hast Du die Strafe etwa nicht verdient, Robert?" fragte meine Braut.

Ich preßte ihre Hände in die meinen und rief: „Ja, ich habe die Strafe verdient. Möge mich der Himmel weiter so strafen bis an mein seliges Ende!"

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Wildente".

Schauspiel in fünf Aufzügen von Henrik Ibsen.

Unter den subjectiven Bühnendichtungen Ibsen's ist die „Wildente" die subjectivste, mit allen Mängeln und Vorzügen eines Selbstbekenntnisses behaftet. „Die Gespenster", „Rosmersholm" und die „Wildente" bilden eine Symphonie, deren Motive hier und da anklingend, bald stärker, bald leiser wiederkehrend — sich in eine Disharmonie auflösen. In den „Gespenstern" stellt Ibsen die ideale Forderung der absoluten Wahrhaftigkeit, in „Rosmersholm" geht der Wahrheitsforderer selbst von des Gedankens Blässe angekränkelt zu Grunde, in der „Wildente" wird der vorgewiesene Wahrheitswechsel protestirt, das Ganze endet mit einem Bankerott, bei dem sich Gläubiger und Schuldner unter Aufgabe der Wahrheitsforderung auf die sogenannte Lebenslüge einigen. Daß darüber ein junges unschuldiges Wesen als Opfer fällt, daß der Wahrheitsforderer selbst seine Bestimmung, der dreizehnte bei Tische zu sein, ernst zu nehmen anfängt und sie zu erfüllen gedenkt, das erhebt die ironische Selbstbespiegelung Ibsen's zum Trauerspiel.

„Es gibt Menschen auf dieser Welt, die bis auf den Grund tauchen, wenn sie nur ein paar Schrotkörner in den Leib bekommen und dann niemals wieder emporkommen."

Ekdal. ... das thun die Wildenten immer. Tauchen unter, so tief sie können, Alter; — beißen sich fest in Tang und Algen — und all den Teufelskram, der da unten ist. Und dann kommen sie nie wieder herauf.

Gregers. Aber Lieutenant Ekdal, Ihre Wildente ist doch wieder heraufgekommen.

Ekdal. Ihr Vater hatte einen unglaublich bissigen Hund. — Und dieser Hund — der tauchte unter und holte die Ente wieder herauf.

Gregers (zu Hjalmar gewendet). Und dann bekamt Ihr sie hierher?

Hjalmar. Nicht gleich; erst kam sie zu Deinem Vater nach Hause; aber da wollte sie nicht recht gedeihen. Und da bekam Pettersen Ordre, ein Ende mit ihr zu machen — und siehst Du, so bekamen wir sie; denn Vater ist ein wenig mit Pettersen bekannt; und als er dies von der Wildente hörte, da richtete er es so ein, daß sie ihm überlassen wurde.

Gregers. Und da drinnen im Bodenzimmer gedeiht sie nun außerordentlich gut.

Hjalmar. Ja, unglaublich gut. Sie ist fett geworden. Nun sie ist ja jetzt auch schon so lange da drinnen, daß sie das richtige, wilde Leben ganz vergessen hat. Und das ist es ja nur, worauf es ankommt.

Gregers. Darin hast Du gewiß Recht, Hjalmar. Aber laß sie nur niemals Himmel und Meer sehen. —

Der Großhändler Werle ist ein recht ungeschickter Schütze. Seine Frau, die ihm wieder Erwarten kein Vermögen zugebracht, hat er allerdings regulär gerade ins Herz getroffen, aber den alten Lieutenant Ekdal hat er nur angeschossen, flügellahm gemacht. Er hat ihn zum Betruge, zum widerrechtlichen Abholzen einer Staatswaldung veranlaßt, und darüber hat der alte Herr seine Uniform verloren und ist in's Zuchthaus gekommen. Das ist ein Unglück, und Großhändler Werle hat ein gutes Herz. Er beschäftigt den entlassenen Zuchthäusler als Schreiber, kauft dessen Sohn einen photographischen Apparat und verheirathet ihn an sein früheres Dienstmädchen. Daß besagtes Dienstmädchen seine Geliebte gewesen, daß er damit zugleich seinem zu erwartenden Kinde zu einem Vater verholfen, ist ein kluges Benutzen der Umstände. Die Betheiligten sind denn auch mit ihrem Loose recht zufrieden. Es geht zwar ein bischen knapp zu im Hause des jungen Ekdal, der sich eigentlich zu etwas Besserem bestimmt fühlt, aber er wird einmal eine Erfindung machen, eine ganz bedeutende Erfindung. Womit er die Welt eigentlich beglücken will, ist ihm in fünfzehn Jahren noch nicht ganz klar geworden, er wartet noch immer auf die Inspiration und läßt inzwischen Frau und Tochter für sich arbeiten. Die thuen es ja gerne und fühlen sich glücklich in der Anbetung eines Vaters, der die entschiedene Absicht hat, einmal eine bedeutende Erfindung zu machen und ihnen mit einem Schlage ein Vermögen zu erwerben. Auch der alte Ekdal ist ganz zufrieden. Auf dem Boden hat er sich aus vertrockneten Weihnachtsbäumen einen Hochwald zurecht gemacht, in dem er Kaninchen, Hühner und die symbolische Wildente züchtet und nährt. Ja, er geht sogar mit einer alten Reiterpistole in seinem drei Stock hoch belegenen Revier auf die Jagd. Er ist, wie die ganze liebe Familie, auf den Grund getaucht und hat sich fest gebissen in Tang und Algen. Er ist fett geworden und ist schon so lange da drinnen, daß er das richtige wilde Leben ganz vergessen hat. Und das ist es ja, worauf es ankommt.

Leider gibt es kluge Hunde, die auf den Grund nach den Wildenten gehen, wenn diese untertauchen und sich unten im Schlamm in Tang und Algen festbeißen. Sie holen sie allerdings herauf, knicken ihnen dabei aber gelegentlich zu dem lahmen Flügel auch ein Bein, oder thun ihnen sonst einen unreparirbaren Schaden. Gregers Werle, der Sohn des Großhändlers, ist so ein außergewöhnlich kluger Hund. Er hat sich oben in der Einsamkeit eines Hüttenwerkes seine ideale Forderung zurecht gemacht, mit der er in allen Häuslerhütten umhergegangen ist, um sie zu präsentiren. Honorirt hat sie in den Bergen Niemand, da versucht er es einmal im Thale. Seine Specialität ist die Verwirklichung der wahren Ehe. Schade, daß das Material dazu so schwer zu finden ist. Vielleicht gelingt es mit dem edlen Hjalmar Ekdal. Er klärt ihn über die Sumpfluft auf, die in seinem Hause herrscht und überläßt ihm die nöthige Desinficirung und Ventilirung. Auf den Trümmern seines Lügenglücks soll er sich ein neues, auf Wahrheit begründetes Leben aufbauen. Ach, der arme Hjalmar Ekdal ist leider kein Adelsmensch, wie sie Rosmer zu Nutz und Frommen der Menschheit erziehen wollte. Er bekneipt sich in seinem Schmerz, macht im Katzenjammer seiner Frau eine Scene, um sich im nächsten Augenblick von ihr ein Butterbrod und den nöthigen schwarzen Kaffee serviren zu lassen, stößt seine bisher geliebte Tochter von sich, weil er sich in seiner Vaterschaft nicht ganz sicher fühlt, zerreißt einen Schenkungsbrief des alten Werle, um ihn im nächsten Augenblick sorgfältig wieder mit Kleister zusammenzukleben, kurz er treibt allen möglichen Unsinn, nur zu der Opferstimmung des großen Verzeihens kann er sich nicht durcharbeiten. Das Material zur Verwirklichung der wahren Ehe hat wieder einmal versagt.

Daran wäre nun im Grunde genommen nicht so viel gelegen, und die Präsentirung der idealen Forderung kann garnicht oft genug versucht werden. Leider geht bei der Geschichte auch ein junges unschuldiges Leben zu Grunde. Die fünfzehnjährige Hedwig — ob sie Werle's oder Hjalmar's Tochter ist, läßt Ibsen unentschieden — nimmt die Sache ernsthafter, als ihr jämmerlicher Vater. Sie hat ganz recht, wenn sie nicht die Wildente erschießt, wie ihr Gregers Werle rieth, um die Liebe Hjalmar's wieder zu gewinnen, sondern die Pistole auf die eigene Brust richtet. Ihr knickt der außergewöhnlich kluge Hund beim Heraufholen aus dem Meeresgrunde, wo sie sich in Tang und Algen fest gebissen, nicht bloß ein Bein, er beißt sie lieber gleich todt, denn ihr ist doch nicht mehr zu helfen.

Ibsen hat dem jungen Werle einen zweiten Seelenarzt gegenüber gestellt, der als studirter Mediciner seine Aufgabe am anderen Ende anfaßt. Ihm kommt es zunächst auf die Erhaltung des Lebens an und gerade dazu bedarf er als stimulirenden Princips der Lebenslüge. Wenn man einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge nimmt, nimmt man ihm zu gleicher Zeit sein Glück! Es hat Niemand ein Recht, dem alten Ekdal den Traum vom Hochwald auf der Bodenkammer, dem Hjalmar das Vertrauen auf seine Erfindung zu nehmen. Ja, man muß

Digitized by Google

den Leuten, nur um sie lebensfähig zu erhalten, irgend ein Spielzeug hinwerfen, das sie ernsthaft nehmen, mit dem sie sich beschäftigen, damit sie nicht auf böse Gedanken kommen. Dr. Relling hat dem verkommenen Theologen Molvik eingeredet, daß er eine dämonische Natur ist, die in geordnete Verhältnisse nicht hineinpaßt, nur um ihn vor Selbstverachtung und Selbstmord zu bewahren. Gregers Werle sagt zu ihm kurz vor dem Fallen des Vorhanges: „Wenn Sie Recht haben, und ich Unrecht, so ist das Leben nicht werth gelebt zu werden." Und Dr. Relling antwortet: „O, das Leben könnte trotzdem noch ganz schön sein, wenn wir nur Frieden hätten vor diesen vermaledeiten Gläubigern, die uns armen Leuten die Thüren einrennen mit der idealen Forderung." Ja, die armen Leute! Wenn nur erst die Adelsmenschen Ibsens geboren und erzogen wären!

Wir gehören nicht zu den Ibsenschwärmern sans phrase und verschließen unser Auge gewiß nicht den dramatischen Blößen der Wildente. Da ist zunächst die Symbolik, die sich ungebührlich in den Vordergrund drängt und gelegentlich den klaren Ausdruck der Gedanken überwuchert. Die angeschossene Wildente führt in dem Stück eine seltsame Doppelexistenz, man weiß niemals so recht, wie man mit ihr daran ist. Bald flattert sie in leibhaftiger Gestalt auf dem Boden herum, bald hinkt sie gespensterhaft mitten in die Conversation hinein. Einmal ist sie das hieroglyphische Zeichen einer ganzen Menschenklasse, das andere Mal wird sie willkürlich für eine bestimmte Person, für den alten Ekdal, für Hedwig oder sonst Jemand gesetzt. Auch der besonders an zwei Stellen durchsickernde Mysticismus schadet dem sonst lückenlosen Zusammenschließen der dramatischen Deduction. Hjalmar findet, nachdem ihm Gregers die Augen geöffnet, daß eigentlich der alte Werle die wahre Ehe verwirklicht, insofern er sich ohne alle Illusion, mit vollem Bekennen der beiderseitigen Sünden mit Frau Sörby vermählt. Und dann tröstet er sich plötzlich mit der hingeworfenen Bemerkung, daß der Großhändler den Finger des Schicksals spürt, indem er, der ein vertrauensseliges Mitgeschöpf blind gemacht, nun selbst erblindet. Der alte Ekdal verschwindet nach dem Selbstmord Hedwigs hinter seiner Bodenthür mit den räthselhaften Worten: „Der Wald rächt sich. Aber ich habe doch keine Angst." Das sind die Gespenster, vor denen sich die Kammerherrin Alving fürchtet, das ist das weiße Roß, das in Rosmersholm umgeht.

Henrik Ibsen hat eben trotz der klarsten Fassung des dramatischen Gedankens noch immer einen Ideenrest, den er gern mittheilen möchte, der aber schließlich jeder Formulirung widerstrebt. Fast alle seine Bühnenwerke leiden an einem Zuviel der Motivirung. Er knüpft überall Fäden an, wie das frühere Verhältniß zwischen dem Dr. Relling und der Frau Sörby, und zwingt so den Zuschauer zu einer Aufmerksamkeit, die sich nicht belohnt, da die Meisten dieser Fäden sich unmerklich in dem Gesammtgewebe verlieren. Auch der Bühnentechniker wird Manches einzuwenden haben, wie das nicht immer genügend begründete Kommen und Gehen der Personen. Aber das Alles sind Ausstellungen, die einem Dichter wie Ibsen gegenüber wenig zu bedeuten haben. Er ist der Erste unter den zeitgenössischen Bühnendichtern, der es mit den modernen Ideenconflicten ernst nimmt, sie aufeinanderplatzen und sich kreuzen läßt, um aus dem Riesenstreit eine feste Weltanschauung herauszuretten. Jedes seiner Dramen ist eine Phase dieses Ringens nach einem Lebensprincip. Das Resultat ist meist ein negatives, aber das ist natürlich, denn der Streit dauert fort und der Sieg ist zweifelhaft. Ibsen's Menschen sind idealistische Constructionen, aber der Mechanismus, der sie bewegt, arbeitet wie die natürliche Lebenskraft, ohne daß man durch das Knarren der in einander greifenden Maschinentheile gestört wird. Jede seiner Gestaltungen ist das Product einer restlosen Mischung von Idee und Erfahrung. Gegen seine Voraussetzungen kann man sich sträuben, hat man sie aber einmal zugegeben, so muß man sich den Folgerungen willenlos fügen.

Unter diesem poetischen Banne stand auch das Publikum der Matinée im Residenztheater. Trotz der vielfach verfehlten Inscenirung, die den Intentionen des Dichters nicht immer gerecht wurde, folgte es der Entwickelung der Handlung mit athemloser Spannung und kargte nicht mit seinem Beifall. Auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses hoffen wir dem Dichter wieder zu begegnen. G. M.

Neue Possen.

Die Berliner Posse, die seit vielen Jahren dem L'Arronge'schen Rührlustspiel und dem Schwanke G. v. Moser's und seiner Nachahmer weichen mußte, scheint in unseren Tagen wieder aufzuleben. Freilich nicht auf dem altehrwürdigen Schauplatze der Triumphe eines Kalisch, Pohl und Helmerding, sondern in den kleineren Musentempeln der inneren Stadt und ihrer Peripherie. Die Stücke, die z. B. im Centraltheater vor einem wenig wählerischen Publikum von Kleinbürgern und Handwerkern aufgeführt werden, pflegen ein solches Glück zu machen, daß zweihundertste Jubelaufführungen fast zu den Gewohnheiten des Hauses gehören. Der Leibdichter dieses Theaterpublikums, Wilhelm Mannstädt, ist wohl gegenwärtig der am meisten aufgeführte Bühnenautor, denn seine Erfolge sind nicht bloß auf das Centraltheater beschränkt und seine Possen gehen über die meisten Provinzbühnen zweiten und dritten Ranges und erwerben localisirt auch in der Donaustadt Bürgerrecht. Die Kritik hat diesen Werken gegenüber keine Stimme. Sie wollen nichts weiter, als von der Arbeit ausruhende Volkskreise fröhlich stimmen, gleichviel mit welchen „künstlerischen" Mitteln. Die Situationen sind alt, wie die Witze des Dialoges, aber wirken auf nicht verwöhnte Menschen immer neu, die Moral ist gesund und handgreiflich, die Gesangseinlagen für populäre Hörer wirksam erfunden, die komischen Effecte derb und billig. Nach Motivirung und gesundem Menschenverstand wird wenig gefragt. Kalisch's „höherer Blödsinn" und „blühender Unsinn" feiert hier seine Auferstehung, wenn auch nicht in aristophanischem Geiste. Und versagt irgend einmal ein Effect oder droht eine sentimentale Anwandlung mit Langerweile, so braucht auf der Bühne nur eine Person zur Thür hinausgeworfen zu werden, und die allgemeine Heiterkeit ist wieder hergestellt. Oder der Kapellmeister klopft schnell auf sein Pult, der beliebte Komiker oder die hübsche Soubrette tritt vor und das mit politischen Anspielungen von meist zahmer Art gespickte Couplet setzt sämmtliche Lachmuskeln in Thätigkeit. So einfach und bescheiden!

Auch das neueste Stück Mannstädt's: „Die Himmelsleiter" ist nicht aus der Art geschlagen und wird gleich seinen Vorgängern getrost dem grünen Eichenkranz entgegengehen, der auf dem Zettel der Anschlagsäulen die 100. oder 200. Aufführung sinnig zu verkünden pflegt. Warum das Stück „Die Himmelsleiter" heißt, wird wohl ewiges Geheimniß bleiben. „Romeo und Julia in der Kneipe" würde den Inhalt jedenfalls viel besser ausdrücken, denn es handelt sich um einen Bruderzwist in einer altmodischen Dünnbierstube, und einem bayerisch echten Bierpalast, beigelegt durch die sich liebenden Kinder der feindlichen Brüder. Nicht weniger als vier Soubretten, worunter Fräul. Grünfeld und Frau Betty Damhofer, wurden hier unter der Anführung des tapfer mitspielenden Directors Thomas in's Treffen geführt, und die Vorstadtposse ist um einen Sieg reicher.

Ebenso glücklich scheint das Königstädtische Theater mit seiner Novität: „Das lachende Europa" von G. Braun zu sein, welcher die unverwüstliche Frau Anna Schramm mit ihrer ewigjungen Soubrettenlaune zum Erfolge verhalf. Der Verfasser hatte nach dem Muster des „Lachenden Berlin" einen Ragout aus Anderer Schmaus bereitet, worin sogar der „Geschundene Raubritter" eine vom Publikum wohl goutirte Würze bildete — getreu des im Nachspiel vorgetragenen Wahlspruches:

„Den nur nenne ich als Meister,
Dessen Stärke liegt im Kleister."

Unterdessen gastirt auch Marie Geistinger wieder einmal in Berlin — natürlich zum unwiderruflich letzten Mal, wie sie alljährlich seit einem Decennium versichert. In der neuen Posse: „Die Salontyrolerin von Engelbert Karl und Ed. Jacobson, einem sonst ziemlich schwachen Erzeugniß, gab sie die Doppelrolle der bäuerischen Midei und ihrer städtisch erzogenen Schwester mit gewohnter Kunst und sang und jodelte dazu so frisch und lebenslustig, daß es mit dem Abschied von der Bühne jedenfalls noch gute Weile hat.

Seltsam genug wollen aber die Versuche der eigentlichen Berliner Possenbühne, des Wallner-Theaters, zu ihrem Genre zurückzukehren, nicht recht gelingen. „Orgelpfeifen" von Herrmann und Treptow mußten bald wieder abgesetzt werden, trotz einiger hübscher Couplets und der originellen komischen Figur eines eingebildeten Kranken, der seine Farbenblindheit auch in die Sprache überträgt und z. B. „Na so gelb!" sagt. Wenn nicht Alles täuscht, hat übrigens der gewandte Director Hasemann die Scharte bereits mit seiner letzten Novität: Durand und Durand, Schwank von Valabrègue und Ordonneau ausgewetzt, einem der letzten großen Erfolge des Pariser Palais Royal. Und doch handelt es sich um das herkömmliche Verwechselungsstück, das auf einer Nothlüge sich aufbaut, alle Personen und Situationen in Mitleidenschaft zieht und durch die schließliche Enthüllung des Mißverständnisses, Verzeihung und Versöhnung sein Ende findet. Solche Bühnenscherze haben seit Kotzebue und Clauren auch unsere Autoren bis zum Ueberdruß verübt, aber Albin Valabrègue — ein schwarzhaariger, beweglicher, kleiner Provenzale, den wir in Paris kennen lernten, als er noch für bescheidene Vorstadttheater schrieb — kann ihnen allen nicht nur für den munteren, witzigen Dialog, sondern auch im Punkte der strengen, folgerichtigen Durchführung des Grundgedankens als Muster dienen. Da besteht das Stück nicht aus drei, vier Einacters, wie die Schwänke von Rosen u. A., ist nicht nur ein planloses Aneinanderschweißen von munteren Situationen, sondern Handlung und Charakter dienen einzig und allein dem Grundmotiv, dessen komische Seiten sämmtlich ausgenützt werden. Wenn wir denken, jetzt muß die Aufklärung kommen, die dem Stück ein Ende macht, so folgt immer wieder eine neue Verwickelung des einzigen Quiproqro, und Alles gibt sich so liebenswürdig und lustig, daß wir uns während der drei Acte niemals ärgern oder langweilen. Und wie nahe liegt bei dieser wie eine Citrone ausgepreßten Verwechselungsfolge die Gefahr des Ueberdrusses, des Zuviel! Daß der Gewürzkrämer Durand sich für seinen berühmten Vetter, den Rechtsanwalt Durand ausgibt, um ein hübsches Mädchen aus der Provinz zu heirathen, und schließlich entlarvt wird, ohne das Herz seiner ehrgeizigen Frau zu verlieren, bietet obendrein den Verfassern Gelegenheit zu einer gelungenen, freilich für deutsche Zuschauer nicht recht verständlichen Satire auf die Pariser Advocatenzunft und das Schwurgerichtspublikum.

Auch an sonstigen heiteren Einfällen ist das Stück reich. Ein stotternder Lehrer der Redekunst (!) soll dem berühmten Anwalt seinen Fall vortragen, was nur mit Schwierigkeiten und großem Zeitverlust möglich ist. Da erinnert sich der Advokat, daß Stotternde beim Singen ganz flüssig sprechen, und alsbald trägt der Client auf sein Geheiß leicht und ohne Anstoß seinen Casus nach bekannten Melodien vor, z. B. nach dem erbaulichen Liede der „Madame Angot":

In Passy bin ich wohnhaft
Und klag' auf Schadenersatz . . .

Man muß den trefflichen Meißner in dieser Episode sehen und hören, um zu begreifen, daß sie den Höhepunkt des fröhlichen Abends bezeichnete. Z.

Digitized by Google

Inserate.

„Wenn der Herr ein Kreuze schickt."
Gedicht von **E. v. Willich.** Komp. von
Robert Radecke.
Des Kronprinzen Lieblingslied!
erschien in unserem Verlage
a) **für eine Singstimme** mit Begl. des Pianof. od. Orgel (Harmonium) in drei Stimmlagen: hoch, mittel, tief Pr. à 1 *M.*
b) **für Männerchor,** Part. u. Stimmen 1 *M.*
c) **für gemischten Chor,** Part. u. Stimmen Preis 1 *M.*
C. A. Challier & Co.,
Berlin S.W. 56, Leipzigerstraße.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:
Noblesse oblige.
Roman von
Friedr. Spielhagen.
Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—
Erste bis vierte Auflage.

Soeben wurde complet:
Handbuch der Nationalökonomie.
Von
Dr. Karl Walcker,
Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.
Zweite verbesserte Auflage.
Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M.* Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M.* Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M.* Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M.* Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M.*
Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

Neue Belletristik
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Arnold, der Mönch.
Novelle von
Eduard Oehmke.
Preis geheftet *M* 2. 50; fein gebunden *M* 3. 50.
Das einsame Haus.
Roman von
Adolf Streckfuß.
Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —
Der wunde Punkt
Roman von
Leo Warren.
Preis geheftet *M* 5. —; fein gebunden *M* 6. —
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **E. Pierson** in **Dresden u. Leipzig.**
Ludwig Anzengruber, Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten. 2 *M.*
Oscar Blumenthal, Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Akten. 2 *M.*
Nataly von Eschstruth, Potpourri. Ausgewählte Novellen. $3^1/_2$ *M.*, geb. $4^1/_2$ *M.*
Rudolf Heinrich Greinz, Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. 2 *M.*, geb. 3 *M.*
Otto Fuchs, Görbersdorfer Novellen. 3 *M.*, geb. 4 *M.*
K. Rinhart (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. $4^1/_2$ *M.*, geb. 6 *M.*
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Die Kunstanstalt von **Piloty & Loehle** in **München** empfiehlt den Freunden der Erdkunde das in ihrem Verlage erschienene und von ersten Autoritäten rühmlichst anerkannte
Lingg'sche Erdprofil
der Zone von 31° bis 65° nördl. Breite
im Maßverhältniß 1:1 Million,
eine erstmalige anschauliche Darstellung der Erdoberflächengestaltung im richtigen Verhältnisse zur Form der Erde selbst, sowie vieler wichtiger Thatsachen der Erdkunde.
1 Expl. im Ganzen aufgezogen, 51 cm hoch 375 cm breit, mit Text, gerollt *M* 21.—
1 Expl. in rother Lwd.-Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 24.—
1 Expl. in grauer Mappe zusammengelegt 51/38 cm mit Text *M* 20.—

Aussergewöhnliche Gelegenheit.
Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 *M.* — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M.* — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 *M.* — **Gibbon,** Gesch. des röm. Weltreichs. Deutsch von Sporschil. Leipz. 1862, 6 Bde. Hlbfr. 10 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, mit d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*
Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Havana-Cigaretten
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** *M* per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.
Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.
Gebrüder Wolff,
Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Heinrich Nitschmann
als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke
von
Władislaw Malukiewicz.
Gedruckt und verlegt bei
Reinhold Kühn d. J., Elbing. 1888.
Preis 60 Pfennig.
Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.
Aus Dur und Moll.
Concertstücke ohne Noten von **Carl von Schlözer.**
Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.
Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—
„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.
Blutjung
und andere Erzählungen
von
E. von Dincklage.
1 Band. 8. 16 Bogen in illustrirtem Umschlag eleg. brosch. Preis Mk. 3.—
Die echt künstlerische Eigenart der gefeierten Verfasserin der „**Emslands-Bilder**" tritt in dieser neuen sorgfältig ausgewählten Sammlung ergreifend hervor.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.
Wolluy Dr. F., **Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.
Wolluy, Dr. F., **Ueber Telepathie.** 60 Pf.

Hierzu eine Beilage von Adolf Titze in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 17. März 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kaiser Wilhelm. † — Die Aufhebung des Identitätsnachweises. Von Karl Walcker. — Der Selbstmord in der Armee. Von Dr. med. Hugo Bernheim. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Fund der ältesten Faustscenen. Von H. Düntzer. — Von bewährten Erzählern. (Günther von Freiberg. Karl Frenzel. Conrad Ferdinand Meyer.) Von Z. — Die psychologische Bedeutung der Ethnologie. Von Th. Achelis. — **Feuilleton:** Ein gutes Gewissen. Von Alexander Kielland. Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Herzog Ernst". Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolf. — Inserate.

Kaiser Wilhelm †

Um Mitternacht. Des Schneegewirbels Flocken,
Sie breiten ihren weichen Hermelin;
Von allen Thürmen hallen dumpf die Glocken,
Vom Schlosse wallt ein Zug zum Dome hin.

Die Panzer schwarz, umflort die Helme schaurig,
Die Hörner stumm, ein Sarg und Blumenduft,
Geleiten sie den todten Kaiser traurig
Vom Thron zum Altar, eh' ihn birgt die Gruft.

Noch einmal schaut sein theures Haupt die Menge,
So freundlich-mild, erstarrt im Todeskampf,
Das uns gelächelt oft im Festgepränge
In Freud' und Leid, in Sturm und Pulverdampf.

Er war ein Held. Ein einig Reich zu gründen,
Er hat's gewagt, und stark läßt er's zurück,
Doch was auch die Trophäen Hohes künden,
Er war noch größer als sein Ruhm und Glück.

Ein Siegesfürst und doch ein Friedenskaiser,
Im Dienst des Landes jünglingsfrisch als Greis,
Die Liebe seines Volks war stets sein Weiser,
Und Liebe ohne gleichen war sein Preis.

Drum weint um ihn, der jetzt nach hundert Siegen,
Nach dreier Menschenalter Arbeit dort
Zum letzten Schlaf sich will zur Mutter schmiegen —
Er lebt in unsern Herzen ewig fort.

Dann aber reißt euch von der theuren Bahre
Und schaart euch um den Erben, seinen Sohn!
Wie einen Papst verjüngt einst die Tiare,
Gib ihm Gesundheit, deutsche Kaiserkron'!

Digitized by Google

Die Aufhebung des Identitätsnachweises.

Von Karl Walcker.

Trotz der Häufigkeit des Namens Schulze versteht jeder Gebildete sofort, was unter Schulze'schen Genossenschaften gemeint ist; und ähnlich weiß jeder Zeitungsleser, daß zur Zeit im Deutschen Reiche nur ein Identitätsnachweis viel besprochen wird, daß es sich um die Identität oder Nichtidentität zollpflichtiger, aus dem Auslande eingeführter und zur Wiederausfuhr gelangender Getreidemengen handelt. Der neueste Stand dieser schwierigen und verwickelten Streitfrage läßt sich nur verstehen, wenn man einen kurzen Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung derselben wirft.

Im Zollverein gab es noch kein Identitätsproblem, weil die damaligen, 1865 durch den Handelsvertrag mit Oesterreich aufgehobenen Kornzölle ihrer Niedrigkeit wegen kaum als eigentliche Schutzzölle bezeichnet werden konnten, und weil Deutschland in jener Zeit, trotz seinen Getreideeinfuhren, im Wesentlichen den wirthschaftlichen Charakter eines Kornausfuhrlandes trug.

Das Auftauchen der Identitätsfrage war eine unerwünschte Folge des Schutzzolltarifes von 1879. Die Kornzölle verursachten den deutschen Mühlen, namentlich den für die Ausfuhr arbeitenden, so große Nachtheile, daß es auf Andringen der Müller durch das Gesetz vom 23. Juni 1882 zur Aufhebung des Identitätsnachweises kam. Den Mühlenbesitzern wird seitdem bei der Ausfuhr ihrer Fabrikate einfach der Zoll für eine entsprechende Menge des zur Mühle gebrachten ausländischen Getreides zurückerstattet, und diese Reform hat der Mühlenindustrie die beabsichtigte Erleichterung verschafft. Seit 1879 wird auch die Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises in Bezug auf Getreide im Reichstage, in landwirthschaftlichen Vereinen, in Handelskammern und in der Presse viel erörtert. Der klerikale Abgeordnete Freiherr von Heeremann, der deutschfreisinnige Abgeordnete Rickert und Genossen brachten 1885 im Reichstage einen Antrag ein, wornach es dem Inhaber eines Transitlagers gestattet sein soll, an dem Orte seiner Niederlassung soviel fremdes Getreide zollfrei einzuführen, wie er von inländischem aus demselben Orte ausgeführt hat. Dieser Antrag wurde am 13. Mai 1885 vom Reichstage mit großer Mehrheit angenommen. Die Aeltesten der Kaufmannschaft in Königsberg, Danzig und Stettin sprachen sich ebenfalls für den Antrag aus. Die conservativen Abgeordneten Graf Stolberg-Kreppelhof und Freiherr von Mirbach-Sorquitten schlugen vor, daß für alles ausgeführte Getreide vorweg und ohne Weiteres der Korneinfuhrzoll gezahlt werden soll. Dieser Antrag ist schon deshalb verwerflich, weil seine Durchführung eine Exportprämie schaffen und die concurrirende englische, schottische und schwedische Industrie auf Kosten der deutschen Industrie begünstigen würde. Der Deutsche Landwirthschaftsrath, die Centralvertretung der landwirthschaftlichen Vereine des Deutschen Reiches, discutirte am 3. und 4. November 1887 die Identitätsfrage. Der Referent, der westpreußische Rittergutsbesitzer von Puttkamer-Plauth, plaidirte für einen Gesetzentwurf, nach welchem 1) alle gemischten Transitlager aufgehoben werden sollen und 2) bei der Einfuhr von Getreide Zollquittungen ausgestellt werden, welche bei der Ausfuhr einer gleichen Quantität gleichartigen Getreides oder Mehles (nach dem vom Bundesrathe festgesetzten Rendementsverhältniß) binnen drei Monaten von der Zollbehörde mit ihrem vollen Betrage bonificirt werden. (Transitlager sind für Waaren bestimmt, die zum Theil in das Zollinland, zum Theil in das Zollausland gehen sollen. Die Aufhebung dieser Lager wäre ein schwerer Schlag für den Kornhandel, die Brodconsumenten, die Industrie und mittelbar sogar für die hochwichtigen Ausfuhrinteressen der Landwirthschaft der östlichen Provinzen Preußens. In Wirklichkeit ist die Aufhebung der Transitlager schon deshalb kaum zu befürchten, weil sich im Reichstage schwerlich eine Mehrheit für eine solche Maßregel finden dürfte.) Der Correferent Klein-Wertheim sprach sich gegen die gänzliche Aufhebung der gemischten Transitlager aus. Er behauptete, die badischen Landwirthe forderten allgemein (?) eine Beschränkung dieser Lager, die Baarzahlung bei der Einfuhr von Getreide und die Beibehaltung des Identitätsnachweises. Von einer Kritik der Klein'schen Vorschläge kann schon deshalb abgesehen werden, weil sie eine ziemlich individuelle Färbung haben. In der badischen Agrarenquête von 1883 bekundeten viele badische Landwirthe ein so richtiges Verständniß ihrer Interessen, so aufgeklärte Anschauungen, daß sie in der Identitätsfrage schwerlich die Klein'schen Ansichten theilen werden. Die Baarzahlung des Zolles würde den Kornhandel und mittelbar die Landwirthschaft des Deutschen Reiches sehr schädigen.

Der Deutsche Handelstag, die Vertretung der Handelskammern und der Industrie, namentlich der Großindustrie, des Deutschen Reiches, erörterte am 29. November 1887 die Identitätsfrage. Es waren zwei Anträge gestellt worden. Der erste, von der Mannheimer Handelskammer herrührende, ging dahin, „daß künftig die Zollentlastung des Transitlagers für die Inhaber nicht nur nach dem in der Mischung enthaltenen Procentsatze, sondern vielmehr nach derjenigen gesammten Menge stattfindet, für welche von ihnen der Nachweis einer Ausfuhr inländischen, oder ausländischen, oder aus beiden gemischten Getreides erbracht wird." Folgt eine Empfehlung übertragbarer, auf den Inhaber lautender, sechs Monate gültiger Berechtigungsscheine. Im zweiten Antrage, der von den Handelskammern Bremen, Lübeck und Rostock gestellt wurde, hieß es unter Anderem, es sei zu wünschen, „daß . . . durch Ausgabe von auf den Inhaber lautenden übertragbaren Zollberechtigungsscheinen der Eingangszoll auf das in den freien Verkehr des deutschen Zollgebietes eingeführte Getreide insoweit nachgelassen, bezw. rückerstattet wird, als binnen einer vom Bundesrathe zu bestimmenden Frist eine Ausfuhr der gleichen Getreideart aus dem freien Verkehr des Zollvereins stattfindet." Zu diesem Antrage schlug das Aeltestencollegium Berlins folgenden Zusatz vor: „Hinsichtlich der Mühlenfabrikate bleibt es bei den bisherigen Bestimmungen." Der Secretär der Mannheimer Handelskammer, Dr. Landgraf, plaidirte für Ausfuhrscheine, der Antrag der drei Handelskammern wollte dagegen Einfuhrquittungen. Der Handelstag sprach sich mit allen gegen 13 Stimmen für die Aufhebung des Identitätsnachweises aus, ließ jedoch die Frage: Einfuhrscheine oder Ausfuhrscheine? offen. Gegen die Aufhebung des Identitätsnachweises stimmten die 11 Handelskammern Gießen, Sorau, Wesel, Würzburg, Chemnitz, Landau, Braunschweig, Baden-Baden, Mülhausen im Elsaß, Ravensburg, Reutlingen. Die beiden Handelskammern zu Dresden und Darmstadt stimmten für die Beibehaltung der Identität der Person.

Im December 1887 stellte der nationalliberale Abgeordnete Hammacher in der Kornzollcommission des Reichstages den Antrag, die Commission wolle einen Gesetzentwurf beschließen, wonach bei der Ausfuhr von Getreide sowie von Mehl und Mühlenfabrikaten aus dem freien Verkehr in's Ausland übertragbare, auf den Inhaber lautende Vollmachten zur zollfreien Einfuhr der gleichen Quantität aus dem Auslande in den freien Verkehr des Inlandes binnen einer vom Bundesrathe zu bestimmenden, mindestens sechsmonatlichen Gültigkeitsdauer ertheilt werden. Der § 7 des Zolltarifgesetzes dom 24. Mai 1885 wird dahin abgeändert, daß sämmtliche aus den Transitlagern in das Ausland übergehenden, im Zolltarif unter Nr. 9 (Getreide ꝛc.) benannten Gegenstände als zollfreie Durchfuhr zu behandeln sind. Die Commission lehnte den Antrag ab. Für denselben, der auch im Plenum am 13. December erörtert wurde, stimmten in der Commission die Nationalliberalen Hammacher, Geibel, Hoffmann (Sachsen), Hoffmann (Königsberg) und Diffené, der Vorsitzende der Mannheimer Handelskammer, ferner der Freiconservative Lohren und die Deutschfreisinnigen Brömel, Maager und Rickert. In der Commission hatten ein preußischer und ein bayerischer Regierungscommissar die Mittheilungen gemacht, daß sich von 14 preußischen landwirthschaftlichen Centralvereinen 8 und von 8 bayerischen

Digitized by Google

Handels- und Gewerbekammern 4 für die Aufhebung des Identitätsnachweises ausgesprochen haben; während 6 preußische Centralvereine und 4 bayerische Handelskammern sich mehr oder minder gegen die Aufhebung ausgesprochen haben.

Im Februar 1888 brachte der freiconservative Abgeordnete und Rittergutsbesitzer in Leumnitz bei Gera, Hermann Ampach, unterstützt von mehr als achtzig deutschconservativen, freiconservativen und nationalliberalen Genossen, folgenden Antrag im Reichstage ein: „§ 7 der Zolltarifgesetze vom 15. Juli 1879 und 23. Juni 1882 wird durch folgende Bestimmung ersetzt: ‘Für die in Nr. 9 a, b, c des Tarifes (Getreide ꝛc.) aufgeführten Waaren, wenn sie ausschließlich zum Absatze in das Zollausland bestimmt sind, werden Transitlager ohne amtlichen Mitverschluß, in welchen die Behandlung und Umpackung der gelagerten Waare uneingeschränkt und ohne Anmeldung und die Mischung derselben mit inländischer Waare zulässig ist, mit der Maßgabe bewilligt, daß sämmtliche aus den Transitlagern in das Ausland übergehenden gemischten und ungemischten Waaren als zollfreie Durchfuhr anzusehen sind. Für Waaren der bezeichneten Art, welche zum Absatz entweder in das Zollausland oder in das Zollinland bestimmt sind, können solche Transitlager bewilligt werden. 1a. Für die in Nr. 9a, b, c des Tarifs (Getreide ꝛc.) aufgeführten Waaren werden bei der Ausfuhr übertragbare Einfuhrvollmachten mit der Maßgabe ertheilt, daß dem Inhaber derselben der Eingangszoll für eine Menge gleichartiger Waaren innerhalb einer vom Bundesrathe zu bestimmenden, auf mindestens sechs Monate festzusetzenden Frist nachgelassen wird. Der Ausfuhr der Waare steht die Niederlegung derselben in eine Zollniederlage unter amtlichem Verschluß gleich.“ Am 16. Februar fand die erste Lesung des Antrages im Reichstage statt. Für denselben plaidirten Lohren, Hoffmann (Königsberg), der deutschconservative Graf Stolberg-Wernigerode, dagegen sprach Eugen Richter. Rickert war im Princip für den Antrag, aber gegen die seiner Ansicht nach unannehmbare, die Mühlen nicht berücksichtigende Form des Antrages, der auf Vorschlag des Nationalliberalen Struckmann und Anderer an eine Commission von 28 Mitgliedern gewiesen wurde.

Die Commission lehnte den Antrag Ampach ab und schlug dem Reichstage, unter theilweisem Anschluß an einen Antrag der Abgeordneten Büsing und Genossen, Folgendes vor. „Bei der Ausfuhr von Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Buchweizen, Hülsenfrüchten, Raps und Rübsaat werden, wenn die Menge der einzelnen Fruchtarten 500 Kilogramm erreicht, auf Antrag der Betheiligten übertragbare Einfuhrvollmachten ertheilt, welche den Inhaber ermächtigen, innerhalb einer vom Bundesrathe zu bestimmenden, mindestens auf neun Monate festzusetzenden Frist die gleiche Menge der nämlichen Waarengattungen .... ohne Zollentrichtung einzuführen.“ Darauf folgten Bestimmungen über Einfuhrvollmachten für Getreidemühlen, Preßhefe-, Malz- und Cakes-Fabriken und Oelmühlen. Das Ausbeute- oder Rendementsverhältniß, sowie die zuständigen Zollstellen sollten vom Bundesrathe bestimmt werden. Dem Reichstage lagen ferner ein Amendement des Abgeordneten v. Wedell-Malchow und zwei Resolutionen vor, welche den Fall der Ablehnung des Commissionsbeschlusses in's Auge faßten, aber ebenfalls im Princip für die Aufhebung des Identitätsnachweises waren. Die erste Resolution ging von den Abgeordneten v. Kardorff und Freiherr v. Mirbach, die zweite vom Abgeordneten Nobbe aus.

Am 5. März nahm der Reichstag mit 178 gegen 101 Stimmen einen Antrag der Abgeordneten R. v. Bennigsen und Genossen (darunter auch des Abgeordneten v. Kardorff) an, in welchem es hieß: „In Erwägung, daß der Antrag Ampach und Genossen durch die Neuheit und Schwierigkeit des Gegenstandes erheblichen Zweifeln Raum läßt über die Wirkungen, welche seine Annahme und Durchführung für die Landwirthschaft und den Handel, insbesondere auch in den einzelnen Theilen Deutschlands haben würde, in fernerer Erwägung, daß für die erforderliche sorgfältige Prüfung des Antrages im Ganzen und im Einzelnen, namentlich aber für die nach verschiedenen Richtungen noch wünschenswerthen Erhebungen die Zeit während der gegenwärtigen Session mangelt, sowie in der Erwartung und dem Wunsche, daß die verbündeten Regierungen den in dem Antrage angeregten wichtigen Fragen ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden und das Ergebniß der über dieselben anzustellenden Erhebungen dem Reichstage in der nächsten Session mittheilen werden, — geht der Reichstag über den Antrag Ampach und Genossen zur Tagesordnung über.“

Durch die Annahme der motivirten Tagesordnung waren die früheren Anträge erledigt, und die Resolutionen wurden von ihren Urhebern zurückgezogen.

Das sind die Hauptpunkte der Geschichte des Identitätsproblems. Diese wichtige Frage wird ohne Zweifel bald wieder die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigen, wie auch der Antrag R. v. Bennigsen und Genossen mit Recht betont. Der erwähnte Reichstags- und Landtagsabgeordnete B. v. Puttkamer-Plauth gab darüber im Februar 1888 in einer Versammlung der „Steuer- und Wirthschaftsreformer“, einer Hauptgruppe der sogenannten Agrarier, interessante, zu wenig beachtete, trotz einigen agrarischen Vorurtheilen sehr beachtenswerthe Ausführungen. Er sagte nach Zeitungsnachrichten, die seine Rede sinngetreu wiederzugeben scheinen, unter Anderem Folgendes. Bezeichne man den Fortfall des Identitätsnachweises als ein Durchbrechen unserer heutigen Zollpolitik, so schrecke ihn dies keineswegs; er wünsche vielmehr, daß die Zölle überall dort abgeschafft werden, wo sie schaden. (Ich bemerke hierzu, daß das bestehende Schutzzollsystem auf mühsam zu Stande gebrachten Compromissen beruht, so daß die Abschaffung eines wichtigeren Zolles, z. B. des Kornzolles, mit innerer Nothwendigkeit die Abschaffung, beziehungsweise Ermäßigung vieler anderer landwirthschaftlicher und industrieller Schutzzölle, die Rückkehr zum System freihandelsfreundlicher Handelsverträge nach sich ziehen würde.) Der Redner fuhr fort: Die Getreidezölle haben den alten Export des Ostens völlig (?) vernichtet, seine hundertjährigen Verbindungen mit England, Holland, Skandinavien zerstört, den ganzen Handel colossal geschädigt und gleichzeitig auch den Landwirth geschädigt. In Folge der Zollpolitik muß der östliche Landmann den Fabrikanten des Rheins sein theueres Eisen, der Hütte in Schlesien die Kohle u. s. w. abkaufen, obgleich er Alles billiger von England beziehen könnte. Er darf auch nicht den besten Markt mit seinem Getreide aufsuchen, sondern er ist gezwungen, es zu unerschwinglichen Frachten, die den ganzen Nutzen aufzehren, nach dem Westen zu senden. Diese Ausführungen des sachkundigen Redners sind treffend, wenn gleich nicht neu; und die Landwirthe Mittel-, Süd- und Westdeutschlands haben nicht Unrecht, wenn sie darüber klagen, daß das Getreide des Ostens ihnen seit der Einführung der Kornzölle die Preise verdirbt. Deutschland hat keinen Kornausfuhrzoll und England hat keinen Korneinfuhrzoll, aber aus technischen Gründen muß das deutsche Getreide, um in England beliebt zu sein, meist mit russischem Getreide vermischt, durch die Mischung verbessert werden; und diese Verbesserung wird durch den Identitätsnachweis sehr erschwert, um nicht zu sagen ganz verhindert. Die verschiedenen, theils schutzzöllnerischen, theils freihändlerischen Gegner der Aufhebung des Identitätsnachweises fürchten andererseits, daß dieselbe das Korn vertheuern, den Fiscus schädigen, ähnliche Forderungen in Betreff des Roheisens, der Garne und anderer Waaren veranlassen, der Landwirthschaft des übrigen Deutschen Reiches schaden und zur Befestigung des Schutzzollsystems beitragen könne. Andere, natürlich extrem schutzzöllnerische Stimmen fürchten dagegen, daß die Aufhebung des Identitätsnachweises der erste, folgenreiche Schritt zur allmählichen Beseitigung des ganzen Schutzzollsystems sein könnte, dessen dereinstige Aufhebung in der That von allen gemäßigt schutzzöllnerischen und freihändlerischen Sachverständigen von jeher als eine bloße Frage der Zeit betrachtet wurde und wird.

Das ist in großen Zügen, von minder wichtigen Einzelheiten abgesehen, der gegenwärtige Stand der Identitätsfrage.

Digitized by Google

Der Selbstmord in der Armee.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

(Schluß.)

Betrachten wir zum Schlusse noch den Einfluß des Civilstandes, so zeigt sich derselbe ausschlaggebend zu Ungunsten des ledigen Standes. Namentlich bei Männern zeigen die Unverheiratheten stets höhere Procentzahlen als die Verheiratheten, trotz des durchschnittlich geringeren Alters. Mit der Verehelichung, welche ja überhaupt die Lebensdauer vergrößert, wird auch die Selbstmordchance kleiner; dieselbe steigt wieder bei Wittwern und erreicht die ungünstigste Ziffer bei den Geschiedenen. Die günstige Wirkung eines geregelten ehelichen Lebens, der segensreiche Einfluß des häuslichen Heerdes auf Charakter und Moral zeigt sich hier in seinem schönsten Lichte. —

Für alle diejenigen, welche mit Aufmerksamkeit vorstehenden Auseinandersetzungen gefolgt sind, bedarf es wohl kaum noch eines besonderen Hinweises, daß wir im Obigen bereits die Erklärung ausgesprochen haben, warum die Selbstmorde in der Armee höhere Procentzahlen aufweisen, als in der Civilbevölkerung. Wir sahen, daß unter einer gleichen Anzahl von Männern und Frauen auf Erstere bedeutend mehr Selbstmorde fallen als auf Letztere; wir sahen, daß Unverheirathete mehr Neigung zum Selbstmord haben als Verheirathete; daß das Stadtleben den Selbstmord mehr begünstige als das Landleben; daß die Altersclasse 20—25 Jahre eine vom Selbstmord bevorzugte ist, — erscheint es nicht einleuchtend, daß beim Militär, wo alle diese ungünstig beeinflussenden Umstände unglücklicherweise zusammentreffen, durch dieses Zusammenfallen der verschiedenen Maxima ohne menschliches Zuthun und Wollen die Selbstmordziffer eine bedeutend höhere sein muß als in der Civilbevölkerung, in welcher große Bevölkerungsschichten mit niedriger Selbstmordquote, die Weiber, die Verheiratheten und die Landleute, nicht wie beim Militär eliminirt sind und so die Selbstmordziffer herabsetzen? In der Armee finden wir ja zum überwiegend größten Theile unverheirathete Männer im Alter von 20—25 Jahren, welche in der Stadt leben, und finden so wie durch absichtliche Auswahl alle diejenigen Bedingungen vereint, welche die Selbstmordziffer in die Höhe treiben müssen!

Zu diesen Factoren tritt noch ein letzter: Die Abhängigkeit der Selbstmorde von Geisteskrankheit. Dieser wichtige Factor wird in seiner Tragweite meist unterschätzt. Wenn wir hierin auch nicht so weit gehen wollen, wie Esquirol und Falret, welche jeden Selbstmord als von einem Geisteskranken begangen annehmen und den Selbstmord schlechtweg unter die „affections mentales“ einreihten, so können wir Guttstadt nur beipflichten, wenn er sagt: „Man muß durchaus annehmen, daß die Geisteskranken unter den Selbstmördern einen viel größeren Procentsatz ausmachen, als nach den officiellen Angaben herausgerechnet worden ist. Die Angaben der Behörden geben in den allermeisten Fällen ein nächstliegendes Motiv zum Selbstmord an, während dieses angegebene Motiv das Symptom einer nicht erkannten Geisteskrankheit ist. Es sind Fälle bekannt, in denen nach glücklich verhindertem Selbstmord Tobsucht ausgebrochen ist bei Personen, welche vorher nicht für geisteskrank gehalten waren.“ Zu ähnlichen Ansichten gelangten militär-mediciniſche Schriftsteller der verschiedensten Nationen; neben dem Engländer Smart in seiner Arbeit: „Remarks on criminal deaths in the navy and army“, welcher hauptsächlich die alkoholischen Geistesstörungen hervorhebt, die Franzosen Cristau und Mesnier in ihren Abhandlungen „Du suicide dans l'Armée“, sowie der Spanier Poblacion y Fernández in seiner Studie: „Medicina legal y social del duelo y del suicidio“. Alle diese Forscher gelangten zu der Ueberzeugung, daß eine der Hauptursachen des militärischen Selbstmordes in geistiger Erkrankung zu suchen sei. Für die Civilbevölkerung ist dies eine längst allgemein anerkannte Thatsache. Eine ganz bedeutende Quote, fast die Hälfte, der Selbstmorde resultirt hier aus chronischer geistiger oder körperlicher Erkrankung. So weist Ebrard in seinem Buche „Du suicide“ nach, daß von 45,651 Selbstmorden in Frankreich, deren Ursache constatirt war, 20,700 von geistig oder körperlich Kranken begangen wurden. Bei steigendem Lebensalter und bei Männern spielt hier der Alkohol seine traurige Rolle; die alkoholischen Geistesstörungen, sowohl das acute Delirium als auch der chronische Alkoholismus mit seiner ethischen und intellectuellen Depravation zeigen eine ausgesprochene Neigung zum Selbstmorde. Namentlich stark fuselhaltige Brantweine, wie der in Frankreich so enorm verbreitete Absynth, verursachen eine Melancholie mit prägnantem Selbstmordtrieb.

Bei dieser Abhängigkeit des Selbstmordes von krankhaften Zuständen im Civil dürfen wir auch diesen Factor für die Armee nicht unterschätzen. Es mag uns eingewendet werden, daß es sich beim Militär um ausgesuchte, gesunde Leute handele. Doch trifft dies nur für körperliche Erkrankungen zu. Bei der Rekrutirung wird der geistige Zustand nicht in Betracht gezogen, von ganz eclatanten Fällen natürlich abgesehen. Es finden sich daher unter den Rekruten oft genug Geisteskranke, welche als solche erst nach längerer Dienstzeit, oft erst in Folge eines auffallenden Ereignisses erkannt werden. Wie oft bleiben gerade die Anfänge der zum Selbstmord treibenden Geistesstörungen: Schwachsinn, Melancholie mit oder ohne Verfolgungswahn, hallucinatorische Verrücktheit, dem Laien ja sogar dem nicht psychiatrisch geschulten Arzte verborgen. Solche Leute gelten als „beschränkt“ oder als „sonderbar“, „reizbar“, „verschlossen“, unter welchen laienhaften Bezeichnungen der Fachmann unschwer die Geistesstörung erkennt. Begeht ein solcher „Sonderling“ Selbstmord, so werden alle möglichen egoistischen Motive angegeben und doch ergibt die Untersuchung meist, daß es sich um erblich belastete Psychopathen oder Leute mit invalidem Gehirn gehandelt hat. Mit Recht sagt darum Guttstadt: „Könnte man die Geisteskranken vor oder bald nach dem Eintritt aus der Armee ausschließen, so würde die Zahl der Selbstmorde in der Armee sich sehr vermindern. Unter den obwaltenden Umständen kann Niemand dem Militärdienst es ohne Weiteres zuschreiben, daß er vorwiegend zum Selbstmord treibe. Es könnte sonst keine jährlichen Schwankungen geben, wenn die Ursache — Beschwerlichkeit des Dienstes — stets dieselbe wäre. Aehnliches ist über jeden anderen Beruf zu sagen; sobald nicht nachgewiesen ist, daß der Geisteszustand aller in einen Beruf Tretenden gleich ist, kann man nicht den Einfluß des Berufes als Erklärung für die sich ereignenden Selbstmorde anführen.“

Eine Besprechung des uns vorliegenden Themas würde unvollständig sein, wenn wir uns nicht noch der Betrachtung jener interessanten und merkwürdigen Beziehungen zuwenden wollten, welche gewisse constante Schwankungen der Selbstmordziffer zur allgemeinen Sterblichkeit, zu Unglücksfällen und Verbrechen zeigen.

Es sind dies ganz constante, genau vorher zu berechnende und sehr erhebliche Schwankungen der Selbstmordziffer nach der Jahreszeit, für die Armee außerdem noch nach dem Dienstalter und der Waffengattung.

Betrachten wir zunächst die Abhängigkeit von der Jahreszeit, so stellt sich sofort das auffallende Factum heraus, daß die Curve der Selbstmorde in den Sommermonaten Juni, Juli, August ihr Maximum erreicht, vom September an steil abfällt, um im October ihr Minimum zu erreichen. Ein zweites Maximum zeigen December und Januar, ein zweites Minimum Februar und März. Diese ganz prägnante Erscheinung wiederholt sich mit mathematischer Sicherheit Jahr für Jahr und ist nicht nur für die Armee, sondern auch für die Civilbevölkerung fast aller europäischen Länder nachgewiesen. Wie ist diese auffallende Regelmäßigkeit zu erklären, warum haben die Sommermonate die meisten, warum hat October die wenigsten Selbstmorde? Zur Erklärung dieser merkwürdigen Verhältnisse genügen nicht untergeordnete Gründe, wie die Beschwerlichkeit des Dienstes im Sommer oder die größere Leichtigkeit, mit welcher wegen der Schießübungen im Sommer

Digitized by Google

die Selbstmörder sich Munition verschaffen können und der Umstand, daß im October die Effectivstärke der Armee wegen Entlassung der ausgedienten Mannschaften am niedrigsten ist, Gründe, welche ja für das Civil, in welchem die gleiche Erscheinung beobachtet wird, hinfällig werden, sondern wir müssen uns zur Erklärung nach Erscheinungen auf verwandten biologischen Gebieten umsehen und da entdecken wir zu unserer Ueberraschung, daß die Curve der allgemeinen Sterblichkeit mit der Curve des Selbstmords völlig parallel läuft. Wie die Selstmordcurve erreicht auch die Sterblichkeitscurve ihr Maximum in den Sommermonaten, fällt dann steil ab zu ihrem Minimum im September und October, um im December und Januar ein zweites Maximum, im Februar und März ein zweites Minimum zu erreichen. So finden wir uns zur Beurtheilung der uns beschäftigenden Frage auf einen höheren Standtpunkt gehoben: wir sehen, wie die Sterblichkeit durch Selbstmord durch dieselben großen biologischen Gesetze beeinflußt wird, denen die allgemeine Sterblichkeit folgt, und erblicken so in dem anscheinend der freien Selbstbestimmung des Individuums allein unterworfenen Selbstmorde nichts Anderes, als eine specielle Form der menschlichem Wollen entzogenen allgemeinen Sterblichkeit.

Fragen wir jetzt einmal nach den Gründen, welche die Sterblichkeitscurve zu zwei Gipfeln, einem steilen im Sommer, einen weniger steilen im Winter erheben, so erhalten wir zur Antwort, daß in den Sommermonaten die hohe Kindersterblichkeit verursacht durch Verdauungskrankheiten, im Winter die große Sterblichkeit älterer Personen an Respirationskrankheiten es ist, welche die Curve zu den angegebenen Terminen in die Höhe treiben müssen. Wir sehen, so ohne Weiteres dürfen wir diese Verhältnisse nicht auf den Selbstmord übertragen. Und doch lassen sich Beziehungen durchblicken. Halten wir uns zunächst einmal ausschließlich an das Hauptmaximum der Sommermonate, so finden wir, wie gesagt, als deutliche Ursache das steile Ansteigen der Verdauungskrankheiten gleichzeitig und Schritt haltend mit dem Ansteigen der Temperatur. Es beruht dies sicher auf dem bei höherer Temperatur üppigeren und energischeren Wachsthum der pathogenen Organismen, Spaltpilze ꝛc., welche in den Nahrungsmitteln Zersetzungen hervorrufen, deren Folge dann wieder die Verdauungskrankheiten sind und da diese Zersetzungen in der Milch, dem Hauptnahrungsmittel der Kinder, am leichtesten erfolgen, so steigt die Sterblichkeit der Kinder an Brechdurchfall mit jedem Grade der Temperatur. So sehen wir beim Eintreten der warmen Jahreszeit ein mächtiges Ansteigen der Lebensenergie auch in der höheren Pflanzen- und Thierwelt, ein gewaltiges Ansteigen der Lebensprocesse in der belebten Schöpfung. Sollten diese Wandlungen in den äußeren Lebensbedingungen nur für den Menschen wirkungslos bleiben? Sollte sich nicht auch beim Menschen das Ansteigen der Lebensenergie in einem schnelleren Ablauf der körperlichen und geistigen Processe, in einer Steigerung auch seiner psychischen Energie, mit einem Worte, in einer verstärkten Geltendmachung seiner subjectiven Lebenserscheinungen gegenüber der Außenwelt wiederspiegeln? Und so dürfte es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß in den Sommermonaten sich die vermehrte Energie der menschlichen Gesellschaft nicht nur in der Erhöhung der Zahl der Thathandlungen gegen das eigene Leben, sondern auch in einer Vermehrung der gegen das Leben Anderer gerichteten deutlich documentirt, indem also nicht nur die Zahl der Selbstmorde im Sommer steigt, sondern auch die Zahl der Morde. Die Criminalstatistik, welche sich, wie Quételet sagt, „mit dem Budget beschäftigt, welches mit einer schauerlichen Regelmäßigkeit bezahlt wird, nämlich dem der Verbrechen, die man ebenso vorausberechnen kann, wie Geburten und Todesfälle", hat das Maximum der zu ihrer Ausführung eine hohe Thatkraft erfordernden Verbrechen gegen das fremde Leben als in die heißen Monate fallend längst nachgewiesen. Diesen Zusammenhang zwischen Selbstmord und Mord beleuchtet treffend der „Generalbericht über die Sanitätsverwaltung in Bayern 1882", indem er sagt: „In Bayern fallen stets 60 Procent der Selbstmorde auf die Monate April bis September, auf die Monate October bis März nur 40 Proc. Die Temperaturverhältnisse üben demnach einen unverkennbaren Einfluß auf die Frequenz des Selbstmordes aus, insofern durch Steigerung der Wärme im Sommer auch die Thathandlungen gegen das eigene wie gegen das fremde Leben — denn auch Mord, Todtschlag und schwere Körperverletzungen kommen in der warmen Jahreszeit viel häufiger vor als in der kalten — sich erheblich vermehren." Westergaard wies diesen Parallelismus ebenfalls als für die meisten Länder geltend nach; doch läßt er es dahingestellt, ob dies direct klimatischen Einflüssen oder periodisch wiederkehrenden socialen Factoren zuzuschreiben sei. —

So, aus großen biologischen Gesetzen, dürfte auch das Minimum zu erklären sein, welches Sterblichkeits- und Selbstmordcurve nach steilem Abfall im October zeigen. Mit dem Sinken der Temperatur sinkt die vitale Energie der Schöpfung; in Folge dessen sinkt auch die Ziffer der Verdauungskrankheiten, welche auf dem Wachsthum und dem üppigen Wuchern kleinster Organismen bei höherer Temperatur beruhen. Nach dem Fortfallen dieses außergewöhnlichen Zuwachses der Todesursachen sinkt die allgemeine Sterblichkeit rapide auf ihr natürliches Niveau und drückt dabei unerbittlich auf die Curve des Selbstmordes, welche als specielle Form der allgemeinen Sterblichkeit diesem Drucke willenlos folgen muß. —

In ähnlicher Weise erklären sich auch wahrscheinlich die Schwankungen nach großen Perioden, welche Engel für die Sterblichkeit und auch für den Selbstmord nachgewiesen hat. Es gibt für die Mortalität Perioden von 10—12 Jahren, in welchen sich ein Maximum und ein Minimum findet. Diese Periodicität läßt sich natürlich entsprechend auch für Sterblichkeit und Selbstmord in der Armee nachweisen. So fiel in der preußischen Armee während des Jahrzehntes 1850—1860 das Maximum der Mortalität auf das Jahr 1855, das Minimum auf das Jahr 1860 und genau denselben Gang zeigte die Frequenz der Selbstmorde. — Die unlösbare Verkettung, welche den Selbstmord mit der allgemeinen Sterblichkeit verbindet, zeigt sich übrigens auch in der Thatsache, daß, wenn die Selbstmordziffer in der Armee höher ist als in der Civilbevölkerung, dies auch für die Mortalität in der Armee gilt. Dieselbe ist, wie zuerst Oesterlen behauptete und nach ihm neuere Schriftsteller bestätigt haben, stets eine höhere, als in der entsprechenden Civilaltersklasse. In Frankreich z. B. war in den Jahren 1875 und 1876 die Sterblichkeit in der Armee um 1,1 Procent höher, als in der entsprechenden Altersklasse im Civil (20—30 Jahre). In Deutschland ist die Differenz eine niedrigere, doch ist sie immerhin noch deutlich erkennbar. Wir sehen eben immer und immer wieder, daß Selbstmord und Sterblichkeit von parallel laufenden Ursachen beeinflußt werden, welche aus den gleichen biologischen Gesetzen resultiren. —

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Einflusses des Dienstalters auf den Selbstmord, so finden wir die zwei Maxima, welche sich in der Civilbevölkerung für die Altersklassen 20—25 Jahre und 50—60 Jahre ergaben, in der Armee wieder. Die Selbstmorde erreichen ein Maximum im zweiten Dienstjahr, sinken dann auf eine geringere Frequenz und erreichen dann fast dieselbe Höhe im vierten Dienstjahre. In Armeen mit längerer Dienstzeit, z. B. der englischen und französischen, steigt die Curve dann weiter und erreicht unter alten Veteranen mit 14jähriger Dienstzeit eine erstaunliche Höhe. Wie im Civil ist der Grund für das Maximum in jüngeren Jahren unklar; mit der Länge der Dienstzeit steigt, wie im Civil mit dem Lebensalter der Einfluß des Alkohols. Uebrigens erreicht auch eine andere specielle Form der Sterblichkeit, diejenige durch Unglücksfälle, in der Altersklasse von 20—25 Jahren für Civil und Militär ein Maximum. Verunglückungen zeigen überhaupt ein gewisses constantes Verhältniß zum Selbstmord, wie es auch zwischen willkürlichen und zufälligen Verstümmelungen besteht. So beträgt schon seit einer Reihe von Jahren die Zahl der Todesfälle durch Verunglückung in der deutschen Armee etwas mehr als die Hälfte derjenigen durch Selbstmord und steigt und fällt mit

Digitized by Google

diesem. Doch ist die Zahl der Verunglückungen beim Militär im Einzelnen und durchschnittlich stets niedriger als in der entsprechenden Civilalterskasse. — Eine Erklärung dieses Zusammenhanges dürfte nicht leicht fallen. —

Ebenso räthselhaft ist das constante, sich stets gleichbleibende Verhältniß zwischen der Selbstmordziffer der einzelnen Waffengattungen. So hat in Frankreich die Cavallerie stets weniger Selbstmorde und auch eine geringere Sterblichkeit, als die Infanterie; in Deutschland ist umgekehrt die Zahl der Selbstmorde und die Höhe der Sterblichkeit bei der Cavallerie stets größer, als bei der Infanterie. Sehen wir uns z. B. einmal die Zahlen an, wie sie der „Statistische Sanitätsbericht für die Königl. Preuß. Armee" für die Berichtsjahre 1879—1882 bringt. Es hatten Selbstmorde — die Zahlen sind in pro mille der Iststärke ausgedrückt —:

	Cavallerie	Infanterie
1879/80:	0,99 ‰	0,72 ‰
1880/81:	0,99 ‰	0,77 ‰
1881/82:	0,91 ‰	0,77 ‰.

Wenn sich der Einfluß des berittenen und unberittenen Dienstes so deutlich ausprägt, so müßte eine Truppengattung, wie die Artillerie, welche sich aus berittenen und unberittenen Formationen zusammensetzt, genau die Mitte halten, da beide Einflüsse sich zugleich geltend machen und sich gegenseitig zur Hälfte paralysiren, und siehe da — die Artillerie hält in der That fast genau die Mitte, z. B. für das Berichtsjahr 1881/82 mit 0,81 ‰! —

Wir haben im Laufe unserer Besprechung manches interessante Factum kennen gelernt, manche überraschende Parallele gezogen und auf dunkle Gebiete fiel unerwartetes Licht. So haben wir die Ursache gefunden, warum und warum mit absoluter Nothwendigkeit der Selbstmord in der Armee mehr Opfer fordern muß, als im Bürgerstand. Sollte es denn nun nicht möglich sein, auf diese betrübende Thatsache im günstigen Sinne einzuwirken? Die enge Verkettung des Selbstmordes mit der Mortalität bietet uns hier vielleicht einen Punkt, wo der Hebel anzusetzen ist. Mit der Sterblichkeit sinkt und steigt die Selbstmordziffer; beide unterliegen sie denselben biologischen Gesetzen. Wenn es gelingt, die Sterblichkeit in der Armee herabzusetzen, so werden wir damit unbewußt und ohne es zu wollen auch die Selbstmordziffer herabsetzen! Es ist den lobenswerthen hygienischen Bestrebungen der Militärverwaltung, durch die Trennung von Wohn- und Schlafräumen in den Casernen, durch die Einführung von Bädern für die Mannschaften, durch Verbesserung der Kost nach chemisch-physiologischen Grundsätzen und andere hygienische Reformen gelungen, die Sterblichkeit in der Armee seit einer Reihe von Jahren in dauerndem Sinken zu halten und mit ihr sinkt, sogar in noch schnellerer Progression, die Selbstmordziffer. Und diesen Bestrebungen wünschen wir kräftigen und unermüdlichen Fortschritt!

Literatur und Kunst.

Der Fund der ältesten Faustscenen.

Von H. Düntzer.

Man erinnert sich, mit welchem Jubel in der letzten Versammlung der Goethegesellschaft Erich Schmidt's Mittheilung des „Urfaust" begrüßt wurde. Schon bei der ersten Nachricht von diesem großen Glücksfalle wunderte ich mich, daß man die wichtige Frage nach der Quelle, aus welcher die Abschrift geflossen, kaum berührt hatte; eine gründliche Erledigung derselben hoffte ich von der bevorstehenden Herausgabe. Wir erfreuen uns jetzt des vom Entdecker veranstalteten wortgetreuen Abdruckes, welcher von einer ausführlichen, die Bedeutung des Fundes erörternden Einleitung und einem höchst willkommenen Anhange begleitet ist, der alle Erwähnungen des „Faust" in Goethe's Tagebüchern seit 1797 aufführt*), aber auch hier ist die Frage nach der Quelle leicht übersprungen.

Schmidt fand 21 ununterbrochen aufeinander folgende, mit Gretchens verhallendem „Heinrich! Heinrich!" schließende Faustscenen ohne Ueberschrift in einem dicken Quartbande: „Auszüge, Abschriften und dergleichen. Aus dem Nachlaß der Fräulein Luise von Göchhausen." Die Schreiberin war die durch ihre scharfe Zunge berüchtigte Gesellschafterin, spätere Hofdame der Herzogin Amalia, mit der Goethe sich gern neckte, deren Mutter ihn aber schon gleich im ersten Jahre so gründlich ärgerte, daß er von dieser „schändlichen Kreatur" nichts mehr wissen wollte, und ihr selbst traute er in den ersten Jahren nicht, erst später bildete sich in Folge des Einflusses der Frau von Stein ein näheres Verhältniß. Es ist ein eigenes Verhängniß, daß uns gerade durch diese in Weimar gefürchtete Dame, die man nach ihrem Tode in Tiefurt wollte spuken hören, der älteste „Faust" erhalten ist. Gemüthlich hatte Goethe sich nie zu ihr hingezogen gefühlt, selbst nicht zur Blüthezeit ihrer Verbindung, im Sommer 1780, wo er ihr zu Ettersburg seine Aristophanischen „Vögel" dictirte. Der Band, welcher den Schatz glücklich geborgen, enthält Sachen von 1766 bis 1796; denn in letzterem Jahre brachten die „Horen" den Anfang der „Agnes von Lilien". Da die Anordnung eine ganz bunte gewesen zu sein scheint, läßt sich aus ihr keine Vermuthung über die Zeit der Abschrift begründen; ob auch nicht aus dem Charakter der Schrift? Schmidt scheint uns die Frage nicht mit der ihm zu Gebote stehenden Gründlichkeit erwogen zu haben. Er wirft nur die Vermuthung hin: „Nach einer solchen Recitation (des »Faust« in der ersten Weimarischen Zeit), wahrscheinlich bei der Herzogin Amalia, wird Frl. v. Göchhausen sich das Manuscript erbeten und mit oder ohne Erlaubniß des Dichters copirt haben, wie ihr ja mehrere ungedruckte Werke, »Satyros«, »Prometheus«, bequem zugänglich waren." Wenigstens schrieb sie auch diese ab; aber nicht etwa nach derselben Vorlage wie den „Faust"? Daß Goethe die Handschrift seines „Faust" je aus der Hand gegeben, ist eben so unwahrscheinlich wie unbezeugt. Es galt bei Hofe als ein großes Fest, wenn er einmal zum Vorlesen dieser Scenen gebracht wurde; auch bei Freund Herder trug er eines Abends das Stück vor, das man aus seinem Munde hören mußte. Schon Ende November 1775 las er in Gegenwart der Grafen Stolberg bei Hofe oder bei der Herzogin-Mutter eines Nachmittags seinen „halbfertigen" Faust. „Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Scenen," hören wir. Fräulein Göchhausen, mit welcher die sie als Thusnelda neckenden Stolberge tolles Zeug trieben, war dabei zugegen. Je feuriger Goethe's Vortrag sich zeigte, je mächtiger die tragischen Scenen Alle hinrissen, um so weniger konnte sich die Göchhausen beigehen lassen, den Dichter um die Handschrift zu bitten; es wäre dies wie ein kalter Wasserstrahl gekommen, und hätte die Gesellschaftsdame der Herzogin Amalia sich so weit vergessen können, Goethe würde sie durch ein burschikoses Wort zurecht gewiesen haben. Denn welche Absicht hätte diese dabei haben können, da das Stück aus seinem Vortrage lebendiger sprach als aus dem stummen Schwarz auf Weiß? Er hätte argwöhnen müssen, daß sie es abschreiben wolle, und er pflegte, wenn er ungedruckte Dichtungen Freunden mittheilte, die Bitte hinzuzufügen: „Nur nichts abgeschrieben!" So spottet die Annahme, die Göchhausen habe den Dichter einmal nach einer Vorlesung um die Handschrift seines „Faust" gebeten, jeder Wahrscheinlichkeit. Und wir haben auch einen Beweis dafür, daß der Göchhausen Goethe's Urhandschrift nicht vorgelegen, in der von Schmidt anerkannten Thatsache, daß jene die Scenen in anderer Folge hatte als die Abschrift. Wie sollte die Göchhausen zu einer solchen Aenderung gekommen sein? Schmidt bemerkt: „Bloße Brouillons ließ sie bei Seite, falls sie überhaupt derlei vom Vorleser gewiß

*) Goethe's „Faust", in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. Weimar, H. Böhlau.

Digitized by Google

nicht mitgetheilte, wahrscheinlich schon aus den Lagen des zusammenhängenden Textes entfernte Bruchstücke vorfand." Aber wer sagt uns, daß solche Brouillons nicht, wenigstens theilweise, auf den leer gebliebenen Seiten der Handschrift standen?

Scheint es demnach ganz unglaublich, daß Goethe seine einzige Handschrift der Göchhausen geliehen, so hätte man sich fragen sollen, ob denn keine Spur vorhanden, der Dichter habe sich zu einer Mittheilung des „Faust" an Andere verstanden? Da brauchte man denn nicht weit zu suchen! In der Abschrift aller seiner ungedruckten Sachen, deren Anfang er Weihnachten 1781 der Frau von Stein verehrte (am 14. Januar 1782 war sie fertig und sollte nur noch gebunden werden), kann „Faust" unmöglich gefehlt haben. Eine gleiche erhielt die Herzogin-Mutter 1782 zu ihrem Geburtstage, dem 24. October. „Goethe hat mich durch ein Geschenk von allen seinen ungedruckten Schriften sehr erfreut," schrieb sie selbst an Knebel. Ihrer damaligen Hofdame, der Göchhausen, wird sie die Einsicht in diese Handschrift nicht verweigert haben. Wie kann man da noch zweifeln, woraus diese ihre Abschriften des „Faust", des „Satyros" und des „Prometheus" genommen?

So gewinnen wir das bedeutende Ergebniß, daß der Abschrift der Göchhausen nicht die Urhandschrift unmittelbar zu Grunde lag, sondern die im Spätherbst 1782 der Herzogin-Mutter verehrte Sammlung, welche nicht wesentlich von derjenigen abgewichen sein wird, die Goethe Ende 1781 für Frau von Stein hatte anfertigen lassen. Wahrscheinlich hatte er die Faustscenen nach seiner Auswahl und Anordnung abschreiben lassen, und er hielt diese Abschrift, nach welcher die zierlichere für Frau von Stein gemacht wurde, für sich zurück; diese wurde dann auch für die der Herzogin-Mutter zu verehrende benutzt. Hiernach dürfte die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit gegeben sein, daß Goethe einige nicht vollendete Auftritte und einzelne Reden ausschloß, welche die Urhandschrift enthielt, sei es ursprünglich, sei es später, auf ihr selbst nachgetragen oder auf besonderen Blättern eingelegt. An Ausfüllung von Lücken war bei der raschen Auswahl nicht zu denken; das Gelungene gab er wohl lieber abgebrochen, als daß er es hätte weglassen sollen. So geschah es wohl mit dem Auftritt Valentin's, der auf den tödtlichen Zusammenstoß mit Faust berechnet war; da die Ausführung des letzteren nicht vollendet war oder ungenügend schien, gab er bloß Valentin's Rede und das dem Zusammenstoß zwischen Faust und Mephistopheles vorangehende Gespräch; daß diese ursprünglich zusammengehört, darf man bezweifeln. Mir scheint es keineswegs so gewiß wie Schmidt, daß Valentin's Auftreten ursprünglich sei, es könnte eine spätere Einlage sein, die Goethe im Jahre 1781 aufnahm.

Eine ganz besondere Bewandtniß hat es mit den beiden Reden des Faust und seines teuflischen Genossen, deren weitläufig angegebene Scenerie: „Landstraße. Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttchen", auf eine weitere Ausführung des Gespräches deutet. Dieser auffallend kurze Auftritt findet sich nicht allein in der Abschrift der Göchhausen (nach Auerbach's Keller), sondern auch auf einem „gelblichen (Schmidt bemerkt Bd. XIV der Werke S. 252, daß es »von Haus aus gelb« sei) Großquartblatt", dessen hintere Seite unbeschrieben ist, während vorn noch zwei Reden des Mephistopheles später nachgetragen worden. Schmidt hält dieses Blatt für einen Rest des Urcodex, trotz der Unwahrscheinlichkeit, daß gerade nach diesem Auftritt eine Seite leer gelassen worden, was eher nach Auerbach's Keller angebracht gewesen wäre. Viel näher liegt die Annahme eines Einlageblattes, dessen Inhalt Goethe 1781 in die für Frau von Stein bestimmte Abschrift aufgenommen, das aber selbst, weil anderes nicht dazu Gehörende auf ihm nachträglich eingetragen war, nicht vernichtet wurde. Wenn die Schrift dieses Einlageblattes „zur Reinschrift des »Ewigen Juden« stimmt", so wäre es möglich, daß Goethe eine frühere ausführlichere Gestalt dieses Landstraßenauftrittes verworfen und statt ihrer diese wenigen Verse neu geschrieben hätte. Noch einen anderen Rest der Urhandschrift vermuthet Schmidt in einem gelblichen, am Rande sehr abgestoßenen Quartblatt, so hoch wie das eben erwähnte, aber schmaler (die genaue Angabe der Höhe und Breite vermißt man), wonach es kaum zu derselben Handschrift gehört haben kann. Es muß gleichfalls eine Einlage sein, die aber 1781 nicht aufgenommen wurde; den Inhalt bilden ältere und spätere Reden des Mephistopheles, von denen die ersteren ursprünglich mit Bleifeder geschrieben waren, später mit Tinte überzogen wurden. Auffällig ist es, wie Schmidt beide Blätter für Reste der Urhandschrift erklären konnte, obgleich Breite und ursprüngliche Farbe derselben verschieden sind. Keiner dieser vorgeblichen Reste der Urhandschrift gibt einen sicheren Halt für Art und Größe des zur Urhandschrift benutzten Papieres, wahrscheinlich war es dasselbe, auf dem der „Ewige Jude" in's Reine geschrieben worden. Letzteres bezeichnet Schmidt nicht genauer.

Ueber die Beschaffenheit der Urhandschrift im Jahre 1788 haben wir ein classisches Zeugniß im Briefe Goethe's an Herder vom 1. März. Diesem schrieb er von Rom aus: „Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen so ohne Concept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit (die Lagen waren nie geheftet), so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß." Da diese Stelle geradezu der Scherer'schen Ansicht widerspricht, was noch zuletzt Creizenach scharf betont hat, mußte sie beseitigt werden! Schon 1886 (Schriften der Goethegesellschaft II, XXXII) rechnete Schmidt ganz unbedenklich zu dem Manchen, was Goethe aus später Erinnerung in die „Italienische Reise" eingefügt habe, auch das „über den vergilbten Faustcodex", was er in bunter Reihe mit den Vorlesungen der Taurischen Iphigenie, den Entwürfen der Delphischen Iphigenie und des Ewigen Juden nannte. Wunderbar übersah er, daß der Brief vom 1. März 1788 dem „Zweiten Aufenthalt in Rom" angehört, der, wie Jeder weiß, die wenigen ausgezogenen Briefstellen in ganz anderer Weise behandelt als es die fünfzehn bis dreizehn Jahre früher (1814 bis 1816) redigirte „Italienische Reise" gethan. Einen unzweideutigen Beweis, daß Schmidt dieses unbeachtet gelassen, liefert seine Aeußerung Band XIV, 252: „Der Brief an Herder, Rom 1. März 1788, ist gewiß erst nachträglich ohne alte Vorlage für die ‚Italienische Reise' componirt, gibt aber eine Beschreibung des Codex, welche auf das Nochvorhandensein desselben um 1816 schließen läßt." Also Schmidt unterscheidet gar nicht zwischen den beiden so viele Jahre auseinanderliegenden Redactionen, er läßt Goethe 1816 den Brief „componiren", den dieser erst dreizehn Jahre später in seinen Papieren fand und dann dem „Zweiten Aufenthalt in Rom" einverleibte. Goethe hatte damals kaum noch eine Erinnerung an die Urhandschrift des „Faust", die merkwürdige Erwähnung in jenem Römischen Briefe frischte sie wieder auf, und so gedachte er derselben um diese Zeit (im Februar 1829) auch gegen Eckermann, dem er berichtete, er habe den „Faust" in Frankfurt auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen. Im Lichte der heutigen Goetheforschung die Verdächtigung eines bedeutenden Briefes bloß durch ein „gewiß" gestützt zu sehen, ist wahrhaft betrübend. Erst später wird von Schmidt die Aeußerung jenes Briefes, die Hauptscenen habe er gleich so ohne Concept hingeschrieben, durch das Blatt mit dem kurzen Auftritt vor dem Kreuze an der Landstraße widerlegt, das offenbar eine Reinschrift sei: als ob dies eine Hauptscene enthielte und es gewiß wäre, daß es zur Urhandschrift gehört, nicht eine der Einlagen gewesen. Wenn es erlaubt ist, so ohne jeden haltbaren Grund, ja mit Verschiebung des Thatbestandes die bestimmtesten Zeugnisse zu den Todten zu werfen, so hört alle methodische Forschung auf. Bei den wenigen Briefen, die Goethe zum „Zweiten Aufenthalt in Rom" benutzte, hat er sich vor der willkürlichen Behandlung durchaus ferngehalten, der er sich bei der „Italienischen Reise" zu seinem Zwecke bedienen mußte; hier sind keine Briefe zerschnitten, keine aus

Digitized by Google

nicht zusammengehörenden Stellen ineinander verarbeitet und durch fremde Zusätze erweitert, das Thatsächliche, das sie enthalten, beruht auf wirklicher Ueberlieferung, nichts ist absichtliche Erdichtung, die, wie in der „Italienischen Reise" so oft, nur bei großer Trübung des Gedächtnisses möglich war. Und nun gar einen fast in jedem Wort seine Ursprünglichkeit verrathenden Brief des „Zweiten Aufenthaltes in Rom" ohne weiteres als componirt zu verwerfen! Schmidt begründet seinen Verdacht nicht, ja er nimmt einzelne Bemerkungen des Briefes unbedenklich auf. Zu diesen gehört auch die Aeußerung, aus welcher man längst den falschen Schluß gezogen, Goethe habe den „Faust" im Jahre 1773 begonnen. So sagt auch Schmidt, Goethe setze 1788 sein jugendlich Schaffen daran fünfzehn Jahre früher, also 1773. Wie konnte man allgemein übersehen, daß Goethe in den Briefen aus Italien 30 und 15 Jahre als runde Zahlen braucht. So schreibt er 1786 ein paar Mal, der Drang nach Italien habe ihn schon vor dreißig Jahren ergriffen, womit er eben seine Knabenzeit bezeichnet, ohne das bestimmte Jahr 1756 zu meinen, wo er erst sieben Jahre alt wurde. In dem noch in der ursprünglichen Fassung erhaltenen Briefe vom 2. November 1786 lesen wir: „Wenn ich sie [die Hauptstadt der Welt] in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor fünfzehn Jahren gesehen hätte, würde ich mich glücklich schätzen." Die Zeit vor fünfzehn Jahren kann hier nur auf die feurige Jugend gehen, im Gegensatz zu seinem damaligen reifen Mannesalter. Wer wird sich einbilden, Goethe hätte hier gerade das Jahr 1771 bezeichnen wollen! So bezieht sich denn auch in unserer Briefstelle *vor fünfzehn Jahren* auf die Zeit des Jugendfeuers, durch welches ihm, wie er einmal äußert, so Manches gelungen war. An das Jahr 1773 kann hier um so weniger gedacht werden, als es sich um die Zeit handelt, wo er den „Faust" *liegen* ließ. Wo Goethe ein bestimmtes Jahr meint, nennt er es genau. Im Juli 1787 bemerkt er, in Brüssel spielten sie jetzt die Scenen, wie er sie vor zwölf Jahren aufgeschrieben. Er wußte eben bestimmt, daß die Bürgerscenen seines „Egmont" im Herbst 1775 kurz vor der Weimarer Reise geschrieben waren, während er sich nicht deutlich erinnerte, in welchen Jahren ihn die Dichtung des „Faust" beschäftigt, den er nur als eine Ausgeburt des Sturmes und Dranges betrachtete, der ihm auch den „Prometheus" und den „Satyros" eingegeben.

Jener bedeutende Brief an Herder berichtet: in der vorigen Woche, also in der letzten des Februar, habe er den Plan zu „Faust" gemacht, und er hoffe, diese Operation solle ihm geglückt sein; dieser werde dadurch, daß er ihn erst nach so vielen Jahren ausschreibe, wohl nicht verlieren, besonders da er den Faden wiedergefunden zu haben glaube; auch wegen des Tones des Ganzen sei er getröstet, da er schon eine neue Scene ausgeführt, die ihm Niemand aus den alten herausfinden werde, wenn sie nicht die verschiedene Farbe des Papiers verrathe. Im Frühjahr 1829 erzählte er Eckermann, er habe die Hexenküche in Rom auf der herrlichen Villa Borghese geschrieben; das muß er in den Italienischen Papieren gefunden haben, die ihn gerade damals beschäftigten. Bei dem Wiederfinden des *Fadens* kann nur an die Ausfüllung der großen Lücke gedacht werden zwischen dem ersten Gespräch mit Wagner und der teuflischen Belehrung des Schülers, an die Art, wie Mephistopheles mit Faust in Verbindung tritt und ihn zum Höllenpakt bringt. Die neue *Scene* dagegen muß eine solche sein, die im schärfsten Gegensatze zu seiner idealen künstlerischen Stimmung stand, die ihr so fern lag, wie die Oertlichkeit, wo sie spielt, der Herrlichkeit der Villa Borghese beim Nahen des Frühlings. Beides paßt trefflich zur Hexenküche, die zugleich die beste Ueberleitung zu den Liebesscenen bildete, da nicht der Hexentrank, sondern das Bild im Spiegel den Faust bezaubert. Schmidt verwechselt das „Wiederfinden des Fadens", das nur auf den „Entwurf" gehen kann, mit der Neudichtung, wenn er Goethe glauben läßt, er habe im Auftritt „Wald und Höhle" den Faden wiedergefunden, da es sich doch zunächst nur darum handelte, wie Mephistopheles nach der niederschmetternden Abweisung des Faust durch den Erdgeist sich an diesen macht und ihn zum Pakt mit dem Teufel verleitet; diesen Faden meinte er wiedergefunden zu haben. Schmidt verlegt die Hexenküche in den Sommer 1787, obgleich Goethe damals tief im „Egmont" steckte, dessen Vollendung ihn drängte, da er nächstens gedruckt werden sollte. Gleichzeitig soll er die Hexenküche auf der Villa Borghese gedichtet haben, trotz der Hitze, die so groß war, daß man bei Tag nicht ausgehen konnte. Und alles dieses weshalb? Weil er sich einbildet, Goethe sei auf den Gedanken der Hexenküche, von welcher er so viel in den Zauberbüchern gelesen, ja auch wohl Abbildungen gesehen hatte, durch die von einem neapolitanischen Knaben in Rom gesungene Zauberballade vom Dieb und der Hexe gekommen, er sei durch diese zu den „nordischen Gespenster-, Hexen- und Teufelsideen" zurückgeführt worden, da doch, sobald der Dichter ernstlich an die Vollendung des „Faust" ging, die ganze Zauberwelt wieder vor ihm aufging. Und wir wissen nicht einmal, wann Goethe jene Zauberballade zu Rom singen gehört, was sehr wohl erst im Jahre 1788 geschehen sein kann. Das Briefbruchstück, mit dem Schmidt sie zusammenbringt, sagt einfach, der Magnetismus beruhe keineswegs ganz auf Betrug, er gehöre so gut zu den psychologischen Räthseln wie der Hexenglaube, bei dem auch etwas Wahres zu Grunde liege, dessen sich der Betrug bemächtigt habe. Mit der aus der Zaubersage sich ergebenden Hexenküche hat dies alles nichts zu thun. Wir müssen diese Ende Februar 1788 setzen, wo die Villa Borghese schon dem Dichter erwünschten Raum gab, sich dort seiner dichterischen Schöpfung zu überlassen. Kurz darauf mag ihm der Auftritt „In Wald und Höhle" gelungen sein, für dessen Entstehung in Italien nur innere Gründe sprechen.

Die älteste Handschrift soll Goethe nach Schmidt bis zum Jahre 1816 aufbewahrt haben. Dabei spielt der arge Irrthum mit, der Brief vom 1. März 1788 sei in jenem Jahre bei der Redaction der „Italienischen Reise" componirt worden, was freilich das Vorhandensein der Urhandschrift voraussetzte. Letzteres würde erwiesen sein, wenn Goethe wirklich bei der Durchsicht des „Faust" im Jahre 1816 an vier Stellen auf die Lesart derselben zurückgegangen wäre. Dieser soll demnach bei der Vervollständigung des „Faust" im Jahre 1806 die Handschrift nicht verglichen, dies aber zehn Jahre später gethan haben. Und doch war es gar nicht Goethe's Gewohnheit, die Handschriften, ja selbst frühere Ausgaben bei solcher Durchsicht zu vergleichen. Beim ersten Blicke fällt es freilich an zwei Stellen auf, daß die Durchsicht von 1816 mit der ältesten Fassung gegen die beiden früheren Ausgaben übereinstimmt: 2750 („Als stünden grau leibhaftig" statt „Als stünd' leibhaftig") und 3578 („Wenn thät" statt „Sah ich"). Aber Schmidt hat selbst bemerkt, daß die frühere ältere Fassung einzelner Stellen sich in Goethe's Erinnerung lange erhalten hatte, und so könnte sie ihm auch im Jahre 1816 bei diesen Versen eingefallen sein, und er sie als bezeichnender vorgezogen haben. Aber auch die Möglichkeit eines zufälligen Uebereinstimmens der Aenderung mit der ältesten Fassung ist nicht ganz ausgeschlossen. In den beiden anderen Fällen liegt ein Versehen des Druckes von 1816 zu Grunde. 402 hatte Goethe im „Fragment" „Beschränkt mit diesem (statt *von all dem*) Bücherhauf" gesetzt; die Wiedereinführung des gewöhnlicheren *von* fällt wohl der Nachlässigkeit des Setzers zur Last. Aehnlich scheint es sich 2757 zu verhalten, wo es seit 1790 heißt: „Mir läuft ein Schauer *übern* Leib", aber im Jahre 1816 vor „Leib" noch „ganzen" trat; die Urhandschrift hatte „*am* ganzen Leib". Nun ist in manchen Redensarten freilich „am ganzen Leib" gangbar, nicht aber „übern ganzen Leib"; die Erinnerung an jene ließ den Setzer wohl unwillkürlich im Gedächtniß den Zusatz machen.

Was aber die Hauptsache ist, wir können es wahrscheinlich machen, daß Goethe schon achtzehn Jahre früher die überflüssig gewordene Urhandschrift, wie er es bei den ihm lästig gewordenen Papieren liebte, dem Feuer geopfert. Im Briefe an Schiller vom 5. Mai 1798 lesen wir: das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript sei abgeschrieben (selbstverständlich nur die noch ungedruckten Stellen) und die Theile in abgesonderten (durch unbeschriebenes Papier von einander ge-

Digitized by Google

trennten) Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinander gelegt. Damals, wo Alles, was ihm der Erhaltung werth schien, abgeschrieben war, lag es nahe, daß er sich der seit zehn Jahren noch mürber gewordenen Urhandschrift entledigte. Wozu hätte sie ihm weiter dienen können? In demselben Briefe heißt es: „Einige tragische Scenen waren in Prosa geschrieben; sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke in Verhältniß gegen das andere ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen." Hierauf gründet Schmidt die Behauptung: von den drei letzten Scenen sei die erste 1798 nur obenhin durchgesehen, die im Kerker spielende „von Grund aus umgeformt worden." Das heißt die Ueberlieferung verkehren. Goethe sagt am 5. Mai, er versuche die prosaischen Scenen in Reime zu bringen; Schmidt beschränkt dieses auf die letzte und läßt deren Umformung zu Ende führen. Aber mit dem Versuche gelangte Goethe eben nicht weit. Die Abschrift hatte er während Iffland's Gastspiel besorgen lassen; der betreffende Brief fällt auf den Tag von dessen Abreise. Nach dieser aber beschäftigte den Dichter, wie er selbst sagt, einige Tage die Fortsetzung der „Zauberflöte", dann ergriff ihn mit Allgewalt die Ilias, der schärfste Gegensatz zum „gespenstigen Doctor". Wahrscheinlich gelang ihm der Versuch, die Scenen in Reime zu bringen, so wenig, daß er sehr bald davon abstand. Bestätigt wird dies durch Goethe's Tagebuch von 1806. Am 21. März begann er, die Handschrift des vervollständigten „Faust" mit Riemer durchzugehen, während er mit dem Schlusse noch nicht im Reinen war; am 24. nahm er „für sich letzte Scene (sollte es nicht Scenen heißen?) durch", was beweist, daß daran noch viel zu thun war. Erst am 13. April gelangte er mit Riemer zum Schluß der Handschrift des ersten Theiles, die er am 21. noch einmal mit diesem durchlief, dann für sich allein am 22., worauf das „letzte Arrangement zum Druck" erst am 25. erfolgte. Demnach kann er die letzte Scene nicht schon vor acht Jahren vollständig in Ordnung gebracht haben.

Wir gehen auf diese und andere Fragen nicht näher ein. Es galt uns zu zeigen, daß nicht die Urhandschrift, sondern die von Goethe Ende 1781 gemachte Auswahl aus dieser und ihren Einlagen bei der Göchhausenschen Abschrift vorlag, zugleich aber einige andere belangreiche Aufstellungen Schmidt's als haltlos, ja der Ueberlieferung widersprechend nachzuweisen, damit der Irrthum nicht um sich greife, so weit dies besonnene Erwägung bei der in Sachen Goethe's waltenden Parteiherrschaft zu verhüten vermag.

Von bewährten Erzählern.

(Günther von Freiberg. Karl Frenzel. Conrad Ferdinand Meyer.)

Es ist eine bewährte Erzählerin, die uns nach langem Schweigen einen Band Gedichte bescheert. Ada von Treskow, die in den Sechzigerjahren in der Berliner Gesellschaft eine Rolle gespielt, dann in Italien sich vermählte und jetzt als Signora Pinelli in Wien lebt, hat durch mehrere Novellensammlungen und Romane den Schriftstellernamen Günther von Freiberg bekannt und beliebt gemacht, und sie würde ohne die lange Unterbrechung in ihrem Schaffen gewiß zu unseren gefeierten Erzählerinnen gehören. Sie besitzt Phantasie, Geist, die Lust zu fabuliren. Uns ist u. A. von ihr eine in den Sechzigerjahren in der „Gartenlaube" erschienene Novelle: „Zweimal gelebt" unvergeßlich geblieben; die Geschichte einer von Leichenschändern dem Grabe entrissenen und durch ärztliche Kunst zum Leben erweckten Engländerin, die in Damaskus an der Seite ihres Erretters ein neues Leben beginnen soll, indeß ihr erstes Dasein immer deutlicher in ihr aufdämmert und ihre Seele ganz gefangen nimmt. Hier war namentlich die morgenländische Scenerie mit einer großen Gluth und Farbenfülle geschildert, die wir in einigen Verwunsch'nen Prinzesse ihrer Dichtungen jetzt wiederfinden.

„Dijon-Rosen"*) nennt sie ihre lyrische Gabe nach ihrer Lieblingsblume, „wie Ambra hell, Symbol der verwunsch'nen Prinzesse." Aus allen Ländern holt die Vielgereiste ihre poetischen Motive herbei. Italien, Spanien, der Orient erscheinen noch öfter, als ihre nordische Heimath; umso wohlthuender berührt es, wenn sie in einem Widmungsgedichte an Holtei von ihrem Herzen bezeugt:

Kein Süden hat es noch so tief erwärmt,
Wie das geliebte deutsche Vaterland.

Aber gleichviel, sicher ist, daß sie in jenen Dichtungen mit fremdländischem Gepräge am Bedeutendsten erscheint. Goethe's Westöstlicher Divan ist für sie das Buch der Bücher, dem Orient entnimmt sie ihre meisten Bilder, in Italien, wo sie eine zweite Heimath fand, ist sie ganz zu Hause. Viel südliche Gluth und Leidenschaft flackert in ihren Liedern auf; es ist ein heißes Herz, daß sich in diese Rhythmen ergießt, aber seltsam genug! bei aller Rückhaltlosigkeit immer eine poetische Maske oder Vermummung wählt. In ihrem eigenen Namen spricht sie selten. Das schlichte Lied aus schlichtem Herzen gelingt ihr schwer, es sind vollere Töne mit etwas rhetorischem Aufputz, und wenn wir sie bei einem Selbstbekenntniß überrascht zu haben glauben, dann erscheint sie uns plötzlich im Faltenwurf irgend eines Romanhelden. Ihre echt weiblichen Empfindungen, oft zerflossen und überschwänglich, legt sie meist einem Manne in den Mund, der stürmisch um Liebe wirbt. Sie bleibt eben immer Erzählerin. Ihre Lieder gruppiren sich gerne zu einem Cyklus und gemahnen wie Novellen in Versen, aus deren Stimmungen sich der Leser irgend eine Herzensgeschichte zusammenreimen mag. Gewiß ist manche Novelleneinlage darunter. Eine ganze Reihe trägt sogar den Titel „Die nordische Sappho" und ist „aus einem unvollendeten Romane," der das Schicksal der schwedischen Dichterin Hedwig Charlotte Nordenflycht behandeln sollte.

Nur in wenigen Gedichten wirft sie die novellistische Maske ab, zumal am Schlusse in den formvollendeten Versen an Freunde und vor Allem an ihren Sohn spricht sie im eigenen Namen frisch aus dem Herzen. Ihre romantische, farbenglühende Phantasie erscheint am reinsten in den vier erzählenden Gedichten, wo zumal der geheimnißvoll andeutende balladeske Ton gut getroffen ist. „Feenliebe" ist formschön und stimmungsvoll, bedeutend „Königin Topase". Die poetische Physiognomie der Verfasserin scheint uns aber in Ton und Form, Bild und Geist das nachfolgende Gedicht am besten auszuprägen:

Hoch auf dem Libanon mit dir zu rasten,
O sel'ger Traum, o wildverweg'ne Lust!
Ekstatisch uns zu wiegen Brust an Brust
Und dann zurück in's wirre Leben hasten.
Das Fabelland versinkt wie Nebelschichten,
Doch überfluthet die Erinn'rung hold
Des Daseins Ernst mit ihrem Wundergold,
Versöhnet uns mit vielgeschmähten Pflichten.
Und liegt der Schnee auf dunklen Tannenzweigen,
Träum' ich den Traum, gewebt aus Ambraduft,
Wo mich geküßt die wollustweiche Luft
Und Rosenlippen, die so ganz mein eigen.

Ein bewährter Erzähler ist auch Karl Frenzel, aber er schweigt nicht Jahrzehnte lang wie Günther von Freiberg, sondern sorgt mit reger Versatilität, die ihn niemals zu schleuderischer Vielschreiberei verleitet, dafür, daß dem großen Lesepublikum sein Name gegenwärtig bleibe. Mit der jüngst erschienenen Novelle: „Schönheit"**) dürfte er nach ungefährer Zählung das erste Dutzend Novellen vollendet haben, dem ein ferneres Dutzend zum Theil sehr umfangreicher Romane zur Seite steht. Ueber diese dichterische Fruchtbarkeit ist wohl Niemand erstaunter, als Frenzel selbst, denn seine eigentliche Begabung drängt ihn mehr in das historische und kritische Fach. Im ersteren hat er eine Reihe feiner Studien geschrieben, geist-

*) Wien, Carl Konegen.
**) Berlin, Gebr. Paetel.

Digitized by Google

volle, geschichtliche Essays, in denen sich der Schüler Ranke's ebenbürtig neben den Meister stellt. Als Kritiker nimmt er seit Jahren unbestritten die erste Stelle in Berlin ein. Analytische Schärfe, zartes Formgefühl, umfassendes Wissen, unabhängige Haltung und eine anmuthige, klare Sprache machen namentlich seine Theaterberichte zu einem köstlichen Gericht für literarische Feinschmecker.

In der Novelle und im Roman ist ihm eine gewisse Sprödigkeit der Erfindung und Erzählung im Wege. Seine Stärke liegt in der Schilderung seelischer Conflicte, in der Stimmungsmalerei; für gewaltige Leidenschaften versagt sein Pinsel. Die plastische Ausprägung starker Charaktere ist seine Sache nicht. Der objective, etwas kühle Ton, ganz abgesehen von gewissen stofflichen Liebhabereien, erinnert oftmals an Tieck, freilich ohne dessen Spielerei und Selbstironisirung. Am bedeutendsten ist Frenzel im historischen Roman, obwohl er neuerdings auch mit Glück sich im Zeitroman versucht hat, z. B. in „Geld", einer modernen Berliner Geschichte, die in socialistischen Kreisen spielt und zumal in der ersten Hälfte meisterhaft ist. „Schönheit" gibt sich als eine historische Novelle. Savonarola heißt ihr Held, obgleich er meist im Hintergrunde bleibt und dem herkömmlichen Liebespaare den Vortritt läßt. Er ist es, der die schöne Elena Varchi mit seiner gotterleuchteten Beredtsamkeit so sehr zu seiner Jüngerin gemacht hat, daß sie gläubig ihre Kostbarkeiten zu dem Scheiterhaufen trägt, den der fanatische Mönch aus den „Eitelkeiten" dieser Welt, den Schätzen der Kunst und geistigen Schaffens emporgethürmt hat. Ja, Elena ertödtet auch ihre erwachende Neigung für den jungen Arzt Giuliano degli Albizzi, und erst in ländlicher Stille, dem Fanatismus entrückt, erliegt sie der zärtlichen Leidenschaft. Da greift der Mönch noch einmal in ihr Herz; er erzählt ihr, wie er einst als junger Mensch in sündhafter Neigung zu ihrer Mutter entbrannt sei, wie sie Beide aber doch entsagt hätten, wie ihre Mutter einem Anderen zum Altar gefolgt sei und er des Daseins müde sich in das Kloster geflüchtet habe. „Wer eingesehen hat, daß hienieden alles Trug und Vergänglichkeit, Sünde und Tod ist, wendet sich von dem Irdischen ab und reißt die Liebe aus seinem Herzen, wie sehr es auch bluten mag . . . Diese Welt ist ein Schein, Eitelkeit der Eitelkeiten — der Wind bläst darüber, und die Farben der Schönheit sind fahl wie die Erde im Winter." So folgt denn auch Elena einem Anderen zum Altar, und erst als sie den Geliebten in Lebensgefahr weiß, überspringt sie alle Schranken. Savonarola's Unerbittlichkeit, womit er jeden Fürspruch zu Gunsten des Unschuldigen verweigert, öffnet ihr die Augen über die Herzlosigkeit des religiösen Eiferers, und als es ihr dennoch gelingt, zu Giuliano zu dringen und ihm in die Freiheit zu folgen, da verläßt sie ihren Gatten und verbirgt sich bei dem Geliebten. Diese Verletzung der Pflicht und Sitte ist ihre tragische Schuld, die sie am Tage von Savonarola's Sturz mit dem Tode büßt.

Auch hier, wie in allen geschichtlichen Novellen Frenzels, ist die Localfarbe und Zeitstimmung gut getroffen. In den feinen Uebergängen und Schattirungen zeigt sich die ganze Kunst des Psychologen, der auch kleine Unwahrscheinlichkeiten, wie den Besuch der noch bigotten Elena bei dem schlafenden Giuliano wohl vorbereitet und sehr sorgsam erklärt. Meisterhaft ist auch die Stimmung und wachsende Verstimmung in den Volksscenen angedeutet. Der Fanatiker Savonarola ist trefflich gezeichnet, und sein gottgegebenes, grandioses Märtyrerthum am Ende versöhnt uns mit aller Härte und Wildheit seiner Natur, die sich an den Liebenden so schwer verging, und mit seinem Kampfe gegen die Schönheit, die Kunst, die Freude. Dem Kenner und Freund Frenzel'scher Dichtungen ist dieses Werk um so merkwürdiger, als hier der Verfasser eine fast dramatisch straffe Composition zeigt, welche sich von selbst in die herkömmlichen fünf Acte gliedert: die erste Begegnung der Liebenden, die Idylle in Val Ombrosa, Savonarola's Eingreifen in Elena's Herzenswirrnisse mit ihrer Vermählung als Höhepunkt, dem Triumph des Mönches, dann die Feuerprobe, welche den Umschlag der Volksgunst bezeichnet und zum Schlusse den Klostersturm, wo der Tod Elena's von der Hand ihres eifersüchtigen Gatten und Giuliano's letzte Worte wie Ausschnitte aus einem ergreifenden Tragödienabschlusse gemahnen. Sollte Frenzel, der als Theaterkritiker die Vorzüge und Mängel eines Schauspiels so fein zu erfassen weiß, im stillen Kämmerlein selbst schon Dramatisches geschaffen haben und hinter der Novelle „Schönheit" eine regelrechte Tragödie „Savonarola" verbergen? . . .

Das Walten eines durchdringenden Kunstverstandes finden wir auch bei einem der größten Novellendichter unserer Tage, bei Conrad Ferdinand Meyer. Hier ist Alles reife Schönheit, weise Beschaulichkeit, verhaltene Gluth, überlegene Concentration, wie es bei einem Manne begreiflich ist, der in Folge eines ungünstigen Entwicklungsganges erst in späteren Jahren zur dichterischen Production und zum öffentlichen Auftreten gelangte. Seine neueste Novelle: „Die Versuchung des Pescara"*) behandelt den frühen Tod des Siegers von Pavia und Bicocca und Gemahls der gefeierten Dichterin Vittoria Colonna. Wie in seinen früheren Werken „Der Schuß von der Kanzel", „Die Hochzeit des Mönchs", „Plautus im Nonnenkloster" schon der Titel die Antithese des Vorwurfs verräth, so auch hier, denn Pescara, der versucht werden soll, ist ein vom Tode Gezeichneter, ein wandelnder Leichnam, ein heimlich Sterbender. Das Nichts der menschlichen Pläne und die Allgewalt des Schicksals wird hier gelehrt. Es ist ein Bild, das im Todtentanz noch fehlte: der siegreiche Feldherr, von Freunden und Feinden umworben und umgarnt, sein schönes Weib hält ihm eine Krone hin, die Fürsten, die Städte, der Papst wollen ihn für Italiens Sache gewinnen, und sie alle merken nicht, daß der Tod ihn schon in das Grab hinunterzieht. „So viele Arbeit für ein Leichentuch!" Und es ist schaurig schön, wie der Held, den Tod im Herzen, lächelnd seine Versucher empfängt, Italiens Hoffnungen kopfschüttelnd erwägt und selbst sein edles Weib zweifelnd anhört. Da überrascht Victoria sein Geheimniß, als er in der Nacht einen furchtbaren Anfall erleidet. Jetzt weiß sie, der Geliebte, der ihr Alles war, von dem sie Alles erwartete, heuchelt bloß das Leben, um die kaiserliche Sache nicht zu gefährden; nur noch wenige Tage, und er entschwindet ihr, ganz ein Todter. Dann der prachtvolle Schluß, in welchem die Antithese gesteigert wird: ein Todter, den man todtschlagen will, — ein packendes Bild, dem zuliebe ohne Zweifel die ganze Novelle geschrieben wurde. Der sterbende Pescara, noch immer die Lebenslüge aufrecht haltend, hat eben Mailand für den Kaiser erobert, aber die Mordgesellen, der fanatische Moncada und der Feldherr Leyva, die in ihm einen Verräther sehen, umschleichen ihn schon, um ihn niederzustoßen. Doch er weiß, daß der Tod schneller ist als sie und dictirt dem treuen Connétable von Bourbon ruhig seinen letzten Willen.

Die Charaktere sind wie aus Erz getrieben, jede Bewegung monumental, jedes Wort vollgültige Historie. Diese Figuren wissen nichts von dem Beschauer, dem Leser. Der Dichter erklärt sie nicht, sie handeln aus sich selbst heraus, unbekümmert darum, ob sie verstanden werden. Welche Fülle von scharfgeprägten Charakteren: der feige Jüngling Franz Sforza, sein Kanzler Morone, halb Machiavell, halb Schalksnarr, der burschikose Karl Bourbon, der schlaue Papst Clemens, der edle, todesmüde Pescara, sein hochherziges Weib, ganz so wie Ariost und Buonarotti Italiens größte Dichterin gefeiert:

„Sie heißt Victoria: die unter Siegen
Geboren ist, die, wo sie steht und geht,
Triumphe, Lorbeern und Trophä'n umfliegen,
Trägt würdig dieses Namens Majestät."

Mit erstaunlicher Sicherheit wird das historische Colorit getroffen, und zwar ohne jede Erklärung und Schulmeisterei. Daher dauert es auch geraume Weile, bis sich der Leser in die fernabliegende Zeit und die zahlreichen Voraussetzungen gefunden hat. Wenn er aber erst einmal diesen Menschen und ihren Schicksalen näher gerückt ist, dann lassen sie ihn nicht wieder los. Es ist keine leichte Lectüre, fast nur ein Studium für denkende Männer, und bietet den größten Genuß

*) Leipzig, H. Haessel.

Digitized by Google

nicht bei der erstmaligen Lesung, sondern bei der Widerholung. Denn man kann diese Geschichte öfter lesen und wird immer neue Schönheiten entdecken. Der Prüfstein des Genius. Da wird nichts geschildert, sondern ist Alles Bewegung, Handlung, Charakteristik. Bei Franz Sforza hängt ein Gobelin, er wird obenhin erwähnt, aber des Herzogs Auge weilt sinnend auf den Figuren, und bald scheinen sie, Pescara und Victoria, in der Sonnenbeleuchtung aufzuleben, sie bestimmen die Reden, Gedanken und Thaten der auftretenden Personen, sind ein Theil der Handlung, spielen mit. Dieser plastischen Gegenständlichkeit ist ein stark dramatischer, aber nirgends theatralischer Zug beigesellt, der sich in jedem Werke Meyer's ausprägt, am vollsten in „Georg Jenatsch", von dem es uns immer wundert, daß noch kein Dramenschneider darüber gekommen. Auf die bühnenfähige Handlung der „Hochzeit des Mönchs" haben wir zuerst aufmerksam gemacht, und dieser Wink ist befolgt worden; Klughardt hat daraus eine Oper „Astorre" componirt, die in diesen Tagen in Prag über die Bretter gehen soll. Pescara entzieht sich der Bühne, denn er ist ein halbtodter Held, aber wie viel Scenen von echt dramatischem Vollblut enthält diese Erzählung, wie viel unvergeßliche Bilder voll Theaterblut: die Unterredung des Herzogs mit seinem Kanzler, vom frech herausfordernden Connétable unterbrochen, der sich in Ermangelung eines Stuhls bei der Audienz auf seinen Mantel am Boden lagert; wie der Papst vor Vittoria das Trugbild der Krone Italiens hervorzaubert; wie Morone den Feldherrn versucht, indessen seine Freunde hinterm Vorhang lauschen, und der Verführte ist nicht er, dem alle Künste galten, sondern seine Lauscher. Dann die wehmuthdurchzitterten Liebesscenen zwischen Pescara und Vittoria, denen die Leserin ohne Zweifel etwas mehr Gluth, mehr Leidenschaft wünscht, wie denn auch der Dichter oft kühl und reflectirt erscheint; aber man vergesse nicht, daß es die Liebe eines Sterbenden gilt, welcher jeder Aufregung aus dem Wege geht. Kein Wort zu viel, eher eines zu wenig; Alles gemessen und mit unendlichem Fleiße durchgearbeitet. Und diese Knappheit, die jede subjective Einmischung des Erzählers vermeidet, ist auch in der Sprache. Schon der Anfang klingt lakonisch genug. Der Kanzler hat sich neben den Herzog von Mailand gestellt und erklärt „die Zahlen mit gleitendem Finger ... „Wir verritten Rom." Dieses Streben nach Gedrungenheit schreckt selbst vor Incorrectheiten nicht zurück. „Warum Festungen bauen? kam er auf den Gegenstand seiner Sorge zurück .." „Einen Urlaub hat der Marquise verlangt? verwunderte er sich." Interessant ist auch, daß dem Dichter, der viel weniger im alemannischen Dialekte fußt, als z. B. Gottfried Keller, hier doch einige schweizer Ausdrücke entschlüpfen. Er spricht von „verkostgelden." „Ein heftiger Zorn übermochte sie." Der Schweizer mischte auch die Farben für den prächtigen eidgenössischen Reisläufer, der dem Feldherrn bei Pavia den Todesstoß gegeben hat und zum Danke dafür jetzt von ihm den Galgen entzogen wird — eine Kernfigur, so echt und vollblütig, als wäre sie aus Niklaus Manuel's Bicocca-Lied getreten und Fleisch und Blut geworden. Z.

Die psychologische Bedeutung der Ethnologie.

Von Th. Achelis.

Je mehr sich unter dem wohlthätigen Einfluß der Naturwissenschaft in weiten Kreisen ein philosophisches Interesse bemerkbar macht, um so erklärlicher wird der Nachdruck, welchen diese Regeneration unserer kritischen Weltanschauung auf die Psychologie legt. Denn durch diese ist ganz besonders der Sturz der früher allmächtigen Metaphysik, in dem Sinne einer transcendenten Erkenntnißlehre, befördert, und deshalb ist sie auch die Wissenschaft der Zukunft. Freilich bedarf es auch hier einer gründlichen Reorganisation, da die alten Quellen der Selbstbeobachtung und des inneren Sinnes bei einer eindringenden Untersuchung vollständig versagen. Welche wichtigen Aufschlüsse dagegen die experimentelle Psychologie und im Besonderen die Psychophysik über die dunkle Werkstätte unseres geistigen Daseins geliefert haben, ist bekannt genug, um hier weitläufig erörtert zu werden. Weniger zweifelsfrei ist die Auffassung von der Wirksamkeit, welche in diesem intellectuellen Processe der vergleichenden Völkerkunde zufällt, wie sie sich gerade in den letzten Decennien in Europa und Amerika mit überraschender Schnelligkeit entwickelt hat. An der Spitze dieser geistigen Bewegung in Deutschland steht der Altmeister der Ethnologie in unserem Vaterlande, A. Bastian, dessen rastloser Thätigkeit nicht zum Wenigsten die Gründung des Völkermuseums in Berlin zuzuschreiben ist. Einen werthvollen Beitrag zur Klärung des methodologischen Gesichtspunktes dieser noch immer vielfach hart angegriffenen Disciplin liefert das neueste Werk*) des unermüdlichen Gelehrten, das wir der folgenden Betrachtung zu Grunde legen wollen.

Bastian ist wie Wenige sonst befähigt, die allmähliche Genesis der neuen Weltanschauung in ihren verschiedenartigen Stadien zu erfassen und richtig zu beurtheilen; denn er hat die hauptsächlichsten Schwankungen, Irrthümer und Erfolge des philosophischen Bewußtseins unseres Jahrhunderts miterlebt. Zunächst gilt das von der glänzenden Täuschung des Materialismus. „In unserem als naturwissenschaftlich gekennzeichneten Zeitalter beruht die Hoffnung (und zwar die einzige noch) auf der Naturwissenschaft. So sehr dieselbe aber in physikalischer und physischer Natur alle Erwartungen auf das Glänzendste erfüllt, ja übertroffen hat und noch beständig mit ihren Untersuchungen blendet, so mangelhaft, unbefriedigend war dagegen das, was sie bisher für die idealen Bedürfnisse des Menschen zu liefern vermochte — nichts als kläglichsten Materialismus. Die Schuld freilich liegt nicht an der Naturwissenschaft, nicht an der Methode, sondern an der unrichtigen Verwendung derselben, oder vielmehr im schmählichen Abfall von der Methode, gerade bei demjenigen Falle, wo es galt, am engsten und strengsten daran festzuhalten. Als die Naturwissenschaften im ununterbrochenen Fortschritt ihres Triumphzuges, Mitte dieses Jahrhunderts, bis in die Physiologie vorgedrungen waren, glaubte man im übereiligen Sturmschritt nehmen zu können, was als stärkste Zwingburg gerade die sorgsamste Ausrüstung des Gegners hätte fördern müssen, so daß es erst langsam bedächtiger Ansammlungen der Thatsachen bedürfen wird, aus dem Material der Völkergedanken, um eine Psychologie in naturwissenschaftlichem Sinne zu begründen!" (S. 199.) Schon um dieses verhängnißvollen Beispieles halber ist ein unvorsichtiges Theoretisiren, ungenügende Verallgemeinerungen oder gar ein brutales Verdrängen älterer Fachwissenschaften, z. B. der Geschichte, durch die Ethnologie völlig unstatthaft. Und auch in dieser Beziehung mahnt unser Autor mit Recht zu nüchterner Prüfung des Thatbestandes. „Wie in jeder mit Verheißungen ergreifenden Botschaft neuer Lehre, haben wir unsere Heißsporne auch in der Ethnologie, welche zu proclamiren pflegen, daß die Ethnologie zu reformiren und zu revolutioniren habe, daß tabula rasa zu machen sei für das Auftreten einer neuen Wissenschaft, wie es die Ritter des Materialismus gleichfalls wollen mit einem »neuen Glauben«. Nichts unrichtiger als das! Die idealen Güter eines Volkes, die es im geschichtlichen Kampf sich errungen, verbleiben sein dauernder Besitz. Es handelt sich nur um ihre Ausdeutung und Erklärung; die Ethnologie hat nichts daran zu ändern, sondern nur zu constatiren und ihre Begründung aus veränderter Methode hinzunehmen. Allerdings scheint, daß für die Weltauffassung dadurch eine durchgreifende Umänderung in Anbahnung ist; die naturrechtlichen Theorien über Eigenthum, über Ehe, über Familie werden scheinbar auf den Kopf gestellt; aber das berührt nicht die Sache selbst, sondern folgt nur aus der veränderten Beleuchtung, welche jetzt von einem entgegengesetzten Ausgangspunkte aus auf dieselben geworfen wird, indem wir jetzt uns inductiv nähern statt früher an dem deductiven Anfang. Die Ethnologie würde sich zur Cultur-

*) Die Welt in ih en Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Prolegomena zu einer Gedankenstatistik. Berlin. Mittler und Sohn.

Digitized by Google

geschichte verhalten, wie in ihrer Weise die Embryologie zur Physiologie." (S. 257.) Diese kritische Ruhe und Besonnenheit kann nicht ernstlich genug betont werden, zumal, wie gesagt, auch schon in der Völkerkunde, besonders in popularisirenden Darstellungen, sich gefährliche metaphysische Constructionen zeigen, welche nur dazu angethan sind, den consequent empirischen Charakter der Disciplin zu verdächtigen. Aber die streng inductive Haltung der Methode zugegeben, zugestanden die thunlichst breite Basis des Materials und lieber das ehrliche Bekenntniß: Non liquet, als eine luftige Speculation, was kann man sich von dieser specifisch naturwissenschaftlichen Signatur der Psychologie in der Ethnologie versprechen? Die Antwort lautet: „Das Problem der Zukunft fällt in die Frage über eine naturwissenschaftliche Psychologie, in die Frage, ob auch sie den übrigen Naturwissenschaften als anreihbar sich erweisen dürfte, . . . ob es nämlich möglich sei, die Psychologie ebenfalls nach comparativ-genetischer Methode zu behandeln, um dadurch auf dem geistigen Gebiet in ähnlicher Weise zuverlässige Sicherheit zu gewinnen, wie bei den übrigen Disciplinen exacter Forschungszweige gewährt ist, für Beherrschung des von jedem derselben behandelten Arbeitsfeldes." Es ist dies der Grundgedanke der ethnologischen Forschung, der deshalb eine kurze Erläuterung erheischt. In der socialen Entwickelung des menschlichen Geschlechts manifestiren sich, wie ziemlich allgemein zugestanden wird, bestimmte Gesetze und Erscheinungen, die über alle topographischen und historischen Schranken hin überall wiederkehren und somit eine unverkennbare Gleichartigkeit des primitiven menschlichen Naturells erweisen. Faßt man nach anderweitigen Analogien diese religiösen, rechtlichen, künstlerischen u. s. w. Bethätigungen als Aeußerungen des Bewußtseins, überhaupt des geistigen Seins der Menschheit auf, so hat man offenbar unter dieser Perspective ein schier unübersehbares actenmäßiges Material für das Studium unseres Seelenlebens gewonnen, wie es die frühere, auf begrenzter Basis stehende individuelle Physiologie nicht ahnen konnte. Diese Ideen sind ja auch in der durch die Sprachvergleichung angeregten Völkerpsychologie das feste Fundament für die comparativen mythologischen, juristischen und ästhetischen Studien. Aber die Ethnologie geht noch einen Schritt weiter, indem sie den sonst begrenzenden Rahmen des besonderen ethnographischen und geschichtlichen Lebens überspringt und ganz ohne Rücksicht auf Zeit und Ort die Structur des socialen Organismus erforscht, dem z. B. irgendwelche rechtliche Institution ihren Ursprung verdankt. Diese Aehnlichkeiten und frappanten Analoga auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Schaffens lassen sich auf Grund der übereinstimmenden, von einander völlig unabhängigen Zeugnisse zur Zeit nicht mehr in Abrede stellen. „Die erste Frage ist also nach den Grundgesetzen gleichartiger Elementargedanken zu stellen und die weitere nach dem historischen Zusammenhange nur soweit weiterhin zu verfolgen, wie aus traditionell oder documentarisch gesicherten Anhalten ein fester Boden unter den Füßen gesichert bleibt (nach den geographisch dem Globus eingezeichneten Bahnen der Geschichte)." Diesen übereinstimmenden Zügen der menschlichen Natur, welche wenigstens die psychische Einheit der menschlichen Race unwiderleglich erweisen, stehen nun die topographischen und geschichtlichen Schranken gegenüber, welche den besonderen Charakter eines Volkes begründen. Bastian nennt dieselben geographische Provinzen und erläutert diesen Ausdruck folgendermaßen: „Die geographischen Provinzen ergeben sich als gesetzlich umschriebene Areale, innerhalb welcher, als Gesammtprodukt physikalischer Agentien im gezogenen Theil ein fest geprägtes Product organischen Typus in die Erscheinung tritt, mit der Pflanze in botanischer, mit dem Thiere in zoologischer Provinz und mit dem Menschen in anthropologischer (unter der in Geschichtsbeschreibung gezogenen Weite ethnologischen Horizontes)." Diese Factoren, die letzten Endes natürlich über die Sehschärfe menschlicher Augen sich in unendlicher Sphäre verlieren, bilden den Grundstock des eigentlich geschichtlichen Lebens, wie er im Nationalcharakter prägnant zum Vorschein kommt und sich allen äußeren Hemmnissen zu Trotz bei energischer Organisation stets siegreich behauptet. Aus der Combination dieser beiden Momente, der ganz allgemeinen psychischen Dispositionen und der specifischen, racenhaft und geschichtlich bedingten Volkseigenthümlichkeiten, geht das gesammte sociale Leben der Menschheit hervor, von Anbeginn der Tage bis in die fernste Vergangenheit. Ganz von selbst versteht es sich für die Verwerthung dieses „Völkergedankens" (um den Lieblingsausdruck Bastian's zu gebrauchen), daß die Forschung einsetzt nicht etwa mit der chimärenhaften Gestalt des wunderbaren Urmenschen (der in vielen unserer Handbücher ein unantastbares Dasein zu führen scheint), sondern mit der einzig wissenschaftlich gesicherten Thatsache der socialen Existenz des Menschengeschlechts. Dieser unlösbare Zusammenhang des Einzelnen mit der ihn tragenden und schützenden ethnischen Association, wie ihn schon Aristoteles ahnte, bedarf für die exacte moderne Forschung keines weitläufigen Beweises mehr, und wie dieser Grundsatz für jede Aeußerung des gemeinsamen psychischen Lebens der Völker ganz ohne Widerrede schon längst gilt, so beginnt man auch allmählich für andere Sphären, z. B. für die Ethik, den früheren individuellen Standpunkt mit dem ungleich fruchtbareren socialen zu vertauschen. Sollte wirklich der Psychologie anstatt des alten, völlig in dialektischen Spitzfindigkeiten zersplitterten Stoffes durch diese umfassende, Zeit und Raum gleichsam überfliegende Perspective einer vergleichenden psychischen Anthropologie ein unendlich weit reichendes, kaum übersehbares Material zugeführt werden, so verstehen wir wohl den unablässigen Mahnruf unseres großen Vorkämpfers, zunächst nur an die Beschaffung eben dieser erfahrungsmäßig gegebenen Fundamente zu denken. „Und deshalb möge die Völkerkunde, soweit ihrerseits betheiligt, dasjenige wenigstens beitragen, was in heutiger Gegenwart zwingend aufliegende Pflicht verlangt: die Sicherung nämlich der psychischen Originalitäten, welche sich bei Ausdehnung des internationalen Verkehrs in unaufhaltsamem Verschwinden begriffen finden, und wenn einmal dahin, als Totalverluste auf immer zu verzeichnen wären für die Culturgeschichte der Menschheit." (S. 469.) Daß Bastian gerade hierin auf seinen weltumspannenden Reisen und im späteren Schaffen Staunenswerthes geleistet, dürfte überflüssig sein noch besonders hervorzuheben, und nur um deswillen führen wir diesen Umstand hier an, weil damit unseres Erachtens eine viel getadelte Schwäche seiner Darstellung zusammenhängt.

Wer wie dieser Gelehrte zunächst aus persönlicher Beobachtung und Forschung, sodann zu Folge einer stupenden Belesenheit das geistige Leben der gesammten Culturvölker beherrscht, dem blitzen in dem vergleichenden Studium der psychischen Elementargedanken fast unwillkürlich und wider Willen von allen Seiten die analogen Bezeichnungen entgegen, die, eben nur ihrem Inhalte nach verwandt, die übliche chronologische und historische Anordnung völlig unberücksichtigt lassen. Diese Eigenthümlichkeit verleugnet sich auch in dem vorliegenden Werke nicht, nur tritt sie dadurch noch greller hervor, daß in der Darstellung in buntester, sinnverwirrender Fülle Material und Theorie mit einander wechseln, so daß der Verfasser selbst ganz treffend darauf den Ausdruck anwendet: „kaleidoskopische Bilder". Solche formelle Bedenken treffen aber nicht den Kern der Sache; einem späteren, nach dem Muster philologischer Kritik verfahrenden Bearbeitung mag diese classificirende Sichtung und Sonderung der Bausteine vorbehalten bleiben, welche der rastlose Sammeleifer unseres Gelehrten auf dem ganzen Erdball zusammengetragen. So verstehen wir es, wie er im Hinblick auf die freilich kurze, aber vielversprechende Entwickelung seiner Wissenschaft kühnen Muthes in die an Problemen reiche Zukunft hinausblickt: „So handelt es sich hier um die Wissenschaft vom Menschen, wie in altem Orakelwort bereits verlangt (aus classischem Nachhall), wie angestrebt in philosophischen Denkflügen, erhofft in religiösem Glauben, — wie inductiv jetzt zu begründen in naturwissenschaftlicher Psychologie durch die in anthropologischen und ethnologischen Studien beschafften Stützen. Und so sind sie heutzutage in Jedes Munde: Die Ethnologie und Anthropologie, aber fast gestern noch war es anders, wie der Mitlebenden genug sich

Digitized by Google

zu erinnern wissen, aus der kurzen Spanne der Zeit, soweit in persönlichen Erfahrungen überblickt. Um Mitte dieses Jahrhunderts noch trafen diese Worte das Ohr mit fremdartigem Klang, mit unverständlichem oder mißverständlichem, die Anthropologie als schwankend umgrenztes Kapitel in pädagogischem System, die Ethnologie als nebensächlicher Anhang geographischer oder historischer Handbücher. Erst jetzt mit dem siegreichen Fortschritt naturwissenschaftlicher Methode bis zur Physiologie, bis zur Grenzscheide der Psychologie, erst jetzt ist sie fertig, geboren und geworden, steht sie vor Augen: die Lehre vom Menschen, in ihrer Kindheit zwar noch, in der Wiege gewindelt, aber schon als Hercules Ophites erkennbar, in den Voranlagen künftig mächtigster Entfaltung."

Feuilleton.

Ein gutes Gewissen.

Von Alexander Kielland.

Autorisirte Uebersetzung von L. Marholm.

Vor der Gartenthür des Advokaten Abel hielt ein kleiner eleganter Wagen mit zwei fetten, blanken Pferden bespannt.

Frau Warden, die ihm entstiegen war, durchschritt den Vorgarten und trat ein. Die Thür in's nächste Zimmer stand halboffen und drinnen saß die Frau vom Hause an einem großen Tisch, der mit Massen heller Stoffe und verschiedenen Nummern des „Bazar" bedeckt war.

„Ah! — wie Du gelegen kommst, süße Emilia!" rief Frau Abel. „Ich bin ganz verzweifelt über die Näherin: sie kann sich gar nichts Neues ausdenken. Und nun sitze ich hier und suche im „Bazar". Liebste! leg' Deinen Shawl ab und komm' mir zu Hülfe; — es handelt sich um ein Promenadenkleid!"

„Ich bin nicht die Rechte, Dir zu helfen, wo es sich um Putz handelt", antwortete Frau Warden.

Die gute Frau Abel starrte sie an; es war etwas Beunruhigendes in dem Ton, und sie hatte einen unbegrenzten Respect vor der reichen Freundin.

„Du erinnerst Dich gewiß — ich erzählte es Dir neulich — daß Warden mir versprochen hatte — das heißt —" verbesserte sich Frau Warden, „daß er mich gebeten hatte, mir ein neues seidenes Kleid zu bestellen."

„Bei Madame Labiche, ja wohl!" unterbrach sie Frau Abel, „und nun bist Du vermuthlich auf dem Weg zu ihr? — Oh, nimm mich mit! — Das ist so amüsant!"

„Ich fahre nicht zu Madame Labiche", antwortete Frau Warden fast feierlich.

„Aber Gott! — warum nicht?" fragte ihre Freundin und riß ihre guten, braunen Augen kugelrund auf vor Erstaunen.

„Ja — siehst Du", antwortete Frau Warden, „ich glaube, wir können soviel Geld zu unnöthigem Putz nicht mit gutem Gewissen ausgeben, wenn wir wissen, daß in den entlegensten Theilen der Stadt — derselben Stadt, wo wir wohnen — hunderte von Menschen leben, die Noth leiden — buchstäblich genommen: Noth!"

„Ja — aber", wandte Frau Abel ein und warf unsichere Blicke auf ihren Tisch, „das ist nun einmal so hier in der Welt; wir wissen ja, daß die Ungleichheit —"

„Wir müssen uns hüten, die Ungleichheit zu vergrößern und eher thun, was wir können, sie auszugleichen," unterbrach sie Frau Warden. Und es schien Frau Abel, als werfe ihre Freundin mißbilligende Blicke auf den Tisch, die Stoffe und den „Bazar".

Die Unterhaltung wurde eine Weile weiter geführt, und Frau Warden erzählte, daß sie die Absicht habe, in die elendesten Theile der Vorstädte hinauszufahren, um sich mit eigenen Augen von dem Zustand der Armen zu überzeugen. Die Damen trennten sich kühler als gewöhnlich. Sie waren Beide in ernster Stimmung. Frau Abel blieb im Gartenzimmer; sie hatte gar keine Lust mehr, sich mit den Promenadenkleid zu beschäftigen, obgleich der Stoff wirklich so hübsch war. Sie hörte den weichen Ton des auf dem glatten Wege des Villaquartiers davonrollenden Wagens.

„Was für ein gutes Herz Emilie hat!" seufzte sie.

Der Kutscher hatte seine Ordre ohne eine Miene zu verziehen entgegengenommen; und da niemals Einwendungen in seinen Mund kamen, fuhr er tiefer und tiefer in die wunderlichsten Straßen des Armenquartiers hinein mit einer Miene, als fahre er zum Hofball. Endlich erhielt er Befehl anzuhalten, und es war auch hohe Zeit. Denn die Straße wurde enger und enger, und es sah aus, als sollten die dicken Pferde und der feine Wagen im nächsten Augenblick stecken bleiben, wie der Kork in einem Flaschenhals. In einer Thür stand ein halberwachsenes Mädchen; die Dame fragte: „Wohnen viele arme Leute hier im Hause?"

Das Mädchen lachte und antwortete etwas, während es sich dicht an ihr vorbei durch die enge Thüre drängte. Frau Warden verstand das Gesagte nicht, aber sie hatte die Empfindung, als hätte das Mädchen etwas Häßliches gesagt. Sie trat in das erste beste Zimmer. Es war für Frau Warden nichts Neues, daß arme Leute ihre Räume nicht gehörig lüften. Aber sie wurde doch so benommen von der Atmosphäre, die sie einathmete, daß sie froh war, sich auf die Ofenbank setzen zu können.

In der Handbewegung, mit der die Frau in der Stube die Kleider von der Bank auf die Diele strich und in dem Lächeln, mit dem sie die feine Dame bat Platz zu nehmen, lag etwas, das Frau Warden auffiel. Es machte den Eindruck, als hätte das arme Weib bessere Tage gekannt; obgleich ihre Bewegungen mehr hastig, als fein und ihr Lächeln nichts weniger als angenehm war. Die lange Schleppe von Frau Warden's zartgrauem Visitenkleide lag auf der schwarzen Diele, und während sie sich niederbeugte und sie an sich zog, mußte sie selbst an Heine's Worte denken: „sie sah aus wie ein Bonbon, das in den Schmutz gefallen war."

Die Unterhaltung begann und wurde geführt, wie solche Unterhaltungen geführt zu werden pflegen. Wäre Jeder in seiner Sprache und seinem Gedankengang verblieben, so hätten diese beiden Frauen nicht ein Wort von einander verstanden. Aber da die Armen die Reichen immer so viel besser kennen, als die Reichen die Armen, so haben sie sich eine eigene Sprache zurechtgemacht — einen eigenen Ton, den die Erfahrung sie gebrauchen gelehrt hat, wenn es sich darum handelt, verstanden zu werden, das heißt so verstanden zu werden, daß die Reichen Lust bekommen, sich wohlthätig zu bezeigen. Näher könnten sie einander nie kennen. Diese Sprache beherrschte die arme Frau bis zur Vollkommenheit, und Frau Warden kannte ihr elendes Dasein bald in den Umrissen. Sie hatte zwei Kinder, einen Knaben von vier, fünf Jahren, der auf der Diele lag und ein kleines Kind an der Brust. Frau Warden betrachtete das kleine graue Wesen und konnte nicht begreifen, daß es schon dreizehn Monate alt sei. Sie selbst hatte daheim in der Wiege einen kleinen Koloß von sieben Monaten, der mindestens um die Hälfte größer war.

„Sie müssen dem Kind etwas Stärkendes geben," sagte sie; es schwebte ihr etwas wie Kindermehl und Apfelsinengelée vor.

Bei den Worten „etwas Stärkendes" erhob sich ein zerstrubelter Kopf aus dem Bettstroh; es war ein bleicher, hohläugiger Mann mit einem großen wollenen Tuch um den Kopf.

Frau Warden erschrak. „Ihr Mann?" fragte sie.

Die arme Frau antwortete ja, das sei ihr Mann. Er sei heute nicht zur Arbeit gegangen, weil er solche Zahnschmerzen habe.

Frau Warden hatte selbst Zahnschmerzen gehabt und wußte, wie weh das thut. Sie sagte einige Worte aufrichtigen Mitgefühles. Der Mann murmelte etwas und legte sich nieder, und gleichzeitig entdeckte Frau Warden eine Person, die sie vorher nicht bemerkt hatte.

Es war ein ganz junges Mädchen, das im Winkel an der anderen Seite des Ofens saß. Sie starrte einen Augenblick auf die feine Dame, zog sich aber gleich wieder in sich zusammen und lehnte sich vornüber, der Fremden fast den Rücken zukehrend. Frau Warden dachte, das junge Mädchen habe eine Handarbeit im Schooß, die sie verbergen wolle; vielleicht irgend ein altes Kleidungsstück, das sie flickte.

„Aber weshalb liegt der große Junge auf der Diele?" fragte die Dame.

„Er ist lahm," antwortete die Mutter. Und nun folgte eine umständliche Beschreibung und viel Lamentiren über den armen Jungen, der vom Scharlach eine Lähmung in den Hüften nachbehalten hatte.

„Kaufen Sie ihm doch," begann Frau Warden, „einen Rollstuhl" hatte sie sagen wollen. Aber es fiel ihr ein, es sei besser, wenn sie ihn selbst kaufte; es thut nicht gut, den Armen zu viel Geld in die Hände zu geben; aber etwas wollte sie der Frau doch gleich geben. Denn hier wollte sie helfen, hier war wirkliche Noth; sie fuhr in die Tasche nach ihrem Portemonnaie.

Es war nicht da. Das war ärgerlich, so war es im Wagen liegen geblieben.

Wie sie diesen unglücklichen Zufall gerade bedauern und der Frau versprechen wollte, ihr das Geld später zu schicken, öffnete sich die Thür

Digitized by Google

und ein wohlgekleideter Herr trat ein. Sein Gesicht war sehr voll und von einer eigenthümlich trockener Blässe, als äße er Mehl.

„Frau Warden? vermuthe ich," sagte der fremde Herr. „Ich sah Ihren Wagen in der Straße; und hier bringe ich — vermuthlich Ihr Portemonnaie."

Die Dame sah darauf hin, ja, ganz richtig, es gehörte ihr; auf der glatten Elfenbeinfläche stand E. W., schwarz eingelegt.

„Ich sah es zufällig, als ich um die Ecke bog, in den Händen eines Mädchens, eines der schlimmsten im Quartier," erklärte der Fremde; „ich bin Armenvorsteher des Districtes," fügte er hinzu.

Frau Warden dankte, obgleich der Mann ihr gar nicht gefiel. Aber als sie sich wieder in die Stube wandte, wurde sie ganz erschrocken über die Veränderung, die mit ihren Bewohnern vorgegangen war. Der Mann saß aufrecht im Bett und glotzte den fremden Herrn an, die Frau hatte ein häßliches Lächeln, und selbst der arme kleine Lahme hatte sich nach der Thür herumgewälzt und starrte, auf seine dünnen Arme gestützt, zu ihm auf wie ein kleines Thier. Und in all' diesen Augen lag derselbe Haß, derselbe kampfbereite Trotz, und es schien Frau Warden, als legte sich eine ungeheuere Entfernung zwischen sie und das arme Weib, mit dem sie eben so offen und vertraulich gesprochen hatte.

„So siehst Du also heute aus, Martin!" sagte der Herr mit einer ganz neuen Stimme, „das konnte ich mir denken, daß Du gestern Nacht mit dabei warst. Ja, ja, Nachmittag holen sie Dich, Du sollst zwei Monate sitzen."

Plötzlich, wie ein Wasserstrahl, brach es los: Mann und Frau durch einander redend, das Mädchen hinter dem Ofen kam hervor und stimmte ein, der Lahme schrie und wälzte sich, Worte waren nicht zu unterscheiden, nur Laute, Augen, Hände, es war, als ob die kleine dumpfige Stube von der wilden Leidenschaft, die in ihr explodirte, gesprengt werden sollte.

Frau Warden wurde bleich und erhob sich; der Herr öffnete die Thür, und beide eilten hinaus. Im Gang hörte sie ein schreckliches Frauenzimmerlachen hinter sich her. Das mußte die Frau sein, dieselbe Frau, die so sanft und betrübt von den armen Kindern gesprochen hatte. Sie fühlte fast Unwillen gegen den Mann, der diese erschütternde Veränderung hervorgerufen und während sie zusammen über die Straße gingen, hörte sie ihn mit kalter, vornehmer Miene an. Aber nach und nach veränderten sich ihre Züge; es war gar nicht so ungereimt, was er sagte. Der Armenvorsteher sprach davon, wie wohl es ihm thäte, eine Dame, wie Frau Warden, so warm für die Armen empfinden zu sehen. Sei es auch zu beklagen, daß selbst die wohlgemeinteste Hilfe so häufig in unrechte Hände käme, so sei es doch immer etwas Schönes und Erhebendes, daß eine Dame wie Frau Warden —

„Aber," unterbrach sie ihn, „sind denn diese Menschen nicht im höchsten Grade hilfsbedürftig? Ich empfing den Eindruck, daß besonders die Frau einmal bessere Tage gesehen und daß sie, wenn ihr zeitig geholfen würde, sich vielleicht wieder heben könnte."

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, gnädige Frau, sie war ein sehr berüchtigtes öffentliches Frauenzimmer," bemerkte der Armenvorsteher in mild beklagendem Ton.

Frau Warden schauderte. Mit einem solchen Frauenzimmer hatte sie gesprochen — und über Kinder gesprochen; sie hatte sogar ihres eigenen Kindes erwähnt, das daheim in seiner reinen Wiege lag! Ihr war, als müsse sie nach Hause eilen, um zu sehen, ob es noch rein und gesund sei.

„Und das junge Mädchen?" fragte sie furchtsam.

„Ja, die gnädige Frau hat doch wohl ihren — ihren Zustand bemerkt?"

„Nein, Sie meinen?"

Der fette Herr flüsterte einige Worte.

Frau Warden fuhr zusammen: „Mit dem Mann! — dem Mann im Hause?"

„Ja, es thut mir leid, Ihnen das mittheilen zu müssen; aber Sie können sich denken, daß diese Menschen" — und er flüsterte wieder.

Das war zu viel für die Dame. Ihr schwindelte fast, und sie nahm den Arm des Herrn an. Sie gingen rasch auf den Wagen zu, der etwas weiter entfernt hielt, als sie ihn verlassen hatten. Frau Warden ließ sich vom Armenvorsteher in den Wagen helfen. Sie forderte ihn auf, morgen bei ihr vorzusprechen und gab ihm ihre Adresse.

„Zu Advokat Abel," rief sie dem Kutscher zu; der fette Herr entblößte seinen Kopf mit einem wohligen Lächeln, und der Wagen rollte davon. Je mehr sie sich vom Armenstadttheil entfernten, desto ruhiger wurden die Bewegungen des Wagens und desto rascher die Fahrt. Und als sie auf den breiten, bepflanzten Weg kamen, der durch das Villaquartier fährt, schnaufsten die Dicken mit Behagen in der reinen, feinen Luft der Gärten, und der Kutscher knallte ganz ohne Nothwendigkeit dreimal kunstvoll mit der Peitsche. Auch Frau Warden fühlte, wie gut es ihr that, wieder frische Luft einzuathmen. Was sie erlebt und noch mehr, was sie vom Armenvorsteher gehört, hatte sich fast betäubend auf sie gelegt. Sie fing an, sich über den grenzenlosen Abstand zwischen ihr und diesen Menschen klar zu werden. Es hatte ihr oft geschienen, als sei es ein schweres, ja fast hartes Wort: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Nun begriff sie: es mußte so sein.

Frau Abel, die umherging und Bazar und Zeugstücke von dem großen Tisch wegräumte, war überrascht ihre Freundin so bald zurückkehren zu sehen.

„Nun, Emilie! Bist Du schon da! Ich sagte eben zur Näherin, sie könne gehen. Deine Auseinandersetzungen haben mir ganz die Lust an meinem Kleid genommen; ich kann mich auch ohne behelfen," sagte die gute Frau Abel; aber ihre Lippen zitterten leicht, während sie sprach.

„Jeder muß nach seinem Gewissen handeln," antwortete Frau Warden leise, „aber ich glaube auch, man kann zu skrupulös sein."

Frau Abel sah auf; das hatte sie nicht erwartet.

„Ja, höre nur, was ich erlebt habe," sagte Frau Warden und fing an zu erzählen. Sie schilderte den ersten Eindruck des dumpfigen Raumes und der verkommenen Menschen; darauf erzählte sie vom Diebstahl des Portemonnaies.

„Ja, mein Mann behauptet ja immer, diese Sorte Menschen kann das Stehlen nicht lassen," sagte Frau Abel.

„Ich fürchte, Dein Mann hat mehr Recht als wir glauben," antwortete Frau Warden.

Darauf berichtete sie vom Armenvorsteher und der Undankbarkeit, die diese Menschen gegen ihn an den Tag gelegt hätten, der doch täglich für sie sorgte. Aber als sie zur Vergangenheit der armen Frau kam und gar von dem jungen Mädchen erzählte, wurde die arme Frau Abel so benommen, daß das Dienstmädchen Portwein bringen mußte.

Als das Präsentirbrett hereingebracht wurde, flüsterte Frau Abel dem Mädchen zu. „Laß die Näherin warten."

„Und denke Dir," fuhr Frau Warden fort, „ja, es ist kaum möglich, es Dir zu erzählen" — und sie flüsterte.

„Was sagst Du? — in einem Bett? — alle zusammen! — aber das ist ja empörend!" rief Frau Abel und schlug die Hände zusammen.

„Ja, vor einer Stunde hätte ich es auch nicht für möglich gehalten," antwortete Frau Warden, „aber wenn man selbst an Ort und Stelle gewesen ist und sich persönlich überzeugt hat —"

„Gott! daß Du dich da hinauswagtest, Emilie!"

„Ich bin froh, daß ich es gethan habe, und noch mehr, ich preise die glückliche Schickung, daß der Armenvorsteher gerade zur rechten Zeit kam. Denn so erhebend es auch ist, der tugendhaften Armuth zu helfen, die in all' ihrer Kümmerlichkeit rein und genügsam lebt, ebenso empörend würde es sein, wenn ich dazu beigetragen hätte, daß solche Menschen ihre bösen Neigungen befriedigen können."

„Ja, Du hast Recht, Emilie! — ich kann nur nicht begreifen, wie Glieder einer christlichen Gemeinschaft — getauft und confirmirt — so werden können! Sie haben ja jeden Tag — wenigstens jeden Sonntag — vollauf Gelegenheit, kräftige und eindringliche Predigten zu hören; und eine Bibel soll — nach dem, was ich gehört habe — ja für einen unglaublich geringen Preis zu haben zu sein."

„Ja, und wenn wir uns denken," fügte Frau Warden hinzu, „daß nicht einmal die Heiden, die alle diese Güter entbehren, sich damit entschuldigen können; — denn sie haben ja das Gewissen."

„Und das redet wahrlich laut genug zu Jedem, der hören will," sagte Frau Abel mit Nachdruck.

„Ja, das thut es, weiß Gott!" antwortete Frau Warden und sah mit ernstem Lächeln vor sich hin.

Als die Freundinnen sich trennten, umarmten sie einander herzlich.

Frau Warden legte ihre Hand auf den Griff des Kutschenschlages, stieg in den Wagen und zog ihr langes Kleid nach sich. Darauf schloß sie die Wagenthür, nicht mit einem Zuwerfen, sondern langsam und sorgfältig.

„Zu Madame Labiche!" rief sie dem Kutscher zu, und gleichzeitig wandte sie sich zur Freundin, die ihr bis zur Gartenthür gefolgt war und sagte mit stillem Lächeln: „Nun kann ich mir doch, Gott sei Dank, mit gutem Gewissen mein seidenes Kleid bestellen."

„Ja, das kannst Du," sagte Frau Abel und sah ihr nach mit Thränen in den Augen. Darauf eilte sie hinein.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Herzog Ernst".

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Wolff.

Das „Deutsche Theater" hatte jüngst einen in mancher Hinsicht interessanten und lehrreichen Schauspielabend. Des fortgesetzten Lustspielmißerfolges müde, haben die Leiter dieser Bühne endlich einem zeitgenössischen Drama ernster Richtung das Wort gestattet und so warmen Beifall und so reiches Lob geerntet, daß man schier glauben könnte, es sei eine bühnengeschichtliche That vollbracht worden. Sehen wir näher zu, so schrumpft das „Ereigniß" allerdings beträchtlich zusammen: es bleibt jedoch noch genug des Bemerkenswerthen übrig, um eine eingehende Betrachtung zu rechtfertigen.

Der Stoff, mit dem Emil Wolff, Oberlehrer in Altona, zum ersten Male die Bretter beschritten, ist weder neu noch sonderlich für eine dramatische Bearbeitung geeignet. Wir erachten weder das geschichtliche Drama für überlebt, noch vermögen wir der Meinung zuzustimmen, daß das deutsche Mittelalter kein fruchtbarer Boden für die zeitgenössische Bühnendichtung sei; im Gegentheil, es liegt gerade in unseren Tagen der nationalen Einigung so nahe als möglich, in die Zeit des Haders zwischen der aufstrebenden und erstarkenden Kaiseridee und dem trotzigen, auf dem vermeintlichen Rechte eigener Selbstherrlichkeit bestehenden Vasallenthum zurückzugreifen und den Sieg der ersteren über das letztere dramatisch zu verherrlichen. Ein solches Unterfangen wird aber nur dann tief in die heutige Volksseele hineingreifen und bleibende Wurzeln schlagen, wenn ewig-junge menschliche Conflicte die geschichtlichen Vorgänge stützen und unserem modernen Empfinden näher bringen; wenn Fragen, die dem Wechsel der Zeiten nicht unterworfen sind, den Angelpunkt der dichterischen Darstellung bilden und das historische Gewand nur entlehnen; wenn z. B. die Einheitsidee, um welche unser Volk Jahrhunderte hindurch gerungen, das dramatische Gebäude trägt, durchdringt und krönt. Dies mag Emil Wolff gefühlt haben, denn sein Trauerspiel weist Spuren dieser Forderungen auf; aber ihre volle, ausschlaggebende Bedeutung hat er nicht begriffen und deshalb in seinem „Herzog Ernst" zwar eine beachtenswerthe Dichtung, keineswegs aber ein lebensfähiges Bühnenwerk geschaffen.

Inhaltlich deckt sich dasselbe vollkommen mit Uhland's „Ernst, Herzog von Schwaben". Die historische Wahrheit ist, bis auf das Alter des Helden und soweit es sonst angeht, nicht sonderlich gekränkt und der echtdeutschen Treue, der Freundschaft zwischen den beiden Rebellen wider Kaiser und Reich, dem Schwabenherzog Ernst und dem Grafen Werner von Kiburg, ein neues, tönendes Denkmal gesetzt worden. Das Geschick Herzog Ernst's ist indeß kein tragisches in dramatischem Sinne, und der Dichter hat es nicht verstanden, dasselbe in ein solches zu verwandeln. Er läßt sein Trauerspiel in den Felsengelassen des Giebichenstein beginnen, wo der geächtete, mit List eingedrungene Graf Werner und die Mutter Herzog Ernst's, die Gemahlin Kaiser Konrad's II., — der Erstere den Geboten der Treue gehorchend, die Letztere von mütterlicher Liebe getrieben — einen schönen Sieg über den Trotz des gefangenen Schwabenherzogs errungen und ihm das Versprechen abgewonnen, sich mit seinem kaiserlichen Schwiegervater zu versöhnen. Graf Werner, den die Kaiserin Gisela durch ihre Reisige tödten lassen will, wird durch Ernst's Energie gerettet, welcher der Mutter mit einem Selbstmord droht, falls sie den Freund nicht ungehindert ziehen lassen wolle. Die nächsten drei Acte spielen auf der Pfalz zu Ingelheim. Herzog Ernst demüthigt sich vor dem Kaiser; die Liebe und Klugheit der Mutter und Gattin führt eine völlige Versöhnung herbei; zarte Bande, die sich zwischen Ernst und seiner schönen Base Edelgard von Lothringen knüpfen, fesseln den Herzog doppelt fest an das Kaiserhaus und lassen ihn die Aufgabe vergessen, um derentwillen er eigentlich vor Kaiser Konrad gekniet: auch für seinen in Acht und Bann befindlichen Freund Vergebung und Gnade zu erwirken. Die Conflicte, welche uns das Drama bei seinem Beginn vorführt, scheinen ausgeglichen, und der Kaiser ist bereit, in feierlicher Sitzung vor den Großen des Reiches dem wiedergewonnenen Sohne das Herzogthum Schwaben auf's Neue zu verleihen. Da bewirkt die Botschaft, Graf Mangold von Nellenburg sei ausgesandt, die Acht an Werner von Kiburg zu vollstrecken, daß der glückberauschte Herzog sich selbst wiederfindet — und wir stehen am Schluß des vierten Actes vor demselben Conflicte zwischen Stiefvater und Sohn, zwischen Kaiser und Lehnsmann, auf dessen Ausgleich der Dichter volle drei Acte verwendet hat: Ernst weigert sich, den Schwur zu leisten, der ihn zwingen würde, im Auftrage des Kaisers mit eigener Hand den Freund zu erschlagen; er entsagt dem Herzogsmantel, der Mutter und der Hand der Geliebten und flieht hinaus in Kampf und Elend, in Acht und Bann an der Seite des dem Schicksal verfallenen Freundes. In einer wilden Schlucht des Schwarzwaldes, in welcher der letzte Act spielt, fallen Herzog Ernst und Graf Werner, nachdem ein Versuch Edelgard's, den letzteren zu freiwilliger Unterwerfung unter den Kaiser zu bewegen und dadurch den Untergang Beider zu verhüten, gescheitert ist, unter den Streichen der Söldlinge des Grafen Mangold — der eine Freund im Kampfe für den anderen.

Das einzige Moment, das den Tod des Helden zu rechtfertigen bestimmt ist: das vorübergehende Vergessen seiner Freundespflicht, reicht nicht aus, den Zuschauer zu befriedigen. Das tragische Ende Herzog Ernst's versöhnt nicht, weil es keine wirkliche Schuld, keine todwürdige That sühnt; seine ganze Geschichte bietet zu wenig Stoff und Verwickelungen, um aus ihr eine große dramatische Handlung herauszupressen. Das mochte der Dichter geahnt haben, denn er stellt die Gestalt der Kaiserin Gisela so sehr in den Vordergrund, daß sie fast den Helden der Dichtung verdunkelt. Sie nährt einen untilgbaren Haß gegen den Grafen Werner, weil er, in dessen Hände ihr sterbender erster Gemahl sein letztes Vermächtniß gelegt, ihr warnend und hindernd in den Weg getreten war, als sie dem Kaiser Konrad die Hand zum Ehebunde gereicht. Diesen Haß vermag Gisela mit ihrer Liebe zum Sohne nicht zu vereinen; während sie Alles thut, um das Glück des Letzteren zu begründen, dingt sie den Grafen Mangold durch das Versprechen der Hand Edelgard's zum Mörder Werner's. Sie ladet hierdurch eine Schuld auf ihr Gewissen, die sich an ihr rächt: denn alle ihre Bemühungen scheitern, und sie bricht verzweifelt an der Bahre zusammen, auf welcher Ernst und Werner, im Tode vereint, ruhen. Dem Haß der Mutter fällt der Sohn zum Opfer, ihre Schuld fordert sein Leben als Sühne — das ist nicht dramatisch. Es ist aber auch nicht gut, daß der Bühnendichter zweien Helden zugleich dient: die Theilnahme des Zuhörers wird getheilt und das Gefühl der Befriedigung doppelt gestört. Nimmt man hinzu, daß den Gestalten der Dichtung das Mark, die innere Entwickelung und das thatkräftige Handeln in Gut und Böse fehlen oder doch nur sehr spärlich zugemessen sind; daß die einzelnen Individualitäten allein durch sich selbst nicht zu fesseln und hinzureißen vermögen, — so sind die wesentlichsten inneren Schwächen des Dramas gekennzeichnet. Aber auch im technischen Aufbau weist es große Mängel auf. Die Exposition ist mit der eigentlichen Handlung verquickt und zieht sich durch sämmtliche drei ersten Acte hin, welche außerdem noch an erheblichen Längen des Dialogs, weitschweifigen historischen Auseinandersetzungen und Wiederholungen kranken. Das Stück langt an dem zur Entscheidung führenden Wendepunkt an, ohne daß irgend etwas Neues geschehen ist, und der an das Ende des vierten Actes verlegte Ausbruch des Conflictes läßt nur endlich sich ereignen, was schon zu Beginn gegeben und während des Hin und Her dreier Acte latent vorhanden war. Conflict und Katastrophe fallen schließlich zusammen und enthalten wiederum bereits die Lösung in sich, so daß dieselbe nicht mehr überrascht.

Und dennoch hat das Trauerspiel bei seiner ersten Aufführung einen unbestrittenen, mehr als freundlichen Erfolg gehabt? Die Antwort muß bejahend ausfallen und dieses Zugeständniß führt zu Betrachtungen, welche vielleicht das Werthvollste sind, das der Montag-Abend im „Deutschen Theater" gezeitigt. Er hat vor Allem ganz allgemein bewiesen, daß das Publikum auch für große dramatische Stoffe aus der Vergangenheit und für die Behandlung idealer Fragen empfänglich ist, selbst wenn sie nicht in dichterischer Vollendung zum Ausdruck gelangen. Das ist sehr wichtig, denn es deutet an, auf welchen Wegen die stark in die Brüche gerathene Fühlung zwischen Bühnenleitung und Bevölkerung u. A. wiedergewonnen werden könne. Dann hat Wolff's Dichtung auch ihre starken Seiten: die Sprache ist edel und schwungvoll; sie wird trotz vieler Bilder keineswegs schwülstig und steht in Fluß und Inhalt stets in vollstem Einklang mit dem Temperament des Redenden, wenngleich die Färbung hier und da charakteristischer sein könnte; die künstlerische Detailarbeit ist sauber und wirksam und immer auf den unmittelbaren Effect zugespitzt; die einzelnen Scenen sind dramatisch bewegt und die Actschlüsse in hohem Grade packend. In dieser Beziehung erinnert Wolff an Wildenbruch. Und wenn den Dichter auch eine gewisse poetische Hausbackenheit daran gehindert hat, den Zuhörer zum tragischen Gipfel zu erheben und seine Seele zu erschüttern, so ertränkt er ihn doch auch nicht im Thränenstrom unnatürlicher Rührung. Er hält vielmehr wacker die Mitte, strebt mit Ernst und dichterischem Gefühl sein schönes Vorhaben so würdig wie möglich auszuführen, schreitet über die Untiefen der menschlichen Natur hinweg, ohne die Höhen derselben zu erklimmen, kurz zeigt sich als dichterisches Talent, das Jedermann eine wohlwollende Achtung abnöthigen muß — auch wenn schon die erste Probe lehrt, daß die Zukunft kaum ein Mehr ergeben wird.

Daß die erste Aufführung von „Herzog Ernst" über diese Achtung hinaus eine warme, ja am Schlusse des vierten Actes begeisterte Zustimmung fand, ist unseres Erachtens schon deshalb überwiegend der Darstellung zuzuschreiben, weil diese Zustimmung nur die Folge der unmittelbaren scenischen und schauspielerischen Wirkung war, weil sie mit dem Fallen des Schlußvorhanges ihr Ende erlebte, weil das Stück schwerlich auf irgend einen Zuschauer einen nachhaltigen Eindruck ausgeübt hat. War nun aber dieser Erfolg der Darstellung verdient? Wenn wir von der kostbaren und stimmungsvollen Ausstattung und verständigen Inscenesetzung absehen — sicherlich nicht! Er hat uns lediglich das Eine gelehrt: daß auch das Première-Publikum des „Deutschen Theaters", dessen Anerkennung oder Ablehnung die dramatischen Erstlinge aufleben oder verschwinden läßt, dem nach groben Effecten und starken Wirkungen haschenden Bühnenkothurn nicht unempfindlich gegenübersteht, und daß die Grenzen, an denen das Erhabene dem Lächerlichen verfällt, hier ebenso weite sind, wie in jedem Krähwinkel, wo eine urtheilslose Menge den Flitter um so eher für echt nimmt, je bunter und aufdringlicher er zur Schau getragen wird. Wir lassen es dahingestellt, ob dies ein Zeichen verdorbenen Geschmacks oder jener Naivität ist, mit welcher jede Dichtung rechnen muß. Uns interessirt nur die Thatsache, daß die Darstellung mit verschwindenden Ausnahmen, vielleicht in richtiger Erkenntniß der Schwächen und Vorzüge des Dramas, die fehlende Farbe durch einen grellen Ton zu ersetzen suchte: an Stelle wahrer Leidenschaft trat virtuosenhafte Uebertreibung; seelische Affecte gelangten lediglich durch die Lunge zum Ausdruck und appellirten statt an das Herz an das Trommelfell; echte Natur mußte vor der Manier die Segel streichen, — mit einem Worte, es war ein Augenblickssieg prunkhafter Coulissenreißerei über ein Auditorium, das sich darin gefiel, Unnatur für Wahrheit zu nehmen und aus Staunen über Aeußerlichkeiten das Fehlen des inneren Gehalts zu übersehen. In dieser Richtung sündigten vornehmlich Frl. Bognar (Gisela) und Herr Kainz (Ernst), während Herr Pohl (Kaiser Konrad) nur hier und da vergaß, daß er Kaiser und nicht Bürger sei, und Frl. Geßner in rührender Eintönigkeit sehr bald den Versuch aufgab, Edelgard von Lothringen zu einer greifbaren Individualität umzugestalten. Jeder Zoll ein echter Ritter war nur der Graf Mangold des Herrn Pittschau.

E. B.

Digitized by Google

Inserate.

In allen guten Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben.
Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die eiserne Maske.

Historischer Roman
aus den Archiven der Herzöge von Condé und Rohan
von
Paul Victor Wichmann.

2 Bde. eleg. broch. M. 10,—.

Das Räthsel der **Eisernen Maske** hat wiederholt die Gebildeten aller Nationen lebhaft beschäftigt. Das Werk wird von der Kritik sehr günstig beurtheilt. Die Post sagt: Die Handlung des Romans ist **äußerst reich** und **lebendig**, ohne sich in romantische Unwahrheiten zu verlieren und eine Fülle gut gezeichneter sogar origineller Persönlichkeiten wirbt um das Interesse des Lesers, das bis zum letzten Augenblick in **hoher Spannung** bleibt.

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

„Wenn der Herr ein Kreuze schickt."

Gedicht von **E. v. Willich.** Komp. von
Robert Radecke.

Des Kronprinzen Lieblingslied!

erschien in unserem Verlage

a) **für eine Singstimme** mit Begl. des Pianof. od. Orgel (Harmonium) in drei Stimmlagen: hoch, mittel, tief Pr. à 1 M.
b) **für Männerchor,** Part. u. Stimmen 1 M.
c) **für gemischten Chor,** Part. u. Stimmen Preis 1 M.

C. A. Challier & Co.,
Berlin S.W. 56, Leipzigerstraße.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Wollny, Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

Wollny, Dr. F., Ueber Telepathie. 60 Pf.

Russisch.
Praktisches Lehr- und Lesebuch.
von **F. Booch-Árkossy.**
2 Kurse zu 3 M, Schlüssel 2 M.
Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Briefwechsel
zwischen
Wagner und Liszt.
2 Bände gr. 8.

Über den binnen Monatsfrist erscheinenden Briefwechsel wird von wohlunterrichteter Seite geschrieben:

Der mit Spannung erwartete Briefwechsel der beiden größten Musiker unserer Zeit führt auf's Lebendigste ein in die hochinteressante Periode, in welcher das junge Kunstwerk der Zukunft entstand und mit den Bedingungen seines Erscheinens schwer zu ringen hatte. Zugleich mit der Zeit werden die Persönlichkeiten der beiden Musiker in ihrer ganzen Eigenart darin wieder lebendig, welche ein Freundschaftsbund zur Erreichung des gemeinsamen Ideals verband, wie er seines Gleichen nur gehabt in demjenigen unserer großen klassischen Dichter. Weihte uns der Briefwechsel Goethe-Schillers in die geistige Arbeit an den ästhetischen Bestimmungen eines deutschen Kunststyles ein, so zeigt der Briefwechsel Wagner-Liszts den leidenschaftlich bewegten Kampf um die äußere Verwirklichung des geschaffenen deutschen Kunstwerkes selbst.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Pr. in per ½ ¼ ⅛ ¼ = Pfd.-Dose
550 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Soeben erschien:

DAS WEIB
in der
Natur- und Völkerkunde.
Anthropologische Studien
von Dr. **H. Ploss.**
Zweite, stark vermehrte Auflage.
Herausgegeben von Dr. **Max Bartels.**
Mit 7 lith. Tafeln, 107 Holzschn. u. Ploss' Portrait.
Zwei starke Bände, 83 Bogen, Lexicon 8°.
Preis brochirt 24 Mark, in Halbfranz 29 Mark.
Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**
Gegen vorherige Francozahlung direct vom Verleger.

Neue Belletristik
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Arnold, der Mönch.
Novelle von
Eduard Oehmke.
Preis geheftet M 2. 50; fein gebunden M 3. 50.

Das einsame Haus.
Roman von
Adolf Streckfuß.
Preis geheftet M 4. —; fein gebunden M 5. —

Der wunde Punkt.
Roman von
Leo Warren.
Preis geheftet M 5. —; fein gebunden M 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Für Jeden, der sich gründlich Aufklärung über die **Währungsfrage verschaffen will:**

Die geschichtliche Entwicklung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit v. Karl Melchers. Preis **1 Mk. 20 Pf.**

Siehe die brillanten Recensionen in **„Deutsche Rundschau", „Nation", „Berliner Tageblatt", „Weserzeitung"** etc.

Bei Einsendung von M 1.20 (auch in Briefmarken), nach Auswärts frco.

Bültmann & Gerriets Nachf., Basel.

Havana-Cigaretten
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** M per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei. 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.
Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881. neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 M. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde. 10 M. — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 M. — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 M. — **Gibbon,** Gesch. des röm. Weltreichs. Deutsch von Sporschil. Leipz. 1862, 6 Bde. Hlbfr. 10 M. — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 M. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, mit d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 24. März 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Frage eines deutsch-russischen Handelsvertrages. Von Agricola. — Graf Taaffe und die deutschliberale Partei. Von A. — **Literatur und Kunst:** Othello, ein Musikdrama. Von Paul Marsop. — Ein englisches Urtheil über deutsche Geschichtschreibung. Von Georg Winter. — Zur Reform der deutschen Hochschule. Von C. Hoffmann. — **Feuilleton:** Sein Geheimniß. Von Julius Duboc. — **Aus der Hauptstadt:** Musikalische Trauerfeier für den verewigten Kaiser Wilhelm. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. „Seine Hoheit". Lustspiel in drei Aufzügen von Theodor Herzl. Von Z. — Offene Briefe und Antworten. — Notizen. — Inserate.

Die Frage eines deutsch-russischen Handelsvertrages.

Durch das Hinscheiden Kaiser Wilhelm's dürften unsere politischen Beziehungen zu dem östlichen Nachbarreiche irgend welche Aenderung nicht erleiden. Von deutscher Seite ist überhaupt nichts geschehen, was die alte Freundschaft ernstlich trüben könnte, im Gegentheil! unsere neuliche Stellungnahme zu dem russischen Vorschlage, betreffend Bulgarien und den Fürsten Alexander, dürfte nachgerade auch den panslavistisch Angekränkelten die Augen öffnen. In wirthschaftlicher Beziehung liegen jetzt ebenfalls Anzeichen vor, welche russischerseits einem Friedensschlusse günstig sind. Die wohl mit Recht für ein officiöses Organ des russischen Finanzministers geltende Petersburger „Börsenzeitung" brachte am 14. März die Nachricht, derselbe wolle dem wirthschaftlichen, beide Staaten schädigenden deutsch-russischen Kampfeszustande durch einen Handelsvertrag ein Ende machen. Selbst wenn diese Nachricht sich nicht bestätigen oder ein bloßer Fühler sein sollte, so wäre sie ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Handelsvertragsideen und ähnliche Ideen liegen in der That hüben und drüben in der Luft.

Der russische Zolltarif von 1819 war, ähnlich dem preußischen Zolltarife von 1818, für seine Zeit ungewöhnlich freihändlerisch. 1821 und 22 kam es indeß in Rußland zu einem fast prohibitiven Tarife, der erst 1850 und namentlich 1857 gemildert wurde. In den 1880er Jahren erfolgten in Rußland viele neue und starke Erhöhungen der Schutzzölle. Die jüngsten Phasen des wirthschaftlichen Krieges beider großer, in Folge geographischer und historischer Gründe auf ihre gegenseitige wirthschaftliche Ergänzung angewiesener Nachbarstaaten sind noch frisch im Gedächtniß der Zeitgenossen und unerfreulicher Natur. Der erste Vorschlag zu einem deutsch-russischen Handelsvertrage ging 1864 vom Deutschen Handelstage aus. B. Liebermann, P. J. Stahlberg und der jetzige Göttinger Professor der Staatswissenschaften, damalige Hamburger Handelskammersecretär A. Soetbeer verfaßten im Auftrage des Handelstages eine auf den Gegenstand bezügliche Denkschrift, die auf Veranlassung des russischen Finanzministeriums in's Russische übersetzt wurde. Die Börsencomités von Petersburg, Moskau und Rostow, sowie das Rigasche Manufacturcomité sprachen sich mit schutzzöllnerischen Gründen gegen das Project aus. Die „Rigasche Zeitung" und das Odessaer Börsencomité plaidirten indeß mit freihändlerischen Gründen für das Project. Darauf ruhte die Sache bis 1881. Der schutzzöllnerische, aus Großindustriellen bestehende Centralverband Deutscher Industriellen sprach sich 1881 auf seiner Generalversammlung in Dresden entschieden für einen Handelsvertrag mit Rußland aus. Die öffentliche Meinung in Deutschland war und ist überhaupt der Vertragsidee günstig gestimmt. Nur von extremen Agrariern ist ein Widerspruch zu besorgen, und auch diese Opposition kann überwunden werden. Die gemäßigteren Agrarier beginnen mehr und mehr einzusehen, daß die Politik der Kornzölle, überhaupt der Kampfzölle, ihren eigenen Interessen schadet. Hervorragende und einflußreiche Conservative haben diesen Punkt in treffender Weise ausgeführt. Der ostpreußische Großgrundbesitzer Frh. v. Mirbach und der westpreußische Großgrundbesitzer B. v. Puttkamer-Plauth sprachen sich z. B. im Februar 1888 in der Generalversammlung der Steuer- und Wirthschaftsreformen in ihren Plaidoyers für die Aufhebung des Identitätsnachweises in diesem Sinne aus. Das Aufblühen der Industrie Ost- und Westpreußens, Posens und Schlesiens wird hauptsächlich durch die enormen Schutzzölle des russischen Hinterlandes verhindert. Werden diese Zölle auf handelsvertragsmäßigem Wege herabgesetzt, so wird die Industrie der deutschen Grenzgegenden aufblühen und den Landwirthen dieser Gegenden einen nahen und vortheilhaften Markt für ihr Korn, für Milch, Butter, Käse, Geflügel, Eier, Fleisch u. s. w. liefern. Dann wird der von Herrn v. Puttkamer-Plauth mit Recht beklagte Zustand aufhören, daß die Kornfracht nach dem entfernten Westen und Süden Deutschlands fast den ganzen, ohnedies geringen Gewinn des Landwirthes aufzehrt. Die Industrie und die Landwirthschaft der östlichen Provinzen können und sollen ferner durch Eisenbahnbauten, günstige Eisenbahn-Differentialtarife und andere Reformen energisch gehoben werden. Durch solche und ähnliche Mittel kann in Deutschland jedes ernstliche Hinderniß eines Handelsvertrages hinweggeräumt werden.

In Rußland sind die Landwirthe und die Kaufleute für einen Handelsvertrag, der auch im Interesse des Fiscus liegt; denn der Rubelcours steht desto höher und die Zolleinnahmen sind desto höher, je niedriger die Zölle sind, je lebhafter der Verkehr, je freundlicher die wirthschaftlichen Beziehungen zu Deutschland sind. Ein Theil der russischen Industriellen dürfte schon jetzt für einen Handelsvertrag sein, da ein großer Theil der russischen Industrieproducte nach Centralasien abgesetzt wird, wo Deutschland so gut wie gar nicht concurrirt. Die Industrie Moskaus, überhaupt Innerrußlands, befindet sich der überlegenen westeuropäischen Industrie gegenüber in der That in einer schwierigen Lage, obgleich diese Schwierigkeiten

Digitized by Google

nicht übertrieben werden dürfen. Gab doch die Moskau-Räsaner Eisenbahn 1867—1886 nach den Berliner Börsenbüchern von Saling u. A. nie unter 10, 1886 25,3 und in zwei früheren Jahren sogar 30 (!) Procent Dividende. Die Erfahrung hat gezeigt, daß prohibitivartige Schutzzölle mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit durch einen ungeheueren Schmuggel umgangen werden und der russischen Industrie, Staats- und Volkswirthschaft selbst Schaden bringen. Eine wirksame Hebung der centralrussischen Industrie ist nur auf anderem Wege möglich. Dahin gehören die Heranziehung westeuropäischer Arbeiter, Werkführer und Techniker, welche die russischen Fabrikarbeiter allmählich heben, die Einfuhr guter deutscher Maschinen, die Einschränkung der übermäßig großen Zahl russischer Feiertage und last not least die Aufhebung des Agrarcommunismus der großrussischen, inneren Gouvernements, welcher die Bauern dieser Gegenden künstlich in Armuth erhält, so daß sie der Industrie nur äußerst wenig abzukaufen vermögen. Westeuropäische Werkführer und Techniker gibt es auch in den centralrussischen Gouvernements längst, aber wohl noch gar keine westeuropäische Fabrikarbeiter, welche den russischen Arbeitern als Muster dienen, die russische Industrie heben könnten. Die schwierige Lage der Moskauer Fabriken gegenüber den Fabriken der Weichselgouvernements beruht hauptsächlich darauf, daß wohl die Letzteren, aber nicht die Ersteren tüchtige westeuropäische Kräfte unter ihren Arbeitern haben.

Russische Landwirthe und deutsche Fleischconsumenten wünschen mit Recht eine Erleichterung der russischen Vieh- und Fleischausfuhr nach Deutschland. Aehnlich empfahl der gewesene preußische Landwirthschaftsminister Dr. Friedenthal, bekanntlich selbst ein ausgezeichneter Landwirth, Großgrundbesitzer und Großindustrieller, 1878 in seinem, im Buchhandel erschienenen Berichte, russisches Vieh unter polizeilicher und thierärztlicher Controle in geschlossenen Waggons direct in preußische Schlachthäuser zu bringen und möglichst schnell zu schlachten. Die Durchführung dieses wahrhaft staatsmännischen Vorschlages würde dem russischen Viehschmuggel nach Deutschland mit einem Schlage ein Ende machen und dadurch den Viehstand der deutschen Landwirthe vor Ansteckungsgefahr bewahren.

Nach übereinstimmenden Nachrichten deutscher Blätter haben die badische Actiengesellschaft für Anilinfabrikation und andere deutsche Actiengesellschaften vom russischen Finanzministerium (welches der Sache, wenngleich nicht dem Namen nach, zugleich ein Handelsministerium ist) in jüngster Zeit, 1888, die Concession erhalten, im ganzen russischen Reiche Filialetablissements anzulegen.

Früher oder später werden deutsche und russische Schutzzöllner und Freihändler zur Ueberzeugung gelangen, daß ein Handelsvertrag beider großer Nachbarländer eine objective, im wohlverstandenen Interesse beider Theile liegende Nothwendigkeit ist. Ein altes und schönes deutsches Sprüchwort sagt: „Unfriede verzehrt, Friede ernährt.“ Am 15. März plaidirten noch zwei andere Petersburger Blätter, die russische „St. Petersburger Zeitung“ und die „Neue Zeit“, für einen deutsch-russischen Handelsvertrag.

Agricola.

Graf Taaffe und die deutschliberale Partei.

Der Grundgedanke, auf welchem der Vertheidiger des Grafen Taaffe in Nr. 8 und 9 dieses Blattes sein Plaidoyer für den österreichischen Premier und seine Anklage gegen die Opposition aufbaut, ist der, daß dieser im Herzkämmerlein eigentlich deutschliberale Minister durch die Schuld der Linken, durch ihre angeblich factiöse und intransigente Opposition in die Arme der Czechen, Polen, Slovenen und Clericalen getrieben wurde. Nebenbei bemerkt, eine alte Fabel, an die in Oesterreich kein Mensch mehr glaubt. Nicht die Schuld der Linken, Graf Taaffe selbst hat sich die Bahnen seiner Politik vorgezeichnet, indem er den staatsrechtlichen Sonderstandpunkt der Czechen in die erste Thronrede vom Jahre 1879 aufnahm. Was dann weiter geschah, was insbesondere den Czechen an nationalen Begünstigungen gewährt wurde, all dies ist nur eine Ausführung dieses zum ersten Male von Regierungswegen anerkannten Protestes einer Partei gegen die zu Recht bestehende Verfassung. Die den Czechen von dem jetzigen Ministerium gewährte Concession der zwiesprachigen Amtirung durch das ganze Land Böhmen wurde unleugbar von den Czechen selbst zu einem anderen Zwecke verlangt, als zum Beweise der staatsrechtlichen Stellung des Königreichs. Denn welch' praktisches Bedürfniß erheischt denn eine zwiesprachige Amtirung in dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete, wo $96^1/_2$ Procent Deutsche und $3^1/_2$ Procent Czechen wohnen? ... Doch wir wollen uns nicht in die Einzelheiten der Sprachenfrage vertiefen, sondern lieber die Entstehungsgeschichte des Cabinets Taffe betrachten. Denn ist einmal der Beweis erbracht, daß die Linke an dem Austritte der ihrer Partei angehörigen Mitglieder des Ministeriums Taaffe unschuldig war, dann zerfallen auch die aus diesen Prämissen gezogenen Schlußfolgerungen, dann bleibt aber auch Graf Taaffe allein für seine Politik verantwortlich.

Als Graf Taaffe das Staatsschiff im Jahre 1879 zu lenken begann, bestanden gewisse, später vornehmlich durch den Handelsminister Baron Korb vermittelte Beziehungen zwischen der Regierung und der Linken. Die Grundsteuer und das bosnische Gesetz wurden denn auch mit den Stimmen der Linken gegen die der Czechen nach den Entwürfen der Regierung durchgebracht. Es kam das Wehrgesetz. Der größte Theil der Linken stimmte nicht so sehr aus politischen als vielmehr aus Gründen einer populären Agitation in Wählerkreisen wegen Herabminderung der Kosten des Militärbudgets gegen das Gesetz.*) Nach dessen Annahme kam eines Tages Baron Korb in den Club der Linken und fragte, welchen Eindruck es auf die Linke machen würde, wenn Herr von Kriegsau Unterrichtsminister würde. Die Linke ließ dem Grafen Taaffe durch den Abgeordneten Dr. Weeber sagen, sie würde die Entfernung Stremayr's vom Unterrichtsministerium als eine gegen sie gerichtete Kriegserklärung betrachten. Drei Tage später wurde Stremayr der Leitung des Unterrichtsministeriums enthoben; Baron Konrad wurde Unterrichts-, Kriegsau Finanzminister. — Es ist ferner notorisch, daß die Minister Korb und Baron Streit nicht durch das Drängen der Verfassungspartei, sondern wegen ihres im Ministerrathe erhobenen und erfolglos gebliebenen Widerspruches gegen den damaligen großen Pairsschub im föderalistisch-slavischen Sinne dem Cabinet Taaffe den Rücken kehrten. Graf Taaffe erklärte die Liste der in's Herrenhaus berufenen Männer sei bereits von der competentesten Seite gebilligt nnd ein Widerspruch dagegen fruchtlos. Darauf hin gaben Korb und Streit ihre Entlassung, während Herr von Chertek den Angriffen der Czechen und Polen in der Grundsteuerfrage schon vorher nicht Stand zu halten vermocht hatte. Bleiben also noch Horst und Kremer. Es ist nur Wenigen bekannt, daß der Landesvertheidigungsminister Horst vor seiner Demission in einem Memoire seine Ansichten über die innere Politik des Cabinets Taaffe entwickelte und dieses Memoire an maßgebendster Stelle niederlegte. Herr von Horst gewährte einigen intimen Parteifreunden Einsicht in das erwähnte Schriftstück, und diese versichern, daß die Auffassung dieses Ministers von der inneren Politik gar merkwürdig von der des Grafen Taaffe abweicht. Alfred von Kremer endlich, der zweite Handelsminister des Cabinets Taaffe, schreibt in seinem Buche: „Die Nationalitätsidee und der Staat“ von sich selbst: „Der Verfasser war k. k. Handelsminister von Ende

*) In der „Neuen freien Presse“ vom 16. ds. werden die in unserem ersten Artikel über Taaffe gemachten Angaben, daß der Abgeordnete Dr. Herbst von dem Entwurfe der Sprachenverordnung durch Dr. v. Stremayr Kenntniß gehabt und mit dem Minister v. Horst Verabredungen über das Wehrgesetz getroffen habe, als unwahr bezeichnet. Der Verfasser jenes Artikels ersucht uns um die Mittheilung, daß er diesem Dementi gegenüber seine Darstellung als den Thatsachen vollkommen entsprechend aufrecht halte. D. Red.

Digitized by Google

Juni 1880 bis Mitte Februar 1881, wo er diese Stelle niederlegte, indem seine Ueberzeugungen es ihm nicht länger gestatteten, der inneren Politik der Regierung zu folgen.“ Das schreibt ein Handelsminister zu einer Zeit, als das Ministerium Taaffe erst die schiefe Ebene der Fortfristung seines parlamentarischen Daseins durch die weitgehendsten Begünstigungen an die einzelnen Gruppen der Rechten zu betreten begann.

Als nun der Ministerpräsident mit dem Fürsten Carlos Auersperg, dem Führer des verfassungstreuen böhmischen Großgrundbesitzes das bekannte Compromiß abgeschlossen hatte, da gaben sich die gemäßigten Elemente der deutschliberalen Partei der Hoffnung hin, die conservativen böhmischen Cavaliere würden sich mit ihnen zu einem Bunde vereinigen, zu einer sogenannten Mittelpartei, die, als Zünglein an der Wage, einen festen Damm zu bilden berufen wäre gegen die extrem-nationalen Fluthen von links und rechts. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Kaum in's Abgeordnetenhaus eingetreten, schlossen sich die conservativen Großgrundbesitzer des Königreichs Böhmen, diese glänzenden Vertreter österreichischer Adelsgeschlechter dem — Czechenclub an, seitdem die eifrigsten Förderer der czechisch-nationalen Bestrebungen bildend. Und warum dies? Lediglich aus dem egoistischen Grunde, weil sie in den fanatischen Kämpen um das selbständige Wenzelreich im Staate Oesterreich, weil sie in den Freiheit, Cultur, kurz Alles um des nationalen Gedankens willen opfernden Czechen die eifrigsten Bundesgenossen für die Wiederaufrichtung ihrer mittelalterlichen Standesrechte erblickten. All' dies sah Graf Taaffe und billigte es. Hätte er damals den innigen Anschluß der feudalen Großgrundbesitzer an den Czechenclub verhindert — und bei dem großen Einflusse der Krone auf diese Cavaliere war dies für ihn ein Leichtes — niemals hätte er so viel an staatlichen Interessen dem Czechenclub opfern müssen. Später sah der Ministerpräsident allerdings seinen Fehler ein. Später! Leider schon zu spät. Auch ohne die Anerkennung des czechischen Staatsrechtes durch die Thronrede wären die Czechen in den Reichsrath eingetreten; sie mußten eben eintreten. Das gibt ja selbst der bedingungslose Verehrer des Grafen Taaffe zu. Die Czechen sind immer schwach, wenn sie sich einer starken Regierung gegenübersehen. Das liegt nun einmal im slavischen Volkscharakter. Graf Taaffe aber war — schwach, woraus sich die Schlußfolgerung von selbst ergibt. Immer heißhungriger wurden die Nationalen, immer begehrlicher streckten die Clericalen ihre Hand nach der Schule aus. Vor jeder Budgetdebatte, ja selbst vor der Durchbringung ganz unbedeutender Gesetze stockte die parlamentarische Maschine, die einzelnen Gruppen der Mehrheit wurden unbotmäßig und nur das Oel in Gestalt von neuen Concessionen vermochte das Räderwerk wieder in Bewegung zu setzen. Als die Linke den Staat leiden sah unter der Begehrlichkeit der Regierungspartei, da faßte sie den Entschluß, für das Budget zu stimmen. Sie ließ sich dabei von der Absicht leiten, die Regierung von der Mehrheit unabhängig zu machen. Wie Graf Taaffe diese Annäherung vergalt, mag aus Folgendem hervorgehen. Es ist dies ein Beispiel für Viele.

Im Sommer des Jahres 1886 bereiteten sich alle Parteien zur parlamentarischen Behandlung des Ausgleiches mit Ungarn vor. Dieses Werk gehört vielleicht zu den schwierigsten legislativen Aufgaben, welche Parlamente überhaupt zu bewältigen haben. Die Opposition verkündete mit allem Nachdruck, sie wolle während der parlamentarischen Verhandlungen über den Ausgleich die nationale Streitaxt begraben, weil sie im Interesse des Staates das rasche Zustandekommen des Ausgleiches wünsche. Mit vereinten Kräften, nach dem Wahlspruche unseres Kaisers, sollte das Parlament an diese alle zehn Jahre wiederkehrende Befestigung unseres staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn herantreten. Die Opposition bereitete also der Regierung keine Verlegenheit. Wohl aber die Rechte. Die Czechen erhoben energisch das Begehren, auf den von der österreichisch-ungarischen Bank zu emittirenden Noten das czechische Idiom als gleichberechtigt mit dem deutschen und ungarischen verewigt zu sehen und drohten für den Fall der Ablehnung ihres Wunsches mit der Verweigerung der parlamentarischen Heerfolge. Der Regierung war die Eitelkeit dieser Drohungen bekannt. Konnte sie ja doch, wie dies auch wirklich geschah, das Gesetz über die Verlängerung des Bankstatuts mit den Stimmen der Linken durchbringen. Trotzdem erhielten die Czechen ein Beruhigungsmittel von einschneidender Bedeutung für die — Deutschen. Mit einem Federstriche, mit einer einfachen Verordnung beseitigte nämlich der czechische Landsmann-Minister Dr. v. Prazak ein wichtiges Bollwerk der Deutschen, nämlich die durch Jahrhunderte in unbestrittener Geltung gestandene innere deutsche Amtssprache beim Prager und Brünner Oberlandesgerichte. Damals erhob sich im Abgeordnetenhause der Wortführer des gemäßigten Flügels der Opposition, der Abgeordnete Chlumecky und klagte die Regierung heftig an wegen der gebrochenen Waffenruhe, die ihr die Opposition geboten.

In diesem Vorgehen der Regierung wurzeln ja auch die Gründe, welche gerade die gemäßigten Elemente der deutschen Opposition zu unversöhnlichen Gegnern der Taaffe'schen Regierung machen. Sie werden es ihm nie vergeben, daß er der Vater jener vom Staate gänzlich absehenden, extrem deutschnationalen Richtung ist, deren letzte Ziele Oesterreich arg compromittiren und in den Herzen der Bürger den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes vernichten und zerstören. Manchmal mochte Graf Taaffe Freude empfinden, wenn der von ihm heraufbeschworene Geist der Zersetzung die Thatkraft der Opposition lähmte. Allein der momentane Erfolg, die Opposition zerklüftet und gespalten zu sehen, er wiegt federleicht gegenüber den großen Nachtheilen, die dem Staate daraus erwachsen. Oesterreich braucht nun einmal die Deutschen. Sind sie ja doch das Bindemittel, der Kitt, der das Staatsgebäude zusammenhält. War es daher klug von dem jetzigen Ministerpräsidenten, die Deutschen aus allen wichtigen Positionen zu verdrängen, sie im Herrenhause durch fortgesetzte Pairsschübe mundtodt und im Abgeordnetenhause ohnmächtig zu machen? Wir glauben nicht. Denn wenn wirklich das ewige Suchen des Ministerpräsidenten nach einer Mittelpartei nichts Anderes ist als das nackte Eingeständniß, den Staat gegen die centrifugalen Kräfte nicht mehr schützen zu können, dann hat er ja selbst die Brücke, die zur Linken führte, in Brand gesteckt. Die reichstreuen Elemente der Linken hätten den besten Schutz gewährt gegen die föderalistischen Bestrebungen der Rechten. Aber Graf Taaffe hat es verschmäht, bei der Verfassungspartei Hülfe zu suchen. Die Ranküne gewisser Kreise gegen diese Partei, welche sich durch ihre Opposition in der bosnischen Angelegenheit so überaus mißliebig gemacht hatte, war ja der Grundgedanke des Systems Taaffe und dieser Standpunkt überwog alle anderen Bedenken. Heute ist bereits ein beträchtlicher Theil der dem Grafen Taaffe ursprünglich freundlich gesinnten einflußreichen Persönlichkeiten zur Einsicht über die verderblichen Wirkungen seines Systems gelangt. Und selten hat auch fürwahr ein Minister einem großen Staatswesen so geschadet, wie Graf Taaffe. Verzweifelt wendet sich die ältere Generation, die an Oesterreich festhält, von diesem Ministerium ab und die jüngere Generation aller Nationalitäten wächst auf ohne jeden Glauben an die Zukunft Oesterreichs. Der czechischen Jugend schwebt als politisches Ideal der selbständige czechische Staat, der polnischen das Jagellonenreich, der slovenischen das großillyrische Königreich und der deutschen Deutschland vor. Um Oesterreich kümmert sich Niemand.

Halten wir nun die Vertheidigung und die Anklage zusammen. Welche wiegt schwerer? . . . *A.*

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Othello, ein Musikdrama.

Von Paul Marsop.

„Die Eifersucht ist eine Plage,
Weh' dem, der ihr zum Opfer fällt;
Sie schaffet viele trübe Tage,
Warum ist sie wohl auf der Welt?"

Also singt die zierliche Nichte des Bürgermeisters van Bett in Lortzing's „Czar und Zimmermann". Ihre Frage darf als berechtigt gelten. Warum ist die Eifersucht wohl auf der Welt? Wer liebt und wiedergeliebt wird, der muß auf sein besseres Ich volles Vertrauen setzen und wer nicht liebt, der hat auch keinen Anspruch darauf, eifersüchtig sein zu dürfen. Gibt es eine einfachere Logik? Ob sie auch immer stichhaltig ist? Vielleicht nicht. Es mag ja sein, daß man hin und wieder auf Menschen stößt, welche das Recht haben, eifersüchtig zu sein oder welche wenigstens glauben, dies Recht zu haben. Man bedauert dieselben allenfalls, aber man empfindet kein „tragisches Mitleid" für sie. Vollends ist es gewagt, wenn man versucht, sie und ihr Geschick poetisch zu verklären. Sie nehmen sich in der Komödie besser aus, als im Drama.

Indessen: Shakespeare schrieb eine Tragödie der Eifersucht: den „Othello". Doch er stellte einen Ausnahmsmenschen in ihren Mittelpunkt: eine herrlich naive, mit keinem Bildungsballast beschwerte Naturseele, welche die Fesseln des Conventionellen nur widerwillig trägt und sie bei unbequemem Druck schlankweg abschüttelt, einen Barbaren im schönsten, vornehmsten Sinne, welcher die Kunst der gesellschaftlichen Verstellung — die Grundlage des geistigen Drilles aller pädagogischen edlen und unedlen Sophisten, von Socrates bis zu Pestalozzi und weiterhin — sich nicht anlernen konnte und wollte. Hieraus zog der Dichter den Gewinn, daß er die Leidenschaft in ihrer vollen, elementaren Wuth aufflammen zu lassen im Stande war. Er zeigt uns nicht die Eifersüchtelei der gesellschaftlichen Wahl und Qual, sondern einen riesenhaften Eifer wahn. So zu überwältigender, die Höhengrenze gewöhnlichen menschlichen Empfindens weit überragender Größe emporlodernd, wird diese Leidenschaft tragisch, tragisch im Sinne eines erschütternden Naturereignisses, eines Lawinensturzes inmitten des Hochgebirges, eines Gewittersturmes auf tosender See. Je gewaltsamer aber solche Ausbrüche im tragischen Kunstwerk, je mehr sie darnach angethan sind, daß sich das Herz des Zuschauers zusammenkrampfe, um so mehr bedürfen sie der eingehendsten Vorbereitung durch alle Künste psychologischer Feinmalerei, wie solche nur in weitausgesponnenen Dialogen, in denen sich Halb- an Viertelsgedanke reiht, entfaltet werden können. In solcher Motivirung offenbart sich die unbeschreibliche Meisterschaft Shakespeare's; nichtsdestoweniger wird der Zuhörer von gesundem Gefühl zu dem Urtheil gelangen, daß selbst das außerordentlichste dichterische und technische Vermögen eben nur dazu hinreicht, um ihn mit den zugleich bedeutendsten und grausigsten Auftritten des „Othello" Fühlung gewinnen zu lassen. Diese sind auf des Messers Schneide gestellt: noch eine geringe Zuckung — und man sinkt vom Gipfel der Tragödie in die Tiefen des lediglich pathologisch merkwürdigen Stückes, das auf die Nerven noch wirken kann, das Gemüth jedoch nicht weiter in Mitleidenschaft zieht.

Boito und Verdi haben nun den Versuch gemacht, die Tragödie Shakespeare's zu einem musikalischen Drama umzugestalten — das Zeitfieber, das die edelsten Schöpfungen des recitirenden Schauspieles auf die Gesangsscene zerrt, hat wiederum ein Opfer gefordert. Die beiden Autoren sahen es nicht auf eine „Oper" ab — mit einer solchen hätte auch derjenige, welcher von einem in unseren Tagen entstehenden Bühnenwerke Handlung verlangt, nicht übermäßig viel Umstände zu machen. Vielmehr sind Dichter wie Componist vom ersten bis zum letzten Auftritt darum bemüht, den dramatischen Ton festzuhalten. Was ist das Ergebniß ihrer Arbeit? Die Motivirung der Shakespeare'schen Dialoge ist weggefallen, mußte um der umständlichen musikalischen Behandlung willen zusammengestrichen oder gar durch Surrogatpoesie von zweifelhafter Art ersetzt werden; das, was übrig geblieben ist, sieht der Verherrlichung der nackten, häßlichen Rohheit eines Halbwahnsinnigen, der empörenden Mißhandlung einer wehrlosen, unschuldigen Frau gleich. Da wir das redliche Bestreben des Librettisten wie des Componisten, mit möglichster Gewissenhaftigkeit vorzugehen, nicht in Abrede stellen können, bleibt uns nur übrig, anzunehmen, daß weder Boito noch Verdi das Stück Shakespeare's verstanden haben.

Boito's Textbuch ist eine Leistung eines geweckten, an guten Einfällen nicht armen Kopfes und gewiegten Theaterkenners, der sich jedoch weder zu einer harmonischen Welt- und Kunstanschauung hindurchgerungen hat, noch eine innerlich musikalisch empfindende Natur ist. Sein eigener, vielbesprochener Versuch auf dem Operngebiete, der „Mefistofele", beweist das in selbigem Maße wie sein für Verdi angefertigtes Othello-Libretto. Boito, zu wenig mit dem Entwickelungsgange der deutschen Kunst vertraut, um verstehen zu können, wie die Erscheinung Richard Wagner's aus einer unendlich reichen poetisch-musikalischen Vergangenheit herauswuchs, sieht in ihm vorwiegend den Apostel Schopenhauer's, während in Wirklichkeit der gesungene Pessimismus nur ein „Parergon", eine zwar bemerkbare, aber das Wesen des Ganzen keineswegs bestimmende Beigabe des Kunstwerkes der Zukunft ist. In derartigen falschen Vorstellungen befangen, hat Boito, als ungewöhnlich geistreicher Dilettant, seine Versuche zur Reform der italienischen Opernbühne unternommen. Man lese das Vorwort zu seiner Mephisto-Partitur und seinen „Othello" hintereinander: es ist der gleiche Geist, der des Halbkünstlers von ungenügend philosophischer Durchbildung, dessen Hauch man verspürt.

Was reizte ihn dazu, die Gigantenschöpfung Shakespeare's zu zerlegen und aus einer Anzahl von Theilknöchelchen ein musikalisches Drama zusammenzufügen? Wohl die rührende Gestalt der tragischen Heiligen Desdemona, welche, ähnlich wie ihre leidenschaftlichere Schwester von Verona, Julia, ganz Liebe und ganz Musik ist, welche, anders wie Othello und Jago, von dem Stoffe des Häßlichen, Musikalisch-Spröden nichts in sich hat und dem Werben des berufenen Tondichters gern und willig Folge gibt? Nein. Sie tritt, von dem kurzen Schlußacte abgesehen, in Boito's Handlung unverhältnißmäßig zurück. Oder war dieser vielleicht der Ansicht, daß es eine dankbare Aufgabe für den Componisten wäre, die Seelenqualen des Helden bis in's Einzelne auszumalen, an all' den Stellen, an denen der Soldat „von rauhem Wort" mühsam darnach ringt, seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen, das Nagen und Bohren des unstillbaren Schmerzes durch Herzenslaute, die aus dem Orchester heraufstönen, zu versinnlichen?*) Keineswegs. Der Othello der Boito und Verdi vermag, sobald das Gift der Eifersucht seine Wirkung zu thun beginnt, fast nichts, als zu toben.

Wer zog also das Interesse des Dichters auf sich? Jago. Will sagen, nicht der echte Jago Shakespeare's, der kaltblütige, vor keiner Schurkenthat zurückschreckende Egoist, sondern ein Jago, wie er sich in dem krausen Hirn Boito's spiegelte, ein Zwillingsbruder seines Mefistofele. Nicht der Intriguant, der das Gold nimmt, wo er es findet, der vom Fähnrich zum Lieutenant des Mohren und dann womöglich noch höher steigen will, um hernach frei und frank seinen Lüsten fröhnen zu können, der, Jedermann mißtrauend, selbst von Eifersucht verzehrt wird und neiderfüllt das Glück der Anderen vernichtet, sondern ein schlecht-moderner, romanisch-koketter Abklatsch des stets verneinenden Geistes, der die Lehre, daß Alles, was entstände, besser zu Grunde ginge, auf eine recht plumpe Art predigt und recht handgreiflich in Thatsachen umsetzt. In einem Monologe, in welchem Anklänge an die „Welt als Wille und Vorstellung", an Tristan's Tag- und Nachtgedanken, an die nichtswürdig-genialen Betrachtungen Richard III., an

*) Man erinnere sich an Gluck und seinen Orestes.

Digitized by Google

die Todtengräberscene im „Hamlet“ und an verschiedenes Andere auftauchen, eröffnet er uns seiner Weisheit letzten Schluß: Wenn das Erdenleben auf die Neige geht, kommt der Tod und Alles ist zu Ende. Eine ungemein tiefsinnige Wahrheit! Wir befürchten, daß ein derartig herbes Geschick den Bösewicht des Herrn Boito binnen Kurzem ereilen wird! Und mit solchem Charakter sollte ein Componist, noch dazu ein Naturmusiker wie Verdi, der ehedem naiv bis zur Brutalität war und auch heute, geläutert wie er erscheinen möchte, den alten Jacob der ohrzermarternden Posaunen und des Tamtam (siehe zweites Finale) in sich noch nicht ganz bezwungen hat, etwas anfangen! Was that er? Er brachte auf jeden diabolischen Textansatz einen gallbitteren Orchesterklex. Brockerlgemüse sagt man in bajuvarischen Landen.

Aber das philosophische Wissen Boito's ist zu reichhaltig, als daß es durch die Reflexionen seines Jago bereits hätte erschöpft werden sollen: es blieb auch für seinen Othello noch etwas übrig. Man bedenke: der schlichte Kriegsmann, der bei Shakespeare von sich sagt:

— „little of this great world can I speak,
More than pertains to feats of broil and battle,“

ebendieser soll sich den Kopf darüber zerbrechen, weshalb „alles eitel“ und weshalb eine solche Fülle des Weltelendes gerade auf seinen Scheitel gehäuft sei! Schopenhauer mit der Hautfarbe des dunklen Welttheiles! Wie sagt doch Gretchen?

„Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war!“

Nein, dieser Mohr thut seine Schuldigkeit nicht. Seine Erörterungen entsprechen nicht seiner Charakteranlage und seine Handlungen nehmen sich doppelt bestialisch aus, da Boito sich darum besorgt gezeigt hat, daß sie mit dem derbsten Realismus vorgeführt werden. Statt darauf bedacht zu sein, die heiklen Auftritte, ohne Shakespeare zu nahe zu treten, ein wenig zu mildern, scheint er eine besondere Freude daran zu haben, das Krasse noch zu unterstreichen. Wo bleibt da die Poesie? Wie soll da Mitleid für den Helden geweckt werden! Wie widerwärtig wirken die Mißhandlungen, welche der wüste Tyrann mit weltschmerzlichen Anwandlungen an seiner Desdemona, dieser italienischen Genoveva, verübt! Eine Desdemona, der überdies nicht einmal die „formelle“ Schuld zuzurechnen ist, daß sie die Ehe mit Othello heimlich, ohne Wissen ihres Vaters einging.*)

Denn Boito hat die Geschehnisse des ersten Actes der Shakespeare'schen Tragödie ganz bei Seite gelassen und beginnt sein Stück mit der Landung Othello's in Cypern. Von einem Vater Brabantio erfahren wir kein Sterbenswörtchen; wir dürfen annehmen, daß er, sofern er überhaupt zur Zeit der Vermählung noch am Leben war, sich glücklich schätzte, die Liebenden segnen zu können.

Weshalb diese ausbündige Kürze? Fürchtete Boito, daß das Werk anderenfalls zu lang werden würde? Er hatte keinen Arientext gedichtet und wußte auch, daß Verdi nicht mehr geneigt sei, einen solchen in Musik zu setzen. Alles ist durch- und durchcomponirt worden: die Aufführung des neuen „Othello“ nimmt, die Zwischenpausen abgerechnet, ohne jeden Strich und mit Einhaltung angemessener Tempi nicht mehr als zweiundeinehalbe Stunde in Anspruch. Würde man einige für das Fortschreiten der Handlung durchaus entbehrliche Chöre — den Gesang um die Freudenfeuer im ersten, die Huldigungsserenade der Cyprioten im zweiten Aufzuge — weglassen, so möchte sie noch schneller von Statten gehen. Boito brauchte daher nicht zu besorgen, daß selbst ein italienisches Publikum sich gegen eine in weiteren Verhältnissen angelegte Othello-Partitur empören würde. Nun gar, nachdem es schließlich einen vierstündigen „Mefistofele“ geduldig über sich ergehen lassen hatte.

Darum also fielen Brabantio, der Doge und die Versammlung der Senatoren wohl schwerlich weg. Vielmehr deshalb, weil Boito sich nicht darüber klar ist, was eine für den Tondichter dankbare Situation sei. Wäre er eine musikalisch feinfühlige Natur, so würde er beim aufmerksamen Durchlesen des ersten Actes der Tragödie mannigfache Vortheile für sich und Verdi erspäht haben. Damit nicht genug: statt einen Act später wie Shakespeare hätte er sein Stück einen Act früher beginnen lassen sollen. Wir können nicht umhin, mit einigen Worten zu skizziren, wie wir uns ein musikalisches Drama Othello — sofern der Unglücksmohr nun einmal durchaus dem Componisten überantwortet werden mußte — etwa vorgestellt hätten.

Erster Act. Abgeschlossenes Vorspiel. Brabantio führt Othello, den Retter des Staates Venedig, in sein Haus — Gemach mit Aussicht auf die Lagunen, Abendstimmung. Er entfernt sich. Othello erzählt seine Abenteuer und gewinnt dadurch das Herz Desdemona's. Breit ausgeführte Liebesscene. Der Vorhang fällt. Keine schlechte Aufgabe für den Musiker!

Zweiter Act. Der Saal im Dogenpalast — die Senatoren sind versammelt. Brabantio erscheint und führt Klage gegen Othello. Dieser vertheidigt sich. Desdemona tritt auf; Kampf in ihrem Inneren, ob sie dem Vater, ob sie dem Geliebten folgen solle. Sie fällt dem Dogen zu Füßen und fleht um seinen Schutz: großes Ensemble, während dessen Jago und Rodrigo seitlich im Vordergrunde ein kurzes a parte haben. Zum Beschluß: Aufbruch nach Cypern: der Doge nimmt mit den Senatoren den Hintergrund ein, Othello stürmt überselig mit Desdemona davon, Brabantio erhebt seinen Warnungsruf. Der ganze Aufzug: eine Reihe musikstrotzender Situationen ersten Ranges.

Dritter Act: Cypern, im Hause Othello's. Erste Scene: Jago und Rodrigo. Zweite: Jago und Othello. Dritte: Cassio und Desdemona, von Othello belauscht. Vierte: Othello und Desdemona. Fünfte: Othello und Jago: Othello beschließt Desdemona zu tödten. Die Intrigue hätte möglichst zusammengedrängt, die Beschimpfung Desdemona's vor dem venetianischen Gesandten unterdrückt werden müssen. Das musikalisch Unfruchtbare wäre somit auf zwei Auftritte — die beiden ersten dieses Aufzuges — beschränkt worden.

Vierter Act: Ausgedehnte Einleitung des Orchesters. Desdemona, in Todesahnungen befangen — dann Othello. Ganz wie bei Boito und Verdi, welche mit diesem Acte nicht nur ihr Bestes, sondern auch etwas schlechthin Gutes gegeben haben. Denn hier kann die Musik souverän schalten.

Für die guten musikalischen Dinge unserer beiden ersten fingirten Acte, die sich Dichter und Componist entgehen ließen, haben sie am Ende ihres ersten Aufzuges ein Liebesduett eingeflochten, in welchem uns Held und Heldin in kurz abgerissenen lyrischen Seufzern von der Vorgeschichte ihres Glückes berichten. Der Schluß dieses Zwiegesanges zeigt übrigens den Mohren in einer Ekstase der — Leidenschaft, die selbst bei einem kaffeebraunen Naturkinde wenig anmuthend wirkt. Das berühmte, vor mühsam verhaltener Erregung bebende „Andiamo“ des Tragöden Rossi ist hier zu einem förmlichen Liebeskrampf erweitert worden. Naturalia non sunt — pulchra!

Darin, daß Verdi diesen wie anderen gespannten Situationen gegenüber der Versuchung widerstand, den Realismus des Librettisten zu übertrumpfen, ja, daß er ihn, soweit es sein Temperament und seine romanische Empfindungsweise verstatteten, durch eine fast überall mit decenten Mitteln arbeitende compositorische Behandlung in Etwas milderte, sehen wir den Hauptvorzug seiner Partitur. Ihre Hauptschwächen liegen dagegen in der mangelnden Frische der Erfindung und in der musikalischen Stillosigkeit. Verdi gibt uns im „Othello“ fesselnde Aufschlüsse über die Wandlungen, welche seine Anschauungen vom Wesen der Oper durchgemacht haben, aber er sagt uns nicht viel Neues. Ueberragt sein letztes Werk all'

*) Wir sagen „formelle“ Schuld — wir können uns nicht auf die Seite derjenigen schlagen, welche behaupten, daß das Verhängniß, bei jener Unterlassungssünde einsetzend, alsdann seinen Lauf nehmen müsse. Allerdings pflegen wohlerzogene Töchter aus guter Familie, auch wenn sie bereits mündig sind, nicht ohne die Zustimmung ihrer Eltern zu heirathen. Thun sie es dennoch, so handeln sie damit „contra bonos mores“; jedoch eine tragische Schuld kann dadurch nicht begründet werden.

Digitized by Google

seine früheren Leistungen durch den Adel der Haltung, so steht es dagegen an Ursprünglichkeit der melodischen Motive erheblich gegen einen „Rigoletto“, einen „Trovatore“, ja selbst gegen die „Aida“ zurück. An den Festtafeln seiner früheren Jahre wurden mitunter Orgien gefeiert, aber man lebte immerhin in behaglichem Ueberflusse; heute entbietet er uns zu einem sittsameren Mahle, entläßt uns jedoch mit halbleerem Magen.

Ferner macht es der „Othello“ recht fühlbar, ein wie geringes Maß einheitlich gestaltender Formkraft Verdi zu eigen ist. Dieser hat den alten Boden, auf dem er sich sicher fühlte, verlassen und noch keinen festen Grund unter den Füßen wieder gewonnen; statt tüchtig auszuschreiten, muß er somit verlegen hin und her trippeln. Sein „Othello“ hat weder mit der Arienoper, noch, so selbständig auch das Orchester bereits auftritt, mit dem Kunstwerk der Zukunft etwas zu thun. Die Form ist die „erweiterte Scenenform“, das heißt: das Werk hat gar keinen Stil, weder alten, noch neuen. Von einem Leitmotivsystem, auch nur von einzelnen durchgehenden Motiven ist nicht die Rede; hier und dort taucht ein Erinnerungsgedanke auf — nicht häufiger als in den großen Opern Meyerbeer's. In den dramatisch bewegteren Scenen wird ein kurzer Absatz an den vorangehenden angestückelt, sodaß, wie bei einem Phantasieteppich, oft grell contrastirende Farben nebeneinandergesetzt werden. Zwischen die mit ziemlicher Freiheit geführten Dialoge schieben sich einige ausgearbeitete, an sich ganz vortrefflich aufgebaute Ensembles ein, die den Fortgang der Handlung unnöthig aufhalten. Das ist noch nicht sehr „wagnerisch“. Auch mehrere Rückfälle in den alten Verdi kommen vor: das Schlußduett des zweiten Aufzuges, würde, mit einigen harmonischen Vereinfachungen, in der Partitur des „Don Carlos“ oder „Rigoletto“ durchaus am Platze sein.

Dagegen wird man nicht bestreiten können, daß der „Othello“, so wenig zukünftlerisch er auch im Ganzen erscheint, doch den Einfluß des Bayreuther Meisters im Einzelnen deutlich erkennen läßt. Die Meinung, daß Verdi die späteren Partituren Wagner's fremd geblieben seien, vermögen wir nicht zu theilen. Woher hat denn der heutige Verdi jenen Ernst, der ihn alle virtuosenhaften Zuthaten in den Gesangspartien, wie sich deren noch in der „Aida“ zur Genüge vorfinden, nunmehr geflissentlich vermeiden läßt, wie kam er denn dazu, die Kräfte des Orchesters immer freier walten zu lassen, was machte ihn denn dazu fähig, nachdem er sich sein Lebtag in einem nicht allzuweiten Kreise der Harmonik bewegt hatte, zuguterletzt allerhand chromatische Merkwürdigkeiten auszusinnen?*) Auf dergleichen konnte ihn weder das Studium der Werke seiner Vorgänger, noch das der Erzeugnisse der großen Pariser Oper allein führen. Freilich hat er sich auch mit den letzteren eingehender beschäftigt und zwar scheint ihm Gounod noch mehr in's Blut gegangen zu sein, als Meyerbeer und Halévy; wenigstens verrathen kleine Eigenthümlichkeiten in der Fassung sentimental-melodischer Wendungen wie in der Instrumentation eine stärkere Vorliebe für den Componisten des „Faust“.

Von einheitlichem Charakter ist allein der vierte Act. Jammerschade um ihn! Er bringt die stimmungsreichsten Scenen, die Verdi überhaupt geschaffen hat, er ist die stilvollste Leistung der ernsten neueren italienischen Oper. Wie ein feiner Duft welkender Blumen zieht ein Hauch süßer, schwärmerischer Wehmuth durch die Gesänge Desdemona's; aus zarten, müde anhebenden, in's Unbestimmte hineinirrenden Tönen sprechen ergreifende Todesahnungen. Eine leichte orientalische Färbung — aus dem Vaterlande Aida's in das nicht so ferne Cypern herübergenommen — erhöht das Trüb-Geheimnißvolle des Klangzaubers; man glaubt das Wehen des Westwindes zu vernehmen, der in südlichen Nächten leis und gelind die Wipfel der Palmen streift. Wenn Desdemona sich zur Ruhe legt, ist Alles in dumpfe Trauer getaucht, als ob ein strahlendes Himmelslicht auslöschte und Schönheit und Liebe von der Erde verschwunden wären. Wer das schreiben konnte, der ist mehr als der „größte lebende Operncomponist“ — der ist eine begnadete Dichternatur. Von den Schlußscenen darf auf alle Fälle gesagt werden, daß der einmal angeschlagene Ton edler tragischer Empfindung in ihnen festgehalten wird. Dem sterbenden Helden, der von der bleichen Todesgenossin im Kusse Abschied nimmt, hat Verdi wiederum herzbewegende Laute in den Mund gelegt.

Für Musikfreunde empfiehlt es sich, nach dem Studium dieses Actes die analogen Auftritte im „Othello“ Rossini's durchzugehen: wie matt, wie conventionell dünken sie uns! Wie verblaßt nimmt sich heute das einst so vielgepriesene „Lied von der Weide“ der Rossini'schen Dulderin im Vergleiche zu dem Schwanengesang der Desdemona Verdi's aus! Um ein voll zugemessenes Menschenleben, um 71 Jahre später betrat die Letztere die Bretter! Welch' eine Welt neuen Empfindens ist in der Zwischenzeit über die musikalische Bühne hereingefluthet! Bedenkt man, daß das Jahr 1816 auch den „Barbier von Sevilla“ entstehen sah, so ließe sich sagen, daß die Desdemonen jener beiden originellsten Operncomponisten ihres Landes ungefähr die Zeitpunkte bezeichnen, in welchem die italienische Oper ihren Stil am schärfsten ausgeprägt hatte und in welchem sie fast kaum mehr — italienisch war. Der aristokratischeren, wie poetischeren Desdemona Verdi's wird wohl ein kürzeres Leben beschieden sein, als der Rossini'schen, die doch einige Jahrzehnte lang ihren Platz im Repertoire behauptete; man kann, zumal wenn der Reiz der Neuheit einmal geschwunden ist, ein Stück nicht allein seines vierten Actes halber geben.

Die Oper, als Ganzes betrachtet, ist zu wenig banal, um sich rasch eine wohlfeile Popularität zu erwerben und hat nicht genug Blut und Mark in sich, um nach Art eines selbständigen Meisterwerkes sich in den Reihen des Bedeutenden eine Stelle zu erkämpfen. Sie wird den Freunden der echtbürtigen Tragödie noch für Zeit und Weile guten Grund zu herzlichem Verdrusse bieten, den Verdi-Verehrern, will sagen, allen unabhängigen Musikern, einige Viertelstunden eines meist ungetrübten Genusses schenken und einige Tage des Nachdenkens kosten, den Parteischribenten Gelegenheit geben, auf den Steckenpferden des dramatischen und Arienprincipes wiederum einen Paraderitt auszuführen und die Sänger, welche auch Geist haben, dazu veranlassen, sich vergleichsweise eingehender mit dem großen Briten zu beschäftigen, beziehentlich mit freier Benutzung Shakespeare'scher Gedanken und Verdi'scher Motive ein paar gutgeschminkte Charakterfiguren auf die Bühne zu stellen. Dann wird sie verschwinden. Wenige werden ihrer mit Theilnahme gedenken, Etliche vielleicht mit einer solchen, die der Kliniker beim Abscheiden einer interessanten Mißbildung an den Tag zu legen pflegt. Ob ihr Jemand eine Thräne nachweinen wird? Am allerwenigsten die deutschen Operncomponisten der Gegenwart. Sie haben allen Grund, zu fürchten, daß auch das Publikum die bedeutende Kluft wahrnimmt, welche selbst das schwächere Werk der künstlerischen Persönlichkeit von der kümmerlichen Gewohnheitsmusik der componirenden Mittelmäßigkeit trennt. Eine einzige mit der immer noch warmen Innerlichkeit des neuesten, vornehmeren und müderen Verdi geschaffene Scene ist mehr werth, als sämmtliche Partituren der Kretschmer, Goldmark, Brüll, Hofmann, Zöllner und all' der übrigen An-, Nach- und Nebenempfinder zusammengenommen. Es thut unsagbar wohl, von dem Geschreibsel dieser weg und wieder einmal auf die Handschrift eines Genies zu blicken: selbst wenn diese nicht mehr die Züge überschäumender Kraft aufweist, sondern in den sauber und langsam an einandergefügten Buchstaben, in manchem zitterigen Schnörkel die ängstliche Behutsamkeit des Alters erkennen läßt.

„Da liegt der Löwe“, sagt Jago in der Oper, als Othello am Schlusse des dritten Actes unter der Last des Kummers zusammengebrochen ist. Jawohl: da liegt der Löwe Verdi. Er ist recht zahm geworden, der wild-unbändige Componist des „Ernani“ und „Troubadour“; nur verschleiert schauen die

*) Man vergleiche den F-dur-Satz im Duett Othello-Desdemona („Zum Himmel steigen“, Clavierauszug S. 219) mit der Phrase des über die schlafende Brünnhild gebeugten Siegfried („Wie mild erzitternd“, Klindworth S. 260). Die Verwandtschaft der melodischen Gedanken, der Harmonien ist doch gar zu auffallend! Dazu noch das Zufällige der gleichen Tonart!

Digitized by Google

ehedem so feurigen Augen unter den matten Lidern hervor. Aber wenn er die schwerfällig erhobene Pranke wieder fallen läßt, so stäuben doch noch die Splitter des Bodens umher. Und wenn er die Stimme erhebt, so weichen wir immerhin respectvoll zurück und sagen: Das war ein Löwe.

Ein englisches Urtheil über deutsche Geschichtschreibung.

Von Georg Winter.

Der hohe Aufschwung, welchen die deutsche Geschichtschreibung in unserem Zeitalter genommen hat, hängt zeitlich mit dem Wiedererwachen des nationalen Geistes, wie es sich nach jahrhundertelangem Darniederliegen in den Freiheitskriegen vollzogen hat, auf das engste zusammen. Dieser Zusammenhang ist nicht etwa nur ein rein äußerlicher, vielmehr gilt hier der Causalitätsgrundsatz: post hoc, ergo propter hoc. Eine wirklich nationale Geschichtschreibung konnte in den Jahrhunderten nationaler Ohnmacht und Zerrissenheit, welche den Freiheitskriegen vorangingen, nicht emporkommen: erst mußte sich das Volk in dem gewaltigen Kampfe gegen eine brutale Fremdherrschaft seiner Zusammengehörigkeit und ideellen Einheit bewußt werden, ehe ein intensiveres Interesse für seine Vergangenheit sich geltend zu machen vermochte. Der historische Sinn kann sich zu höherer Entwickelung nur entfalten, wenn seine Grundbedingungen in der Gegenwart gegeben sind. Wie die Kenntniß der nationalen Vergangenheit das politische Verständniß der Gegenwart erweckt und erhöht, so wirkt umgekehrt die politische Entwickelung der Gegenwart auf die Studien der nationalen Vergangenheit hemmend oder fördernd zurück. Die Vertheidigung der in ihrer Existenz bedrohten nationalen Güter gegen fränkische Gewaltherrschaft ließ das Volk den Werth dieser aus der Vergangenheit überkommenen Güter erst mit voller Klarheit erkennen und das Streben nach ihrer Erkenntniß in dem Herzen des Volkes wach werden. Und wie so der wiedererwachte nationale Sinn das Studium der nationalen Geschichte gleichsam neu in's Leben rief, so hat dann später umgekehrt die nationale Geschichtschreibung sehr erheblich dazu beigetragen, den nationalen, staatlichen Sinn des Volkes nicht bloß zu beleben und zu erhalten, sondern auch zu klären und auf bestimmte, greifbare Ziele hinzulenken.

Diese Wechselwirkung zwischen Gegenwart und Studium der Vergangenheit allein vermag es zu erklären, daß das deutsche Volk, dem noch am Anfange unseres Jahrhunderts von Ausländern der vollauf berechtigte Vorwurf gemacht werden konnte, daß es in seiner Geschichtschreibung weit hinter den Errungenschaften der anderen großen Culturvölker zurückgeblieben sei, gegenwärtig ebenso unstreitig die anderen Völker in keiner Wissenschaft mehr überflügelt hat als gerade in der historischen. Kein Volk vermag auch nur annähernd auf eine solche Fülle von Geschichtschreibern ersten Ranges hinzuweisen, wie sie das deutsche Volk im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, kein Volk hat für die Begründung und Ausbildung der modernen exact-kritischen Methode wie für die Entwickelung einer universalen wissenschaftlichen Geschichtsauffassung so Eminentes geleistet wie das deutsche. Wir dürfen uns diesen Vorzug mit um so ruhigerem Gewissen zuerkennen, als er von den anderen Nationen nicht nur nicht bestritten, sondern offen anerkannt wird. Selbst unsere, sonst zur Anerkennung deutscher Vorzüge wahrlich nicht allzu geneigten westlichen Nachbarn bilden hierin keine Ausnahme, vielmehr haben die hervorragendsten französischen Geschichtschreiber in offener oder stillschweigender Anerkennnung dieses Vorranges der deutschen Wissenschaft bewußt danach gestrebt, die deutsche geschichtliche Methode nach Frankreich zu übertragen. Einige von ihnen haben sich ihre wissenschaftliche Ausbildung geradezu in unserem Vaterlande erworben. Und wenn in England noch Macaulay uns den Vorwurf machte, daß wir keinen des Namens würdigen Geschichtschreiber aufzuweisen hätten, so hat sich diese Ansicht auch dort in den letzten Jahrzehnten in ihr Gegentheil umgewandelt. Sehr bezeichnend hierfür ist es, daß eine im vorigen Jahre begründete historische Zeitschrift, die erste ihrer Art in England, in ihrem ersten Hefte ihren Lesern keinen geeigneteren und würdigeren Gegenstand bieten zu können meinte, als eine zusammenfassende Würdigung der deutschen Geschichtschreibung, eine Darlegung ihrer Entwickelung von den Tagen der Romantik bis auf die Gegenwart. In diesem Aufsatz hat zum ersten Male die Beurtheilung, welche der deutschen Geschichtschreibung in England gegenwärtig zu Theil wird, einen umfassenden und adäquaten Ausdruck gefunden. Man wird dem Verfasser dieser Skizze, Lord Acton, die Anerkennung nicht versagen, daß er mit einer außerordentlich umfassenden Kenntniß aller hervorragenderen Erscheinungen der deutschen Historiographie an seine Aufgabe herangegangen und erfolgreich bestrebt gewesen ist, zu einem vollkommen unabhängigen, von jeder nationalen Voreingenommenheit freien Urtheil über dieselben zu gelangen. Und zwar hat er, um einen erschöpfenden Ueberblick dessen, was die Deutschen für die Begründung und Ausbildung der jetzt allgemein und überall herrschenden historischen Methode geleistet haben, zu erreichen, nicht bloß die historischen Arbeiten im engeren Sinne berücksichtigt, sondern er hat auch eine eingehende und zum Theil in hohem Grade eigenartige Schilderung der historischen Leistungen der verwandten Disciplinen gegeben. Von selbst ergab sich die Nothwendigkeit hiervon bei der Darstellung des Einflusses, welchen die romantische Schule auf die Ausbildung der historischen Methode in hervorragendem Maße ausgeübt hat: hier waren Streifzüge, namentlich in das Gebiet der germanischen Philologie, ganz von selbst gegeben: denn wer wollte das Erwachen des historischen Forschergeistes in Deutschland zu schildern unternehmen, ohne die Thätigkeit eines Jacob Grimm in den Rahmen seiner Darstellung aufzunehmen? In den späteren Stadien der Entwickelung mißt der Verfasser, gewiß nicht ohne Berechtigung, namentlich den kirchenhistorischen Forschungen, vor Allem denen der Tübinger Schule, eine hohe Bedeutung bei, ohne dabei in eine Ueberschätzung derselben zu verfallen. Ferner erfährt die historische Rechtsschule, nicht minder aber auch die classische Philologie Boeckh's, die vergleichende Sprachwissenschaft (Humboldt, Bopp) eingehende Würdigung. Man sieht, der Verfasser hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, sie nicht auf das Nächstliegende eingeschränkt, sondern er hat die deutsche historische Wissenschaft im umfassendsten Sinne des Wortes zum Gegenstand eindringenden Studiums und eingehender Erörterung gemacht. Nun wird man von dieser Darlegung eines Ausländers gewiß nicht erwarten, daß sie uns Deutschen neue Thatsachen über die Entwickelung unserer Geschichtschreibung bieten sollte, aber in hohem Maße lehrreich ist sie doch durch die zum Theil sehr eigenartige und neue Auffassung, welche hier über die einzelnen Richtungen unserer Geschichtschreibung vorgetragen wird, wenngleich freilich wir Deutsche nicht überall geneigt sein werden, diese eigenartige Darstellung als vollkommen zutreffend anzuerkennen. Jedenfalls aber ist sie im höchsten Maße anregend schon dadurch, daß sie zu einer erneuten Prüfung unserer eigenen Auffassung gleichsam herausfordert und unseren Blick unwillkürlich auf das Endziel der historischen Wissenschaft selbst hinlenkt, dem alle die von Acton eingehend charakterisirten Richtungen unserer deutschen Geschichtschreibung auf verschiedenen Wegen zustreben. Das deutsche Publikum wird es daher ohne Zweifel Herrn Professor Imelmann aufrichtig Dank wissen, daß er durch eine sorgfältige und auf die Eigenheiten des Originals verständnißvoll eingehende Uebersetzung die Abhandlung weiten Kreisen zugänglich gemacht hat.

Der Verfasser beginnt mit einem Hinweis auf die oben kurz erwähnte Thatsache, daß das Erwachen einer wirklich kritischen Geschichtsforschung mit jener gewaltigen Reaction gegen die imperialistischen Consequenzen der französischen Revolution von 1789 zusammenhänge und daß daher für die Belebung dieses historischen Sinnes jener Schule, welche die

Digitized by Google

Wiedererweckung des Altnationalen sich zur vornehmsten Aufgabe machte, der romantischen Schule, ein wesentliches Verdienst gebühre, dessen volle Wirksamkeit allerdings durch die Unklarheit der Bestrebungen bei den meisten Vertretern derselben verhindert worden sei. Den ersten Anfang einer wirklich exacten Geschichtschreibung erkennt Lord Acton mit Recht in Niebuhr's römischer Geschichte, in der zum ersten Male eine zusammenfassende kritische Analyse eines größeren Quellencomplexes versucht worden sei. Merkwürdig erscheint dabei vor Allem, daß er dieses Verdienst eigentlich noch nicht der ersten Auflage der „Römischen Geschichte" zuschreibt, in der er vielmehr noch einen Rest der alten Unklarheit, vor Allem aber eine zu große Kühnheit willkürlicher Combinationen zu erkennen meint, sondern erst der zweiten Auflage, die er in einen so scharfen Gegensatz zu der ersten bringt, wie wir Deutsche, trotzdem auch wir uns des großen Unterschiedes zwischen beiden bewußt sind, in dieser Schärfe ihn nicht zu constatiren pflegen. Seine Werthschätzung beider Auflagen steht sogar in offenbarem Widerstreit zu der Anschauung vieler deutscher Geschichtschreiber (z. B. K. W. Nitzsch's), die die ganze Eigenart Niebuhr'scher Forschungsweise in der ersten Auflage in weit höherem Maße finden zu sollen meinen wie in der zweiten. Dieser Unterschied der Auffassung beruht vor Allem darauf, daß Acton die wissenschaftliche Grundansicht, die in den ersten Werken der neuen Geschichtschreibung zu Tage tritt und ihren zweiten vornehmsten Vertreter in Savigny gefunden hat, grundsätzlich verwirft. Die eigentlich exact-kritische Geschichtschreibung läßt Acton erst mit dem Auftreten Ranke's im Jahre 1824 beginnen, und als die Werke, mit denen sie eröffnet worden sei, bezeichnet er neben Ranke's frühesten Arbeiten Müller's „Einleitung in die Mythologie", Gieseler's und Neander's Kirchengeschichten, Menzel's neuere Geschichte der Deutschen, die zweite Ausgabe von Niebuhr's römischer Geschichte und Stenzel's Arbeit über das Zeitalter Gregor's. Man sieht gleich hier, wie Acton mit Recht neben den historischen Arbeiten im engeren Sinne für die Ausbildung der kritischen Forschungsmethode auch den Werken anderer verwandter Disciplinen eine nicht bloß nebensächliche, sondern entscheidende Bedeutung zuschreibt.

Was nun speciell die durch Niebuhr angeregten Forschungen auf dem Gebiete der römischen Geschichte betrifft, so möchten wir vor Allem auf das überaus günstige Urtheil Acton's über Schwegler hinweisen, den er fast über Mommsen zu stellen geneigt ist. „Schwegler's früher Tod", so heißt es S. 7 der deutschen Uebersetzung, „raubte Deutschland den einzigen Mann, der wahrhaft philosophisches Talent mit der seltensten kritischen Begabung verband." Doch ist er weit entfernt, Mommsen's großartige Bedeutung zu verkennen. Er fährt vielmehr unmittelbar danach fort: „Mommsen's gleichzeitig mit dem Schwegler'schen begonnenes Werk vereinigte thatsächlich die Vorzüge, welche Macaulay forderte, wenn er sagte, Niebuhr würde der erste Geschichtschreiber seiner Zeit gewesen sein, wenn seiner Fähigkeit die Wahrheit zu erforschen die Fähigkeit sie mitzutheilen einigermaßen entsprochen hätte."

Wenn nun der Verfasser die Epoche der eigentlich kritischen Geschichtschreibung nicht mit der ersten Auflage von Niebuhr's römischer Geschichte, sondern mit dem Auftreten Ranke's beginnen läßt, so ist sein Grund hierfür der, daß erst Ranke es gewesen sei, der die „neue Kunst der Quellenverwerthung" entdeckt, der an die Stelle von Niebuhr's divinatorischen Combinationen feste Regeln der Quellenkritik gesetzt habe. Das einzige Werk aus der vorkritischen Periode, welchem er einen dauernden Werth beimißt, ist Boeckh's „Staatshaushalt der Athener", und zwar aus einem ähnlichen Grunde, aus dem er in den ersten Arbeiten Ranke's einen so großen principiellen Fortschritt gegenüber der ersten Auflage von Niebuhr's römischer Geschichte erkennt: Die Verwerthung des bis dahin vollkommen vernachlässigten Inschriftenmaterials, zu der Boeckh gewissermaßen den Schlüssel gefunden hat, ist es, worauf für Acton dessen eminente Bedeutung für die Ausbildung der kritischen Methode beruht. Demgemäß sieht er Ranke's entscheidende Bedeutung nicht allein in dessen großer Zahl „höchst ausgezeichneter Bücher", sondern vor Allem darin, daß er es sich von Anfang an angelegen sein ließ, zu zeigen, wie Kritik getrieben wird. „Er verdankt," so sagt er Seite 10/11 von Ranke, „seine in aller Literatur unvergleichliche Stellung mehr noch als der Entfaltung ungemeiner Fähigkeiten der vollkommenen Beherrschung der Geheimnisse seiner Kunst, und diese Geheimnisse mitzutheilen hat er allezeit für seine Aufgabe gehalten." In kurzen, immer scharf pointirten und eigenartigen Zügen entwirft Acton dann ein Bild von den Leistungen Ranke's in der Quellenkritik und seiner historischen Auffassungsweise, als deren vornehmstes Kennzeichen er mit Recht dessen unbedingte Unparteilichkeit bezeichnet. Niemals habe er seinen persönlichen Ansichten über Kirche und Königthum Einfluß auf seine Arbeiten eingeräumt und eine Zurückhaltung und Entsagung in dieser Richtung geübt, die, wie Acton sich an einer Stelle ausdrückt, geradezu etwas Heroisches an sich habe. Gleichwohl aber habe er sich „weit über der Gleichgültigkeit und unfähigen Neutralität derjenigen gehalten, die mit Gerald Hamilton der Ansicht waren, daß es wenig Fragen gebe, in denen man nicht mit gutem Gewissen für und wider stimmen könne". Gerade dieses Streben nach unbedingter Objectivität aber sei es gewesen, was Ranke anfangs zahlreiche Gegner erweckt habe und seine großen Verdienste erst langsam habe zur Anerkennung kommen lassen. Der im politischen Ringen um ihre nationale Existenz begriffenen Zeit habe diese „reine Geschichte", die ihr Absehen auf nichts Anderes gerichtet hatte, als darauf nachzuweisen, „wie es eigentlich gewesen ist", nicht genügen können. Erst allmählich gewann man ein deutliches Bewußtsein von der Höhe und Eigenart der Ranke'schen Geschichtsauffassung, deren ganze Bedeutung man gerade dann am besten erkennt, wenn man sie mit den Schöpfungen einer späteren, bewußt oder unbewußt stark subjectivistisch angehauchten Schule vergleicht.

Wenn man nun aber die Frage stellt, ob die eingehende Würdigung, welche Acton der Ranke'schen Arbeitsmethode angedeihen läßt, auch wirklich das innerste Wesen seiner Anschauung voll und erschöpfend zum Ausdruck bringt, so möchte ich diese Frage nicht unbedingt bejahen. Vor Allem vermißt man eine ausführlichere Darlegung dessen, was Ranke für die Begründung einer universalen, das Ganze der menschheitlichen Entwickelung umfassenden geschichtlichen Weltanschauung geleistet hat. Gerade in dieser Universalität seines Geistes aber liegt seine größte und eigenthümliche Bedeutung, die sich am glänzendsten in seinem letzten großen Werke, der Weltgeschichte, offenbart hat. An manchen Stellen der Erörterungen Acton's scheint es fast, als habe derselbe gerade dieses Werk bei seiner Charakteristik Ranke's unberücksichtigt gelassen. Wie anders wäre seine für jeden deutschen Leser Ranke's gewiß höchst befremdliche Behauptung zu erklären, daß die Auffassung Ranke's jedes teleologischen Elementes entbehre? Hier, wie in der dann folgenden Darstellung der vornehmsten späteren Richtungen der deutschen Geschichtschreibung findet sich neben den vielen treffenden und außerordentlich charakteristischen Urtheilen des Verfassers doch auch manches schiefe und zuweilen sogar durchaus verkehrte. An anderen Stellen leidet die Darstellung ohne allen Zweifel an Mangel an Uebersichtlichkeit und Klarheit und zwar vornehmlich dadurch, daß der Verfasser bei seiner sehr pointirten und zuweilen gesuchten Schreibweise nicht selten die verschiedenartigsten Dinge scheinbar völlig unvermittelt neben einander stellt und die Uebergänge seines Gedankenganges unausgesprochen läßt. Dadurch erhält die Darstellung etwas Sprunghaftes und zuweilen Unklares und Befremdendes. Gerade bei seiner oft aphoristischen Kürze wäre eine klare, übersichtliche Eintheilung des Stoffes doppelt erforderlich gewesen. Indem aber die verschiedenartigsten Forschernaturen oft ohne Uebergänge und gleichsam als gleichartig und gleichwerthig neben einander gestellt werden, kommt man eigentlich selten zu dem Bewußtsein, daß man es hier mit wissenschaftlichen Richtungen zu thun hat, die nicht etwa bloß in Einzelheiten, sondern in dem Grundprincip von einander abweichen. Der Gegensatz zwischen objectiver und subjectivistischer Richtung, wie er namentlich in den Namen Ranke und Treitschke in voller Schärfe

Digitized by Google

zum Ausdruck kommt, tritt nur selten und andeutungsweise hervor, am klarsten wohl noch an einer kleinen Stelle, in welcher Ranke und Droysen mit einander verglichen werden (S. 43). Und auch im Einzelnen wird der deutsche Leser mit der Beurtheilung, die den einzelnen großen Hauptführern der historiographischen Bewegung, einem Sybel, Droysen, Treitschke, den Theologen der Tübinger Schule, die besonders ausführlich behandelt werden, zu Theil wird, keineswegs immer einverstanden sein. Wenn Acton z. B., um den Unterschied der historischen Auffassung Ranke's und Sybel's zur Anschauung zu bringen, darauf hinweist, daß der erstere stets bestrebt gewesen sei, wissenschaftliches und praktisches Leben aus einander zu halten, während Sybel beides vereinigt habe, „gelehrt in der Weisheit der Universitäten und zugleich mit den lebendigen Kräften des Staates in hohem Grade vertraut, ein Mann des Lebens und der That, ein Sachverständiger, wie er noch nicht gesehen war," gewesen sei, so wird ja Niemand die Berechtigung dieser Gegenüberstellung verkennen, ebenso klar aber ist es doch, daß dieselbe nicht das eigentliche Wesen ihrer Eigenthümlichkeiten als Geschichtschreiber trifft. Denn da Acton doch ohne Zweifel die unbedingte Objectivität der Forschung und Auffassung Sybel's nicht in Frage stellen will, so beweist dessen Stellung im politischen Leben der Zeit für seine Geschichtsauffassung wenig oder nichts. Ueberhaupt will es mir scheinen, als wenn Acton, so rühmend er die große Bedeutung Sybel's anerkennt, derselben doch nicht in vollem Maße gerecht geworden sei, ja als ob er sie hier und da vollkommen verkannt habe. So trifft es doch z. B. sicher nicht das Wesen der Sache, wenn von Sybel gesagt wird, er studire „die Revolution in dem Lichte einer ungeheuren Störung der permanenten Politik der Cabinete, ohne Gnade für ihr malerisches oder dramatisches Element". Sybel's Geschichte der französischen Revolution von diesem Gesichtspunkte aus charakterisiren, heißt vielmehr ihre eigentliche große Bedeutung verkennen und ein fast rein negatives Element für das Wesentliche dieser umfassenden positiven Leistung erklären, deren Werth doch wahrlich nicht in letzter Linie auf der tiefeindringenden Veranschaulichung der in der tiefsten Tiefe des Volkslebens wirkenden Kräfte beruht.

Weit besser gelungen ist die Charakteristik J. G. Droysen's. Bei ihm ist es ganz berechtigt, wenn Acton an die Spitze seiner Darstellung die Betonung der Thatsache stellt, daß Droysen zu einer Zeit, da „urtheilsfähige Anhänger Großdeutschlands noch immer den Nachweis führten, daß ohne Oesterreich nur ein erweitertes Preußen möglich sei," es offen aussprach, „daß Einheit nimmermehr aus Freiheit und parlamentarischen Beschlüssen erwachsen könne, daß eine Macht dazu erforderlich sei, stark genug, den Widerstand daheim und draußen zu Boden zu schlagen". Denn bei Droysen war diese gereifte und auf tiefer politischer Erkenntniß beruhende Ueberzeugung von dem deutschen Berufe Preußens entscheidend, wenn nicht für seine historische Auffassung überhaupt, so doch sicher für die Wahl des Gebietes, welchem er sich zuwandte. Dieses patriotische Moment, dessen Berechtigung in der Geschichtschreibung, soweit es die Unbefangenheit der Forschung nicht beeinträchtigt, Niemand verkennen wird, erscheint dann in gesteigerter und in besonders hohem Grade subjectivisch angehauchter Gestalt in Heinrich von Treitschke, dessen hoher, namentlich formaler Begabung Acton volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ebenso anschaulich und zutreffend ist die Darlegung des Einflusses, welchen die Hegel'sche Philosophie auf die deutsche Geschichtschreibung und insbesondere auf die Tübinger Schule gehabt hat. Mit den Worten: „Bei seiner ersten Bekanntschaft mit Hegel's Schriften hörte Strauß zu glauben auf" beginnt er den Nachweis, wie der durch die Philosophie vorbereitete, aber lange verborgen gehaltene Bruch zwischen Pantheismus und Christenthum doch endlich in voller Schroffheit zu Tage getreten sei. Ganz besonders eingehend und mit offenbarer Vorliebe werden dann die Arbeiten der Tübinger Schule, namentlich Baur's behandelt, doch müssen wir es uns versagen, hierauf, wie auf die mannigfachen interessanten Streiflichter, welche in Acton's Darstellung auf andere Grenzgebiete mit verwandten Disciplinen, wie namentlich mit der Nationalöconomie (Roscher, Riehl), geworfen werden, näher einzugehen. Es konnte uns an dieser Stelle nur darauf ankommen, die Hauptmomente dieser interessanten Erörterung eines Ausländers über Wesen und Bedeutung unserer nationalen Geschichtschreibung zu veranschaulichen. Denn mag auch, wie wir hervorhoben, in dem Bilde, welches Acton entwirft, im Einzelnen mancher Zug verzeichnet, nicht selten Licht und Schatten mangelhaft oder sogar falsch vertheilt sein: eigenartig und original bleibt das Bild jedenfalls, und gerade in dem Fremdartigen der hier zu Tage tretenden Anschauung liegt ihr eigenthümlicher Reiz, der die Lectüre des Büchleins zu einer Quelle mannigfachster und vielseitigster Anregung macht.

Zur Reform der deutschen Hochschule.

Von C. Hoffmann.

Die von dem z. Rector unserer rheinischen Hochschule Prof. Dr. Jürgen Bona Meyer bei Gelegenheit einer akademischen Feier gehaltene Festrede ist unter obigem Titel, mit interessanten erläuternden Anmerkungen ausgestattet, bei E. Strauß in Bonn im Druck erschienen und bietet des Bemerkenswerthen so viel, daß ein näheres Eingehen auf dieselbe angezeigt sein möchte. Der Redner fand gerade in seiner damaligen Stellung Anlaß, ein offenes Wort über Universitätsreform auszusprechen, weniger zur Vermehrung der Reformideen, als zur Warnung vor Ueberstürzung und Einseitigkeit der Betrachtung. In Zeiten großer politischer Entwickelung seien in Deutschland fast immer im Kampfe neuer Reformideen mit dem hergebrachten Alten neue Universitäten entstanden, und dann auch die alten Universitäten in den Strudel dieser mit einander kämpfenden Bewegungen hineingezogen worden. Jedenfalls bezeuge diese Thatsache, wie hoch das deutsche Volk und seine Regierungen jeder Zeit die Bedeutung der Universitäten für den staatlichen und geistigen Bildungsfortschritt im Lande veranschlagt hätten. Der bisherige Verlauf solcher Reformkämpfe enthalte aber genügende Rechtfertigung zurückhaltender Vorsicht. Besonders lehrreich für den Streit der Gegenwart auf diesem Gebiete, soweit es sich um allgemeine Probleme des Universitätswesens handle, sei der Rückblick auf die geistigen Strömungen zur Zeit der beiden Hochschulstiftungen von Berlin und Bonn unter König Friedrich Wilhelm III., zu dessen ehrendem Angedenken die oben erwähnte Feier alljährlich an diesen beiden Hochschulen begangen wird. Demgemäß erinnert der Redner zunächst an die Reformideen zur Zeit der Gründung der Berliner Hochschule, die nach dem Willen des Königs die hohe Bestimmung haben sollte, „die verloren gegangenen physischen Kräfte durch geistige zu ersetzen", und berichtet von F. A. Wolf, daß er „Aufhebung der aus der Barbarei des Mittelalters conservirten Facultäten" gefordert, von Anderen (Schmalz, Hufeland, Schütz), daß statt der Facultäten die Einrichtung von sechs bis acht wissenschaftlichen Klassen empfohlen worden sei, an deren Spitze je ein Director stehen sollte. Alle zusammen sollten mit den Secretären der Akademie ein unter einem vom Könige ernannten Curator stehendes Directorium bilden, welches die Anstalt leiten und Sittencensuren ertheilen sollte. Die Nominalprofessuren sollten jedem Fache nur einen bestimmten Lehrer zuweisen, aber dabei sollte freieste Concurrenz herrschen. Jeder Angestellte sollte lehren können, was er wollte, jeder andere Gelehrte sollte sich anschließen dürfen. Die Vorlesungen sollten frei gehalten werden müssen, alles Dictiren oder Heftablesen untersagt sein. Die Höhe des Honorars zu bestimmen, sollte jedem Lehrer überlassen bleiben, die freie Concurrenz werde schon für das Maßhalten der Forderung sorgen. Oeffentliche Vorlesungen ohne Honorarzahlung sollten, weil sie den Unfleiß beförderten, wegfallen, ebenso die akademische Gerichtsbarkeit. Akademie und Universität sollten eng verbunden sein. Die Vertheilung

Digitized by Google

der akademischen Würden sollte aufhören eine Geldquelle für den Einzelnen zu sein. Schütz im Besonderen verlangte größere Conformität des akademischen Unterrichts mit dem der Gymnasien, Erweiterung der Examina und Disputatorien, Vertheilung der Studenten in Ephorate, Uniformirung und Zusammenwohnen derselben in einem Stadtviertel. Der Kantianer und Arzt Erhardt wollte Ersatz der vier Facultäten durch drei: die der Philosophie und freien Künste, die der Wohlfahrtskunde, die Alles umfassen sollte, was sich auf Staatsverwaltung beziehe, und die der Heilkunde. Die Theologie sollte aus der Universität verbannt sein, weil sie dem Geiste nach bei den Protestanten überhaupt aufgehört habe, und weil ihre Thätigkeit keine eigenthümliche, sondern bald eine philosophische, bald eine philologische oder nur rednerische sei. Er verlangte Selbstverwaltung, Unabhängigkeit der Einkünfte und Disciplinarpolizei; vor Allem auch Verringerung der Zahl der Universitäten. Am weitesten gingen Fichte's Forderungen. Die Universitäten sollten aufhören, das gesammte Buchwesen noch einmal zu setzen. Der Staat sollte kein Interesse daran haben, eben dasselbe, was schon gedruckt vor Jedermanns Augen liege, auch noch durch Professoren recitiren zu lassen. Die Universitäten sollten daher ungewandelt werden in geschlossene Schulen der Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches, in welchem die eigentlichen Kunstjünger nach festem Plane und unter den Augen der Meister durch schriftliche Ausarbeitungen, Conversatorien und Examina arbeiten lernen sollten. Nur im ersten Jahre sollten die Schüler durch encyclopädische Vorträge der Meister zu solcher Arbeit vorbereitet werden. Diese Schüler sollten als die Regularen mit den Meistern unter liberaler Aufsicht derselben zusammenwohnen, ohne Sorge für den gegenwärtigen und zukünftigen Unterhalt auf Kosten der Beiträge von Staat, Kreisen und Städten nach Auswahl je nach ihrer bewiesenen Tüchtigkeit. Nur Preußen sollten aufgenommen werden, deutsche Ausländer allein auf besondere Zulassung des Königs, Fremde garnicht. Gewissermaßen unter dieser Kernschule der Universität sollte sich ihre Lehrwirksamkeit einem weiteren Kreise von zugelassenen Schülern, den Irregularen, zuwenden, die ungefähr ebenso leben und lernen sollten, wie die jetzigen Studenten zur Ausbildung für irgend einen praktischen Beruf, sie sollten sich wesentlich mit den außerordentlichen Docenten als ihren Lehrern begnügen. An der Spitze nach oben aber sollte die Akademie der Meister als der gelehrte Rath der Alten stehen, als wissenschaftliche Zufluchtsstätte für die im Lehramt Ausgedienten. Ueber die Gesammtwirksamkeit dieser neuen Hochschule sollte ein Jahrbuch berichten, als Kunstbuch über die Fortschritte der Methode, als Stoffbuch über die Fortschritte des inhaltlichen Wissens. Empfohlen ward die Aufhebung aller anderen Universitäten und die Vereinigung ihrer Fonds zur besseren Ausstattung dieser einen Centraluniversität zu Berlin, deren völlige Selbständigkeit auf diesem Wege und durch andere feste Naturaleinkünfte sicher gestellt werden sollte.

Allen diesen Forderungen tritt Schleiermacher in seiner Schrift: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn" gegenüber, vertheidigt das Recht des historisch Gewordenen, des guten Alten und hebt hervor, daß nur der Staat die volle Befriedigung der wissenschaftlichen Bedürfnisse zu leisten im Stande sei, sie zu leisten aber auch in richtiger Werthschätzung der Wissenschaft und der nach Wissen Strebenden ein eigenes Interesse habe. Er will dem Staat die äußere Verwaltung der Universität erhalten wissen, aber ebenso der Entwickelung der Wissenschaft freieste Bewegung. Er warnte vor weiterer Theilung der Facultäten aus Besorgniß vor dem Auflösen der Gemeinschaft in Specialschulen. Zur Stärkung dieser Gemeinschaft wünschte er eine Verallgemeinerung der philosophischen Vorbildung aller Studirenden und die Uebernahme irgend einer Lehrdisciplin der philosophischen Facultät seitens der Lehrer der anderen Facultäten. Er wollte festhalten an der vollen Freiheit des Lehrens und Lernens, „da wissenschaftlicher Sinn im Zwange nicht gedeihe". Ohne den Werth seministischer Arbeit zu verkennen, warnte er doch vor Ueberschätzung derselben gegenüber der orientirenden Bedeutung gut angeordneter zusammenhängender Vorträge. Er vertheidigte auch in weitgehendem Maße die Freiheit des akademischen Lebens als Mittel zur echt deutschen Charakterbildung, mißbilligte aber mit scharfem Worte die Ausnutzung dieser Freiheit zur Trägheit, zur „unverantwortlichen Verschwendung der schönsten Zeit des Lebens". Entschieden verwarf er den Gedanken einer Centraluniversität zu Berlin und nur in Betreff der Akademie erklärte er sich mit einer, allenfalls auch mit zweien, einer norddeutschen und einer süddeutschen, einverstanden.

Diese Strömungen und Gegenströmungen fanden in den maßgebenden Kreisen lebendigen Widerhall. Der Minister v. Massow sprach sich schon 1801 dahin aus: „daß die Universitäten in ihrer aus dem Alterthum herrührenden Einrichtung zum jetzigen Bedürfniß der moralischen, scientifischen und praktischen Bildung nicht bloß künftiger, speculativer Gelehrter, sondern für die dem bürgerlichen Leben in privaten und öffentlichen Verhältnissen ebenfalls brauchbaren Staatsbürger nicht mehr passen". In einem Berichte an den König aus dem Jahre 1803 schreibt derselbe Minister: „Das Bedürfniß, die Universitäten als Bildungs- oder doch Unterrichtsanstalten betrachtet, diesem ihrem Hauptzweck und dem heutigen Zeitgeiste gemäß einzurichten und zu verbessern, ist schon lange allgemein gefühlt und anerkannt. Will man demselben abhelfen und die im grauen Alterthum entstandene, damals passende, jetzt aber in vieler Hinsicht anomale, äußere und innere Einrichtung verbessern, so hat man, wie auch die Erfahrung lehrt, mit zwei Haupthindernissen zu kämpfen; eines ist der die Gelehrten von Metier beherrschende Charakter, die einseitige Vorliebe für ihren Stand, Verfassung und Geschäfte, welche jeder Reform entgegen arbeitet; das zweite ist Mangel an Geld. Durch Verbesserung der Lage der Gelehrten müsse man ihren Widerspruch zu überwinden suchen." Dagegen war der Minister Freiherr v. Stein derartigen radicalen Forderungen abgeneigt, und W. v. Humboldt, zugleich Staatsmann und Mann der Wissenschaft, nahm den Gedanken der Universitätsgründung auf dem durch die Geschichte bewährten Boden in freiem und großem Geiste wieder auf und führte ihn zu Gunsten der maßvollen Reform und Fortbildung des bewährten Alten aus.

Aehnliche Meinungsverschiedenheiten zeigten sich, wie H. v. Sybel in seiner Festrede beim 50jährigen Jubiläum dargelegt, bei der Gründung der rheinischen Hochschule, nur entbrannte hier der heftigste Reformkampf um das Recht des Zurückgreifens auf das Mittelalter, um das Zurückgehen auf confessionelle Absonderung. Dank der Festigkeit der Regierung blieb es auch hier bei der im heißen Kampfe erworbenen Tradition unserer deutschen Universitäten, der vollsten Parität und dem Rechte freiester Entfaltung der Wissenschaft auf allen Gebieten. Auch hier ward die Universität auf dem bewährten Grunde deutscher Universitätsentwickelung angelegt.

Professor J. B. Meyer nun billigt „mit der überwiegenden Mehrheit der Lehrer der deutschen Hochschulen" den allmählichen Fortschritt in der Universitätsreform auf dem gelegten Grunde und warnt vor ungestümen, oft rasch wechselnden Reformgedanken. Aber die Mahnungen, die Schleiermacher vor achtzig Jahren an die Staatsgewalten gerichtet, ihre Universitäten nicht allzu sehr zu Mittelpunkten des wissenschaftlichen Verkehrs auszubilden, um durch geistiges Uebergewicht dem eigenen Staate Macht und Ansehen vor dem anderen zu verschaffen (der Wissenschaft drohe Gefahr, wenn das bloße Geld den Gelehrten zur Lockspeise gemacht werde); und andererseits sich mit den eigenen Landeskindern nicht wissenschaftlich abzusperren, hätten noch heute ihre Bedeutung nicht verloren. Der Centralisationszug, dem die Staaten ebenso wie Lehrer und Studirende vielfach noch heute zuneigten, sei einzudämmen, und zwar seitens der Regierungen zunächst dadurch, daß den Lehrern an mittelgroßen und kleinen Universitäten ihr Wirkungskreis möglichst gesichert und auch äußerlich fruchtbar gemacht, daß durch Aufgeben der falschen Maxime, jeden Gelehrten so billig wie möglich einzukaufen, die entgegengesetzte der Gelehrten, sich so theuer wie möglich zu verkaufen, aufgehoben würde; radicale Hülfe würde nun durch gleiche Normirung der Gehalte und Abschaffung der Honorareinnahmen zu

Digitized by Google

erreichen sein, aber solche Aenderung wäre doch ein sehr zu überlegender Bruch mit dem Gewordenen.

„Die andere Warnung vor wissenschaftlicher Sperre richtet sich jetzt mehr an manche unserer süddeutschen Länder, welche wiederum ihre nativistischen Forderungen steigern, oder an diejenigen deutschen Staaten, bei welchen leider der Kampf vereinter Nationen mit einander zum Schaden der wissenschaftlichen Gemeinschaft ausschlägt. Dachte man im vorigen Jahrhundert zu kosmopolitisch, so denkt man jetzt vielorts zu engherzig national. Vergaß man damals oft über dem Menschen den Bürger, so vergißt man jetzt leider ebenso oft über dem Bürger den Menschen. Die Wissenschaft aber ist ein menschliches Gemeingut, das nur in dem gemeinsamen Wetteifer Aller gedeihen und gute Frucht tragen kann.“ Nicht minder beständen Schleiermacher's Worte über das richtige Verhältniß der Regierenden und Wissenden noch heute zu Recht. Die Staatslenker haben nach Schleiermacher oft andere Ansichten als die Gelehrten. Diese verlangen, wenn auch nicht mehr wie Platon, daß die Herrschenden Philosophen seien, so doch, daß sie zu den Wissenden gehörten, daß sie bei ihnen das Wissen lernen sollten. Die Herrschenden dagegen erscheinen sich gern als Künstler, die nicht zu wissen brauchten, die das nöthige Können schon in der Praxis lernten. Diese Anschauung führt sie dann leicht zu einer gewissen Geringschätzung des Wissenschaftsbetriebes und in Folge davon zu einer vorzugsweisen Unterstützung des einzelnen Thatsächlichen. Hieran anknüpfend wird den „Leitern des öffentlichen Lebens“ zum Vorwurf gemacht, daß die Gelehrten noch heute mit ihrem Wissen gegebenen Falls aufgesucht und benutzt und dann gleichwohl vor allem Volk mit ihrer theoretischen Wissensarbeit als für das praktische Leben unfruchtbar und nutzlos hingestellt werden. Hiergegen anzukämpfen sei den Universitätslehrern mehr zu empfehlen als das Ringen nach corporativer Selbstverwaltung. Hier gelte wiederum Schleiermacher's Wort, daß die Gelehrten am besten dabei fahren, wenn die Staatsregierung der Entwickelung der Wissenschaft möglichst freien Spielraum läßt und sich eingreifenden Reglementirens enthält, dagegen die öconomische Verwaltung, die Oberaufsicht und die Beobachtung des unmittelbaren Einflusses der Universitäten auf den Staatsdienst sich vorbehält.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift wünscht für die Universitätsbehörden außerdem nur noch Mitbestimmungsrecht bei den wichtigsten Vermögens- und Raumfragen und Mittheilung des Verwaltungsetats und erinnert in letzterer Beziehung an den Ausspruch, den im Jahre 1848 sieben hervorragende Lehrer der Bonner Hochschule (Argelander, Böcking, van Calker, Kilian, Noeggerath, Plücker, Ritschl) in ihren Wünschen und Vorschlägen zur Universitätsreform gethan haben: „daß eine Corporation über ihren eigenen Haushalt in der vollkommensten Unwissenheit erhalten wird, ist ein zu widernatürliches und jeder inneren Begründung entbehrendes Verhältniß, als daß nicht in dieser Hinsicht eine Mündigkeitserklärung erfolgen müßte.“ Ein dreijähriges Rectorat endlich erscheint dem Verfasser unserer Schrift ferner für die äußere Reform des deutschen Universitätswesens wünschenswerth, wenn er auch andererseits dem oft gehörten Worte, der Rector sei nur noch eine rasch wechselnde Jahresdecoration, nicht zustimmt und dem gewählten Haupt der Universität, wenn es anders guten Willen hat und am Senat Rückhalt findet, seine nutzbringende Bedeutung nicht abspricht. Den Hauptwerth aber legt derselbe auf die „Probleme, welche das akademische Forschen, Lehren, Lernen und Leben betreffen“, warnt zu diesem Zwecke vor unberechtigter und verderblicher Scheu vor pädagogischer Abwägung des Richtigen und Unrichtigen in ihrem Gesammtwirken, vor leichtfertigem Absondern der theologischen Facultäten und vor weiterem Zertheilen der juristischen und philosophischen Facultäten, empfiehlt statt der letzteren vielmehr gelegentliche Vereinigungen verschiedener Facultäten oder von Sectionen verschiedener Facultäten zu gemeinsamer Berathung, verspricht sich von den jetzt an den preußischen Universitäten eingeführten alljährlichen Chroniken, woraus sich ergebe, „was für eine umfassende Arbeitsstätte eine deutsche Universität sei, und wie unbegründet die immer wiederkehrenden Klagen über den Unfleiß und den Ferienluxus der Universitätslehrer seien“, große Förderung des Verständnisses für und des Gesammtinteresses an der Arbeit aller Glieder der akademischen Wissensgemeinde und redet schließlich der Errichtung von Akademien oder wissenschaftlichen Gesellschaften an jeder Universität warm das Wort, die er die „rechte Stätte“ nennt, von der aus Alles gefördert werden könne, was den Idealismus der Studien erweitern und den Utilismus derselben eindämmen könne. Dem Mangel solcher akademischer Verständigung schiebt er die Ursache zu, weshalb Reformideen in den verschiedensten Beziehungen (z. B. Prüfungswesen, Regelung der Fachansprüche) nur langsam zu Realitäten sich gestalteten, glaubt auch leichtere Hebung der gegenwärtigen Uebelstände des studentischen Lebens (des zunehmenden Luxus in gewissen Kreisen, der Parteisucht der Studirenden, „die jedes Zusammenschließen zu gemeinsamem Zweck erschwert“, „die widersinnige Entwickelung des durchaus undeutschen studentischen Ehrbegriffs“ u. s. w.) auf diesem Wege herbeiführen und bessere und gesundere Zustände auch dieser Seiten des akademischen Lebens gewinnen zu können.

Feuilleton.

Sein Geheimniß.

Von Julius Duboc.

Ein Dorfkirchhof wird selten in der Woche aufgesucht, wie dies wohl auf städtischen Friedhöfen üblich ist. Es geschieht meistens nur dann, wenn der Erde wiedergegeben wird, was des Staubes ist. Sonst öffnen sich die Pforten in der Regel nur, wenn die Arbeit ruh und die Kirchenglocke ruft. Es muß schon eine besondere Veranlassung vorliegen und einen ungewöhnlichen Zusammenhang haben, wenn hiervon einmal eine Ausnahme gemacht wird. Es war daher nicht zu verwundern, daß es der jüngeren Generation in H. sehr auffällig war, daß ein älterer Mann, der seit einiger Zeit im Dorf bei der Braumeisterin wohnte, in der Woche Abends so häufig auf dem Kirchhof gesehen wurde, aber die älteren Leute erinnerten sich seiner wohl und sie konnten sich wohl zusammen reimen, was Curt Ulrich, den sie noch als munteren Jungen und Burschen gekannt hatten, dorthin bannte. Und dann dachten sie auch an Winzer Bartel's Liesel und wenn sie zusammenstanden und die alten Zeiten beredeten, schüttelten sie die Köpfe.

Ja, der Ulrich und die Liesel — das war ein Paar, wie für einander geschaffen, nur leider nicht für einander bestimmt. Sie so arm wie ein Winzer's Kind, eins von acht, es nur immer sein kann, er der Sohn des Braumeisters, der sich manchen harten Thaler erspart hatte und dem eine Wiese und ein Feldstück neben dem anderen, bald so viel wie ein kleiner Bauernhof, gehörte. Denn er hatte die besuchteste Wirthschaft auf Meilen weit in der Gegend und wenn die Zeiten schlecht waren und die Bauern klagten, der Braumeister Ulrich spürte nichts davon. Bei ihm gab es immer zu thun, in guten Zeiten stieg der Durst, weil es Geld zu verthun gab und in schlechten der Verdruß, weil nichts verdient wurde. Gegen Beides aber suchte man Zuspruch beim Braumeister und die Wirthschaft wurde nicht leer von schwatzenden und herumlungernden Gästen. Braumeister Ulrich's Säckel war daher auch mit den Jahren immer straffer geworden und sein Stolz immer größer, auch sein Geiz, wie die Leute sagten. Als es daher kein Geheimniß mehr war, daß Ulrich's Curt der Bartel's Liesel nachging, als es Jedermann sehen konnte, daß der Bursch nicht von der Kirchenthür wich bis sie den Bergpfad hinauf kam, das Gesangbuch in der einen Hand, mit der anderen die gebrechliche Großmutter stützend, da zuckten schon damals die Dorfgevatterinnen, die Alles mit Wenn und Aber erwägen mußten, die Achseln. Denn der Curt meinte es ernst, das wußte man, er war ein sinniger Mensch, kein solcher Lockvogel, dem nicht zu trauen ist, wie schön er auch pfeift, und die Liesel

Digitized by Google

war auch ganz so geartet, um es dem Curt anzuthun, aber der Braumeister . . .

Ja, die Liesel hatte es dem Curt angethan. Wie konnte es auch anders sein? So schöne braune Augen und solch' herziges helles Lachen hatte ja Niemand weit und breit in der Runde. Und das Lachen hatte dem Curt schon von Kleinauf in die Ohren geklungen, schon wenn sie gemeinsam aus der Dorfschule kamen und die Liesel ihm an der Wegscheide unversehens einen Schlag versetzte und dann, hurtig wie ein Eichkätzchen, davon sprang und ihm aus der Ferne noch zurief: „Etsch, Du hast den Letzten". Und die braunen Augen waren immer leuchtender und sonniger und vielsagender geworden, je mehr die Winzerstochter aus dem Kinderröckchen herausgewachsen war und die Glieder sich ihr volles jungfräuliches Maß zugelegt hatten. Vielsagend — wenn der Curt hinter dem Winzerhäuschen vor ihr stand und ihre Hände hielt, er wußte davon zu sagen, wie die Sterne ihrer Augen selbst durch die schwärzeste Nacht hindurch sich brennend ergossen, daß er ihre nahe Gluth drinnen im Herzen wie Flammen verspürte.

Der arme Curt wußte sich nicht wo ein, wo aus. Ja, wenn der Braumeister nicht gewesen wäre! Die Liesel war doch nicht bloß schön, sondern auch brav und würde jedem Hausstand zur Zierde gereichen und wenn er zehnmal — „Lotterbube, verfluchter," hatte der Alte ihn angefahren, als er einst eine derartige Aeußerung gewagt hatte, „ich rathe Dir, bleib' mir mit Deinen Alfanzereien vom Leibe. Scharwenzel mit der Liesel so viel Du willst, ich hab' schon davon gehört. Aber wenn es sich um Haus und Hof handelt, versteh' ich keinen Spaß. Denk' nicht, daß Du mir je mit einer Schwiegertochter kommen kannst, die kein heiles Hemd auf dem Leibe hat." Denselben Abend noch hielt der Curt die Liesel umschlungen und seine Lippen wollten sich von den ihrigen diesmal gar nicht wieder loslösen, gleichsam als suche er dort die Verzeihung für das, was sein Vater an ihr gesündigt, aber der Mond schien trübe und der Brunnen rauschte und in das Wasser fielen einige Tropfen salzigen Wassers, denn es war den beiden jungen Herzen doch schwer zu Sinn und der Liesel, die sonst immer aus Lust und Frohsinn heraus kam, ahnte diesmal, daß etwas Schweres bevorstünde.

Die nächsten Tage schon gaben ihr Recht. Der Curt wurde plötzlich zum Militär einberufen, innere Unruhen waren ausgebrochen, revolutionäre Zuckungen gingen durch das Land. Auch H. erhielt längere Zeit Einquartierung. Angst und Unruhe wechselten mit Ausbrüchen von Uebermuth und militärischen Lustbarkeiten ab. Curt kam von einer Garnison in die andere, eine Zeit lang lag er krank im Lazareth. Erst nach zwei Jahren sah er seinen Heimathsort wieder. Vieles, was er blühend und gedeihlich verlassen, trug die Spuren der Verwüstung einer gewaltthätigen Zeit, in der mit rauher Hand in Haus und Habe eingegriffen worden war. Auch der Braumeister war in seinen Verhältnissen zurückgegangen, Feld und Wiesen waren zum Theil der Noth der Zeit geopfert worden, zum Theil mit Schulden belastet. Ein Schadenfeuer hatte den Rest des Wohlstandes aufgezehrt, und den gealterten Mann, der nach Außen den Schein aufrecht erhalten wollte, innerlich nur noch verbissener und unwirscher gemacht. Curt's erste Frage war nach der Liesel gewesen. Da hatte der Braumeister verächtlich die Achseln gezuckt, während die Schwestern sich bedeutsame Blicke zuwarfen. „Was ist's mit ihr?" hatte er angstvoll ausgerufen und der Alte ihm dann höhnisch zur Antwort gegeben: „Ist Dir der Bettelfix denn noch nicht aus dem Sinn? Ja, die wirst Du dir wohl auf der Straße suchen müssen; denn der Offizier, an den sie sich gehängt hat, wird sie wohl bald genug abgeschüttelt haben und in's Elternhaus darf sie ja doch nicht mehr zurück."

Curt wankte und verließ todtenbleich das Zimmer. Das sollte wahr sein, so sollte vom Schicksal ihm, so seiner Liebe mitgespielt worden sein, das sollte die Liesel ihm angethan haben! Aber es hatte Alles seine Richtigkeit, der Vater hatte nicht übertrieben. Erkundigungen, die er von Kameraden einzog, bestätigten die Hauptsache, bestätigten auch, daß der Offizier, der sie geblendet, dem sie sich zu Eigen gegeben hatte, bald das Verhältniß wieder gelöst hatte und daß die Liesel tiefer gesunken war — wohin hätte sie auch den Fuß setzen sollen? Und dann war sie verschwunden, man vermuthete, daß sie vielleicht über's Meer gegangen sei, was ja noch das Beste für sie gewesen wäre.

Jahre waren darüber hingegangen. Curt, der dem Vater zu Liebe, um dessen Verhältnissen aufzuhelfen, geheirathet hatte — was lag ihm jetzt daran, wer es war — lag seinen Geschäften ob, ein fleißiger, stiller, in sich gekehrter Mann, der seinen und der Seinigen Lebensverbrauch mühsam, ohne rechte Freude und ohne rechtes Gedeihen erwarb. So stand er einst in der Hafenstadt, in die ihn sein Geschäftsbetrieb geführt hatte, in später Abendstunde an dem großen Wasserbecken, das in die Mitte der Stadt hinein schneidet. Tausende von glitzernden Lichtern blitzten aus dem dunklen Grunde desselben verführerisch ihm entgegen. Ein sanfter Wind strich über die beinahe spiegelglatte Fläche — September, fast ein Septemberabend wie jener vor sieben Jahren, als er die 18jährige Dirn zum letztenmal umarmt, als er zum ersten- und zum letztenmal Thränen aus ihren Schelmenaugen hatte tropfen sehen. Stimmengeräusch unterbrach den Träumer. Drüben über dem Straßendamm hatte sich ein Weinhaus geöffnet. Scherzreden, Gelächter schlugen an sein Ohr. Curt stand wie angewurzelt. Er hatte eine Stimme zu vernehmen geglaubt, die er kannte, ein kurzes, helles Lachen, das es nur einmal gab. Und die Stimme, das Lachen kamen ihm näher — ein junges Weib, das zurückgewendet zu ihrer Umgebung sprach und ihn daher nicht bemerkte. Jetzt wandte sie sich um, sie blickte auf — ein geller Aufschrei erfolgte und mit einem Sprung, wie um sich in seine Arme zu flüchten, stand sie neben ihm. „Curt — Liesel!" Und beide standen sprachlos. In der lustigen Gesellschaft, von der sie sich getrennt hatte, entstand ein kleiner Tumult. „Komm doch, Cora," sagte ein junger Mann, der ihr gefolgt war und jetzt näher auf sie zutrat, „was ist denn das wieder für ein Schwindel?" „Geh' ab," sagte das junge Weib mit Zornesblicken, „ich bin doch nicht Dein Sclave — siehst Du nicht, daß Du hier überflüssig bist!" „Laß sie doch gehen," ertönte es aus den Reihen der Uebrigen, „sie hat wieder einmal ihre Launen." Und der Haufe verlor sich.

Curt hatte sein Gesicht in seine Hände vergraben. „O Gott," sagte er leise, „was für ein Wiedersehen!" Liesel stand stumm vor ihm, sie rührte nicht Hand, nicht Fuß. Nach einer geraumen Weile erst, da auch er sich nicht rührte, legte sie ihre weiche Hand auf seine Hände und zog dieselben herunter. Dann sah sie mit einem unsagbar traurigen Ausdruck zu ihm empor, als wollte sie sagen: kannst Du es über's Herz bringen, mich zu verschmähen? Und Curt sah sie an und sein Herz krampfte sich ungestüm zusammen, wie ihr Blick ihn traf. „Ja, ich bin schlecht geworden," sagte das junge Weib in leisem Flüsterton, „aber das wirst Du mir doch jetzt nicht vorhalten wollen, jetzt, wo mir das Herz still steht vor Glück, Dich endlich wiederzuhaben. Jetzt, wo mir alle Gedanken vergehen, wirst Du doch nicht an das Unglück und die Schande denken, in die sie mich hineingestoßen haben. Glaubst Du denn, ich machte mir aus den Anderen auch nur einen Deut und ich hätte nicht immer nach Dir gebetet und gefleht? Ja, sag' nur, daß Du es nicht glaubst und stoß' mich zurück, aber dann sei auch gewiß, daß ich im nächsten Augenblick schon da drunten liege." Und sie deutete mit erhobener Hand auf das fluthende Gewässer. „O Liesel," sagte Curt, „wär' es nicht am Besten, wir lägen Beide tief da drunten?" „Jetzt," sagte das junge Weib, hochaufathmend, „nein, o nein, jetzt nicht. Ich weiß von nichts weiter, als daß ich Dich habe und daß es nichts gibt, was mir die nächsten Stunden entreißen kann. Und sie muß ich haben. Wie habe ich Jahre lang darnach geschmachtet und nichts mehr gehofft und gewünscht, als daß es mich bald zerstören möge. Jetzt aber will ich nicht zerstört sein und den Fischen zum Futter dienen. Oder" — sagte sie plötzlich, sich unterbrechend und Curt voll ansehend — „liebst Du mich etwa nicht mehr?"

Liebst Du mich nicht mehr? Curt fand keine Antwort darauf — es gibt Abgründe, die kein Senkblei zu ermessen. Fragen, die kein Gott uns zu beantworten vermag, wohl den Menschen, denen das Leben sie nicht vorlegt!

Curt fühlte nur Eins und das mit jeder Minute gesteigert: daß seine Lebensflamme, die sich in sich selbst verzehrt hatte, zum erstenmal wieder in eine andere hinein loderte, daß zum erstenmal wieder Balsamduft des Paradieses seine Sinne anhauchte und tausend Stimmen, die

Digitized by Google

Jahre lang in ihm geschwiegen, sich zu einem leisen Jubelchor vereinigten, wie im Sommer in früher Morgenstunde die Vögel ihn anzuheben pflegen. Und wie ihn dieses trunkene, unbezwingliche Glücksempfinden überwältigend, siegend überkam, legte er stumm ihren Arm in den seinen und sie schritten Beide in den dämmerigen Abend dahin, wie einst, vor langen, langen Zeiten und Alles, was dazwischen lag, war verschwunden. — Acht Tage vergingen so, dann riefen dringende Obliegenheiten — Haus, Familie, Beruf — ihn zurück. Acht Tage Traumwahn in einer quellendurchrieselten Oase — und nun lag wieder das vor ihm, was man sonderbarer Weise „das Leben" zu nennen pflegt. Curt schied mit dem Bewußtsein eines unabänderlichen Geschickes. Nichts gab es da mehr zu retten. Ein früher Untergang war gewiß. „Kannst Du mich denn etwa an die Stelle Deiner Frau setzen?" hatte das junge Weib ihm zuletzt unter Thränen gesagt, „könnte ich etwa je die Stiefmutter Deiner Kinder sein? Und wenn ich ehrlich würde, hätte ich Dich für immer verloren, während ich so Dich doch nicht ganz aufzugeben brauche." So war er gereift, tief innen verzehrt von der Nacherinnerung. Liesel's Thränen brannten ihm auf der Seele und die Stunde, in der er sie wieder gesehen, wurde für ihn die, von der Heine sagt:

Seit jener Stunde verzehrt sich mein Leib,
Die Seele stirbt vor Sehnen.

Und dann, nicht allzulange nachher, war das Ende gekommen. Wie, war nicht genau festzustellen gewesen. Gewisse Kunde wurde ihm nur, daß Liesel bei einer Bootfahrt verunglückt war. Die Insassen des Bootes hatten muthwillig geschaukelt, bis dasselbe umgeschlagen war, alle hatten sich gerettet oder sich retten lassen — Liesel allein war ertrunken.

Das also war's, was Curt Ulrich auf den Kirchhof bannte, als er, ein alter Mann, nach vielen Jahren in sein Heimathsdorf heimgekehrt war, um, wie er meinte, Abschied zu nehmen, denn er fühlte seine Lebenskraft zur Neige gehen. Das war's, was ihn auch heute, als heller Mondschein über den ganzen Friedhof einen Leichenschleier breitete, unbeweglich auf der alten Bank rasten ließ. In der Hand hielt er ein schwarz eingebundenes Buch — es war das einzige Andenken an Liesel, das er noch hatte auftreiben können, ihr Gesangbuch, das sie einst zur Confirmation erhalten hatte und das sie stets beim Kirchgang in der Hand hielt. Wie oft hatte er als junger Bursche das Buch neidisch angesehen, da die Liesel unverwandt ihre Blicke auf dasselbe geheftet hielt und nur ganz beiläufig mal einen verlorenen Blick zu ihm hinüber sandte. O wie unsäglich traurig waren heute alle diese Erinnerungen ... Der alte Mann schloß die Augen, er sah sie noch einmal den Kirchsteig hinauf schweben, — war sie es nicht wirklich, die jetzt wie eine Lichtgestalt vor ihm stand, daß er sie greifen zu können meinte? Nein, es war nur der Mondschein, der zwischen den Gräbern spielte und nun erhob sich Curt und, die Hand auf die schmerzende Brust drückend, verließ er die Stelle, wo er gesessen und ging langsam den Berg hinab nach dem Haus der Braumeisterin.

„Stört den Onkel nicht," sagte diese zu ihren Kindern, als sie die Hausthür öffnen und den schweren Schritt des Eingetretenen die Treppe ersteigen hörte, „er liebt es nicht, wie ihr wißt. Aber ich muß doch morgen," fügte sie zu sich gewendet hinzu, „mit ihm reden. Er darf des Abends nicht so spät in die Nachtluft hinaus. Der Doctor hat gesagt, es könnte einmal sein Tod sein. Aber er ist so eigensinnig." Und die brave Frau überlegte sich, wie sie ihrem Bruder morgen in's Gewissen reden wolle, aber als der Morgen kam und dem Bruder in's bleiche Gesicht schien, bedurfte er ihrer Ueberredungskünste nicht mehr. Sie fand nur noch einen stillen Mann, der friedlich und als ob er fest schlummere, auf seinem Lager ruhte. Ein schmerzloser Tod hatte ihn in der Nacht abberufen. Neben ihm lag das aufgeschlagene Gesangbuch, das er auf seinem letzten Ausweg bei sich gehabt hatte. Folgende Zeilen hatte er auf der ersten Seite eingeschrieben:

All' meine Hab'
An Lust ward Lug,
Legt einst mir auf mein Grab
Dies Buch.

Mit trübem Sinn
Blick ich zurück,
Wie lange schwand dahin
Mein Glück!

Ein Morgenstrahl,
Ein Frühlingsweh'n,
Und dann im Schattenthal
Vergeh'n.

Nun hüllet bang
Die Dämm'rung wich
Und auch der letzte Sang
Entwich.

Kahl steht der Strauch,
Von Frost bereift,
Wie kommt's, daß Lenzeshauch
Mich streift?

Noch fächelt lind
Durch todte Luft
Von dir, du schönes Kind,
Der Duft.

„Die Nachtluft hat ihn getödtet," sagte die Braumeisterin, nachdem der erste Ausbruch des Schmerzes vorüber war. „Er ließ sich nichts sagen, und noch dazu die Kirchhofsluft, die war ihm gewiß schädlich."

„Warum ging denn der Onkel immer auf den Kirchhof?" sagte die 16jährige Tochter der Braumeisterin.

„Das ist sein Geheimniß," erwiderte diese, „Du mußt nicht nach Allem fragen."

„Dann ist er ja auch vielleicht an seinem Geheimniß gestorben," sagte das hübsche Kind, nachdenklich in die Ferne schauend.

„Was Du für Reden führst," sagte die Mutter verweisend, „an Geheimnissen stirbt doch Niemand."

Aus der Hauptstadt.

Musikalische Trauerfeier für den verewigten Kaiser Wilhelm.

Die ersten Musiktöne, welche nach dem Ableben des unvergeßlichen Monarchen in der Oeffentlichkeit erklangen, waren seinem Andenken, dem Ausdrucke der tiefen Trauer geweiht, die alle deutschen Herzen erfüllt. Die Direction der Philharmonie hat am 17., die Singakademie am 18. eine Feier veranstaltet. In beiden lag der Schwerpunkt im Vortrage des Chorales „Wenn ich einmal soll scheiden", den der seiner irdischen Laufbahn entrückte Monarch am meisten geliebt hat. In der Philharmonie hat nach dem Vortrage eines Chorales durch das Orchester und dem Gluck'schen „De profundis" Herr Hof- und Garnisonsprediger Frommel eine ergreifende Gedächtnißrede gehalten. Er begann mit Betrachtungen über die hohe Bedeutung der Tonkunst, die allen Stimmungen Ausdruck zu verleihen vermag, am meisten der Trauer; daß die Philharmonie vor der Wiederaufnahme der Tagesarbeit es für Pflicht erachtete, dem hochseligen Monarchen Töne der Trauer zu weihen. Dann sprach er von dem hochseligen Monarchen — von seinen Eltern, zu deren Füßen er jetzt ruht, von der unvergeßlichen Königin Luise, dem „guten Engel der guten Sache", die nach ihren eigenen Worten dafür lebte, „durch Thränensaat zur Freudenernte" zu gelangen. Des Kaisers Jugend war unter „Morgengewittern" verlebt, und von jener Zeit an hat er das getreue Gedächtniß der Dankbarkeit bewahrt, das ihn niemals verließ. Ihm war auch beschieden, die 27 Jahre seiner Regierung mit höchstem Glanze zu füllen; diesen erlangte er durch seine Fürsorge für die Armee, durch seine Organisation; „Stillstand war ihm gleichbedeutend mit Rückgang". Er war aber nicht bloß der Bildner der Armee, sondern ihr Vorbild; er war „des Königs bester Soldat!" Wilhelm der Siegreiche war der Kaiser für Deutsche, ein guter Mensch für Alle. Wer vor ihm stand, hatte das sichere Gefühl, daß ein hochsinniger, vom Bewußtsein seiner Würde erfüllter König, aber auch ein edler Mensch die Krone trug. Und das Sprüchwort, daß Keiner ein großer Mann für seinen Kammerdiener sei, bewährte sich bei ihm nicht; denn sein ältester Diener hat den Ausspruch gethan, daß der König in den 50 Jahren, als er um ihn war, niemals einen Befehl zu widerrufen brauchte. — Zum Schlusse wies der edle Geistliche darauf hin, daß nunmehr der Trauer-

Digitized by Google

marsch aus der „Eroica" ertönen solle, als Andenken an das wahre Heldenleben des Kaisers. Die Rede wirkte um so ergreifender, als sie schlicht, ohne jeden rhetorischen Pomp vorgetragen ward. Und als unmittelbar nach ihr der Philharmonische Chor mit leiser Stimme das „Wenn ich einmal soll scheiden" zu singen begann, da erfüllte tiefe Erschütterung alle Herzen. Heinrich Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Seine Hoheit".

Lustspiel in drei Aufzügen von Theodor Herzl.

Der Verfasser, ein in Wien lebender junger Schriftsteller, der sich durch seine regelmäßigen Montagsfeuilletons im „Berliner Tageblatt" auch an der Spree Bürgerrecht erworben, gehört zu jener Schule von Wiener Humoristen, die in Saphir den Begründer und in Daniel Spitzer, Joseph Oppenheim und Julius Bauer dermal ihre hervorragendsten Vertreter besitzt. Es sind witzige Journalisten, die den Tagesereignissen die Schellen ihres Humors anhängen und mit raschem Blicke die komischen Seiten ihrer lieben Zeitgenossen erfassen. In erster Linie Satiriker, wollen sie die Sitten nicht so fast bessern und geißeln, als einfach lächerlich machen. Gemeinsam ist ihnen ein boshafter, ironischer Zug und eine bei allem Pessimismus doch heitere Weltanschauung, welche uns mit ihrer Vorliebe für die albernen und niedrigen Seiten der menschlichen Natur, ihrem allzu absichtlichen Haschen nach Witz und ihrem durchgängigen Mangel an Gemüth zu versöhnen weiß. Spitzer und Oppenheim pflegen das Feuilleton, Bauer das Epigramm und Couplet — sogar seine Theaterkritiken im „Illustrirten Extrablatt" kleiden sich gern in metrisches Gewand —, und Herzl legt seine politischen, socialen und literarischen Glossen am liebsten in Novelletten oder scharf zugespitzten Dialogen, fast dramatisch nieder. Er mußte also von seiner eigentlichen Feuilletondomäne nicht gar weit abschwenken, als er das oben genannte Lustspiel schrieb, das im Wallner-Theater mit einem guten äußeren Erfolg, der freilich kaum nachhaltig sein dürfte, aufgeführt worden ist. Es gibt sich überall als das Werk eines Satirikers, eines witzigen Kopfes, dem die Erfindung der Handlung, die bühnengerechte Gestaltung des Stoffes ohne Zweifel mehr Mühe machte, als die Schaffung komischer Charaktere, lustiger Situationen und des witzig pointirten, geistvollen Dialoges.

Das Werk eines Satirikers. Darin liegt auch die Schwäche des Stückes. Herzl wollte uns die demoralisirende Wirkung Sr. Hoheit des Geldes in der modernen Gesellschaft zeigen, die Anbetung des goldenen Kalbes, die wilde Jagd nach dem Besitz, die verschämte und unverschämte Armuth, welche ihre Blößen mit Flitter zu decken sucht, die ganze Lumpenhaftigkeit in Frack und weißer Binde. Dazu wählte er die passenden Typen: eine adelstolze Mutter, die fast zur Hochstaplerin herunterſinkt; zwei junge Mädchen, die förmlich zum reichen „Mannfang", ein Wort Vischer's zu gebrauchen, dressirt werden; ein verkommener Edelmann, der nur auf die Stillung seines Hungers bedacht ist; ein gewissenloser Agent, der in die „feine" Gesellschaft zu kommen sucht, um dort eine reiche Frau zu fischen; Geldmenschen, die nur stets nach dem Wieviel fragen, blasirte junge Männer und anderes Gelichter. Es ist eine Sammlung von Narren und Schuften, Betrogenen und Betrügern, eine durchaus unangenehme Gesellschaft. Ist sie wahr nach dem Leben gezeichnet? Nun, es wird wohl solche Käuze geben, aber sie sind offenbar stark in's Tendenziöse gemalt, vergröbert, verzerrt. Auf einem Fleck versammelt ohne jeden angenehmen Gegensatz, ohne einen Lichtblick, dürften sie auch in der „gemischtesten" Gesellschaft nicht vorkommen, und in einem Drama uns gleich truppweise vorgeführt, wirken sie noch abstoßender, ermüdender, noch mehr als Caricaturen. Sie lassen kein Behagen aufkommen, und dieses ist wohl auch der Grund, weshalb das Stück bei aller Richtigkeit der Beobachtung im Einzelnen und allem Witz und Geist im Allgemeinen nicht ansprechen kann.

Die Handlung hat aber doch einen gemüthlichen Kern, nur Schade, daß er zu wenig herausgeschält ist. Lucie von Lorneck ist nicht die abstoßende Männerfischerin, die sie scheint. Sie liebt sogar aufrichtig den naiven, guten Franz Hellwig, ohne eine Ahnung zu haben, daß er nebenbei auch eine reiche Partie ist. Diese Thatsache konnte ihr die Mutter wegen einer zufälligen Störung — der bekannte Komödienkniff! — nicht mittheilen. Soweit wäre also Lucie ihres Hellwig, der stark auf Freiersfüßen geht, durchaus würdig, und dem Glück der guten Leutchen steht nichts im Wege. Nichts als das uralte Theatermißverständniß. Der Rechtsanwalt Ahlsdorf, der den jungen Mann bevatert, ist der irrigen Meinung, daß Lucie im Gegentheil über Hellwig's erfreuliche finanzielle Verhältnisse aufgeklärt worden sei, um so mehr, als das junge Mädchen anfänglich dem Geliebten etwas kurz begegnet, aber gleich darauf herzlich entgegenkommt. Kein Zweifel also für den Advokaten, daß das Mädchen inzwischen von ihrer Mutter eines Besseren belehrt worden sei. In Folge dessen warnt er seinen Schützling vor ihr, und Hellwig glaubt ihm ohne Weiteres und „reißt sich blutend los". Erst am Schlusse, nach einem eingeschobenen Füllact, der sich mehr mit einem anderen, sehr zeitgemäßen Liebespaar befaßt und nebenbei das lustige Treiben auf einem Wohlthätigkeitsbazar zeichnet, erfolgt die Aufklärung. Das junge Mädchen beweist ihre von unedlen Berechnungen freie Gesinnung, indem sie die Hand des reichen Geliebten ausschlägt. Der Rechtsanwalt sieht seinen Irrthum ein und führt nun den Proceß so gewandt durch, daß nicht allein die Liebenden sich endlich in die Arme fliegen, sondern daß dabei auch für ihn etwas abfällt. Er heirathet die Mutter des jungen Mädchens, worüber das Publikum allerdings erstaunte. Der Fehler lag jedoch weniger an dem Verfasser, der bis dahin des Advokaten Liebe allerdings nicht genug markirt hatte, als an der Darstellung. Herr Waldemar spielte sich ganz auf den Salon-Mephisto heraus, weshalb man ihn einer wirklichen zärtlichen Neigung kaum fähig halten konnte, und auch Frau Schmidt gab die Mut er nicht liebenswürdig genug.

Möglich, daß das Stück im Schauspielhaus oder Deutschen Theater einen entschiedeneren Beifall gefunden hätte. Für das Wallner-Theater ist es zu wenig lustig und leicht, zu sehr Charakterkomödie und Conversationsstück. Die possenhaften Momente gelangen alle sehr hübsch, die feineren Treffer verpufften jedoch zum großen Theil, und die ernsteren, gemüthvoll gemeinten Stellen, z. B. das störende a parte zwischen Mutter und Tochter vor dem zweiten Actschluß, fielen wie melodramatische Effecte aus dem Rahmen des Lustspieles heraus. Daß unsere Satiriker von Beruf auf der Bühne so leicht in die Caricatur verfallen, ist begreiflich, aber daß sie sich auch im Rührseligen verlieren, davor sollte sie doch schon ihr Witz bewahren. Z.

Offene Briefe und Antworten.

Ein amerikanisches Urtheil über Jul. Stinde's „Familie Buchholz".

Sehr geehrte Redaction!

Es ist den Lesern der „Gegenwart" und — der „Familie Buchholz" vielleicht erinnerlich, daß die erstere einmal in einer kurzen Anzeige von „Buchholzens in Italien" die Befürchtung aussprach, ausländische Leser möchten in jenen Berliner Sittenschilderungen ein treues Abbild des deutschen Bürgerthums erblicken, — und daß Frau Wilhelmine Buchholz dafür in einem längeren Vorwort in ihrer gebildeten Weise über den Herausgeber Ihres Blattes die Schale ihres Zornes ausgoß. Daß die Voraussage aber wirklich eingetroffen, beweisen nicht nur die französischen Besprechungen der Pariser autorisirten Ausgabe z. B. in der „Revue politique et littéraire", sondern auch eine der letzten Nummern der hochangesehenen und weitverbreiteten angloamerikanischen Zeitschrift „The Nation". Dieselbe bringt in ihrer Nummer vom 16. Februar eine kurze Anzeige der von Harriet F. Howells in's Englische übersetzten „Familie Buchholz", deren letzter Band unter dem Titel „Frau Wilhelmine" kürzlich bei Ch. Scribner's Sons in Newyork erschienen ist. Ich gebe hier eine genaue Uebersetzung jener Recension, um zu zeigen, welche schiefe Ansichten über deutsches Leben selbst gute Uebertragungen derartiger Erzeugnisse im Ausland hervorrufen können:

„Frau Wilhelmine bildet den Schluß der Serie »Familie Buchholz«. Hier liegt für uns der einzige Trost darin, daß all' die absurden, selbstsüchtigen, engherzigen Geschöpfe einer anderen Nation angehören. Da die Deutschen Herrn Stinde in ihr Herz geschlossen und ihn als den Propheten ihrer Mittelklassen gefeiert haben, kann ein Ausländer nicht wohl annehmen, daß diese in irgendwelcher Weise anziehender seien, als sie hier gezeichnet sind. Wenn irgend Jemand über den Sinn des Wortes »gemein« (vulgar) im Zweifel ist, der möge auf die »Familie Buchholz« hingewiesen werden; dort findet er die genaue Definition. Das Gemeine liegt nicht nur in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, welche abscheulich sind, sondern auch in ihrer Denk- und Gefühlsweise. Ihre Vorbilder oder Ideale, wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, sind niedrig, ihr Urtheil engherzig, ihre Motive erbärmlich. Sie haben keine Manieren und ihre Unterhaltung, besonders die der Frauen unter einander, ist unsäglich roh. Die Höflichkeiten des Lebens sind ihnen unbekannt, die Schicklichkeit wird ignorirt und das Anstandsgefühl beleidigt. Sie sind neidisch, hämisch, naseweis, feil und geizig — und danken dabei dem Himmel, daß sie den gebildeten Ständen angehören! Wenn die Familie Buchholz den Deutschen als das erschiene, was sie wirklich ist, so würde sie wohl kaum so günstig aufgenommen worden sein. Hätte Stinde gedacht, daß sie im Geringsten anstößig wäre, so könnte er sich nicht so ganz mit ihrem trivialen Wesen identificirt haben. Darum muß ein Ausländer dies Werk für das nehmen, was es zu sein scheint: das genaue Abbild einer Lebenserscheinung, von welcher Stinde selbst ein Theil ist. Wenn der Autor auch nur im geringsten ahnte, welchen Eindruck die Frau Buchholz und ihre Sippe auf das Gemüth eines Ausländers macht, so kann er derartiges nur geschrieben haben, um einen unauslöschlichen Abscheu gegen das ganze deutsche Volk hervorzurufen. — Das Buch ist trefflich übersetzt, so daß die Reize des Originals in keiner Weise geschädigt sind."

So die New-Yorker Zeitschrift.

Hochachtungsvoll

Fr. S—r.

Digitized by Google

Notizen.

Ad. Fr. Graf von Schack's Gedichte. Sechste vermehrte Auflage. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Wir wollen diese neue Auflage der längst bekannten und vielfach besprochenen Gedichtsammlung hier nur anzeigen, indem wir auf manche Vermehrungen derselben hinweisen, die im Uebrigen kein neues charakteristisches Moment für die Beurtheilung der gräflichen Muse in sich tragen. Alle Verehrer der formvollendeten Schöpfungen Schack's werden sich über diese neuen Gaben ebenso freuen, wie über die früheren.

Im alten Eisen. Erzählung von Wilhelm Raabe. (Berlin, Grote.) — Ganz der Alte ist Raabe auch in dieser neuen Geschichte geblieben. Der humoristische Betrachtungston und das tiefe, gemüthvolle Eingehen auf die kleinsten Kleinigkeiten des menschlichen Inneren und des Lebens machen den eigentlichen Werth seiner Darstellung auch hier aus. Im Mittelpunkte der Geschichte, die ganz im Berliner Kleinleben spielt, stehen ein vornehmer Schriftsteller, eine alte Komödiantenmutter, die eine Handlung mit altem Eisen und mit Lumpen hat, und ein biederer alter Matrose, d r nur auf dem Lande sich abenteuernd herumtreibt. Diese drei Gestalten treffen bei der Rettung eines armen, elternlosen Kinderpaares zusammen und eine vierte, ein verwahrlostes, aber herzenstüchtiges Mädchen von der Straße, gesellt sich zu ihnen Die ganze Handlung besteht eigentl ch nur aus dem Begräbniß der im Elend gestorbenen Mutter jenes Kinderpaares. Aber welche Fülle von herzbewegenden Einzelheiten und Rückerinnerungen rankt sich um sie herum! Alle, die Raabe's Art zu erzählen lieben, werden auch an dieser neuen Geschichte ihre Freude haben.

Literarische Reliefs. Dichterportraits von Ernst Ziel. Zweite Reihe. (Leipzig, Ed. Wartig [Ernst Hoppe].) — Wir haben uns über die erste Reihe dieser literar-historischen Skizzen schon früher eingehend ausgesprochen und freuen uns beim Erscheinen dieser zweiten Reihe, der bald eine dritte folgen soll, constatiren zu können, daß unser Mitarbeiter in ihr vollkommen auf der Höhe des kritischen Standpunktes geblieben ist, den er mit dem ersten Bande eingenommen hat. Es sind diesmal die Charakterköpfe von Freiligrath, Scheffel, Schack, Freytag und Sieler, die Ziel mit fleißigem Eindringen in die Werke dieser Männer, mit großer Kunst der Anordnung und mit einem ausgeprägten Feingefühl für die dichterischen Eigenthümlichkeiten der Geschilderten zeichnet. Für die literarhistorische Forschung sind diese Aufsätze von entschiedenem Werthe, auch sonst verdienen sie wegen ihrer klaren Darstellung und ihres schönen Stiles, der sich offenbar an demjenigen Rudolf Gottschall's gebildet hat, überall gelesen zu werden.

Schutz oder Freihandel. Von Henry George. Deutsch von F. Stöpel. (Berlin, Elwin Staude.) — Diese Uebersetzung der neuesten Schrift des berühmten, sehr viel gelesenen Amerikaners scheint im Allgemeinen gelungen zu sein, sie läßt indeß auf dem Titelblatt die charakteristischen, bedeutsamen Worte: „Eine Untersuchung der Tarifffrage mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiterinteressen" (Interests of Labour) mit Unrecht fort. Der 1839 geborene Verfasser, ein self made man und Autodidact, der als Arbeitercandidat bei der New Yorker Bürgermeisterwahl auftrat und sogar darnach streben soll, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, machte sich zuerst 1879 durch sein in alle Culturſprachen übersetztes Werk „Fortschritt und Armuth" bekannt. Knies sagt von F. List: man könne ihn nicht tadeln, ohne ihn zu loben, und nicht loben, ohne ihn zu tadeln. Aehnliches gilt von George. Derselbe ist ein verspäteter Nachzügler der französischen Physiokraten des 18. Jahrhunderts, zugleich ein Halbsocialist, der alle indirecten Steuern, einschließlich der Finanzölle, abschaffen und das Privatgrundeigenthum, das städtische wie das ländliche, verstaatlichen, um nicht zu sagen vermittelst hoher Steuern confisciren will. Trotz diesen fundamentalen Irrthümern darf man die von Roscher und Anderen, von gemäßigten Schutzzöllnern und Freihändlern, Conservativen und Liberalen mit Recht betonten Verdienste George's nicht übersehen, der in schöner, geistreicher Sprache, mit Bastiat'schen, Roscher'schen und Cobden'schen Gründen die Schutzzölle der Vereinigten Staaten und der übrigen bekämpft. Bastiat scheint dem Verfasser gut, Cobden wenig und Roscher so gut wie gar nicht bekannt zu sein; George hat überhaupt manche gute, selbständige freihändlerische Ideen, wie auch sein gemäßigt schutzzöllnerischer deutscher Uebersetzer zugibt. Kurz, das neueste Werk George's ist interessant und lesenswerth, wenn auch mit Kritik zu benutzen. k. w.

Merlin's Wanderungen. Eine Dichtung von Rudolf v. Gottschall. (Breslau, S. Schottländer.) — Gottschall's pathetische Muse singt nicht Lieder, die sich dem realistischen Geschmacke unserer Zeit anfügen. Selbst die Schilderungen von den düsteren und verbrecherischen Seiten des modernen Lebens hüllt sie in das Gewand der Fabel. So entfesselt Merlin nach langem Schlummer in Vivianens Blumengrotte die Schaar „der kampfesmuth'gen Feuergeister", die sieben Sünden, einmal wieder, um das Reich seines Vaters, des Teufels, auf Erden aufrichten zu helfen. Wir folgen diesen Feuergeistern nach, wie sie sich in das Leben der Jetztzeit stürzen, wie sie Herzen brechen, Gewissen zerstören, Verderben entzünden und Kriege entflammen; aber noch ist nicht die Zeit ihrer alleinigen Macht gekommen. Trotz des namenlosen Elendes, das sie gerade jetzt über die Erde verbreiten, fühlt Merlin seine Ohnmacht und flieht, erschreckt durch das Gute, das ihm begegnete, zu Vivianens Grotte zurück:

Es wird vielleicht noch ein Jahrtausend währen
Bis ich allein der Welt Gebieter bin
Und bis ich über'm weiten Erdenringe
Das Flammenscepter meines Vaters schwinge.

Das Alles ist in prächtigen Versen und großartigen Bildern uns vorgeführt, die ihre Wirkung auf den Geschmack unserer Zeit hoffentlich nicht verfehlen werden.

Die Freunde. Roman, nebst einer Vorgeschichte von Th. Groll. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) — Es sind eigentlich vier Geschichten, die uns der Verfasser erzählt, aber er weiß sie zum Schlusse so geschickt zu verschlingen, daß die dabei zu Hülfe genommenen Zufälligkeiten beinahe wahrscheinlich werden. Besonders wohlthuend ist die sich in jedem Satze äußernde ideale Lebensauffassung, die sich stets auf der Sonnenseite des Daseins hält. Der ganze Roman enthält n cht eine einzige unsympathische Figur. Die Vorgänge spielen sich auf dem landschaftlichen Hintergrunde der Rheingegend ab und stehen unter dem Einflusse der milden, zu freudigem Genuß auffordernden Natur. Hervorzuheben ist die liebevolle Schilderung eines Pfarrhauses, in dessen stillem Frieden die hier und da aufwallenden Leidenschaften und Herzensstürme zur Ruhe kommen. g. m.

Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor, deutsch von Margarethe Jacobi. (Stuttgart, Lutz.) — Der beliebte amerikanische Dichter ist als Uebersetzer von Goethe's Faust, als berühmter Reisender und endlich als Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin, wo er inmitten vollster Thätigkeit im Jahre 1878 starb, auch in weitesten deutschen Kreisen wohlbekannt. Im Jahre 1857 machte er eine längere Fußtour durch Norwegen, um Land und Leute kennen zu lernen, und das Urwüchsige in der Natur wie in dem Menschenschlage übte einen tiefen Eindruck auf den damals noch jungen thatkräftigen Mann aus. In Arendal fand er eine Quäkergemeinde und dieser Umstand mag wohl in ihm, der seine Jugend bei den Quäkern Pensylvaniens durchlebt hatte, die ersten Gedanken zu der idyllischen Dichtung erweckt haben. Der Grundgedanke des Gedichts ist der Sieg des durch Frömmigkeit geläuterten Gemüths über seine eigene Leidenschaftlichkeit und dadurch auch über die gewaltige Leidenschaft Anderer. In dem zweiten Theil des Gedichts fallen einige für einen Quäker vielleicht interessante, für den sonstigen Leser aber doch nebensächliche Schilderungen dessen was sich in der Kirche zutrug, durch ihre Breite unangenehm auf, dennoch sind hier und da Goldkörnlein wahrer Weisheit mit darunter. Die Dichtung ist außerdem reich an schönen Landschaftsschilderungen und Stimmungsbildern. Der Uebersetzerin ist es gelungen, in Geist und Form das Gedicht treu wiederzugeben, der deutschen Literatur ein neues werthvolles Geschenk zu machen. s.

Dans la Tourmente. Par Philippe Desplas. (Paris, Paul Ollendorff.) — Der Roman führt uns in das Leben der vornehmen Pariser Welt, und es fehlt daher nicht an zweifelhaften, ja bedenklichen Vorgängen. Abgesehen davon aber, und die Zahl derselben ist nicht allzu groß, ist der Roman packend und gewandt geschrieben. Das Leben in dem Badeorte am Canal, sowie dasjenige an den Ufern des Biskayischen Meerbusens ist reizvoll geschildert. Daß die Erzählung mit einem Mißton endet, läßt die Verirrungen der Heldinnen zum Theil gesühnt erscheinen, wenn auch der Eindruck auf den Leser unbefriedigend ist. Der Titel „Im Sturm" bezieht sich auf die Erlebnisse der zwei Insassen eines Bootes während eines Sturmes im Canal, enthält aber gleichzeitig den Hinweis auf die Herzensstürme, welche das Werk schildert. w-y.

Episoden und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen nebst einem lyrischen Anhange von Julius Grosse. (München, Georg D. W. Callwey.) — Diese neueste Gabe des bewährten Dichters ist höchst anspruchslos, aber auch ebenso liebenswürdig: kleine Skizzen in leichten, gefälligen Versen gewandt und anregend vorgetragen, mit viel Humor durchwürzt und zuweilen mit den Klängen eines ernsteren Pathos durchwebt. So etwas eignet sich gut zum Vorlesen am Familientische in den langen Winterabenden, und dieses Buch wird deshalb manche schöne Stunde schaffen. Angefügt sind demselben mehrere Gelegenheitsdichtungen, Festcantaten und Epiloge, die von dem dichterischen Schwunge Grosse's zeugen und in ihrer schönen abgeklärten Form wohl werth waren, daß sie gesammelt aufbewahrt werden.

Novellenkranz von E. v. Bauernfeld. Mit einer Titelillustration von L. Lewin. (Wien, Engel.) — Die in diesem Werkchen veröffentlichten drei Novellen aus der Feder des würdigen Nestors der österreichischen Dichter gemahnen in ihrer ganzen Anlage und Ausführung an eine weit hinter uns gelegene Richtung in der Novellistik, verrathen aber überall die kräftige Hand des Altmeisters. Am besten gefällt uns die Feengeschichte („Die letzte Fee"), welche merkwürdigerweise „Culturhistorische Studie aus der Fabel- und Sagenzeit" genannt wird; in ihr waltet der Zauber der Romantik, verbunden mit liebenswürdigem Humor. Die Novelle aus dem Wiener Leben der Gegenwart („Die Stufenjahre") entfernt sich allzuweit von unserem realistischen Geschmacke, während die mittelalterliche Novellette („Die Schutzheiligen") eigentlich ein Fastnachtsspiel in Novellengewande ist.

Digitized by Google

Inserate.

MEYERS HAND-LEXIKON des allgem. Wissens

Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

Soeben erscheint in Groß-Lexikon-Format und deutscher Schrift:

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln Auskunft über *jeden Gegenstand* der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.**

40 wöchentliche Lieferungen zu je 30 Pf.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend religiöse, historische, allegorische, Genre-, Jagd- und Sportbilder, Galerie- und Prachtwerke etc.) mit 4 Photographien, 1 Gravure und zahlreichen Illustrationen ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Freimarken zu beziehen.

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

Ludwig Anzengruber, Stahl und Stein. Volksstück in drei Akten. 2 *M.*

Oscar Blumenthal, Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Akten. 2 *M.*

Nataly von Eschstruth, Potpourri. Ausgewählte Novellen. 3½ *M.*, geb. 4½ *M.*

Rudolf Heinrich Greinz, Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

Otto Fuchs, Görbersdorfer Novellen. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

H. Reinhart (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. 4½ *M.*, geb. 6 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Neue Belletristik

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Arnold, der Mönch.

Novelle von

Eduard Oehmke.

Preis geheftet *M* 2. 50; fein gebunden *M* 3. 50.

Das einsame Haus.

Roman von

Adolf Streckfuß.

Preis geheftet *M* 4. —; fein gebunden *M* 5. —

Der wunde Punkt.

Roman von

Leo Warren.

Preis geheftet *M* 5. —; fein gebunden *M* 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** *M* per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Heinrich Nitschmann

als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke

von

Władislaw Malukiewicz.

Gedruckt und verlegt bei

Reinhold Kühn d. J., Elbing. 1888.

Preis 60 Pfennig.

Direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—

Erste bis vierte Auflage.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde., ferner: **Nachlese** z. Schillers Werken v. Hoffmeister, 4 Bde. und: **Nachtrag** z. Schillers Werken v. Boas, 3 Bde. Hlbfr. zus. 15 *M.* — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 *M.* — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

„Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen."

(Klaus Groth, Kiel. Ztg.)

Der Kunstwart.

Herausgeber: Ferd. Avenarius.

Halbmonatschrift, vierteljährlich 2½ Mark.

Ganz eigenartige Rundschau über **Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste, Kunsthandwerk.** Zu keiner bestehenden Zeitschrift ein „Konkurrenz-", zu hunderten ein ebenso wichtiges wie billiges **Ergänzungs-Blatt.**

Von der Kritik mit einstimmiger, glänzender Anerkennung begrüßt, von den bedeutendsten Künstlern und Gelehrten unterstützt, vom Publikum mit seltener Gunst aufgenommen, konnte der „Kunstwart" schon im zweiten Vierteljahr seines Bestehens ohne Preiserhöhung in bedeutend erweiterter Form erscheinen.

Probenummern unentgeltlich vom „**Kunstwart-Verlag** in **Dresden.**"

„Der „Kunstwart" wird sich die ihm gebührende „Stellung als Führer und Berater aller Gebildeten deutscher „Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhaltsam erringen." C. Weiske. (E. T.)

Verlag von E. Pierson in Dresden u. Leipzig.

Heinrich Bulthaupt, Vier Novellen. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Dr. Adolph Kohut, Das Dresdener Hoftheater in der Gegenwart. Mit zahlreichen Originalbeiträgen und 142 Portraits. 7 *M.*, geb. 8 *M.*

Ernst Pasqué, Musikanten-Geschichten. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

B. von Suttner, Schriftsteller-Roman. 4½ *M.*, geb. 5½ *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Russisch.

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

von **F. Booch-Árkossy.**

2 Kurse zu 3 *M.*, Schlüssel 2 *M.*

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Soeben wurde complet:

Handbuch der Nationalökonomie.

Von

Dr. Karl Walcker,

Docenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig.

Zweite verbesserte Auflage.

Bd. I. Allgemeine oder theoretische Nationalökonomie 2 *M.* Bd. II. Landwirthschaftspolitik 2 *M.* Bd. III. Gewerbe- und Handelspolitik 2 *M.* Bd. IV. Finanzwissenschaft 7 *M.* Bd. V. Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus 2 *M.*

Leipzig. **Rossberg'sche Buchhandlung.**

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente, **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** u. Blas-Instrumente. Schulen zu allen Instrum. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empf. v. **Wilhelmy, Sarasate, Léonard** u. v. A. Ausf. Preiscour. werden grat. u. frco. zugesandt.

Gebrüder Wolff,

Instrumentenfabrik, **Kreuznach.**

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 31. März 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur russischen Grenzbesetzung. Von J. Schott, Major a. D. — Die Unpopularität unseres Rechtes. Von P. Schellhas. — **Literatur und Kunst:** Neue indische Forschungen. Von Friedrich von Hellwald. — Friedrich Vischer's Nachlaß. Von Karl J. Leo. — Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien. I. Die fremden Gäste. Von Karl von Thaler. — **Feuilleton:** Auf Posten. Von Konrad Telmann. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Zwei französische Possen. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur russischen Grenzbesetzung.

Von J. Schott, Major a. D.

Das Hinscheiden unseres Kaisers Wilhelm und die Thronbesteigung des nicht minder friedlich gesinnten Kaisers Friedrich haben auch in der russischen Presse eine große Anzahl versöhnlicher Kundgebungen hervorgerufen, die bei uns dankbare Würdigung fanden. Aber damit ist dauernde Beruhigung nicht geschaffen, so lange die russischen Truppenbewegungen an der österreichischen und preußischen Grenze fortdauern, wie dies trotz allen Leugnens thatsächlich der Fall ist.

Mit der Niederwerfung der polnischen Revolution von 1831 verschwand die bei der Aufrichtung Congreß-Polens geschaffene polnische Nationalarmee. Polen behielt weiterhin eine starke russische Besatzung, wie es in der Natur der Sache lag, und es konnte dies keinen Grund zur Beunruhigung für die Grenzmächte bieten, da diese ja selber ein Interesse an der Niederhaltung der polnischen Nation hatten. Welchen Nachtheil diese Vertheilung der Streitkräfte für Rußland im Orientkrieg 1853 ꝛc. geboten hat, ist von dem Fürsten Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 6. Februar hervorgehoben worden. Auch nach der Unterdrückung des polnischen Aufstandes von 1863 blieb das Land weiterhin sehr stark besetzt, was um so unverfänglicher war, als Rußland sich damals noch bei weitem nicht der Art von den Folgen des Orientkrieges erholt hatte, um ernstlich an eine Action gegen eine europäische Großmacht denken zu können.

In der folgenden Zeit vollzog sich in Rußland sowohl in Bezug auf die Kriegsmacht als hinsichtlich der zu ihrer Unterstützung so wichtigen Eisenbahnverbindungen ein bedeutender Aufschwung. Vor dem Orientkrieg von 1853 hatte die russische reguläre Armee 8 europäische und 1 kaukasisches Infanterie-Corps und 3 Cavallerie-Corps umfaßt, ohne das kaukasische Corps im Ganzen 24 Infanterie-, 14 Cavallerie-Divisionen, beide zu je 4 Regimentern (nebst Artillerie ꝛc.). Die gesammte Stärke hatte 361,000 Mann, 856 Geschütze betragen. Alexander II. hob den Corpsverband auf und machte die Division zur höchsten Einheit. Eine Infanterie-Division umfaßte darnach 4 Infanterie-Regimenter und 1 Fußartillerie-Brigade zu 4 Batterien, 1 Cavallerie-Division 6 Cavallerie-Regimenter und 1 reitende Artillerie-Brigade zu 2 Batterien. Im Jahre 1870 zählte die russische Feldarmee in Europa 41 Infanterie-, 10 Cavallerie-Divisionen, im Kaukasus 6 Infanterie-Divisionen, 1 Cavallerie-Division, ungerechnet Schützen-Brigaden und technische Truppen. Die Combattantenstärke der für Europa disponiblen operativen Truppen für den Krieg betrug 543,960 Mann zu Fuß, 92,474 Reiter, 1572 Feldgeschütze. Die gesammte Friedensstärke der Armee einschließlich Localtruppen belief sich in 1869 auf 769,000 Mann.

Das Eisenbahnnetz hatte sich von unbedeutenden Anfängen im Jahre 1870 bereits auf 10,000 Werst (10,668 Kilometer) erweitert.

Im Jahre 1877 vor Beginn des Krieges gegen die Türkei hatte die gesammte Feldarmee 48 Infanterie-Divisionen und 20 jetzt größtentheils zu 4 Regimentern formirte Cavallerie-Divisionen (einschließlich der Don-Kosaken-Division und drei kaukasischer Cavallerie-Divisionen). Kurz vorher war wieder eine dauernde Eintheilung in Armeecorps eingeführt worden; außer dem Garde- und dem Grenadier-Corps gab es 14 Armeecorps in Europa, 2 im Kaukasus. Einige Divisionen waren ohne Corpsverband geblieben. Von 41 Infanterie-, 17 Cavallerie-Divisionen der europäischen Feldarmee standen in den drei westlichen MilitärBezirken Wilna, Warschau, Kiew 19 Infanterie-, 8 Cavallerie-Divisionen, fast die Hälfte des gesammten Bestandes. Unmittelbar nach dem Kriege wurde die Besatzung der drei Militärbezirke noch um $1^1/_2$ Cavallerie-Divisionen vermehrt, darunter die Don-Kosaken-Division, welche hart an der galizischen Grenze in der alten polnischen Festung Zamosc ihr Standquartier erhielt.

Durch die im Jahre 1874 zum Gesetz erhobene allgemeine Wehrpflicht gewinnt die Sache eine ganz andere Gestalt. Vor jener Zeit war der Kriegsdienst in Rußland auf die niedersten Stände beschränkt gewesen. Die besseren Stände waren ganz davon befreit. Es gab überhaupt keine persönliche Dienstverpflichtung, sondern die Rekrutengestellung wurde den Gemeinden nach einem gewissen Promillesatz der Bevölkerung auferlegt und dabei Loskauf gestattet. Die Rekrutenaushebungen erfolgten in ganz unregelmäßigen Zeiträumen und trugen häufig einen gewaltsamen Charakter. Die Dienstzeit war eine sehr lange, sie betrug bis zum Jahre 1859 fünfundzwanzig Jahre. Das russische Heer früherer Zeiten bedurfte eines im Vergleich zum Kriegsstande sehr hohen Friedensstandes, denn es entbehrte im Kriegsfalle der unerschöpflichen Quellen der Verstärkung und Ergänzung, welche der allgemeinen Dienstverpflichtung mit kurzer Präsenzzeit und langdauernder Beurlaubung erwachsen. Die Mängel der russischen Heeresverfassung traten im Krimkrieg in aller Schärfe hervor und haben dieser Macht damals mit Recht die Bezeichnung des „Colosses auf thönernen Füßen" verschafft, die aber längst hinfällig geworden ist. Unter Alexander II., der der Schonung der Bevölkerung halber erst von 1863 ab wieder

Digitized by Google

Rekrutirungen vornehmen ließ, wurde die Dienstzeit allmählich herabgesetzt, die Zahl der Befreiungen vermindert, für die Bildung einer Heeresreserve Sorge getragen und damit der Uebergang zu einem den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Wehrsystem ermöglicht.

Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hatte man daran zu denken, für die reiche Ausbeute an Menschenmaterial, welche aus jener Maßregel entspringen mußte, geeignete Rahmen zu schaffen, ohne durch die Vermehrung der Cadres des eigentlichen Heeres die finanzielle Seite, bekanntlich die schwächste Stelle des Staatswesens, zu sehr in Anspruch zu nehmen. Die nicht zur Feldarmee gehörigen Truppenkörper werden in Rußland im Allgemeinen als Localtruppen bezeichnet. Dazu gehörten die unter Alexander II. zur Heranbildung der Rekruten geschaffenen Reservetruppen, die Festungsbesatzungen, die zum Grenzschutz gegen uncivilisirte Volksstämme dienenden Linientruppen und endlich die zu polizeilichen Zwecken bestimmten Gouvernementstruppen. Man ließ nun den größten Theil der Localtruppen eingehen und schuf an deren Stelle eine neue Art „Reservetruppen", als Cadres für im Kriege aufzustellende Feldreserveformationen, Besatzungs- und Ersatztruppen. Im Frieden übertrug man denselben zugleich einen Theil des polizeilichen Dienstes. Man schuf Stämme für im Kriege aufzustellende 97 Reserve-Infanterie-Regimenter von 5 Bataillonen, in Gestalt von ebensoviel Cadre-Bataillonen zu 5 Compagnien, ähnlich wie die ungarische Honvéd für ein Kriegsbataillon von vier Compagnien im Frieden eine Compagnie bei der Fahne hat. Entsprechend verfuhr man bezüglich Reserveformationen der Feldartillerie. Hinsichtlich der Cavallerie machten die eine unerschöpfliche Hülfsquelle bietenden Kosakenheere ähnliche Maßnahmen überflüssig.

Im Jahre 1878 konnte man bereits daran denken, die höheren Verbände dieser Reserveformationen durch Bildung von 24 Reserve-Infanterie-Divisionen vorzubereiten. Von diesen entfielen wieder neun, also $^3/_8$ des Ganzen auf die drei westlichen Militärbezirke, deren Besatzung nunmehr an Infanterie-Divisionen allein 28 ausmachte, d. i. fast $^4/_{10}$ des Gesammtbetrages, dazu die starke Cavallerie, welche die Hälfte des gesammten Bestandes an regulären Formationen erreichte.

Wenn derartige Rüstungen nach einem glücklich beendeten Kriege erfolgten, so mußten sie den beiden Grenzmächten um so bedrohlicher erscheinen und zu Gegenmaßregeln auffordern. Man kann die Weisheit der beiden Monarchen und ihrer leitenden Staatsmänner nicht genug bewundern, welche es verstanden haben, durch innige Verkettung der Geschicke ihrer Staaten ihren Völkern für eine Reihe von Jahren schwere Opfer zu ersparen, die bei weiterer Vereinzelung jedes der beiden Völker alsbald zur Sicherung seiner Existenz hätte bringen müssen. Doch leider nur eine Reihe von Jahren wie wir heute wissen.

Die Verstärkung der russischen Wehrmacht ist seit dem Abschluß des Bündnißvertrags zu damals nicht geahnten Dimensionen weiter gediehen. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ist ohne Hinderniß gelungen, selbst in Theilen des Reiches, welche der Civilisation ferner liegen. Bereits kann die Errichtung kaukasischer Truppen beginnen und wird es binnen Kurzem überflüssig werden, Theile der Operationsarmee dort dauernd festzulegen. Ein jährliches Rekrutencontingent von fast einer Viertelmillion mit je nach dem Bildungsgrad der Wehrpflichtigen zweckmäßig abgegrenzten Präsenzzeiten (ein bis sechs Jahre im stehenden Heere, gesammte Dienstverpflichtung für dasselbe 15 Jahre, demnächst noch fünf Jahre im Landsturm, für Nichtgediente 20 Jahre in letzterem) unter gleichzeitiger Anwendung des französischen Modus der deuxième portion liefert eine unversiegbare Quelle der Heeresverstärkung. Noch entspricht jenes Contingent bei weitem nicht dem, was eine Bevölkerung von neunzig Millionen zu leisten vermag, werden doch jährlich eine halbe Million Wehrpflichtiger direct dem Landsturm überwiesen, deren Einstellung in das Heer sich aus finanziellen Gründen verbietet. In dieser Sachlage muß man eine fortdauernd wachsende Gefahr für das übrige Europa erblicken, so lange Rußland keiner anderen als einer autokratischen Staatsverfassung fähig ist.

Nun hat aber die russische Heeresmaschinerie seit 1879 auch in anderen Beziehungen nicht gerastet. Die Infanterie-Regimenter der Feldarmee wurden sämmtlich von 3 Bataillonen zu 5 Compagnien auf 4 Bataillone zu 4 Compagnien gebracht, was bisher nur bei einem geringen Bruchtheil (Garde- und kaukasische Truppen) der Fall gewesen war. Es stellt dies für den Frieden zwar nur eine geringe Vermehrung dar; da aber die Kriegsstärken der neuen Bataillone die gleichen sind, so ist es für den Kriegsfall einer Vermehrung um fast ein Drittel gleich zu erachten, von welcher der Löwenantheil wieder dem Westen zugekommen ist. Die alte Nikolai'sche Idee der Dragoner als berittener Infanterie wurde auf die gesammte Armeecavallerie übertragen (46 Regimenter) und im Anschluß hieran erhielten sämmtliche Regimenter der regulären Cavallerie (excl. der 4 Garde-Kürassier-Regimenter) sechs Escadrons statt der bisherigen vier, mithin eine Vermehrung um 104 Escadrons (26 Regimentern der bisherigen Zusammensetzung entsprechend). Hiervon entfielen wieder 52 Escadrons auf die westlichen Militärbezirke. Weitere Verlegungen in letztere haben seit jener Zeit stattgefunden. 1883 wurde das IV. Corps (Minsk) um eine den kaukasischen Corps entnommene Infanterie-Division vermehrt. Im Herbst 1887 wurde die 13. Cavallerie-Division aus dem Moskauer in den Warschauer Militärbezirk verlegt (wie es anfänglich hieß, wegen Futtermangels!). Es ist dies die viel genannte Division, welche den Sturm in der deutschen und österreichischen Presse hervorgerufen hat, und mit Recht, denn man durfte wohl annehmen, daß sie aus dem Verbande des XIII. Armeecorps (Moskau) entnommen, den Vorläufer weiterer Truppenverschiebungen bilde. Von der Verlegung eines kaukasischen Corps nach dem Westen war schon 1884 einmal die Rede gewesen. Vor Kurzem sind Anzeichen einer solchen Absicht erneut constatirt worden.

Außer den Heeresverstärkungen, bezüglich welcher wir an dieser Stelle nicht erschöpfend sein konnten, und den Truppenverschiebungen nach der Westgrenze hin sind es zwei weitere Momente, durch welche die russische Kriegsmacht eine im Jahre 1879 noch kaum vorherzusehende Kräftigung erlangt hat, nämlich die seitdem entstandenen umfassenden Festungsbauten in den Westdistricten und die weitere Entwickelung des Eisenbahnnetzes unter Betonung der strategischen Rücksichten, welches beides in innigem Zusammenhang steht. Im Jahre 1879 existirte im westlichen Rußland noch kein Platz, welcher den Anforderungen der Gegenwart entsprochen hätte. Heute haben wir das verschanzte Lager von Kowno mit elf großen Forts, die Bahnsperre bei Ossowetesk an der Bahn Brest-Lyk, 20 Kilometer von der preußischen Grenze, beide Anlagen ganz neu, ferner zu großen Waffenplätzen ausgebaut Nowogeorgewicz, Warschau, Ivangorod, Brest-Litowsk, das sogenannte polnische Festungsviereck, ferner Galizien zunächst das alte Michailogrod oder Luzk in der Erweiterung begriffen, in größerer Entfernung von der Grenze die Lagerfestung Kiew. Sämmtliche Plätze beherrschen wichtige Eisenbahnlinien. Noch scheinen nicht alle Bauten vollendet, ebensowenig wie ihre Armirung. Die rastlose Thätigkeit, welche man ihrer Fertigstellung, ebenso wie den Kasernenbauten und der Anlage von Magazinen in den eng belegten Westdistricten widmet, datirt nicht erst aus neuester Zeit, sie hat nur, Dank dem gesteigerten Mißtrauen in Rußlands politische Ziele, neuerdings eine vermehrte Aufmerksamkeit in den Nachbarstaaten gefunden und eine erhöhte Beunruhigung hervorgerufen.

Das Eisenbahnnetz hat in diesem Jahrzehnt bedeutende Fortschritte gemacht. Die gesammte Länge der Linien beträgt bereits an 27,000 Werst, gleich 28,800 Kilometer. Die Maschen des Netzes verengen sich in augenfälliger Weise nach der Westgrenze hin, was allerdings nicht allein aus militärisch-politischen Ursachen entspringt. Während das westliche Festungssystem der Mobilmachung der in den Grenzbezirken versammelten Truppen eine erhöhte Sicherung verleiht, wird dieselbe in Folge der wesentlich gebesserten Eisenbahnverbindungen sich in einem viel rascheren Tempo vollziehen, als man es nach

Digitized by Google

früheren Erfahrungen anzunehmen berechtigt war.*) Das Gleiche gilt für die Heranziehung der in den Militärbezirken Petersburg, Moskau, Charkow, Odessa dislocirten acht Armeecorps an die West- und Südwestgrenze des Reiches. Auch das nördlich des Kaukasus stehende 2. Kaukasische Corps verfügt über eine Bahnverbindung dahin. Die Legende von der Langsamkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches der russischen Armee bei Gelegenheit eines Krieges mit den Westnachbarn muß verschwinden. Ebensowenig sollte man ferner in unseren militärischen Werken, wie es bis in die neueste Zeit geschehen, die russischen Truppenconcentrirungen in den Westrayons a.s etwas Harmloses und Selbstverständliches hinstellen.**) Es ist zwar rit erlich, dem Gegner im Hinblick auf eine seiner Schwächen (das ist ja die große räumliche Ausdehnung Ruß.ands bei geringer Dichtigkeit der Bevölkerung noch heute) für den bevorstehenden Kampf einen Stein vorzugeben, aber nicht klug, wenn es sich um Existenzfragen handelt. In gewisser Hinsicht bilden jene Verschiebungen ja eine Art Entgegenkommens Seitens Rußlands; die Gegner haben geringere Wege zurückzulegen, um auf die Wahlstatt zu gelangen, wo die militärischen Entscheidungen fallen. Aber man vergesse nicht, auf ein Volk wie das russische, das noch so wenig von der Cultur beleckt ist, namentlich noch so wenig das Wohlleben der modernen Culturvölker sich angeeignet hat, das noch eine Art naiven Idealismus besitzt, muß man nicht die Mythe von der kurzen Dauer der künftigen Kriege anwenden, womit der Franzose sich so gern über alle Bedenken hinwegsetzt. Das russische Volk, wenn auch militärisch besiegt, ist es darum politisch noch nicht, deshalb sollte man ihm für die militärische Entscheidung wenigstens keine Vorgaben machen.

Nach dem vielbesprochenen Artikel des russischen „Invaliden" ist eine weitere Vermehrung und Verstärkung der russischen Grenzbesetzung bevorstehend. Aus der Rede des Fürsten Bismarck ist zu entnehmen, daß dies Gegenmaßregeln veranlassen wird, wenn es auch keinen Casus belli abgibt. Die wichtigste von deutscher Seite ist in Gestalt des Gesetzes betreffend Aenderungen der Wehrpflicht nebst seinen Consequenzen bereits verwirklicht. Eine weitere ist die Ergänzung des preußischen Bahnnetzes zunächst der russischen Grenze. Das ist ein Gebiet, auf welchem Rußland für's Erste die Antwort schuldig bleiben muß. Dies führt uns, nachdem wir Rußlands Stärken eine so eingehende Beachtung geschenkt, nochmals auf seine Schwächen zurück. Es ist nicht bloß des Grafen Montecuculi bekanntes Erforderniß, was zu einer erfolgreichen Kriegführung fehlt, es sind noch andere wichtige Momente hervorzuheben. Man ist in Rußland auch heute noch nicht sicher, ob Alles, was von oben herunter befohlen wird, zur Ausführung gelangt, es steht noch immer Vieles auf dem Papiere, das meinen gute Kenner der russischen Heeresverhältnisse, die man nicht als „détracteurs" derselben bezeichnen kann. Es sollen darunter nicht einmal die veröffentlichten Stärkezahlen verstanden sein. Auch die noch immer Alles beherrschende Corruption darf als ein wesentliches Hemmniß der Heeresmaschinerie im Frieden wie im Kriege betrachtet werden. Die gegnerische Seite soll nicht darauf rechnen, aber diese Hemmnisse werden nicht ausbleiben.

Es ist eben stets dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

*) Die hermetische Absperrung der Grenze entzieht vorbereitende Maßregeln der Kenntniß der Nachbarstaaten. Auf diese Weise ist ganz wohl eine ruckweise Mobilmachung und ein strategischer Ueberfall denkbar, für welche die stets kriegsbereite Cavallerie in ihrer gegenwärtigen Organisation besonders geeignet erscheint.

**) So heißt es in der sehr beachtenswerthen Studie: „Von der Weichsel zum Dnjepr" des Pseudonym Sarmaticus (Hannover 1886), welche im Uebrigen auf den Entscheidungskampf zwischen Slawen- und Germanenthum vorbereiten will, u. A.: „Die Anhäufung so großer Truppenmassen (nämlich Seitens Rußlands an den Grenzen gegen Deutschland und Oesterreich!) ist weniger eine Bedrohung der anliegenden Nachbarstaaten, als geboten durch die politischen Verhältnisse in Polen und durch die mangelhaften Transportverhä tnisse."

Auch die vertrauensvolle Unterstützung des russischen Staatscredites Seitens hervorragender deutscher Finanzinstitute war eine Harmlosigkeit, aber von gefährlicherer Natur. Ein Rückfall in diese Bestrebungen wäre eine Kurzsichtigkeit, die sich späterhin, selbst geschäftlich, bitter rächen würde.

Die Unpopularität unseres Rechtes.

Von P. Schellhas.

Das Recht ist ein Product der culturellen Entwickelung eines Volkes, es ruht mit tausend Wurzeln im Leben der Nation, es ist auf's innigste verknüpft mit dem ganzen gesellschaftlichen Organismus. Es ist selbst ein Stück nationales „Leben und Werden". Wie das Volk und sein Rechtsbewußtsein die Schöpfer alles Rechtes sind, so soll sich in der Verwirklichung dieses Bewußtseins das geistige Leben, die sittlichen Ideen, die Culturgeschichte, — mit einem Wort: die ganze historische Entwickelung der Nation wiederspiegeln.

Wenn dies der Fall ist, wenn das Recht in der That dem Erforderniß entspricht, ein lebendiger Ausdruck des Volksbewußtseins zu sein, so wird sich das darin äußern, daß es *populär* ist. Die Popularität des Rechtes ist der Maßstab dafür, in wie weit seine geltenden und fixirten Grundsätze und Formen im Rechtsbewußtsein der Nation wurzeln, und in wie weit jene fruchtbare Wechselwirkung zwischen Rechtsschaffung und Rechtspflege auf der einen Seite und den sittlichen Anschauungen und den culturgeschichtlichen Fortschritten des Volkes auf der anderen Seite stattfindet, ohne welche ein gesunder Rechtszustand nicht bestehen kann.

In den ersten Entwickelungsstadien der Völker ist das Recht stets der einfache und unmittelbare Ausfluß der Volksanschauungen: Recht ist, was Jeder instinctiv als das Richtige erkennt. Anders gestaltet sich das Verhältniß häufig mit der zunehmenden Complicirung und Vervielfä.tigung der gesellschaftlichen Einrichtungen: das Recht löst sich vielfach von dem fruchtbaren Lebensboden des Volkes los, es erstarrt und wird ein selbständiger, schwerfälliger, künstlicher Mechanismus, von dem das Goethe'sche Wort gilt:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort . . .
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage . . ."

Bei Völkern, die sich noch in jenen Anfängen der Entwickelung befinden, oder bei denen das Recht auch später noch nicht aufgehört hat, eine unmittelbare Schöpfung des Volksgeistes zu sein, ist es denn auch in Wahrheit und im besten Sinne populär. Man braucht nur an das classische und ganz besonders das römische Alterthum zu denken, man braucht nur irgend einen der römischen Schriftsteller in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, welche Volksthümlichkeit das Recht unter solchen günstigen Verhältnissen genießt. Ueberall finden wir in den Erzeugnissen der römischen Literatur, ob sie nun historischer, philosophischer oder selbst poetischer Art sind, rechtliche Einrichtungen und Förmlichkeiten erwähnt, als Dinge, die Jedermann kennt, und die Jedem geläufig sind; juristische termini technici werden so häufig und ohne jeden Anschein des Gesuchten oder Fremdartigen gebraucht, daß man an ihrer allgemeinen Verständlichkeit nicht im geringsten zweifeln kann. Ja selbst das wählerische Sprachgefühl und der feinere Schönheitssinn der Dichtkunst widerstrebte bei den Römern, wie schon erwähnt, dem Gebrauch solcher juristisch-technischer Ausdrücke und der Erwähnung rechtlicher Institute nicht: es waren das eben Dinge, die dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen, — oder noch richtiger: die aus seinem Fleisch und Blut *hervorgegangen* waren. Wie sehr das Recht der großen Menge und dem gemeinen Manne geläufig war, zeigen auf's klarste die Lustspiele des Plautus, die an juristischen Anspielungen überreich sind. Da hören wir Leute aus dem

Digitized by Google

Volke, selbst Sclaven, in der gewöhnlichen Unterhaltung von rechtlichen Begriffen und Einrichtungen sprechen, die offenbar unter den betreffenden Volksklassen ebenso alltäglich und bekannt waren, wie unter den zuschauenden Theaterbesuchern; mehr oder weniger triviale Wortspiele und Wortwitze, nach Art derjenigen, die in unseren heutigen Possen auf die Lachmuskeln des Publikums wirken, werden an Förmlichkeiten und Terminologie der Rechtspflege angeknüpft: kurz, das Recht erscheint als populäres Gemeingut der Nation, nicht als eine für den Laien unverständliche, gegen das alltägliche Leben sich vornehm abschließende Wissenschaft mit einem künstlichen Apparat überflüssiger und nur dem Eingeweihten zugänglicher Fremdwörter.

Aehnlich lagen die Verhältnisse in den kleinen griechischen Staatswesen, deren Kleinheit eben gerade dazu beitrug, die Rechtseinrichtungen populär zu erhalten, da der Antheil des Einzelnen an denselben ein um so größerer war. So bieten beispielsweise die „Wespen" des Aristophanes ein ähnliches Bild aus dem griechischen Volksleben, wie die Lustspiele des Plautus aus dem römischen: ja, der dramatische Satiriker richtet hier seinen Stachel sogar gegen die allzu große Popularität des Rechtes und die zu einem Sport ausgeartete Proceßlust seiner Mitbürger.

Daß auch bei unseren Voreltern in der mittelalterlichen Zeit, vor Reception der fremden Jurisprudenz, sich das Recht allgemeiner Bekanntschaft und Popularität erfreute, zeigen uns, um nur das eine anzuführen, unsere deutschen Rechtssprichwörter, in denen sich in prächtiger Weise jene erfreuliche Wechselwirkung von Recht und Sitte, Volksanschauung und Rechtsverwirklichung äußert. Nicht nur die einfacheren Verhältnisse waren es, die das Recht populär erhielten, sondern vor Allem die lebendige Antheilnahme des Volkssinnes an Recht und Rechtsprechungen als Schöpfungen eigenen Geistes und echt nationalen, volksthümlichen Einrichtungen. — —

Wie liegen die Verhältnisse nun heutzutage bei uns? Man muß leider sagen: unser Recht ist äußerst unpopulär! Wir haben nach langen und schweren Anstrengungen glücklich jenen trostlosen Zustand überwunden, in dem unser Recht nach der Aufnahme der römischen Jurisprudenz so lange versteinert gelegen hat, wir schreiten rüstig vorwärts auf der Bahn einer deutsch-nationalen Rechtsentwickelung, die sich dem großartigen Maßstabe der Dinge, dem gewaltigen Aufschwung, der inzwischen eingetreten ist, anpassen soll, — aber dem allgemeinen Verständniß, dem Volksbewußtsein ist unser Recht noch immer, leider Gottes, äußerst fremd, es ist bei Weitem noch nicht hinreichend in's Leben eingedrungen, und die große Masse — nicht nur der Ungebildeten — steht ihm gegenüber wie einem unverständlichen, schwierigen System, einer Berufswissenschaft, die dem Laien so fern liegt, wie etwa die Heilkunde dem Nichtmediciner, die Sprachforschung dem Nichtphilologen. Der praktische Jurist hat alle Tage Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. So trifft man in weiteren Kreisen des Volkes nicht selten auf eine völlige Unbekanntschaft mit den Grundsätzen und dem Apparat unserer Strafrechtspflege; über die Bedeutung der einzelnen Factoren, wie Staatsanwaltschaft, Untersuchungsrichter, Vertheidiger, Gerichtshof, herrschen mitunter die confusesten Vorstellungen. Und doch ist es gerade die Strafrechtspflege und besonders die Strafproceßverhandlungen, die noch am meisten das allgemeinere Interesse zu erwecken pflegen. Weit unpopulärer ist unser Civilproceßrecht, und bei dem „bürgerlichen" Recht (wenn es doch so recht „bürgerlich-volksthümlich" wäre!) hört die Popularität gänzlich auf, und man wird eine ganze Anzahl gebildeter Leute antreffen, denen überhaupt nicht genau bekannt ist, welches Recht denn bei uns gilt. Alles in Allem: unser Recht ist unpopulär! Gewiß gibt es in der Bevölkerung einzelne Kreise, unter denen das Recht — aber meist nur ein bestimmter, eng begrenzter Theil desselben — eine gewisse Volksthümlichkeit genießt, aber solche Einzelerscheinungen sind selbstverständlich bei Weitem nicht identisch mit jener wahren Popularität, die nicht in der allgemeinen Kenntniß einzelner Rechtsnormen besteht, sondern in der Aufnahme der leitenden Gedanken, der fundamentalen Grundsätze in das Volksbewußtsein.

Ueberdies beobachtet man vielfach selbst in Kreisen, bei denen man denn doch eine gewisse allgemeine Kenntniß bestimmter Rechtsgebiete erwarten sollte, eine auffallende und bedauerliche Unkenntniß des geltenden Rechtes. So kann man durchaus nicht sagen, daß beispielsweise in unserem Kaufmannsstande das Handelsrecht genügend populär ist. Gewiß ist das eine Materie, die jedem gebildeten Kaufmann bis zu einem gewissen Grade geläufig sein sollte, über die er jedenfalls stets in der Lage sein sollte, sich selbst im Gesetzbuch zu informiren. Aber auch hier fehlt es an der nöthigen Volksthümlichkeit, auch das Handelsrecht wird zu sehr als eine Fachwissenschaft, ein ausschließliches Arbeitsfeld für den Berufsjuristen angesehen. Wohl sind die üblichen Verkehrsgrundsätze und die kaufmännischen Usancen bekannt, denn sie bilden einen integrirenden Theil des handelsgeschäftlichen Betriebes; aber sobald eine Frage rechtlicher Natur entsteht, die einigermaßen über das alltäglich vorkommende hinausgeht, pflegt sich der Kaufmann an einen Rechtsanwalt zu wenden, obgleich die Frage nicht selten so einfacher Art ist, daß er sie durch Nachschlagen im Gesetzbuch sofort selbst entscheiden könnte, — wenn das Gesetz eben so populär wäre, wie es sein sollte. Gerade auf diesem Gebiete könnte viel geschehen, wenn in kaufmännischen Lehranstalten ein größeres Gewicht als bisher auf die Kenntniß des Handelsrechtes gelegt würde. —

Die Gründe dieser Unpopularität unseres Rechtes sind verschiedenartig und zum großen Theil recht leicht erkennbar. Die wichtigste und älteste Ursache ist offenbar die Mannigfaltigkeit und die territoriale Zersplitterung unseres Rechtes. Da leiden wir an den Nachwehen jahrhundertelanger Krankheit! Die zahlreichen Gesetzgebungsfactoren in Deutschland, die vielen Particularrechte, zu denen schließlich noch ein besonderes Reichsrecht gekommen ist, — alle diese Dinge sind nicht geeignet, dem Volke die Verständlichkeit des Rechtes zu erleichtern. Hätten wir nur seit ungefähr einem Jahrhundert ein einiges Deutschland und ein einheitliches Recht, wie ganz anders sähe es heutzutage in dieser Beziehung aus! Dem gemeinen Manne ist es überhaupt nicht verständlich, wie es möglich ist, das dasjenige, was etwa in der Mark Brandenburg „Recht" ist, in der Rheinprovinz „Unrecht" sein kann; die künstlichen staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse, deren Folge die Zerstückelung unseres Rechtes ist, sind dem Volksbewußtsein fremd und unzugänglich. Glücklicherweise gehen wir jetzt besseren Zuständen entgegen! Wir sind im Begriff zu einer Einheitlichkeit des deutschen Rechtes zu gelangen, unsere Reichsgesetzgebung vervollständigt sich mehr und mehr, und unser neues bürgerliches Gesetzbuch ist im ersten Entwurf fertig. So stehen wir denn jetzt in einem Uebergangsstadium, und damit ist leider ein zweiter wichtiger Grund der Unpopularität unseres Rechtes gegeben.

Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Uebergangszustand nicht geeignet ist, die Volksthümlichkeit des Rechtes zu befördern. Eine sehr wichtige Rolle bei der Aufnahme des Rechtes in das Volksbewußtsein spielen die Formalitäten und die Terminologie. In diesen Aeußerlichkeiten macht sich der Volksgeist das Recht anschaulich, in ihnen verkörpert er sich den rechtlichen Begriff und die rechtliche Handlung, das Rechtsgeschäft; mit diesen Aeußerlichkeiten ist er denn auch ungemein conservativ. Wenn aber nun Formalitäten und Terminologie wechseln, wenn mit neuen Gesetzen neue Bezeichnungen für alte Dinge in größerem Umfange erfunden werden, wenn alte Rechtsacte mit neuen Formalien umkleidet werden, so wird nothwendiger Weise für's Erste das Recht dem Volke entfremdet, es wird ihm auf längere Zeit hinaus unverständlich. So sehr auf der einen Seite das jetzt herrschende Bestreben, die Fremdwörter aus der juristischen Terminologie zu entfernen, gebilligt werden muß, so sehr ist doch auch auf der anderen Seite Schonung und Vorsicht zu empfehlen. Ein gutes Wort ist schnell und leicht erfunden, aber schwer und langsam dringt es in das Volk!

Digitized by Google

So ist es denn leicht erklärlich, daß selbst die Aeußerlichkeiten unserer Rechtspflege in weiteren Kreisen des Volkes mangelhaft bekannt sind. Um sich davon zu überzeugen genügt ein Blick in diejenige Literatur, deren Leserkreis das große Publikum ist, populäre Bücher, Zeitschriften, Journale und dergl. Da finden sich nicht selten die merkwürdigsten Irrthümer sowohl in Bezug auf die illustrative Darstellung von gerichtlichen Acten, Proceßverhandlungen, als auch in der textlichen Beschreibung solcher Vorgänge, — Irrthümer, aus denen man deutlich sieht, daß der ganze Gegenstand dem großen Publikum ebenso fern liegt, wie etwa die praktische Medicin: man denkt: „Der Himmel bewahre uns vor der näheren Bekanntschaft dieser Dinge; kommen wir aber doch einmal in die unangenehme Lage, so werden wir die Sache leider früh genug kennen lernen!“ Daß diese geringe Volksthümlichkeit nicht etwa eine nothwendige Folge unserer modernen Lebensverhältnisse ist, daß es ganz gut anders sein kann, lehrt uns ein Vergleich mit fremden Nationen, lehrt uns zum Beispiel eine Betrachtung der populären Literatur Englands.

Daß endlich auch besonders diejenigen, die das meiste Interesse am Recht haben, die Rechtsuchenden, die Proceßparteien, im Allgemeinen dem gelehrten Recht völlig fremd gegenüber stehen, ist kein Wunder. „Die Sprache des gemeinen Mannes hat für diesen Zustand bezeichnende Ausdrücke“, sagt von Kirchmann in einer übrigens mehr als Curiosität interessanten Schrift: „Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft“ (Berlin, 1848), die aber doch manches Treffende enthält. „Fragt man einen Bauer, wie es mit seinem Processe stehe, so ist die Antwort „Er schwebt noch“, ein vortreffliches Wort für den schleichenden Fortgang der Sache, die völlige Unverständlichkeit desselben für die Partei. Hat der Bauer den Proceß verloren, so sagt er nicht „Ich habe Unrecht gehabt“, sondern „Ich habe verspielt“. —

Die vorliegenden Bemerkungen sind selbstverständlich nur einige Einzelheiten aus der Fülle von Material, die sich zu dieser Frage beibringen ließe. Beobachtungen aus dem täglichen Leben bestätigen das Gesagte. Eine Besserung ist hier nur von der Zeit zu erwarten: langsam und allmählich wird unser neues Recht, dessen Schaffung die Aufgabe unserer Generation ist, in das Volksverständniß übergehen und populär werden, und eine ferne Zukunft wird, wenn die Rechtsordnung ungestört bleibt, einst die Früchte ernten. Eine erfreuliche Hoffnung kann man in dieser Beziehung an unsere neuen Proceßeinrichtungen knüpfen, die das Laienelement zur Rechtsprechung heranziehen: die Geschwornen- und Schöffengerichte, die Handelsrichter. Hier ist der Boden, auf welchem hoffentlich die Volksthümlichkeit des deutschen Rechts Wurzel schlagen und wachsen wird, und von solchen Gesichtspunkten aus ist es nur zu wünschen, daß diese Institute den Anfeindungen, die hin und wieder gegen sie in's Werk gesetzt werden, kräftig widerstehen mögen.

Leider finden sich noch immer Vertreter des Juristenstandes, die dazu neigen, das Recht hinter dem mystischen Schleier einer vornehmen und exclusiven Berufswissenschaft zu verstecken, von der das „profanum volgus“ der Laien möglichst fern zu halten ist. Und so mag denn wohl der Eine oder der Andere mit wenig Wohlwollen herabblicken auf den Laien, der ihm als Schöffe oder Handelsrichter beigesellt ist, und er mag wohl geneigt sein, bei jenem das durchbohrende Gefühl der „ignorantia juris“ voraussetzend, ihn als eine recht überflüssige Einrichtung zu betrachten. Demgegenüber sei denn aber doch daran erinnert, daß mit dem Schöffen, dem Geschworenen, dem Handelsrichter die lebendige Anschauung unseres Rechtsorganismus hinaustritt in die Nation, und daß auf diesem Wege jene erfreuliche Antheilnahme des Volksbewußtseins an unseren Rechtsinstitutionen und die wünschenswerthe Wechselwirkung zwischen beiden Factoren theilweise wenigstens verwirklicht wird, ein Verhältniß, dessen Gipfelpunkt die Popularität des Rechtes ist. „Um dies zu erreichen,“ sagt Beseler in seinem „Volks- und Juristenrecht“, „genügt aber nicht die Erhebung der Jurisprudenz zur freiesten wissenschaftlichen Bewegung, auch in der Rechtsanwendung, in der Praxis des täglichen Lebens muß sich derselbe Sinn bewähren, welcher auch jetzt noch im Volke den ursprünglichen Träger alles Rechtes nicht verkennt, und wie der Jurist in den Ständeversammlungen neben den anderen Geschäftsmännern sitzend, die Gesetze einer gemeinschaftlichen Berathung und Beschlußfassung unterzieht, so muß er auch bereit sein, die Stimme des schlichten Rechtsgefühles und der Erfahrung in den Gerichten gelten zu lassen und nicht nur sein angeschultes Wissen, sondern auch die in den Lebensverhältnissen ruhende Norm zur Anwendung zu bringen.“

Literatur und Kunst.

Neue indische Forschungen.

Von Friedrich von Hellwald.

Seit langem schon ist Indien eines der Länder, welche das Interesse der Forscher, der Reisenden, der Künstler und Dichter am Lebhaftesten angeregt haben.

Bisher beschränkten sich freilich die geschichtlichen Studien der europäischen Gelehrten über Indien so ziemlich auf das Uebersetzen von Sanskriturkunden. Aber das Sanskrit ist für die Hindu seit Jahrhunderten eine todte Sprache, daher völlig unzulänglich, einen Einblick in den Gang ihrer Entwickelung zu verschaffen. Die Geheimnisse, an welchen die indische Literatur so reich ist, können bei dem Mangel an anderweitigen geschichtlichen Anhaltspunkten am Besten wohl nur durch die Erforschung der alten Stadtruinen, der Schnitzereien an Palästen und Pagoden erschlossen werden. In diesen steinernen Büchern, welche nicht zu lügen verstehen, hat sich der Sinn des Volkes unversehrt erhalten. Es war daher ein glücklicher Gedanke der französischen Regierung, eine eigene Commission von Fachgelehrten auszusenden, welche die weite Halbinsel Indiens nach allen Richtungen durchreisten mit der besonderen Aufgabe, die alten Culturdenkmale zum Gegenstande ihres Studiums zu machen. Ein Mitglied dieser Commission, Dr. Gustave Le Bon, in anthropologischen Kreisen längst schon rühmlichst bekannt, hat uns nunmehr mit einem prächtig ausgestatteten Buche*) beschenkt, in welchem die wichtigsten Ergebnisse der in Indien angestellten Forschungen niedergelegt sind. Durch dieselben werden unsere bisherigen Anschauungen in vielen Punkten nicht nur wesentlich berichtigt, sondern es zeigt sich, daß auf Grund eines eingehenden Studiums der zahlreichen, über ganz Indien zerstreuten Baudenkmäler wir vielfachen, bisher gehegten Vorstellungen völlig entsagen müssen. Le Bon's Ausführungen gewinnen desto mehr an Gewicht, als es ihm vergönnt war, als erster Europäer das bisher geheimnißvolle Nepál zu bereisen**), ein Gebiet, welches den Schlüssel zu gar manchen, bislang mißverstandenen Erscheinungen enthält.

Seitdem die vergleichende Sprachforschung das Bestehen einer Gruppe zusammengehöriger Sprachen erwiesen, welche insgemein als die indogermanische bezeichnet wird, erwuchs allmählich auch der Gedanke an eine gemeinsame Abkunft aller derjenigen Völker Europas und Asiens, welche heute sich noch im Besitze dieser indogermanischen Sprachen befinden. Als indogermanisches Urvolk nennt man die Arier; sie sollen, von ihren geheimnißvollen Ursitzen ausziehend, die Stammväter aller heutigen Indogermanen sein. So gelangte man dazu, auch von arischen Völkern zu sprechen. Zu diesen gehörte bekanntlich die überwiegende Mehrzahl der Europäer. Den Wahn der ethnischen Gemeinsamkeit der Arier zerstört nun der französische Forscher. Er zeigt und betont, man darf wohl sagen mit Recht, daß zwischen den indogermanisch redenden

*) Dr. Gustave Le Bon, Les Civilisations de l'Inde. Paris, 1887.

**) Die bisherigen britischen Residenten in Katmandu durften sich aus ihrem sehr eng begrenzten Bezirke nicht entfernen.

Digitized by Google

Europäern und den sogenannten Ariern Asiens durchaus kein Zusammenhang bestehe. Aber auch in Indien selbst spielt dieses arische Urvolk lange nicht die große Rolle, welche man ihm bisher zuweisen wollte. Die Urheimath der asiatischen Arier, deren Sprache längst verklungen, sucht Dr. Le Bon auf den Hochflächen Erans. Von dort aus mögen sie in grauer Vorzeit hinabgezogen sein in die heißen Tiefländer des Indus und der Gangâ. Sie waren aber nur wenig an Zahl, ein zwar kräftiges, aber kleines Volk, von dem auch in Indien fast keine Spuren mehr vorhanden sind. Von ihren ältesten Zuständen läßt sich so gut wie nichts berichten; doch darf man annehmen, daß sie ein einfaches Hirtenvolk gewesen. Wir lernen sie erst kennen, als sie das Tiefland des Indus betreten. Aber dort haben sie kein einziges Steindenkmal hinterlassen und nichts deutet darauf hin, daß sie jemals ein solches errichtet hätten. Ihr einziges Erbstück ist eine ausgedehnte Encyclopädie religiöser Schriften: der sogen. Veden. Diese gehören aber schon einer weit vorgerückteren Zeit an. Denn dreist darf man behaupten, daß es niemals und unter keiner Breite schlichte Hirten gegeben, welche Werke, wie jene der Veden, zu schaffen fähig gewesen wären. Darin ist Alles künstlich und stammt sichtlich von schon verfeinerten Dichtern und Theologen. Die Gesittung, welche sich aus den Veden enthüllt, ist nicht mehr jene der Urzeit, sondern die eines Volkes, welches schon eine lange Vergangenheit hinter sich hatte.

Es ist natürlich nicht möglich, hier, wenn auch nur annähernd, in gedrängtestem Rahmen einen Ueberblick von dem reichen Inhalt des Le Bon'schen Buches zu geben. Ich beschränke mich daher auf jenem Gebiete, wo es die interessantesten Aufschlüsse enthält, die wichtigsten Punkte hervorzuheben. Es ist dies die religiöse Entwickelung der Hindu. Was die ältesten Arier, d. h. die Arier der Vedenzeit betrifft, so waren ihre religiösen Vorstellungen ziemlich verschwommen. Keine göttliche Persönlichkeit war bei ihnen genau bestimmt. Der Gott, von welchem eine Hymne spricht, ist stets der wichtigste. Aber immer nur so lange man von ihm spricht. Schon auf der nächsten Seite gewinnt eine andere Gottheit die Oberhand. Die arischen Hymnen schweben also zwischen den verschiedenartigsten religiösen Vorstellungen: Anbetung der Naturkräfte, Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus — Alles findet sich darin. Unter den unzähligen Göttern, von welchen sie sprechen, tritt namentlich Agni, die Verkörperung des Feuers, hervor; später auch Indra, König des Himmels.

Aus diesem verworrenen religiösen Chaos lassen sich als die hauptsächlichsten etwa die nachstehenden Vorstellungen herausschälen: Anbetung der Naturkräfte; Verkörperung dieser Kräfte unter dem Namen von Gottheiten; Glaube an die Unsterblichkeit der Seele; Ahnendienst; die Neigung Natur, Menschen und Götter *einem* Gotte zu unterstellen, der mächtiger ist als alle anderen, gemeiniglich Indra; endlich die beständige Materialisation der Religion, welche letztere auf den einfachen, selbstsüchtigen Austausch von Gaben zwischen Göttern und Menschen hinausläuft. Der Begriff der Sünde ist in den Veden kaum angedeutet, die Moral wenig entwickelt.

Als die Gesittung der arischen Eindringlinge aus dem Becken des Indus allmählich in jenes des Ganges wanderte, erlitten im Laufe der Zeit natürlich auch die religiösen Vorstellungen neue Wandlungen. Le Bon unterscheidet die Periode, in welche wir jetzt treten werden, von der vorhergehenden vedischen, als die brahmanische. Sie mag drei oder vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung den Höhepunkt ihrer Entwickelung erklommen haben. Ihren Ausdruck findet sie in dem Gesetzbuche Manu's. In der Theorie blieb die Religion immer noch die der Veden; sie sind die heiligen Bücher, deren Autorität beständig angerufen wird. Die alten Götter des vedischen Pantheons bestehen immer noch, aber die Vorstellungen haben schon tiefgehende Veränderungen erlitten. Ritus und Opfer gewinnen eine derartige Wichtigkeit, daß man sagen kann, die ihnen zugemuthete magische Kraft sei jener der Götter selbst überlegen geworden. Die alten Götter aus dem Rigveda, welche erst später bestimmte Formen in den Gestalten von Siva und Wischnu annehmen sollten, haben noch verschwommenere Umrisse als in den vedischen Zeiten. Der Begriff der Seele ist nicht getrennt von der Gottesidee. Diese gipfelt in Brahma, das Heilige, worin die Einheit des Gottesgedankens erreicht wird. Doch blieb der Indier weit entfernt von dem Begriff des persönlichen Gottes, wie ihn etwa das Christenthum lehrte.

Brahma ist nur die Weltseele, das Leben, das sich durch die ganze Natur hindurch zieht, Schöpfer der Natur und Natur zugleich. Er hat die Welt nicht mit freiem Willen durch sein allmächtiges Schöpferwort geschaffen, sondern sie ist aus ihm hervorgegangen; zuerst die alten Götter, dann die Geister der Luft, dann die Priester, dann die Krieger, dann die Bauern und Handwerker, dann die Sclaven, dann die Thiere, Pflanzen, Kräuter und Steine. So ist die Stufenleiter der Stände, welche sich im Laufe der Dinge gebildet hat, als göttliche Ordnung festgestellt. Alles ist aus Brahma ausgegangen, Alles muß wieder in ihn zurückkehren. Das Princip der Seelenwanderung, das Grunddogma aller religiösen Secten Indiens und die Lehre vom Karma, wornach die Aufführung, der Wandel des Menschen während dieses Lebens die Umstände bestimmt, unter welchen er wieder geboren wird, werden in klarster Weise in dem Gesetze Manu's auseinandergesetzt. Wer nach diesem Leben zu Brahma eingehen will, muß sich ganz losschälen von dieser Welt, seine Sinnlichkeit ganz unterdrücken, seine Selbständigkeit ganz aufgeben; das Studium der Veden und die Betrachtung des höchsten Wesens sei sein einziges Geschäft, dann geht seine Seele in Brahma ein und wird mächtig über die Natur und Götter; er wird selbst Brahma und nicht wiedergeboren werden.

Die überwältigende Macht der indischen Natur, der gegenüber die Menschen bald erlagen, trug wohl nicht wenig zum Siege dieser Lehre bei. Aber der Hang des Nachdenkens, gefördert durch das Klima der warmen Länder, wo die Natur leicht hinweghilft über den Erwerb der Nothdurft und die heißen Tagesstunden ohnehin körperliche Anstrengungen verhindern, daher die Gelegenheiten zu inneren Vertiefungen viel reichlicher sind, mußten zur wahren Folterung der Gemüther werden bei den Indern, denen ein endloses Echo von Wanderungen der Seele zu drohen schien. Auf dem Hindu lastete als Judasqual die Vorstellung einer rastlosen Erneuerung ohne Rettung, daß sie jemals stille stehen könnte und seine geängstigte Phantasie sah in schrecklichen Zahlenausdrücken eine Zeit vor sich ohne Grenzen, die mit jedem Schritt in ihre Tiefe auch ihren Horizont um einen Schritt vorwärts schob. Da erstand den geängstigten Gemüthern ein Retter, ein Erlöser in der Gestalt Buddha's. Die Stimme des großen Reformators erweckte eine Religion der Barmherzigkeit und der Liebe, welche alle Lebewesen ohne Ausnahme, nicht den Menschen bloß, auch die Thiere umfaßte.

Das Leben des Mannes, welchen 500 Millionen Menschen heute noch verehren, ist uns nur in sagenhaftem Schleier bekannt. Die Aehnlichkeiten seiner Erscheinung, wie seiner Lehre mit Christus und dem Christenthume sind längst wiederholt betont worden. Wie Christus ward Buddha von einer Jungfrau geboren und seine Ankunft auf der Welt war wunderbar vorausgesagt. Buddha, dessen wirklicher Name Gautama und dessen Zuname Sâkjamuni war, gehörte zu königlichem Geschlechte, wie Christus angeblich zu jenem Davids. Der Entwickelungsgang beider, anscheinend verschieden, führte doch zu den nämlichen Zielen. Buddha's Geschichte ist zum großen Theil nichts als eine Anpassung älterer Mythen. Seine Lehre kann man, wie das Christenthum, als eine Auswahl aus schon früher vorhandenen Dogmen und Sätzen betrachten. Im Wesen haben beide Religionen noch mehr Aehnlichkeiten als in der Form. Beide lehrten Barmherzigkeit, Gleichheit, Entsagung, beide legten die Sünde ebensosehr in die Absicht, als in die Thaten; beide gaben klösterlichen Orden ihre Entstehung; beide haben durch den nämlichen Geist, mit den nämlichen Mitteln Millionen Menschen erobert. Die eine hat das Abendland, die andere das Morgenland wiedergeboren; sie sind nur zwei Seiten eines und desselben Grundereignisses in der moralischen Geschichte der Welt. Gautama, der Königssohn,

Digitized by Google

geboren in Kapilavastu südlich von Nepál etwa 5. Jahrh. v. Chr., wurde erfaßt von dem unbesieglichen Wunsche die Quelle des mit allen menschlichen Wesen verbundenen Schmerzes zu entdecken und ihm Abhülfe zu bringen. Sein Verlangen führte ihn zur Entsagung auf die Güter dieser Welt. Er verließ sein Weib, seinen neugeborenen Sohn, seinen alten Vater, seine Paläste, Diener und Schätze, ähnlich wie wir in den Evangelien solches von den ersten Anhängern Christi fordern hören, und lebte namentlich von milden Spenden in der Einsamkeit. Dort trat, wie Satan an Christus, der Versucher an Buddha heran; wie Christus, vernahm er himmlische Stimmen. Als Ergebniß seiner tiefsinnigen Betrachtung erkannte er, daß im Grunde alles Uebels die Begierde, an seinem Gipfel die Täuschung wohne. Der Mensch strebt nach Allem und doch gibt es nichts als eitle Truggebilde.

Das Heil besteht also darin, die Begierde in uns zu ertödten. Wenn aber Sâkjamuni nichts als philosophische Gedanken der Welt gebracht hätte, sein Name wäre wohl niemals bekannt geworden. Philosophische Erörterungen bewegen nur schwer die Mengen; bloß die Stimme des Gefühls vermag auf sie zu wirken. Wie Christus, verstand und theilte Buddha das Leiden der Menschen und lehrte sie den Werth der Barmherzigkeit und der Hoffnung. So erscheint Buddha in der Sage. Seine Religion aber müssen wir betrachten, nicht so wie er sie zuerst in die Welt gepredigt, sondern so wie seine Jünger sie verstanden und später festgesetzt haben, so wie sie uns in den Büchern erscheint, welche diese hinterließen. Aehnlich ist in culturgeschichtlichem Sinne ja auch unser Christenthum nicht nach der von seinem Stifter gepredigten Lehre, sondern nach dem zu beurtheilen, was seine Jünger und deren Nachfolger daraus gemacht haben.

Die bisher gehegten Vorstellungen über den Buddhismus bewegten sich vielfach auf falschen Bahnen. Nun glaubte in demselben ein von der alten Brahmalehre völlig verschiedenes Glaubenssystem erblicken zu müssen. Dem ist nicht so. Es war nicht eigentlich eine neue Religion, welche Buddha der Welt brachte. Wie Christus brachte er nur eine neue Moral. Wie Christus besaß er ein einziges Dogma: Wie jener nichts anderes begehrte als die Liebe der Menschheit, so predigte Buddha nichts anderes als die Nichtigkeit der Welt. In der Praxis stürzte er nichts um, bekämpfte er nichts. Er ließ den Brahmanismus mit seinen Göttern und seinen Kasten unangetastet, nur gestalteten sich die Götter und die Dämonen der Brahmanen bloß mehr zu ephemeren, unablässig wandelnden Formen, welche früher oder später zu dem höchsten Zustande der Vernichtung gelangen sollten. In gewissem Sinne nimmt auch der Buddhismus die alte Seelenwanderung an. Allein so wie das Licht einer Kerze zuletzt zu Ende geht, so gibt es, wenngleich erst nach vielen Wanderungen ein Ende des Lebens. Dieses Ende nennt er Nirvana, das Ende einer Reihe von Existenzen, jener Zustand, welcher in keinem Verhältniß zum Stoff, Raum oder Zeit steht, welchen die verschwindende Flamme der ausgelöschten Kerze erreicht hat; der höchste Zweck sei das — Nichts. Der Uebergang von einem niederen in einen höheren Zustand wurde bestimmt durch das Karma, d. h. durch die Gesammtsumme aller Handlungen, aller Worte und Thaten des Wesens während eines dieser Leben; endlich wird das Wesen Mensch, dieser vervollkommnet sich zum Mönch, dann zum „Bodhisatra", endlich zum Buddha, wornach das Wesen in den Zustand ewiger Ruhe und Nichtigkeit zurückfällt, aus welcher die Begierde es hervorgerufen. Wie man sieht hat also der Buddhismus die Lehre vom Karma mit dem alten Brahmanenglauben gemein, nur ist im Buddhismus die Moral eine weitaus höhere. Wie das Evangelium brandmarkt Buddha als Mörder denjenigen, welcher dem Nächsten übel will, als sündhaft Jenen, der nach der verbotenen Frucht auch nur in Gedanken strebt. Der Fundamentalunterschied zwischen Brahmanismus und Buddhismus wurzelt in des letzteren heiligem Eifer für Barmherzigkeit und Nächstenliebe, in der Demuth, Sanftmuth und allgemeinen Duldsamkeit der neuen Lehre.

Materielle Ursachen waren es, welche der Verbreitung des Buddhismus in Indien zur Hülfe kamen. Der ganze Norden der Halbinsel war zwei und ein halb Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zu einem einzigen Reiche unter König Asoka geeinigt. In einer absoluten Monarchie genügt es, daß der Herrscher einer neuen Lehre sich zuneige, damit sie dort auch Wurzel fasse und sich ausbreite. Genau dasselbe trug sich im Römerreiche zu als Constantin zum Christenthume sich bekehrte. Asoka war der buddhistische Constantin Indiens. Die spätere buddhistische Kirche mit ihren religiösen Genossenschaften, ihrer Beichte, ihren Reliquien, ihrem Gott gewordenen Buddha, hat zu Asoka's Zeiten so wenig bestanden, wie anfänglich das Christenthum in seiner späteren Form. Die Legende von Buddha war noch nicht im Umlauf; die einzige Umwandlung, welche sich an die Regierung jenes Fürsten knüpft, war die Umwandlung der Moral. Allgemach ward aber der Buddhismus, ganz so wiederum wie das Christenthum späterer Zeiten, ein regelrechter Cultus mit seinen Göttern, Ceremonien, seinem Gottesdienste und seiner Philosophie. Unglückseliger Weise für seinen endlichen Triumph besaß er selbst keine Gottheiten; ohne solche insbesondere der Anbetung der Menge zu bieten, welche deren nicht entbehren kann, ließ er alle jene der Brahmanenzeit bestehen. Vergeblich stellte er sie tiefer als den Frommen, tiefer insbesondere als den in den Zustand des Buddha gelangten Menschen. Die Menge der alten Götter verlor aber nur in schwachem Grade ihre Rechte in dem gläubigen Geiste der Massen; ähnlich lebten ja die alten Heidengötter noch lange auch unter christlichen Formen fort. Ein Jahrtausend später war es diese Fülle von Göttergestalten, welche den Buddhismus auffchlürfte und erdrückte, welche ihn zwang, wieder mit dem Brahmanismus, aus dem er hervorgegangen, sich zu verschmelzen.

Der Zustand, welcher am besten auf jenen eines Buddha vorbereitet, ist jener des Mönches. Daraus erwuchs ein mönchisches System, welches, wie in den ersten christlichen Jahrhunderten, bald ganz Indien mit Klöstern bedeckte. Alles, was am Dasein klebt, zerstören, indem wir uns von jedem irdischen Ziele, von jedem irdischen Streben entwöhnen, das ist der beste Weg um ein Buddha zu werden. In diesen Klöstern herrschte völlige Gleichheit; um dort Zutritt zu finden, mußte man Armuth und Keuschheit geloben; Weib, Kind, Vermögen mußte man verlassen, um sich ganz dem neuen Leben zu widmen. Der Mönch darf nichts besitzen, nur von Almosen leben, ohne welche zu fordern und aus barmherzigen Händen nicht mehr empfangen, als er für eine Mahlzeit bedarf.

Keine Religion, auch das Christenthum nicht, hatte jemals eine reinere Moral, süßere Worte für alle Geschöpfe; durch sie hat sie die Seelen erobert, hat die Sitten Asiens umgestaltet und blutdürstige Barbaren in friedliche Menschen verwandelt. Von dem Brahmanismus unterschied sich der Buddhismus also: Zuerst durch die Höhe seiner Moral und seinen Geist der Duldsamkeit und Barmherzigkeit, dann aber auch durch die hervorragende Stelle, welche er dem Menschen als solchem im Weltall anweist, eine Stelle, so hervorragend, wie noch niemals eine Religion gethan.

Aber es wäre ein Irrthum, die buddhistische Lehre für Atheismus zu halten. Vielleicht niemals ist in irgend einer Religion der Polytheismus zu größerer Blüthe gelangt. Die Millionen Schüler, welche Buddha im Laufe der Jahrhunderte errang, waren weit entfernt, die Grundgedanken seiner Lehre zu erfassen, wie ja auch die große christliche Menge nichts von der Tiefe theologischer Speculationen versteht. Bald sehen wir im Geiste seiner Anhänger Buddha zum Gott sich ausbilden und auf allen Altären Platz nehmen. Zuerst ist er allein, oder fast allein; allmählich aber tauchen neben ihm die alten brahmanischen Götter nach einander auf wie bei uns neben Christus immer mehr Heilige. In einer Menge von Göttern, über denen er einst thronte, endigte Buddha nach einigen Jahrhunderten, indem er nur mehr für eine Fleischwerdung des Wischnu galt. An diesem Tage war der Buddhismus in Indien todt.

Die hier rasch angedeutete Entwickelung bedurfte eines vollen Jahrtausends. Sie reichte vom 3. Jahrhundert vor bis zum

Digitized by Google

7. Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung. In dieser langen Frist entstanden in dem Kreise der buddhistischen Glaubenslehre auch philosophische Theorien; aber auch diese wurzelten in den alten Secten des ursprünglichen Brahmanismus. Der Atheismus, die Verachtung des Daseins, die von den religiösen Glaubenssätzen unabhängige Moral, die Welt als Nichtigkeit betrachtet, alles dieses erscheint auch schon in älteren philosophischen Werken, welche unter dem Namen Upanishad bekannt sind. Die philosophischen Theorien des buddhistischen Zeitalters sind also dieselben wie die der vorangegangenen brahmanischen Perioden. Es sind Theorien, welche sich parallel mit der von den Priestern und von der Menge geübten Religion entwickelten, aber sich nicht wesentlich davon unterscheiden. Man darf also wohl sagen: Der Buddhismus ist nichts als eine Evolution des Brahmanismus gewesen, da er alle dessen Götter behielt und nur die Moral veränderte. Es ist fraglich, ob er zu Anfang als ein neuer Glaube betrachtet worden sei. Noch Asoka empfahl die größte Duldsamkeit für alle religiösen Secten und der Buddhismus mochte in jenen Tagen sich bloß als eine der letzteren darstellen, wie ja lange Zeit auch das junge Christenthum für eine Secte des Judenthums angesehen ward.

Um das 7. oder 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verschwand der Buddhismus fast gänzlich aus dem Lande, das ihm Wiege gewesen. Nur im äußersten Norden Indiens in Nepál, und im äußersten Süden, auf der Insel Ceylon, fristete er sein Dasein fort. Allgemein nahm man an, er sei heftigen Verfolgungen erlegen. Das sorgfältige Studium der zahlreichen Denkmäler ergibt indeß, wie Dr. Le Bon klar nachweist, daß es solcher gar nicht bedurfte, indem der Buddhismus einfach verschwand, weil er allmählich mit der Glaubenslehre wieder verschmolz, aus welcher er hervorgegangen war. Natürlich geschah dieses ungemein langsam. Aber deutlich zeigen uns die Denkmäler, wie der Stifter der Lehre, der alle Götter verschmäht hatte, endlich selbst zum Gotte wurde, dann nachdem er vorerst in keinem Tempel zu sehen, alle Altäre schmückte; wie er endlich mit den alten brahmanischen Gottheiten verschmolz und eines Tages damit endete, eine ganz nebensächliche Gestalt unter ihnen zu werden, um schließlich aus ihren Tempeln völlig zu verschwinden. So begreift sich auch die anscheinend seltsame Thatsache, daß buddhistische, Dschaina- und brahmanische Tempel während den nämlichen Perioden nebeneinander erbaut wurden. Am deutlichsten läßt sich diese Verschmelzung in Nepál beobachten, wo der Buddhismus nunmehr seit 2000 Jahren herrscht. Wir sehen dort im Kreise des Buddhismus eine Dreifaltigkeit auftreten, welche mit der brahmanischen Trimurti nahe verwandt ist. Auch der Cult des Lingam ist von den Buddhisten Nepáls angenommen worden, nur daß es hier in ganz veränderter Bedeutung erscheint. Wer heute Nepál bereist, der kann sich der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß auch dort binnen längstens ein oder zwei Jahrhunderten der Buddhismus völlig in die Brahmalehre aufgegangen sein wird. Aber diese selbst vermochte sich der Einwirkung der buddhistischen Moral nicht zu entziehen. Die Brahmanen lehrten nunmehr, daß auch nach ihrem System ein Tod ohne Wiedergeburt zu erreichen sei. Dieser neue Cult, dessen Triumph nicht, wie man annahm, die Gewalt der Waffen, sondern die Unzulänglichkeit des Buddhismus, dem menschlichen Glaubensbedürfnisse zu genügen, sicherte, ist der sogenannte Neubrahmanismus, aus welchem alle heute in Indien bestehenden Glaubensformen hervorgesprossen sind.

Friedrich Vischer's Nachlaß.

Von Karl J. Leo.

Den vielen Freunden und Verehrern des großen schwäbischen Aesthetikers und Dichters kann ich die gute Kunde bringen, daß die Sichtung des literarischen Nachlasses rüstig vorwärts schreitet. Keinem würdigeren Bearbeiter konnte sie anvertraut werden, als seinem Sohne, dem Aachener Professor Robert Vischer. Derselbe wird, wie wir erfahren, zunächst zum Herbst eine reich vermehrte Auflage der „Lyrischen Gänge" herausgeben, der unmittelbar oder doch wenigstens vor Jahresschluß ein Band „Gesammelte Aufsätze" folgen soll. Natürlich bildet eine Hauptnummer darin der prächtige Aufsatz: „Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland", den die „Gegenwart" im October 1882 veröffentlicht hat, und worin der „gewissa Vischa mit Eisa und Humoa healich wie die Natua" für die Heiligkeit des Mutterlautes gegen die blöde stammelnde Sprachfaulheit kämpft. Diesem Bande sollen die Vorlesungen folgen, mit deren Verarbeitung der Sohn eben beschäftigt ist, und zwar wird es drei stattliche Bände geben: „Ueber Aesthetik", „Ueber deutsche Literatur", „Ueber Shakespeare". Nebenher geht auch die Abfassung einer Biographie, zu der Robert Vischer das Material sammelt und Keiner mehr berufen ist, als der von rührender Pietät und congenialem Geist erfüllte Sohn des Gefeierten. Einzelne Bausteine sind auch schon da und dort erschienen, z. B. die soeben in zweiter Auflage bei G. Neugebauer in Prag erscheinenden „Erinnerungsblätter der Dankbarkeit", die ein böhmischer Freund Vischer's, der Prager Kaufmann Ottomar Keindl zum Besten des Denkmalfonds herausgibt. Besonders werthvoll ist das Büchlein durch die dort mitgetheilten Briefe und Verse, womit Vischer seinen Prager Verehrer zuweilen erfreut hat. Wie charakteristisch sind nicht die Dedicationsverse zu seiner Photographie:

Sieht nicht dieses bärt'ge Haus
Wie ein Oberförster aus?
Hat an der Jagd doch keinen Geschmack,
Schießt lieber auf böses Menschenpack.

Wenn ich eine ideale Biographie Vischer's schreiben würde — und das könnte und sollte man von jedem großen Mann —, ich würde ihm nicht Jean Paul zum Vater geben, ich würde so beginnen: Friedrich Theodor Vischer ist geboren im Jahre 1507. Er hatte zwei Brüder; die hießen: Peter Vischer und Johann Fischart. Vom alten Meister hat er die nervige Faust und den scharfen Künstlerblick des Plastikers, und derb lachen und mit Stacheln packen kann er wie der alte Satiriker. So gesund und lungenstark, so berserkerhaft ungezügelt, so laut dreinfahrend, so vorschreitend mit offener, nackter Brust, so praktisch unpraktisch, so theoretisch untheoretisch, so heiß, so waldesfrisch, so cynisch, so im guten Sinne protestantisch, waren nur die Männer der Reformationszeit. Sie hörten auf zu knieen und erhoben stolz und männlich den trotzigen, freien Nacken, sie rissen der Lüge die Maske herab und spieen ihr in's Gesicht, alles Süßliche beizten sie tüchtig mit Salz und Pfeffer und alles Aalglatte bearbeiteten sie mit der Kratzbürste.

Vischer's bedeutendstes Werk ist der „Roman": „Auch Einer," von dem nächstens eine neue Auflage erscheint.*) Es ist kein Buch, sondern ein Mensch. Der Widerspruch zwischen einem großen und einem kleinen Menschen, die in einer Brust zusammenwohnen. Dieser Mensch, der da geschildert wird, ist ein ganzer Bienenkorb voll stechender Widersprüche. Er ist ein Faust und ein Don Quixote, von Beruf ein Polizeipräsident und ein Dichter, ein freigeistiger Philosoph, der seinen Hegel und seinen Strauß nicht bloß gelesen, sondern innerlich durchlebt hat, der aber Brillen, Uhren, Tassen und Teller zerschlägt und zerstampft als vom Teufel besessene Objecte, ein scharfsichtiger Beamter, der nicht multipliciren kann, ein Held in

*) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

der Schlacht und auf dem Todtenbette, der zeitlebens über den Schnupfen wimmert, ein strenger Pflichtmensch, der einen Hund zum Fenster hinauswirft, der Gräben aufwühlt, ein Choleriker, der Menschen, die einander in die Rede fallen, mit Scorpionen geißeln will, der aber sein Leben läßt im Kampfe mit einem Fuhrmann, welcher sein Pferd peitscht, ein classisch gesinnter Idealist, der sich ärgert, daß Tell bei seinem Sprung nicht in's Wasser stürzt und von Geßler's Leuten durchgeprügelt wird, dem Hamlet an Hämorrhoiden und Othello an Schnupfen zu leiden scheint, ein Kämpfer für Einfachheit und Natürlichkeit, dem der Kopf voll von Wortspielen und Amphibolien schwirrt, ein schimpfender Optimist. Das Hemdärmlige flieht A. E. in zarter Scheu, aber das Urnackte ergreift er mit stolzer Lust. Er treibt den Schnupfen und andere kleine Leiden hinauf zum Grundseelenmotiv tragischer Helden, eines Hamlet, Othello, Tell, oder zum charakterisirenden Grundprincip der verschiedenen Kunststile, läßt in schöpferischer Buntheit aus ihm die Mythologie, die systematisch ausgebildete Glaubenslehre, das Lebensgesetz eines ganzen Volkes erstehen, und läßt ihn sogar von metaphysischer Höhe grinsend herabtriefen, indem er die Welt für eine Erkältung des Absoluten erklärt. Der Philister schüttelt ärgerlich verblüfft den Kopf, der Klügere freut sich der übermüthigen Komik, der Tieferblickende erkennt gar manche satirisch verschlungene Wahrheit darin. Wie geistreich ist es z. B., dem sich selbst setzenden Absoluten des Hegelianismus, der so ganz Geistfreude, Allgemeinheitsstreben, Abstraction, so ganz optimistische Glätte und Commensurabilität, diesem Absoluten eine so kleine, so concrete, so zufällige, ungewollte, so kratzig dissonante Besonderheit unterzuschieben wie den Katarrh! oder die gehaßten orthodoxen Finsterlinge hinzustellen als Leute, die den geistig verstockenden und umnebelnden Schnupfen vorsichtig, eigensinnig, systematisch hätscheln und behüten!

Was Vischer's Buch den Naturalisten, namentlich den Pornographen markig predigt, ist, daß sie elende Schwächlinge sind. Sie zählen jedes müde Tintenkleckschen, sie weisen mit dem Finger auf jedes grämliche Kothfleckiein, statt das Niedrige, Schmutzige in ganzen Sümpfen auszugraben, es fest zu packen in seiner ganzen Urscheußlichkeit, es aufzublähen zum Leviathan, zum sonneverschlingenden Fenriswolf. Was macht denn in der Wissenschaft jedes Unreine rein? Daß es aus seiner Beschränktheit und Isolirtheit erlöst wird, das Einzelne als Gattung gefaßt und diese wieder zu allgemeineren begründenden Erscheinungen in Beziehung gebracht wird. Nur das Beschränkte, Isolirte wirkt auf die niederen Sinne. Jedes Füchslein, das weiß, wie eine Stahlfeder aussieht, fühlt sich heute geistreich genug, zu entdecken, daß die Kunst nicht für „höhere Töchterschülerinnen" da sei, und dünkt sich mit dieser Verkündigung Befreier des Vaterlandes. Dergleichen Leute mögen nun sehen, daß hier ein Buch vorliegt, das an greller Derbheit und excentrischer Kraßheit vielleicht alles übertrifft und dennoch jeder „Töchterschülerin" in die Hand gegeben werden kann. Und das vor allem deshalb, weil Vischer das Niedrige und Widerliche zur großen Dissonanz erhoben hat. Es sind nicht nur die Dissonanzen der kleinen Lebensleiden, des Schnupfens, der „Tücke des Objects", sondern noch mehr die Dissonanz zwischen diesem Guerillakrieg und dem großen Kanonenkrieg im Leben, zwischen Nadelstichen und Donnerkeilen. Kommt die Dissonanz zur künstlerisch nothwendigen Ueberwindung? Siegt der große Mensch über den kleinen Menschen, die Tragik über die Komik? Ja, das Große siegt. Es siegt sogar zweimal. Einmal poetisch in der Pfahldorfgeschichte, zum zweiten Mal theoretisch-persönlich im Tagebuch. Auf einen Scheiterhaufen hat Vischer alle salzigen Schlacken, alle barocken Ecken, alle schrulligen Locken seiner Natur zusammengeworfen und ihn dann auflodern lassen in majorem humanitatis gloriam. Und in der That, der Kauz verschwindet und der wahre Mensch erscheint, heldenhaft ringend mit den großen Fragen des Lebens.

Drei Grundnerven durchziehen als schöpferische Motoren den „Auch Einer", aber nicht minder alle andern Vischer'schen Werke. Diese drei constituiren die geistige Persönlichkeit Vischer's. Es ist der Trieb zum Lebendigen, d. h. zum Naturwüchsigen, Individuellen, Concreten, Plastischen, Bunten, Phantasievollen. Dann der systematische Trieb und endlich der kritische Trieb. Es ist bisweilen so, daß zu einem Werke der systematische Trieb den Grundriß liefert, der plastische die Bausteine, der kritische Ornament und Vernietung. Aber häufig tauschen sie die Rollen. Stets ist einer der leitende, die andern die in seinem Dienste verwertheten. Welches der leitende, das ist verschieden überhaupt in den Lebensperioden. Nun sollte man doch meinen, der speciell jugendliche Trieb zum Lebendigen, plastisch Poetischen werde in der jüngeren und der reife, lehrhafte, kühle systematische Trieb in der späteren Periode überwiegen. Ach wo wird denn der lachende Trotzkopf Vischer eine Gelegenheit versäumen, aller abstracten Regel, ja auch der Natur einen Streich zu spielen! Natürlich überwiegt der erstere Trieb in der zweiten Periode und der zweite in der ersten. 1847—1858 erschien die „Aesthetik" und — 1878 der Roman „Auch Einer". 1882 die Lyrischen Gänge, in denen die Jugendgedichte die wenigst feurigen, und 1884 das Lustspiel: „Nicht I a."

Hoffentlich bleibt auch die Jahrzehnte von Vielen mit Sehnsucht erwartete zweite Auflage der „Aesthetik" nicht mehr lange aus. Am 6. Juli 1884 schrieb Vischer an Keindl: „Vor mir liegt namentlich noch das steile Gebirge: Umarbeitung der Aesthetik; ich zweifle sehr, ob ich es noch besteigen werde; zur inneren Schwierigkeit kommt eine äußere, ein lästiges Augenleiden." Nun, auch wenn der greise Gelehrte das „Gebirge" nur zum Theil bestiegen hat, so wird sein Sohn das Werk hoffentlich dennoch neu auflegen, und wäre es auch in alter Form und mit der eisernen Paragraphen-Eintheilung, die den Alten immer am meisten bedrückt hat. Jedenfalls sollte das umfang- und inhaltreichste, das formal werthvollste und wissenschaftlich hervorragendste Werk Vischer's der Nation nicht länger vorenthalten werden.

Dieses gewaltige, fast unerschöpfliche Werk der Aesthetik hat freilich einen argen Grundfehler, der ihm viel von seinem inneren Werth und noch mehr von seiner äußern Wirkung und Brauchbarkeit raubt: die Wuth der Systematik. Daher die ungeheuerliche vierbändige Schwerfälligkeit, die esoterische Strenge der Diction, sowohl als Grund wie als Ausdruck jenes Systematismus, der starre Hegelianismus in der objectiv-idealistischen, pantheistisch-ontologischen Anschauung, im abstracten Sti., in der dialectischen Methode, in der bis in's winzige Detail eindringenden architektonischen Gliederung nach dem Canon der Dreitheilung und dem Gesetz der Ueberwindung der Gegensätze, und in der hierdurch nothwendigen Fanatisirung des Stoffes. Daneben aber blitzen tausend kritische Streiflichter auf über bedeutsame Geistesfragen und nicht minder bethätigt sich auch jener Trieb zum Lebendigen. Namentlich im zweiten, dritten und vierten Band enthält dieser Trieb in wunderbarer Plastik, in hellstrahlender, wahrhaft verblüffender Greifbarkeit die Typen der unorganischen und organischen Natur, der Völker und Zeiten, der Künstlerseelen der Künste und der Kunstwerke und im ersten Band tritt er namentlich hervor in den wichtigsten charakteristischen Abweichungen von Hegel: in der weit stärkeren Betonung des Individuellen und des Komischen. Vischer hat sich später in privatem Kreise oft recht ungnädig über dies größte seiner Werke ausgelassen. Er hat es öffentlich fast desavouirt, indem er schon vor langer Zeit eine neue gänzlich umgearbeitete Auflage in Aussicht stellte. Sie erschien nicht. Natürlich; Vischer hatte den systematischen Trieb als herrschenden abgedankt. Von nun an stellte sich dieser in den Dienst der andern. Dagegen durchziehen die vollen Emanationen des kritischen Triebes die ganze Schaffenszeit Vischers. Der kritische Trieb dictirt und der systematische führt die Feder in weiter argumentirender Behandlung. Aber der Trieb zum Lebendigen giebt zu jeder Zeit dem Ganzen Motiv und Richtung. Denn da wird mächtig gestritten gegen alles allegorisch Abstracte in Poesie und Malerei, gegen den Mysticismus und den Buchstabenglauben in der Theologie, gegen naturverzerrende Modethorheiten, für Geistesfreiheit, für Naturwüchsigkeit des Ausdruckes u. dgl. mehr. Zu nennen sind hier natürlich: die Rede beim Antritt der Professur 1844; die Kritischen Gänge 1844; deren Neue Folge 1861—66; und

Digitized by Google

deren sechste, Heft 1873; die Neuen Beiträge zur Kritik von Goethe's Faust 1875; Mode und Cynismus 1879. Es ist schon gesagt, daß in der späteren Periode der Trieb zum plastisch Lebendigen stärker, der systematische Trieb schwächer wird. Die letztgenannte kritische Schrift, von der eben wieder eine neue Auflage vorliegt, ist weniger scharf und streng in der Argumentation, dagegen temperamentvoller, dramatisch derber, würfiger, körperlicher in der Sprache als die ersten Hefte der Kritischen Gänge. Aber der plastische Trieb konnte in der späteren Periode noch ganz Anderes als Motiv und Richtung geben und die Sprache beeinflussen. Er konnte wirksamer, schöpferischer auftreten. Wenn sich Phantasie und Kritik begegnen, so entsteht der Witz. Aber Vischer ist kein Heine. Wenn ein starkes Stück Plastik in die Kritik eingeht, so entsteht die Caricatur. Vischer gibt niemals Witze, wohl aber Caricaturen. In Heine ist die Phantasie zu reich gegenüber der Plastik, um die Caricatur zu erzeugen. Heine läßt die Komik hören, Vischer läßt sie sehen.

Was Vischer's plastisch lebendigen Sinn am zweiten Theil des Faust, den er vorher mehrfach (in den Kritischen Gängen, in den Neuen Beiträgen ꝛc.) arg mitgenommen, ganz besonders zur Caricatur reizt, sagt sein Pseudonym: Deutobold Allegoriowitsch Symbolizetti Mystifizinski. 1862 zuerst erschienen, erfuhr „Faust's dritter Theil" später eine durchgreifende Veränderung und Bereicherung namentlich durch Hineinziehung großer moderner Zeitereignisse, wie des deutsch-französischen Krieges, des Culturkampfes ꝛc. in die satirische Scenerie. Nächstdem ist das große Caricaturepos: „Der deutsche Krieg 1870/1" zu nennen. Selbst im letzten Jahrzehnt, da der lebendig plastische Trieb sich schon zum freischöpferisch poetischen verdichtet hatte, blieb Vischer in seiner Poesie zugleich der systematische Satiriker. Das Lustspiel „Nicht 1a" stellt in reizvoller Satire die lebendigen Typen des Schwabenthums und des Berlinerthums einander gegenüber. Die „Lyrischen Gänge" enthalten, als Nachklang des Systematischen, viel Reflexionspoesie, außerdem viel Satire, wenig Epik — alles natürlich voll wunderbarer Schärfe und Plastik. Rein lyrisch ist — der Titel.

Bisweilen, wenn die Natur Menschengeister baut, greift sie tiefer als in den lockeren Sand der Oberfläche, greift sie hinab in den dichteren, saftigen Ackerboden, wo die Keime der Kraft und der Schönheit schlummern. Dann erstehen jene Saft- und Kraftnaturen, deren sinnende Träume Blumengärten und deren Zornesworte derb geißelnde Wurzelruthen sind. Besser wissen sie, was gut und schön, denn sie sind da unten den geheimen Schaffenskräften der Natur nahe gewesen und haben ihnen lauschen dürfen. Lachen müssen sie, wenn sie die hohlen Sandgebilde der anderen durchschauen. Nicht die allergrößten sind es unter den Großen der Menschheit. Denn das sind Sonnensöhne und Jene nur starke Kinder der Erde. Aber mit fünf solchen Schlages könnte ein sonnengeborener Kadmos eine stolze herrliche Thebe echter Nationalclassik gründen und sie siegreich vertheidigen gegen eine feindliche Welt von Materialismus. Wer wird fernerhin so wuchtig den Speer des Idealismus schwingen?

Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

Von Karl von Thaler.

I. Die fremden Gäste.

Den ganzen Winter hindurch ist in unserem Künstlerhause gemauert, gezimmert und gehämmert worden. Das ursprüngliche, von dem Architekten Weber erbaute Haus hat schon einmal einen Umbau erfahren, weil sich das trauliche Nest für internationale Ausstellungen viel zu klein erwies, aber diese erste Veränderung war eine ziemlich unglückliche. Der alte und der neue Bau hingen nur äußerlich, nicht innerlich, zusammen; es fehlte dem Ganzen jede architektonische Harmonie. Der jetzige Umbau, von dem Architekten Deininger entworfen und geleitet, hat diese hergestellt, und es ist eine wahre Freude, das alte Künstlerheim in seiner neuen Gestalt zu sehen. Die vielen Treppchen zwischen den einzelnen Sälen des Erdgeschosses sind bis auf wenige beseitigt; ein unnützer Lichthof ward in eine anmuthige Halle mit Oberlicht umgeschaffen, von welcher man nach beiden Seiten freien Durchblick in die anstoßenden Räume genießt; die Hauptstiege hat man ihrer Einfassungsmauern entledigt. Die Veränderungen, ebenso zweckmäßig als künstlerisch wohldurchdacht, brachten wohl den Nachtheil mit sich, daß der ehemalige Theater- und Ballsaal seine fünf Fenster verlor und nun auch bei Tage künstlich beleuchtet werden muß; aber es sind außerdem so viele Räume vorhanden, daß man ihn leicht entbehren kann.

Einunddreißig Säle, Zimmer und Cabinete stehen dem Wiener Künstlerhause für Ausstellungszwecke zur Verfügung, und sie sind gegenwärtig alle mit Kunstwerken gefüllt; so zwar, daß für die Belgier, welche sich verspätet haben und erst im nächsten Monat mit etwa vierzig Bildern einrücken werden, ein eigener Nothbau aus Riegelwänden errichtet werden muß. Ueber alle Erwartung zahlreich haben sich die Künstler anderer Nationen eingefunden: Italiener, Spanier, Engländer, Schweden und Norweger, Holländer; — sie Alle haben sich an dem internationalen Wettkampf betheiligt. Nur die Franzosen sind ausgeblieben. Sie hielten eine große Menge von Bildern und Statuen zur Absendung bereit, als der deutsch-österreichische Bündnißvertrag veröffentlicht ward. „Tusch! das fuhr durch alle Köpfe!" wie es in Freiligrath's Lied vom Prinzen Louis Ferdinand heißt. Sich an einer Ausstellung in dem Staate betheiligen, der mit Deutschland im engsten Bündniß steht? Nimmermehr! Der Maler Eugen Felix, der als diplomatischer Abgesandter der Wiener Künstlergenossenschaft wiederholt nach Paris reiste, bemühte sich vergebens, den Franzosen das Lächerliche ihres Standpunktes klar zu machen. Sie ließen sich nicht überreden. Daß sie fehlen, verursacht ohne Frage eine Lücke in der Ausstellung, aber demungeachtet ist sie schön und reichhaltig, wie keine frühere in Wien.

Unter den fremden Nationen sind die Italiener am stärksten vertreten. Von den berühmten und altbekannten Meistern haben sich aber nur Wenige eingefunden und diese sind, wie Antonio Rotta, Chierici und Vinea, nicht mit Werken von Bedeutung, sondern mit kleinen Bildern gekommen, die man fast nur des Namens wegen bemerkt. So ragt in der italienischen Abtheilung vor Allen das Bild Favretto's: „Auf der Promenade" hervor. Favretto, der im vorigen Jahre gestorben, ohne die Vierzig erreicht zu haben, galt in Italien als einer der ersten Maler der Gegenwart. Er neigte zur impressionistischen Schule, ohne alle ihre Unarten anzunehmen. Seine Bilder darf man auch in der Nähe betrachten, ohne daß sie sich in Farbenflecken auflösen. Die Herren und Damen des vorigen Jahrhunderts, welche er uns vorführt, sind nicht nur coloristisch prächtig, sie haben auch Ausdruck in den Gesichtern und richtig gezeichnete Glieder. Mit Favretto ist in der That ein großes Talent frühzeitig dahingegangen. Wenn man den Unterschied zwischen ihm und den eigentlichen Impressionisten recht anschaulich kennen lernen will, darf man nur das im nächsten Saale befindliche Gemälde des alten Domenico Morelli betrachten. Man sieht da einen Haufen bunter Lappen durcheinander liegen und glaubt ein Stillleben vor sich zu haben. Erst bei sehr sorgfältiger Prüfung entdeckt man, daß in diesen rothen, weißen und gelben Fetzen menschliche Köpfe und Arme stecken, welche platt auf dem Bauche hingestreckten Arabern gehören, und daß das unbestimmte Etwas, welches unten weiß und oben grün ist und sich abseits in die Höhe streckt, einen aufrecht stehenden Mann darstellt. Man blickt dann neugierig in den Katalog und erfährt mit Ueberraschung den Stoff des Bildes: „Mahomed's Gebet vor der Schlacht".

Ein durch treffliche Composition und überaus feine Pinselführung ausgezeichnetes Bild ist Ettore Tito's: „Ringel, Ringel, Reihe", welches einen der schönsten Gewinnste der mit der Ausstellung verbundenen Lotterie bilden wird. Silvio Rotta hat mit seinen „Galeerensclaven" ein Werk geliefert, in welchem er sich durch geistreiche Auffassung und feine Charakteristik seines Vaters würdig zeigt. In den Köpfen dieser Bagnogesellen, die unter Bedeckung im Sonnenbrand dahinschreiten, spiegeln sich die wüsten Leidenschaften und häßlichen Laster, welche ihr Schicksal herbei-

Digitized by Google

geführt, in ungemein wahrer und doch nicht unschöner Weise. Durch treffliche Behandlung von Luft und Wasser thut sich der Venetianer Guglielmo Ciardi hervor, während der Veroneser Angelo dell' Oca Bianca in seinen zwei Dämmerungsbildern eine wahre Virtuosität im Chiaroscuro entwickelt. Auch mit zahlreichen, in der Technik meist trefflichen Aquarellen haben sich die Italiener eingefunden, ungemein sparsam sind sie dagegen mit plastischen Werken gewesen. Vielleicht zu ihrem Vortheil, denn wer die moderne italienische Bildhauerei auf der Turiner Ausstellung von 1884 überblickt hat, der kennt ihre naturalistischen Ausschreitungen zur Genüge und wünscht sie nicht zum zweitenmale zu sehen. Trefflich im Genre, in kleinen Gruppen, sind die italienischen Bildhauer in großen Werken meist für unseren Geschmack sehr schwer zu ertragen, und so ziehen wir auch unter den Arbeiten, welche sie hierher gesendet haben, die niedlichen Broncefiguren Barbella's vor.

In stattlicher Reihe, theilweise mit Bildern, die viele Quadratmeter Leinwand erforderten, marschiren die Spanier auf. Fast alle Gemälde ihrer Abtheilung sind Eigenthum des Madrider Museums und auf Wunsch der Königin-Regentin Christine hierhergesendet worden. So verschieden das Talent und die Schule sein mag, — Einen gemeinsamen Zug haben die spanischen Maler: eine gewisse Würde im Vortrage. Die nationale Grandezza prägt sich in der Kunst aus. Feierliche Stoffe mit wenig bewegten Figuren, in tiefen, satten Farben behandelt, das ist das Charakteristische der heutigen spanischen Malerei. Eine Ausnahme macht der „Einfall der Barbaren" von Ulpiano Checa. Diese auf schnaubenden Rosse wild daher stürmenden Nordländer, die wie ein verheerendes Ungewitter über die Umgebung Roms hereinbrechen, stechen von der Umgebung merkwürdig ab. Gedanke und Ausführung decken sich bei diesem Bilde vollständig; der Beschauer empfängt einen klaren Eindruck, während er sich vor der „Bekehrung des Herzogs von Gandia" von José Moreno Carbonero, der Checa als Maler unstreitig weit überlegen ist, rathlos den Kopf zerbricht, was das Gemälde bedeutet. Antonio Casanova y Estorach — diese Spanier haben meist etwas läugliche Namen — zeigt uns den heiligen Ferdinand, wie er Bettler bei Tische bedient. Die scharfe Charakteristik der Köpfe, der lebenswahre Ausdruck in den Mienen dieser erfreuten und überraschten armen Leute sind vorzüglich. Den „Küraſſierangriff" von Marcelino de Unceta y Lopez habe ich auf den ersten Blick für eine Landschaft angesehen, den voraussprengenden Oberst für eine Palme. Herr de Unceta y Lopez ist eben Impressionist in der verwegensten Bedeutung des Wortes. Der „Ophelia" von José Casado de Alisal fehlt der Ausdruck des Wahnsinns; das ist ein junges Mädchen, welches den wunderlichen Einfall hat, mit den Kleidern ins Bad zu steigen. Tomas Lucena Muñoz wirkt in dem großen Bilde, das die Leiche Alvarez' de Castro*) umgeben von seinen trauernden Waffengenossen zeigt, durch die ergreifende Wiedergabe tiefsten Schmerzes in den Gesichtern. Einige Architekturbilder und Blumenstücke geben von der Blüthe dieser Zweige der Malerei in Spanien einen sehr vortheilhaften Begriff.

Unter den Engländern müßte man eigentlich zuerst von Hubert Herkomer reden, der zwar in Bayern geboren ist, aber zu ihnen gerechnet wird. Vor seinem Portrait der Miß Katerine Grant stehen die Menschen wie verzückt und staunen die Schönheit dieses wunderbaren Mädchenkopfes an. Aber es ist in Deutschland schon genug über das Bild geschrieben worden, welches als Kunstwerk etwas überschätzt wird, weil sich dem unwiderstehlichen Zauber eines classischen Antlitzes mit romantischen Augen Niemand entziehen kann. Daß Herkomer ein äußerst begabter Maler ist, zeigt sein Bild: „Es kommt Jemand". Außer ihm ist England nur durch Aquarellisten vertreten, und natürlich glänzend. Königin Victoria hat aus ihrem Privatbesitz sechzig Blätter gesendet, an welchen man die bewunderungswerthe Technik der englischen Aquarellmaler mit wahrem Behagen studiren kann. Es sind lauter Werke erster Güte, unter denen eine Rangordnung sich kaum bemerkbar macht. Dennoch dürfen wir mit Stolz sagen, daß zwei Oesterreicher allen diesen englischen Meistern nicht nur ebenbürtig, sondern noch überlegen sind: Ludwig Passini im Genre, Rudolf Alt in Architektur und Interieurs. Einen Landschafter, der sich mit Keeley Halswell messen könnte, besitzen wir dagegen unter unseren Aquarellisten nicht. Seine Ansicht von Windsor in nebliger Mondnacht ist wie aus Duft und Licht gewoben, eines der wunderbarsten Aquarellbilder, die jemals gemalt wurden.

Bei den Schweden und Norwegern fällt zweierlei auf. Erstens haben sie beinahe ausschließlich Landschaften und Seestücke eingeschickt — nur zwei ihrer Bilder gehören dem Genre an — und dann sind sie alle miteinander Schüler der Düsseldorfer Akademie, so daß man sie eigentlich zu den deutschen Künstlern rechnen muß. Die echt germanische Naturempfindung, das feine Verständniß für die Poesie des Waldes und des Meeres tritt in ihren Werken hervor. An ihrer Spitze stehen Hans Dahl und Adelsteen Normann. Der Erstere hat die „Töchter der Ran" gemalt, wie sie sich fröhlich und übermüthig im Morgensonnenstrahl auf den stürmisch bewegten Wellen schaukeln. Da Dahl Landschafter ist, so darf man sich nicht darüber wundern, daß die Meermädchen selbst nicht ganz so tadellos ausgefallen sind wie Wasser und Luft. Indeß besitzen sie hübsches, gesundes Fleisch von vollblütiger Färbung, und mancher Figurenmaler könnte Dahl darum beneiden. Von Adelsteen Normann sind zwei Bilder da, deren eines zu den Zierden der Ausstellung gehört. Es führt den Titel: „Sommernacht im nördlichen Norwegen", sollte aber offenbar „Mitternachtsonne" heißen. Strahlenlos und goldschimmernd steht das Gestirn des Tages am Rande des Horizonts, und sein Widerschein spiegelt sich in den leicht gekräuselten Meereswellen. Man muß ein großer Künstler sein, um einen so herrlichen und schwierigen Lichteffect wiedergeben zu können. In dem Bilde leuchtet Etwas von dem wunderbaren Glanze, der an Claude Lorrains Gemälden blendet. Auch der „Norwegische Fjord" des nämlichen Malers wie die „Mondscheinlandschaft" von Sophus Jacobsen fesseln den Beschauer, und die längst bekannten Nordlandssöhne, wie Morten-Müller und der eben verstorbene Axel Nordgren, haben alle Mühe, sich an der Seite solcher Nebenbuhler zu behaupten.

Die anderen Nationen erscheinen nur mit einzelnen Meistern. Aus Rußland sind die Kaukasusbilder von Baikoff erwähnenswerth. Von Siemiradzki, der vor einigen Jahren mit den „Lebenden Fackeln Nero's" ein so riesiges Aufsehen machte, weiß man nicht, ob man ihn zu den Russen oder den Polen zählen soll. Er selbst rechnet sich wohl zu den Letzteren und würde dagegen Einspruch erheben, als Russe betrachtet zu werden. Sein „Glühwürmchen" ist poetisch gedacht. Ein junges Liebespaar in altrömischer Tracht sitzt in traulicher Umarmung und betrachtet ein Johanniskäferchen. Aber die Beleuchtung, die von dem kleinen Insect ausgeht, ist zu schwach, um ein Bild zu erhellen. Man sieht also nicht viel, aber doch genug, um zu wissen, daß das Mädchen schöner sein könnte. Zwei prachtvolle Waldlandschaften des Belgiers Lamorinière zeigen neuerdings, wie verdient der hohe Ruf dieses Malers ist. Sein Landsmann Jean Pierre de la Ouderaa hat unter dem Titel „Der Meineidige" eine Hinrichtungsscene in archaistischer Manier geschaffen. Sein Bild gleicht dem eines guten alten Niederländers. Auch ein paar Schweizer und Holländer schwimmen, ohne sonderlich aufzufallen, in dem Ausstellungsmeere herum, in welchem außer den Franzosen nur die Dänen vollständig fehlen. Sollten etwa in Kopenhagen ebenso wie in Paris politische Gründe eingewirkt haben?

*) Im Catalog ist dieser spanische Nationalheld komischer Weise als „Vertheidiger der Gironde" angeführt, während er der Vertheidiger der Stadt Gerona war.

Feuilleton.

Auf Posten.

Von Konrad Telmann.

Im Polizeibericht über die Unglücksfälle der letzten Woche stand im „Oedburger Tageblatt" auch die folgende Notiz: „Am 10. d. M. erschoß sich der Musketier Franz Ewers, einer der Wachtposten vor der Oedburger Strafanstalt. Das Motiv scheint Furcht vor einer Bestrafung gewesen zu sein."

Digitized by Google

Hinter diesen unscheinbaren Zeilen, über die man hinweglas, ohne sie zu beachten, ohne näher darüber nachzudenken, birgt sich eine kurze, ergreifende Lebensgeschichte. . . .

In einem kleinen, abseits von der langen Dorfstraße belegenen Hause lebte die Witwe Ewers mit ihrem einzigen Sohn Franz. Es war wohl das armseligste Haus in dem großen, behäbigen Dorfe. Durch das Strohdach drang bei anhaltendem Regenwetter die Nässe herein, die zerbrochenen Fensterscheiben waren mit Papierfetzen verklebt, und draußen bröckelte der Kalkbewurf von den Lehmwänden.

Auch drinnen wohnte das Glück nicht. Die Frau, die da mit ihrem Sohn hauste, sah immer verbittert und vergrämt aus, sie weinte viel und lachte niemals. In harter Arbeit rannen ihr die Tage hin. Wenn sie nicht bei dem Bauern Frohndienste dafür leisten mußte, daß er sie in der ärmlichen Kathe wohnen ließ, galt es, für das bischen Essen und Trinken und Kleidung sich abzumühen, das sie für sich und für das Kind brauchte. Bei solchem Leben fand man wohl keine Gelegenheit, fröhlich zu sein, man hatte gar nicht einmal die Zeit dazu. Es war aber noch etwas Besonderes, das die Frau drückte. Es gab noch mehr Arme im Dorf, als sie, und Keiner war doch, gleich ihr, so völlig vereinsamt und gemieden, und Keiner ballte so oft die Faust und weinte so viel, wie sie.

Sie hieß „die Witwe Ewers", kein Mensch nannte sie anders; aber sie war keine Witwe. Ihr Mann lebte noch. Aber sein Leben kam einem Tode gleich und war schlimmer, als der Tod. Der Büdner Franz Ewers war zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe „begnadigt" worden, nachdem das Schwurgericht ihn zum Tode verurtheilt hatte. Er sollte den Forstgehülfen Klas Wiedner erschlagen haben. Er hatte es freilich abgeschworen bis zum letzten Augenblick, auch noch, als die Todesstrafe über ihn verhängt worden war, aber die Indicienbeweise der Staatsanwaltschaft griffen gut in einander ein und zerschmetterten ihn mit allen seinen Unschuldsbetheuerungen. Klaus Wiedner hatte Frau Marianne Ewers nachgestellt und der eifersüchtige Mann hatte es ihm in seinem Jähzorn zugeschworen, er werde ihn niederstechen, wenn seine Frau noch einmal bei ihm Klage über die Zudringlichkeiten des frechen Burschen führen müsse. Todfeinde waren die Beiden ohnehin schon lange. Mehr als einmal hatte Klaus Wiedner den Büdner als kecken Waldfrevler entlarvt und dann der Frau das Ansinnen gestellt, ihm zu Willen zu sein, wenn er den Mann nicht zur Anzeige bringen sollte, die ihm Geldstrafen und Haft eintrug, wenn jene den Versucher mit wilder Drohung von ihrer Schwelle gewiesen. Was Wunder, daß eines Abends zur Winterszeit der Jahre lange Haß zwischen den beiden Männern zum Ueberschäumen kam? An einsamer Stelle, im tiefverschneiten Forst mußten sie sich begegnet sein, und vielleicht hatte der Grünrock den vielbestraften Holzdieb angetroffen, wie er wieder eine junge Tanne hatte fällen wollen, die sich jetzt um die Weihnachtszeit vortheilhaft drinnen in der Kreisstadt verwerthen ließ. Vielleicht war Franz Ewers auch ausgezogen, nur um den Verhaßten zu treffen, von dem er wußte, daß er jenes Weges kommen würde, und er wollte endlich einmal seine Rechnung mit ihm in's Reine bringen. War es Todtschlag gewesen oder absichtlicher, wohlüberlegter Mord? Die Geschworenen hatten sich für das Letztere entschieden, vielleicht weil das kecke Leugnen des Verbrechers sie gegen ihn einnahm. Aber der Gerichtshof selber, der nach dem Wahrspruch der Geschworenen die Todesstrafe hatte verhängen müssen, hatte die Gnade des Monarchen für den Verurtheilten erbeten und erlangt.

Mit zerspaltenem Schädel, den ein wohlgezielter Beilhieb getroffen, hatten sie in der Frühe damals den Forstgehülfen aufgefunden. Und es gab Zeugen dafür, daß Franz Ewers in jener Nacht im Forste gewesen war, und daß er ein Beil bei sich getragen. Und sein Beil, das sie unter der Blätterstreu im Schuppen versteckt auffanden, wies nach dem Urtheil der Sachverständigen Blutstropfen auf und keine Rostflecke, wie Franz Ewers behauptete. Das hatte ihm den Hals gebrochen.

Kein Mensch im Dorfe glaubte an Franz Ewers' Unschuld. Nur sein Weib glaubte daran. Sie waren Alle davon überzeugt, wie vom Worte Gottes, daß der Büdner den Forstgehülfen erschlagen habe; nur Marianne Ewers glaubte es nicht. Ihr Mann hatte ihr gesagt, er sei es nicht gewesen, der Grünrock werde wohl von ein paar Wilddieben, die er aufgespürt, niedergehauen sein; und ihr Mann log nicht. Es stand bei Marianne Ewers ganz fest, daß ihr Mann unschuldig eingekerkert sei; und als schon längst Gras über die ganze blutige Geschichte gewachsen war, und kein Mensch im Dorfe mehr je davon redete und die Jüngeren im Ort gar nichts mehr davon wußten, sondern wirklich glaubten, Frau Marianne Ewers sei Witwe, da verfolgte sie immer noch in gleicher Art der nämliche Gedanke und ließ ihr keine Ruhe bei Tag oder Nacht. Sie dachte daran bei ihrer harten Arbeit und bei ihrer kargen Rast, und sie wachte mitten aus ihrem tiefsten Ermattungsschlafe damit auf: er ist unschuldig! Sie redete mit keinem Menschen mehr darüber, denn sie wußte, man würde ihr doch nicht glauben; und sie ging Sonntags nicht mehr in die Kirche, weil der Pastor ihr einmal gesagt hatte, es heiße Gott versuchen und sei schwere Sünde, wenn sie daran zu zweifeln wage, daß der Himmel die Unschuld ihres Mannes nicht längst an den Tag gebracht haben würde, falls er wirklich unschuldig sei; in Wahrheit aber sei er sichtlich ein unsäglich verstockter Sünder und sie müsse Tag und Nacht beten, daß der liebe Gott ihn erleuchten möge in der Finsterniß seiner Reuelosigkeit. Was wußte der Pastor auch davon? Als ob nicht schon mehr Greuel und Unrecht in der Welt geschehen wären! Schweigen konnte sie, wenn das Reden ihr nichts half, aber ihre Ueberzeugung raubte ihr Niemand.

Und als die Zeit gekommen war, wo ihr Sohn, der bei des Vaters Verurtheilung noch nicht drei Jahre alt gewesen, verstand, um was es sich handelte, redete sie ihm Tag um Tag davon, daß sein Vater schuldlos für Lebenszeit hinter Zuchthausmauern sitze. Und der kleine Franz wuchs heran in der Ueberzeugung, daß man seinen Vater widerrechtlich gefangen halte, und daß es seine Pflicht sei, diesen Vater dereinst aus Ketten und Banden zu befreien, wenn er selber erst zum Manne herangereift sei. Von nichts Anderem redeten Mutter und Sohn zusammen.

Sie wußten übrigens nichts von dem Zuchthäusler. Der Büdner Franz Ewers hatte niemals schreiben gelernt. Und was hätte er seiner Frau auch mittheilen sollen, was sie ihm? Daß Alles beim Alten blieb, brauchten sie einander nicht erst zu sagen. Einmal hatte es geheißen, der Franz Ewers sei ausgebrochen. Das Gerücht hatte sich — der Himmel mochte wissen, wie? — bis in das weltabgelegene Dorf verbreitet. Damals jauchzte Frau Marianne Ewers im Stillen, aber sie ließ es Niemanden merken. Sie wußte, wenn ihr Franz in Sicherheit sei, würde er es sie wissen lassen und sie zu sich rufen und sie würde ihm nachreisen bis an's Ende der Welt, ihren und seinen Sohn an der Hand. Sie träumte so etwas von einer neuen Heimath jenseits des Weltmeeres, wo sie und der unschuldige Gerettete noch einmal glücklich zusammen werden würden; es waren lauter unbestimmte, nebelhaft verschwommene Bilder, aber ihre Seele wurde hell und froh dabei. Und sie konnte des Abends Stunden lang hinter einander zu dem kleinen Franz davon reden, dem sie die Brust mit glückseligen Ahnungen füllte; der Knabe lächelte noch hoffnungsfreudig, wenn ihm der Schlaf die Lider geschlossen hatte.

Aber so verging Woche auf Woche und Monat auf Monat, ohne daß eine Nachricht von dem Entwichenen eintraf. Da entschloß sich Frau Marianne Ewers, um den in ihr auftauchenden Zweifeln ein Ende zu machen, durch ihren Sohn einen Brief an die Zuchthausdirection schreiben zu lassen und sich darin nach ihrem Manne zu erkundigen. Nun erhielt sie umgehenden Bescheid, aber es war kein tröstlicher. Der Sträfling Ewers hatte einen Fluchtversuch gemacht, war dabei ergriffen und in eine andere Strafanstalt übergeführt worden, wo er in strengerem Gewahrsam gehalten wurde und alle die kleinen Freiheiten entbehrte, die ihm bis dahin gewährt worden waren. Als Franz seiner Mutter diesen Brief vorlas, stieß sie einen wilden Fluch aus. Aber sie brach unter der Nachricht doch nicht zusammen. Nun gut, wenn es das erste Mal nicht gelungen war, würde es zum zweiten Mal gelingen. Einmal mußte er ja doch frei werden. Und wenn der kleine Franz erst vollends herangewachsen war, würde er seinen Vater sicher befreien.

So zog „die Witwe Ewers" ihren Sohn auf, einzig in dem Gedanken an die große Aufgabe, die seiner wartete. Einen bestimmten Plan verband sie freilich nicht damit. Sie machte sich niemals eine Vorstellung davon, wie es geschehen, und weshalb das Werk gelingen sollte. Nur die fixe Idee der Befreiung des Vaters durch den Sohn lebte in ihr, und daraus sog sie Hoffnung und Lebensmuth; sie ertrug Alles um dieser

Digitized by Google

Idee willen und sie fand in ihr die Kraft und den Willen, ihr elendes Dasein weiterzuschleppen und den Menschen ein gleichmüthiges Gesicht zu zeigen. Außer dieser Idee und der anderen, daß ihr Gatte unschuldig sei, war in dem Weibe Alles todt, allmählich erstorben. Selbst ihren Sohn liebte sie nur, weil sie in ihm den künftigen Retter des Vaters sah.

Als Franz eingesegnet worden war, ging er in die Welt hinaus, um sich Arbeit zu suchen. Auf dem Dorfe litt es ihn nicht. Die Mutter war gar so wunderlich geworden. Sie redete Tag für Tag das Gleiche und Franz begriff, daß sie Unmögliches von ihm verlange und daß eigentlich der helle Wahnsinn aus ihr spreche. Es ward ihm allmählich unheimlich in ihrer Nähe, so Tag für Tag mit ihr allein. Mit dem, was er in den Confirmationsstunden bei dem alten Pastor gelernt hatte, wollte das, was die Mutter dachte und sagte, sich auch nicht zusammenreimen lassen. Ein allgütiger und allgerechter Gott würde seinen Vater nicht unschuldig im Zuchthause schmachten lassen, und einen Gefangenen befreien — wenn Franz es vermocht hätte! — war schwere Sünde. Aus solchen Widersprüchen wußte er sich nicht frei zu machen. Deshalb entschloß er sich kurz und ging in die Welt hinaus. Und die Mutter ließ ihn ziehen. Sie dachte, er wolle gehen, um das große Werk seines Lebens vorzubereiten, und eines Tages würde sie von ihm hören, daß es gelungen sei. So entließ sie ihn mit ihrem Segen.

Franz Ewers aber zog in die Fremde, nicht um zu thun, was seine Mutter von ihm verlangte, sondern um es zu vergessen. Er schüttelte draußen das Alles von sich ab, wie einen wüsten, wilden Traum. Was kümmerte ihn sein Vater! Er hatte nie einen gehabt. Und die Mutter war nicht richtig im Kopfe, die Arme; alle Leute im Dorfe hatten es gesagt. Und das war auch nicht zu verwundern, das große Unglück hatte ihr die Sinne verwirrt. Er aber war jung und wollte leben und sich von den alten, begrabenen Geschichten nicht jeden Tag und jede Stunde verbittern lassen. Er athmete tief auf, als er draußen war.

Allmählich vergaß er auch wirklich. Die neue Umgebung, die Freunde, die er bald fand, die Arbeit, — das Alles nahm in völlig in Anspruch, er hätte gar keine Zeit gehabt, noch den alten, trostlosen Gedanken nachzuhängen. Er dachte bald gar nicht mehr zurück an die Heimath, an das stille, weltabgelegene Dorf und an die einsame, windumpfiffene Kathe draußen an der Straße, wo hinter den zerbröckelnden Wänden die Frau hauste, die seine Mutter war, und die schon graue Haare hatte, obgleich sie noch gar nicht alt sein konnte. Nur manchmal kam's ihm im Traum einer Nacht noch zurück, daß er meinte, die eintönigen Worte von den Lippen dieser vorzeitig gealterten Frau zu vernehmen, welche ihm von seinem Vater erzählten und ihn an die große Aufgabe mahnten, für die er aufgezogen worden war. Dann war Franz Ewers, der bei einem Schreinermeister in einer großen Stadt in die Lehre getreten war, den Tag darauf immer desto fröhlicher und ausgelassener und that es allen seinen Handwerkskameraden zuvor.

So vergingen ein paar Jahre. Mutter und Sohn hörten kaum voneinander. Zu Neujahr schrieb Franz Ewers freilich regelmäßig einen Brief an die einsame, alternde Frau da draußen im Dorfe, aber darin stand wenig von dem, was er trieb und dachte; nur daß er anfragte, ob die Mutter Geld nöthig habe, und sich erbot, ihr welches zu schicken. Es kam aber niemals eine Antwort, und das war Franz Ewers auch recht. Sie lebte eben wohl weiter, wie früher, und er konnte nichts daran ändern.

Als er im zwanzigsten Jahre stand, nahmen sie ihn zu den Soldaten. Dort wollte ihm das Leben erst wenig gefallen. Als er es aber mehr gewöhnt war, that er sich auf die Uniform etwas zu Gute und war der Strammste und Schmuckste unter Allen. Der Feldwebel redete ihm gut zu, Soldat zu bleiben, denn so streng im Dienst sei kein Anderer unter all' den Neueingestellten, wie er; und Franz hatte seine Instruction wirklich im Kopfe, wie kein Zweiter.

Eines Tages zog er draußen vor die Oedburger Strafanstalt auf Posten. Da wurde ihm und den Anderen vom Wachthabenden noch besonders nachdrücklich eingeschärft, was sie zu thun hätten und daß von der pünktlichen Befolgung ihrer Vorschriften viel abhänge für die Sicherheit der Gesellschaft und für die Wahrung der Gerechtigkeit. Franz Ewers hatte sein Gewehr nie mit so stolzem Selbstbewußtsein geschultert, als da er diesmal vor seinem Schilderhause stand. Nur konnte er es nicht verhindern, daß ihm allerlei seltsame Gedanken kamen, als er so, das Gewehr über, langsam auf- und abpatrouillirte und seine Augen an den kahlen, graugelben Wänden der Strafanstalt entlang gleiten ließ, wo hier und da hinter den gardinenlosen, vergitterten Fenstern einmal ein blasses, finsteres Gesicht auftauchte und mit leeren, trostlosen, wilden Blicken hinabstarrte. Er dachte — er wußte selbst nicht, was? Aber die alten, begrabenen, längst vergessen geglaubten Geschichten wollten plötzlich wieder in ihm lebendig werden. Als ob jetzt Zeit dazu gewesen wäre, den tollen Ideen der armen, alten Frau nachzuhängen, die seine Mutter war!

Nachmittags wurden die Sträflinge in's Freie geführt. Es war ein trauriger Anblick, alle diese gleichartig gekleideten Männer mit den kurz geschorenen Haaren paarweise, von Wärtern geleitet und beobachtet, in dem großen, viereckigen Hofe einherwandern zu sehen, wie sie sich flüsternd besprachen und haßerfüllte, argwöhnische Blicke um sich warfen. Es waren Gesichter darunter, bei deren Betrachtung es Einem eiskalt über den Rücken lief; man hatte die Empfindung, als ob ihre Träger jeder Zeit das gleiche Verbrechen, wegen dessen sie hier — vielleicht lange Jahre schon — eingekerkert waren oder ein noch schwereres begehen würden, wenn sie nur könnten. Anderen wieder sah man es nicht an, daß sie überhaupt je etwas Strafwürdiges zu verüben im Stande gewesen waren. Die Meisten blickten stumpf und gleichgültig drein; lachen hörte der Wachtposten keinen Einzigen.

Unter den Gefangenen fiel ihm ein stark gebauter, breitschulteriger Mann auf, der die Anderen alle überragte. Der mochte kaum 40 Jahre zählen und alle seine Bewegungen waren noch jugendlich; aber sein Haar war eisgrau. Er sah listig und verwegen zugleich aus und betrachtete die neu aufgezogenen Wachtposten mit lauerndem Blick. Ueber seine Unglücksgenossen schien er eine gewisse Macht auszuüben, die von seiner ungewöhnlichen Körperstärke herrühren mochte, und etwas Trotzig-Auffahrendes lag in seinem ganzen Wesen und Gehaben. Als einer von seinen Hintermännern ihn, weil er stehen geblieben war, mit dem Arm vorwärts stieß, wandte er sich blitzschnell, mit wi d lodernden, blutunterlaufenen Augen nach ihm um und hätte die drohend erhobene Faust in der nächsten Secunde mit einem wüsten Fluche auf den Kopf des Mannes niederschmettern lassen, wenn nicht gleichzeitig die Stimme des nahestehenden Aufsehers warnend erklungen hätte: „Ewers! Mann, was fällt Ihnen ein? Mäßigen Sie sich, oder es geht Ihnen wieder wie das letzte Mal. Herunter den Arm!"

Ewers! — Dem Musketier, der, das Gewehr über der Schulter, an seinem Posten stand und dem Auftritt beigewohnt hatte, fuhr der Name, wie ein Blitz, durch die Seele. War der jähzornige Mann in der Züchtlingskleidung dort sein Vater? Es kam ihm, als hätte die Mutter ihm vor Jahren die Oedburger Strafanstalt als den Aufenthaltsort seines Vaters bezeichnet. Das Gewehr zitterte in der Hand des Soldaten, es kam ihm plötzlich merkwürdig schwer vor. Und einen Augenblick lang war's ihm, als müsse er es mit einem wilden Aufschrei von sich werfen und auf den großen, starken Mann dort mit den eisgrauen Haaren und den jugendlichen Zügen zustürzen und ihm die beiden Arme um den Nacken schlingen und ihn anrufen, jubelnd, weinend, glückselig und todtraurig, Alles zugleich: „Vater! Vater!"

Das ging zwar vorüber, aber in der Brust des jungen Soldaten gährte und wogte es doch wunderlich fort und er hatte alle Mühe, daran festzuhalten, daß er hier der Wachtposten und daß der große Mann dort drüben ein Züchtling sei, dessen Namen ihn nichts kümmerte und mit dem er nicht sprechen durfte, wenn er nicht die Strenge der Disciplinarstrafen gegen sich heraufbeschwören wolle. Er war ja ein strammer Soldat, den sein Feldwebel öffentlich vor den Anderen belobt hatte, und er dachte an seine Instruction. Nur vor seinen Augen lag es eine Zeit lang wie ein Nebelflor, den er nicht zu durchdringen vermochte, und durch diesen Flor sah er wie in eine weite Ferne und gewahrte dort eine einsame, früh gealterte Frau, die auf der Schwelle ihrer zerfallenden Kathe saß und mit ihren großen, trostlosen Augen vor sich hinstarrte und auf eine Nachricht wartete, die ihr Glück und Leben zurückbringen sollte, — die Nachricht von der Befreiung ihres unschuldig eingekerkerten Mannes durch ihren und seinen Sohn. — —

Digitized by Google

Als der Flor endlich wich und der Musketier Franz Ewers wieder klar vor sich hinblickte und straff sein Gewehr schulterte, war der lange Zug der Sträflinge schon wieder in das Innere des großen, gelb-grauen Gebäudes zurückeskortirt, und der weite Hof lag einsam in der fahlen Herbstsonne des sinkenden Tages. Der Wachtposten wurde regelrecht abgelöst. Aber die Erinnerung an das, was er erlebt hatte, verließ ihn nicht mehr. Sie ging immer mit ihm beim Dienst und in der Kaserne, im Wachen und im Schlaf. Und eines Tages kam's, daß Franz Ewers einen Wärter der Strafanstalt in einem Bierhause fand und daß er sich in ein Gespräch mit ihm einließ. Da fragte er den Mann nach dem gewaltthätigen Gefangenen, den der Aufseher „Ewers" gerufen habe. „Der hat einen Forstgehülfen, auf den er einen Zorn gehabt hat, mit dem Beil niedergeschlagen," sagte der Wärter gleichmüthig, „und ist das gefährlichste Subject in der ganzen Anstalt. Zweimal hat er schon auszubrechen versucht, und es sollte mich wundern, wenn er es zum dritten Mal bleiben ließe." Franz Ewers fragte nicht weiter.

Er hatte von Stund' an eine seltsame Angst vor dem Tage, wo er wieder vor der Strafanstalt auf Posten ziehen würde. Es grauste ihm förmlich davor, und er konnte es doch nicht hindern und durfte zu Niemandem darüber sprechen. Als er wieder commandirt wurde, traf es ihn, daß er draußen an der Rückseite des Zuchthauses, neben dem Graben Schildwache stehen mußte. Und es war Nacht, eine dunkle, stürmische, eiskalte Spätherbstnacht. Franz Ewers fror trotz seines Mantels. Und er wanderte unablässig mit hallenden Schritten auf und nieder, wie um sich zu erwärmen. Vielleicht wollte er auch nur etwas übertönen, was in ihm redete und raunte. Er war so froh, daß er bei Nacht hier stehen durfte, daß er Keinen sah. Morgen früh stand lange ein Andrer hier . . .

Da hörte er, secundenlang stehenbleibend, plötzlich ein leises, klirrendes Geräusch, und als er aufsah und seine scharfen Augen an der Wand des Gebäudes entlang gleiten ließ, gewahrte er, wie eine Hand vom Inneren einer der Zellen her vorsichtig einen viereckigen Ausschnitt aus der Eisenvergitterung vor dem Fenster heraushob. Franz Ewers durchfuhr es mit einer blitzartigen Erkenntniß. Da will ein Gefangener ausbrechen! dachte er und umklammerte unwillkürlich den Gewehrkolben fester mit der Hand. Und richtig: Da kam erst ein Kopf, dann ein menschlicher Leib in der Oeffnung zum Vorschein, und langsam, ganz langsam und geräuschlos glitt der letztere an einem droben befestigten, aus Tüchern zusammengedrehten Stricke an der Wand entlang hinab.

In Franz Ewers siedete das Blut und vor seinen Augen wogte und wallte es, wie Schleier hin und her. Er stand wie gebannt und hielt den Athem an. Was sollte er thun? Die Wache allarmiren? Dem Manne, der da oben zwischen Himmel und Erde schwebte, zuschreien, daß er sich zurückziehen solle, da er entdeckt sei? Ihn niederschießen, wenn er nicht stand und gehorchte? Und dieser Unglückselige hatte in monatelanger, mühevoller, geheimer Arbeit die eisernen Traillen seines Zellenfensters vielleicht durchfeilt, hatte alle Vorbereitungen zur Flucht unter tausend Gefahren getroffen, hatte diesen Augenblick herbeigesehnt und berechnet, als den günstigsten, der ihm Leben und Freiheit zurückgab, Alles, Alles traf zu und in fiebernder Aufregung trat er den Weg an, auf dem jede Secunde ihm Verderben bringen konnte, — und nun sollte er, Franz Ewers, alle diese Pläne und Hoffnungen, die ganze Zukunft dieses Unglückseligen vernichten mit dem einen, lauten, hallenden Anruf: „Wer da? Zurück!?" Und vielleicht war es ein Unschuldiger . . .

Näher, immer näher kam der Flüchtling dem Erdboden. Dann ein Sprung über den Graben, und er war frei . . . Aber Franz Ewers steht hier als Wachtposten, zum Schutze der Gerechtigkeit, zum Hüter der Gesellschaft. Er hat seine Instructionen und er ist ein strammer Soldat und kennt sie gut. Unwillkürlich legt er den Gewehrkolben an die Backe und öffnet die Lippen zum vorschriftsmäßigen Anruf. Er ist hier nur Schildwache, er muß seine Pflicht thun. Er hat nicht danach zu fragen, ob jener Flüchtling vielleicht schuldlos hier gefangen saß, ob es ein gutes Werk wäre, ihn zu Frau und Kindern, ihn in die Freiheit und in ein neues Leben zurückgelangen zu lassen. Wenn er nicht thut, was seines Amtes ist, was die Vorschrift von ihm fordert, verfällt er selber in Strafe, kann er wohl gar als der Mitschuldige und Helfershelfer des Ausbrechers gelten. Er oder jener also . . . Und der Hahn seines Gewehres knackt.

Da plötzlich erstarrt ihm das Blut in den Adern, seine Hände sind ihm gelähmt, die Zunge versagt ihm den Dienst. Durch den Flor der vorüberjagenden Wolken ist secundenlang die ungewisse Helle der fahlen Mondsichel gebrochen und in diesem gespenstisch flackernden Lichte hat Franz Ewers das eisgraue Haar, die knochige, gewaltige Gestalt und die verschlagenen, wilden Züge des Strafgefangenen erkannt, den der Wärter „Ewers" angerufen hat. Es ist sein Vater, der da fliehen will, sein Vater, gegen den er den Lauf seines Gewehres gerichtet hat, den er mit seinem Anruf verrathen, an der Flucht verhindern, den er niederschießen will, wenn jener trotz dieses Anrufs nicht steht, nicht von seinem verbrecherischen Vorhaben abläßt. Sein Vater . . .

Auch der Flüchtling hat ihn gewahrt. Seine falkenscharfen Augen haben den Wachtposten entdeckt, der da das Gewehr auf ihn gerichtet hält. Er hält inne, er knirscht mit den Zähnen vor ohnmächtiger Wuth. Aber noch gibt er den Fluchtversuch nicht verloren. Er rechnet auf das menschliche Erbarmen des Soldaten, von dem für ihn Leben und Tod abhängt, oder er läßt es auf das Aeußerste ankommen und will lieber niedergeschossen werden, als abermals seine Flucht vereitelt sehen. Er winkt dem Wachtposten geheimnißvoll mit der Hand, als ob er ihm Berge Goldes in der Zukunft verspräche, wenn er ihn frei ziehen lassen wolle, und er klettert weiter. . .

Jetzt hat er den Boden mit den Füßen erreicht. Er begreift es selber nicht, warum der Soldat ihn nicht anruft, warum er nicht schießt . . . Dem aber ist das Gewehr von der Schulter herabgesunken und er steht da, wie gelähmt, wie entgeistert. Alle seine Kindheitserinnerungen sind plötzlich um ihn her wach und lebendig geworden und umschwärmen ihn, wie ein Geisterheer. Er sieht das kleine armselige Haus draußen im Dorf und die alte, einsame Frau darin, die nur noch eine Lebenshoffnung hegt, durch die sie ihr elendes Dasein zu tragen im Stande ist: Die Befreiung ihres schuldlos eingekerkerten Mannes durch ihren Sohn. Und nun ist die Stunde da, wo Franz Ewers vollbringen kann, was seine Mutter lebenslang von ihm erwartet hat, das große Werk, für das sie ihn erzogen, für das allein sie noch lebt, denkt und arbeitet. Und Franz Ewers kann den Flüchtling nicht aufhalten, kann nicht auf ihn schießen, — mag kommen, was da will. Er ist auch nur ein Mensch.

Der Zuchthäusler ist einen Augenblick wie verwundert und erwartungsvoll stehen geblieben. Dann überspringt er mit mächtigem Satz den Graben und nun ist er drüben und jagt, wie ein gehetztes Wild, über das weite Blachfeld. Da schreit es laut durch die Nachtstille: „Halt! Halt! Steh', oder ich schieße!" Es ist zu spät. Es war Alles umsonst. Der Wachtposten drüben hat den Fliehenden gewahrt, wie eben abermals Mondlicht die Wolkenflucht durchzuckt, und nun, da jener nicht steht sondern in athemloser Hast weiter davonstürzt, kracht ein Schuß durch das Dunkel —

Franz Ewers sieht den Flüchtling draußen zusammenbrechen, sich noch einmal aufraffen, ein paar Schritte weit in gebückter Haltung fortschleppen und abermals hinsinken, . . eine leblose, dunkle Masse. Dann sieht er lange Zeit nichts mehr; nur in seinen Ohren ist ein seltsames Klingen und Brausen . . . Als es aber drinnen im Gebäude der Strafanstalt lebendig zu werden beginnt und die durch den Schuß aufgeschreckten Wärter herbeieilen und Laternenlicht durch das Nachtdunkel glimmt, vernimmt man plötzlich in unmittelbarer Nähe einen zweiten Schuß. . .

Der Musketier Franz Ewers hat sich mit seinem eigenen Gewehr, das er mit dem Fuße losgedrückt, vor seinem Schilderhause gerade durch's Herz geschossen.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Zwei französische Possen.

„Seine Hoheit" von Herzl ist schon nach der vierten Aufführung vom Repertoire des Wallner-Theaters abgesetzt worden, um einer Pariser Posse Platz zu machen. Die zweifelhafte Ehre dieser Bekanntschaft verdankt unser Publikum dem Gastspiele der Soubrette Fräulein Marie Schwarz vom Wiener Carltheater, die von ihrem Engagement unter der Wallner-Theaterdirection Lebrun hier noch in guter Erinnerung steht. „Seine junge Frau", Posse in drei Acten von Millaud und Hennequin ist eine ungeschickte Bearbeitung der vor etwa zehn Jahren im Théâtre des Variétés gegebenen „Femme à Papa". Das Stück war für die schöne Madame Judic geschrieben und wurde in Paris an die hundert Male gespielt. Albert Millaud, der witzige Feuilletonist des „Figaro", nachmals Gatte der genannten Operettendiva, ist ohne Zweifel an den Witzen und Couplets Schuld, während der seither im Irrenhause gestorbene Belgier Hennequin, der bekannte Meister des Quiproquo, für die Handlung in erster Linie verantwortlich sein wird. Damit ist zugleich das ganze Stück gekennzeichnet: ein toller Mischmasch von Verwechselungen, eine Musterkarte excentrischer Bühnenfiguren, carnevalistischer Uebermuth im Dialog, welcher in der Uebersetzung sein Bestes verlieren mußte, und im Mittelpunkte eine „dankbare" Soubrettenrolle für eine Virtuosin im Coupletvortrag, die zugleich eine treffliche Schauspielerin ist. Weshalb solche nur für Paris und nur für die Judic geschaffene Stücke überhaupt in unser geliebtes Deutsch übertragen werden, ist ein Räthsel, und in der Regel pflegen sie auch bei uns durchzufallen, weil hier sämmtliche Voraussetzungen zu fehlen pflegen, vor Allem eine geistreiche pikante Soubrette. Die in ihrem Genre unvergleichliche Geistinger — sie nimmt eben im Belle-Alliancetheater wieder einmal Abschied von der Bühne — vermochte „Lili" nicht zu halten; die unvergeßliche Wegner war als „Niniche", ihrer letzten Rolle, auch nicht in ihrem Element, „La Roussotte" — noch ein großer Erfolg der Judic — hat bisher nicht einmal ein deutsches Theater offen gefunden (und das will etwas sagen), und „La Femme à Papa" ist soeben trotz der gutgemeinten Soubrettenkünste aus zweiter Hand, die Fräul. Schwarz spielen ließ, ein entschiedener Durchfall. Kein Wunder, denn auch die nur auf die schwere deutsche Posse eingeschulten Mitglieder des Wallner-Theaters wußten mit diesem leichtgeschürzten, leichtsinnigen Ding ebenso wenig etwas anzufangen, als unser Publikum und die Kritik, die stets auch an den Fastnachtsschwank den Maßstab der Logik und Wahrscheinlichkeit setzen. Und wie frech wird hier der Vernunft ein Schnippchen geschlagen! Schon von der Handlung. Ein gelehrter, pedantischer Baron, der an seinem Vater — Vaterstelle versieht, verheirathete diesen alten Lebemann mit einer aus der Pension kommenden jungen Dame. Die Trauung wurde in Brüssel vollzogen und die Hochzeitsreise sofort angetreten. Die erste Etappe geht nach Compiegne, wo sich das Pärchen gleich von der frivolsten Gesellschaft umringt sieht. Auch eine unbequeme ehemalige Geliebte findet der neu gebackene Ehemann hier, und er bittet einen guten Freund, den Prinzen von Saba(!), ihn von ihrer Gegenwart zu befreien. Aber der Prinz entführt aus Versehen nicht die störende Coralie, sondern die ehrbare junge Frau und bringt sie in eine sehr anrüchige Gesellschaft, wo sie für eine „jener Damen" gehalten wird, sich einen kleinen Rausch antrinkt und nach vielfältigem Schabernack einschläft. In dieser compromittirlichen Lage wird sie von dem jungen Baron betroffen. Wie, Papas Frau in solcher Situation?! Er tobt, bramarbasirt, will sich mit dem Entführer schlagen, aber die junge Frau beweist ihm in einer koketten Verführungsscene ihre Unschuld, und als es sich schließlich herausstellt, daß in Folge einer Verwechselung der Legitimationspapiere bei der Trauung er selbst und nicht sein Vater die Kleine geheirathet hat, da verzeiht er Allen großmüthig und ist mit seiner reizenden Frau sehr zufrieden.

Um an der Darstellung von Fräul. Schwarz Gefallen zu finden, muß man freilich die Judic in dieser Rolle nicht gesehen haben. Einzelnes gelang ihr ja ganz gut, namentlich schauspielerisch, aber es war im Grunde doch nur ein matter Abklatsch. Der Pariserin feine Art, das Unaussprechliche zu singen, ohne eigentlich indecent zu sein, die mit der unschuldigsten Miene vorgetragene prickelnde Zweideutigkeit, die ganze halbweltliche Kunst des decenten Verschleierns und Dämpfens, das Kinderlächeln und discrete Spiel neben dem vollen Reize „colossaler Weiblichkeit" — bei Fräul. Schwarz war das Alles viel weniger Natur und Kunst, robuster, aber auch minder verführerisch. Unsere Soubrette bot in der Champagnerscene etwas abgestandene limonade gazeuse; bei der Judic, die in Gang, Haltung und Gesang ganz graziöse Weinseligkeit war, sprudelte köstlicher Veuve Cliquot. Es war im Original die nämliche Rolle und doch eine ganz andere, pikanter, feiner und gewiß nicht unanständiger.

Daß gleichzeitig die eigentliche und nunmehr einzige Operettenbühne Berlins, das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, ebenfalls eine Pariser Posse verwandter Art zur Aufführung brachte, beweist so recht den derzeitigen Krach der Operette. Es sind keine neuen Stücke mehr da oder wenigstens keine neue Erfolge, sonst wäre man nicht auf diese durch drei Acte musiklose Novität verfallen, von der es sich voraussehen ließ, daß man sie wie einen unwillkommenen Fremdling aufnehmen würde. „Die Hochzeit des Reservisten", Posse mit Gesang von Chivot und Duru hat eigentlich schon im Pariser Palais Royal nicht sonderlich eingeschlagen, und die Zell'sche Verballhornung, welche die Volontäre, „les vingt-huit-jours", zu österreichischen Soldaten macht, konnte hier von vornherein nur auf geringeren Erfolg rechnen. Die sonst wohl accreditirte Pariser Possenlieferantenfirma hat da wenig Gutes geleistet und den hübschen Vorwurf, die Gegensätze des militärischen und bürgerlichen Lebens, nicht durchzuführen verstanden. Ein Spießbürger wird an seinem Hochzeitstage zur Reserveübung einberufen und muß den Frack mit der Uniform, das Ehebett mit der Wachtstubenpritsche vertauschen. Nur in wenigen Scenen wird die komisch fruchtbare Grundidee berührt z. B. als dem Vicomte, der bloß Gemeiner ist, von seinem Diener, der Corporal ist, befohlen wird, den Hof zu scheuern. Wo dies geschieht, da ist der Beifall sicher. Leider verlieren sich die Verfasser aber nur zu bald in dem Gewirr der herkömmliche Quiproquo-Posse, deren tolle Sprünge auf die Dauer langweilen. Rechnet man dazu die höchst mittelmäßige Musik, womit ein Herr Julius Stern die Pariser Couplets ersetzt hat, so begreift man, daß der Beifall nicht eben sehr aufrichtig klang, so eifrig auch das treffliche Operettenensemble der Bühne, dem die mehr schauspielerische Aufgabe ungewohnt war, seine besten Kräfte einsetzte.

Z.

Notizen.

Mit dem Tode unseres allverehrten Kaisers Wilhelm ist an die deutsche Geschichtschreibung die schöne Aufgabe herangetreten, das Leben des glorreichen Friedensfürsten, sei es in strengerer Form nach den Quellen, sei es in volksthümlicher Gestalt, zu zeichnen. Bis diese monumentale Biographie geschrieben ist, müssen wir mit den zahlreichen Schriften von L. Schneider, W. Müller, Kugler, Egelhaaf u. A. vorlieb nehmen. Die populärste Art vertreten die bei Otto Spamer in Leipzig für Alt und Jung soeben erschienenen billigen Ausgaben: „Kaiser Wilhelm der Große" und Franz Otto's „Unser Kaiser Wilhelm, ein Lebensbild für das deutsche Volk" und „Kaiser Wilhelm und seine Zeit, ein deutsches Volksbuch" von Ferdinand Schmidt. Alle drei Werke, namentlich das letzte umfangreichere, sind bis zu dem schmerzlichen jüngsten Ereignisse fortgeführt und mit reichem Bilderschmuck versehen.

Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Von Gustav Karpeles. (Berlin, F. & P. Lehmann.) — Gustav Karpeles, der soeben eine mustergültige Heineausgabe veranstaltet hat, die im Verlage der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin vollständig in neun Bänden erschienen ist, bietet in den vorliegenden gesammelten Aufsätzen die Frucht seiner zwanzigjährigen Studien über Heine. Die Tendenz, die diese Sammlung verfolgt, liegt, wie in der Vorrede gesagt wird, darin: „den Beweis zu führen, daß Heine in seinen Beziehungen zu den hervorragendsten Zeitgenossen als ein besserer Charakter und als eine vornehmere Natur sich gezeigt hat, als man dies nach den Urtheilen, welche unsere Literaturgeschichten über ihn verbreitet haben, noch immer anzunehmen geneigt und wohl auch genöthigt ist." Karpeles gründet seine Darlegungen vielfach auf bisher noch nicht veröffentlichte Briefe von Heine und an Heine und auf Erzählungen oder Veröffentlichungen von Heine's Zeitgenossen; dieselben können deshalb wohl vielfach documentarischen Werth beanspruchen, und es wäre nicht nöthig gewesen, daß der Verfasser in seinen textlichen Verbindungsworten allzusehr und allzuoft den Stil der Apotheosen gewählt hat. Das Urtheil über Heine ist doch bei allen vorurtheilsfreien Gebildeten nunmehr so gefestigt, daß Verhimmelungen seines Charakters eher schaden als nützen. Aber abgesehen von diesem warmen Ton des vorliegenden Buches ist dasselbe von einer erstaunlichen Reichhaltigkeit und gewährt ungemeines Interesse. Denn eine Masse von einzelnen Anecdoten, Aussprüchen und Notizen, die der über Heine's Leben Forschende bisher nur weithin zerstreut finden konnte, liegen hier gesammelt und übersichtlich geordnet vor. So wird das Buch gerade jetzt, da man sich über ein Heinedenkmal streitet, vielfach klärend wirken können.

o. b.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Von **Julius Stinde** erschienen:

Die Familie Buchholz. 64. Auflage.

Der Familie Buchholz 2. Theil. 51. Auflage.

Frau Wilhelmine. Der Familie Buchholz letzter Theil. 38. Auflage.

Buchholzens in Italien. Reise-Abenteuer von **Wilhelmine Buchholz.** 47. Auflage.

Preis pro Band geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

Bisheriger Absatz obiger 4 Bände: 328,000 Exemplare!

Ausländische Urtheile über „Die Familie Buchholz"

Der „Evening Standard" schreibt: The sayings and doings of the Buchholz family at home and abroad, as related by Frau Buchholz, alias Julius Stinde, the autor, is one of te most amusing German novelties that we have across for a long time. The volumes, of which there, are three, are full from beginning to end of that genuine humour which is characteristic of a person or a peopel, and which can neither be acquireed nor imitated.

„Nya dagligt Allehanda" schreibt: Stinde har gåt sin egen väg, och oberoende af fränder och konkurrenter af den glada skolan har han skapat sin Buchholz genre, som är hans egen, af honom sjelf uppfunnen och exploiterad. Det originella i denna genre är, att det är i ett funtimmers mun han lägger skildringarna från den borgerliga verld, som utgör skådeplatsen för berättelserna.

V. Cherbuliez schreibt in seinem umfangreichen Essay in der „Revue des deux Mondes" vom 1. November 1885 u. a.: „Mme. Buchholz ne peut être confondue avec personne; elle est de son pays; son esprit et sa sottise sont des vins surs, mais francs, qui sentent le terrain.

Die „Times" schreibt: The sketches are as graphic in ther way as those of Dickens.

Blackwood's **„Edinburgh Magazin"** (No. DCCCXLVI) **schreibt:** Our author neither theorises nor teaches, nor moralises. From the dense, bewildering throng of actors in the human drama, he has singled out one tiny group for study of an almost scientific accuracy and thoroughness, and has then fused his observations into such a living picture as only a true artist can create. His sketches are vigorous, realistic and racy; they sparkle with brigth fun and joyousness. Many a grave treatise on „Middle-class life in Berlin" arrayed in the full pomp of bluebook lore, would not be half so instructive, or furnish half so much to think about. —

Stets vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes!

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

Erste bis vierte Auflage.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Schiller,** Sämmtl. Werke mit Biographie von Körner, gesuchte erste Ausgabe (Cotta 1812), 12 Bde., ferner: **Nachlese** z. Schillers Werken v. Hoffmeister, 4 Bde. und: **Nachtrag** z. Schillers Werken v. Boas, 3 Bde. Hlbfr. zus. 15 ℳ. — **Nachtigal,** Sahara u. Sudan, Berl. 1882, 2 Bde. in Leinen 20 ℳ. — **Humboldt,** Kosmos u. Ansichten der Natur, Stuttg. 1860, 5 Bde. schön Halbfrz., 10 ℳ. — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 ℳ. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** ℳ per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.

Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Neue Belletristik

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Arnold, der Mönch.

Novelle von

Eduard Oehmke.

Preis geheftet ℳ 2. 50; fein gebunden ℳ 3. 50.

Das einsame Haus.

Roman von

Adolf Streckfuß.

Preis geheftet ℳ 4. —; fein gebunden ℳ 5. —

Der wunde Punkt.

Roman von

Leo Warren.

Preis geheftet ℳ 5. —; fein gebunden ℳ 6. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

„Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen."

(Klaus Groth, Kiel. Ztg.)

Der Kunstwart.

Herausgeber: Ferd. Avenarius.

Halbmonatschrift, vierteljährlich 2½ Mark.

Ganz eigenartige Rundschau über **Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste, Kunsthandwerk.** Zu keiner bestehenden Zeitschrift ein „Konkurrenz-", zu hunderten ein ebenso wichtiges wie billiges **Ergänzungs-Blatt.**

Von der Kritik mit einstimmiger, glänzender Anerkennung begrüßt, von den bedeutendsten Künstlern und Gelehrten unterstützt, vom Publikum mit seltener Gunst aufgenommen, konnte der „Kunstwart" schon im zweiten Vierteljahr seines Bestehens ohne Preiserhöhung in bedeutend erweiterter Form erscheinen.

Probenummern unentgeltlich vom **„Kunstwart-Verlag in Dresden."**

„Der „Kunstwart" wird sich die ihm gebührende „Stellung als Führer und Berater aller Gebildeten deutscher „Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhaltsam erringen." C. Weiske. (L. C.)

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit.

Ein deutsches Volksbuch von **Ferd. Schmidt.** 3. Aufl. Mit 192 Abbild. und einem Stahlstichporträt. Geh. ℳ 8. Sehr eleg. geb. ℳ 10.

Unser Kaiser Wilhelm. Ein Lebensbild. Von **Franz Otto.** Mit Porträt des Kaisers und über 40 Abbildungen, eleg. geheftet 60 ₰.

= Desselben Buches größere Ausgabe, eleg. kart. ℳ 1,50. =

Wilhelm der Große. Eine Gedenkschrift. 5 Bogen in Quartformat mit über 70 Abbildungen. Elegant geheftet 50 ₰.

Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- u. Lebensbild für das deutsche Volk von **Fedor v. Köppen.** 2. Ausg. Mit 181 Abb. u. einem Stahlstichportr. Geh. ℳ 12. Eleg. geb. ℳ 15.

Unser Bismarck. Leben und Schaffen des deutschen Reichskanzlers in kurzgefaßter Entwickelung dem deutschen Volke vorgef. v. Dr. **Max Lange.** Mit einem Porträt u. 30 Abbild. Geh. 60 ₰.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 7. April 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Thronwechsel und die Eingangsformel der Gesetze. Von G. Meyer-Jena, M. d. R. — Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften. Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne. — **Literatur und Kunst:** Kaiser Wilhelm und die Kunst. Von Georg Malkowsky. — Die Sage von Bazaine's Verrath. Von Bruno Gebhardt. — Eine neue Dichtung von Sully Prudhomme. Von F. Groß. — **Feuilleton:** Die Unschuldige. Erzählung von E. von Dincklage. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von M. — Dramatische Aufführungen. Ein spanisches und ein deutsches Lustspiel. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Der Thronwechsel und die Eingangsformel der Gesetze.

Von G. Meyer-Jena, M. d. R.

Wenige Tage nach dem Eintritt des Thronwechsels wurde in der deutsch-freisinnigen Presse die Ansicht aufgestellt, diejenigen Gesetze, welche zwar in den parlamentarischen Körperschaften angenommen, vom Kaiser oder König aber noch nicht unterzeichnet seien, müßten nunmehr einer vollständig neuen Berathung unterzogen werden, da die von den gesetzgebenden Versammlungen genehmigte Eingangsformel: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden u. s. w." nicht mehr anwendbar wäre. Der Ruhm, diese Meinung zuerst ausgesprochen zu haben, gebührt dem „parlamentarischen Correspondenten der Breslauer Zeitung". Praktische Bedeutung hatte die Frage wesentlich für das Reich. In Preußen lagen Gesetze, welche alle Stadien parlamentarischer Berathung durchlaufen hatten, nicht vor. Hier war also die Möglichkeit gegeben, im weiteren Verlauf der Verhandlungen noch die entsprechende Aenderung in der Eingangsformel vorzunehmen. Dieses Verfahren hätte höchstens den Nachtheil gehabt, daß die vom Abgeordnetenhaus angenommenen und an das Herrenhaus gelangten Gesetze, wenn dort die betreffende Abänderung erfolgt und als eine materielle Aenderung des Gesetzentwurfes behandelt worden wäre, an das Abgeordnetenhaus hätten zurückgesandt werden müssen, um in demselben einer erneuten Berathung unterzogen zu werden.

Nachdem bekannt geworden war, daß Kaiser Friedrich eines der fraglichen Reichsgesetze — das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete — bereits am 15. März unterzeichnet habe, verstummte die Presse vollständig. Auch die erwartete parlamentarische Action trat nicht ein. Die Frage hat somit ihre unmittelbar praktische Bedeutung verloren. Da sie aber einmal aufgeworfen ist, so erscheint es bei der großen Wichtigkeit derselben nicht unangemessen, sie vom staatsrechtlichen Standpunkte aus einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Von einem hervorragenden staatsrechtlichen Schriftsteller wird die Meinung vertreten, daß die Eingangsformel der Gesetze überhaupt nicht Gegenstand parlamentarischer Genehmigung zu sein brauche. Laband in seinem Staatsrecht des Deutschen Reiches, 2. Aufl., Bd. I, S. 544, sagt: „Da der Reichstag weder an der Sanction noch an der Ausfertigung der Reichsgesetze einen Antheil hat, die Eingangsformel aber lediglich auf diese beiden Gegenstände sich bezieht, so besteht keine rechtliche Nöthigung, daß die Genehmigung des Reichstages auch auf die Eingangsformel des Gesetzes erstreckt wird." Diese Behauptung ist für richtig nicht zu erachten, weil sie von einer falschen Voraussetzung ausgeht. Die Eingangsformel unserer Gesetze bezieht sich keineswegs immer bloß auf Sanction und Ausfertigung, sondern enthält mitunter auch materiell rechtliche Bestimmungen. Die Eingangsformel kann den räumlichen Geltungsbereich oder die Zeitdauer eines Gesetzes festsetzen; es kommt vor, daß sie die Zwecke, welche mit dem Gesetze verfolgt werden, normirt und dadurch für die rechtliche Auffassung desselben von Bedeutung wird. Der praktisch wichtigste Fall ist zweifellos der, wo die Eingangsworte den örtlichen Umfang des Geltungsbereiches fixiren. Beispielsweise mag hier der Eingang des Reichsgesetzes wegen Erhebung der Brausteuer vom 30. Mai 1872 erwähnt werden. Derselbe lautet: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w. verordnen im Namen des Deutschen Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, für das innerhalb der Zolllinie liegende Gebiet des Deutschen Reiches, jedoch mit Ausschluß der Königreiche Bayern und Württemberg, des Großherzogthums Baden, Elsaß-Lothringens, des großherzoglich sächsischen Vordergerichtes Ostheim und des herzoglich sachsen-coburg-gothaischen Amtes Königsberg, was folgt."

Daß eine Eingangsformel dieser Art der Zustimmung des Reichstages bedarf, kann nicht zweifelhaft sein. Mit Rücksicht auf solche Fälle muß die bestehende Praxis auch die Eingangsworte der Gesetze der Beschlußfassung des Reichstages zu unterbreiten für eine richtige und angemessene erachtet werden. Der Reichstag hat übrigens an den Eingangsformeln der Gesetze gelegentlich auch Abänderungen vorgenommen. So namentlich bei dem Gesetzentwurf betr. die Landesgesetzgebung von Elsaß-Lothringen, aus welchem das Gesetz vom 2. Mai 1877 hervorgegangen ist. Der Eingang dieses Gesetzentwurfes lautete: „Wir Wilhelm u. s. w. verordnen, im Namen des Deutschen Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesrathes und des Reichstages, für Elsaß-Lothringen, was folgt." Bei der zweiten Berathung des Gesetzes beantragte eine Anzahl von Abgeordneten, die Worte „für Elsaß-Lothringen" zu streichen. In der Reichstagssitzung vom 20. März 1877 bemerkte der Abgeordnete Freiherr Schenk von Stauffenberg, der Antrag bezwecke, ganz zweifellos auszudrücken, daß das Gesetz nicht als Landesgesetz, sondern als Reichsgesetz erscheine, das sich den Gesetzen vom 9. Juni 1871 und 25. Juni 1873 anschließe, welche in den Einleitungsworten die Worte „für Elsaß-Lothringen" ebenfalls nicht hätten. Der Antrag wurde,

Digitized by Google

nachdem der Vertreter der verbündeten Regierungen seine Zustimmung erklärt hatte, angenommen (Stenogr. Ber. S. 281).

Die vorstehenden Beispiele genügen, um darzuthun, daß das Recht des Reichstages an der Feststellung der Eingangsformel Theil zu nehmen, durchaus nicht ohne praktische Bedeutung ist. Ist aber der Reichstag zur Beschlußfassung auch über die Eingangsworte der Reichsgesetze mit berufen, so ergibt sich als unabweisbare Folge, daß an den von ihm beschlossenen Eingangsworten weder vom Bundesrath noch vom Kaiser einseitig etwas geändert werden darf. Ebenso ist auch in Preußen hinsichtlich der vom Landtag angenommenen Eingangsformel der Gesetze jede Aenderung durch die Regierung ausgeschlossen. Von diesem Grundsatz gibt es nur eine, aber auch eine unbedingt nothwendige Ausnahme: die Aenderung des Namens bez. Titels im Fall des Thronwechsels oder der Einsetzung einer Regentschaft.

Der aus dem Leben geschiedene oder an der Ausübung der Regierungsrechte verhinderte König oder Kaiser kann die Ausfertigung und Verkündigung der während seiner Regierung berathenen Gesetze nicht vornehmen. An seine Stelle muß der Nachfolger oder im Falle der Regentschaft der Regent treten. Dieser kann nicht mit dem Namen und Titel des Regierungsvorgängers, sondern nur mit seinem eigenen unterzeichnen. Die Aenderung der Unterschrift hat aber, da Name und Titel in der Eingangsformel dem in der Unterschrift genau entsprechen müssen, die Aenderung der betreffenden Worte in der Eingangsformel zur nothwendigen Folge. In einzelnen Staaten werden die Eingangsworte der Gesetze mit Freilassung des Namens vorgelegt. Dies Verfahren mag empfehlenswerth sein. Aber nothwendig ist es nicht. Es ist vollkommen zulässig, wie es in Preußen und dem Reiche geschieht, in die den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegten Gesetzentwürfe den Namen des zur Zeit regierenden Königs und Kaisers aufzunehmen. Denn dieser Name hat nur die Bedeutung, den jeweiligen Träger der Krone zu bezeichnen. Findet inzwischen ein Thronwechsel statt, so tritt, ohne daß es dazu irgend eines besonderen staatlichen Actes bedarf, der Name des Nachfolgers von Rechtswegen an die Stelle des Namens des Vorgängers.

Dies ergibt sich schon aus dem Wesen der Thronfolge. Im monarchischen, namentlich im deutschen monarchischen Staatsrecht gilt der Grundsatz der Continuität der Regierung. Der Uebergang der Staatsgewalt findet ipso jure statt. In demselben Augenblick, wo der Monarch stirbt, tritt der Nachfolger an seine Stelle. Auf diesen gehen alle Rechte und Pflichten des verstorbenen Monarchen durch die einfache Thatsache der Thronerledigung über. Er übernimmt die gesammten Staatsgeschäfte in derjenigen Lage, in welcher sie sich in dem Momente des Todes befinden. Diejenigen Gesetze, welche dem mit Tode abgegangenen Herrscher zur Sanction oder zur Ausfertigung unterbreitet waren, liegen nun ihm zur Sanction oder zur Ausfertigung vor.

Wäre die Meinung, welche den Nachfolger in der Regierung nicht nicht für berechtigt erachtet, die unter dem Namen seines Vorgängers von den gesetzgebenden Körperschaften angenommenen Gesetzentwürfe zu publiciren, richtig, so würde die Folge sein, daß in Bezug auf diese Gesetzentwürfe der ganze gesetzgeberische Proceß von Neuem begonnen werden müßte. Es würde also zwischen den Regierungen zweier Monarchen eine Discontinuität eintreten, wie sie etwa zwischen zwei Sessionen einer parlamentarischen Versammlung besteht. Das wäre ein Widerspruch gegen einen der fundamentalsten Grundsätze des monarchischen Staatsrechtes.

Im Uebrigen liegt die Sache in Preußen etwas anders als im Reiche. In Preußen ist der König der Inhaber der gesetzgebenden Gewalt. Er kann diese allerdings nur mit Zustimmung des Landtages ausüben. Aber er ist im Stande, einem von beiden Häusern des Landtages angenommenen Gesetzentwurf seine Sanction zu versagen. König Friedrich hat das Recht, aber nicht die Pflicht, einen Gesetzentwurf, der in der Eingangsformel den Namen des Königs Wilhelm trägt, durch seine Sanction zum Gesetz zu erheben. Anders im Reiche. Hier ist der Kaiser kein selbständiger Factor der Gesetzgebung. Die Gesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Ein Gesetz, das in beiden Körperschaften mit der erforderlichen Majorität angenommen ist, muß der Kaiser publiciren. Und diese Verpflichtung besteht auch dann, wenn die Annahme desselben unter seinem Vorgänger, also mit dessen Namen in der Eingangsformel, erfolgt ist. Kaiser Friedrich hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, diejenigen Gesetze auszufertigen und zu verkündigen, welche während der Regierung Kaiser Wilhelms vom Bundesrath und Reichstag beschlossen worden sind.

Nun ist gelegentlich der Erörterungen in der Tagespresse auch die Meinung ausgesprochen worden, eine erneute Berathung des Gesetzes über die Verlängerung der Legislaturperiode in den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches sei schon deshalb nothwendig, weil es sich hier um eine Verfassungsänderung handele. Eine solche könne dadurch verhindert werden, daß die siebzehn preußischen Stimmen im Bundesrath dagegen abgegeben würden. Es müsse daher Gelegenheit geboten werden, die Frage im Schoße der preußischen Staatsregierung einer nochmaligen Erwägung zu unterziehen, damit eventuell eine entgegengesetzte Stimmabgabe erfolgen könne. Daß diese Meinung von der augenscheinlich irrigen Voraussetzung ausgeht, der jetzt regierende Kaiser sei ein Gegner der Verlängerung der Legislaturperiode, mag außer Betracht bleiben, da es hier lediglich auf die staatsrechtliche Beurtheilung derselben ankommt. Staatsrechtlich liegt aber auch in dieser Beziehung wieder eine völlige Außerachtlassung allgemein anerkannter Grundsätze vor. In älterer Zeit hat man wohl darüber gestritten, ob der Regierungsnachfolger an die Regierungshandlungen seines Vorgängers gebunden sei. Vom Standpunkte des heutigen Staatsrechtes besteht über diese Pflicht auch nicht der allergeringste Zweifel; ja die Frage dürfte, wie sich neuere Staatsrechtslehrer mit Recht ausdrücken, eigentlich gar nicht mehr aufgeworfen werden. Da nun die Abgabe der preußischen Stimmen im Bundesrathe unzweifelhaft ein Regierungsact ist, so kann die Verbindlichkeit der einmal erfolgten Abstimmung für alle Nachfolger in der Krone Preußen absolut nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber nicht bloß die staatsrechtlichen Grundsätze führen zu dem Resultat, daß der Nachfolger in der Krone die mit dem Namen seines Vorgängers angenommenen Gesetzentwürfe unter seinem Namen ausfertigen und verkünden darf, auch eine einfache Betrachtung der praktischen Verhältnisse zeigt, daß die entgegenstehende Meinung ganz wunderliche Conseqenzen im Gefolge hat. Da alles Gewicht nur auf den Namen gelegt wird, so ergibt sich, daß die Lage der Dinge sich ganz verschieden gestaltet, je nachdem der Nachfolger denselben Namen wie der Vorgänger oder einen von diesem verschiedenen führt. Im ersten Falle bleibt die Continuität erhalten, im letzteren Falle tritt Discontinuität ein. Wäre Preußen im Jahre 1840 ein constitutioneller Staat gewesen, so hätten alle Gesetze ohne Weiteres sanctionirt und publicirt werden können, da auf Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelm IV. folgte. Bei der Nachfolge Wilhelms in die Regierung Friedrich Wilhelms IV. und Friedrichs III. in die Wilhelms wäre das nicht möglich gewesen.

Auch die zufällige Lage der parlamentarischen Geschäfte würde von ganz ungebührlichem Einfluß auf das Schicksal der Gesetze sein. Recht deutlich läßt sich das an den Verhandlungen über den Reichshaushaltsetat für 1888/89 veranschaulichen. Zu diesem Etat war noch kurz vor Schluß des Reichstages ein Nachtragsetat eingebracht worden. Die Budgetcommission beschloß, diesen Nachtragsetat nicht als solchen anzunehmen, sondern in den Hauptetat hineinzuarbeiten. Nun stand am 8. März die dritte Berathung des Reichshaushaltsetats auf der Tagesordnung des Reichstages. Die Anträge der Butgetcommission konnten aber geschäftsordnungsmäßig früheſtens am 9. März verhandelt werden. Aus diesem Grunde wurde es nöthig die Abstimmung über einige Positionen des Etats auszusetzen. Wäre das nicht der Fall gewesen, so würde die Etatsberathung zweifellos schon am 8. März zu Ende geführt sein. Am Morgen des 9. März trat der Thron-

Digitized by Google

wechsel ein. Wäre die hier bekämpfte Ansicht über die Bedeutung des Namens in der Eingangsformel richtig, so würde sich folgendes Resultat ergeben. Der zufällige Umstand, daß in Folge des Nachtragsetats die Etatsberathung am 8. März noch nicht zum Abschluß gelangt war, gab dem Reichstag die Möglichkeit, die erforderliche Abänderung in der Eingangsformel vorzunehmen. Wäre dagegen der Etat schon am 8. März in dritter Berathung angenommen worden, so hätte wegen des nicht mehr zutreffenden Namens in der Eingangsformel die Etatsberathung vollständig von Neuem beginnen müssen.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich zur Genüge, daß die in der deutschfreisinnigen Presse vertretene Ansicht auch praktisch zu unhaltbaren Consequenzen führt. In derselben tritt ein Formalismus zu Tage, der lediglich am Buchstaben klebt, Wesen und Inhalt der staatlichen Einrichtungen dagegen völlig außer Acht läßt. Mit vollem Recht hat daher die praktische Behandlung der Geschäfte der fraglichen Ansicht keinerlei Beachtung geschenkt. Die Publikation von Gesetzen, welche während der Regierungszeit Kaiser Wilhelms von Bundesrath und Reichstag angenommen sind, durch Kaiser Friedrich steht unmittelbar bevor und wird, bis dieser Artikel die Presse verläßt, bereits erfolgt sein. Nicht minder hat die Frage der Namensänderung in Bezug auf die noch im Stadium parlamentarischer Berathung befindlichen Reichsgesetze, eine völlig correcte Erledigung gefunden. Bei der dritten Berathung des Etats in der Sitzung vom 19. März bemerkte Präsident v. Wedell-Piesdorf, als er die Discussion über Einleitung und Ueberschrift eröffnete: „In der Einleitung würde selbstverständlich die durch den Thronwechsel bedingte Aenderung des Namens Seiner Majestät des Kaisers vorzunehmen sein.“ Da hiergegen von keiner Seite Widerspruch erhoben wurde, erklärte er Einleitung und Ueberschrift mit der beregten Aenderung für angenommen (Sten. Ber. S. 1390). Bei den anderen in derselben und in der nächsten Sitzung berathenen Gesetzen, wurde lediglich auf diese Erklärung Bezug genommen. So ist also auch in den Reichstagsverhandlungen die Aenderung des Namens in der Eingangsformel als eine selbstverständliche, durch die bloße Thatsache des Thronwechsels sich ergebende behandelt worden.

Diese Vorgänge bilden einen werthvollen Präcedenzfall für spätere Zeiten. Und gerade mit Rücksicht darauf, daß die Frage bei ihrem ersten Auftreten in unserem Staatsleben, eine so völlig correcte und sachgemäße Lösung gefunden hat, ist es vielleicht nicht unwerth gewesen, ihr auch an dieser Stelle eine etwas eingehendere Erörterung zu widmen.

Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften.

Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne.

Kein Theil der Wissenschaft vom Leben erfreut sich seit Jahresfrist lebhafterer Aufmerksamkeit und Besprechung, als die Frage, ob neuerworbene körperliche und geistige Eigenthümlichkeiten der Lebewesen auf die Nachkommen vererbt werden können oder nicht. Die letzten Jahresversammlungen der deutschen und britischen Naturforscher haben diese Frage vor ihr Forum gezogen, die einschlägigen Zeitschriften erörtern eingehend das Für und Wider und die Berliner Akademie der Wissenschaften hat sogar die experimentelle Lösung der entstandenen Zweifel zum Gegenstande einer neuen Preisaufgabe gemacht. Das Interesse der Frage für die Gegenwart beruht vornehmlich darauf, weil die Erblichkeit erworbener Eigenschaften eine der Hauptgrundlagen der Darwin'schen Theorie bildet, welche die gesammte Naturforschung in neue Bahnen gelenkt hat, und zur Zeit bekanntlich vollständig beherrscht. Um so auffälliger muß es erscheinen, daß gerade einige der hervorragendsten Darwinisten unserer Zeit diese längst im Sinne Darwin's für entschieden gehaltene Frage, theils mit Bestimmtheit verneinen, theils von Neuem in die Region des Zweifels zurückgewiesen sehen wollen.

Die Erblichkeit des alten Bestandes der körperlichen und geistigen Eigenschaften bei allen lebenden Wesen gehört dem allgemeinen Bewußtsein, denn auf ihr beruht ja die alltägliche Erfahrung, daß immer Gleiches von Gleichem abstammt, von der Häsin kein Löwe geboren wird und aus Nelkensamen keine Tulpe aufwächst. Aber die Volksanschauung ist seit jeher noch einen Schritt weiter gegangen; sie hat in Fleisch und Blut die Ueberzeugung aufgenommen, daß nicht nur das sozusagen gröbere Artgepräge, sondern auch die individuellen körperlichen und geistigen Züge der Eltern, die man als ihr eigenstes und gewissermaßen selbsterworbenes Eigenthum betrachtet, den Kindern unverloren bleiben und wie der erworbene Reichthum an materiellen Gütern denselben unverkürzt überliefert werde. Das Kastenwesen der Inder, Aegypter und so vieler alten Culturvölker beruhte auf dieser von der Beständigkeit der Rassentypen bestätigten Ueberzeugung, daß körperliche und geistige Vorzüge, ebenso wie körperliche und geistige Mängel, adlige oder sclavische Gesinnung, patricisches und plebejisches Geblüt, Herrschertugenden und andere zu einer gewissen Zeit von den Vorfahren erworbene Eigenschaften forterben und daß man deshalb die einzelnen Stände möglichst vor Vermischung bewahren müsse.

Noch heute verharren viele unserer socialen und politischen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche auf solchen in früheren Zeiten entstandenen Anschauungen, die einen guten Kern einschließen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß sie stark von den herrschenden Rechtsanschauungen der Völker beeinflußt werden. Bei den zahlreichen wilden und halbwilden Stämmen, die noch am Mutterrecht festhalten, bei denen die Kinder Namen, Titel und Besitz nur von der Mutter oder deren Bruder, nicht aber von dem leiblichen Vater erben, ist auch die Zuversicht auf die Erblichkeit körperlicher und geistiger Eigenschaften vom Vater sehr vermindert, und Consul Wetzstein berichtete (1880) ziemlich verwundert, daß die Araber die Ansicht hätten, ein Knabe erbe seinen Charakter und seine geistigen Eigenschaften nicht von seinem Vater, sondern von seinem Oheim mütterlicherseits. Das körperliche und geistige Erbe soll nach dieser Anschauung denselben Weg gehen, wie das äußerliche Besitzthum und der Rang.

Aber wenn man eine Trübung der reinen Erfahrungsthatsachen durch überlieferte Anschauungen auch bedingungslos zugeben muß, so bleibt immer noch genug unbeeinflußte Erfahrung, um den erwähnten Zweifeln gegenüber den Kopf zu schütteln. Man muß hierin natürlich die Praktiker befragen. Jeder Jäger und Jagdliebhaber wird seine Hand dafür in's Feuer legen, daß die Instincte der verschiedenen Hunderassen, der Hühnerhunde, Vorstehhunde, Dachshunde u. s. w., also zweifellos anerzogene Fähigkeiten, erblich sind, daß die Jungen wohldressirter Jagdhunde besser Dressur annehmen, als die eines undressirten Hundes derselben Rasse. Die Sportsleute sind von derselben Ueberzeugung dermaßen durchdrungen, daß sie förmliche Stammbücher der Sieger ihrer Wettrennen anlegen und ängstlich über die Reinheit des Blutes wachen. Jeder Thier- und Pflanzenzüchter strebt seine Rassen zu veredeln und geht dabei von dem Grundsatze der Erblichkeit neuauftretender Vorzüge, die er durch passende Zuchtwahl zu steigern sucht, aus. Die mit diesem Grundsatze erzielten Erfolge der landwirthschaftlichen und gärtnerischen Züchtung sind weltbekannt, und eben auf diesen vieltausendfältigen Erfahrungen und Erfolgen hat bekanntlich Darwin jene weltbewegende Theorie begründet, nach welcher aus ursprünglich sehr niedrigstehenden Lebewesen durch eine Art Naturzüchtung immer vollkommenere Wesen hervorgebracht werden konnten, wie wir sie von den älteren zu den jüngeren Erdschichten emporsteigend auf einander folgen sehen. Wären die neuerworbenen, in irgend einer Weise für ihre Eigenthümer vortheilhaften Eigenschaften nicht auf deren Nachkommen vererbt worden, so hätte es keinen Fortschritt vom Niederen zum Höheren in der Natur geben können.

Um die Erblichkeit zu erklären, hat man verschiedene Theorien aufgestellt, von denen diejenigen von Darwin und Häckel, die man als die materielle und dynamische Auffassung derselben Grundansicht bezeichnen kann, die wichtigsten sind.

Digitized by Google

Beide gehen von der Voraussetzung aus, daß durch die Zeugung der Anstoß gegeben wird, den derzeitigen Zustand der Eltern, also mit allen seinen neuen Errungenschaften, nach der entsprechenden Reihe von Jahren in den Nachkommen wieder zu erwecken. Nach der schon von Hippokrates aufgestellten, von Darwin erneuerten Pangenesistheorie geben zu diesem Ende alle Organe des Körpers einen materiellen Beitrag zu den Zeugungssäften, in denen somit der augenblickliche Zustand der Allgemeinorganisation in nuce vertreten sei, weshalb sich aus der Keimanlage die körperlichen und geistigen Anlagen der Erzeuger bis zu ihrem letzten Zustande entwickeln könnten. Häckel's Perigenesistheorie legt den Schwerpunkt in den Lebensproceß und stellt auf, daß in Folge einer Art von Gedächtniß der Materie, der Keim befähigt werde, nicht nur den ganzen Entwickelungsweg, der die Vorfahren auf die jetzige Stufe geführt habe, kurz zu wiederholen, sondern diesem auch die letzten Schritte der Eltern hinzuzufügen, wenn nicht zuvor durch irgend ein Hemmniß ein Stehenbleiben der Entwickelung auf irgend einer älteren Ahnenstufe (sog. Atavismus, Großvaterähnlichkeit u. s. w.) herbeigeführt wird.

Es ist zu bemerken, daß die Volksmeinung den Glauben an die Erblichkeit der letzten Zustände bis zur äußersten Folgerung theilt und selbst die augenblickliche Stimmung der Eltern noch für einflußreich ausgibt. Das Alles erscheint auch, wenn man die Thatsache der Vererbung für sich betrachtet, so einfach logisch, daß der Laie die Nachricht, von einigen tonangebenden Jüngern Darwin's werde die Erblichkeit der jüngsten organischen Erwerbungen in Zweifel gezogen, mit einem entschiedenen Befremden entgegen nimmt. Und doch verhält sich dies so, und wir müssen uns zunächst darüber klar werden, durch welche Thatsachen sie zu einer so abweichenden Meinung verführt worden sind. Es ist dies aber durch ein genaueres Studium der Befruchtungsvorgänge selbst veranlaßt worden, vermittelst dessen man über das dunkle Geheimniß der Vererbung Licht zu erhalten hoffte. Nachdem nämlich durch die eingehendsten Untersuchungen zahlreicher Forscher festgestellt worden war, daß der wesentliche Vorgang bei der Befruchtung der Pflanzen und Thiere in der Vereinigung einer männlichen Zelle mit einem weiblichen Ei besteht, erinnerte man sich zunächst der Erfahrungsthatsache, daß der Nachkomme im Allgemeinen ein Mittel der väterlichen und mütterlichen Eigenschaften darstellt, wie dies besonders bei Bastarden in die Augen springt. Es mußte nun aber von vornherein unwahrscheinlich erscheinen, daß ein solches Gleichgewicht der erblichen Eigenschaften hervorgehen könne aus der Vereinigung der unendlich kleinen männlichen Samenzelle mit dem vielmals größeren Ei, und die neueren Untersuchungen von Straßburger, Hertwig, Kölliker u. A. bestätigten denn auch die aus obigen Gründen von Nägeli vermuthete Thatsache, daß ungefähr gleiche Theile der sehr kleinen väterlichen Zelle und der durch Anfüllung mit Nährsubstanz für das junge Wesen stark vergrößerten weiblichen Zelle sich bei der Befruchtung vereinigen, nämlich die beiderseitigen Zellkerne; nach noch weitergehender Ansicht einzelner Forscher sogar nur ein bestimmter Bestandtheil derselben. Diesen materiellen Träger der Vererbungstendenzen nennt Nägeli das Idioplasma.

Bei den niedersten Wesen, die nur aus einer einfachen Zelle bestehen und sich durch eine von dem Zellkern ausgehende Theilung vermehren, ist somit der Gesammtkörper mit der Fortpflanzungszelle identisch und auch bei gewissen mehrzelligen niederen Wesen bewahrt jede Zelle noch das Vermögen, von den anderen getrennt, selbständig zu einem neuen Individuum ihrer Art auszuwachsen. Je weiter dagegen die Arbeitstheilung in einem Organismus fortschreitet und die einzelnen Zellen verschiedene Lebensthätigkeiten übernehmen, um so mehr verlieren sie von jener ursprünglich gemeinsamen Fähigkeit und dieselbe zieht sich mehr und mehr auf diejenigen Zellen zurück, die man im Besonderen als Geschlechtszellen bezeichnet, weil sie keine andere Aufgabe erfüllen, als diejenige, die Art zu erhalten.

Was wir geschlechtliche Fortpflanzung nennen, ist also nicht die ursprüngliche Vermehrungsform der Lebewesen und wir können vielmehr deren Entstehung aus allmählichen Anfängen in Vorstufen erkennen, bei denen zunächst eine gewöhnliche Zelle sich ohne alle Befruchtung zur Fortpflanzung der Art absondert, dann durch Vereinigung zweier gleichartigen Zellen (Copulation), die man noch keineswegs als männlich und weiblich unterscheiden kann, eine Kraftaufspeicherung erreicht wird, was endlich durch Verunähnlichung dieser zunächst meist von demselben Individuum erzeugten Zellen zur geschlechtlichen Fortpflanzung überleitet. Auf den ersten Stufen dieser Arbeitstheilung behalten die übrigen Körperzellen sehr häufig noch das Vermögen, wenn sie von dem Gesammtverbande miternährt werden, durch sogenannte Knospung neue Individuen (Sprossen) zu bilden, oder wenigstens verloren gegangene Organe neu zu erzeugen, bis sich in den höhern Thierkreisen das Neubildungsvermögen fast ausschließlich auf die Geschlechtszellen zurückzieht, während die übrigen Zellen nur noch die Fähigkeit behalten, sich selbst durch Theilung zu vermehren und ihres Gleichen zu erzeugen (Wachsthum und Neubildung der Gewebe).

Kurz zusammengefaßt ergibt sich also, daß die Eigenthümlichkeit der Geschlechtszellen darin besteht, daß sie einen biologischen Charakter bewahren, der auf den niedersten Stufen des Lebens allen Zellen eigen ist, daß sie mithin gewissermaßen eine Art Urzellen darstellen, die noch die ganze Entwickelungsfrische der nicht durch Arbeitstheilung einseitig gewordenen einzelligen Urwesen besitzen. Man würde nun offenbar diese Entwickelungsfrische der Geschlechtszellen am einfachsten begreifen können, wenn man statt an immerwährende Neubildung derselben zu denken, sie gewissermaßen als directe Abkömmlinge der früheren Geschlechtszellen und so herab bis zur Urzelle betrachten könnte. Dieser Gedanke ist denn auch in der That zu einer besonderen Theorie erhoben worden und zwar, so viel mir bekannt, zuerst 1876 von dem „Entdecker der Seele und des Wollregimes", Gustav Jäger in Stuttgart. Derselbe ging von der Anschauung aus, daß der Keimbildungsstoff, das Keimprotoplasma, durch große Reihen von Generationen allen Anfechtungen von außen zum Trotz, seine Eigenart bewahrt, und wollte sich dies durch die Annahme erklären, daß er sich gleich nach der Zeugung in zwei Theile spalte, einen ontogenetischen, aus dem sich das neue Individuum aufbaut, und einen phylogenetischen, welcher im Körper desselben reservirt bleibt, um durch seine Vermehrung zur Zeit der Geschlechtsreife die Fortpflanzungszellen zu bilden. Das heißt also mit anderen Worten: die Geschlechtszellen würden nicht aus den Säften der Individuen neu gebildet, sondern sie seien directe Abkömmlinge des Keimprotoplasmas, aus dem dieselben selbst entstanden sind, es bestehe somit ein ewiger unmittelbarer Zusammenhang, eine Continuität des Keimprotoplasmas seit undenklichen Zeiten.

In der That giebt es eine Anzahl von Fällen, in denen man eine solche frühzeitige Abspaltung und Aufspeicherung des Keimstoffes wirklich beobachtet haben will, und deshalb haben sich mehrere weitere Forscher, namentlich August Weismann in Freiburg, in seinen Schriften „Ueber die Vererbung" (1883) und „Ueber die Continuität des Keimprotoplasmas" (1887) den Jäger'schen Ansichten angeschlossen. „Bei gewissen Insecten", sagt er, „beginnt die Entwickelung des Eies zum Embryo damit, daß ein paar kleine Zellen sich von der Hauptmasse des Eies abschnüren und dieses sind die Keimzellen, die später in das Innere des sich formenden Thieres aufgenommen, zu den Fortpflanzungsorganen desselben verwerthet werden." Mir scheint aber, daß aus diesen immerhin sehr vereinzelt dastehenden Beobachtungen im Grunde nichts weiter gefolgert werden kann, als daß bei gewissen Thieren der Bau der Geschlechtsorgane sehr früh angelegt wird.

Andererseits ergibt sich alsbald, daß diese Theorie, welche nichts anderes als eine Erneuerung der glücklich überwundenen Einkapselungs-Lehre der früheren Jahrhunderte in leicht abgeänderter Form ist, den Folgeschluß rechtfertigen würde, daß die Arten nicht veränderlich sein könnten, da ja das Keimprotoplasma der jeweiligen letzten Generation, ohne durch das Medium der Einwirkungen, welche äußere Umstände auf das

Digitized by Google

Individuum ausüben, hindurchzugehen, ein sozusagen directer Sproß des ältesten Ahnenplasma's der Art wäre. Um dieser fatalen Consequenz auszuweichen, stützte sich Weismann auf gewisse sehr merkwürdige Beobachtungsthatsachen, die durch zahlreiche Forscher der letzten Jahre über die Vorgänge bei der Reifung des Eies ermittelt worden sind. Das weibliche Ei nimmt nämlich einen Anlauf zu einer Zelltheilung nach dem Schema, welches in neuerer Zeit Straßburger an der Pflanzenzelle und Flemming an der Thierzelle nachgewiesen haben und es findet eine Art von partieller Theilung des Zellkernes statt, wobei ein Theil desselben als sogenannter Richtungskörper ganz aus dem Ei herausgestoßen wird.

Ueber die Bedeutung dieses Vorganges hat man nun sehr verschiedene Meinungen aufgestellt. Minot, Balfour, van Beneden und andere Embryologen meinten, das Ei sei ursprünglich eine Art Zwitterwesen und müsse deshalb seinen männlichen Antheil vor der Befruchtung ausstoßen; auch fand diese Ansicht eine gewisse Unterstützung darin, daß man bei sogenannten parthenogenetischen Eiern, wie sie namentlich bei Räderthieren, Krustazeen und Insecten vorkommen, die ohne Befruchtung reifen, eine solche Ausstoßung nicht wahrgenommen hatte. Allein in neuester Zeit ist durch Grobben, Ischikawa und Weismann selbst, der Beweis erbracht worden, daß bei allen diesen ohne Befruchtung sich entwickelnden Eiern allerdings ein Richtungskörper ausgestoßen wird, bei den geschlechtlich befruchteten dagegen zwei Richtungskörper. Weismann hält es nun trotz seiner Ansicht von der Continuität des Keimprotoplasmas für wahrscheinlich, daß in demselben von den verschiedenen Ahnen herrührende, ungleiche Vererbungstendenzen gemischt seien, und daß eben die Ausstoßung der Richtungskörperchen, durch welche einzelne derselben entfernt würden, die Veränderlichkeit der Arten bedinge, die somit an die geschlechtliche Fortpflanzung gebunden sei und von rein inneren Vorgängen, ohne Bedingtsein von äußeren, abhänge. Die äußeren Lebensbedingungen wirkten vielmehr nur so weit mit, als sie den Individuen, bei denen für die Erhaltung der Art irgendwie vortheilhafte Eigenschaften aufträten, im Kampfe um's Dasein zum Siege verhälfen.

Wir haben also festzustellen, daß einzig auf einigen bisher unverständlichen Vorgängen der geschlechtlichen Fortpflanzung hiermit eine grundstürzende Theorie aufgezimmert wurde, aus der folgende Sätze abzuleiten sind: 1. Die Veränderlichkeit der Lebewesen ist an die geschlechtliche Fortpflanzung gebunden, und Wesen, die sich nur ungeschlechtlich vermehren, können daher keine Abänderungen zeigen. 2. Vom Einzelnwesen neu erworbene Eigenschaften können nicht vererbt werden. 3. Folglich ist der directe Einfluß der äußeren Bedingungen auf die Fortbildung der Lebewesen gleich Null, denn wenn derselbe auch Veränderungen in ihnen hervorbrächte, könnten dieselben doch nicht vererbt werden. Diese Schlüsse, die, wie gesagt, nicht aus irgend welchen zwingenden Gründen gemacht worden sind, sondern einzig und allein, um einige vorläufig dunkle Vorgänge der Fortpflanzung in einer bengalischen Beleuchtung zu zeigen, sind aber, wie bald gezeigt werden soll, ein Schlag in's Antlitz aller bisherigen Erfahrungen, der um so mehr abzuweisen ist, als sich jene Thatsachen anscheinend viel einfacher und vernunftgemäßer erklären lassen. Würde es in der That nicht viel einfacher sein, anzunehmen, daß mit der Ausstoßung der Richtungskörperchen aus dem Eiplasma nur eine Art Reinigung und Verjüngung desselben vollzogen wird, um es zu der Urzellennatur zurückzuführen, welche die Keimzelle besitzen muß, wenn sie den Körper des Nachkommen von Grund aus neu aufbauen soll?

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Kaiser Wilhelm und die Kunst.

Von Georg Malkowsky.

Das Kunstwerk ist nur aus dem Zusammenhange der gesammten Culturentwickelung heraus zu begreifen. Den Grundgesetzen des Schönen unterworfen, von Zufälligkeiten und Zweckbestimmungen abhängig, ist es doch in seiner höchsten Potenz eine freie Manifestation des Volksgeistes auf einer bestimmten Stufe seiner Entwickelung. Der bildende Künstler, stofflich gebundener, als der in luftigen Phantasiegebilden arbeitende Poet, schafft in seiner Zeit, aus seiner Zeit, für seine Zeit. Er mag mit seinen Vorwürfen noch so weit in die Vergangenheit zurückgreifen, in Auffassung und Gestaltung verräth er sich als das Kind seines Volkes, seines Jahrhunderts.

Fürstliches Mäcenatenthum hat, insoweit es sich in einer persönlichen Beeinflussung der Kunstbestrebungen äußerte, noch niemals eine dauernde, gesunde Blüthe der bildenden Künste gezeitigt. Jeder directe Eingriff in den Schaffensvorgang schließt eine Gefahr in sich, die zu Mißbildungen und Verkrüppelungen führt. Die Knospe der Kunst mag sich unter dem warmen Strahl der Fürstengunst erschließen, die Pracht der Formen und Farben war langsam in ihr vorgebildet und entwickelt.

Die politische Parallele zwischen Griechenthum und Deutschthum liegt nahe und ist oft gezogen worden. Auf den Gebieten der Literatur und der bildenden Künste sind die Vergleichspunkte in die Augen springend. Bei keinem anderen Volke der neueren Zeit hat sich die Entwickelung der Kunst in so engem Anschluß an die Herausbildung der nationalen Eigenthümlichkeit vollzogen. Man hat die Preußen als die Spartaner der Neuzeit bezeichnet, ein Gang durch die Kaiserstadt lehrt, daß sich dem Lakonismus ein gut Theil Atticismus beimischt, daß Baukunst und Bildnerei, nicht immer mit gleichem Glück, aber stets in richtiger Abwägung der Mittel und Zwecke, die nationalen Errungenschaften in den ihnen eigenthümlichen Darstellungsformen zum Ausdruck gebracht haben. Berlins Bauten und Denkmäler repräsentiren eine steinerne Geschichte der Umbildung des Preußenthums zum Deutschthum, wie sie so lückenlos kein anderes Volk der modernen Welt aufzuweisen hat, wie sie sich gerade bei uns nur aus der demokratischen Eigenart unseres Königthums erklärt. Mit dem deutschen Gedanken sich identificirend sind die Hohenzollern groß geworden, die Geschichte ihres Heranwachsens ist die Geschichte der Einigung der germanischen Stämme und diese ist mit steinernen und ehernen Buchstaben in den Monumenten der Kaiserstadt niedergeschrieben.

Das Verhältniß der Hohenzollern zu den bildenden Künsten trug von jeher den Charakter einer glücklichen Vernunftehe. Wie kluge Hausväter haben sie sich, stets mit dem wachsenden Wohlstand Schritt haltend, ihr Heim wohnlich und behaglich eingerichtet, Kunst und Kunsthandwerk je nach Bedürfniß der Repräsentation unterstützend. Nur einmal wurde dieses ruhige Verhältniß durch leidenschaftliche Regungen eines enthusiastisch empfindenden Mäcens auf dem Throne unterbrochen. Die glänzenden Hoffnungen, die sich für die Kunstentwickelung an die Regierung Friedrich Wilhelms IV. knüpften, haben sich nicht erfüllt, weil seine Bestrebungen nicht im Volksgeiste regelten, weil er es versuchte, dem nach einer ganz anderen Richtung ausgebildeten ästhetischen Empfinden die fremde Formensprache des mittelalterlichen Romanismus aufzuzwingen.

Kaiser Wilhelm fußte in seinem Verhältniß zu den bildenden Künsten auf den Traditionen seines Hauses. Es gehört zu den vielen merkwürdigen Erscheinungen in der Regierungsgeschichte dieses Monarchen, daß man von ihm, dem man gewiß keine Prunksucht nachsagen kann, dereinst nach Analogie

Digitized by Google

des römischen Kaisers, berichten wird: Er hat seine Residenz aus Stuck und Kalk als eine Stadt aus Stein und Erz hinterlassen. Und diese Wandlung hat sich ohne directe Beeinflussung mit der Nothwendigkeit eines Naturereignisses vollzogen, weil sich in der Person des Kaisers eine Idee verkörperte, die das ganze Volk, jede Aeußerung der Volksseele, und somit vor Allem die Kunstübung durchdrang.

Es gibt eine specifisch preußische Hohenzollernarchitektur, die an die Namen Nehring und Schlüter anknüpfend von ernstem Studium des Barockstils Oberitaliens ausgehend, die Monumentalbauten von der Zeit des Großen Kurfürsten bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein beherrscht. Die beschränkten Mittel, der Mangel an einem edlen Baumaterial führten zu einer eigenartigen Ausbildung der architektonischen Formen, die in dem nüchternen Ingenieurismus Nehring's und in der phantasievollen und doch das rechte Maß nie überschreitenden Stuckornamentik Schlüters zum Ausdruck kommt. Der beste Repräsentant dieses Stils ist das Zeughaus, die jetzige Ruhmeshalle.

Eine zweite Periode setzt mit der hellenischen Renaissance **Schinkels ein.** Sie hat die Berliner Architektenschule gelehrt, die einfachen constructiven Formen des griechischen Baustils den modernen Raumforderungen mit Leichtigkeit anzupassen, sie zwanglos für die Flächenbehandlung zu verwerthen. Das Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkt ist ein architektonischer Kanon, dessen Anschauung und Studium vor allen Auswüchsen und Ueberwucherungen der decorativen Phantasie warnt, zu denen die Bevorzugung der Hoch- und Spätrenaissanc Anlaß geben könnte.

Die Kunstübung unter Friedrich Wilhelm IV. charakterisirt sich, wie schon bemerkt, als ein gewaltsam eingeschobenes Intermezzo, das die geschlossene Entwickelung zusammenhangs- und einflußlos unterbricht. Der katholisirende Romanismus, den Wilhelm I. als Hinterlassenschaft seines Bruders vorfand, konnte der schlichten Natur des neuen Herrschers unmöglich sympathisch sein und es bedurfte seiner ganzen Pietät, seiner schrankenlosen Anerkennung der geistigen Gaben des Verstorbenen, um das Erbe anzutreten und das Begonnene, vor Allem die kirchlichen Bauten, ohne Aenderung zu Ende zu führen. Allzu phantastisch und kostspielig Geplantes, wie das Campo Santo, der Dom, die Kunstakropolis auf der Museumsinsel wurde zurückgelegt. Nur das Börsengebäude und die Nationalgalerie reiften ihrer Vollendung entgegen. Gleichzeitig setzt mit der Erbauung des neuen Rathhauses eine glänzende Periode communaler Bauthätigkeit ein, deren Charakter wesentlich durch das Material, den Backstein in Verbindung mit gebranntem und glasirtem Thon, bestimmt wird.

Die schon oben berührte Pietät des Königs, das Gefühl innigem Zusammenhanges mit den Traditionen seines Hauses, der stete Hinblick auf die großdeutschen Ziele desselben führte zu einer Reihe von Restaurationen monumentaler Bauten, die sich als Merksteine in der Geschichte der Hohenzollern charakterisirten. Hierher gehören die Restaurirung der fränkischen Stammburg, der preußischen Ordensfeste, die Vollendung des Kölner Dombaues.

Die sich Schlag auf Schlag vollziehende, rein räumliche Ausdehnung des preußischen Staates bedingte die Planung einer Reihe administrativer Bauten, des Ministeriums des Innern, des auswärtigen Amtes, des Generalsstabsgebäudes, des Cultusministeriums, der Münze und der Reichsbank, deren Ausführung bewiesen hat, daß die Berliner Architektenschule, an ihren soliden Ueberlieferungen festhaltend, durch ein edleres Material, Sandstein und Kunstziegel, unterstützt, jeder Aufgabe gewachsen ist. Vor Allem hatte sie Gelegenheit zu zeigen, daß sich die Stilformen der Renaissance unter geschickten Händen mühelos den modernen Anforderungen an Raum- und Flächenbehandlung anbequemen.

Als dann der Siegesjubel des großen Jahres verklungen war, als das geeinte Deutschland zur stillen Arbeit zurückkehrte, da wurde aus dem Heerkönig der Friedensfürst. Das erstarkte Selbstbewußtsein der germanischen Nation fand der Bescheidenheit seines Herrschers entsprechend maßvollen monumentalen Ausdruck in der Vollendung des Hermannsdenkmals, in dem Denkmal auf dem Niederwald, in der Siegessäule am Königsplatz und in der Ruhmeshalle, die der Kaiser nur ungern so nennen hörte, der schlichteren Bezeichnung Waffenhalle den Vorzug gebend. Zum Siegesrausch ließ der pflichtgetreue Monarch seinem Volke keine Zeit. Es galt, den neuen Zufluß an materiellen Kräften geistig zu verarbeiten. In reicher Fülle, in würdiger, aber keineswegs prunkender Ausstattung wuchsen die wissenschaftlichen Institute, die technische Hochschule, die klinischen, physiologischen und chemischen Anstalten, die landwirthschaftliche und die Bergakademie, das ethnographische und das Kunstgewerbe-Museum aus der Erde, durch ihren ernsten Aufbau von der Friedensliebe des neuen Kaiserreichs deutscher Nation zeugend; als Symbol des zu vollendenden inneren politischen Ausbaues, als mahnendes Vermächtniß an seinen Nachfolger hinterließ der sterbende Kaiser die mächtig emporstrebenden Mauern des Reichstagsgebäudes.

Das Verhältniß Wilhelms I. zur Baukunst wird im Wesentlichen durch den Zweckbegriff bestimmt. Mit der ihm eigenen treuen Sorge hat er darüber gewacht, daß würdige Ausstattung und Nutzwerth in dem richtigen Verhältniß zu einander standen. Aber er hat auch volles Verständniß für die höhere Aufgabe der Architektur bewiesen. Die Nachwelt wird es bezeugen können, daß unter seiner Regierung Wohl und Wehe des Volkes in den Bauformen ihren adäquaten ästhetischen Ausdruck gefunden haben. Auch die lebende Mitwelt könnte von ihm lernen, wie das architektonisch Schöne nicht zum geringsten Theil durch das richtige Abwägen des sich in der Construction aussprechenden baulichen Zweckes und der decorativen Ausstattung bedingt wird. Ein ernstes Studium der unter Wilhelm I. ausgeführten Staatsbauten würde die Privatbauthätigkeit, die Berlin in wenigen Jahren völlig umzugestalten begonnen hat, vor manchen Mißgriffen, vor Allem vor einem reklamehaften Ueberwiegen des decorativen Fassadenaufputzes bewahrt haben.

Die Beziehungen des verstorbenen Kaisers zu den Schwesterkünsten, der Bildhauerei und Malerei, gestalten sich weniger intim. Einerseits lag ihm das Interesse für die zunächst auf das Nützliche gerichtete Architektur näher, andererseits haben sich Bildhauer und Maler aus in dem Wesen ihrer Kunst liegenden Gründen der Ausgestaltung des nationalen Gedankens gegenüber spröder und weniger entgegenkommend gezeigt. Als der siegreiche Kaiser in die jubelnde Hauptstadt einzog, hatten sich Sculptur und Malerei zur Herstellung einer via triumphalis vereinigt, deren großartige Schönheit einen gewaltigen nationalen Aufschwung der bildenden Künste im engeren Sinne wach ruft. Die Valerien von Anton von Werner und Otto Knille, die Germania von Siemering riefen einen Sturm von Enthusiasmus hervor. Anton von Werner ist Akademiedirector geworden, der Fries vom Postament der Germania ist in einem Drittel der Originalgröße in Zinkbronce vervielfältigt, von dem nationalen Aufschwung ist es stille geworden im deutschen Reiche. An tüchtigen Malern und Bildhauern fehlt es sicherlich nicht, dafür zeugen die Denkmäler Schiller's und Goethe's, die Frescomalereien der Ruhmeshalle und die jährlich wiederkehrenden Kunstausstellungen. Aber wo bleibt der nationale Aufschwung? Mit ein paar Schlachtenbildern, mit ceremoniellen Schaustücken, wie der Kaiserproclamation in Versailles, mit ein paar frostigen Allegorien in mangelhaftem Reliefstil ist es nicht gethan. Es liegt uns fern, den Herrn vom Meißel und der Palette einen Vorwurf machen zu wollen. Es regt sich überall auf dem Gebiet der Sculptur und Malerei von hoffnungsvollen Keimen, aber fast alle unverkennbaren Fortschritte bewegen sich in der Richtung der Technik. Vielleicht zeugt es von der Weisheit unseres alten Kaisers, daß er wohl einsah, wie mit der Staatshülfe, noch sich ein allgemeines Rufen erhob, hier nichts zu erreichen ist. Bildhauerkunst und Malerei haben noch nicht den adäquaten Ausdruck für die moderne Staatsidee gefunden. Einerseits kleben sie noch zu fest an der Formensprache vergangener Zeiten, andererseits sind sie zu sehr durch die Bewältigung des rein Stofflichen, durch das Erfassen der äußeren Erscheinung in Anspruch ge-

Digitized by Google

nommen. Daher kommt es denn auch, daß die Erfolge der Schwesterkünste sich vorwiegend auf dem Gebiet des Portraits bewegen. Eine wahrhaft monumentale Idealbildnerei ist in einer Zeit der Gährung, der politischen und socialen Neubildung nicht möglich. Was sich davon bisher an das Tageslicht gewagt, wie die Wandmalerei des Zeughauses, trägt den Charakter des Experiments. Die Gelegenheit, den hier ausgesprochenen Pessimismus Lügen zu strafen, bietet sich von selbst. Mit beispiellosem Enthusiasmus vereinigt sich ganz Deutschland, um dem Wiederhersteller des Reiches ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Möge es einer Vereinigung der drei Schwesterkünste gelingen, ein monumentum aere perennius zu errichten, das der Nachwelt von dem Heerkönig und Friedensfürsten, von dem siegreichen Helden und dem Beschützer der Künste und Wissenschaften erzählt und gleichzeitig Zeugniß davon ablegt, daß die bildenden Künste von dem nationalen Gedanken, wie er sich in der Person des Kaisers verkörpert, erfüllt und durchdrungen, ihn würdig auszugestalten im Stande sind.

Die Sage von Bazaine's Verrath.

Von Bruno Gebhardt.

Es ist noch nicht lange her, daß der Name des Marschalls Bazaine gelegentlich eines gegen ihn versuchten Attentats wieder in der Oeffentlichkeit genannt wurde, und dabei wurden Mittheilungen über die gegenwärtigen Lebensverhältnisse desselben gemacht, die tiefes Mitleid erwecken mußten und in Deutschland wenigstens auch erweckt haben. In Frankreich mag dies ja anders sein. Dort gilt Bazaine der großen Menge noch immer als der Verräther, der Metz verkauft hat, und die Revancheapostel thun das Ihrige, um diese Legende aufrecht zu erhalten. Und nirgends ist es leichter, an Stelle der geschichtlichen Wahrheit das wohlbereitete Parteimärchen zu verbreiten, als bei dem Volke, das gleich kritiklos bewundert und haßt. Allerdings bleiben die Rückschläge nicht aus: auf die Lobredner der großen Revolution, die keinen Schatten auf die Ereignisse jener Zeit fallen lassen wollen, folgte der erbarmungslose Taine, der den Schleier rücksichtslos fortriß; auf die Legende von Napoleon und St. Helena, die ihren ruhmredigsten Schilderer in Thiers gefunden hat, folgte Lanfrey mit seiner tödtlich vernichtenden Kritik, und so darf man auch hoffen, daß die Zeit kommen wird, wo die Franzosen ihre Mißerfolge im Kriege von 1870 nicht mehr auf Verrath und Käuflichkeit schieben, nicht mehr die Schuld einzelnen Führern, die ihren Namen hergeben mußten, aufbürden werden, sondern zu ihrem Heile erkennen, daß die frevelhafte Verblendung und die innere Corruption des zweiten Kaiserreichs die Ursachen jenes Unheils waren. Wenn diese Zeit der ruhigen und objectiven Betrachtung gekommen sein wird, dann wird auch „die Legende von Metz“ die gebührende Schätzung finden, und das eben erschienene Buch*) des Grafen d'Hérisson wird dem zukünftigen Geschichtschreiber von erheblichen Nutzen sein. Der Verfasser hatte Gelegenheit während des Krieges Vieles zu sehen und zu hören und hat in einem früheren Werke, „Journal d'un Officier d'Ordonnance“, Mittheilungen gemacht, die verdientermaßen Aufsehen erregten. Das vorliegende ist aus einer Art Privatenquête entstanden, zu der er sich durch die Beobachtung veranlaßt sah, daß man in Deutschland den Marschall Bazaine durchaus für einen ehrenhaften Mann hält, das Märchen von seinem Verrath verlacht und ihn als das Opfer eines verwerflichen politischen Intriguenspieles, als das bedauernswerthe Opfer für die Sünden Anderer ansieht. Graf d'Hérisson erfuhr diese Ansicht aus dem Munde eines hervorragenden Professors der Medicin in Würzburg, der in Heidelberg sein Corpsbruder gewesen war, und begann nun eine Revision der Acten, zu der ihm von verschiedenen Seiten Material zur Verfügung gestellt wurde.

Die ersten Capitel sind einer Reise nach Elsaß und Baden gewidmet und enthalten allerlei geschichtliche Erinnerungen und Betrachtungen, die der Besuch verschiedener Orte in dem Verfasser erweckt. Im Ganzen ist seine Beobachtung gut, sein Urtheil richtig. Bahnbeamte und Zollbeamte fallen ihm durch ihre militärische Straffheit sehr günstig auf, die Gegend, die er durchfährt, erscheint ihm außerordentlich wohl bebaut und blühend, so gelangt er nach Straßburg. Er schildert nun seinen französischen Lesern, welche Maßregeln die Regierung ergriffen hat, um das Elsaß zu germanisiren, Maßregeln, deren Zweckmäßigkeit er nicht leugnet, so sehr er sie auch von seinem Standpunkt bedauern und tadeln mag. Er kommt auch auf den Geschichtsunterricht in unseren Schulen zu sprechen und findet dabei mancherlei Fälschungen, auch sonst in der gangbaren Tradition, so soll, nach ihm, das Heidelberger Schloß garnicht der Zerstörung durch Melac's Banden, sondern einem Blitzstrahl zum Opfer gefallen sein. Sieht man von derartigen Concessionen an den Geschmack seiner Landsleute ab, so berühren seine Schilderungen aus Straßburg zum Beispiel recht sympathisch. Er sieht das Begräbniß eines Unteroffiziers und findet es höchst würdig; das Militär macht auf ihn den vorzüglichsten Eindruck, die angesehene Stellung der Offiziere — einen solchen zu heirathen ist der Traum jedes jungen Mädchens, jeder blonden Deutschen — erkennt er in ihrer großen Wichtigkeit an und gesteht schließlich, seit langer Zeit in Frankreich kein Regiment von einer so vollkommenen Haltung gesehen zu haben, wie das Rheinische Regiment Nr. 25, das bei ihm vorbeirückte. Der Erinnerung an Napoleons Straßburger Putsch ist ein längerer Abschnitt gewidmet, worin sehr interessante Auszüge aus dem Tagebuch des Baron Mounier, der den nachmaligen Kaiser seit seiner Jugend kannte und nach dessen zweitem Versuche in Boulogne zu seinen Richtern gehörte, hineinverwebt sind. Der Satz: l'échauffourée de Strasbourg fut le premier pas politique de Louis Napoléon en France; la capitulation de Sédan fut le dernier. Tous deux devaient le conduire en captivité et par une étrange ironie du sort cet homme a terminé sa carrière presque au lieu où il l'avait commencée, führt ihn wieder nach Straßburg zurück, von dessen Entwickelung unter deutscher Herrschaft er ein für diese höchst schmeichelhaftes Bild entwirft. Besondere Beachtung schenkt er den neuen Befestigungen, den Gebäuden zu militärischen Zwecken und anderen dahin zielenden Einrichtungen und kommt zu dem uns erwünscht klingenden Resultat: „Angenommen, der Krieg ist Mittag erklärt, um zwei Uhr sind die Pferde gefüttert, haben die Leute gegessen, Alles ist angespannt, Alles bereit, jedes Armeecorps kann marschiren. Ist unsere Organisation in Frankreich auch so vollkommen? Sind wir auch bereit?“ Unter 17 Kriegsministern in 17 Jahren?

Nach dieser feuilletonistischen Einleitung wendet er sich, auf die Aeußerungen des Würzburger Professors hin, seinem eigentlichen Thema zu. Zwei Artikel, ein Brief des 1871 verstorbenen englischen Generalfeldmarschalls Burgoyne an den Herausgeber der Times und ein Aufsatz der Comédie politique, bestätigen die deutsche Ansicht über Bazaine; die auf Anfragen des Grafen d'Hérisson an ihn gerichteten Briefe von Le Boeuf, Canrobert und Mac-Mahon umgehen jede Auskunft und sind in ihrer Inhaltslosigkeit bezeichnend; schließlich wendet sich der Verfasser an Bazaine selbst, der ihm natürlich jede Förderung verspricht. Der Ursprung des Krieges wird auf die Partei der Kaiserin zurückgeführt, die Affaire Saarbrücken in ihrer lächerlichen Nichtigkeit enthüllt und zum Beweis für die Rathlosigkeit und Verwirrung im kaiserlichen Hauptquartier mehrere einander widersprechende Ordres angeführt, unter anderen eine solche von Napoleon, der auf Grund englischer Zeitungsmittheilungen strategische Anordnungen trifft. Am 12. August wurde Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt; auf seinen Einwand, er sei nicht der älteste General, antwortete ihm Napoleon: Mac-Mahon war unglücklich bei Frosch-weiler, Canrobert hat im Lager von Chalons sein Prestige

*) Le légende de Metz par le Comte D'Hérisson. Paris, Paul Ollendorff.

Digitized by Google

verloren, Sie sind der einzig Intacte. Trotzdem Bazaine nun den Oberbefehl hatte, kreuzten Befehle des Kaisers und telegraphische Anordnungen des Kriegsministers die seinigen. Interessant ist die Schilderung von Trochu's Ernennung zum Gouverneur von Paris. Als er sich in dieser Eigenschaft der Kaiserin vorstellte, fragte sie ihn: General, glauben Sie nicht, daß bei den jetzigen Schwierigkeiten die Zurückberufung der Orleans sich empfehlen würde? Arglos verneinte er, und seine eigene Gattin klärte ihn erst auf, daß diese Frage auf seine angebliche orleanistische Gesinnung ginge und ihn hätte entlarven sollen.

Die nächsten Capitel enthalten einen eingehenden Aufsatz zur Vertheidigung Bazaines aus der Feder des bekannten englischen Militärschriftstellers Archibald Forbes, der im deutschen Hauptquartier den Krieg mitmachte, mit Randbemerkungen des Marschalls selbst. Sein Urtheil lautet dahin, daß von allen Thorheiten, welche die Franzosen nach dem Sturze begangen haben, die Verfolgung Bazaines die thörichtste, treuloseste und grausamste war. Nach seiner Verurtheilung, heißt es weiter, konnte de Cissey das Haupt hoch halten, bis eine neue Schande ihn vernichtete; konnte Frossard sich in Sicherheit wiegen, daß Frankreich seine schlechte Haltung nicht untersuchen würde; hatte de Failly keine Untersuchung über das von bayrischen Kanonen unterbrochene Frühstück im Lager zu befürchten; brauchte Le Boeuf nicht vor der Erinnerung an seine eitle Behauptung zu schaudern, daß die Armee bis auf den letzten Stiefelknopf bereit sei, und Fourton konnte leicht lachen, wenn er daran dachte, daß er sich am 15. August mit drei Cavalleriedivisionen durch eine Handvoll Ulanen aufhalten ließ und so die erste Ursache der Blokade von Metz war." „Der Proceß Bazaine war einfach ein Complot, zur Beruhigung Frankreichs, dem ein Opfer hingeworfen wurde, an dem es kauen konnte, ohne es ganz zu zerfleischen." Forbes weist im Einzelnen nach, wie alle Anklagen rein erfunden sind, und wie selbst die Fehler, die vorgekommen sind, am wenigsten auf Bazaines Rechnung gesetzt werden dürfen.

Im Anschluß an diese Ausführungen geht Graf d'Hérisson noch einmal die Proceßacten durch; als besonders wichtig ist die Aussage Mac-Mahons zu kennzeichnen, der selber gestand, bei seinen Bewegungen Metz zu entsetzen zwei Tage verloren zu haben. Was in der Festung selbst vorging, ist ein echt französisches Skandalcapitel. Kein anderer als der damalige Oberst Andlau, der Genosse der Madame Ratazzi und Limouzin, hatte eine Verschwörung unter den Offizieren angezettelt, den Marschall abzusetzen und einen Versuch zu machen, die Belagerungsarmee zu durchbrechen. Er fand Anhänger unter Kameraden und Bürgern und glaubte sich besonders auf die Nationalgarde verlassen zu können, die oft von ihrem brennenden Patriotismus, ihrer rasenden Wuth ins Feuer zu kommen sprach und diese Wünsche selbst dem General Changarnier ausdrückte. „Diese Manifestation," sagt unser Autor, „erinnert lebhaft an die Haltung der Pariser Nationalgarde, während der Belagerung. Die Manifestanten zerstreuten sich sogleich, als man ihnen den Posten von Ladonchamp versprach, wo man sich damals täglich schlug." Die Verschwörung mißglückte, weil die Soldaten nicht gewonnen wurden, aber der famose General Andlau schrieb sein Buch Metz, campagne et négociations und verkündete darin das Dogma von Bazaines Verrath, das Gambetta erfunden hatte. Es kommt auf den Gesichtspunkt, unter dem man die Sache betrachtet, an; wenn Gambetta in Lille sagt: „Mag Frankreich untergehen, retten wir die Revolution," so konnte der Marschall, der den umgekehrten Satz vertrat, jenem als Verräther gelten. Uebrigens lag dem Dictator von Tours, wie aus einer Depesche von Crémieux hervorgeht, durchaus nichts an einer Untersuchung und Verurtheilung; ihm genügte, daß jener von ihm als Verräther proclamirt war, und ganz Frankreich es nachbetete — da konnte eine Untersuchung nur schaden. Neben dem Buche hatte General Andlau im December 1870 in der Indépendance belge einen Brief veröffentlicht — zur Autorschaft bekannte er sich während des Processes —, in dem Stellen, wie die folgende vorkommen: Nous avons assisté au honteux spectacle d'un maréchal de France, voulant faire de sa honte le marchepied de sa grandeur, de notre infamie la base de sa dictature; livrant ses soldats sans armes, comme un troupeau qu'on mêne à la l'abattoir, et qu'on remet au boucher; donnant ses armes, ses canons, ses drapeaux, pour sauver sa caisse et son argenterie. Zahlreiche Offiziere in deutscher Gefangenschaft protestirten gegen diese Infamie; einer mit den Worten: Cette lettre ne peut être que l'oeuvre d'un fou.

Zwei Beschuldigungen spielten im Proceß eine besondere Rolle: die Auslieferung der Fahnen und die Behauptung, daß angeblich noch reichlich Nahrungsmittel in der Festung waren. Beides ist hier documentarisch beleuchtet: Die Berichte der Intendanten und Aerzte weisen die letztere zurück, und was die Fahnen betrifft, so hatte Bazaine wiederholt den Befehl gegeben, sie zu verbrennen, ohne daß er befolgt wurde. Der Proceß war, wie d'Hérisson darlegt, nichts weiter als ein orleanistisches Complot. Thiers wollte nichts davon wissen. Er erzählte, nach dem Zeugniß des Grafen Keratry, Bismarck habe geäußert: wie kann man mit einem Volke verhandeln, das ohne Beweise, ohne Untersuchung den ersten ihrer Militärs in den Koth zieht? Bazaine hat drei Stunden die Möglichkeit, aus Metz herauszugehen, aber da war es unmöglich, weil ein furchtbarer Regen fiel. Und Thiers fügt hinzu: Bazaine besaß keine Kühnheit und Energie; aber er hat nichts verkauft. Wenn ein Volk besiegt ist, nennt es sich immer verrathen. Erst als Mac-Mahon an's Ruder kam, ging man gegen den Marschall vor. Bei dieser Gelegenheit sei eine Reminiscenz mitgetheilt. „Der Befreier des Landes" hatte Gambetta gerufen und auf Thiers gezeigt. Thiers der Befreier und Bazaine der Verräther, sagt unser Autor, ist eines so wahr wie das andere. Bismarck soll nämlich in Frankfurt Pouyer-Quertier gegenüber seine Bereitwilligkeit, das Land sofort zu räumen, ausgesprochen haben, wenn Garantien für die Bezahlung der Kriegsschuld etwa durch Anweisungen vertrauenswerther Banken gegeben wären. Der französische Diplomat, ganz entzückt von diesen Verhandlungen, die übrigens nach dieser Erzählung bei Bier und Cognac bis 2 Uhr morgens dauerten, was den eisernen Kanzler nicht hinderte, um $5^1/_2$ Uhr wieder gestiefelt und gespornt zu erscheinen, der französische Diplomat eilt beglückt nach Versailles, soviel erreicht zu haben, als Thiers ihm sagt, davon könne keine Rede sein, da er ohne die deutsche Occupationsarmee nicht Herr der Nationalversammlung sein würde. Also erst unter Mac-Mahon begann der Proceß; die Gründe, die den alten Kameraden Bazaine's zu dieser Stellungnahme führten, waren einmal die politische Unfähigkeit desselben und dann der orleanistische Einfluß, der auch bewirkte, daß an Stelle des ältesten Generals Schramm der Herzog von Aumale zum Vorsitzenden des Kriegsgerichtes ernannt wurde. Wie dieser sein Amt ausübte, beweist allein schon der Umstand, daß das früher gekennzeichnete Buch des Generals Andlau während der Verhandlungen dauernd in seinen Händen war. Sein Zweck war natürlich, durch diesen Vorsitz populär zu werden; vor der letzten Berathung übrigens vereinigte er die Mitglieder des Gerichts, sechs an Zahl, deren dreier Voten er nicht gewiß war, zu einer inofficiellen Unterhaltung, wobei er ihnen erklärte, wie wünschenswerth um des öffentlichen Eindrucks willen ein einstimmiges Urtheil wäre. Man schloß denn auch das Compromiß dahin, das Todesurtheil auszusprechen, aber auch sofort ein Gnadengesuch einzureichen. „Philipp Egalité", sagt der Verfasser, „dachte in dem Moment, als er für den Tod des Königs von Frankreich stimmte und in einem Wagen der Hinrichtung beiwohnte, nicht, daß das Beil der Revolution, das in die Hände des Volkes zu geben, um das Haupt des Souveräns zu treffen, er für recht gehalten hatte, einige Monate später das seinige treffen werde. Sein Enkel dachte noch weniger, daß er vom Präsidium des Schiedsgerichts, das Bazaine zum Tode verurtheilt — ein Opfer der populären Leidenschaften — einige Jahre später in's Exil gehen würde." Das Schicksal der übrigen Personen, die in dem Processe eine Rolle spielten, war nicht minder merkwürdig: der Capitän Rossel wurde als Communegeneral erschossen, Boyenval tödtete sich

Digitized by Google

selbst, von Valcourt wurde zu zehn Jahren Gefängniß verurtheilt, Gambetta starb, man weiß wie! oder vielmehr man weiß es noch nicht. Ueber des letzteren Verhalten ist das Eingehendste in einer Denkschrift des Oberingenieurs Bazaine, des Bruders, mitgetheilt; danach hatte sich Gambetta des eben genannten Valcourt, der sich für einen Adjutanten Bazaine's ausgab, bedient und durch ihn einen Bericht an die Regierung abfassen lassen, der als officielles Document behandelt wurde und mit den Worten schloß: „Marschall Bazaine hat wissentlich den Preußen Stadt und Festung Metz und die französische Armee, die in der Umgebung lag, überliefert, alles zu dem Ziele, Herr der politischen Situation in Frankreich zu sein und zu bleiben." Am 28. October, dem Tage, wo die Festung fiel, wurde dieser Rapport abgefaßt; zugleich verschickte Gambetta ein Schreiben an die Präfecten: „Das Gerücht von der Uebergabe von Metz circulirt. Es ist gut, daß Sie die Ansicht der Regierung über die Ankündigung eines solchen Unglücks kennen. Ein solches Ereigniß würde nur das Resultat eines Verbrechens sein können, dessen Urheber für vogelfrei erklärt werden würden." Nach dem Eintreten der Katastrophe schlug Gambetta seinen Collegen Cremieux und Glais-Bizon folgende Proclamation vor: Außer dem Gesetz stehen der Oberbefehlshaber der Rheinarmee, die Marschälle und commandirenden Generäle, die Divisionäre u. s. w. Es wurde nicht angenommen, sondern ein anderes redigirt, das gegen Bazaine allein gerichtet ist; doch folgte am 30. October die Depesche: Redoublez de vigilance. Partout où vous rencontrerez Bazaine ou un officier de son état-major, faites-le arrêter et diriger immédiatement sur Tours sous bonne escorte. Léon Gambetta. Sogar die Gemahlin Bazaine's, die in Tours war, entging mit knapper Noth der Gefangennahme.

Als charakteristisch für die Proceßführung glaubt d'Hérisson auch noch die Liste des Avancements, der Feldzüge, Verwundungen und Auszeichnungen mittheilen zu sollen, wie sie dem Kriegsgericht vorlagen, und ihre parteiische Umgestaltung durch Auslassungen und Ungenauigkeiten nachzuweisen. Es fehlt auch, zerstreut im Buche, das durchaus nicht systematisch, sondern mehr feuilletonistisch geschrieben ist, nicht an Mittheilungen über die früheren Feldzüge, besonders in Mexiko, über Anfeindungen, die aus dem Kreise der Kaiserin Eugenie stammten, die jenen Krieg als einen Glaubenskrieg geführt wissen wollte, und andere Ereignisse. Das letzte Capitel schildert die wahrhaft romantische Flucht des Marschalls von der Insel Marguerite, wo sein Wächter ihm schließlich nach anderen Peinigungen Gefängnißkleider anlegen wollte. Mit unglaublicher Kühnheit hatte seine Gattin in zweiter Ehe, eine Mexikanerin, alle Vorbereitungen getroffen; von brennendem Ehrgeiz erfüllt, wollte sie ihn zu einer neuen politischen Rolle führen, er sollte Chef der Carlistenbanden werden; als er sich dessen weigerte, verließ sie ihn und kehrte in ihre Heimath zurück. Ein müder, gebrochener Mann, lebt Bazaine in Noth; seine Ehre, welche Parteileidenschaft befleckt hat, wird die geschichtliche Gerechtigkeit wiederherstellen. Lange hatte er sich gegen die Flucht gesträubt; als er sie ausführte, zerriß er das letzte Band, das ihn mit Frankreich verknüpfte. Bei den wandelbaren Verhältnissen in diesem Lande wäre ihm sonst vielleicht noch eine Rolle zu spielen vergönnt gewesen. In jedem Falle darf er dem Grafen d'Hérisson, der, wenn auch nicht parteilos, doch in erster Reihe aus Gerechtigkeitsgefühl und Wahrheitsstreben für ihn eine Lanze gebrochen hat, dankbar sein. Ob die öffentliche Meinung in Frankreich sich durch das interessante und lehrreiche Buch wird bekehren lassen, muß die Zukunft zeigen.

Eine neue Dichtung von Sully Prudhomme.

Von F. Groß.

Während eine Reihe französischer Schriftsteller, weil sie es verstehen, den Instinkten der internationalen Lesewelt zu schmeicheln, nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch außerhalb desselben, und namentlich bei uns Deutschen, weit über Gebühr beachtet werden, gibt es so manchen französischen Dichter, der weder daheim noch in der Fremde die Würdigung findet, auf welche er Anspruch erheben dürfte. Ich denke — indem ich dies niederschreibe — speciell an Sully Prudhomme, einen der feinst besaiteten, vornehmsten und seine Muttersprache am siegreichsten meisternden Poeten im modernen Frankreich. Unter den vielen Gedichten Prudhomme's ist eigentlich nur eines so recht populär geworden: „Die zerbrochene Vase", ein Spiegelbild von des Verfassers mimosenhafter Empfindung, ein Zusammenklang von so zarten Tönen, wie man sie der Kehle eines männlichen Sängers kaum zutrauen möchte. Die große Mehrzahl seiner dichterischen Hervorbringungen ist für die Menge zu subtil, zu weltflüchtig, zu übersinnlich. Einer seiner Biographen schreibt ihm eine „exquise délicatesse" zu, und Prudhomme gebraucht ein schärferes Wort, indem er autobiographisch von seiner „sensibilité raffinée" spricht. Jede Berührung mit der rauhen Wirklichkeit schmerzt ihn; er zieht die Sehnsucht dem Besitze vor; in dem Widerstreite zwischen irdischer und transcendentaler Liebe befindet er sich auf Seiten der letzteren. „Je höher man steht", läßt er sich einmal vernehmen, „desto stolzer liebt man, und wer für sich die höchste Reinheit erträumt, mag sein Herz mit keiner irdischen Liebe erfüllen." Er hängt „blonden Träumen" nach, er begreift nicht, daß Liebende sich glücklich fühlen können, wenn die Welt von ihrem Glücke wisse: „Ils se disent heureux, et le monde les voit!" Seine verschämte Muse erröthet jungfräulich, sie trägt gern einen schützenden Schleier, weil sie nicht will, daß Jedermann ihr in's Gesicht schauen könne; sie will sich aussprechen und kann sich doch nicht überwinden, Alles zu sagen, was in ihr webt und lebt. „Wenn ich Dir", gesteht Prudhomme, „mein Buch überliefere, so erkennt mein Herz es kaum wieder; das Beste bleibt ungesprochen in mir zurück, und meine wahren Verse wird niemals Jemand lesen." Durch alle Schriften Prudhomme's geht der schüchterne, mädchenhafte Zug, geht die Furcht vor einem Zusammenstoße mit der rauhen Realität. Er lebt im Reiche der Einbildungskraft, in dieses zieht er sich ängstlich zurück, so ängstlich, daß er den Wunsch ausdrückt, seine ihm persönlich unbekannten Freunde nie von Angesicht zu Angesicht zu treffen. „Liebe Wanderer! Nehmet von mir nur ein wenig auf, das Wenige, das euch an mir gefallen hat, weil es euch selber ähnlich sieht. Lasset uns aber nicht den Wunsch hegen, einander zu begegnen. Das Wahre an der Freundschaft ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Alles Uebrige ist nichtig. Ersparen wir uns das Lebewohl."

Seinen bisher veröffentlichten Schriften — „Stances et poèmes", „Les Epreuves", „Le écuries d'Augias", „Croquis italiens", „Les solitudes", „Impressions de la guerre", „Les vaines tendresses", „La France", „La révolte de fleurs", „Les destins", „La justice" u. s. w. — fügt Prudhomme einen Band Verse bei: „Le bonheur", ein aus drei Theilen bestehendes philosophisches Gedicht,*) das auf seine Weise die Frage zu erledigen sucht: was das menschliche Glück sei. Prudhomme antwortet dämmerhaft und phantastisch, aber wenn wir uns bemühen, den Kern aus allem Wust herauszufinden, so haben wir das Glück als Loslösung von allen irdischen Banden, als ein seliges Schweben hoch über jeglicher Erdenpein vor uns. Diese Theorie erhärtet Prudhomme an den Erlebnissen eines Paares, des einzigen im weiten Raume, welchem in den Gefilden reiner, fleckenloser Seligkeit eine Vereinigung beschert

*) Paris, Alphonse Lemerre.

Digitized by Google

wird. In die süße Vorstellung von einem solchen Bunde mengt sich dem Dichter, dessen Denken und Grübeln immer eine melancholische Färbung zeigt, die Meinung, daß dem menschlichen Geschlechte als letztes Heil das völlige Aufhören winke, daß das Glück in der Vernichtung liege. Die Hauptpersonen des Gedichtes, Faustus und Stella, seine Geliebte, ziehen empor nach dem Himmel, indessen die Erde entvölkert ist von ihrem früheren Beherrscher. Auf welcher Seite wohnt das Glück? Bei dem auserlesenen Paare oder bei dem von des Daseins Last ein- und für allemal befreiten Menschengeschlechte? Der Titel von Prudhomme's Werk läßt uns im Zweifel darüber, er erlaubt jede der genannten Auslegungen, und vielleicht sind beide zulässig, denn wenn die ganze Gattung Freiheit durch Vernichtung findet, so wird das einzelne Paar beglückt, indem es in einer besseren Welt zu einem nimmer zu lösenden Bunde vereinigt wird. Aber warum ein einzelnes Paar? Warum gerade dieses einzelne Paar und kein anderes? Solche Fragen dürfen wir nicht aufwerfen. Logische Klarheit gehört nicht zu den Lebenselementen von Prudhomme's Poesie, und am allerwenigsten zeigen ihre Spuren sich im „Le bonheur". Prudhomme bemerkt selbst, er hätschle in diesem Buche einen schönen Traum, und so habe er die Augen schließen müssen vor grausamen Ungewißheiten, vor so mancher, dem Stoffe innewohnenden Unwahrscheinlichkeit. Er verzeichnet beinahe im Tone einer Entschuldigung, daß er eine väterliche Gottheit mit einführen mußte, um das Glück mit dem Schmerze zu versöhnen. „Der Zweifel über das, was jenseits des Grabes folge, kann so manche Seele dahin bringen", es sind dies Prudhomme's Worte, „jenen Traum wie eine wohlthuende Ableitung, eine ideale, ihrem Bedürfnisse nach Gerechtigkeit und Glück entsprechende Genugthuung zu begrüßen." Als fürchte er, man möchte ihn für irgend eine der Vernunftwidrigkeiten seiner neuen Dichtung verantwortlich machen, wiederholt er in der Vorrede zu „Le bonheur" etliche Male, daß er keine andere Absicht habe, als sich den höchsten Zielen und Strebungen zu nähern, wenn auch nur durch ein beglückendes Märchen, das einen Augenblick lang die Stummheit und die Immoralität der Natur in Vergessenheit bringen mag ... Wir sind durch den Dichter genugsam vorbereitet und gewarnt, wir wissen, daß wir an das, was uns erwartet, nicht den Maßstab nüchterner Erkenntniß anlegen dürfen ... „Der Rausch" ist der erste Theil des Buches überschrieben. Es handelt sich um den Rausch der nach langen Kämpfen endlich belohnten Liebe. Faustus warb auf Erden um Stella. Er stand social zu niedrig, um ihre Hand zu erlangen. Eine Kluft trennte die Beiden, sie durften einander nicht angehören; aus Kränkung ging Stella zu Grunde, und nach ihr schied Faustus aus dem Leben. Auf einem fernen Planeten erwacht er nun. Er findet sich auferstanden, und wie er in einem Gewässer sein Bild erblickt, gewahrt er, daß seine körperliche Erscheinung sich verjüngt, verschönt, veredelt hat. Kaum ist er zu neuem Bewußtsein gelangt, so findet er Stella. Die Langegetrennten feiern ein freudiges Wiedersehen. Stella rühmt den Planeten auf dem sie verweilen. Sie bedauert nicht, die Erde verlassen zu haben, denn jetzt sei ihr und auch ihm ein reineres Dasein beschieden. Stella tritt in ihrer irdischen Gestalt auf, aber sie will sich ihm so zeigen, wie der Aufenthalt in der neuen Heimath sie umgewandelt hat. Faustus bittet sie, vor der Hand ihre Leiblichkeit nicht zu wechseln, denn in dieser habe er sie lieben gelernt. Er hört von der Geliebten enthusiastisch die Freuden des derzeitigen Aufenthaltes verkünden. Für sie sind die früheren Erlebnisse wie in Nebel gehüllt; sie erinnert sich unzweideutig und ungetrübt nur noch an Faustus' und an die Züge ihrer Mutter und ihres Vaters. Sie freut sich, daß sie das Dasein hinter sich habe, in welchem sie die entfliehende Wahrheit suchte und um die Wahrheit bettelte ... Das Zwiegespräch der Beiden ist überreich an Perlen dichterischer Ausdrucksweise. Für alle offenkundigen Schwächen des Werkes werden wir schadlos gehalten durch die liebenswürdige Musik der Verse, durch das warme, freudige Colorit, durch die Fülle herzbewegender Stimmungsbilder, durch die merkwürdige Gabe, auch das Unwahrscheinliche, ja das Unmögliche mit wahrhaft entzückender Herzensberedtsamkeit vorzutragen ... Zum Schlusse ihres ersten Wiederfindens nimmt Stella sich vor, Faustus alle Herrlichkeiten des Planeten zu zeigen. Sie führt ihn, wie Virgil den Dante. In der Schilderung jener Herrlichkeiten erweist Prudhomme sich als ein Virtuose in genauer Beschreibung von Dingen, die er nie gekannt. Er photographirt das Unmögliche mit geradezu peinlicher Gewissenhaftigkeit. Wir erhalten ausführliche Mittheilungen über unsagbar liebliche Wohlgerüche, über das bezaubernde Farbenspiel der Flora, über Lichtwirkungen, von welchen die Sterblichen keinen Begriff haben. Auf dem begnadeten Planeten kennt man keinen Krieg, keinen Hunger, die befreiten Sclaven, welche da ihren Wohnsitz haben (warum gerade diese?) leben von Pflanzenkost, denn Niemand würde hier, um sich zu nähren, ein anderes Wesen tödten ... Faustus ist von dem Anblicke der sich ihm darbietet, überwältigt. „Angebetetes Licht", ruft er einmal, „ich trinke deine Harmonie, erhabene Harfe, auf welcher ein endloses Hosiannah erklingt unter den ätherischen Fingern eines Seraphs, der die ganze Natur zu seinem Paradiese umgestaltet!" Die in dithyrambischer Verzückung gehaltenen Schilderungen und Gespräche wechseln mit „Stimmen der Erde" ab. Die ewige Noth der Menschheit, der in diesen laut wird, bildet einen packenden Gegensatz zu dem Aufenthalte unseres Paares. Als je gebenedeiter wir den Planeten erkennen, auf welchem dieses sein zweites Leben beginnt, um so wehmüthiger ergreift es uns, den alten Jammer der Erdenbewohner im mächtig emporrauschenden Klängen zu vernehmen, und in diesem Contraste liegt einer der mächtigsten Vorzüge des ganzen Gedichtes. Faustus erbebt in seinem Innersten, wenn er die armen Menschen darüber weinen hört, daß die Gottheit unnahbar, ohne Haß und ohne Liebe, die verdienten Geschicke auf die Wagschale lege und kein Ohr habe für den Seufzer der Sterblichen ... Hier oben sieht Faustus ein, welche Wonne es sei, die irdische Existenz von sich abgestreift zu haben. Er vergleicht sein Herz, das seine Schwingen versuche, mit dem aus dem Käfige freigelassenen Vogel, der, wie erstaunt über den ihm wiedergegebenen Himmel, im unendlichen Raume hin- und herflattere. Faustus findet sich mit jeder Minute mehr in sein neues Heim hinein, er verliert den Zusammenhang mit der Scholle, auf der er geboren ward. Er kann den Anblick von Stella in der hehren Schönheit, in welcher sie sich ihm nun zeigt, ertragen, er sieht sich mit ihr in einer „sublimen Ehe" vereinigt, und Stella stimmt einen Hymnus auf jene Liebe an, welche nicht mehr die Schrecken der Scham zu fürchten brauche, einer Liebe „sans déshonneur", wie Prudhomme sie gern als Herrscherin der Welt eingesetzt wissen möchte. Die „Stimmen der Erde", die an sein Ohr gedrungen, lassen ihn zu keinem Behagen, zu keiner Ruhe gelangen. Wieder, wie einst unten im Thränenthale, aus welchem die Stimmen der zum Leben Verdammten zu ihm empor steigen, überkommt ihn die Sehnsucht, den letzten Grund der Dinge zu erforschen, das „mal de l'inconnu" packt ihn, und er beschwört die Weltweisen aller Zeiten und Nationen herauf, damit sie ihm Rede stehen und ihm das Räthsel der Menschenseele offenbaren. Und wir sehen sie vortreten, Mann für Mann, von Zeno bis Schopenhauer, Jeder entwickelt sein System, und in diesen kurzen, prägnanten, formvollendeten Darlegungen gibt Prudhomme eine bewundernswerthe Leistung. Noch selten sind die mannigfachen Gattungen von Weltweisheit in so schöne Verse eingekleidet worden. Faustus hört den großen Geistern zu, aber sie befriedigen ihn nicht, sein Durst nach Erleuchtung bleibt ungelöscht, er ist in der Lage des Goethe'schen Faust, der da ausruft:

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen."

Nach den Philosophen citirt er die Vertreter der exacten Wissenschaften, aber auch sie beglücken ihn nicht. Er nähert sich immer mehr der Einsicht, daß die Wahrheit etwas Unerreichbares sei, und in solcher Gemüthsverfassung vernimmt er wieder „Stimmen der Erde", welche eben um das kostbare Gut der Wahrheit flehen ... Auch die frohen Laute von Kindern hört er, welche in einem Thale des hehren Planeten

Digitized by Google

spielen. Diese Laute stimmen ihn weich und mild, er spricht es aus, daß die Liebe besser sei als der Durst: Alles zu wissen, er will fortan nur noch lieben, und Stella — eine echte und rechte Frau auch noch im Jenseits — frohlockt: „Ach, wie süß klingen diese Worte meinem Ohre! Dein Geist hatte sich vorgewagt gegen das ewige Geheimniß, das uns immer zurückstößt, aber er erkennt sich bezwungen.“ Pascal, der Philosoph, hilft mit, ihn zur Resignation, zur Selbstbeschränkung zu bewegen ... Von der Erde ertönen neue Akkorde des Leides, ein Ocean von Schmerz wirft wild seine Wogen, die Menschheit schreit nach einem Freunde, der sie höre, sucht ein Echo ihrer Rede, und mit schwachem Schimmer winkt ihr die Hoffnung auf eine bessere Welt.

Stella bereitet für sich und Faustus ein Lager auf Blumen, aber Faustus kann sich nicht losreißen vom Heimweh nach der Erde, und auch Stella vermag nicht, jede Erinnerung an die erste Heimath zu bannen, Beide verspüren die Leiden ihrer Schwestern und Brüder wie ihre eigenen, und mit übernatürlicher Gewalt fühlen sie sich verlockt, Hülfe und Trost hinabzutragen. Er nimmt sich vor, den Erdenkindern als ein Helfer zu erscheinen, die Geliebte ist bereit, an seiner Seite auszuharren, sie will ihn nie und nimmer verlassen ... Faustus erhält vom Tode das Versprechen, er werde ihn und Stella wieder zur Erde bringen, damit sie dort ihr hohes Werk auszuführen suchen. Der Tod hält Wort — er geleitet sie zur Erde und läßt sie dort — was er nie früher gethan — zu Leben und Klarheit erwachen. Aber siehe da! Die Erde ist ausgestorben, es gibt keine Menschen mehr, nur Thiere und Pflanzen — der König ist verschwunden, die Unterthanen sind geblieben. In der Schilderung der entvölkerten Erde entwickelt Prudhomme eine dichterische Gewalt, welche in wenigen modernen Schriften ihresgleichen findet. Die Kritik der reinen Vernunft dürfen wir freilich nicht walten lassen! Ist das Menschengeschlecht ausgestorben, woher kamen die „Stimmen der Erde“, welche Faustus und Stella herniederlockten? Gibt es keine Menschen, wer empfand dann menschliches Leid? Hat die Entvölkerung sich etwa vollzogen, während das Paar unterwegs war, und wie lange hat dieses zu der Reise gebraucht? Wußte der Tod, daß keine Menschen mehr leben, wozu kam er Faustus' Wünschen nach? Wurden die Menschen von der Erde weg nach höheren Regionen versetzt, warum sind Faustus und Stella ihnen nicht begegnet? Solcher Fragen ließen sich Dutzende aufwerfen, aber Prudhomme hält sie sich alle vom Leibe, indem er sein Gedicht eben für einen Traum erklärt, und von einem solchen wird Niemand Folgerichtigkeit der Entwickelung verlangen. Der Tod ertheilt dem Liebespaare die etwas unbestimmte Auskunft: was an den Menschen unsterblich sei, fliege von Gestirn zu Gestirn. Stella will sich damit nicht zufrieden geben; Faustus, der Mann, hatte das Bedürfniß, als Helfer aufzutreten, so lange er an das Vorhandensein Hülfsbedürftiger glaubte; Stella, die Frau, fühlt auch in der ungewöhnlichsten Situation in sich den Trieb, ihrer natürlichen Bestimmung zu entsprechen: sie will die Mutter eines neuen Menschengeschlechtes werden. Der Tod warnt sie, die Erde würde wiederum ein Ort schwerer Prüfung für die Sterblichen werden. Faustus schließt dieser Warnung sich an — Stella preist das Mutterglück, sie möchte einen Abel gebären, ihrem Gatten einen Sohn schenken, der ihm gleiche ... Da greift der Tod mit mächtigen Armen ein, um das Unheil im letzten Augenblicke zn vermeiden. Er entrückt das Paar mit mächtigem Arme abermals der Erde, und nun begnügt er sich nicht mehr, es auf jenen Planeten zu versetzen, von welchem es sich zurückgesehnt zur Geburtsstätte der Menschen, sondern er trägt es in den Himmel, in's „volle Paradies“ — die Barmherzigkeit weiht die Beiden zu Bewohnern des letzteren, von welchem sie bis dahin nur einen leisen Vorgeschmack verkostet ... Nun haben ihre Wanderungen für ewig ein Ende erreicht. „Würdig des höchsten Ranges, wohin die Menschheit zielt, sind die Beiden, entrückt dem kosmischen Meere und den auf ihm drohenden Schiffbrüchen, stolz, Hand in Hand, zurückgekehrt zum Ausfahrtshafen, zur Quelle der Welt“ ... Damit ist, nach des Dichters Begriffen, das Glück gekommen. Ob er es in den Freuden des Paradieses sieht oder in der Auslöschung des menschlichen Gesetzes — das wüßte ich, wie gesagt, nicht zu bestimmen, trotzdem ich „Le bonheur“ mit heißem Bemühen durchstudirt habe. Von einem Traume — auch das ist schon oben bemerkt worden — dürfen wir keine unzweideutigen Auskünfte verlangen, oder — wie die Landsleute Sully Prudhomme's sich ausdrücken —: vom Birnbaum keine Aepfel.

Feuilleton.

Die Unschuldige.

Erzählung von E. von Dincklage.

Als ich meine Mutter zum ersten Male sah, weinte sie. Freilich hatte ich sie bereits durch eine Reihe von Jahren gesehen, aber nicht mit dem Bewußtsein wie an jenem Tage, wo mein Kinderauge ihre ernsten Züge musterte und ich mir sagte: „Dies ist meine Mutter!“ Es fiel mir auf, daß sie weinte, denn sie war eine stille, werkthätige Frau, die das Vermögen des Hauses mit nimmermüdem Fleiße vergrößerte. Ich ging damals in den Laden, wo Mamsell Doris, unsere Buchhalterin, Zucker, Kaffee und all' die Gegenstände eines Colonialwaarengeschäftes mit sehr aufgeschwollenen rothen Händen verkaufte und sagte: „Weshalb weint Mutter?“

Doris warf einen Seitenblick auf die Gehülfin Minchen und erwiderte: „Das sind Dinge, welche Kinder nicht begreifen!“ Dann fuhr sie halblaut und boshaft gegen das junge Mädchen fort: „Natürlich weint Madame, ein Hut Zucker, zehn Pfund Java und die Chocolade — das kann unser Geschäft nicht verschenken, hier muß gespart werden!“

„Die »Unschuldige« hat es ja auch nicht angenommen. Madame wurde so weiß wie Kalk an der Wand, als der Laufjunge den großen Korb voll Waaren wieder zurückbrachte!“ Beide Frauenzimmer lachten tückisch. Ich fühlte meinen kindischen Hochmuth verletzt und suchte meinen Vater auf, um ihn zu fragen. Derselbe zapfte im Lagerraume Oel aus dem Fasse in eine große Flasche.

„Vater, was ist das mit der »Unschuldigen«?“

Keine Antwort, aber Vaters Hand schwankte und ein gut Theil Oel floß auf das Backsteinpflaster des kellerartigen Raumes.

„Wer hat Dir von ihr gesprochen?“ fragte mein Vater, zum ersten Male in meinem Leben mich heftig anfahrend.

„Niemand,“ schluchzte ich erschreckt, „aber sie hat doch Dein Geschenk nicht angenommen!“

„Nein,“ entgegnete Vater, mit dem Rockärmel über die Stirn fahrend, „sie ist so brav und so stolz und hat so schwer gelitten.“

„Ist sie denn krank?“ unterbrach ich mein Weinen.

Er schüttel e heftig den Kopf. „O schlimmer, schlimmer Kind, sie hat sieben Jahre unschuldig gesessen — im Gefängniß — —.“ Seine Stimme erstickte beinahe vor innerer Bewegung, ich wagte nicht noch weiter zu fragen. Nach einer Pause sagte mein Vater: „Du bist schon groß, bereits schulpflichtig, Du wirst nicht vor Mutter und zu den Mamsellen von der »Unschuldigen« reden, aber —“, er schaute sich um, ob wir belauscht würden, „aber eines Tages bringe ich Dich zu ihr, ich möchte, Du hättest dereinst ein Gemüth wie diese Marianne! Ach Kind, Du begreifst nicht, wie schwer ihr Schicksal auf mir lastet!“

Ich wurde zu jener Zeit zur Schule gebracht und nahm meine Studien mit dem Familienfleiße meines Stammes auf, so daß ich weniger unter der freudlosen Kälte litt, welche mein Vaterhaus mehr und mehr durchdrang. Eines Tages rief eine Depesche meine Mutter an das Todtenbett ihrer Mutter und Mamsell Doris sagte: „Natürlich geht sie dahin, denn ihre Geschwister könnten sie an der Erbschaft verkürzen!“

Mutter fuhr sofort zu der Sterbenden, sie war bleich, aber wortkarg. Ich blickte noch ihrem Wagen nach, als mein Vater sagte: „Lena,

Digitized by Google

laß Dir die Haare kämmen und zieh Dein Sonntagskleid an, ich werde mit Dir ausgehen!"

Das war noch nie geschehen und ich daher voller Freuden. Mamsell Doris sagte beim Kämmen: „Gib Acht, Lena, er bringt Dich zur »Unschuldigen«!" Nun war ich voller Neugier und Aufregung. Vater faßte mich an der Hand, und wir gingen durch verschiedene Straßen des Städtchens. Vor einem Gartenthor blieb Vater stehen, blickte den Fahrweg hinab und sprach: „Wenn Du brav bist, Lena, dann kaufe ich Dir auf dem Rückwege eine Puppe."

„Soll ich den Gesang aufsagen, Vater?"

„Nein, Du sollst thun, was Marianne Dir befiehlt!"

Hinter der Pforte streckte sich ein großer Gemüsegarten aus. Vater öffnete eine Seitenthür des Gärtnerhauses und schob mich in eine Stube, die sehr einfach möblirt war.

„Marianne," erklang Vaters zitternde Stimme, „Du wirst mein Kind nicht zurückstoßen, wie Du mich zurückgestoßen hast, mich und meine Hülfe!"

Ich stand vor einem Stickrahmen, der, auf schwerem Seidenstoffe, eine wundervolle Goldstickerei zeigte, die Nadel mit dem Goldfaden wurde von einer schönen weißen Hand gehalten und über der Hand erblickte ich ein Antlitz, dessen eigenartige Schönheit mir fast den Athem raubte. Anfangs dachte ich, vor mir säße eine Wachsfigur, ich hatte einmal ein Cabinet mit ähnlichen Gebilden gesehen, dann aber fühlte ich den Blick, den fremden und doch durchdringenden Blick der sammtenen, fast glanzlosen und doch feurigen Augen auf mir haften und mir war zu Muthe, als würde mir kaltes Wasser über den Rücken gegossen.

„Armes Kind!" sagte die Stickerin leise.

„Ich bin nicht arm!" rief ich aus.

„Geld ist kein Segen!" sprach sie milde und strich mit der weichen Hand über mein Haar.

„Was ist das?" fragte ich, auf den Stickrahmen deutend.

„Paramentenstickerei — willst Du das von mir lernen?"

„Ja!" war meine entschiedene Antwort. Und dann redete Marianne mit ihrer leisen, demüthigen Stimme zu Vater und ich blickte immer in ihr schönes Gesicht und in die sonderbaren Augen, die immer von den Wimpern halb verschleiert waren. Dann gingen wir. „Ja, auf dem Papiere steht »unschuldig«, aber die Leute glauben nicht an Ungerechtigkeit, ich saß sieben Jahre und die Brandmarke bleibt auf meiner Stirn," sprach Marianne sanft und traurig, meines Vaters Hand zitterte, als er die meine ergriff und er wischte einige Male heftig seine Augen. Die Puppe wurde gekauft, aber ich wurde gewarnt, den Mamsellen und der Mutter irgend etwas von Marianne zu erzählen.

Als meine Mutter, gleichsam schmerzverstummt, zurückkehrte, war ich sehr zärtlich gegen sie, mich drückte das Geheimniß, das ich vor ihr verbarg. Aber es war kein Geheimniß. Mamsell Doris mußte gut spionirt haben, denn Mutter sagte eines Morgens: „Lena, da Du heute keine Schule hast, sollst Du mich zu Fräulein Marianne führen!" Ich war furchtbar erschrocken, wagte aber nichts zu entgegnen und setzte meinen Hut auf. Mutter ging ganz in Gedanken verloren, als ich aber auf die Thür der „Unschuldigen" zeigte, da faltete sie die Hände und seufzte aus tiefster Brust, dann befahl sie mir draußen zu bleiben und trat ein. Mir war, als müßten die zwei Frauen im Zimmer einander tödten, und mit furchtklappernden Zähnen stellte ich mich an das offene Stubenfenster. Alles still, dann ein Fall. Ich klammerte mich an das Fenstersims und sah meine Mutter auf den Knieen vor der Stickerin liegen.

„Ich komme," sagte die arme Frau wie erliegend, „ich komme, um Sie anzuflehen: Geben Sie uns den Frieden zurück — verlassen Sie diese Stadt und fordern Sie, was Sie wollen für diese Wohlthat, dies Erbarmen mit uns Elenden!"

Marianne erhob sich. „Stehen Sie auf," entgegnete sie leise, „Sie fordern, was ich nicht zu geben vermag, ich habe mit keiner Silbe, mit keinem Blicke Ihren Familienfrieden beeinträchtigt. Oder knieen Sie da, weil Sie den Mann heiratheten, der mein Verlobter war? Weil Sie ihn beredeten, nicht für mich vor Gericht zu bezeugen, daß ich unschuldig sei an jener Brandstiftung? Er hätte mich retten können, aber er schwieg — schwieg und heirathete ein reiches Mädchen. Ich bin nicht käuflich, Madame, ich werde diese Stadt nicht verlassen, denn ich habe das Recht, hier zu wohnen — Ihren Frieden habe nicht ich von Ihnen genommen, Ihr und Ihres Mannes böses Gewissen haben ihn vertrieben."

Meine Mutter erhob sich langsam. „Ich habe Sie für schuldig gehalten!" rief sie laut. „Wie hätte ich sonst meinen Mann heirathen und — so sehr lieben können? Ja, wenn ich ihn weniger liebte, ich würde seine Herzensqualen wie eine Krankheit vorübergehen lassen, aber so — nein, nein, ich ertrage es nicht, es muß sich entscheiden zwischen mir und Dir."

Mutter barg ihr Gesicht in die Hände, aus Mariannens Augen zuckte es wie ein Blitz.

„Er war ein Verräther, als er Sie vor den Altar führte."

„O nein, nein, Marianne, er that es in gutem Glauben!"

„Und doch wissen Sie, daß Sie jetzt verrathen sind?"

„Wenn Sie die Stadt verließen — o Marianne!"

Ein langes Schweigen, dann sagte die Unschuldige: „Nein, Madame, es wäre unwürdig, wenn ich entflöhe, ich habe nicht gefehlt, ich nicht! Sie wissen es!"

Meine Mutter schwankte der Thüre zu, und ich mußte sie auf dem Heimwege mit aller Kraft stützen. Als nach dem Abendbrot mein Vater in seinen Bierclub und die Mamsellen zu ihren Schwatzbekannten hinausgegangen waren, da schloß Mutter die Hausthür und sagte, sie werde mich zu Bett bringen. Sie wusch und kämmte mich und zog mir mein Nachthemd über, wie sie das früher that, als ich mir noch nicht selbst helfen konnte. Dann nahm sie mich auf den Schooß und ließ mich mein Gebet sprechen.

„Meine Lena," begann sie nach dem Amen, „seit Marianne Deines Vaters Gewissen aufgestachelt hat und meine liebe Mutter gestorben ist, habe ich keinen Freund und keine Freundin auf Erden als Dich. Aber, obwohl Du noch so sehr jung bist, so hoffe ich doch, Du wirst mit Gottes Hülfe Deinen armen Eltern den Frieden zurückgeben, indem Du über Deinen unglücklichen Vater wachst und ihn unmerklich auf den rechten Weg führst, der rechte Weg ist derjenige der Treue gegen Frau und Kind und der Aufrechthaltung der Ehre seines Namens."

„O, Mutter, ich thue, was Du mir sagst!" unterbrach ich die Redende.

„Mein Kind, Du mußt Dir Alles in's Herz schreiben, was ich Dir heute sage, denn morgen werde ich von hier abreisen und erwarten, was Dein Vater beschließt. Meine Gegenwart und mein Anblick sind ihm ein Dorn im Fleische, wenn ich nicht da bin, wird er wenigstens mein unschönes Gesicht nicht mehr mit Mariannens Schönheit und Anmuth vergleichen, aber die Sorge der treuen Gattin wird ihm fehlen."

„Liebe Mama — geh nicht fort!" schluchzte ich.

„Weine nicht, Lena, sonst sinkt meine letzte Hoffnung zu Boden. Ich bin es meiner Würde schuldig zu gehen, jetzt, wo ich diesen Schritt noch ohne aufzufallen thun kann. Hör' nun, wie ein kluges Mädchen, was Du zu thun hast."

„Ja, liebe Mutter!"

„Ich kannte und liebte Deinen Vater von Jugend auf. Da wir Beide wohlhabend waren, bestimmten uns die Angehörigen schon als Kinder für einander. Als aber Dein Vater vom Militärdienste zurückkam, da lernte er im Kaffeehause zu Rungenberg die schöne Kellnerin Marianne kennen und bald verlobte er sich mit dem vielumworbenen jungen Mädchen. Ich wußte, daß ich nicht hübsch war und gestand mir, daß der neue Bräutigam mir nie von unserer gemeinsamen Zukunft gesprochen hatte, so trug ich es wie eine Heldin in aller Stille. Da, eines Tages wurde Marianne angeklagt, das Kaffeehaus in Rungenberg, aus Rache gegen den groben Besitzer desselben, in Brand gesteckt und durch dieses Verbrechen den Feuertod zweier in der Scheune schlafenden Fuhrleute verschuldet zu haben. Marianne leugnete, da aber der Wirth entschieden gegen sie aussagte, wurden ihr acht Jahre Strafanstalt zuerkannt. Nachdem Marianne sieben Jahre dieser Zeit im Gefängniß gesessen hatte, wo sie eine sehr geschickte Paramentenstickerin wurde, erlitt der Wirth von Rungenberg durch ein Eisenbahnunglück eine schreckliche Verstümmelung und bekannte unter den heftigsten Körperschmerzen, daß er Marianne dereinst falsch anklagte, da er ihre stolze Ehrlichkeit haßte, und mit

Digitized by Google

eigener Hand sein Haus ansteckte, das hoch versichert war, um sich aus einer Geldklemme zu befreien."

„O Mutter — und die beiden Fuhrleute?"

„Nun, er wußte nicht, daß sie in der Scheune schliefen, wo das Feuer zuerst anfing. Marianne behauptet, Dein Vater wäre selbigen Abend mit ihr im Garten gewandelt und seine gläubige Aussage würde sie frei gesprochen haben!" Es entstand eine lange Pause und Mutter hob mit gepreßtem Athem wieder an: „Dein Vater war förmlich wirre vor Schmerz über Mariannens Anklage und Verurtheilung, seine Eltern überwachten ihn, daß er sich kein Leid anthat und schickten ihn dann nach Wien, wo er sich einige Zeit aufhielt. Als er zurückkam, verheiratheten wir uns und lebten friedlich und fleißig, bis plötzlich die Erzählung von der »Unschuldigen« uns aufschreckte. Vor etwa 14 Monaten erfuhr ich, Marianne sei hierher gezogen und Dein Vater sehe sie dann und wann, immer von ihr zurückgewiesen, da sie ihm die Schuld ihrer Verurtheilung vorwarf. So stehen die Sachen. Ich glaubte, Marianne wolle eine bedeutende Geldsumme vom Vater erpressen: Ich bot sie ihr! Oder sie beabsichtigte, sich gerächt zu sehen: Ich sagte ihr, wie elend wir sind! Vielleicht hängt ihr Sinn noch an dem früheren Bräutigam, wähnte ich — aber nein, nein, nein! Sie weist mein Geld zurück, sie will nichts thun, uns aus dem Jammer zu befreien, deshalb lebt sie ihn nicht mehr. Lena, wenn man einen Menschen recht liebt, dann denkt man an sein Glück und nicht an das eigene! Aber einen Plan hat Marianne doch, und der Plan kann nur darin bestehen, mich zu verdrängen. Ich gehe freiwillig, Du aber bleibst und hefteſt Dich an Marianne und forschest nach dem Punkte, wo diese »Unschuldige« schuldig, diese Heilige falsch ist. Und wenn Du eine Anklage findest, dann wecke Deinen bethörten Vater aus seinem Wahne, aber sei schlangenklug und bedenke, daß die Zukunft dreier Menschen in Deine Kinderhände gelegt ist. Und vor Allem, Lena, zeig' Deinem Vater alle Liebe Deines Herzens, damit er sich an derselben hält, wenn sein Fuß strauchelt."

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Wer wie Referent ein regelmäßiger Besucher der Ausstellungen von Schulte und Gurlitt ist, vergißt allmählich, daß auch in Berlin gemalt wird. Nur einmal im Jahre, bei Gelegenheit der großen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof, wird er nicht immer in angenehmster Weise daran erinnert. Dramatische und bildende Kunst stehen unter den Zeichen einer unwiderstehlichen süddeutschen Invasion, der die nordischen Concurrenten mit gekreuzten Armen zusehen. Wir haben es niemals bedauert, daß es nichts gibt, was man so eigentlich eine Berliner Malerschule nennen könnte, und haben uns immer mit dem Verein Berliner Künstler getröstet. Auch dieser Trost versagt. Die Ausstellungsräume im Architektenhause füllen sich nur, wenn in dem großen Oberlichtsaale ein importirtes Sensationsbild zu sehen ist, an den Compartiments der Fensterwand schleicht man mit niedergeschlagenen Augen vorüber.

Ja die Münchener! Da glaubte man, mit den Antipoden Kaulbach und Piloty den bayrischen Zeichenstift und Pinsel begraben zu haben. Und nun demonstriren die Herren von der Isar ad oculos, daß eine neue Kunstrichtung — wir meinen die Licht- und Luftmalerei — noch immer bei ihnen einzusetzen hat, sie schicken uns in Karl Heffner einen der ersten Landschafter der Gegenwart, von dem wir bisher nichts gewußt, und zwingen uns, in Hans Bartels einen Aquarellisten anzuerkennen, der mit der Arbeit von ungefähr vier Jahren die Wände des Schulte'schen Kunstsalons von der Decke bis an den Fußboden füllt. Es ist um den Fleiß eine gar schöne Sache, wenn er dem Talent ein wenig zu Hülfe kommt.

Akademische Bildung hat Bartels unseres Wissens nie genossen, und sie hätte ihm auch wohl nur die ihm von der Natur verliehenen guten Augen verdorben. Die Führung des Pinsels hat er ein paar nicht eben besonders hervorragenden Malern abgesehen. Im Uebrigen ist er ein self made man, der seinen Erfolg sich und der Mutter Natur zu danken hat. Er hat ihr nicht nur ihre intimsten Reize abgelauscht, er hat vor Allem von ihr gelernt, mit den Darstellungsmitteln sparsam umzugehen, d. h. nicht mit Wasserfarben malen zu wollen, was sich nur mit Oelfarben wiedergeben läßt. Er hält an der Transparenz der Aquarelltechnik fest und geht mit der Deckfarbe, deren Anwendung sich nicht immer vermeiden läßt, haushälterisch um. Im Uebrigen scheut er vor keinem Darstellungsobject zurück und weiß ihm in jeder Weise gerecht zu werden. Landschaft, Architektur und Staffage bieten seinem Pinsel gleich wenig Schwierigkeiten. Er füllt das kleinste Blättchen wie eine meterlange Bildfläche mit derselben Leichtigkeit. Welche Sicherheit der Pinselführung das Letztere erfordert, weiß Jeder, der einmal selbst mit Wasserfarben gearbeitet hat.

Daß Bartels das gelobte Land der Kunst, Italien, besucht, bezeugt er durch eine Reihe von Landschafts- und Architekturskizzen, deren Motive meist dem nördlichen Theile der Halbinsel entlehnt sind. Verona, Venedig und Genua haben eine reiche Ausbeute von Straßenprospecten und Interieurs geliefert. Hier erweist sich, mit wie scharfem Auge Bartels zu sehen versteht. Graue Halbschatten setzen sich für ihn aus einer Scala von feinen Farbentönen zusammen, die dem gewöhnlichen Auge absolut verloren gehen. Dabei ist seine Technik durchaus nicht minutiös tüftelnd. So legt er beispielsweise einen Brückenbogen in Chioggia wie mit einem breiten Pinselzuge hin und weiß doch von der Haltbarkeit seines Bauwerks zu überzeugen.

Die Hauptstärke des Münchener Künstlers liegt offenbar in der Wiedergabe der intimeren Reize der nordischen Küstenlandschaft. Nord- und Ostsee mit ihrer durchsichtigen, silberflimmernden Luftstimmung, die sich mildernd und abtönend um Farben und Formen schmiegt, bieten ihm die dankbarsten Aufgaben. Bartels arbeitet mit großer Gewissenhaftigkeit. Dafür zeugen die Figurenskizzen in Oel, die er in Katwyk für seinen Fischverkauf an der holländischen Küste angefertigt hat. Er setzt die Lokalfarben in der kräftigeren Oeltechnik breit und ohne Uebergang neben einander, um sie dann bei der Uebertragung in Wasserfarben unter dem Einfluß der feuchten, das Licht gleichmäßig vertheilenden Luft in einander übergehen und zusammenfließen zu lassen. Dabei ist er keineswegs ein fanatischer Hellmaler. Seine Kartoffelernte auf Rügen in der Abenddämmerung kurz vor Eintreten der Dunkelheit bringt ein paar ländliche Arbeiterfiguren, die sich so plastisch gegen den Abendhimmel abheben, daß man erst näher treten muß, um sich zu überzeugen, daß auch sie ihr Dasein den Aquarellfarben verdanken.

Die höchste technische Virtuosität entfaltet Bartels in der überraschend treuen Wiedergabe des Wellenspieles. Die in breiten, silbergesäumten Linien hereinspülende Fluth, die langsam, in spiegelnden Flächen zurückfließende Ebbe sind seine bevorzugte Domäne. Auch der unbewegten, in ihrer Ruhe an Binnenseen erinnernden Meeresfläche weiß er durch das gleichmäßig über sie hinströmende Licht eigenartige Reize abzugewinnen, denen die dunkelgrün sich hineinschiebenden Landzungen von Mönchsgut auf Rügen als Repoussoir dienen. Noch zartere Farbentöne findet er auf seiner Palette für den Wasserdunst, der sich im Mittelgrund seines Fischerdorfes an der holländischen Küste über Kirchthurm und Hüttendächer legt, um, sich nach hinten zu verdichtend, die Horizontlinie zu verhüllen, ohne daß die Vertiefung des Bildes dadurch im Geringsten verlöre. Derselbe Maler läßt dann wieder die Klippen von Arcona in compacteſter Masse im vollen, ungebrochenen Licht in das Meer hineinragen.

Wenn das Princip der Hellmaler milderer Observanz darin besteht, die Bildstimmung nicht durch eine gewaltsame Ausnahmebeleuchtung herauszupressen, sondern sie in ein gleichmäßig vertheiltes natürliches Licht hineinzuarbeiten, so gehört Bartels unbedingt zu ihnen. Zwei die Marienburg darstellende Aquarelle zeigen, was sich einer rothen Backsteinmasse abgewinnen läßt, die ein gesundes Malerauge, das eine Mal unter bedecktem, das andere Mal unter klarem Himmel sieht. Bei all diesen Skizzen ist es die sparsame, aber absolut trefflichere Verwendung der technischen Mittel, die immer neue Bewunderung erregt.

Gerade nach dieser Richtung scheint uns Gabriel Max zu fehlen, der mit einer Madonna einen nicht gut zu übergehenden Beitrag zu dem sonstigen Bestande der Schulte'schen Ausstellung liefert. Der zarte temperaähnliche Auftrag der Oelfarben mag schwierig und interessant sein, den lebensvollen Gesammteindruck der Darstellung beeinträchtigt er unter allen Umständen. Auch in der Auffassung befleißigt sich Gabriel Max einer eigenartigen Mischung von Naturalismus und Mysticismus, die den Beschauer zu keinem ungetrübten Genuß kommen läßt. Die schwimmenden graublauen Augen, die durch das Anpressen des Kinderkopfes unangenehm verschobene Hautpartie über der linken Braue der Madonna, die verzeichnete Nase des Jesusknaben sind peinliche und unnöthige Zuthaten, die dem sonstigen Idealismus der Auffassung und Farbe schaden.

Auch die Botenfrau von Knaus leidet an einem merkwürdigen Brauch in der Verwendung der malerischen Mittel. Der Kopf der unter der Last einer Kiepe am Stabe einherschreitenden alten Frau reiht sich würdig jenen Einzeltypen an, wie sie Knaus mit seinem ersten Gewinn, dem Colporteur u. A. m. geschaffen. Dagegen hat es der Künstler in der Behandlung des Gewandes einmal mit der modernen, breit hinstreichenden Technik versuchen wollen, die zu der detaillirenden Malerei des Kopfes nicht recht passen will. Auch den aus den Ackerfurchen aufsteigenden und an die Alte von hinten her herankreisenden Krähenschwarm hätten wir als ein wohlfeiles Stimmungsmätzchen gern gemißt. M.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

Ein spanisches und ein deutsches Lustspiel.

Spanien erstrebt auch auf der deutschen Bühne die Stellung einer Großmacht. Calderon, den uns Gries so classisch übersetzte, hat nach seinem „Das Leben ein Traum" nun auch mit dem „Richter von Zalamea" in Wilbrandt's schöner Nachdichtung wieder unsere Theater erobert. Moreto's „Donna Diana" ist in der nicht ungeschickten Einrichtung Schreyvogel's schon lange fast ein deutsches Stück geworden. Lope's „König und Bauer" ist in Friedrich Halm's Bearbeitung wenigstens am Burgtheater auf dem Repertoire geblieben. Auch ein lustiger Einacter „Recept gegen Schwiegermütter" wird in Fastenrath's Verdeutschung noch immer gespielt. Neuerdings hat Echegaray's „Galeotto", zum mindesten in Berlin, einen nachhaltigeren Erfolg errungen, und die Federn unserer zahlreichen Uebersetzer rühren sich ermuthigt allerorten. Auch August Förster vom Deutschen Theater hat jetzt einen glücklichen Griff in die spanische Bühnenliteratur gethan, dabei aber leider nicht das Original herausgeholt, sondern nur die Halm'sche Bearbeitung des „Villano en su rincon". Sein Verdienst, aber auch seine Arbeit, wäre größer gewesen, wenn er sich mehr an den spanischen Dichter als an Halm gehalten hätte, dem dieser seichte Bühnenpraktiker so viele der schönsten Perlen genommen und verschleudert hat. Förster begnügt sich damit, die Halm'sche Verdeutschung einfach als Vorlage zu benutzen und nur da und dort zu kürzen, sowie einige scenische Aenderungen von geringer Tragweite vorzunehmen. Bequemer hätte er sich eigentlich die Sache gar nicht machen können.

Es ist ein dramatisches Idyll. Der stolze französische „Bauer in seinem Winkel" — dies ist der Titel des Originales — dünkt sich dem Landesfürsten gleich und rühmt sich, den königlichen Hof nicht zu kennen und im Grunde zu verachten. Nun kommt der König zu ihm, um die Bekanntschaft des ländlichen Philosophen zu machen und sich an seinem biederen und edlen Wesen zu erfreuen, indeß sein Gefolge sich anderweitig unterhält. Es ist fast eine Satire auf das Königthum, wenn nicht der von ironischen Lichtern durchfunkelte letzte Act wäre, wo der Bauer mit den Seinigen nun doch nach Versailles zieht und einen Augenblick sich vom königlichen Sonnenglanze blenden läßt, ehe er in seinen Winkel zurückkehrt. Alles in Allem hat der König trotz der bäuerlichen Moralphilosophie die Wette gewonnen, wie das ja bei einem so guten Royalisten wie Lope de Vega selbstverständlich ist.

Herr Förster gab selbst die ihm sehr zusagende Hauptrolle, die ihn ohne Zweifel auch zu der Neubearbeitung veranlaßt hatte. Wie im „Richter von Zalamea" — nebenbei gesagt, wird die Autorschaft dieses Stück von manchen spanischen Kritikern dem Lope zugeschrieben —, so gelang es ihm auch in diesem komischen Widerspiel jenes tragischen Dorfhelden den Bauernstolz und Bauerntrotz in aller derben Schlichtheit wirkungsvoll und naturwahr zu verkörpern. Mit überzeugendem Selbstbewußtsein und doch gar nicht theatralisch, sprach er Lope's monumentales: Yo he sido rey! das prächtige: „Hier bin ich König! Könige sind jene, die von ihrer Hände Arbeit leben!" Die übrigen Darsteller waren mittelmäßig; vor Allem riß Herr Kainz wieder einmal so zähnefletschend und augenrollend die Coulissen und gab so viel falsche Betonungen und manierirte Kunst zum Besten, daß die sonnige, harmlose, reine Heiterkeit der Komödie in die Parodie umzuschlagen drohte. Und welch' feines, liebliches Lächeln kichert doch durch das ganze Stück, welcher graziöse weltmännische Geist belebt da nicht jedes Wort, welche shakespearische Komik lacht in den Rüpelscenen der Bauern auf, welcher poetische Schmelz, von Halm leider arg verwässert und überzuckert, liegt auf den Bildern und Gleichnissen und der etwas allzu stark betonten Tendenz! Und dieses Werk ist nur so aus dem Aermel geschüttelt von einem Dichter, dessen kaninchenhafte Fruchtbarkeit fast zum Kinderspott geworden, von einem Schulmeister, Soldaten und Pfaffen, der in seinem Leben 15,000 Stücke und 21,000,000 Verse verfaßt haben soll, — ein märchenhafter Fleiß, neben dem die oft gegeißelte Fingerfertigkeit unserer Tantièmenschreiber wie ein unzulängliches Dilettiren erscheint. Was bedeutet vor dieser siegreichen Unerschöpflichkeit die lendenlahme Phantasie eines Rosen u. A., die sich nach wenigen Jahren der Mache vollständig ausgegeben haben und seither umsonst hinter dem sie fliehenden Erfolg her keuchen! Auch Gustav von Moser, der das „Stiftungsfest", „Ultimo", den „Veilchenfresser" und manchen hübschen Einacter geschrieben, ist kein Lope, und als wir ihm dies vor fünf Jahren zu verstehen gaben, da beschuldigte er uns in einem nicht sehr höflichen Offenen Briefe des Brodneides. Brodneid!.. Nun, seither hat er seine literarische Fruchtbarkeit mit Hülfe mehrerer Mitarbeiter — Lope dichtete allein! — zwar alljährlich einmal documentirt, aber auch nicht ein wirklicher Erfolg wurde ihm mehr beschieden. Es sei denn, daß er die Siegesbulletins für Beweise nimmt, welche das freundnachbarliche Görlitzertheater, seine Versuchsbühne, nach der Aufführung eines jeden neuen Stückes zu verbreiten pflegt.

Wir fürchten, auch „Die Amazone", Schwank in vier Aufzügen von G. v. Moser und E. Thun wird kein großer Erfolg sein, so freundlich auch das zum Besten der Ueberschwemmten eingeladene und daher zum Wohlthun gestimmte Publikum des Wallnertheaters dasselbe aufnahm. Offenbar haben sich diesmal die Verfasser die Pariser Posse im Geschmacke des Palais Royal zum Muster erkoren. Nun, das Tolle, Unsinnige und Carnevalistische ist ihnen auch gelungen, aber ein französischer Autor wäre gewiß zu geschmackvoll, um zum vieractelangen Quiproquo die Verkleidung eines Mannes als Frau zu wählen, und ein Pariser Publikum fände sich auch schwerlich bereit, eine solche schon zu Kotzebue's Zeiten als ordinär verpönte Maskerade zu belachen.

Es ist ein Atelierscherz, was der Pariser une scie d'atelier nennt. Der Maler Vorberg sucht eine Dame im Reitkleid als Modell, und sein College liefert es ihm, indem er — sich selbst als Amazone verkleidet. Auf den plumpen Witz fällt der verlegene Maler nur vorübergehend hinein, um so tiefer aber zwei verliebte Philister, der Hausbesitzer Plümike und sein Verwandter Grünlich, sowie deren junge Töchter. Drei Acte dauert das kokette Verirspiel der angeblichen Amazone. Erst mit ihrem Verschwinden von der Bühne, im vierten Acte, wird das Stück reinlicher komisch. Die Maler schwindeln den Herren Plümike und Grünlich vor, daß sich die verfolgte Unschuld in's Wasser gestürzt habe, und die alten Sünder werden darob von Gewissensbissen und der Furcht vor den Gerichten gequält, bis schließlich die Lügner sich bereit erklären, die Sache zu vertuschen. Natürlich verlangen und erhalten sie die Hand der jungen Damen als Preis. Ein ähnlich hanebüchener Spaß mit einer alten Wittwe, welche von einem der Onkels sich geküßt glaubt, ihn mit ihren Klagen und Drohungen verfolgt und auch noch ein Attentat des anderen zu erdulden vorgibt, ist mit der Haupthandlung verwebt. Man kann nur mit Schauder daran denken, was aus dieser Posse auf den Provinzbühnen werden muß, wo die Darstellung gewiß viel derber und deutlicher zugreift, als im Wallnertheater. Hier spielte Herr Ottbert die Titelrolle mit so viel Decenz und feinem Humor, daß man sich das Unerträgliche gutmüthig lachend gefallen ließ. Es war überhaupt eine Mustervorstellung, obgleich außer den Herren Meißner und Guthery, die noch aus der Lebrun-Aera stammen, fast nur neue Kräfte mitwirkten. Ein erfreulicher Schluß auf den künstlerischen Werth des Hasemann'schen Regimentes ist also sehr wohl am Platze.

Z

Notizen.

Adolf Langguth hat seiner Darstellung von Goethe's Pädagogik als Ergänzung eine zweite Schrift „Goethe als Pädagog" (Halle, Niemeyer) folgen lassen, welche des Dichters erzieherisches Verfahren zu schildern unternimmt. Viele werden sich freuen, Goethe's ausgebreitete Thätigkeit auch von dieser Seite kennen zu lernen, die in den allgemeinen Berichten über 'einen Lebensgang nur kurz berührt werden, nicht im Zusammenhange zu einem vollen Bilde sich gestalten kann. Wenn Goethe einmal sagt, meist glaube jeder Vater ohne Weiteres zur Erziehung seiner Kinder befähigt zu sein, so hatte er selbst diesen wichtigen Gegenstand Jahre lang erwogen, ehe er als Erzieher eintrat. Von Rousseau ausgehend, hatte er eine eigene Anschauung von dem Eingreifen in die Erziehung des nach seiner Eigenheit sich entwickelnden Knaben gewonnen, das er mit seiner strengen Folgerichtigkeit durchsetzte. Langguth geht von seiner warmen Liebe zu den Kindern und der mächtigen Anziehung aus, die er auf diese übte, freilich den festesten Grundsäulen jedes gedeihlichen Wirkens. Ausführlich behandelt er die volle Hingabe, mit welcher er sich des jungen Fritz von Stein annahm, der sein Hausgenosse wurde, den er an seiner Seite die weite, schöne Welt genießen ließ, den er seiner eigenen Mutter nach Frankfurt schickte, um bei ihr die Weisheit des lustigen Lebens zu lernen, und für den er immerfort auch in der Entfernung mit warmer, einsichtiger Liebe sorgte, bis der Bruch 'eines Verhältnisses zu Frau von Stein seinen weiteren Einfluß beschränkte, ja die bisherige Wirkung zum Theil schädigte. Auch die Erziehung seines Sohnes, die Einwirkung auf August Herder und seine Mentorschaft bei Karl August und andere weniger eingreifende Beziehungen werden erörtert, und tritt gleich dieser unendlich reiche Gegenstand nicht gleichsam in voller Lebensgröße vor uns, so wird doch viel Licht auf des Dichters Liebe, Lust und Begabung zur erzieherischen Leistung geworfen. Freilich ist Manches zu flüchtig behandelt, kleine Mißverständnisse und Ungenauigkeiten laufen mit unter, und am meisten bedauern wir, daß auf den richtigen Abdruck der angeführten Stellen nicht die freilich zeitraubende, aber unerläßliche strenge Sorgfalt verwandt ist.

h. d.

Gedichte von Ferdinand v. Saar. (Heidelberg, Georg Weiß.) — In drei dichterischen Gattungen hat Ferdinand von Saar Werthvolles geleistet. Seine Dramen, seine Novellen und seine lyrischen Gedichte sind aus der Tiefe des Menschenlebens und des eigenen Gemüthes hervorgeholt. Nicht flüchtiger Unterhaltung dienen sie; sie gewähren edlen Genuß und Erhebung. Kürzlich sind seine „Gedichte" in zweiter, vermehrter Auflage erschienen zur Freude seiner Freunde und des Kritikers. Denn eine Freude ist es für diesen, unter dem Wuste neuer lyrischer Sammlungen eine zu finden, die sich von schalen Reimereien, von gesichtslosen Schablonenversen, von all der deutschthümelnden Trink- und süßholzraspelnden Blauveigleinlyrik durch Ursprünglichkeit, Herzenswärme und Gedankenreichthum auffallend unterscheidet. Saar's Gedichte sind meisterhaft nach Inhalt wie Form. Nicht der Zufall, nicht der flüchtige Augenblick, nicht eine vorübergehende Stimmung haben sie geschaffen: sie sind das Ergebniß eines an Kämpfen und Mühen reichen Lebens, sie besingen nicht nur Schicksale, sie sind selbst ein Schicksal. Nichts in ihnen ist angeflogen und anempfunden; eine einheitliche Grundstimmung ist festgehalten vom Anfang bis zum Ende, deren charakteristisches Merkmal im Ernsten, Schwermüthigen, Wuchtenden besteht. Mit Stofflichem ist die Sammlung nicht beschwert, sie enthält weder Balladen noch Romanzen, keines jener un-

Digitized by Google

nützen Gedichte, wo irgend eine historische Begebenheit dem Leser langweilig vorscandirt wird: sie ist subjectiv im besten Sinne des Wortes. Nach guter alter Art greift der Dichter in die eigne Brust und agt in schönen und ergreifenden Weisen, was sie freudvoll und leidvoll bewegt, und wenn er dabei den Zusammenhang zwischen eigenem Schicksal und Allgemeinschicksal nicht aus dem Auge verliert und seine Lyrik zu symbolischen Bedeutungen erhebt, so erreicht er die höchste Stufe. Er liebt und haßt, er ist entzückt, aber er ist auch empört und findet hier und dort volle, starke, menschliche Töne. Er ist, wie jeder echte Künstler, einfach, doch ist seine Einfachheit nicht von jener gesuchten Art, die sich in der Nachahmung tändelnd-naiver Volkslieder gefällt, es ist die ursprüngliche Einfachheit, die die Sache für sich sprechen läßt und keiner Effektmittel, keiner sprachlichen Virtuosität, keines Gleißens und Prunkens m t neuen Reimen und verblüffenden Bildern bedarf. Neben der Gefühlslyrik findet sich die Gedankenlyrik. Sie ist tief und düster und wirkt nicht wen ger stark wie jene, vielleicht deshalb, weil auch sie aus dem Herzen stammt. Stofflich geartet sind die „Bilder und Gestalten", in welchen der Dichter an einen Vorgang der Natur und des Lebens entweder sinnige Betrachtungen anknüpft oder für die Armen uno Unterdrückten seine Stimme erhebt. In welch bewegender Weise er dies vermag, weiß Jeder, der seine Novelle „Die Steinklopfer" kennt. Dem schwerblütigen Inhalt entspricht die schwer, mitunter schwerflüssige, immer reine, immer charakteristische Form. Saar gebraucht zumeist Jamben oder Trochäen ohne Einstreuung von Anapästen und Daktylen, wodurch dem Rhythmus eine streng gemessene, fast feierliche Bewegung verliehen wird. Jedes Gedicht ist wie aus einem Guß, wie in Marmor geschrieben, in dieser Hinsicht an Hebbel erinnernd. Der Formreichthum ist groß. Neben den Liedern, die allerdings nichts Leichtes, nichts Sangliches haben, stehen wahre Kunstwerke von Sonnetten. Besonders sympathisch scheinen dem Dichter die freien Rhythmen zu sein, er schreibt deren viele: wahre Gedankenfugen. Saar behandelt Sprache und Vers mit feingeistiger Oeconomie, wie sie nur dem Sprachgewandten möglich ist; nirgends eine Ueberladung mit Worten und Bildern, deshalb auch nicht Phrase und Schwulst. Alles in Allem: das Buch ist eine Freude!

Fritz Lemmermayer.

Heinrich Heine. Versuch einer ästhetisch-kritischen Analyse seiner Werke und seiner Weltanschauung von Wilhelm Bölsche. Erste selbständige Abtheilung. (Leipzig, Hermann Dürselen.) — Wir wollen, weil doch das Titelblatt dieses Buches noch eine Fortsetzung der ganzen Arbeit ankündigt, diese ästhetische Monographie vorläufig nicht ausführlich besprechen, sondern sie nur mit dem Bemerken anzeigen, daß sie eigentlich die erste Untersuchung über Heine's dichterische Persönlichkeit und Thätigkeit ist, welche auf planmäßiger Analyse der Schriften und auf vollständig vorurtheilsfreiem Durchforschen der Biographie Heine's beruht. Gerade in letzterer Hinsicht war eine wissenschaftliche Arbeit nöthig, denn alle biographische Kunde über Heine beruhte noch vielfach auf ungesichtetem Anekdotenkram und auf oft ungenauen Feuilletonberichten. Aber auch die bibliographische Kritik war bisher mehr in populärisirender Tendenz, als in der ernsten Absicht, die Grundlinien der Heine'schen Dichtung ästhetisch zu bestimmen, gehandhabt worden. So erscheinen denn schon die auf gründlichem Studium und scharfem ernstem Urtheil beruhenden ersten vier Abtheilungen der großen kritischen Arbeit Bölsche's von großem Werthe. Sie umfassen die Jugendzeit Heine's, die Lyrik Heine's von ihren frühesten Anfängen bis zur Herausgabe des „Buches der Lieder", dann Heine's mißlungene Versuche auf dem Gebiete der Tragödie und des historischen Romanes und schließlich Heine's Prosa in den „Reisebildern". Der Verfasser hat darzulegen versucht, daß Heine's Dichtung durchaus nicht der Abschluß der deutschen Romantik sei, sondern im Gegentheil das Feld, aus dem die Keime für die Dichtung unseres Jahrhunderts und der kommenden Zeiten emporsprießen werden. Die Arbeit hat also einen besonders actuellen Grundzug.

Der hundertste Geburtstag Schopenhauer's hat eine ansehnliche Zahl von Gedenkschriften veranlaßt, aus denen wir zwei als besonders empfehlenswerth herausheben: Die Philosophie Arthur Schopenhauer's von R. Koeber (Heidelberg, C. Weiß) hat schon Eduard von Hartmann in unserem Blatte anerkennend genannt. Die überaus fleißige und gut geschriebene Arbeit enthält eine lichtvolle Darstellung der Schopenhauer'schen Lehre im Zusammenhang, für weitere Kreise berechnet und doch möglichst wissenschaftlich und philosophisch. Die zahlreichen Irrthümer und Widersprüche des Originaldenkers sind keineswegs vertuscht, wie denn auch die treue, unverfälschte Wiedergabe des ganzen Systems im Geiste seines Urhebers Anerkennung verdient. Als eine Prachtausgabe in quarto auf duftigem Büttenpapier mit breitem Rand und herrlichem Drugulin'schen Druck präsentirt sich die Festschrift: Edita und Inedita Schopenhaueriana, herausgegeben von dem Dichter des Neuen Tannhäuser: Eduard Grisebach (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der Band enthält eine Schopenhauer-Bibliographie, die sämmtliche Titel der Originalausgaben in Facsimile wiedergibt, Portrait, Wappen und Handschrift des Meisters und eine dankenswerthe Veröffentlichung von Randbemerkungen, womit der Philosoph viele Bücher seiner, wenigstens soweit Gewinner sie erbte, in alle Winde zerstreuten Bibliothek. Es ist Grisebach gelungen, eine große Anzahl derselben antiquarisch zu erwerben, und diesem Umstande verdanken wir jetzt diese Publikation. Besonders interessant sind Schopenhauer's Glossen zu Plato und Leibniz, Byron, Johnson und der Commentar zu Goethe's Braut von Korinth. Den Beschluß macht ein chronologisches Verzeichniß der Briefe Schopenhauer's mit manchen bisher ungedruckten Nachträgen.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Friedrich Kluge. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Der große Straßburger Verleger, der sich soeben durch die Zurückgewinnung der (Pariser) Manessischen Handschrift um Deutschland ein nationales Verdienst erworben, gibt das grundlegende und bahnbrechende Etymologische Wörterbuch Kluge's soeben in vierter Auflage heraus, von der uns bis jetzt drei Lieferungen vorliegen. Ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes! Der Jenenser Professor verfolgt hier die Quellen unserer Sprache bis in Sanskrit und Zend hinein, die keltischen und slavischen, die classischen und romanischen Sprachen werden herangezogen und ihre Verwandtschaft zum deutschen Wortschatz geprüft; die interessantesten wortgeschichtlichen Probleme werden berührt, und helle Lichter fallen auf die Urzeit germanischen Lebens. Dabei hält sich der Verfasser von gewagten Hypothesen möglichst frei und trägt auch in der neuen Auflage den Fortschritten der Sprachvergleichung überall Rechnung. Wir kommen auf das schöne Werk, das ein Gemeingut aller Gebildeten zu werden verdient, noch zurück.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Von Ferdinand Gregorovius. 2. Band. (Leipzig, Brockhaus.) — Diese zweite Sammlung enthält meist gelegentliche Zeitungsartikel des gefeierten Historikers, in denen sich überall die tiefe Gelehrsamkeit des Verfassers in anmuthigster Form ausspricht. Es sind classische Essays; ob sie nun die alte Bilderchronik Besozzo's aus der Münchener Bibliothek behandeln oder die beiden Crivelli, die bayerischen Gesandten in Rom im 17. Jahrhundert, oder die Brüder Humboldt biographisch zeichnen oder die Tage vor Metz 1870 oder eine sicilianische Reise schildern oder einen fesselnden Nachtrag zu seinem Buch über Corsica geben. Die herrlichen Worte, womit Gregorovius vor nationaler Ueberhebung und eitlem Kriegsruhm warnt, verdienen in jedes Deutschen Seele zu fallen, und was er über die allzu hastige Umgestaltung Roms klagt, ist das Beste, was überhaupt über die „Zerstörung" der ewigen Stadt geschrieben wurde.

Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) — Der eigenthümliche, fast trockene Ton des bekannten militärischen Belletristen zeigt sich auch in diesem neuen Werke, dessen einzelne Theile hübsch erzählte Erlebnisse und Beobachtungen aus einer nun hinter uns liegenden Zeit bilden. Wir werden in einer dieser Geschichten: „Enge Schranken" an einen kleinen Hof geführt und mit einer romantischen, traurig endenden Liebesaffäre bekannt gemacht, während eine zweite: „Stärkere Gewalten" uns das Leben in Hannover im Jahre 1848 mit allen seinen Gegensätzen und kleinen Stürmen schildert. Die dritte Erzählung: „Morgendämmerung" hat zum Hintergrund die Erstürmung Alsens durch die Preußen im Jahre 1864 und verarbeitet ebenfalls gesellschaftliche und nationale Gegensätze mit vielem Geschick und trefflicher Erfindungsgabe. Nur die letzte der Geschichten: „Gute Tage", eine idealistische Studentengeschichte aus der Gegenwart, will uns nicht munden. Hier hat sich der Verfasser auf ein Gebiet verloren, das ihm fremd ist, während er sich in den drei anderen Erzählungen stets auf dem heimischsten Grunde befunden hatte.

Hymen. Roman von Oscar von Redwitz. 2 Bde. (Berlin W. Hertz.) — Mit dem „Haus Wartenberg" hat dieser neue Roman von Redwitz nur die Oertlichkeit und die Zeit gemeinschaftlich; beide Dichtungen spielen in der modernen Gesellschaft und auf adeligen Schlössern und Besitzungen. Seinem sonstigen Inhalte nach erhebt sich das neue Werk um ein Bedeutendes über das frühere, zeigt es diesem gegenüber eine Vertiefung der Probleme und stellt sich den besseren unserer zeitgenössischen Werke trotz mancher formellen Mängel und Uncorrectheiten ebenbürtig an die Seite. Denn in großem Zuge, ohne wesentliche Abschweifungen von dem Hauptgegenstande, wie sie in „Haus Wartenberg" zuweilen störend auftreten, und mit unerschütterlicher Folgerichtigkeit baut der Verfasser vor unseren Augen die einzelnen Acte einer Tragödie auf, die auf das Tiefste erschüttert. Der verderbliche Einfluß eines zerfahrenen, unwahren, haltlosen Mannes auf seine nächste Umgebung wird geschildert und dabei mit großer Gegenständlichkeit der aussichtslose und doch immer wieder erneute Kampf dargestellt, den die nimmer vergebungsmüde Liebe mit dem bösen Dämon führt, der in der Brust des Unglückseligen haust. Schritt für Schritt geht die Entwickelung aus dem frohen Lichte der glückverheißenden jungen Ehe eines mit leiblichen und seelischen Gaben reich gesegneten Menschenpaares dem düsteren Schatten der durch die Schuld und den Uebermuth des Mannes erzeugten Entfremdung entgegen, immer energischer werden die Stützen aus dem Wege geräumt, an die sich anfänglich noch die Hoffnung auf einen Umschlag zum Guten klammerte, und erst zum Schlusse, als das Unheil in all' seiner Kraft und Wucht entfesselt ist, verschafft die Einsicht, daß die fortschreitende moralische Versumpfung des Helden mit einer sich entwickelnden Geisteskrankheit zusammenhing, die Möglichkeit aufzuathmen. Ein fatalistischer Zug kommt durch diese Entdeckung in die Handlung, derselbe wird aber abgeschwächt und poetisch verklärt durch die Allgewalt der Liebe, die sich in der sanften Lichtgestalt der Gattin offenbart und welche selbst dem finstersten Walten des Schicksals schließlich siegreich entgegentritt. So kommt zum Schlusse, eben durch die alle Stürme überdauernde Liebe, „der schöne, ernste und liebreiche Jüngling, den die Alten Hymen, den Ehegott, nannten," wieder mit verklärtem Antlitz uns entgegen, nachdem es der Verfasser verstanden hatte, die ganze häßliche Verzerrung, die seine Miene annehmen kann, mit überzeugender Treue zu zeichnen.

Digitized by Google

Inserate.

MEYERS Über 100 Bildertafeln, Kartenbeilagen etc.

Soeben erscheint in Groß-Lexikon-Format und deutscher Schrift:

Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

HAND-LEXIKON

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Gibt in mehr als 70,000 Artikeln Auskunft über *jeden Gegenstand* der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.**

des allgem. Wissens

40 wöchentliche Lieferungen zu je 30 Pf.

VERLAG VON A. G. LIEBESKIND, LEIPZIG.
Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

GESCHICHTEN
ZWISCHEN
DIESSEITS UND JENSEITS
(EIN MODERNER TODTENTANZ)
VON
MAX HAUSHOFER.
BILDLICHER SCHMUCK NACH ZEICHNUNGEN VON KUNZ MEYER.
Preis brosch. M. 5. — Halbfranz geb. M. 6. 50.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts,*** besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milchkur-Anstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
Saison vom 1. Mai bis 1. October.
Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien soeben:
Rumänische Volkslieder,
übersetzt von **W. Rudow.**
1888. Eleg. br. *M* 2.70, geb. *M* 3.30.
Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,
Schwester Friedr. d. Gr. Von ihr selbst geschrieben.
2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. *M* 4.—, geb. *M* 5.—
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
In allen Buchhandlungen vorrätig:
Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.
22 Bog. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 4.—

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Scheichl, Dr. Franz, **Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68.** 1 M. 50 Pf.

Wollny, Dr. F., **Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

Wollny, Dr. F., **Ueber Telepathie.** 60 Pf.

Havana-Cigaretten

mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von **feinster Qualität.** Empfehle zwei Sorten **30** und **35** *M* per Mille ab hier. Muster franko u. zollfrei, 10 Stück von jeder Sorte gegen Einsendung von 90 ₰ in Marken.
Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **H. Kruse,** Dram. Werke. 10 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 20 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit.
Ein deutsches Volksbuch von **Ferd. Schmidt.** 3. Aufl. Mit 192 Abbild. und einem Stahlstichporträt. Geh. *M* 8. Sehr eleg. geb. *M* 10.

Unser Kaiser Wilhelm. Ein Lebensbild. Von **Franz Otto.** Mit Porträt des Kaisers und über 40 Abbildungen, eleg. geheftet 60 ₰.
= **Desselben Buches größere Ausgabe, eleg. kart. *M* 1,50.** =

Wilhelm der Große. Eine Gedenkschrift. 5 Bogen in Quartformat mit über 70 Abbildungen. Elegant geheftet 50 ₰.

Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- u. Lebensbild für das deutsche Volk von **Fedor v. Köppen.** 2. Ausg. Mit 181 Abb. u. einem Stahlstichportr. Geh. *M* 12. Eleg. geb. *M* 15.

Unser Bismarck. Leben und Schaffen des deutschen Reichskanzlers in kurzgefaßter Entwickelung dem deutschen Volke vorgef. v. Dr. **Max Lange.** Mit einem Porträt u. 30 Abbild. Geh. 60 ₰.

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zwei Seelen.
Roman von
Rudolf Lindau.
Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

Die Tochter des Kapitäns.
Roman von
H. Rosenthal-Bonin.
Preis geheftet *M* 5. —; fein gebunden *M* 6. —

Eine Leidenschaft.
Sein Traum. — Ein Ferientag.
Drei Novellen von
Ludwig Thaden.
Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Die Kunst glücklich zu sein
von
Paul Mantegazza,
Professor und Senator.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Eleg. broch. M. 2.—,
eleg. geb. M. 3.20.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 14. April 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Regentschaft und Stellvertretung nach deutschem und preußischem Staatsrechte. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften. Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein russischer Satiriker. (N. Schtschedrin.) Von L. Marholm. — Ein Lied der Menschheit. Besprochen von Wilhelm Bölsche. — Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien. II. Die Reichsdeutschen. Von Karl von Thaler. — **Feuilleton:** Die Unschuldige. Erzählung von E. von Dincklage. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Makart und die Münchener im Verein Berliner Künstler. Von Georg Malkowsky. — Notizen. — Inserate.

Regentschaft und Stellvertretung nach deutschem und preußischem Staatsrechte.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Unter Fernhaltung jeder politischen Betrachtung dürfte es angemessen sein, die Begriffe „Regentschaft“ und „Stellvertretung“, welche von der Tagespresse nicht immer genügend scharf unterschieden werden, allein vom staatsrechtlichen Standpunkte aus zu erklären suchen. Der Monarch kann aus den verschiedensten Gründen verhindert sein, seinen Herrscherberuf auszuüben und entsteht in solchen Fällen die Frage, ob und auf welche Weise derselbe vertreten werden kann. In der alten deutschen Geschichte war eine Stellvertretung des Monarchen unbekannt, wurde derselbe unfähig, seinen Herrscherberuf auszuüben, so war gewöhnlich der Thron für ihn verloren; erst in der späteren Zeit, als das Königthum erstarkte und bestimmte Geschlechter auf dem Wege der Erbfolge zur Königswürde gelangten, wurde eine Stellvertretung für zulässig erachtet. Unter dem Einfluß des römischen Rechts faßte man vom privatrechtlichen Gesichtspunkte aus die Stellvertretung eines Monarchen als Regierungsvormundschaft auf und erst der neueren Zeit war es vorbehalten, der öffentlich-rechtlichen Auffassung der Stellvertretung Geltung zu verschaffen. Das neue Staatsrecht kennt eine doppelte Stellvertretung des Monarchen, die Regentschaft und die Stellvertretung im engeren Sinne.

Die Regentschaft ist „eine Vertretung aus eigenem Rechte und mit selbständiger staatsrechtlicher Befugniß“ (Schulze), „die zeitige Ausübung des vollen königlichen Rechtes für den verhinderten Träger desselben“ (v. Kirchenheim). Der Regent übt für den Landesherrn, welcher die Anforderungen, die an ihn gerichtet werden, nicht erfüllen kann, die Herrschaft aus, der Landesherr selbst bleibt Träger der Staatsgewalt. Der Regent übt jedoch, wenn er auch nur an Stelle des herrschaftsunfähigen Landesherrn tritt, die Herrschaft selbständig aus und herrscht in Folge Berufung durch Gesetz. Die Selbständigkeit ist charakteristisch bei der Regentschaft. Der Regent hat gegenüber dem Volke und anderen Staaten die Rechte und Pflichten des verhinderten Monarchen und die Stellung eines Souverains. Dies ist auch die Auffassung der preußischen Verfassung, welche in den Bestimmungen über Regentschaft, Art. 56—59, davon ausgeht, daß die Ausübung der wirklichen Regierung durch den König verloren gehen kann, ohne daß zugleich das Recht der Krone erlischt. Der preußische König kann nicht die Eigenschaft als Staatsoberhaupt verlieren, sondern nur die Ausübung der Regierung. Der Regent hat in Preußen die gleichen Herrscherrechte wie der König und übt die volle Staatsgewalt aus, so daß jede Regierungshandlung des Königs, an dessen Stelle die Ausübung der Staatsgewalt erfolgt, ungültig ist. Die preußische Verfassung sagt in Art. 58: „Der Regent übt die dem Könige zustehende Gewalt in dessen Namen aus.“ Damit ist in Preußen dem Regenten die volle politische Stellvertretung zuerkannt, während in mehreren anderen deutschen Staaten die Verfassungen dem Regenten gewisse Rechte entzogen haben, so das Recht, die Verfassung zu ändern, Standeserhöhungen vorzunehmen, neue Hofämter einzurichten (Württemberg), neue Staatsämter einzuführen, erledigte definitiv zu besetzen und Krongüter zu veräußern (Bayern). Der Regent hat nach dem staatsrechtlich correcten Princip als Ausüber der Staatsgewalt auch die Gewalt über die Familie des Landesherrn (Preußen), in mehreren anderen Staaten ist dem Regenten die Erziehung des Landesherrn entzogen, jedoch steht auch in diesen Staaten dem Regenten die Oberaufsicht über die Erziehung zu. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob der preußische Regent die dem Könige von Preußen zustehenden Präsidialrechte im Reiche habe. L. Auerbach, Pözl, v. Mohl und v. Rönne halten es für unzulässig, daß die preußischen Kammern über die Nothwendigkeit einer Regentschaft für das Reich entscheiden und einen Regenten für das Reich wählen. Dieser Ansicht steht aber entgegen, daß die Präsidialrechte mit der preußischen Krone so eng verknüpft sind, daß Jeder, der in Preußen die Staatsgewalt ausübt, auch die Präsidialrechte ausüben muß, da die Präsidialstellung Preußens nur ein Accessorium des dem Könige von Preußen ebenso wie den Herrschern der Einzelstaaten zustehenden Mitwirkungsrechts an der Reichsregierung ist. Der Prinzregent von Bayern hat zweifellos für Bayern dieses Mitwirkungsrecht. Die Reichsverfassung sagt in Art. 11: „Das Präsidium des Bundes steht dem Könige von Preußen zu.“ Wer in Preußen herrscht, übt die Präsidialrechte aus, der preußische König sowohl als der preußische Regent, die Reichsverfassung hätte sich darüber äußern müssen, wenn sie dies nicht angenommen hätte. Der preußische Landtag entscheidet nur über die Regentschaft in Preußen, mit welcher aber durch die Reichsverfassung selbst die Ausübung der Präsidialrechte verknüpft ist. Seydel, v. Held, Thudichum, Laband und Riedel nehmen demgemäß an, daß die Bestimmungen der preußischen Verfassung ohne Weiteres auf das Reich Anwendung finden müssen und daß der preußische Regent zugleich Reichsverweser ist. Eine reichsgesetzliche Regelung der Streitfrage wäre jedenfalls wünschens-

Digitized by Google

werth. Der Regent regiert selbständig, „im Namen des verhinderten Königs". Kaiser Wilhelm brauchte als Regent in Preußen die Formel: „Im Namen Sr. Majestät des Königs. Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden, Prinz von Preußen, Regent." Münzen werden mit Namen und Brustbild des an der Ausübung der Regierung verhinderten Landesherrn geprägt. Die Kosten der Regentschaft trägt nach den meisten Verfassungen die Civilliste. In Preußen wurde durch Gesetz vom 30. April 1859 mit Rücksicht auf die damalige Regentschaft die Rente des Kronfideicommiß-Fonds von 2,573,098⅔ Thlr. um 500,000 Thlr. vom 1. Januar 1859 an erhöht. Der Regent ist ebenso wie der König politisch unverantwortlich, die Minister haften.

Der einzige Grund für den Eintritt der Regentschaft ist die Regierungsunfähigkeit des Landesherrn, derselbe muß unfähig sein, die Staatsgewalt auszuüben. Einerseits genügt nicht, daß dem Landesherrn das Regieren schwer fällt und andererseits ist nicht nöthig, daß derselbe willensunfähig ist, er muß nur regierungsunfähig sein. Die Regierungsunfähigkeit beruht auf *Minderjährigkeit, Abwesenheit* und *Gebrechen*. Der Mündigkeitstermin in Deutschland war und ist noch verschieden. Die Goldene Bulle (1356) setzte 18 Jahre für die Kurfürsten fest und es galt dieser Termin allgemein bis zur Auflösung des Reichs. Preußen hat im Art. 54 der Verfassung die Bestimmung der Goldenen Bulle aufgenommen, welche auch in Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen u. s. w. gilt, während Mecklenburg 19 und Coburg-Gotha, Meiningen, Waldeck u. s. w. 21 Jahre verlangen. Die Abwesenheit verhindert nicht in allen Fällen den Landesherrn, die Regierungsthätigkeit auszuüben und kommt nur in Betracht, wenn der Landesherr infolge der Abwesenheit, z. B. erzwungener, regierungsunfähig ist. Die Gebrechen sind in verschiedenen Zeiten verschieden beurtheilt worden, heute setzen nur die Verfassungen von Württemberg und Coburg-Gotha die Regierungsunfähigkeit wegen körperlichen Gebrechen fest, alle anderen Verfassungen kennen Regierungsunfähigkeit nur wegen geistigen Gebrechen. Gemeinrechtlich muß man bei denjenigen Gebrechen, welche regierungsunfähig machen und unheilbar sind, auch Successionsunfähigkeit annehmen. Schon die Goldene Bulle spricht den Grundsatz aus, daß Wahn- oder Blödsinn des Thronfolgers den Anspruch auf den Thron ausschließt. Es liegt dies auch im Interesse des monarchischen Princips, da es keinen greifbaren Sinn hat, den unheilbaren Thronfolger Herrscher werden zu lassen und es offenbar zweckmäßiger ist, den Regenten, welcher gewöhnlich auch der erbfolgeberechtigte Herrscher ist, als solchen anzuerkennen. Die neueren Verfassungen, auch die preußische, erblicken aber weder in der körperlichen, noch in der geistigen Unfähigkeit an sich ein Hinderniß für die Thronfolge und kann das gemeine Recht nur dort eintreten, wo die Verfassungen schweigen. Die preußische Verfassung, Art. 56, sieht in der Regierungsunfähigkeit einen Grund für eine Regentschaft, enthält aber keine nähere Bestimmung darüber, wann das wirkliche Vorhandensein der Regierungsunfähigkeit anzunehmen ist und überläßt die Entscheidung darüber den Kammern. Indeß macht der Geist der Verfassung den Sinn des Art. 56 klar und gewiß. Außer bei Minderjährigkeit, Abwesenheit und Gebrechen muß eine Regentschaft auch noch eingesetzt werden, wenn die Thronfolge ungewiß ist, z. B. durch Schwangerschaft der Wittwe des Landesherrn.

Welche Personen zur Regentschaft berufen werden und auf welche Weise, ist in den neueren Verfassungen meist ausdrücklich bestimmt. In den kurfürstlichen Häusern wurde mit den Bestimmungen der Goldenen Bulle der nächste Agnat Regent, in den andern Häusern die Mutter oder der nächste Agnat, falls der Regierungsvorgänger keinen Regenten ernannt hatte. Wenn aber positive Bestimmungen der Verfassungen über Regentschaft nicht ausreichen oder nicht vorhanden sind, muß eine Stelle da sein, welche einen Regenten einsetzt. Im Einzelstaate kann dies nur die Volksvertretung oder das Staatsministerium sein. Die preußische Verfassung hat in Art. 56 den Kammern das Recht gegeben, über die Nothwendigkeit der Regentschaft zu beschließen. Die Person des Regenten ist durch Gesetz bestimmt, die Regentschaft wird durch die Verfassung ganz nach den Grundsätzen der Thronfolge übertragen und erst wenn kein Agnat vorhanden ist, haben die Kammern nach Art. 57 der Verfassung einen Regenten zu wählen. Die Kammern entscheiden in diesem Falle über die Nothwendigkeit der Regentschaft und erwählen den Regenten in *vereinigter* Sitzung, offenbar um eine Meinungsverschiedenheit zwischen beiden Kammern zu verhindern, dieselben sollen gleichsam ein politisches Schwurgericht sein. Die preußische Verfassung schließt jede testamentarische Verfügung des regierenden Königs über die Regentschaft aus. *Frauenregentschaft* ist dem preußischen Staatsrecht ebenso fremd, wie Frauensuccession, die preußische Verfassung schließt die Frauen ganz aus.

Der Regent, welcher den regierungsunfähigen Herrscher vertreten will, muß selbstverständlich selbst regierungsfähig, also volljährig, männlichen Geschlechts sein und darf nicht an Gebrechen leiden, welche den Herrscher zur Regierung unfähig machen würden. Der Agnat muß außerdem ebenbürtig, d. h. thronfähig sein. Auch Frauen haben in Deutschland häufig die Regentschaft geführt, jedoch nicht in den Kurhäusern. Es steht nichts entgegen, daß auch Ausländer Regent werden können. Eine Mehrheit von Regenten ist mit dem monarchischen Princip unvereinbar, es kann deshalb nur eine *einzige* Person Regent werden.

Wenn der Herrscher regierungsunfähig ist oder wird, so muß nothwendig, da die Regierung nicht still stehen kann, eine Person oder eine Körperschaft vorhanden sein, welche in solchem Falle die Regierung ausübt. Es ist dies entweder der durch Gesetz oder Ernennung bestimmte Regent oder das Staatsministerium. Diese führen provisorisch die Regierung so lange, bis die definitive Regentschaft eingesetzt ist. Die preußische Verfassung, Art. 56 und 57, läßt die Volksvertretung über die Nothwendigkeit der Regentschaft beschließen, Bayern und mehrere andere deutsche Staaten haben dieselbe Bestimmung, Sachsen, Württemberg und andere lassen einen Familienrath entscheiden, dessen Beschluß aber von der Volksvertretung genehmigt werden muß. Die preußische Verfassung bestimmt in Art. 58, daß das bestehende gesammte Staats-Ministerium für alle Regierungs-Handlungen verantwortlich sei. Wenn die Kammern nicht versammelt sind, so hat in Preußen entweder der volljährige Agnat, welcher zur Regentschaft berufen ist (Art. 56), oder das Staatsministerium (Art. 57) die Kammern zu berufen, die Einberufung der Kammern bedarf als Regierungsact der Gegenzeichnung des gesammten Staatsministeriums. Der Regent schwört nach Einrichtung der Regentschaft vor den vereinigten Kammern einen Eid, die Verfassung des Königreichs fest und unverbrüchlich zu halten und in Uebereinstimmung mit derselben und den Gesetzen zu regieren (Art. 58). Es steht nichts im Wege, daß über die Regentschaft schon bei Lebzeiten des Vorgängers des künftigen Herrschers beschlossen wird, wenn die dauernde Regierungsunfähigkeit des letzteren schon zu dieser Zeit zu Tage tritt, es ist zur Gültigkeit eines solchen Beschlusses nur die Uebereinstimmung des Landesherrn und der Volksvertretung nöthig und ist der Nachfolger an solchen Beschluß, bezw. an solches Gesetz gebunden.

Die Regentschaft hört auf, sobald entweder das Recht, welches sie ausübt, untergeht, also wenn der Landesherr stirbt, oder die Ausübung des Rechts an den Vertretenen und Träger des Rechts zurückfällt, also wenn der Landesherr volljährig oder wieder gesund wird. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß in letzterem Falle eine Feststellung der Beendigung der Regentschaft in der gleichen Weise wie eine solche des Beginns derselben stattfinden muß. Vor zwei Jahren starb in Bayern König Ludwig II. und endigte hierdurch die Regentschaft des Prinzen Luitpold für denselben, begann aber sofort für den König Otto, welcher ebenfalls geisteskrank ist.

Zum Unterschied von der *Regentschaft*, welche, wie wir gesehen haben, auf einem *Rechtssatz* beruht, ist die *Stellvertretung* im engeren Sinne die Ausübung von

Digitized by Google

Herrscherrechten im Auftrage des Landesherrn. Voraussetzung der Stellvertretung ist, daß der Auftraggeber regierungsfähig ist. Während der Inhalt der Regentschaft durch das Gesetz bestimmt wird, welches dem Regenten die Ausübung der gesammten Staatsgewalt, die ganze Machtfülle des Herrscher-Amtes überträgt, wird der Inhalt der Stellvertretung durch den Auftrag, den Willen des Vollmachtgebers bestimmt. Der Landesherr kann jedes Recht dem Stellvertreter übertragen, sogar das der Kriegserklärung und des Friedensschlusses. Die Stellvertretung ist naturgemäß nur eine vorübergehende Einrichtung und nur von kurzer Dauer. Wenn der Landesherr dem Stellvertreter vorschreibt, wie er regieren soll, so ist der Stellvertreter an diese Vorschrift gebunden und muß auch ohne dieselbe im Sinne und nach den Intentionen des Landesherrn regieren. Der Landesherr kann jederzeit in die Regierungsthätigkeit des Stellvertreters eingreifen. Die Handlungen des Stellvertreters sind Regierungsakte, welche zu ihrer Gültigkeit der ministeriellen Gegenzeichnung bedürfen. Die Regierungsakte des Stellvertreters, welche der ertheilten Vollmacht entsprechen, sind verbindlich sowohl für die Unterthanen, als für den Auftraggeber, den Landesherrn, der Stellvertreter selbst ist sowohl dem Landesherrn, als der Volksvertretung verantwortlich und haftbar und wird durch die Gegenzeichnung der Minister nicht gedeckt. Der Stellvertreter ist auch strafrechtlich verantwortlich.

Der Landesherr kann sich, wenn er sich zur Ausübung eines Regierungsaktes unfähig fühlt, vertreten lassen und es hat nicht das Gesetz, sondern der Landesherr selbst über den Unfähigkeitsgrund zu entscheiden. Akute Krankheit und Reise in's Ausland sind die Hauptgründe der Stellvertretung. Bezüglich der Person des Stellvertreters ist der Landesherr in keiner Weise beschränkt, er kann auch das Staatsministerium zum Stellvertreter ernennen. Die Ernennung eines Stellvertreters ist ein Regierungsakt, welcher der ministeriellen Gegenzeichnung bedarf. Mehrere deutsche Verfassungen (Bayern, Sachsen, Oldenburg) bestimmen, daß der Landesherr das Recht habe, sich unter gewissen Umständen vertreten zu lassen. Nach deutschem Staatsrechte ist aber anzunehmen, daß der regierungsfähige, aber behinderte Landesherr, auch wenn ihm das Recht, einen Stellvertreter zu ernennen, nicht besonders übertragen ist, dennoch das Recht hat, einen Stellvertreter mit der Ausübung von Regierungsakten zu beauftragen. Auch die preußische Verfassung hat keine ausdrücklichen Bestimmungen über Stellvertretung, die meisten Staatsrechtslehrer halten dieselbe aber auch in Preußen für zulässig und es ist eine Stellvertretung in Preußen in den letzten Zeiten mehrmals eingesetzt worden. 1857 bestellte Friedrich Wilhelm IV. seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, zum Stellvertreter, welcher versprach, nach den ihm bekannten Intentionen seines Bruders zu regieren, 1878 der Kaiser Wilhelm seinen Sohn, den jetzigen Kaiser Friedrich III. zum Stellvertreter „Vertretung des Königs in der oberen Leitung der Regierungsgeschäfte“ und am 17. November 1887 seinen Enkel, den jetzigen Kronprinzen zum Stellvertreter. Kaiser Friedrich hat vor einigen Wochen ebenfalls eine beschränkte Stellvertretung durch den Kronprinzen eingerichtet. Die Wahl der Person des Stellvertreters steht auch in Preußen dem Könige frei. Aus dem Art. 56 der Verfassung, welcher die Regentschaft bei dauernder Verhinderung des Königs anordnet, muß nothwendig geschlossen werden, daß in Preußen die Stellvertretung nur bei vorübergehender Verhinderung zulässig ist, wenn keine Veranlassung zur Regentschaft vorliegt. Entschiedener Gegner der Zulässigkeit der Stellvertretung in Preußen ist Lasker, welcher die Stellvertretung des Prinzen Wilhelm im Jahre 1857 als „anormalen Zustand einer in dem preußischen Staatsrecht unbekannten und unzulässigen Stellvertretung“ bezeichnet und nur die Regentschaft zulassen will. Lasker ist der Ansicht, daß durch die Duldung der Stellvertretung die höchsten Staatsrücksichten einem individuellen Zartgefühl nachgesetzt werden.

Das Ende der Stellvertretung hängt ebenso wie der Beginn vom Willen des Landesherrn ab und bedarf gleichfalls der ministeriellen Gegenzeichnung.

Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften.

Eine Kritik neuerer Theorien von Carus Sterne.

(Schluß.)

Man sagt uns Deutschen nicht ohne Grund nach, daß bei uns, und namentlich in unseren philosophischen Kreisen, die wunderlichsten Theorien, wenn nur Jemand den Muth hat, sie aufzustellen, auch Anhänger finden. Die Gladstone'sche Theorie von der Farbenblindheit der Griechen, die Jäger'sche Seelentheorie u. A. können als neuere Belege für diese alte Erfahrung dienen. So hat denn auch die Weismann'sche Theorie von der Unvererblichkeit erworbener Eigenschaften alsbald von den verschiedensten Seiten Unterstützung erhalten und Professor E. Ziegler hat unter dem Beifall verschiedener Fachgenossen die bisher ziemlich allgemein in der ärztlichen Ueberzeugung wurzelnde Annahme der Erblichkeit von Krankheitsanlagen in das Fabelreich verwiesen. Die Frage liegt hier sehr complicirt; die früher allgemein angenommene Erblichkeit gewisser Ansteckungskrankheiten, wie z. B. der Tuberkulose, wird Niemand länger vertheidigen, der einen Bacillus als Ursache ansieht, wohl aber wird man eine für die Entwickelung dieser Parasiten günstige Körperconstitution, z. B. eine durch ungesunde Lebensweise erworbene Enge des Brustkastens für vererbbar halten dürfen.

Am meisten Widerspruch dürften diese neuen Ansichten bei den Irrenärzten finden, welche das Problem seit langer Zeit statistisch verfolgt haben, sofern ihre erste Frage an die Angehörigen jedes ihnen neu zugeführten Patienten darin besteht, ob in der Familie desselben derartige Zufälle schon früher vorgekommen sind oder nicht? Die berühmtesten Forscher auf dem Gebiete der Psychiatrie und der Erblichkeitslehre: Maudsley, Trélat, Lukas, Piorry, Sedgwik und viele Andere sind auf diesem Erfahrungswege zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß mindestens ein Drittheil aller Geisteskranken von geisteskranken Eltern oder Großeltern abstammt. Der berühmte französische Irrenarzt Esquirol hält nahezu die Hälfte, sein nicht minder bekannter College Moreau de Tours sogar Neunzehntel aller Geisteskrankheiten für ererbt. Es ließen sich hier lehrreiche und überzeugende Beispiele solcher durch viele Glieder vererbten Anlagen, denen man doch wohl den Charakter erworbener Eigenschaften nicht absprechen kann, namhaft machen, aber ich will darauf verzichten, da selbst Ziegler zwar nicht eigentliche Erblichkeit, aber doch die Möglichkeit einer schädlichen Beeinflussung der Keimzellen durch Krankheiten zugibt. Ich will nur bemerken, daß ich zwischen einer krankhaft und einer in anderer Richtung beeinflußten Keimzelle für diese Frage keinen Unterschied finden kann; die erblich belasteten Kinder kommen auch gewöhnlich nicht gleich krank zur Welt, sondern diese Erbschaft entwickelt sich gleich anderen, oft erst nach 40—50 Jahren, wenn sie bei den Eltern erst in diesem Alter eingetreten war.

Obwohl also die erblichen Krankheiten an sich ebenso beweisend erscheinen, als anderweite erbliche Anlagen, so wollen wir sie doch hier bei Seite lassen und uns zu den einwandfreieren erblichen Mißbildungen wenden, welche die Körperconstitution nicht schwächen, vielmehr bei ganz gesunden Individuen auftreten. Auf diesem Gebiete sind nun schier unzählige Fälle genau verfolgt und beschrieben worden, in denen z. B. überzählige Finger und Zehen, Hasenscharten, abnorme Behaarung, Hautauswüchse u. s. w. durch ganze Reihen von Generationen vererbt wurden. Schon die Bibel erwähnt einer Familie von Sechsfingerigen und solche Ueberzähligkeit ist in den meisten Fällen erblich, ebenso wie die Ueberhaarigkeit der sogenannten Hunde- oder Affenmenschen, die sich jetzt so häufig in den Großstädten sehen lassen. Von einem fünfzehigen Huhn konnte ein französischer Gutspächter nach seinem an die Pariser Akademie erstatteten Bericht, innerhalb zweier Jahre ein großes, fünfzehiges Hühnervolk erziehen, und als die meisten davon 1873 einer Hühnerepidemie erlagen, ein neues Volk aus den

Digitized by Google

wenigen Ueberlebenden. Der merkwürdigste Fall dieser Art ist wohl derjenige der Familie Lambert in England, in welcher sich durch mindestens fünf Generationen auf die im Uebrigen vollkommen gesunden Söhne (niemals auf die Töchter!) eine Kruste schwarzer, hornartiger Auswüchse der Haut vererbte, welche die Form stumpfendigender Stifte und Platten annahmen, bis zu einem Zoll Länge erreichten und alle Theile des Körpers bedeckten, mit Ausnahme des Gesichtes, der inneren Handflächen, Fußsohlen und des Gesäßes. Diese männlichen Lamberts, welche man nach dem knirschenden Geräusch, welches ihre Bewegungen, in Folge des Aneinanderreibens der Hornstifte begleitete, im Allgemeinen freilich nicht sehr zutreffend, Stachelschwein-Menschen (Porcupine-Men) nannte, befanden sich, abgesehen von dieser Hornbildung, die in jedem Herbst abfiel und sich über dem ganzen Körper erneuerte, wie das Haar-, Schuppen- und Federkleid vieler Thiere, vollkommen wohl und erreichten zum Theil ein höheres Alter. Der bekannte Braunschweigische Geograph und Naturforscher E. A. W. v. Zimmermann konnte daher in seiner „Geographischen Geschichte des Menschen" (1773) diesen Fall sehr wohl zur Erläuterung einer neuen Theorie von der Entstehung der Menschenrassen benutzen. Er schreibt:

„Man setze einmal den Fall, daß diese gesammte borstige Familie von anderen Menschen verabscheut, wäre genöthigt worden, sich in einem unbewohnten Landstriche, oder auf einer Insel niederzulassen. Da sie dann stets in ihrer Familie zu heirathen sich gezwungen sähen, so würde unfehlbar eine wunderbare Menschenrasse hervorgebracht sein, welche in dem Aeußeren augenscheinlich viel weiter von uns abstünde, als der Neger. Nun lasse man dieses Land oder diese Insel nach vielen Jahren von Reisenden entdeckt werden, wie würden dann die Philosophen sich freuen, so außerordentliche, neue, uns so sehr unähnliche Menschen gefunden zu haben!"

Aber obwohl jeder Unbefangene solche abnorme Bildungen für Abweichungen halten wird, die durch irgend ein Zusammentreffen innerer und äußerer Bedingungen erzeugt wurden, — wie man denn nach Camille Dareste's Vorschriften manche Mißgeburten künstlich hervorrufen kann, — so würde es doch verlorne Liebesmüh bleiben, dieselben der Gegenpartei als Beweise für die Erblichkeit erworbener Eigenschaften vorführen zu wollen. Denn da letztere nicht einmal die tausendfältigen, zum Theil äußerst auffälligen und durch viele Generationen hindurch gesteigerten Erfolge der Thier- und Pflanzenzüchter — bei denen es sich vielfach ebenfalls um die Hervorbringung und Erhaltung von Monstrositäten handelt, — als solche Beweise anerkennen will, so würde sie entgegnen, die betreffenden abnormen Entwickelungsrichtungen möchten seit Urzeiten prädisponirt in den Keimen gelegen haben, und wenn der Richtungskörper der normalen Haut irgendwo zufällig ausgestoßen wurde, dann wird der gehörnte Siegfried geboren, der ja in indischen wie in germanischen Sagen seine Rolle spielt.

Es würden daher für diese Gläubigen nur solche Fälle Beweiskraft beanspruchen können, bei denen eine durch äußere Eingriffe willkürlich herbeigeführte Veränderung erblich geworden ist. Bekanntlich hat auf der letzten Versammlung der deutschen Naturforscher ein schwanzloses Kätzchen, dessen Frau Mutter angeblich durch Abklemmen um ihre hintere Körperzierde gekommen sein sollte, ein gewisses Aufsehen erregt, und ist sogar vom Berliner Aquarium zu weiteren Zuchtversuchen erworben worden, denen es sich aber durch vorzeitiges Absterben entzogen hat. Das durch Zeitungs-Reklame aufgebauschte Aufsehen, welches dieses Vorkommniß erregte, war ein einigermaßen ungerechtfertigtes, denn analoge Fälle sind in der Literatur der Mißbildungen in großer Anzahl vorhanden. Schon Buffon erzählt von schwanzlosen Hunderassen in Rom und Neapel, die man nach seiner Meinung durch wiederholtes Abhacken der Schwänze erzielt habe, und Lichtenberg sagt in seiner Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche (1787): „Man hat schon längst bemerkt, daß sich die Natur manche künstliche Verstümmelung, wodurch der Mensch ihre Werke zu verbessern glaubt, endlich gefallen und in ihrer eignen Werkstätte nachahmen läßt. Haut man Hunden, Katzen u. s. w. in linea recta descendente die Schwänze öfter ab, so merkt sich dieses die Natur und läßt die Schwänze endlich weg. Wenn man ferner einen Hund von dunkler Farbe sieht, der mit einem weißen, natürlichen Halsbande gezeichnet ist, so kann man sicher glauben, daß es seinen Vorfahren irgend einmal mit dem Strick oder der Kette oder dem ebenso lästigen Halsbandorden inoculirt worden ist." Haeckel berichtet in der „Schöpfungsgeschichte" den „vor einigen Jahren" auf einem Gute in der Nähe von Jena beobachteten Fall, daß ein Zuchtstier, dem durch unvorsichtiges Zuschlagen der Stallthüre der Schwanz an der Wurzel abgequetscht worden war, durchweg schwanzlose Nachkommenschaft erzeugte.

Das sind aber offenbar Ausnahmsfälle, und es wäre zu bedauern, wenn man nach dem von betheiligter Seite gemachten Vorschlage zahlreichen Katzen den Schwanz abschneiden sollte, nur um möglicherweise einmal das Glück zu haben, auf eine künstlich erzeugte schwanzlose Rasse hinweisen zu können. Denn der Beweis für gelegentliche Erblichkeit solcher künstlich erzeugten Mängel ist in genügend beglaubigten Fällen längst geführt, im Allgemeinen aber tritt dieselbe nur selten ein, sonst müßten ja stelzbeinige Invaliden einbeinige Kinder erzeugen. Der Schwanz ist überdem nur eine in seiner Länge höchst wechselnde Verlängerung des Rückgrats, deren Tendenz eine gewisse Anzahl von Wirbeln auszubilden, dadurch, daß zufällig einmal ein paar Wirbel verloren gehen, nicht gleich geschwächt zu werden braucht.

Viel lehrreicher sind die nicht weniger häufig vorkommenden Beispiele von Rindern oder anderen gehörnten Thieren, die durch Zufall gelegentlich das eine oder beide Hörner eingebüßt hatten, und dann eine hornlose Nachkommenschaft erzielten, denn hier haben wir es mit einer Bildung zu thun, die nicht wie der Schwanz von Altersher den meisten Wirbelthieren eigen war, sondern erst im Verfolg der historischen Entwicklung bei gewissen Thieren aufgetreten ist. Könnte man nämlich auch das erste Auftreten der Hörner von einer eingebornen, wenn auch lange schlummernden Anlage ableiten, so wäre das nicht eben so leicht in Bezug auf das Wiederverschwinden, denn eine Thierart kann doch nicht zwei einander direct entgegengesetzte Tendenzen in seinem Busen verbergen. Nun sind aber in Paraguay die gehörnten Rinder beinahe gänzlich durch eine hornlose Rasse verdrängt worden, deren jetzt nach vielen Tausenden zählende Schaar von einem Stier abstammt, der 1770 seine Hörner aus irgend einer unbekannten Ursache verloren hatte. Bronn hat in seiner „Geschichte der Natur" das lehrreiche Beispiel einer Kuh mitgetheilt, welche in Folge einer längeren einseitigen Eiterung am Kopfe das entsprechende Horn verlor und darauf nacheinander drei Kälber warf, die statt des Hornes auf derselben Kopfseite nur einen kleinen, an der Haut hängenden Knochenkern besaßen und dieser Fall bestätigt die Ansicht Darwin's, daß Verletzungen oder Defekte meist nur dann erblich werden, wenn sie durch ein längeres Siechthum erzeugt oder von demselben begleitet wurden. Er gedenkt dabei eines Mannes, dessen durch Frostbeulen und eine dazugetretene Hautkrankheit verunstalteten Daumen sich auf mehrere seiner Kinder und Kindeskinder vererbten.*)

Aber die Unhaltbarkeit der Ansichten Weismanns und seiner Nachbeter sind bereits vor ihrer Geburt glänzend durch die Versuche widerlegt worden, welche der berühmte französische Physiologe Brown-Séquard und seine Schüler über die Erblichkeit gewisser Folgewirkungen willkürlich herbeigeführter Verletzungen bei Meerschweinchen und anderen Thieren angestellt haben, und die durch Jahrzehnte fortgesetzt, eigentlich alle Zweifel dieser Richtung unmöglich hätten machen sollen. Ich will nur einige Ergebnisse dieser Versuche anführen:

1. Epilepsie trat bei Nachkommen männlicher oder weiblicher Meerschweinchen auf, bei denen diese Krankheit mittelst Durchschneidung des Hüftnerven oder eines Theiles des Rückenmarkes erzeugt worden war. 2. Veränderung der Ohrform und theilweiser Verschluß der Augenlider

*) Näheres in meiner Ausgabe von „Darwin's kleineren Schriften" (Leipzig, 1886) S. 107.

Digitized by Google

bei Nachkommen von Eltern, bei denen diese den Veränderungen in Folge einer Durchschneidung des großen sympathischen Halsnerven entstanden waren. 3. Augapfelvorfall bei Nachkommen von Eltern, welche dieselbe Verschiebung durch eine rhachitische Verletzung erlitten hatten. 4. Fehlen von Zehengliedern oder ganzen Zehen an den Hinterfüßen von Meerschweinchen, deren Eltern dieselben Theile in Folge einer Durchschneidung der Fußnerven verloren hatten. 5. Vollständige Atrophie der Augen und Zusammenschrumpfen der Augapfel auf einige trockene Häute bei den Nachkommen von drei Meerschweinchen, welche in Folge einer Durchschneidung des „strangförmigen Körpers" augenkrank geworden waren. Mehr als zwanzig Nachkommen dieser drei Individuen zeigten mehr oder weniger hervortretende Augenkrankheiten und bei verschiedenen derselben schwanden die Augen ohne jede Entzündung zusammen. Weitere Fälle von künstlich herbeigeführtem erblichen Muskelschwund, Gangrän u. s. w. mögen unerwähnt bleiben, da die vorgenannten Beispiele um so mehr zur Bekräftigung des Gesagten ausreichen, als die Folgeübel der Eingriffe manchmal durch 5—6 Generationen verfolgt werden konnten. Im März 1882 war Brown-Séquard im Stande, der Pariser Akademie eine förmliche kleine Armee (nämlich über 150 Köpfe) solcher durch willkürliche Eingriffe erblich belasteter Individuen vorzuführen.

Ziegler und andere Anhänger Weismanns haben die Beweiskraft dieser Versuche zu bemängeln versucht, indem sie hervorhoben, daß diese mit einem schon an sich sehr empfindlichen Nervensystem begabten Thiere durch lange Gefangenschaft und gewaltsame Behandlung einer krankhaften Reizbarkeit verfallen, allein dieser Einwand ist der Thatsache gegenüber, daß ganz verschiedene erbliche Leiden beliebig bei ihnen erzeugt werden konnten, völlig bedeutungslos. Auch hebt Brown-Séquard ausdrücklich hervor, daß er die meisten dieser künstlichen Erbübel und Defekte, z. B. den entzündungslosen Augenschwund, niemals von selbst bei einem der Tausende von Meerschweinchen habe auftreten sehen, die durch seine Hände gegangen waren. Ueberdem sind ganz ähnliche Erfolge von mehreren seiner Schüler, wie Eugen Dupuy in San Franzisko, Massin, Deutschmann u. A. an Kaninchen und anderen Thieren erzielt worden. Massin paarte z. B. Kaninchen, denen er die Milz weggenommen hatte, und erzielte Junge, die zwar nicht ganz milzfrei waren, aber eine kleinere Milz besaßen, als sie jemals bei diesen Thieren beobachtet worden ist.

Man darf sich solchen Beweisstücken gegenüber nicht hinter der Ausrede verschanzen, Krankheitserscheinungen seien als anormale Lebensvorgänge nicht beweiskräftig. Was ist überhaupt normal und anormal im Leben? Jede Abweichung von der regelmäßigen Entwickelung, die man durch äußere Mittel zu erzeugen im Stande ist, also auch die klimatischen Abänderungen der Thiere und Pflanzen, die Füllung der Blumen, die Schwanzfedern der Pfauentaube sind den natürlichen Formen gegenüber anormal und die Erblichkeit wirklich krankhafter Zustände ist vielleicht schwerer zu begreifen, als diejenige der allmählichen Abänderungen, auf denen Darwin seine Theorie aufbaute. Ist anderseits der Augenschwund, den so viele Höhlen- und Tiefsee-Thiere in der Vorzeit durchgemacht haben, und den ihre Jungen in der Jugendentwicklung wiederholen, nicht ebenso von äußeren Ursachen erzeugt und ebenso anormal, wie der erbliche Augenschwund der Meerschweinchen? Wir kennen ferner anormale Instincte, die sich bereits durch Hunderte von Generationen vererbt haben, wie z. B. den des indischen Lotan oder Erd-Tümmlers, einer Taubenrasse, die sich bis zur Erschöpfung am Boden wälzt, und diese krankhafte Neigung wahrscheinlich der Gehirnverletzung einer Ahnenform verdankt. Wenigstens hat W. J. Moore gezeigt, daß man eine ähnliche Neigung bei gesunden Tauben hervorrufen kann, wenn man einen bestimmten Theil ihres Gehirns mit einer Nadel durchsticht. Auch Dupuy, der oben erwähnte Schüler Brown-Séquards, sah erbliche Folgen aus Gehirnverletzungen entspringen.

Aber wenn es auch nicht durch so unzählige, überzeugende Versuche dargethan wäre, so würde schon die Unmöglichkeit, für das durch die Paläontologie an zahllosen Lebewesen nachgewiesene stufenweise Fortschreiten und Zurücksinken der Entwickelung eine andere genügende Erklärung zu finden, hinreichen, die Erblichkeit erworbener Eigenschaften zu beweisen. Und vermöchte auch Jemand der Ansicht älterer Anhänger der Descendenztheorie, daß den Organismen ein Trieb zu immer höherer Entwickelung eingeboren sei, neues Leben einzuhauchen, so bliebe doch unverständlich, wie der Fortschritt sich erhalten sollte, wenn er nicht vererbt würde, es bliebe noch unverständlicher, warum manche Organismen seit undenklichen Zeiten keine Entwickelung gehabt haben und ganz unverständlich, wie einzelne Lebewesen von einer schon erreichten Vollkommenheitsstufe wieder herabsinken konnten. Man denke an jene in der Erde wühlende Wirbelthiere (Blindwühlen), die Gesicht, Gehör, Arme und Beine verloren haben und in manchen Beziehungen niederen Würmern gleichen. Hier ist sogar der ganze Rückschrittsprozeß erblich geworden, sodaß wir ihn in der Jugendentwickelung mit unseren Augen verfolgen können. Um die weitgehenden Anpassungen verschiedener Lebewesen aneinander und zu gemeinsamem Haushalt (Symbiose) ohne Erblichkeit der allmählichen Anpassungsstufen zu verstehen, müßte man zur Theorie der prästabilirten Harmonie zurückgreifen.

Was endlich die von Weismann vorgebrachte Ansicht anbelangt, daß die geschlechtliche Fortpflanzung eine Vorbedingung der Veränderlichkeit sei, so widerlegt sich dieselbe für einen Anhänger der Descendenztheorie eigentlich schon von selbst. Denn ein solcher muß doch annehmen, daß niedrigste Organismen den Anfang der Entwickelungsreihen gebildet haben, und gerade diese Wesen pflanzen sich nicht auf geschlechtlichem Wege fort. Folglich mußten dieselben nach Weismann unverändert bleiben, und es konnten aus ihnen niemals die höhern Formen entstehen, bei denen eine geschlechtliche Fortpflanzung erst auftritt. Aber jene Voraussetzung kann auch ebensowenig vor der alltäglichen Erfahrung bestehen, wenngleich zugegeben werden muß, daß in der Regel durch ungeschlechtliche Vermehrung entstandene Individuen der Ursprungsform, deren bloße Fortsetzung sie sind, viel ähnlicher sein müssen, als ein geschlechtlich erzeugtes, vollkommen neues Individuum. Ein von einem Baume geschnittener und in die Erde oder auf einen neuen Stamm verpflanzter Zweig bleibt, wenn er nun auch eine gesonderte Individualität bildet, doch immerhin dasselbe Wesen. Aber variiren die Zweige eines und desselben Baumes nicht untereinander? Hat nicht schon Leibniz hervorgehoben, daß man an einem Baume nicht zwei völlig gleiche Blätter findet? Die Blätter und Blumen eines Sammes nehmen, wie die einzelnen Thiere eines Korallenstockes, schon nach ihrer Stellung an der Achse verschiedene Formen an; blühende Epheuzweige bekommen ungelappte, zugerundete Blätter, die sie als Stecklinge bewahren, und überhaupt sind neue Blattformen und Farbenschattirungen, die von den Gärtnern sorgsam weitergezüchtet wurden, oftmals an einzelnen Zweigen oder Aesten eines Baumes zuerst aufgetreten. Darwin hat bereits eine Anzahl solcher Fälle, namentlich von buntblättrigen Pflanzen, die auf diesem ungeschlechtlichen Wege entstanden sind, gesammelt und einer der besten Beobachter unserer Zeit, Dr. Fritz Müller in Itajahy (Brasilien) schrieb mir unlängst über diesen Punkt:

„Ich zweifle kaum, daß z. B. die zahllosen Varietäten des Zuckerrohres auf ungeschlechtlichem Wege entstanden sind; manche Varietäten blühen überhaupt niemals und hier wenigstens scheint keine je Samen zu bringen. Dasselbe gilt von Bananen, von denen ich selbst eine auf ungeschlechtlichem Wege entstandene Varietät besitze. Wir haben hier eine sehr schmackhafte Banane mit braunrothem Stamm und rother Fruchtschale, die sich in ganz verschiedenem Boden durch Stecklinge treu fortpflanzt. Sie wissen, daß um den ersten Stamm in immer weiterem Kreise stets neue Stämme hervorsprießen, während sie in der Mitte absterben. Bisweilen kommen dann auch in der freigewordenen Mitte neue Schößlinge zum Vorschein und bei der rothen Banane sind diese bisweilen grün und ihre reifen Früchte gelb. Einen solchen Schoß habe ich vor Jahren verpflanzt und die grüne Farbe der Stämme, die gelbe der Früchte hat sich erhalten. — Der Verlust der rothen Farbe bei inmitten alter Stöcke aufschießenden Stämmen erklärt sich wohl dadurch, daß die vor ihnen dieselbe Stelle im Boden einnehmenden Stämme dem Boden gewisse Stoffe entzogen, oder bei ihrer Verwesung zugeführt haben. Nach Weismann müßte, sobald diese die Veränderung verursachenden Be-

Digitized by Google

dingungen beseitigt, also sobald die grünen Schößlinge in frischen Boden verpflanzt wären, auch die Veränderung selbst rückgängig, d. h. es müßte der Schoß selbst, oder doch die aus ihm später austreibenden wieder roth werden."

Es scheint somit, daß die Weismann'schen Ansichten, welche bereits so viel Staub aufgewirbelt haben, durch wohlbegründete Erfahrungen auf der ganzen Linie widerlegt werden. Aber dieses Schicksal erscheint nicht ungerecht, wenn man bedenkt, daß sie, statt von Erfahrungsthatsachen auszugehen, vielmehr denselben widersprechend, einzig am Schreibtisch ersonnen wurden, um gewisse unverstandene mikroskopische Erscheinungen, die viel einleuchtendere Erklärungen zulassen, schleunigst zu einer Revolution aller unserer bisherigen Erfahrungen zu benutzen und die ganze Biologie auf den Kopf zu stellen. Die innern Ursachen der Variation bleiben uns allerdings so dunkel wie zuvor; es scheint mir aber, daß diese Dunkelheit begreiflicher ist, als das helle Licht, welches die neuen Theorien über diese Vorgänge verbreiten wollten.

Literatur und Kunst.

Ein russischer Satiriker.

(M. Schtschedrin.)

Von L. Marholm.

Es gibt Tage im russischen Winter gegen den Frühling hin, an denen der Schnee fällt und fällt, in dichten, großen, losen Flocken über die unendliche, schmutzigweiße Ebene. So weit man sieht, nichts als Schnee und Ebene, die sich fern in einen grauen Nebel verlieren. Das sind Tage, an denen Einem das Herz schwer und der Muth klein wird und das Leben so schmutzig-grau, so leer und nichtssagend vor Einem liegt, wie diese nichtssagende, öde Fläche, in der keine Farben und auf der keine Bewegung ist. Stille — nichts als Stille. Eine so tiefe Stille, daß man sie summen und klingen hört, von all' den unhörbaren Lauten der Einsamkeit, denen man gedankenlos und doch angespannt lauscht, bis man ein Sausen und Brummen im Kopfe spürt und das Blut in seinen Adern rauschen und den ganzen Mechanismus des eigenen Körpers arbeiten zu hören meint. Ob man das irgendwo anders in solchem Grade kennt — diese tiefe, ganz mechanische Selbstbelauschung, die in Rußland so wenig selten ist? Ueberall anderswo gibt das Leben mehr und fordert das Leben mehr. Es nimmt und setzt in Bewegung, ehe wir noch wissen, daß wir genommen und in Bewegung gesetzt sind. In Rußland aber gibt es Massen, ganze Schichten, die immer stille stehen und sich nicht rühren, ja, in deren Bewußtsein das Sichstillehalten zu einer Aufgabe geworden ist, der sie mit dem Tugendstolz einer sittlichen Pflicht nachkommen. Es gehören gewisse Bedingungen dazu, um diese Sinnesart recht zu erfassen; z. B. die Bedingung, in Rußland geboren zu sein. Alles vergißt sich allmählich; aber ein Alp, von dem unsere Jugend geritten wurde, die Bande, die unser Wachsthum niederhielten, die fühlen wir immer wieder, unter denen zittern unsere Nerven immer wieder, die behalten ihre imaginäre Herrschaft über uns, lange nachdem sie ihre reale verloren. Vielleicht ist es das, worauf die ganz unvergleichliche Anschaulichkeit der russischen Schriftsteller beruht, eine Anschaulichkeit, mit der sich weder das Raffinement in der Beobachtung der französischen realistischen Schule, noch die gefühlvoll moralische Buchhalterei über den Detailhandel des Lebens vergleichen läßt, dem die englischen Realisten obliegen. Der Realismus der Franzosen und Engländer ist bewußt, ein solides Verstandeswerk, durchsetzt mit angeerbter Romantik, bürgerlich, religiös freigeistig, moralisch orthodox. Auch die Russen moralisiren — Normen zu suchen, das kann überhaupt kein Volk sein lassen —; Tolstoi moralisirt beständig, Dostojewsky moralisirt wie ein Wanderprediger, Gontscharow hat in seinem Oblomow gewissenhaft und gründlich moralisirt und Schtschedrin, der Vater der russischen Feuilletonsatire geht nie ohne moralischen Maßstab in der Tasche aus. Es kann sein, daß Garschin, in einem gewissen Sinne Schtschedrin's Fortsetzer, der genialste und der unglücklichste unter den Jüngeren, der reine Beobachter ist. Er hat eine seltene Unmittelbarkeit der Schilderung, jene Unmittelbarkeit, die ein geistreicher Mann auf der Folter von Körper- und Seelenschmerzen hat, für die es keine Hülfe, von denen es keine Befreiung gibt. Sie sind einmal da und man spricht nicht von ihnen, aber sie sprechen aus Einem, in der Form unserer Sätze, in dem Tonfall der Sprache, in dem Tempo, in dem wir reden und in der Art, wie wir schweigen. In Garschin's Schilderungen sieht man das Zucken seiner entblößten Nerven und das Bluten seiner wunden Seele; in der ganzen russischen Literatur brennt ein Fieber, wie in keiner anderen Literatur Europas, ein durstiges lechzendes Schmachten, das Einem in's Herz schneidet und das doch nur jene ganz nachfühlen können, die einmal unter russischen Einflüssen gelebt haben. Aber es gibt etwas, das noch schlimmer ist und gründlicher zerstört und das Schtschedrin in dem höchst treffenden Ausdruck formulirt hat: „ihr Gehirn schien wie verkorkt zu sein!" Alle Kräfte verkorkt, für alles Streben, alle Möglichkeiten einen Korken vor, alle Aussichten nur ein Korken! Schtschedrin, der das Wort fand, hat auch eine eigene Art, es durch sein bedeutungsvolles Schweigen zu illustriren. Er hat die Gabe, äußerst beredt zwischen den Linien zu schweigen; und sein Schweigen sagt ungefähr Folgendes: Die Massen, lieber Freund — beschränken wir uns darauf, zu sagen, die russischen Massen, sind gleich bei der Geburt verkorkt worden, so ordentlich und solid, daß sie überhaupt gar nicht zu dem Bewußtsein kommen, was in ihnen ist. Die meisten dieser Menschen wissen weder, was sie sind, noch was sie sein könnten und das ist sehr gut, denn es könnte ihnen doch nichts helfen. Es wäre auch Alles in Ordnung, wenn nur diese verkorkten Stoffe sich nicht rührten und gährten und ihre Inhaber mit dem Gefühl peinigten, daß etwas in ihnen verhalten sei. Diejenigen, die nun so glücklich organisirt sind, daß der Kork auf einer leeren Flasche sitzt, machen ihren Weg im Leben ohne Hindernisse; sie bilden die reguläre Gesellschaft, die Gesellschaft, die etwas gilt und mit der man rechnen muß. Die Anderen, die mit einem sensitiven Nervenleben, oder mit einer mit Elektricität geladenen Individualität, oder mit einem seelischen Verlangen, oder sonst einem Gebrechen ausgestattet sind — nun, die quälen sich mit ihrem Korken. Entweder suchen sie ihn loszuwerden und das nimmt gewöhnlich ein schlechtes Ende, denn der Korken ist in Rußland das Kennzeichen des wahren Menschenthums, oder sie gewöhnen sich an ihn und leben friedlich mit ihm hin, oder sie begeistern sich für ihn, betrachten ihn als eine besondere Zierde und sind eifrig bestrebt, möglichst Viele dieses Glückes theilhaftig zu machen.

Und sie, die sich mit dieser guten und förderlichen Einrichtung nicht befreunden können, die sich nicht eher beruhigen, als bis sie ihren Korken hinausgetrieben haben und ihr Wesen ausströmen und in ihr Wesen aufnehmen können . . . nun, sie verfallen dem wenig beneidenswerthen Loose Rußlands Schriftsteller zu werden, seine Tolstoi's und Dostojewsky's und Garschin's und Schtschedrin's.

Von Schtschedrin ist eben unter dem Titel „Des Lebens Kleinigkeiten" eine Sammlung russischer Profile erschienen. Die deutsche Ausgabe ist von einem Balten, Johannes Eckardt, besorgt. Man begegnet den Balten gern als Dolmetscher des Russischen und man könnte wünschen, daß man ihnen öfter begegnete. Sie sind nicht phantasievoll und sie schwächen daher in der Uebertragung die warmen Farben des russischen Geistes gern etwas ab, sie handhaben die Sprache nicht leicht, denn das baltische Deutsch ist das Besitzthum einer kleinen, hinschwindenden Aristokratengruppe, ein correctes, schriftmäßiges, aber ärmliches Material, das kein Volk hinter sich hat, aus dem es sich verjüngen kann und keine jener eigenthümlichen Sprachbegabungen hervorbringt, die das stumpfgewordene Sprachinstrument umschmelzen und zuschleifen und neuformen,

Digitized by Google

bis es die feinsten Nüancen des Geistes, die zartesten Halbtöne der Stimmung wiederzugeben vermag.

Aber sie haben einen anderen Vorzug, der diese Begrenzung aufwiegt. Sie kennen die Russen. Sie haben neben ihnen gelebt und mit ihnen verkehrt, sie sind von ihnen regiert und von ihnen geknickt worden, sie haben sich von russischen Dienstboten bedienen, von russischen Kaufleuten anführen, von russischen Speisen aufnähren lassen. Sie haben in einer halbrussischen Atmosphäre gelebt und sie haben halbrussische Elemente im Blute. Darum fühlt man den Unterschied so bis in's Einzelnste, ob ein russisches Buch von einem Reichsdeutschen, oder von einem Balten übersetzt ist. Es liegt gleichsam ein anderer Duft über demselben, ein Localduft, eine Echtheit, die der erstere gewöhnlich nicht übermitteln kann, da er sie nicht fühlt. Es sind nur Kleinigkeiten, von denen das abhängt, aber aus Kleinigkeiten setzen sich die Dinge wie aus einem Mosaik zusammen.

Schtschedrins Buch „des Lebens Kleinigkeiten", ist so ein echt russisches Mosaik; jene schnörkelhafte Kreuzstichimitation des Mosaik, mit dem das Volk in Rußland seine im Haus gewirkten Gewebe ziert.

Ein Mosaik, das in's Gewebe eingewoben ist; in ein Gewebe von unendlicher Länge und eintönigem Grau, grau in grau, wie die unendliche russische Ebene im Aufthauen des Vorfrühlings. Daß es auf der zweihundertsiebenundsiebzigsten Seite ein Ende hat, kommt daher, daß der Autor es da vom ganzen Stücke abgeschnitten; aber er hätte den Ballen gerne weiter aufrollen können, wir hätten mitgehalten — angezogen und bezaubert von dem Reiz, der Tiefe und Anschaulichkeit dieser Bilder. Es liegt wie Lächeln über dem Buch, ein feines, seelenvolles, schmerzliches Lächeln wie ein blasser Sonnenstrahl. Die Satire hat keinen Stachel, sie ist, wo Schtschedrin sich persönlich einführt, eine stille, halbgezwungene Selbstironisirung. Der Ernst dringt überall zwischen ihr hervor, das Mitgefühl wirft die Narrenjacke ab — der Autor leidet und kann es nicht verbergen. Er ist mit den Jahren (Schtschedrin ist ein Mann in den Sechzigern) dazu gekommen immer tiefer zu leiden und immer weniger zu hoffen, er sieht das russische Volk, ein zähes, klebriges Protoplasma, dicht in einander gefilzt, hindämmern, ohne nahe Aussicht auf Gestaltung, auf eine Individualisirung der Organismen. Soweit das Auge reicht, keine energische Erhebung; nichts als die endlose, schmutzig graue Linie, um die der Horizont sich weich und grau zusammenschließt, wie die grauen, weichen, gepolsterten Wände einer ungeheuern Isolirzelle, die jeden Schrei ersticken und jeden Anlauf lautlos zurückwerfen.

Schtschedrin, mit seinem eigentlichen Namen Michael Jewgrafowitsch Saltykow, hat den russischen Liberalismus heraufkommen sehen. In jenem russischen Vorfrühling von übereilten Reformen und oberflächlichem Doctrinarismus, mit dem Alexanders II. Regierung begann, war er ein dreißigjähriger Mann. Zu jener Zeit war Katkow im „Russki Westnik", ein Vorkämpfer des Liberalismus und in Katkow's Blatt erschienen jene berühmten „Skizzen aus der Provinz", die durch ihre Enthüllung der Verwaltungsmißbräuche zum Ausgangspunkt jener Reformen wurden, die die oberste Schicht russischer Demoralisation abkratzten, damit die unteren Lagen Platz hatten hervorzutreten. Auch diese sind seitdem abgekratzt worden, aber nicht eher, als bis ihre Zersetzung sich in die tieferen Formationen durchgefressen hatte und lagen diese zu Tage, so bröckelten sie ab. Schtschedrin war Mitarbeiter an den literären Organen „Sowremnik" und „Otetschestwennija Sapiski" und den „Skizzen aus der Provinz" folgten „Satiren in Prosa", „Unschuldige Geschichten", „Zeichen der Zeit" und anderes, was ihm den Ruhm des ersten russischen Satirikers eintrug — und auf die Freiheitsbegeisterung des ehemals nach Wjätka verbannten Liberalen folgte die bittere Erkenntniß von der Beschaffenheit des russischen Liberalismus. —

Schtschedrin war kein Parteigänger; er war Beobachter und Psycholog. Verstehen und Feststellen ging ihm über politische Rechtgläubigkeit und gegenseitige Handreichungen. Außerdem war er ein echter Russe mit jenem glänzenden stachelnden Talent für Kritik, das sich bei den Russen auf einer gewissen Entwickelungsstufe fast mit der Sicherheit eines Pubertätszeichens einfindet. Er versagte es sich nicht, die Träger des liberalen Schwindels in denselben unvergeßlich portraitähnlichen Carrikaturen abzuzeichnen, wie er vorher die großen und kleinen Autoritätsträger der nicolaitischen Periode abconterfeit hatte. Er war ein freier und ein feiner Geist, von jener Art Freiheit und Feinheit, die auf der Begeisterung für gewisse allgemeine Ideale beruht und die der Erscheinung alter Herren aus jener Periode etwas so Nobles und Gentlemännisches, den Zauber einer seelischen Vornehmheit verleiht. Ueber ihnen lag noch der Abendschimmer einer gefühlten Religion, die sich in allgemeine Wahrheiten umgesetzt hatte, ehe sie erlosch.

Aber der russische Liberalismus und Pseudoliberalismus starb hin, ohne anderes, als Verwirrung angerichtet zu haben. Die Parteien verschoben sich, Meinungen wurden gewechselt, neue Schlagworte deckten die alte Leerheit, es wimmelte von Ueberläufern. Schtschedrin stand, wie Turgenjew, auf der Höhe einer Bildung, die ihn sicherer als Charakterstärke vor einem Umschlag bewahrte. Wovor sie ihn nicht bewahren konnte, das war vor einer tiefen Desillusionirung, einer niederdrückenden Trauer. Jener verzehrenden Traurigkeit, von der das russische Wesen bis in seine feinsten Nerven durchdrungen ist, die bei Dostojewsky zu einem dämonisch lüsternen Kitzel wurde, bei Turgenjew zu einer schimmernden Wehmuth, gleich dem milden Glanz echter Perlen, bei Gogol zu den lächerlichen Grimassen eines Gefolterten, bei Tolstoi zur Monomanie dem Volk gleich zu werden. Denn bei den russischen Schriftstellern kann nicht die Rede sein von einem Gleichgewicht der Seele, dazu lassen die Verhältnisse auch die glücklichst angelegte Natur nicht gelangen und der russische Volkscharakter schwankt zwischen jener dumpfen Ergebung, jenem Erstarrungszustande, den die Engländer Torpor nennen und der heftigsten, wildesten Erregbarkeit hin und her. Oft vereinigen sich beide Extreme in einer Persönlichkeit. Und liegen die Bedingungen davon nicht in den zusammenhanglosen Sprüngen der 'ogenannten russischen Entwickelung, die zwischen aufeinanderfolgenden Generationen die Klüfte dreier Menschenalter aufriß? Was aber dabei herauskommt, das sind jene einzelnen, seltenen Menschen von alles verstehendem Scharfblick, von einer in Westeuropa undenkbaren, unbedingten Vorurtheilslosigkeit des Geistes, von einer durch ein Geschlechtsgedächtniß voll erlittener Qualen großgezogenen, unendlich beeindruckbaren Sensitivität des Gefühls und — in vollständigem Gegensatz zu allen Voraussetzungen dieser Wesenscomplexion — von einer Naivetät und Frische des Empfindens, einer Unmittelbarkeit und Unbewußtheit der Beobachtung, wie man sie nur bei Kindern oder noch ganz jungen Völkern findet.

In diesen Zügen haben wir die Charakteristik Schtschedrin's. Plötzliches, unreflectirtes Interesse, herzliche, aber vielleicht nicht dauernde Theilnahme, rasches Ergriffensein und rasches Abspringen, alle die anziehende Beweglichkeit kluger Kinder und dicht daneben eine vollständige Hoffnungslosigkeit und Glaubenslosigkeit, die männlichste Kritik und der greisenhafteste Quietismus. Aus diesen Widersprüchen setzt sich seine gegenwärtige Physiognomie in jenen Lebensbildern zusammen, die er „des Lebens Kleinigkeiten" nennt.

Was er in ihnen beschreibt, ist das schreckliche Leben, das wir ausfüllen mit nichtigen Kleinigkeiten, das wir hinbringen in einer beständigen, idiotisirenden Angst vor einem kommenden Unglück.

Vor dem kommenden Krieg, der kommenden Geldkrise, unseren kommenden Privatangelegenheiten, dem kommenden Tode.

Denn es sind lauter alberne Kleinigkeiten, die das Leben der Menschen bestimmen und ruiniren, kümmerliche Sorgen, thörichte Hirngespinste, dumme Vorstellungen; in ihnen allen klopft die gespenstische Furcht, die sich in uns so eingenistet hat, daß sie mit unserem Wesen verwachsen ist und wir sie nicht einmal mehr bemerken. „Und diese Gefangenschaft der Gedanken nimmt kein Ende, denn die heranwachsende Generation erhält das Angstgefühl der Eltern als Erbe mit."

Digitized by Google

Wie ist in diesen Worten der allgemeine Zustand in Rußland, die allgemeine Verfassung der Geister in Europa charakterisirt!

Sie geben den Grundzug in der Physiognomie der Typen aus dem russischen Volk, die er vorführt.

Er beginnt mit der breiten Grundschicht, dem russischen Bauern.

Er ist fleißig und sparsam, er lebt in einer ewigen Sorge, wie er die immer wachsenden Steuern aufbringen und die nothwendigsten Ausgaben bestreiten soll. Den Ertrag seines Feldes und seiner Wirthschaft genießt er nicht, er fährt ihn zur Stadt, oder zum Dorfwucherer. Für ihn und sein Vieh besteht die Kunst der Ernährung darin, sich mit verschlagsamer, d. h. unverdaulicher Nahrung den Bauch zu füllen. Darum bereitet er seine Grütze mit Hanföl, das er kaufen muß, statt mit Butter, die er immer zu Hause hat, weil er mit Butter doppelt so viel Grütze verzehren würde, wie mit Hanföl. Darum vergräbt er das Pökelfleisch alter Kühe, bis es stinkend und hart wie Leder geworden, denn frisch würde er den ganzen Vorrath gleich verschlingen. Seinen Gästen bietet er auf seinen Schmausereien ein großes Glas Branntwein, damit sie sofort betrunken werden und nicht, wie unter der appetitreizenden Wirkung kleiner Schnäpse, beständig zu essen verlangen.

Fährt er seine Producte in die Stadt, so betrügen ihn die Kaufleute, verkauft er sie daheim, so schindet ihn der Dorfwucherer; eine einzige Mißernte kann ihn ruiniren; dann müssen die Söhne als Tagelöhner auf die Fabrik, die Nahrung ist knapp, die gewohnten Verhältnisse sind aufgelöst und der Branntwein muß Ersatz schaffen.

Man nimmt an, der Bauer lebe im Naturzustande. Nichts weniger, als das. Sein ganzes Leben wird von ökonomischen Rücksichten regiert. Wie seine Nahrung aus Surrogaten besteht, so ordnet er auch sein Geschlechtsleben dem wirthschaftlichen Interesse unter. Seine Hochzeiten hält er zu Weihnachten, damit die junge Frau nicht vor der Ernte das Kind zur Welt bringe.

Endlich stirbt er müde und ergeben auf dem Ofen, auf dem er seine letzten Jahre in dumpfem Brüten verbracht.

Und dieser Bauer ist die Blüthe des russischen Bauernstandes. Aber wie läßt sich einem solchen vernünftigen, wirthschaftlichen Bauern, fragt Schtschedrin muthlos, die Ueberzeugung beibringen, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt?

Es kommen die anderen Stände an die Reihe. Welch' ein elendes, gedrücktes Leben führt nicht der gute Dorfpriester (Schtschedrin hält sich überhaupt gar nicht bei den verkommenen Existenzen auf), der kümmerlich und arbeitsam lebt, wie ein Bauer und doch mit seiner Familie mehr bedeuten und auf seine Stellung halten soll. Ein Mittelglied zwischen Bauer und Gutsbesitzer, steht er nur soweit über dem einen, um viel zu tief unter dem anderen zu stehen. Der Bauer leistet ihm unwillig die geforderten Dienste, der Gutsherr gibt ihm verächtlich das ihm zukommende Opfer.

Und der Gutsherr, der sein Gut selbst bewirthschaftet? Er kommt vom Morgen bis zum Abend nicht zur Besinnung und erreicht doch nicht mehr, als es knapp in Betrieb zu halten. Schließlich ist er gezwungen, in die Stadt zu ziehen und Kronsdienste zu nehmen, um seine Kinder erziehen zu können. Es gedeiht Niemand auf dem Lande, als der Dorfwucherer, oder jene Art Gutsbesitzer, die ihre bäuerlichen Nachbarn in ein Netz von „Gefälligkeiten" verstricken, überall selbst hinterher sind und wie d.e Bauern leben. „Wenn sie gesund und satt sind — mehr verlangen sie nicht vom Leben."

Und in den Städten? Das Buch enthält eine Novelle „Schneider Grischka", die in ihrer schrecklichen Alltäglichkeit das russische Kleinbürgerthum schildert. Sie enthüllt eine Art von Verkommenheit, von der die berühmten, hochadligen russischen Schriftsteller (auch Schtschedrin stammt aus adligem Geschlecht) sonst nicht zu erzählen wissen. Dostojewsky hat das Sclaventhum der Handwerker, in dem altrussische Leibeigenschaftstradition und neurussisches Proletarierelend sich begegnen, gelegentlich mit demselben Aufwand nervöser Erregung geschildert, mit dem er alle Schrecknisse, von denen seine Bücher voll sind, vorträgt, Schtschedrin macht die Sache in einem heiteren, gleichgültigen Ton ab, wie man von etwas spricht, was ganz selbstverständlich und unabänderlich ist. Das wirkt noch mehr.

Und so geht es weiter. Wir gehen mit in die Consultationsstunde des typischen russischen Advokaten, der sich ein Vermögen machen will. Wir erhalten einen Einblick in das delikate Verhältniß der Semstwo zum Gouverneuren, gehetzte weibliche Aerzte und Schullehrer streifen flüchtig vorüber, ein classischer Repräsentant des Petersburger Klatsches stellt sich vor. Es folgt die köstliche Charakteristik des feinen russischen Ehelebens und der feinen russischen Mädchenerziehung in der witzigen Satire „Das Engelchen"; das typische Jammergeschick der Dorfschullehrerin, wenn sie hübsch ist und die Sammlung endet mit dem ironischen Lebensbild: „Ein Glücklicher". Er war glücklich, dieser einzige Glückliche im Buch, denn er hatte das verkorkte Gehirn, an dem nichts zu verkorken war. Er hielt sich immer auf der rechten Seite und er hatte so gute Anlagen sich selbst zu idiotisiren. Und an den übrigen Kleinigkeiten des Lebens fehlte es auch nicht. Und doch brachten die Verhältnisse es fertig, diesen harmlosen Egoisten zu brechen. Er hatte einen Sohn — der sich erschoß; achtzehnjährig, aus Verzweiflung. Er hatte so früh schon die gepolsterten Wände der Isolirzelle kennen gelernt, die jeden Anlauf lautlos zurückwirft und er flüchtete sich hinaus in die einzige Freiheit, die ihm übrig blieb, zu sterben.

Und Schtschedrin verabschiedet sich vom Leser mit einem leisen Zwinkern im Blick: „Ja, ja, mein Freund, es gibt so grundmoderne Länder, daß nicht einmal die Idioten in ihnen glücklich werden können."

Ein Lied der Menschheit.

Besprochen von Wilhelm Bölsche.

Je schrankenloser und eigenmächtiger die Productionskraft einer unruhigen, neuerungssüchtigen Zeit auf literarischem Gebiete die Ufer überschäumt, desto skeptischer muß nothwendig der Kritiker werden, dem das Neue nicht schon heilig wird, bloß weil es anders ist, als das Alte. Dieser Skepticismus mag bisweilen wirklichem Talente gegenüber hart machen, aber er ist berechtigt. Wenn ein Freund zu mir gekommen wäre und mir gesagt hätte: Ich will ein Epos schreiben, wie es noch nie dagewesen ist, es soll 24 Gesänge haben, von denen jeder einen Band füllt, es soll die gesammte Culturgeschichte der Menschheit ihrem Ideengange nach zur Darstellung bringen von der Erfindung des Feuers an bis auf das mythische Jahr Dreitausend nach Christus, und es soll im Bewußtsein seiner weltumspannenden Bedeutung „Das Lied der Menschheit" heißen, — so würde ich in einer Weise den Kopf geschüttelt haben, daß wir vielleicht nicht mehr so gute Freunde geblieben wären. Und wenn ich dann gar gehört oder gewußt hätte, daß der kühne Geist in mehr oder minder naher Beziehung zu der modernen Dichterschule stände, die sich kurzweg „das junge Deutschland" zu nennen pflegt, und die wenigstens eine Reihe von Vertretern hat, welche seit geraumer Zeit unaufhörlich nach den höchsten Lorbeern greift und ebenso regelmäßig Fiasko zu machen pflegt, so hätte ich für mich vielleicht noch manche Betrachtung über den Schaden daran angeknüpft, den gewisse, mir vielfach selbst sehr sympathische Theorien in schwachen und unreifen Köpfen anzurichten im Stande sind. Statt dessen ist mir ohne alle Präliminarien der eben erschienene erste Gesang eines ähnlichen Unternehmens als concretes Beispiel dessen, was sich im bestimmten Falle erwarten läßt, in die Hand gelegt worden, und ich muß denn nun allerdings zugeben, daß ich in einer sehr angenehmen Weise für diesmal von meiner Voreingenommenheit zurückgebracht worden bin. Die Dichtung, um die es sich handelt, nennt sich in

Digitized by Google

der That: „Das Lied der Menschheit, ein Epos in 24 Erzählungen von Heinrich Hart. Band I: Tul und Nahila“ (Großenhein und Leipzig, Baumert & Ronge).

Ich möchte dem Leser des Buches vor der Lectüre einen Rath mit auf den Weg geben. Er überschlage die Einleitungen und zwar sowohl die prosaische, wie die poetische. Die erstere enthält allerlei nützliche — d. h. für den kritisirenden Collegen, der selbst im Staube des Tages sich schlägt und verträgt, nützliche — Erörterungen, aber sie macht eher kalt als warm. Was will uns der Dichter, umständlich selbst aus dem Rahmen tretend, den Nutzen eines Reimpaares jambischer Fünfer für das Epos und dergleichen mehr darlegen! Man blättere doch ruhig eine Seite weiter und lese eine einzige Spalte der Dichtung selbst, so weiß man zu Genüge, daß Hart ein unbezweifelbarer Meister der Form ist, und das beweist weit mehr, als alle theoretischen Auseinandersetzungen. Der poetische „Eingang“ von elf Seiten birgt allerdings schon einzelne schöne Gedanken und Bilder, aber auch er ist zu lang und redet mir noch zu viel vom Dichter selbst, von seinem Zagen, ob das begonnene Riesenwerk, den ganzen idealen und zeitlichen Heraufgang des Menschengeschlechtes in ein großes, wechselreiches Lied zu fassen, ihm wohl nicht zu schwer werden möge. Wir glauben's ihm ja doch nicht vorher, und wenn, wie ich an mir erfahren habe, nach sorgfältiger Prüfung der nachfolgenden ersten Probe dieser Unglaube einer freudigen Erwartung weicht, so thut's auch hier wieder das Werk, nicht die Ankündigung.

Lassen wir also alle Prologe bei Seite, schlagen wir das Blatt auf, das den wahren Titel des Buches trägt: „Tul und Nahila“. In Form einer epischen Dichtung, die mit Energie den Grundgedanken betont und zugleich doch durch die Gewalt der poetischen Sprache das Individuelle, lyrisch Abgeschlossene zur Wirkung bringt, soll uns der Anfang der menschlichen Culturentwickelung gezeigt werden, die halb verschleierte Morgenröthe des Tages, der heute strahlend über uns lacht, die wilde Knospe, die aus ewig verborgener, schwarzer Erde in unbekanntem Zwange heraufwächst, über der aber, dem Dichtersinne fühlbar, schon der Duft der werdenden Blüthe schwebt. Das typische Menschenpaar, das der echt moderne Autor sich wählt, ist nicht das erste im mythischen Sinne. Es hat Brüder und Schwestern im eigenen und in fernen Landen: es hat eine — wenn auch dunkle — Geschichte, es ist bereits Product einer langen Entwickelung. Dennoch erscheint es uns Culturmenschen von heute wie ein vollkommenes Urbild, es sind nackte Wilde von der Insel Ceylon, zu Beginn der Erzählung noch ohne Kenntniß der künstlichen Feuererzeugung — wir wollen es grob sagen: es sind Menschen, die in ihrem ganzen Auftreten dem Thiere noch sehr nahe stehen, obwohl es nicht ausgesprochen ist, daß sie unmittelbar aus diesem heraus als geheimnißvollster aller Zweige sich entwickelt haben. Tul, der Mann, ist zu Anfang der Erzählung ganz und nur der rohe Wilde. Durch hoch gesteigerte physische Kraft ist er der Held unter seinen Genossen geworden, der sie leitet, nicht durch geistige Ueberlegenheit. Er bricht in das Dorf eines schwächeren Stammes zur Nachtzeit ein, um Weiber zu rauben, und man begreift, was er und seine Horde allein im Weibe sehen. Auch Nahila, das Weib, scheint zuerst nichts zu sein, als das schöne Beutethier, das dem Starken sich hingibt, weil er eben der Stärkere ist; als Tul sie, die Tochter des überfallenen Stammes, in hartem Ringen vor sich auf die Knie zwängt, ist sie sein, und wenn er sie jetzt nicht todtschlägt, so ist es bloß, weil sie ihm lebendig dienen soll. In dieser Introduction des Liedes steckt eine Kraft, die für den Dichter im höchsten Grade zeugt. Aber man fragt sich, wie auf diesen Menschen, die nur Leiber haben, aber noch keine Seelen in unserem Sinne, eine Handlung sich aufbauen soll, die ergreifend wirkt. Aus rauchenden, zerschmetterten Schädeln und einem mit der Faust erstrittenen Weibe soll die Morgenröthe der Cultur aufglühen? Wie Heinrich Hart den Knoten löst, das ist eben das Meisterwerk in seinem Epos. Um aus seinem Paar etwas thatsächlich Neues, Höheres hervorgehen zu lassen, schafft er, was man im Darwinistischen Sinne einen isolirten Fall, einen Wechsel der Existenzbedingungen nennt. In diesem Falle gibt es zwei Möglichkeiten: entweder die Art geht unter, oder vorher latente, schlummernde Anlagen entwickeln sich durch den äußeren Zwang und führen schließlich zu einer Anpassung und Fortbildung. Jedes mystische Wunder bleibt dabei aus dem Spiele. Tul geräth über den Besitz Nahila's mit seinen Stammesgenossen in Streit, er muß mit dem Weibe in die Einöde des menschenleeren Urwaldes fliehen. Gerade Ceylon gibt aus allerlei örtlichen Gründen, die hier zu weit führen würden, einen sehr guten Hintergrund ab für die Möglichkeit einer solchen zwangsweisen Vereinsamung zweier Menschenkinder auf Jahre hinaus. Der erste Erfolg ist eine gänzlich veränderte Stellung des Weibes zum Manne. Tul ist in wilder Verzweiflung über sein Loos; er, der an blutige Fleischnahrung gewöhnt ist, hat keine Waffen, kein Steinbeil, um Thiere zu erlegen, der sonst so harte Held klagt wie ein Mädchen, sein Geist, auf den jetzt Alles ankommt, sieht keinen Ausweg. Anders Nahila. Das Weib ist als der physisch schwächere Theil stets mehr auf List und Anpassungsfähigkeit dressirt gewesen. Aus dem Lust- und Arbeitsthier wird es plötzlich der Lehrmeister, der tröstende und helfende Genosse des Mannes. Er lernt es erst zögernd, dann aber immer mehr und mehr *achten*. Und von diesem Wendepunkt an ist auf einmal auch seine *Liebe* eine andere, die erzwungene Monogamie wird zu einem wirklichen Bunde zweier Individuen zu einem einzigen Ganzen. Natürlich kommt das Alles im Epos nur Schritt für Schritt, aber es kommt eben deshalb auch mit einer realistischen Treue, einer siegenden Wahrheit, daß man die natürliche Nothwendigkeit sieht. Nachdem einmal die Krisis eingetreten, nimmt die Umwandlung mit stets wachsender Sicherheit ihren Weg. Es ist ja klar, daß das Weib, dem ein Mann zum ersten Male so entgegentritt, nun auch selbst in nie geahnter Weise über sich selbst hinauswächst. Im Vogel, der seine Jungen füttert, steckt bereits ein solches Capital von Liebe, daß es wahrlich nur des besonderen Falles bedarf, um ein Menschenherz noch zu ganz anderer Höhe aufzuzüchten. Wie sich im Weibe die Scham entwickelt, wie der rohe Erhaltungstrieb sich bis zum selbstlosen Kämpfen für den Gatten umwandelt und anderes mehr, wird in zarten, echt poetischen Bildern vorgeführt. Und wie die Herzen in diesem ersten wirklichen Liebespaare zu untrennbarer Einheit verschmelzend eine ganz neue Moral aus sich selbst heraus eben durch das Verschmelzen selbst erzeugen, so gewinnt auch der Geist doppelte Kraft. In glücklicher Stunde gelingt die Erfindung der Feuerbereitung und damit das große Fundamentalexperiment, auf dem der mächtigste äußere Culturfortschritt beruht, die größte Entdeckung auf dem Gebiete der angewandten Physik, die überhaupt je gemacht worden ist. Damit ist der Höhepunkt der Dichtung erreicht. Es folgt noch die Geburt eines Kindes, die hier auch in ihrer Art etwas ganz Neues wird, — dann neigt sich das Individuelle seinem Ende zu, um in seinem Erbe sein bestes Theil der fortblühenden Menschheit zu überlassen. Nahila stirbt durch das Gift einer Schlange, die ihr Kind bedroht hat, ihr Bild, das dem trauernden Gatten im Traume erscheint, weckt noch als letztes Vermächtniß an kommende Geschlechter in Tul den Gedanken an Unsterblichkeit der abgeschiedenen Seele, — und dann endlich findet auch der Mann in wilder Naturkatastrophe den Tod. Sein Sohn rettet Alles, was er von den Eltern empfangen, hinüber in ein fremdes Land zu fremden Menschen. Weit drüben, bei Nimrod in den Ebenen am Euphrat, sollen wir im zweiten Gesange seinen Enkeln wieder begegnen.

Was ich hier kurz angedeutet, ist nur das *logische* Gerippe der Hart'schen Dichtung. Dasselbe muß, wie ich denke, vor Allem dem Naturforscher und Völkerpsychologen genügen. Das einzelne Beispiel ist ja selbstverständlich Werk des Dichters; aber die Ideen, die das Ganze tragen, wird man auch wissenschaftlich kaum anzweifeln können. Es ist dabei sehr gleichgültig, ob die höhere Cultur wirklich ihren Ausgangspunkt von der Insel Ceylon genommen hat. Dem Dichter mochte die Hypothese vom verlorenen Welttheil Lemurien vorschweben, der Madagaskar mit Ceylon verbinden sollte und

Digitized by Google

früher von Häckel gelegentlich als Urheimath des Menschengeschlechtes überhaupt vorgeschlagen worden ist; neuerdings ist man den Thatsachen gegenüber wieder etwas von der Theorie abgekommen, aber was nicht wegzuleugnen ist, das ist die höchst eigenartige Anordnung der Verbreitungsbezirke gewisser, der Vorgeschichte des Menschen wahrscheinlich nahe stehender Thierformen rings um das Becken des indischen Oceans, in der ein Geheimniß steckt, das wir noch nicht lösen können. Es thut auch nichts zur Sache, daß, was Hart in ein Menschenleben zusammendrängt, in Wirklichkeit vielleicht die stille Arbeit vieler Generationen darstellt und, was noch mehr betont werden könnte, in zahlreichen Parallelerscheinungen mit ziemlich gleichartigen Phasen sich an vielen Orten zugleich und unabhängig bei den verschiedensten Volksstämmen so oder ähnlich zugetragen haben mag. Die fundamentale Bedeutung der höheren Stellung des Weibes dagegen, der Monogamie im idealen Sinne, der Familie auf ethischem Grundsatz, des Gedankens der selbstlosen Aufopferung für Weib und Kind, des rapiden Geistesfortschrittes im Gefolge neuer Moral und veränderter Verhältnisse zwischen Mann und Weib, — sie ist vielleicht noch niemals so plastisch vor Augen geführt worden, aber bestreiten kann sie auch der nüchternste, exacteste Forscher nicht. In diesem Sinne haben wir es hier mit einer Dichtung zu thun, in welcher der feine psychologische Scharfblick eines begabten und kenntnißreichen Poeten, vielleicht ohne es zu bezwecken, dem Gelehrten sehr wirksam in die Hände gearbeitet hat, — ein neuer Beweis, wie fruchtbar eine wirklich tiefe und den Kern der beiderseitigen Sache erfassende Berührung zweier scheinbar so scharf getrennter Geistesreiche, wie Poesie und Naturwissenschaft, werden kann. Neben dieser mehr geistigen Seite aber entwickelt nun die Art und Weise, wie der Stoff rein formal gefaßt ist, auch noch eine Fülle von äußeren Eigenschaften, die den Sinn des gänzlich unbefangenen, rein genießenden Lesers gefangen nehmen müssen. Die Naturschilderungen sind durchweg gut. Aehnlich wie in Freytag's „Ingo und Ingraban" sind sie stark in den Vordergrund gedrängt, um das Barbarische der Handlung vielfach zu mildern. Die Verse sind mit echtem Gehör für rhythmischen Anschluß jeder Zeile an den wechselreichen Stoff sehr verschieden, aber stets mustergültig behandelt. Das Auflösen der Versfüße zur Vermeidung monotonen Klapperns ist mehrfach so geglückt, daß eine gewisse Sorte von Schulmeisterpedanterie, die sich in solchen Fragen wohl schon mit ihrem Zollstocke bis an Heine und Eichendorff gewagt hat und dort Verstöße entdeckt haben will, sich nicht wenig darüber entsetzen dürfte. Ich gestehe offen, daß ich in neuerer Zeit keine Dichtung in Versen gelesen habe, die mir so den Eindruck metrischer Glätte gemacht hat, ohne daß diese Glätte nun wieder Kälte im Gefolge gehabt hätte. Das Nackte und Sinnliche des Stoffes ist im Anfang, wo es nothwendig hingehörte, mit Geschmack und Poesie, gegen Ende mehr und mehr auch durch die absolut sittliche Tendenz des Gedankens bewältigt.

Tul und Nahila ist ein in sich selbst abgeschlossenes Kunstwerk. Daß der Knabe Ar am Schlusse das Geheimniß der rothen Flamme in die Welt hinausträgt, eröffnet eine Perspective, die man sich auch ohne directe Fortsetzung selbst ausmalen könnte. Aber Hart will uns nun einmal damit nicht entlassen. Wir sollen ihm in einer langen Linie weiterer Dichtungen nach Babylon mit seinem ersten echten Königthume, nach Aegypten mit seiner Priesterwelt, zu den seefahrenden Phönikiern, den Hellenen, dem Volke Cäsar's, dem Heiland und seinen Jüngern und so weiter und weiter folgen bis zur modernen Großstadt in ihrem Glück und Elend. Ob das nicht mehr ist, als ein Einzelner kann? Ich denke, wir wollen uns freuen, wenn wir nur wenigstens noch ein paar solcher Gaben empfangen, wie das Urwaldsidyll von Ceylon. Andererseits hat das Programm, wie er es aufstellt, auch wieder etwas Bezauberndes, schon aus der Wahl der einzelnen Stationen spricht ein über das Gewöhnliche hinausgehendes Verständniß. Der geistige Heraufgang ist stets im Gegensatz zum Politischen betont. Wir finden Titel auf der Liste wie „Der Alchemist", „Die Stanzen des Vatikans", „Johannes Keppler", „Die Nordpolfahrer". Das Buch mit solchen Capiteln, das uns Heinrich Hart in Versen schreiben will, könnte wohl auch als wissenschaftliche Arbeit in Prosa Glück machen. Es schwebte Alexander v. Humboldt vor dem klaren Geistesauge, als er im zweiten Theil des „Kosmos" ein Fragment davon gab. Aber wenn die leichtfüßige Muse durchaus zuerst dem Atlas die Weltkugel abnehmen will, so wollen wir ihr das Beste wünschen. Möge sie nicht zerdrückt werden!

Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

Von Karl von Thaler.

II. Die Reichsdeutschen.

Indem ich daran gehe, einen Bericht über die deutschen Kunstwerke in der Jubiläums-Ausstellung zu erstatten, fühle ich mich von einer doppelten Verlegenheit erfaßt. Die eine erwächst aus der Menge des Guten, was aus Deutschland gekommen ist. Aus alter Gewohnheit pflege ich bei Bildern, die mir auf einer Ausstellung besonders gefallen, ein Kreuzchen in den Katalog zu machen. Das habe ich auch diesmal gethan, und als ich die deutschen Säle durchstudirt hatte, da waren in meinem Verzeichniß so viele Kreuzchen eingeschrieben, daß ich nicht die Hälfte derselben für meinen Bericht benutzen kann und Manches unerwähnt lassen muß, was hervorgehoben zu werden verdiente. Die zweite Verlegenheit ist noch schlimmer. Zahlreiche Kunstwerke, die ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann, sind in Deutschland selbst seit mehreren Jahren bekannt, auch durch Nachbildungen vervielfältigt. Von diesen in der „Gegenwart" zu sprechen, mag sehr überflüssig sein, läßt sich aber doch nicht ganz vermeiden, wenn man nicht den Schein absichtlicher Nichtbeachtung trefflicher Leistungen auf sich laden will.

An diese persönliche Bemerkung schließt sich als weitere Einleitung eine allgemeine, welche sich ganz von selbst aufdrängt. Erst 17 Jahre trennen uns von den großartigen Siegen, welche das deutsche Heer erfochten hat, und die Lorbeeren von 1870/71 grünen noch in erster Frische. Demungeachtet weist die ganze deutsche Ausstellung ein einziges Schlachtenbild auf: Hünten's „Prinz Heinrich XVII. Reuß bei Mars la Tour", ein Gemälde, das höchst wahrscheinlich von der fürstlichen Familie bestellt worden ist. Hätte ein anderes Volk die Thaten vollbracht, die wir staunend erlebt haben, so würden seine Künstler durch Jahrzehnte an ihrer Darstellung arbeiten und nicht müde werden, den kriegerischen Ruhm zu verherrlichen. Haben doch die Franzosen, obwohl die Geschlagenen, eine Anzahl ihrer besten Bilder den Schlachten des letzten Krieges gewidmet; Neuville, Detaille u. A. sind unaufhörlich bemüht gewesen, die Erinnerung an denselben künstlerisch wachzurufen. In Italien malt man in Ermangelung vergangener Siege künftige, wie man sich auf der Turiner Ausstellung überzeugen konnte, und der Pole Kossak ahmt, wie eines seiner neuesten Bilder zeigt, dies Beispiel nach. Wir Deutsche aber, obwohl wir wuchtige Hiebe auszutheilen wissen und der furor teutonicus zu rechter Zeit immer wieder erwacht, sind keine Anbeter des militärischen Erfolges. Die Schlachtenmalerei hat sich deshalb in Deutschland nie so entwickelt wie in Frankreich, wo sie von Talenten ersten Ranges mit Vorliebe gepflegt wird und einen volksthümlichen Charakter hat.

Wollte man nach den gegenwärtig hier ausgestellten Bildern aus Deutschland einen Schluß auf den allgemeinen Stand der historischen deutschen Malerei ziehen, so müßte man zu der falschen Annahme kommen, daß dieselbe überhaupt vernachlässigt würde. Bekanntlich ist das nicht der Fall, und neuestens haben sogar französische Maler und Kritiker die Fortschritte der deutschen Historienmalerei gerühmt. Aber die Anzahl historischer Bilder, die aus Deutschland hierher gesendet wurden, erreicht kaum ein halbes Dutzend. Die beiden flottgemalten, lebensgroßen Reiterbilder von Werner Schuch: „Seydlitz bei Roßbach" und „Ziethen bei Katholisch-Hennersdorf" sind doch nur historische Portraits, und Fr. v. Uhde's: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" ist ein religiöses Genrebild, über welches alle Naturalisten, die italienischen „Veristen" voran, in

Digitized by Google

Entzücken gerathen müssen. Die Idee, den Heiland bei einer modernen Arbeiterfamilie eintreten zu lassen, könnte von den Letzteren geborgt sein; die Ausführung hat aber nichts mit der groben Natürlichkeit gemein, die sich bei ihnen breit macht. Wie die meisten Bilder Uhde's entfaltet auch dieses einen eigenthümlichen Reiz, sobald man sich an die seltsame Vermischung von Legende und Socialismus gewöhnt. Auf den ersten Blick wirkt es befremdend, bei längerer Betrachtung anziehend. Vor Nachahmung kann allerdings nicht dringend genug gewarnt werden.

Das lebhafteste Interesse, die regste Theilnahme des Publikums nimmt A. v. Werner's „König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg" gefangen. Jeder Beschauer denkt des großen Kaisers, der erst vor Kurzem hinübergegangen ist und nun an der Seite seiner unvergeßlichen Mutter ruht. Die ganze Geschichte Deutschlands von 1806—1871, das lange Leben des verstorbenen Monarchen zieht an unserem Geiste vorüber, wenn wir diese, in stiller Trauer und Andacht leicht vornüber gebeugte Gestalt betrachten, die Gestalt des Herrschers, der die Mutter und Deutschland an den Napoleoniden gerächt. Das blaue Licht, das von oben einfällt, ist von Vielen als kalt getadelt worden, aber es liegt Stimmung in dieser Färbung, es leuchtet wie verklärender Siegesglanz in die Grabcapelle hinein. Werner's Bild ist von historischem Geiste erfüllt; es gibt in einer einzigen Figur die Schmach und den Triumph Deutschlands wieder.

Rechnet man die ebenerwähnten Gemälde ab, so bleiben im Ganzen drei Historienbilder, auf die man aber das Sprüchwort, daß aller guten Dinge drei sind, nicht anwenden darf. Des greisen Bendemann „Opfer der Iphigenie" in allen Ehren. Hängt an seiner Malweise auch ein dickes Zöpfchen, so sollen ihn doch die Jüngeren nicht schmähen, sondern den alten Herrn „historisch" nehmen. Flüggen's „Tod der heiligen Elisabeth" wird viel bewundert; wer die akademische Auffassung nicht liebt, wird sich bei aller Anerkennung seiner Vorzüge kaum für das Bild erwärmen können. Bürcklein's „Seeschlacht von Lissa" hat die gefürchtete Hängecommission einen der schlechtesten Plätze angewiesen, und dadurch eine nicht unbillige Kritik geübt. Der dicke Rauch, der von einem der Schiffe aufsteigt, macht einen schwarzen massigen Bogen über das halbe Bild, als ob es den Arco naturale auf Capri vorstellte.

Im Genre ist eine solche Fülle guter Bilder da, daß es rein unmöglich wäre, sie alle anzuführen. Manche sind ohnedies Eigenthum der Berliner Nationalgalerie und Jedermann von daher erinnerlich. So Defregger's „Salontyroler", Claus Meyer's „Würfler" und Walther Firle's „Morgenandacht". Benjamin Vautier ist durch zwei schöne Bilder vertreten, deren Eines den rührendsten Eindruck macht. Eine todtkranke Frau, die ängstlich blickenden Augen auf den bekümmerten Gatten gerichtet, erwartet von dem Arzt, der neben ihr sitzt und ihren Pulsschlag prüft, den entscheidenden Ausspruch. Ebenso gut gemalt wie fein empfunden, wirkt das Bild mächtig auf den Beschauer. Paul Meyerheim führt uns ein vornehmes Reiterpaar „Bei den Zigeunern" vor, ein lustiges und voll aus dem Leben gegriffenes Gemälde. Hugo Kauffmann erfreut mit dem „Leibg'sangl". Der dicke Wirth, der einigen Stammgästen den Genuß seiner musikalischen Fertigkeiten gönnt, ist prächtig. In Carl Frithjof Smith begrüßen wir einen aufgehenden Stern. Der junge Mann (1859 geboren) würde mit dem einzigen Bilde „In der Kirche" sich schon einen bedeutenden Namen gesichert haben. Er war hier bis jetzt so gut wie gar nicht bekannt, heute aber sprechen alle Maler Wiens mit wärmstem Lobe von ihm, seiner scharfen Charakteristik und seiner kecken Hellmalerei. Das „Nordfriesische Begräbniß" von L. C. Bokelmann, in ganz anderer Manier gehalten, etwas düster und schwer in der Farbe, bildet ein Gegenstück zu dem Bilde Smith's. In freier scharfer Luft, welche alle die derben biederen Gesichter röthet, umgibt die ländliche Trauerversammlung den vor einem Bauerngehöft stehenden Sarg. Es ruht wohl die Leiche des Mannes darin, dessen Witwe eben aus der Hausthür tritt. Die Köpfe, sämmtlich den gleichen Typus und doch die größte Mannigfaltigkeit im Ausdruck zeigend, sind äußerst gelungen. Sie verrathen, daß Bokelmann bei den besten Düsseldorfern in die Schule ging.

Von sonstigen Genrebildern wären noch Brütt's „Schuldverschreibung", das „Verhör" von Wilhelm Diez, Dieffenbach's „Verschmähter Kuß" und Gustav Majer's „Waffenprobe" zu erwähnen. Daß Adolf Menzel's „Zurückkehrende Prozession" zu den Perlen der Ausstellung zählt, ist selbstverständlich. Man muß sich Anfangs an die starke Buntheit dieses Bildes gewöhnen, auf dem in engem Raum eine Masse von Figuren zusammengedrängt sind. Sieht man aber genau und länger hin, dann entwirrt sich das Ganze und man entdeckt eine Menge Feinheiten, die kein Anderer als Menzel anzubringen vermag. Eine Reihe seiner kleinen Aquarelle erlaubt es, die Gewandtheit des vielseitigen Meisters in verschiedenen Fächern zu bewundern. Er malt Alles: Genre, Landschaft und Architektur. Ein Bild von Karl Röchling: „Zum Tode wund" ist neben dem früher angeführten Hünten's die einzige Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg. Im Hofe eines arg zerschossenen Hauses, dessen Eingang von einigen Schützen vertheidigt wird, beugt sich ein deutscher Soldat mitleidig über einen sterbenden Kameraden und reicht ihm den letzten Labetrunk. Ein echt deutsches Kriegsbild; Mitgefühl und weiche Regung mitten im Kampfe. Damit das Ewig-Weibliche nicht ganz leer ausgehen, sei auch zweier Bildchen der Münchnerin Marie Simm-Mayer gedacht, deren feine Pinselführung durch die Glasdecke, welcher man auch sonst in der Ausstellung mehrfach auf Oelbildern begegnet, etwas aufdringlich hervorgehoben wird.

Unter den Portraits finden wir berühmte alte Bekannte, wie Lenbach's „Bismarck" (im Schlapphut) oder die Bildnisse der Professoren Mommsen und Helmholtz von Ludwig Knaus. Daß Lenbach keine Hände malen kann, weiß man längst. Man nimmt diesen Mangel in den Kauf wie seine großartige Nachlässigkeit in der Behandlung der Kleidung, die gewöhnlich mehr angestrichen als gemalt erscheint. Daß man aber bei dem Bismarckbilde, dessen mächtige Augen man bewundert, nicht darüber klar werden kann, ob der Reichskanzler Handschuhe trägt oder nicht, ist doch ein starkes Stück. Dem Portrait Mommsen's wird man bei aller Verehrung für Knaus den Vorwurf machen, daß der Vernichter der römischen Königsmythen allzu sehr po'irt und einen etwas theatralischen Eindruck macht. Eine vorzügliche Leistung ist das Bildniß des Prinz-Regenten von Bayern von Fr. A. v. Kaulbach. Das große Geheimniß der Portraitmalerei, ein Gesicht sprechend ähnlich und doch leise veredelt wiederzugeben, wird hier in glücklichster Weise gelöst. Das Damenportrait desselben Künstlers steht dagegen weit zurück. Gussow's Bildniß der Schriftstellerin Ossip Schubin, geistvoll in der Auffassung und brillant in der Technik, zählt zu seinen besten Werken. Wie wir durch dasselbe erfahren, ist Fräulein Lola Kirschner feiner modellirt, als manche ihrer Erzählungen.

Die deutschen Landschafter, deren es doch eine Legion gibt, sind nur spärlich vertreten. Oswald Achenbach erfreut mit einem „Strand von Neapel", welchen die erste Auflage des Cataloges komischer Weise seinem Bruder Andreas zuschrieb, dieser selbst mit einem reich staffirten Nachtseestück, das sich wie ein alter Niederländer ansieht. Die „Eichen" Willroider's, obwohl höchst verdienstlich, werden durch Lamorinière, dessen wir in unserem ersten Artikel gedachten, stark in den Schatten gestellt. Gude's „Ostseestrand" und Douzette's „Mondnacht an der Havel" sind des Namens der beiden Künstler würdig. Ein wunderliches, für Naturforscher jedenfalls höchst interessantes Bild hat der wohlbekannte Landschafter Valentin Ruths mit dem „Feuersee im Kilaauekrater auf Hawaii" geliefert. Einen brennenden See nach Beschreibungen und Photographien zu malen, ist jedenfalls ein gewagtes Experiment. Ob es gelungen, wagen wir nicht zu entscheiden, denn das Bild hängt in einem finsteren Winkel. A. Hertel, von dem auch ein sehr hübsches Stillleben ausgestellt ist, hat mit seiner idealen Landschaft im Stile Johann Wilhelm Schirmer's ein ähnliches Unglück. Das Bild scheint äußerst tüchtig, aber es schwebt in einer Höhe, die für moderne kurzsichtige Menschen kein sicheres Urtheil mehr gestattet. Der „Mondaufgang auf Rügen" von Hans Bartels ist unter den Landschaften das beste Aquarell, der „Klönthalsee im Canton Glarus" von Riedmüller die beste Kohlenzeichnung. Von Architekturbildern ragt, alle Nebenbuhler überflügelnd, Seel's ausgezeichnetes Gemälde „Vor der Alhambra" heraus. Zunächst, aber doch in gehörigem Abstande, kommt etwa Bauernfeind mit den „Tempelruinen von Baalbeck". Thierstücke sind außer Maffei's trefflicher „Dachsjagd" fast keine da; — man müßte denn die „Tauholer" von Hermann Baisch wegen der Pferde dazu rechnen. Aber dies Prachtbild paßt in keine Rubrik. Es ist Marine, Genre und Thier-

Digitized by Google

stück zusammen, und nach allen Seiten hin vorzüglich — ein wahrer Haupttreffer des Künstlers, wie der Ausstellungslotterie.

Es würde meinem nationalen Bewußtsein sehr wohl thun, wenn ich den Werken der deutschen Plastik Aehnliches nachsagen könnte. Aber das würde schwer halten. Auf keinem Gebiete der Kunst ist der Einfluß der modernen Tagesströmungen gefährlicher, als in der Bildhauerei, und leider wirkt er auch in Deutschland mächtig auf dieselbe ein. Die Büsten von Reinhold Begas sind wohl schön, aber was soll man zu seinem „Elektrischen Funken" sagen? Das ist eine Concession an den schlechten Geschmack des Publikums, nicht würdig eines solchen Meisters. Diese fünf Meter hohe Palme mit den rothen Datteln, in denen Abends Glühlichter brennen, macht einen drolligen Eindruck, und daß das an dem Stamme emporkletternde Mädchen dem Beschauer bloß die pädagogische Kehrseite zeigt, erhöht ihn. Selbst an der Venus Kallipygos sieht man doch auch das Gesicht! Aber es scheint, daß man die Antike nicht mehr als Vorbild verehrt oder höchstens noch die Diadochenperiode studirt. Heftige Bewegung, stürmische Leidenschaft soll jetzt die Plastik haben, und dabei kommt ihr oberstes Princip der edeln Ruhe zu kurz. Von jenem naturalistischem Wahnsinn, der den größten Theil der italienischen Bildhauer ergriffen hat, halten sich die deutschen wohl noch fern, indeß geht z. B. Gustav Eberlein mit seiner Marmorgruppe: „Venus züchtigt Amor" bereits bedenklich nahe an jene Grenze, welche die Kunst von der Kunstindustrie trennt. Dasselbe gilt von August Sommer's, Josef Uphues' und Anderer Broncestatuetten. Eine ganz hervorragende Arbeit ist dagegen die leicht in Farben getönte weibliche Büste von Max Klein; der Colossalgruppe des eben genannten Uphues: „Ein Sabiner vertheidigt seine vor den Römern flüchtende Schwester", wie des „Spartakus" von Michael Lock sei um des idealen Zuges willen, den sie verrathen, anerkennend gedacht.

Der Vollständigkeit wegen sollten wir nun noch von den Kupferstichen und Radirungen sprechen, unter denen sich viel Vorzügliches befindet. Aber wir glauben, die Leser werden müde sein und sich mit der Versicherung begnügen, daß Deutschland in diesem Kunstzweige ebenso glänzend auftritt, wie in der Malerei. Etwas absolut Schlechtes ist in der ganzen deutschen Abtheilung nicht zu finden — so lautet das übereinstimmende Urtheil der Wiener Künstler, und darin liegt ein großes Lob.

Feuilleton.

Die Unschuldige.

Erzählung von E. von Dincklage.

(Schluß.)

Ich glaube kaum, daß ich ein vorzugsweise begabtes Kind war, aber der Umstand, daß ich als einziger Sproß der Familie stets mit erwachsenen, ernsten Menschen verkehrte, hatte mir doch eine gewisse Altklugheit beigebracht, oder war es eine Art von Indianerinstinct, der mich die Absichten meiner traurigen Mutter verstehen ließ? Genug, kaum war sie mit würdiger Haltung, „der Erbschaftstheilung halber", abgefahren, da stahl ich mich auf die Straße und eilte zu Fräulein Marianne.

„Hat Dich Jemand geschickt?" fragte diese.

„Nein, ich bin gekommen, weil — weil Du so schön bist und weil ich sticken lernen möchte." Marianne fragte nach Diesem und Jenem, und ich kleine Heuchlerin gab so kindische Antworten und tastete dabei heimlich an ihren Fragen, aber mein dummer Kinderkopf fand den Faden nicht, während meine Hände, die ich expreß dazu gewaschen hatte, mit kaufmännischer Accuratesse ein Strähn rother Seide sehr zierlich abwickelten. Meine Gedanken aber eilten umher, bald zu der Mutter, die, des Kutschers wegen, so feierlich im halboffenen Wagen saß, während sich ihr Herz in bitteren Thränen beinahe ertränkte, dann zum Vater, der in Keller und Lagerraum fieberhaft umher schaltete und Alles sah, nur nicht was mit ihm und seiner Zukunft werden sollte — dann die Mamsellen, sie waren so eifrig beschäftigt über Mutters Sorge um ihr Erbe zu spotten. Fräulein Marianne betrachtete mit einem Lächeln das zierliche Knäuel, welches ich ihr reichte und murmelte: „Aengstlich wie ihr Vater!"

Ich dachte im Bette darüber nach, ob Vater ängstlich wäre und wachte daher noch, als er schweren, langsamen Schrittes, wie ein Greis, vom Club heimkehrend an meiner Kammer vorüberging. Ich rief ihn, richtete mich im Bette auf und sagte: „Vater, Du mußt mir fünf Mark geben, ich will eine Stickerei für die Mutter anfertigen und Fräulein Marianne lehrt mir die Arbeit!" Richtig, Vater wechselte die Farbe, seine Hand mit dem Lichte bebte und obwohl fünf Mark eine tüchtige Summe sind, erwiderte er: „Ja, ja, Kind, gewiß! gewiß!"

Ich schlief noch lange nicht ein, ich wußte jetzt, Vater war ängstlich, er gab nach, wenn man ihm kräftig kam.

Da wir eben Schulferien hatten, stickte ich beinahe den ganzen Tag bei Fräulein Marianne, sie kam mir immer schöner und liebenswürdiger vor, herzlich war sie nicht, aber an Zärtlichkeiten war ich ja auch nie gewöhnt. Abends quälte mich das Bewußtsein, nicht nur gar nichts für meine unglückliche Mutter gethan zu haben, sondern sie häufig im Vergleiche mit ihrer Verdrängerin zurück zu setzen. Mein Vater begleitete mich dann und wann, er war wirklich ängstlich bei diesen Besuchen, und Marianne lenkte jedes Mal das Gespräch auf ihre Gefängnißzeit, oder sie schilderte jenen Abend, wo der Wirth, ihr Brodherr, sie so schwer beleidigte, daß sie ihm, stehenden Fußes die Kasse auslieferte, ihre Sachen zusammen packte und im matten Sternenschein das Kaffeehaus verließ, wo sie so schöne und so schwere Stunden verlebte — sie durfte den Wirth ja nicht anschuldigen, damit ihr Bräutigam nicht mit ihm raufte! Marianne eilte in jener Nacht zu ihrer Mutter, welche, Gott sei's geklagt, vor Kummer über ihre Einsperrung und die unvertilgbare Familienschmach starb! — nachdem das Mädchen eine Stunde frisch marschirt, blickte sie von der Bergeshöh' zurück und siehe da, eine Flammengarbe loderte dort empor, wo man vor kurzer Frist sie selbst und den Namen ihres Verlobten so tief gekränkt hatte.

Marianne sah herrlich aus wenn sie weinte, wie eben jetzt, da war kein Gesichterschneiden, kein Schluchzen, nur große Thränentropfen, welche über die wundervoll gefärbten Wangen wie Thau von Rosenblättern hernieder rannen.

Mein armer Vater war ganz gebeugt nach solchen Erzählungen, und ich verstand ihn, wie ich meine Mutter verstanden hatte, aber man hielt mich für zu kindisch dazu.

Einmal sagte er: „Marianne, wenn Du vergeben könntest!"

„Nein, Thomas," entgegnete sie, „besser, ich fliehe von hier!"

Ich wußte jetzt genau, daß sie falsch war, daß ihr madonnenhaftes Wesen Berechnung sei, und dennoch fesselten mich ihr Anblick, ihre Stimme, ihre Worte so sehr, daß ich alles Andere darüber vergaß, um sie dann, eine Stunde nach meinem Fortgehen, beinahe mit meinem zornigen Haß zu verfolgen. Aber eins hielt ich im Gedächtniß: „Nicht ängstlich sein!" Ich leitete meinen Vater eindringlicher, als es Mutter jemals gewagt hatte, und er wurde beinahe verschüchtert, dann und wann freilich in einen nervösen Zorn gegen die Mamsellen und die Dienstboten ausbrechend. Nach einem solchen Vorfall sagte Mamsell Doris: „Was mache ich mir daraus, er steht da, wie der Esel zwischen zwei Heubündeln und will das eine nicht lassen, das andere nicht fassen — er sollte sich nur einmal selbst an den Ohren schütteln! Nun, wir haben den Vortheil von dieser Ungeschicklichkeit, Madame paßt uns nicht mehr auf den Dienst!"

Ich wurde in jener kurzen Ferienzeit um Jahre älter und gewitzigter und verarbeitete in meinem Kopfe alle diese verschiedenen Eindrücke. Mein Vater war ja doch ein so guter, braver, fleißiger und nüchterner Mann, wie durfte ihn Marianne, weshalb die Mamsellen verachten, weil er so ängstlich und unentschlossen war?

Am letzten Ferientage stickte ich Morgens wieder bei Fräulein Marianne, ich zeigte nämlich ein ungewöhnliches Geschick für Kunstarbeiten.

Eines Tages schickte ich mich eben an zur Mittagsmahlzeit heimzugehen, als Fräulein Marianne ein Telegramm empfing, welches ihr einen Ausruf fröhlicher Ueberraschung entlockte. „Helene," sagte sie, „ich gehe heute Nachmittag aus, komme deshalb nicht wieder!" Sie hielt das Telegramm noch in der Hand, ich trat zu ihr, um meine Rechte zum

Digitized by Google

Abschiedsgruß zu bieten, und las auf dem Papierstreifen: „Mit dem 4 Uhrzug. Colbert.“ Marianne war zu sehr erregt, um meine Neugier zu bemerken und sagte mir gedankenlos Adieu.

Ich konnte so gut wie gar nichts essen und setzte mich auf mein Bett, um nachzugrübeln. Ich wußte, daß die „Unschuldige“ nie bei Tage anders ausgehe, als nur zur Kirche. Unser Städtchen hatte, nach ihrer Freisprechung, der unglücklichen Mitbürgerin das Ergebniß einer Hauscollecte zukommen lassen und die Beschenkte entsprach in musterhafter Haltung der Anerkennung, welche diese Gabe ausdrückte. Mit dem Viehruhrzuge mußte also dieser Colbert ankommen oder Fräulein Marianne abreisen und zwar heute! — wie gut, morgen mußte ich ja zur Schule! — mithin hatte ich mich zum Bahnhofe zu begeben, der eine halbe Stunde Weges aus der Stadt lag. Ich war schon um 3 Uhr dort und die Stunde des Wartens dünkte mir eine Ewigkeit. Endlich fuhr der Zug ein. Zwischen den Aussteigenden fiel mir ein brünetter, beweglicher Herr auf, der sich, wie erwartend, umschaute. Ich hatte meinen Plan gemacht und trat mit der schüchternen Frage: „Herr Colbert?“ an ihn heran. „Freilich — Jean Baptiste Colbert!“ war seine knappe Antwort. Mein Herz klopfte zum Zerspringen und mit gesenktem Blicke sprach ich: „Fräulein Marianne konnte nicht kommen, des Geredes wegen, ich aber erwartete Sie, um Sie zu meinem Vater zu führen, dem Sie Alles sagen können, bis Fräulein Marianne selbst kommt, sie möchte nicht mit Ihnen zugleich bei uns eintreten!“ Herr Colbert war sehr zufrieden und lächelte über meine Schüchternheit. Während unseres gemeinschaftlichen Weges erzählte ich von Fräulein Mariannens Stickereien und daß ich bei ihr arbeiten lerne und Alles, was er mich fragte. Ich war ganz berauscht über den guten Erfolg meines Lügenberichtes.

Herr Colbert war gesprächig, und ich hoffte, daß sein zuversichtliches Wesen meinen Vater nicht zum Reden kommen lasse, trotzdem, ehe ich die Schwelle des Vaterhauses überschritt, hätte ich gewünscht, die Erde möge mich verschlingen. Ich hatte Morgens schon unsere gute Stube aufgeräumt und führte Herrn Colbert in dieselbe ein, ich deutete ihm noch an, daß Fräulein Marianne das größte Vertrauen in Vater setze und ging dann, den Hausherrn zu rufen. Der arme Vater sah sehr spießbürgerlich aus, er hatte wachstuchene Aermelschoner übergestreift, eine blaue Schürze unter dem Rocke und auf dem Kopfe eine Mütze von zweifelhafter Farbe, dazu umgab ihn ein durchdringender Essiggeruch, denn er besorgte mit einem Arbeiter eine kleine Essigfabrik in unserem Hinterhause.

Die beste Stube und der schmucke Herr Colbert brachten meinen Vater etwas aus dem Concept, und er fragte stockend: „Sie sind — —?“

Herr Colbert erblickte in diesem Zaudern die Andeutung, daß der brave Bürger seine Biographie kenne, nannte also seine drei Namen und fügte hinzu: „Ja, ich bin Fräulein Mariannens Bräutigam!“

„Wirklich, wirklich?“ rief mein Vater und schleuderte die Mütze zur Erde, indem er sich ohne Weiteres in Mutters Prachtsessel niederließ, staubig wie er war.

Herr Colbert weidete sich an dem Erfolge seines persönlichen Eindruckes und fuhr fort: „Ja, ich darf es jetzt sagen, denn in einem Monate kann ich den Dienst — ich hatte eine Anstellung bei der Strafanstalt — verlassen und Pension fordern. Ich lernte die schneidige Dame, Fräulein Marianne, in der Anstalt kennen und wir — (Lächeln) waren einander von der ersten Stunde an sympathisch, aber leider bemerkte man alsbald meine Aufmerksamkeiten, und ich wurde an ein männliches Arbeitshaus versetzt. Na, die Jahre gingen so hin, und eines Tages schrieb mir Marianne, sie wäre schuldlos erklärt. Das Vergnügen! Wir sahen uns wieder, und sie theilte mir mit, daß sie von ihrer Vaterstadt eine Summe zu erhalten hoffte und ein Capital von jenem stupiden Flegel, ihrem einstmaligen Bräutigam, den sie ha b von Sinnen ängstigen werde, indem sie ihm die Schuld ihrer Verurtheilurg aufbürde und sich stelle, als liebe sie ihn noch immer. Ich sollte bis zur Pension we ter dienen und mir dann auf solider Basis ein Geschäft eröffnen. Von Haus aus habe ich eine feine Erziehung, mein Vater ist Sprachlehrer, aber kein Geld, nun, Fräulein Marianne hat ja ihren Krämer am Strick. Aber wo bleibt meine schöne Lebensgefährtin?“

Ich saß hinter der Sophalehne zusammengekauert, jubelnd und verzagend, siegreich und doch das Furchtbarste erwartend. Mein Vater war sehr bleich geworden, er erhob sich zu seiner vollen, stattlichen Länge, streifte die Schutzärmel und die Schürze, sie in seiner ordentlichen Manier zusammenlegend, ab und sagte dann mit gleichmüthig klingender Stimme: „Wieviel hofft Fräulein Marianne von dem stupiden Flegel, ihrem einstigen Bräutigam, zu erhalten?“

„Jedenfalls 7000 Mark, für jedes Jahr eine Mille, wahrscheinlicher aber 10,000 Mark, denn seine Gattin hat Marianne bereits eine beliebige Summe geboten, falls das Fräulein diese Stadt verlassen will. Natürlich ging die »Unschuldige« nicht auf dies Anerbieten ein, denn der Mann selbst soll gestraft und gedemüthigt werden. Er hat nun ja auch seine Ehefrau bereits verjagt und ist Willens sich von ihr scheiden zu lassen.“

Vater war so grimmig, daß er beinah aussah, als wenn er lachte. Wirklich war Herr Colbert so aufmerksam mit zu lachen, um dann noch einmal nach seiner Marianne zu fragen.

„Geduld, ich hole Ihnen Ihre »Unschuldige«!“ entgegnete Vater und ging eiligst hinaus. Herrn Colbert wurde die Zeit nicht lang, er summte lustige Melodien, um dann mit großer Heiterkeit ein Photographie-Album zu durchblättern. Ich saß da, als ob das jüngste Gericht hereinbrechen sollte, und biß mich auf die Lippen, um nicht die Angst von meinem Kinderherzen herunter zu schreien. Uebrigens bemerkte mich unser Gast gar nicht. Jetzt endlich trat man in's Haus, die Zimmerthür öffnete sich und Vater ließ Fräulein Marianne eintreten, um ihr dann zu folgen.

„Meine Angebetete!“ rief Herr Colbert mit ausgebreiteten Armen, aber die Angebetete wandte sich ab und sagte halb erstickt: „Dieser Herr, dem Du Dich anvertrautest, ist ja eben mein früherer Verlobter!“

Jetzt redeten sie alle drei und zwar alle im lodernden Zorn, ich lag mit gerungenen Händen auf den Knieen und erwartete, sie würden mich zerreißen, aber merkwürdig, sie wetterten gegenseitig so heftig, daß von einer Erklärung dieses Wirrsals keine Rede war. Mein Vater wurde zuerst ruhig, er fühlte sich als der Gewinner des Kampfes und sagte: „Ich bitte nun dieses mein Haus gefälligst zu verlassen, und zwar ohne die erwarteten 7—10,000 Mark.“

„Sackerloth,“ rief Colbert, „ja dann ist es nichts mit meinem Dienstaustritt, und im Dienste darf ich meine frühere Sträflingin nicht heirathen, somit schöne Marianne, müssen Sie sich wohl nach einem anderen Schatz umsehen!“

Fräulein Marianne kreischte wie eine gereizte Katze, Vater aber schob das sich trennende Brautpaar zur Thür hinaus, und ich zögerte nicht durch das Fenster, und am Spalier hernieder, in den Garten zu flüchten. Ich legte mich ganz elend zwischen die Stangenbohnen, berechnete aber nach und nach, daß die Sache eigentlich sehr gut abgelaufen war und darüber schlief ich ein. Es war bereits fast dunkel, als die Stimmen der Mamsellen mich wach schrieen und ich erwartungsvoll zu Haus lief. Vater saß bereits beim Abendbrot und ich nahm meinen Platz mit der Bemerkung ein: „Morgen gehe ich wieder zur Schule!“

Vater schreckte ordentlich auf, besann sich eine Weile und sagte dann: „Nein, das thust Du nicht, morgen fährst Du mit mir zur Mutter, sie muß zurückkommen!“

Ich flog an Vaters Hals und küßte ihn. „Ja, sie muß, muß zurückkommen!“ rief ich.

„Unsinn,“ knurrte Vater, „davon verstehst Du noch nichts!“

Als mir Mamsell Doris am nächsten Morgen mein Mäntelchen zur Fahrt nach meiner Mutter umhing, sagte sie tückisch: „Na, bald werden Hund und Katze wieder beisammen sein!“ Vater schaute sie mit seinem erwachenden Blick an und entgegnete der Frechen: „Mamsell, wenn Sie noch einmal solche unziemliche Aeußerung machen, so haben Sie unter meinem Dache das letzte Stück Brot gegessen! Hätten Sie nur ein bischen Grütze im Kopfe und einen Funken Gefühl in der Brust, dann müßten Sie sich freuen, daß ich einem Satan die Engelsmaske abgerissen habe und daß ich damals keinen Theil an der Verurtheilung jenes falschen Weibes hatte, welches sich heute die »Unschuldige« nennen läßt.“

Also Vater war sich bewußt, das Lügengewebe, mit welchem er umsponnen war, mit eigner Kraft und aus eignem Willen zerrissen zu haben! Ich hörte es und freute mich, selbst keine Mitwirkung bekennen zu müssen, und Vater hatte ja schließlich auch selbst tüchtig gewettert.

Digitized by Google

Von Hund und Katze war keine Rede, im Gegentheil, meine Eltern begrüßten sich mit einer Innigkeit, die mich auf's Aeußerste überraschte, und diese gegenseitige Zärtlichkeit erhellte und verschönte fortan unser Haus so sehr, daß sogar Mamsell Doris sich eine friedsame Gutmüthigkeit angewöhnte. Ich blieb hin'ort meiner Mutter Freundin und Vertraute, sie meint, ich sei eine zuverlässige Person und meine kleinen Brüder müssen mir ebenso gehorchen wie den Eltern.

Von der Erbschaft wurden 7000 Mark der Gründung eines städtischen Krankenhauses von Vater und Mutter geschenkt, und der Bürgermeister weinte beinah vor Rührung. „Nun, aufrichtig gesagt, man hielt Sie, verehrter Freund, bislang für sehr sparsam!" schmunzelte der Vater der Stadt.

„Weil ich rechne, konnte ich der Armen gedenken!" entgegnete mein Vater und reichte Mutter die Hand. Jetzt war nämlich mein Vater nicht mehr verzagt, sondern ganz entschlossen und am Platze. Er ahnt noch heute nicht, wer seinen Sieg erfochten hat.

Aus der Hauptstadt.

Makart und die Münchener im Verein Berliner Künstler.

Der Verein im Architektenhause übt neidlos eine durch keinen Raummangel beschränkte Gastfreiheit. Er stellt seit einigen Wochen seine leeren Wandflächem dem verstorbenen Hans Makart und einer Münchener Kunsthandlung zur Verfügung, die eine Verkaufscollection von Bildern ihrer engeren Landsleute zur Ausstellung bringt. Dem todten Meister gebührt der Vortritt um so mehr, als er dieses Mal den Lebenden gegenüber in jeder Beziehung Recht behält.

Hans Makart beginnt nach einer kurzen glänzenden Laufbahn einer unverdient frühen Vergessenheit anheim zu fallen. Seine Zeichensünden sind in der Erinnerung haften geblieben, für den Farbenjubel, der aus seinen Schöpfungen herausklingt, hat man kein Ohr mehr. Der Idealismus seiner Vorwürfe stößt auf nicht unberechtigte Zweifel, da er meist der Vertiefung entbehrt und als Vorwand für gewisse ungebundene Darstellungs- und Compositionsformen dient. Und doch ist und bleibt Makart der erste Colorist nach Rubens. Das ist uns niemals so klar geworden, als seinem Colossalgemälde „Bacchus und Ariadne" gegenüber. In jedem dieser mächtigen, mehr oder weniger nackten Körper pulsirt bacchantisches Leben, das zu einem wohl gegliederten malerischen Dithyrambos zusammenschießt. Von rechts her zieht Ariadne auf dem mit einem Tiger bespannten Triumphwagen dem Meere entgegen. Hoch aufgerichtet, kaum noch des sicheren Bodens bedürfend, schwingt sie einen Blüthenstengel, während Dionysos, den Thyrsos und eine Schale in der Hand, mit liebes- und weintrunken schimmernden Augen in die Ferne blickend, an dem Wagen lehnt. Spielend suchen im Vordergrund ein paar Amoretten den Tiger von der Wasserfläche abzudrängen, aus der sich ein schöner Frauenleib, von einem lüsternen Triton umschlungen, dem bacchischen Paare entgegenbäumt. Auf der anderen Seite versetzt der trunkene Silen, auf einen die Syrinx spielenden Faun gestützt, dem Tiger einen Fußtritt. Eine alte Wassernixe, deren mächtig entwickelter Leib in einen Fischschwanz endet, hat die Gelegenheit benutzt, eine greinende Amorette zu rauben, und in der linken Bildecke entwickelt sich ein Liebesspiel zwischen zwei kosenden, von Panisken umgaukelten Nymphen und einem aus dem Dickicht heraustrabenden Centauren, an dessen Schulter, in beginnender Eifersucht abgewandt, ein dritte nackte Frauengestalt lehnt. Die Gruppirung rechts hebt sich scharf gegen den tiefblauen Himmel ab, während die Fleischtöne links aus dem Dunkel der von Weinlaub umrankten Baumgruppen hervorleuchten. Dem wundervollen tiefsatten Colorit, der ungezwungen entwickelten und doch geschlossenen Composition gegenüber verstummt jede Frage nach dem Wozu und Warum dieser männdisch bewegten Nuditäten. Es ist eine hinreißende künstlerische Phantasie, losgelöst von den Bedingungen der Wirklichkeit, von dem nüchternen Causalnexus der Thatsachen. Wer den wundervoll geschwungenen Linien dieser Frauenleiber mit den Augen bis zu den Extremitäten, den Hand- und Fußgelenken, zu folgen Zeit und Lust hat, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er durch die specifisch Makart'schen Zeichenfehler im Genuß gestört wird.

Die Collection der Münchener Kunsthandlung bringt viel Mittelgut neben wenig Bedeutendem. Defregger ist durch einen großen, gut gemalten Studienkopf, einen bärtigen, nicht besonders charakteristischen Mönch, Gabriel Max durch zwei blonde Mädchenköpfe des bekannten Gretchentypus vertreten. Von krankhafter Blässe schauen sie mit todesstarren Augen aus dem Rahmen heraus und geben dem Beschauer unlösbare Räthsel auf. Kerngesund, von jenem harmlosen Humor durchdrungen, der niemals verletzt, ist der Marientag im Kloster von Eduard Grützner. Die weißgekleideten Nönnchen, die lachend und schwatzend im helleindringenden Tageslicht den Hochaltar ihrer Schutzpatronin schmücken und unter Assistenz der hochwürdigen Priorin das reichste Meßgewand für ihren Lieblingsbeichtvater aussuchen, sind für grämliche Gemüther gewiß nicht geistlich genug, aber das bischen Weltlichkeit steht den runden frischen Gesichtern vortrefflich. Daß übrigens auch die weltlichen Söhne der Kirche zu leben wissen, dafür zeugt das „Mittagsschläfchen" desselben Malers. Der dörfliche Seelenhirt ist nach dem Dessert, die Cigarre im Munde, selig entschlummert. Ein Lächeln um die genießlichen Lippen deutet süße Träume an, die dem ältlichen Herrn sicherlich vorzaubern, was ihm zur vollen Zufriedenheit mit seinem Schicksal fehlt.

Auch Linderum beschäftigt sich mit Vorliebe mit der Schilderung klösterlicher Behaglichkeit. In seiner „Siesta" ist es Frau Musika, die den geistlichen Herrn über eine ihrer vielen Mußestunden forthilft. Im Klosterhof hat sich ein Theil der Brüder zum Absingen der Vesper vereinigt, während die älteren, weniger stimmbegabten Herren im Chorgestühl mehr oder weniger aufmerksam lauschen. Zwei der Letzteren scheinen vom Singen nicht viel zu halten. Der Eine ist nahe daran, einzuschlafen, das feiste Gesicht des Anderen zeugt von substantielleren Freuden, deren Quelle in den tieferen Regionen des Klostergebäudes zu suchen sein dürfte. Das geographhische Studium eines weißbekutteten Mönches mit ernstem Denkergesicht l efert Linderum das Motiv zu einem zweiten, ebenso tüchtig gemalten Bilde kleineren Formates.

Harburger und Claus Meyer bleiben mit behaglich schmauchenden Einzelfiguren ihrem alten bewährten Stoffgebiet treu, der Letztere mit dem ihm eigenthümlichen Stich in das Antiquarische seine Vorliebe für die niederländischen Typen des siebzehnten Jahrhunderts verrathend.

Das Hervorragendste unter den ausgestellten Münchener Bildern sind Schreyer's aus einer primitiven Feste zu einer Razzia herausgaloppirende Araber. Der voransprengende Sheikh, die beiden zu einer Recognoscirung seitweits abcommandirten Reiter, die ganze rechts aus dem Hintergrund ungeordnet herausdrängende Schaar, Alle sind von demselben Feuer erfüllt, das die Nüstern ihrer trefflich charakterisirten Rosse bläht. Sie heben sich in kräftigster Natürlichkeit von der stauberfüllten, sonnendurchglühten Atmosphäre ab.

Köstliche Scenen aus dem bayerischen Dorfleben in kleinstem Format bringen Anton Seitz und H. Kauffmann.

Die Wandflächen eines einzigen Compartiments haben sich die ortsansässigen Mitglieder des Vereins vorbehalten. Ein paar tüchtige Landschaften von Hermes und Schmitgen wären hier rühmend zu erwähnen. Ueber das Durchschnittsniveau hinaus ragt das Kniestück eines jungen blinden Mannes im braunen Sammtjacket von Pinkow. Das Bild tritt mit beinahe unheimlicher Lebenswahrheit aus dem Rahmen, nur in dem Aufsetzen compacter weißer Glanzlichter auf Stirn und Nase scheint der Maler des Guten zu viel gethan zu haben. Trocken und bunt in der Farbe, flach in der Modellirung und unruhig in der Composition wirkt ein übergroßes Familiengemälde des Grafen Harrach.

Hoffentlich entschädigen uns die Berliner für ihre lückenhafte und wenig erfreuliche Vertretung in ihrem eigenen Local durch würdige Beschickung der akademischen Jahresausstellung.

Georg Malkowsky.

Notizen.

Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern. (Leipzig, Literarische Gesellschaft.) — Die uns vorliegenden zwei ersten Lieferungen lassen ein Prachtwerk ersten Ranges erwarten. Die zahlreichen Illustrationen nach Albert'schen Aufnahmen, sowohl die Holzschnitte, wie die getönten Photogravuren, erzielen fast coloristische Wirkung und sind von künstlerischem Schwung. Der Ochsenaugesaal auf Herrenchiemsee z. B. ist ein wahres Meisterwerk vervielfältigender Kunst und gibt den feenhaften Eindruck jener Räume prächtig wieder. Der Text von Arthur Mennell zeigt alle Frische und Lebendigkeit des Feuilletonstiles und schmiegt sich harmonisch der künstlerischen Ausstattung an.

Kunsthistorische Studien. Von Paul Salvisberg. Heft I: Paris und die französische Kunst; Courbet und der moderne Impressionismus. Heft II: Die französische Wandmalerei. Heft III und IV: Die deutsche Kriegsarchitektur. (Stuttgart, A. Bonz' Erben.) — Der Ertrag dieser in zwangloser Folge erscheinenden Hefte ist für die Gründung eines deutsch-schweizerischen Ateliers mit Auskunftsstelle und Lesezimmer für junge Architekten, Kunstforscher und Techniker in Paris bestimmt. Die in den ersten beiden Heften veröffentlichten Studien über den allgemeinen Charakter der französischen Kunst und über die Malerei im Besonderen enthalten wenig Neues, sind auch nicht erschöpfend genug, um als ihrer Vollständigkeit halber empfehlenswerthe Compilationen gelten zu können. Dagegen ist die in Heft III und IV enthaltene Behandlung der deutschen Kriegsarchitektur von der Urzeit bis auf die Renaissance eine verdienstvolle Arbeit. Es ist dem Verfasser gelungen, die Einflüsse der verschiedenen Stilperioden, der spät-römischen, romanischen und gothischen, auf Construction und Decoration des deutschen Festungs- und Burgenbaues nachzuweisen. Wo dem Verfasser die eigene Anschauung zu Hülfe kommt, zeigt er gelegentlich älteren Forschungen gegenüber einen anerkennenswerthen Grad von Selbständigkeit. g. m.

Digitized by Google

Franz Liszt. Von L. Ramann. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Jahre 1841—1847. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Wenn Begeisterung für den Stoff allein ein gutes Buch schafft, dann haben wir hier ein Meisterwerk ersten Ranges. Vor lauter Blumen und Weihrauch, die da zerstreut werden, wird vielleicht ein kurzsichtiger Leser gar nicht mehr die Gestalt dessen zu erkennen vermögen, der eigentlich gefeiert werden soll. Und es ist begreiflich, daß unter den gar zu feurig hingeworfenen Blumen auch manche curiose Stilblüthen sich finden und die Sprache des Weihrauches bisweilen der Logik und Grammatik arg in die Nase fährt und unbezwinglich zum Niesen reizt. Aber das hindert nicht, daß der Verfasserin hoher Dank gebührt für ihre fleißige Arbeit. Mit rührender Sorgfalt hat sie aus persönlichen Mittheilungen, zeitgenössischen Werken, Zeitschriften, Zeitungen, Briefen ꝛc. alles zusammengetragen, was geeignet ist, den wunderbaren Menschen und Künstler in der Beleuchtung des wunderbaren Zeitalters zu charakterisiren und mit vornehmer, fast wissenschaftlicher Reserve hat sie jede Gemeinschaft gemieden mit dem reichlich herumlungernden pikanten Klatsch. Sie hat eine werthvolle Uebersicht und warm nachfühlende Charakteristik der zahllosen Productionen oder richtiger Reproductionen Liszt's in jener Zeit gegeben, sie hat die urpoetische künstlerische Eigenart Liszt's mit scharfem Verstandesblick und mit dem Instinct des Gefühles voll erfaßt, und wenn sie auch deren tiefere Wurzeln im Geiste der Zeit nicht aufzufinden und auch die damalige „Lisztomanie", jenes nie wieder erreichte glühende Ineinanderleben von Künstler und Publikum, nicht zu erklären vermag, so weiß sie doch jener Eigenart den richtigen Platz anzuweisen in der Geschichte der Kunst. In der Musikliteratur, die mit echt kunstgeschichtlichem Geist noch immer recht stiefmütterlich bedacht ist, verdient das Werk eine achtbare Stelle. Hoffentlich werden die nächsten Bände den Componisten Liszt zu seinem Rechte führen und den unseligen Wahn vieler dummen und mancher gescheiten Leute zerstören, daß Liszt nur in Virtuosenerinnerungen und in seinen Schülern fortlebe. j—.

Der Bubenrichter von Mittenwald. Erzählung aus dem bayerischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Maximilian Schmidt hat sich mit seinen bayerischen Gebirgsgeschichten eine feste Domäne in der Gunst des Publikums erworben. Der echt menschliche Kern seiner Volkstypen interessirt weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus. Seine neueste Novelle erzählt die Geschichte eines Geigenhändlers aus Mittenwald, der durch eine unglückliche Verkettung von Umständen Vermögen, Ehre und Leben verliert, weil er in der Fremde seiner Geliebten daheim untreu geworden. Maximilian Schmidt's Stärke liegt nicht in der lückenlosen Charakterentwickelung, er schildert meist fertige Individuen, die unter dem Drucke äußerer Verhältnisse erliegen. Das versöhnende Element wird aus den Hauptpersonen heraus in eine Gegengruppe verlegt. So kommt auch in dem Bubenrichter von Mittenwald in der Schilderung eines alten Liebespaares, eines verbummelten Schmugglers und einer alten Magd, der Humor zur Geltung. g. m.

Ich. Roman von Ida Boy-Ed. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — In diesem Romane befindet sich die Heldin, eine vornehme und schöne junge Dame, in dem Dilemma, ob sie einen reichen Mann ohne Liebe oder einen sparsamen, pedantisch erscheinenden Jüngling mit Liebe nehmen soll. Sie entschließt sich endlich für das Letztere und damit ist der Moral der Geschichte Genüge geleistet und ein scheinbar tiefes Problem auf scheinbar ernste Weise gelöst. Im Grunde ist es aber unseres Erachtens kein tiefer poetischer Vorwurf, den die Verfasserin sich für ihren neuen Roman gewählt hat. Die rein praktischen Bedenken der in einem Meere von Vergnügungen schwimmenden jungen Dame mögen ja recht alltäglich sein und ihre Darstellung mag deshalb von manchen Leuten als echt realistisch angesehen werden, in der Hauptsache aber bleibt die Heldin doch ein herzlich oberflächliches Gänschen, das erst durch den Zusammenbruch des glänzenden Hauses, in dem sie bisher gedankenlos dahinlebte, zu einem gewissen Lebensernst geführt werden muß und dessen geistreich scheinende Allüren uns nicht über ihre eigentliche Inhaltslosigkeit hinwegtäuschen können. Besser als die Gestalt der Heldin selbst ist ihre frivole Schwester gezeichnet; überhaupt ist der geistige Bankerott der Genußsucht, wie sie sich in den reicheren Kreisen der Großstadt jetzt so sehr breit macht, trefflich geschildert. Der durch Sparsamkeit und andere bürgerliche Tugenden glänzende Geliebte der Heldin ist einer der gewöhnlichsten Romanmänner, während sein Rivale, der reiche und zugleich so naive Großgrundbesitzer, etwas mehr Lebensblut in den Adern hat. Im Uebrigen ist die Darstellung glatt und gewandt und der Roman empfiehlt sich wenigstens hierdurch als lesenswerth.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, deren Veröffentlichungen sich stets durch geschmackvolle Gediegenheit auszeichnen, gibt soeben einen neuen Kupferstich des unter der Bezeichnung „Bildniß einer lächelnden jungen Dame" weltberühmten Portraits von Van Dyk aus der Casseler Galerie. Die feine Charakteristik und liebenswürdige Schönheit des Originales hat die Meisterhand von Prof. Gustav Eilers vortrefflich wiedergegeben. Das schelmische Lächeln, der Ausdruck des Blickes, dann die Details der Kostümirung, das bauschige schwarze Seidenkleid, die braunen Stirnlöckchen, der durchscheinende Spitzenkragen — das ist Alles dem Grabstichel mit einer Virtuosität gelungen, die auch liebevolle Vertiefung mit geistreicher Auffassung verbindet. Wir empfehlen den Stich, der mit Fug in der vorjährigen Graphischen Ausstellung zu Wien die goldene Medaille erhalten hat, als schönsten Zimmerschmuck wie als Kleinod für die Sammelmappe des Liebhabers.

Schriftsprache und Dialekt im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Von Adolf Socin. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) — Ein trefflicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. Ueber die Berührung des Deutschen mit dem Latein und den romanischen Sprachen, über die Sprachgrenzen, über den Antheil der Grammatik an der Ausbildung der Bücherſprache und zumal über den Kampf der Luthersprache mit den Dialekten und über viele andere wichtige und strittige Punkte findet der Leser hier Belehrung und eine zusammenhängende Darstellung unter Beilegung der Zeugnisse und Urkunden. Einer Entschuldigung für den breiten Platz, der dem Alemannischen eingeräumt wurde, bedurfte es übrigens nicht, denn dieses ist, der Behauptung Rückert's zum Trotz, viel eher die Folge und das Kind des Mittelhochdeutschen, als die weniger durch innere Vortrefflichkeit, als durch religiöse und politische Verhältnisse und den überwältigenden Sprachschöpfergenius Luthers zum Siege gelangte mitteldeutsche Sprache. Auch wir sind mit Jacob Grimm der Ansicht, daß es ein Glück gewesen wäre, wenn sich unser Hochdeutsch mehr aus der klaren, reichen und sinnigen alemannischen Mundart, als aus der fränkischen und bayerischen gebildet hätte.

Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Franz Muncker. (Stuttgart, G. J. Göschen.) — Die geistvolle und feinsinnige Klopstock-Biographie des Münchener Docenten, die reife Frucht langjährigen Gelehrtenfleißes, ist nunmehr vollständig erschienen und zeigt sich uns überall als ein harmonisches, trefflich geschriebenes, im besten Sinne populäres Werk. Vieles ist neu, aus ungedruckten Quellen geschöpft, namentlich aus Bodmer's und Gleim's Nachlaß, manche Lücke ist ausgefüllt, das Urtheil ist überall bei aller Wärme nüchtern und streng, die erste unbefangene und geschichtlich gerechte Würdigung Klopstock's, die wir überhaupt besitzen. Das Buch wird die Werke des Messiassängers nicht wieden populär und genießbar machen, aber ihren hohen geschichtlichen Werth erklären und uns den bei allen Schwächen doch schönen Charakters des einst vergötterten Dichters auch menschlich näher bringen.

Paul Heyse's Novellen und Romane. Von Otto Kraus. (Frankfurt a. M., J. Alt.) — Wir sind keineswegs blind für die Mängel Heyse's. Seine ethischen Ansichten sind oft recht lax und verzwickt, und neuerdings hat er sich in psychologische Haarspaltereien versenkt, die häufig jedes Behagen stören. Aber er ist ein Künstler, ein Dichter, wenn auch nicht für höhere Töchter. Leider wird er aber von dem Verfasser dieser muckerischen oder noch wahrscheinlicher ultramontanen Schmähschrift nur vom beschränktesten Moralistenstandpunkt aus beurtheilt und natürlich verdammt. Komisch ist noch der Schlußangriff auf den Verleger Heyse's, der — hört! hört! — Schatzmeister des Berliner Vereins für innere Mission sein soll. Sollte sich da der ultramontane Verfasser nicht allzu sehr verrathen?

Lebenskünstler. Ein Sittenbild von Gustav Schwarzkopf. (Dresden, Minden.) — Es ist nicht zu verwundern, daß Schwarzkopf nach dem Erfolge seiner satirischen Skizzen nun auch einmal ein größeres Werk ausführen, einen Roman schreiben wollte. Leider ist sein Versuch durchaus mißglückt. Er hat da einige gute Figuren früherer Factur aufgefrischt und gruppirt und einen einheitlichen Grundgedanken nicht ohne Geschick durchgeführt, aber in diesem großen Rahmen erscheint sein Talent klein, seine Erzählungskunst gering, seine Gestaltungskraft ohnmächtig. Die unkünstlerisch aneinander gereihten satirischen Charakteristiken, die freilich immer von scharfer Beobachtungsgabe zeugen, wirken um so niederdrückender, als des Verfassers schon zur Manier gewordene Schwarzseherei hier wahre Orgien feiert. Alles ist grau in grau gemalt, von ätzender Ironie übergossen, kaum eine einzige Gestalt erregt unsere Theilnahme. Schwarzkopf, der eine unterhaltende Brochüre geschrieben: „Der Roman, mit dem man sich langweilt", hat nun wirklich einen solchen verfaßt. Er möge schnell zu seinem eigensten Gebiete der satirischen Augenblicksphotographie zurückkehren!

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich.

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Oktavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Obiges Werk verdient gerade jetzt nach dem Tode des **großen Kaisers** auch in Deutschland allseitige Beachtung. Rückhaltlos zollt Autor dem Verewigten Anerkennung und schildert mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einer in **Frankreich** erschienenen und für **Franzosen** bestimmten Biographie nicht für möglich hält, das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. *M* 3.—

II. Abteilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. *M* 3.—

L. Weyl, Berlin W. 8, Badestuhlfabr. Pr.-Cour. gr.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **H. Kruse,** Dram. Werke. 10 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 20 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 6 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Belletristische Novitäten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zwei Seelen.

Roman von

Rudolf Lindau.

Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

Die Tochter des Kapitäns.

Roman von

H. Rosenthal-Bonin.

Preis geheftet *M* 5. —; fein gebunden *M* 6. —

Eine Leidenschaft.

Sein Traum. — Ein Ferientag.

Drei Novellen von

Ludwig Thaden.

Preis geheftet *M* 4. 50; fein gebunden *M* 5. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—

Erste bis vierte Auflage.

Soeben erschien im Verlage von **Walther & Apolant** in **Berlin:**

Macaulay, Altrömische Heldenlieder.

Deutsch von **Harry von Pilgrim.**

Preis brochirt *M* 2.— ; gebunden *M* 3.—

Von **Julius Stinde** erschienen:

Die Familie Buchholz.	Der Familie Buchholz 2. Thl.	Frau Wilhelmine.	Buchholzens in Italien.
64. Auflage.	**51.** Auflage.	Der Familie Buchholz letzter Theil. **38.** Auflage.	Reise-Abenteuer v. Wilhelmine Buchholz. **47.** Auflage.

Preis pro Band geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

Bisheriger Absatz obiger 4 Bände: 328,000 Exemplare!

Ausländische Urtheile über „Die Familie Buchholz"

Der „Evening Standard" schreibt: The sayings and doings of the Buchholz family at home and abroad, as related by Frau Buchholz, alias Julius Stinde, the autor, is one of te most amusing German novelties that we have across for a long time. The volumes, of which there, are three, are full from beginning to end of that genuine humour which is characteristic of a person cr a peopel, and which can neither be acquireed nor imitated.

„Nya dagligt Allehanda" schreibt: Stinde har gåt sin egen väg, och oberoende af fränder och konkurrenter af den glada skolan har han skapat sin Buchholz genre, som är hans egen, af honom sjelf uppfunnen och exploiterad. Det originella i denna genre är, att det är i ett fruntimmers mun han lägger skildringarna från den borgerliga verld, som utgör skådeplatsen för berättelserna.

V. Cherbuliez schreibt in seinem umfangreichen Essay in der „Revue des deux Mondes" vom 1. November 1885 u. a.: „Mme. Buchholz ne peut être confondue avec personne; elle est de son pays; son esprit et sa sottise sont des vins surs, mais francs, qui sentent le terrain.

Die „Times" schreibt: The sketches are as graphic in ther way as those of Dickens.

Blackwood's „Edinburgh Magazin" (No. DCCCXLVI) **schreibt:** Our author neither theorises nor teaches, nor moralises. From the dense, bewildering throng of actors in the human drama, he has singled out one tiny group for study of an almost scientific accuracy and thoroughness, and has then fused his observations into such a living picture as only a true artist can create. His sketches are vigorous, realistic and racy; they sparkle with brigth fun and joyousness. Many a grave treatise on „Middle-class life in Berlin" arrayed in the full pomp of bluebook lore, would not be half so instructive, or furnish half so much to think about. —

Stets vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes!

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 21. April 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Frage der Weingesetzgebung. Von Fritz Kalle, M. d. R. — Oesterreichische Executionsordnung. Von Heinrich Blechner. — **Literatur und Kunst:** Die Pariser und die Wiener Operette. Von Paul Marsop. — Aus der englischen Frauenbewegung. Von B. D. — Das Kaiserdenkmal. Von Georg Malkowsky. — **Feuilleton:** Das Testament. Von Giovanni Verga. Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Zur Frage der Weingesetzgebung.

Von Fritz Kalle, M. d. R.

Der Reichstag ist geschlossen worden, ohne daß ein Gesetz betreffend den Verkehr mit Wein zu Stande gekommen wäre, der Presse liegt es jetzt ob, zu untersuchen, was geschehen kann, um die hieraus erwachsende Schädigung großer wirthschaftlicher Kreise zu hindern, der Fertigstellung eines entsprechenden Gesetzes in der nächsten Session vorzuarbeiten.

Der jetzige Zustand ist unhaltbar. Während sonst überall der Schutz der nationalen Arbeit angestrebt wird, ist durch die Rechtsprechung auf Grund des Nahrungsmittelgesetzes die deutsche Weinproduction und der Handel mit einheimischen Weinen ernstlich bedroht und weit ungünstiger gestellt wie der Verkehr mit ausländischen Producten.

Am 2. November 1886 entschied das Reichsgericht in den Danzig-Elbinger Weinprocessen, daß es nicht als Verfälschung anzusehen sei, wenn weniger gute Jahrgänge französischer Weine, die schon im Ursprungslande verschnitten würden, in Deutschland nachträglich noch mit Sprit und bis zu 22½ Procent Wasser versetzt würden und daß solche Weine unter dem Namen St. Estéphe, St. Emilion, St. Julien, Chateau Léoville, als Gattungsname für billige Weine geringer Qualität mit französischem Charakter, verkauft werden dürften. Dagegen bestätigte das Reichsgericht unterm 20. Januar 1887 die Verurtheilung eines Weincommissionärs in der bayerischen Pfalz, weil er Pfälzer Wein 10 Procent Zuckerlösung zugesetzt hatte, mit der Begründung, daß unter in den Weingegenden Deutschlands erzieltem Wein im allgemein gebräuchlichem Sinn nur ein Getränk verstanden werde, welches ohne jeden Zusatz aus Traubensaft durch alkoholische Gährung bereitet werde. Die Danziger Entscheidung sei eine andere, weil die französischen Gewohnheiten andere seien. Allerdings hatte der betreffende Commissionär seinen Wein nicht als versetzt bezeichnet, er würde aber, auch wenn er es gethan hätte, verurtheilt worden sein, da nach der Reichsgerichtsentscheidung vom 17. Januar 1881 die Aufklärung des unmittelbaren Abnehmers nicht genügt, um vor Strafe zu schützen.

Dieses Urtheil des Reichsgerichtes, wie die Urtheile untergeordneter Gerichtshöfe, durch welche der Verkauf gallisirter Weine auch dann für strafbar erklärt wurde, wenn die Producte ausdrücklich als gezuckert bezeichnet wurden, sind zum Theil durch die Gesetzgebung, zum Theil durch den Mangel an Wahrhaftigkeit der Producenten und Händler verschuldet.

Hätte der Gesetzgeber im Nahrungsmittelgesetze klar gesagt, daß nur solche Zusätze als Verfälschungen zu betrachten seien, die das Product verschlechtern und wäre, wenn auch nicht im Gesetze, so doch in den Motiven zu denselben, oder in den Verhandlungen des Reichstages unzweideutig ausgesprochen worden, daß und in wie weit das Gallisiren nicht als Verschlechterung zu betrachten sei, so wäre dasselbe nicht unter das Gesetz gefallen. Hätten die deutschen Winzer und Weinhändler die Weinverbesserung offen betrieben, hätten viele unter ihnen das, was sie im Geheimen thaten, nicht nur abgeleugnet, sondern sogar mit sittlicher Entrüstung verurtheilt, so wären unsere Gerichtshöfe unzweifelhaft zu anderen Entscheidungen gekommen.

Ein dauernd befriedigender Zustand kann nur geschaffen werden durch ein den § 10 des Nahrungsmittelgesetzes nach Möglichkeit präcisirendes Gesetz über den Verkehr mit Wein, inzwischen aber sollten Alle, die gallisirten Wein herstellen und verkaufen, sich wie der wackere Oberlandesgerichtspräsident und Weingutsbesitzer Görz in Darmstadt offen zu ihrem bisher verheimlichten Thun bekennen, dann würde die Voraussetzung, von der das Reichsgericht bei seiner Entscheidung vom 20. Januar 1887 ausging, sich als thatsächlich falsch erweisen und der nächste bis zur höchsten Instanz durchgeführte Proceß würde dieser Gelegenheit geben, ihre frühere Entscheidung zu reformiren.

Wie ist nun aber das Weingesetz zu gestalten, um einen den wirthschaftlichen Consumenten, wie den Producenten und den Anforderungen der Hygiene entsprechenden Zustand zu sichern?

Die hier und da aufgetauchte Forderung, der Wein möge überhaupt als nicht unter die Bestimmungen des § 10 des Nahrungsmittelgesetzes fallend ausgeschieden werden, kann ernstlich wohl kaum aufrecht erhalten werden. Man kann wohl die Frage aufwerfen, ob in das Nahrungsmittelgesetz Bestimmungen, wie diejenigen der §§ 10 und 11 gehören, Bestimmungen, welche fast ausschließlich den Zweck des Schutzes des Geldbeutels des Consumenten verfolgen, ob man sich nicht richtiger auf den Schutz der Gesundheit der Letzteren beschränkt hätte (übrigens lassen sich gute Gründe dafür anführen, daß man gleichzeitig die strafrechtlichen Bestimmungen, betreffend den Betrug, des § 263 des Strafgesetzbuches im Nahrungsmittelgesetz zu ergänzen suchte, wie denn auch das Ausland, insbesondere England und Frankreich, in ähnlicher Weise vorgegangen ist), so lange diese Paragraphen bestehen, kann man den Wein nicht einseitig ausscheiden, denn man wird nicht leugnen können, daß auch bei der Herstellung und dem Ver-

Digitized by Google

kauf von Wein die Vergehen, die der Gesetzgeber bei dem Verkehr mit Nahrungs- und Genußmitteln treffen will, nicht nur vorkommen können, sondern auch thatsächlich vorgekommen sind. Als unerfüllbar betrachte ich die von anderer Seite aufgestellte Forderung, die obwaltenden Schwierigkeiten dadurch zu beheben, daß man den Begriff der „Verfälschung" und der „zu einer Täuschung geeigneten Bezeichnung" im Gesetze so definirt, daß eine der Absicht des Gesetzgebers durchaus entsprechende, allen Interessen Rechnung tragende Handhabung des Gesetzes gesichert wird. Jede positive Feststellung und Umgrenzung reizt die unlauteren Elemente geradezu an, die bei derartigem Vorgehen unvermeidlichen Lücken des Gesetzes zu dessen Umgehung zu nutzen.

Der einzig richtige Weg ist der, daß man die Begriffsbegrenzung in negativer Richtung vornimmt, daß man im Gesetze ausdrücklich diejenigen Manipulationen benennt, welche ohne Weiteres und diejenigen, welche bedingungsweise zugelassen werden sollen. Und diese Auffassung ist wohl jetzt auch ziemlich allgemein durchgedrungen; sie spricht sich mehr oder weniger klar in der Mehrzahl der dem Reichstage zugegangenen Petitionen aus und kommt zum vollbewußten Ausdruck in den Verhandlungen des Reichstages und seiner Weingesetz-Commission. Der Streit dreht sich eigentlich jetzt nur noch um die Frage, welche Verfahren bei der Weinbereitung zuzulassen sind und in wie weit deren Anwendung bei dem Verkauf des Productes zu declariren ist. Die naive Ansicht, daß Wein ein „Naturproduct" sei, bei dem nichts ab und zu gethan werden dürfe, findet heute kaum noch einen Vertreter. Schon in den den Motiven zum Nahrungsmittelgesetz beigegebenen „Materialien zur technischen Begründung" heißt es:

„Aus dem Gesagten ergibt sich in unzweideutiger Weise, daß der Wein in gewissem Sinne ein Kunstproduct ist, dessen Güte im Allgemeinen mit Manipulationen zusammenhängt, die von der Geschicklichkeit und Erfahrung des Einzelnen abhängen, der sich mit der Herstellung resp. der Conservirung der Weine beschäftigt."

Ist dem aber so, so erscheint es geradezu widersinnig, Manipulationen, welche erfahrungsmäßig zu einer Verbesserung des Productes führen, als Verfälschungen mit Strafe zu bedrohen, oder auch nur den Vertrieb so hergestellter Producte dadurch zu erschweren, daß man verlangt, daß ihnen im Handel Bezeichnungen beigelegt werden, durch welche der Consument abgeschreckt wird.

Die Behandlung des Weines mit schwefliger Säure und mit Schönungsmitteln wollen auch die rücksichtslosesten „Puristen" nicht beim Verkauf declarirt wissen, wohl aber verlangen sie Declaration, sobald bei der Weinbereitung Zucker und Wasser zugesetzt werden. Nun heißt es aber bereits in den eben erwähnten „Materialien":

„Wurde im Vorhergehenden geschildert, in welchen Weisen aus reifen und guten Trauben Wein kunstgemäß hergestellt wird, so muß nunmehr darauf hingewiesen werden, daß die Trauben auch bei sorgfältigster Cultur des Weinstockes in Folge ungünstiger Witterungsverhältnisse häufig nicht genügend reif werden. Namentlich ist dies in Deutschland der Fall, weit seltener in Frankreich und anderen südlichen Ländern. In der That kommen auf zwölf Weinjahre nur ein ausgezeichnetes, vier gute, drei mittlere und vier schlechte Jahre."

Und es heißt dann an einer späteren Stelle:

„Während ein Wein, bereitet aus einem Most mit 12 Procent Zucker und 14 pro Mille Säure kaum genießbar ist, kann man aus demselben durch regelrechtes Gallisiren ein leidliches Getränk herstellen."

Heißt es da nicht nur den Producenten, nein, auch den Consumenten schädigen, wenn man den Vertrieb des „leidlichen Getränks" (und dasselbe schmeckt nicht nur besser, sondern ist auch für alle Menschen mit nicht geradezu abnormen Verdauungswerkzeugen unstreitig gesünder) gegenüber dem des „kaum genießbaren" erschwert? Die „Puristen" behaupten allerdings, daß der Declarationszwang kein Erschwerniß für den Verkauf gallisirter Weine sei, der Consument werde dadurch nicht abgeschreckt — und sie beziehen sich dabei auf Aeußerungen einzelner Producenten, welche es verstehen, auch declarirte Weine an den Mann zu bringen und auf einzelne Consumenten, welche vorurtheilsfrei genug sind, solche Weine zu kaufen. Es ist aber klar, daß es sich hier nur um ganz billige, geringe Producte handelt, daß von der kleinen Menge declarirt vom Weinhändler verkauften Products wieder ein erheblicher Bruchtheil an Wirthe geht, denen es nicht einfällt, ihren Gästen zu sagen, daß der Wein gallisirt ist, und daß die Zahl der Consumenten, die so vorurtheilsfrei sind, daß sie sich durch die Declaration nicht im Genuß stören lassen, eine verschwindend kleine ist. Die große Masse der Weintrinker, die die enormen Preise für mundende, sogenannte naturreine deutsche Weine nicht zahlen kann, würde sich dem Biere, das ja immer besser wird und schon dadurch dem Wein eine wachsende Concurrenz bereitet, zuwenden. In Gasthöfen, in denen man kein Bier erhalten kann, würde man ausländische Weine trinken, bei denen sich wenigstens die Fiction aufrecht erhalten läßt, sie seien „naturrein". (Wie wenig diese Fiction allerdings gerechtfertigt ist, geht daraus hervor, daß im Jahre 1886 in Frankreich allein 28 Millionen kg Zucker, für welche Steuererlaß gewährt wurde, zur Verzuckerung von Wein verwandt wurden.)

Ob dem Interesse der Consumenten damit gedient wäre, lasse ich einstweilen dahingestellt sein, die Producenten aber, die Winzer und Händler, würden unleugbar auf das schwerste geschädigt. Letztere haben unter dem Zwange der Verhältnisse, so lange sie sich der Hoffnung hingeben durften, das Gesetz werde in billiger Weise gehandhabt werden, in weitem Umfange gallisirt und die so behandelten Weine undeclarirt vertrieben, legt man ihnen nun den Declarationszwang ausdrücklich durch ein Specialgesetz auf, so sinkt der Verkaufswerth der kleinen Weine schlechter Jahrgänge wieder auf das elende Niveau zurück, auf dem er in früheren Zeiten, als man solche Gewächse bei uns noch nicht genießbar zu machen wußte, stand. Die ehrenwerthen, soliden deutschen Weinhäuser werden das Geschäft aufgeben; an ihre Stelle werden zum Theil französische Käufer, zum Theil solche deutsche Händler treten, welche nicht viel Ehre zu verlieren haben, welche um eines großen Profits willen die Gefahr einer gerichtlichen Bestrafung zu laufen bereit sind. Daß die Winzer mit solchen Käufern nicht gut fahren würden, bedarf wohl keines besonderen Nachweises, aber ich möchte auch glauben, daß das weintrinkende Publikum unter solchen Verhältnissen leiden würde. Die aus Frankreich gallisirt zu uns zurückkommenden deutschen Weine würden uns wesentlich theurer zu stehen kommen, als die von uns selbst verbesserten und die unsoliden deutschen Weinhändler, die an Stelle der soliden träten, würden sich nicht damit begnügen, unsere Winzer zu drücken, sondern würden sich für das Risiko, jeden Augenblick eingesteckt und empfindlich gebrüchtet werden zu können, jedenfalls durch abnorm hohe Verkaufspreise schadlos zu halten suchen.

All' das liegt so klar zu Tage, so nahe, daß man es kaum begreift, wie es noch Menschen geben kann, die das Gallisiren als eine Weinverfälschung behandelt wissen wollen, und den Kampf dagegen mit scheinbarer Entrüstung, ja mitunter sogar mit wirklicher Erbitterung führen, und doch ist deren Zahl noch recht groß. Die überwiegende Mehrheit dieser Leute besteht ja allerdings aus Ignoranten, die ohne jede eigne Kenntniß vom Wein und seiner Herstellung sich haben weis machen lassen, alle Manipulationen zur Verbesserung des Weins seien eben so viele Kniffe, um sie als Consumenten zu betrügen, den Ton aber geben nicht die Consumenten an, sondern eine Anzahl von Producenten, die da meinen, das Verbot des Gallisirens und der Declarationszwang würden ihnen zum Vortheil gereichen.

In erster Linie finden wir da die großen Besitzer der besten Weinberge in den bevorzugtesten Gegenden, reiche, vornehme Herren, die sich den Luxus erlauben können, ein oder auch mehrere Jahre mit Zubuße zu arbeiten, da ihnen für ihre Hochgewächse aus guten Weinjahren riesige Preise gezahlt werden. Diese Fürsten unter den Winzern machen übrigens auch in Mißjahren noch ein verhältnißmäßig gutes Product,

Digitized by Google

weil ihre Trauben reifer sind als diejenigen der übrigen Weinbergsbesitzer und weil sie Auslesen machen können, die für den kleinen Weinbauer undurchführbar sind. In zweiter Linie finden wir die Winzer solcher Gegenden, in welchen bisher in der Regel nicht gallisirt wurde, weil entgegenstehende Vorurtheile und Gewohnheiten, oder eine stramme Polizei es hinderten und die daher den bei ihnen bestehenden Zustand allgemein eingeführt zu sehen wünschen. In dritter Linie endlich kämpfen jene dunkeln Ehrenmänner, welche sich bei dem heimlich von ihnen betriebenen Geschäfte des Verbesserns die Concurrenz möglichst vom Halse schaffen möchten.

Ueber die letztgenannte Kategorie von Gegnern ist kein Wort zu verlieren. Der zweiten möchten wir dagegen zu erwägen geben, ob es nicht ihr Interesse mehr förderte, wenn ihnen dieselben Vortheile eingeräumt werden, welche ihre Concurrenten in anderen Gegenden genießen, als wenn die Gleichmäßigkeit dadurch hergestellt wird, daß jene Manipulationen, die sich so außerordentlich bewährt haben, überall unmöglich gemacht werden. Während in den Bezirken, in denen nicht gallisirt werden kann, wie z. B. am Kaiserstuhl, die Weine der Mißjahre beinahe unverkäuflich sind, so daß der Winzer in solchen Jahren nicht einmal seine Betriebskosten (also ohne jede Bodenrente) decken kann, erzielen an der Mosel, seitdem dort das Gallisiren eingeführt ist, auch die kleinsten Gewächse schlechter Jahrgänge immer noch leidliche Preise, und ähnlich steht es an der obern Haardt, der Nahe u. s. w. Dabei sind die Preise der feinen, ungallisirten Weine durchaus nicht zurückgegangen, sondern im Gegentheil erheblich gestiegen. So theilte der Weinhändler-Verein der Mosel in seiner vor Kurzem an den Reichstag gerichteten Petition mit, daß für 600 im Frühjahr 1886 in Trier versteigerte Fuder 1884ger feine Moselweine ein alles bisher Dagewesene weit übersteigender Durchschnittspreis erzielt worden sei.

Dies letztere sollte denn auch den verbesserungsfeindlichen „Winzerfürsten" zu denken geben. Die feinen Moselweine sind im Preise gestiegen, weil das Moselgewächs, da es auch in den billigen Qualitäten trinkbar wurde, sich mehr Freunde unter den Consumenten, ein erweitertes Absatzgebiet errungen hat, denn in der Regel weiß nur derjenige ein feines Gewächs zu schätzen, der dasselbe in weniger feiner Qualität häufiger consumirt. Die Engländer, Amerikaner u. s. w. kaufen die theuren deutschen Hochgewächse in erheblicheren Quantitäten erst seitdem sie durch das Angebot billigerer trinkbarer Mittelweine an unsere Producte gewöhnt worden sind, und so geht es auch in den nicht selbst Weinbau treibenden Gegenden des Vaterlandes. Wollen die vornehmen Weine nicht auf den engen Kreis ihrer heimathlichen Provinzen beschränkt bleiben, wollen sie den Weltmarkt erobern und hohe Preise erzielen, so müssen ihnen die Wege durch ihre weniger anspruchsvollen Genossen gebahnt werden. Ich behaupte, daß neun Zehntel von den Producenten, die jetzt für den weitestgehenden Declarationszwang schwärmen, es bald bitter bereuen würden, wenn ihre Wünsche gesetzliche Kraft erhielten; nur jene Gauner würden sich ins Fäustchen lachen, die den gesetzlichen Declarationszwang bloß verlangen, um allein heimlich weiter gallisiren zu können.

Meine persönliche Ansicht geht nach alledem dahin, daß man die rationelle, zu einer wirklichen Verbesserung des Products führende Gallisirung nicht durch einen den Vertrieb so behandelter Weine erschwerenden Declarationszwang behindern soll, und zwar um so weniger, als man durch nachträgliche Untersuchung des fertigen Products nicht nachweisen kann, ob und in wie weit es mit Hülfe jener Processe gewonnen wurde, so daß jedes gesetzliche Hinderniß lediglich das einheimische, nicht das fremde Product trifft. Sollte das auf dem hiesigen und den fremden Märkten mit uns concurrirende weinbautreibende Ausland gesetzlich den Declarationszwang einführen, so könnte man ja allerdings von Neuem der Frage näher treten, ob und welche Schritte unsrerseits in gleicher Richtung zu thun wären, einstweilen aber ist für ein derartiges Vorgehen insbesondere unseres Hauptconcurrenten, Frankreichs, keine irgendwie gegründete Aussicht vorhanden.

Die Entsäuerung des Mostes durch kohlensauren Kalk, bei gleichzeitigem Zusatz von Zucker (Chaptalisiren) kann natürlich, da hier die Quantitätsvermehrung geringer ist als beim Gallisiren, gesetzlich nicht ungünstiger gestellt werden als letzteres, man muß sich aber hüten, durch das Gesetz irgendwie einen Anreiz zur Anwendung dieses Verfahrens zu geben, weil es sehr schwierig ist, dasselbe richtig durchzuführen, jeder Fehler aber den Werth des Products außerordentlich verringert. Sobald nämlich mehr Kalk zugegeben wird als nothwendig ist, um die Weinsteinsäure zu binden — und der Gehalt an letzterer ist auf einfache Weise nicht bestimmbar — entsteht äpfelsaurer Kalk, der sich nicht wie das weinsaure Salz ausscheidet, sondern im Wein gelöst bleibt und somit dessen Gehalt an Salzen bedenklich vermehrt. Die petiotisirten Weine, d. h. die durch Vergährenlassen von Weintreber mit Zuckerwasser gewonnenen weinartigen Getränke, würden meiner Auffassung nach allerdings nur als „Treberwein" oder „Nachwein" declarirt in den Verkehr gebracht werden dürfen, denn hierbei kann man nicht von Weinverbesserung sprechen, da aus der Traube stammende Flüssigkeit, welche Wein geben könnte, überhaupt nicht oder nur in Spuren vorhanden ist.

Daß die Annahme meiner Auffassung betreffs des Gallisirens in schlechten Jahren zu einer beträchtlichen Vermehrung des aus den Trauben erzielten Weinquantums führen kann, gebe ich zu, ich glaube aber kaum, daß die Preisbildung der besseren, reinen Weine dadurch beeinträchtigt würde, denn der stark mit Zuckerwasser versetzte Wein wird im Geschmack immer sehr fühlbar hinter reinem zurückbleiben. Die Menge Wein, die in Deutschland gewonnen wird, ist verhältnißmäßig sehr gering und ist die von den Puristen so sehr gefürchtete Vermehrung überdies durch die praktische Einführung der Gallisirung in unseren meisten Weinbaugegenden thatsächlich bereits zum größeren Theil eingetreten. Dabei ist aber, wie bereits erwähnt und allen Sachverständigen bekannt, kein Preisrückgang erfolgt, es sind vielmehr umgekehrt die Preise, nicht nur der kleinen, sondern auch der großen Weine, erheblich gestiegen.

Dies meine Ansicht; da ich aber nicht hoffen kann, daß man an maßgebender Stelle so weit zu gehen bereit ist und die Erreichung eines praktischen Resultats, einer zu einem brauchbaren Gesetz führenden Einigung mir die Hauptsache ist, bescheide ich mich und gestatte mir folgenden Vorschlag zu machen:

Als Verfälschung des Weines im Sinne des § 10 des Nahrungsmittelgesetzes ist, abgesehen von dem Verschnitt, der üblichen Kellerbehandlung, Schwefeln, Schönen u. s. w. nicht anzusehen, der Zusatz vom krystallinischen Zucker in fester Form oder wässeriger Lösung. Beträgt die zur Lösung des Zuckers verwendete Gewichtsmenge Wasser jedoch mehr als diejenige des Zuckers, so darf der Wein nicht unter der Bezeichnung einer Traubensorte, einer Weinbergslage in einer Gemarkung, eines Jahrganges, oder eines bestimmten Producenten gewerbsmäßig feil gehalten oder verkauft werden. Wein, welcher unter Verwendung von Zuckerwasser aus Weintrester gewonnen ist, darf nur als „Tresterwein", oder „Nachwein", Wein, welcher unter Verwendung anderer Stoffe als die hierüber genannten hergestellt ist, nur als „Kunstwein" feil gehalten oder verkauft werden.*) Mit Hülfe von Zucker oder Zuckerlösung hergestellter Wein darf nicht als „reiner Wein", „Naturwein", oder unter ähnlichen Bezeichnungen feil gehalten oder verkauft werden.

Nach diesem Vorschlage würde der indirecte Declarationszwang, d. h. die Beschränkung der Benennung gallisirter Weine

*) Auf die Kunstweinfrage und die Berechtigung des Wortes „Kunstweln", gehe ich eben so wenig ein, wie auf die gesundheitsschädlichen Zusätze.

Digitized by Google

eintreten, sobald die Volumvermehrung des Mostes durch Zuckerwasserzusatz 25 Volumprocent übersteigt, denn um den zuckerärmeren Most, und das wäre ein Most mit 8 Procent Zuckergehalt, auf den Normalgehalt von 18 Procent zu bringen, kann man höchstens 31 Gewichtsprocent 50procentige Zuckerlösung vom specifischen Gewicht 1,23 zusetzen. Dieser Vorschlag ist meines Erachtens so bescheiden, daß bis auf einige Fanatiker unter den Puristen Jedermann ihm zustimmen kann, denn für die ohne Beschränkung bezüglich der Bezeichnung (abgesehen von dem Verbot der Bezeichnung als „Naturwein") verkäuflichen Weine ist die Vermehrung in enge Grenzen gebannt, während bei größerem Wasserzusatz in dem Verbot, das Product im Verkehr anders als durch Namen der Gemarkung zu charakterisiren, ein äußerst wirksamer Declarationszwang eintritt. Auch noch die Bezeichnung durch den Namen der Gemarkung zu verbieten und bloß den Namen einer Landschaft, oder einen Phantasie-Namen zuzulassen, scheint mir entschieden zu weit zu gehen.

Daß obige Vorschläge, die sich an ähnliche bereits in der Reichstagscommission von verschiedenen Seiten gestellte und von einem großen Theil der Mitglieder unterstützte Anträge anschließen, um deswillen nicht annehmbar seien, weil es mangels Beweises unmöglich sein würde, in jedem Falle denjenigen, der trotz größeren Wasserzusatzes sein Product undeclarirt in den Handel bringt, zur Strafe zu ziehen, wird Niemand sagen können, denn wir bedrohen auch Brandstiftung und andere Verbrechen und Vergehen mit Strafe, von denen wir wissen, daß nur in einer Minderheit von Fällen, die Personen, welche sie begangen haben, zur Strafe gezogen werden können. Die Strafandrohung soll eben vorbeugend wirken, und thut dies auch erfahrungsmäßig. Am allerwenigsten aber können die Puristen jenen Einwand erheben, denn er läßt sich genau mit demselben Rechte dem von ihnen verlangten Declarationszwang entgegenhalten.

Mögen diese Ausführungen dazu beitragen, andere nicht bei der Sache interessirte Männer (ich habe weder selbst irgend ein derartiges directes oder indirectes Interesse, noch vertrete ich einen Wahlkreis, der solche in nennenswerthem Umfange hätte) zu weiteren schriftlichen und mündlichen Darlegungen zu veranlassen, auf daß diese volkswirthschaftlich hochwichtige Frage in der nächsten Reichstagssession eine befriedigende Lösung finde.

Oesterreichische Executionsordnung.

Von Heinrich Blechner.

Seit einigen Monaten ist in Oesterreich die neue Executionsordnung in Wirksamkeit getreten. Wenige Gesetze sind je von so einschneidender Wirkung in diesem Lande gewesen, wie gerade diese Novelle, welche vom Abgeordneten Furtmüller angeregt, vom Ministerialrath Steinbach redigirt worden.

Die Rechtsanschauungen unserer Zeit haben sich wesentlich geändert; die starre Wirksamkeit des römischen Rechtes ist gebrochen. Nicht das Durchsetzen des formalen Rechtes bis in seine letzten Consequenzen wird mehr bezweckt; eine höhere Einsicht ist zur Geltung gekommen, sittliche Zwecke zu erreichen wird angestrebt. Der Arme soll nicht mehr erdrückt, der wirthschaftlich Schwache nicht gänzlich zu Grunde gerichtet werden. Im Sinne dieses Grundgedankens wurde vor zwanzig Jahren der Personalarrest abgeschafft, er beherrscht das neugegebene österreichische Wuchergesetz und die neueingeführte Executions-Novelle. Nach dem Muster des Heimstättenrechts in Amerika soll dem der Execution Verfallenen ein Existenz-Minimum gesichert bleiben, das ihn davor bewahrt, sofort in den Abgrund des völlig besitzlosen Proletariats zu versinken, aus dem ein Sichwiedererheben so schwer ist. Nicht wie in Amerika auch das Haus, aber doch die Kuh, die Ziege, das Bett, anständige Kleidung, Wäsche, die nothwendigen Lebensmittel, Berufssachen, Bücher, Instrumente, sollen dem Gepfändeten verbleiben und die Einführung des Ueberbots noch nach der Versteigerung soll gegen die bisherige Verschleuderung von Bauernwirthschaften Abhülfe schaffen.

Es hat lange in dem „gemüthlichen Oesterreich" gedauert und viele Länder mußten mit gutem Beispiele vorangehen, bis man sich in Wien entschloß, mit der ebenso entsetzlichen als zwecklosen Barbarei aufzuräumen, von der sich Niemand eine richtige Vorstellung machen kann, der es nicht mit angesehen, wenn man eine arme, unglückliche Familie überfiel und alles was sie besaß, Alles, den rohen Händen fremder Menschen, die ein bösartiges Gewerbe daraus machten, überlieferte, ohne den Schuldner in den meisten Fällen dadurch irgend zu entlasten. Gegenwärtig aber kann man in der That sagen, daß die Mobiliarexecution überhaupt so gut wie beseitigt ist; denn außer den obenerwähnten, von der Execution ausdrücklich ausgenommenen Gegenständen ist auch das übrige gesammte bewegliche Vermögen von der Exequirung befreit, wenn aus dem Erlöse, wie es im § 4 der Novelle heißt, nicht mehr als die Kosten des Gerichtsverfahrens gedeckt werden können. Da man aber bei den bestehenden niedrigen Kaufsanboten fast niemals weiß, ob die Kosten hereingebracht werden, weigern sich seit Einführung des Gesetzes die Notare überhaupt, eine letzte Execution vorzunehmen, bei welcher auch unter dem Schätzungswerthe zu versteigern ist. Gerichtsdiener, Referent und Gerichtsvorstand sind im Zweifelfalle für Unterlassung der traurigen Procedur, da es so dem Geiste des Gesetzes entspricht. Aber auch die Klagepartei selbst, der Implorant, läßt es unter solchen Umständen klüglicherweise nicht darauf ankommen. Auch jene zahlreichen Advokaten, welche bisher nur allzuhäufig sich geneigt erklärten, die Execution, da die Kosten gesichert waren, auf eigene Gefahr vorzunehmen, wollen von solcher Praxis gegenwärtig nichts mehr wissen.

Das ist die schöne, die humane Seite des Gesetzes, aber es hat in dem alles Besitzthum so hochbesteuernden Oesterreich gleichzeitig eine so tiefe Schattenseite, daß es erklärlich wird, warum man so lange gezögert, es auf die Tagesordnung zu setzen, obgleich schon der Code civil des français vom Jahre 1804 in seinem Artikel 592 die wesentlichen Bestimmungen dieses Gesetzes fixirte.

Da das Steueramt vom eingehenden und auch nicht eingehenden Miethzinse jeder Wohnung, die besetzt ist, bis zweiundfünfzig Kreuzer vom Gulden fordert, genießt der Hausbesitzer das Recht, sich vor allen anderen Gläubigern aus dem Hab und Gut des Miethers bezahlt zu machen. Dieses Recht ist durch die neue Novelle nahezu werthlos geworden. Schon einige Tage vor dem Inslebentreten der neuen Executionsordnung machte ein Beschluß des Gemeinderathes von Donaufeld, einem Dorfe in der Nähe der Haupt- und Residenzstadt, viel von sich reden. In einem Circulare des Bürgermeisters Plankenbüchler wurde den Ortshausbesitzern mitgetheilt, daß vom Tage der Einführung der neuen Executionsordnung an, in der Gemeindekanzlei ein „Schwarzbuch" aufliegen werde, welches die Namen und Adressen aller jener Parteien enthält, die mit Zinsbeträgen irgend im Rückstande sind. Diese sollten im ganzen Orte keine Wohnung mehr finden, ehe sie nicht den alten Rest gedeckt und den neuen Miethzins im Voraus erlegt hätten. „Die wohnungsuchende Partei," heißt es in diesem Circulare, „wird einsehen lernen, daß der Zins gleichbedeutend mit dem Obdach ist und davon der fernere Aufenthalt in der Gemeinde abhängt." Zum Schlusse fordert die Zuschrift noch auf, „mit dem zu entrichtenden Zins unter keiner Bedingung zuzuwarten."

Dieses Circular kennzeichnet am Treffendsten den neugeschaffenen Zustand in der Wohnungsfrage. Das neue Gesetz, so wohlthätig und human in seiner Intention, wird Tausenden im Lande geradezu zum Fluch. Der Hausbesitzer, welcher früher nur zuzusehen pflegte, ob der Miether Möbel im Werthe eines Miethzinsquartales mitbringe, erkundigt sich jetzt sorgfältig über die Antecedentien seines neuen Abmiethers und läßt sich außer dem Vorhineinzins, noch Deckung geben für den Fall, als der anticipando zu zahlende Zins im näch-

Digitized by Google

sten Quartal nicht bereit liegen sollte. Denn die eventuelle Kündigung deswegen müßte dann zu spät erfolgen und der Hausbesitzer hätte außer dem Zinsentgang, auch die namhafte Steuer für die bewohnte Wohnung zu erlegen. Gerade der letzte Punkt ist es, welcher die Herzen der meisten Hausbesitzer zu Stein macht. Die Wohlthat des Gesetzes würde sich erst dann nicht in eine Pein verwandeln, wenn das Steueramt auch auf seine Zinsquote, bei nachweisbarem Nichteingang der Miethe, verzichtete.

Es gibt nunmehr auch Hausbesitzer, welche sich einen Revers ausstellen lassen, in welchem die Parteien auf das Recht des eventuellen Gekündigtwerdens verzichten und die Verpflichtung auf sich nehmen, bei nicht pünktlichem Zinserlag die Wohnung unverzüglich zu räumen.

Schlimme Folgen hat das Gesetz auch dem Creditwesen des kleinen Mannes gebracht. Der kleine Beamte (um einen aus der großen Species herauszugreifen), wenn er eine Wohnung gefunden hatte, sah sich sofort nach dem Victualienhändler, dem Greisler der Gasse, um, der bis zum Ersten des Monats die nöthigsten Artikel für den Lebensunterhalt der Familie — selbstverständlich — creditirte. Vom kleinen Gehalt war nichts oder nicht viel zu holen; aber die Möbel, die Möbel boten immerhin einige Sicherheit; denn was sollte der Implorat anfangen, wenn man ihm die Möbel veräußerte? Die Möbel waren nicht allein zum Gebrauche da, sie waren der Creditbrief des kleinen Mannes. Es ist ganz überflüssig, hier noch auszumalen, in welcher Lage sich heute einerseits der Greisler, der, ohne eigenen weiteren Schaden zu erleiden, gar nicht zu Gericht klagen gehen darf, wenn er sein Geld nicht erhält, und in welcher Lage der arme Creditwerber sich befindet, der unter solchen Umständen in Noth geräth. Auf all' diese Zustände wirft auch der jüngst im Elbogen-Falkenauer Kohlenreviere ausgebrochene Arbeiterstrike, wegen Verweigerung wöchentlicher Lohnauszahlung, das richtige Licht. Wegen der durch die neu eingeführte Executionsordnung statuirten Unpfändbarkeit der Habseligkeiten ihrer Schuldner verweigerten — um nicht in zu großen Schaden zu kommen — Bäcker, Krämer, Fleischer ꝛc. eine über acht Tage hinausreichende Creditgewährung. — Seit Jahren hat sich das Ratengeschäftswesen bis in die tiefsten Volksschichten eingelebt. Amerikanische Nähmaschinenagenten haben es eingeführt, und bald gab es gegen Monats- oder kleine Wochenraten Möbel, Kleider, Lampen, Uhren, Bilder, Decken ꝛc. ꝛc. Alle diese Ratengeschäfte machte die Einführung der Novelle plötzlich leblos. Die Weiterzahlung der Raten war und ist geradezu in das Belieben ihrer meist wenig bemittelten Schuldner gestellt. Die meisten Ratengeschäfte haben ihren Betrieb ganz eingestellt, der Rest sucht nach einem Modus, unter welchem Ratengeschäfte mit kleinen Leuten fürder noch gemacht werden könnten. Nähmaschinenagenten begehren nun einen Revers, in welchem ausgeführt ist, daß sie die Maschine an die Partei nur leihweise überlassen, und zwar insolange diese monatlich oder wöchentlich einen gewissen Betrag — die Rate — als „Leihgebühr" entrichtet. Wird die Leihgebühr eines Tages nicht gezahlt, so nimmt sich der „Eigenthümer" ohne Weiteres seine Maschine zurück und die Geschichte ist zu Ende. Zahlt indeß die Partei pünktlich durch eine gewisse, genau stipulirte Zeit ihre — „Leihgebühr", so geht das geliehene Object nach dieser Zeit ohne Entgelt in ihr Eigenthum über . . .

Aus alledem geht klar hervor, das die Creditbedingungen für den armen Mann, der sie am nöthigsten hat, durch die Milde des neuen Gesetzes, sehr erschwert wurden.

Es ist durch die neue Executionsordnung eine gründliche Aenderung der Art des Creditwesens eingetreten. Der frühere Realcredit beginnt sich nach und nach in einen Personalcredit zu verwandeln. Sehr zum wirklichen Vortheile des Creditwesens überhaupt. Wer einem betrügerischen Schuldner auf sein zur Schau gestelltes Vermögen hin zu creditiren pflegte, war nicht selten durch dessen listige Manipulationen der Gefoppte und stieß nach ungemessenen Gerichts- und Advokatenkosten zum Schluß bei der vorzunehmenden Execution auf die berüchtigten Excindirungen durch Verwandte und Bekannte des geriebenen Schuldenmachers. Ist es nicht ein gesünderer Credit, der im wohlerwogenen Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit und Tüchtigkeit des Creditbedürftigen gewährt wird, ohne daß dabei dessen Kleider oder Stühle und Kästen in Betracht kommen? Es ist heute schon Ueberzeugung jedes Einsichtsvollen, daß, wenn die Schmerzen der Uebergangsperiode verschwunden sind, das Gesetz sich durchaus als ein humanes und im Sinne des Fortschrittes erwünschtes erweisen wird. Und hier muß auch auf eine wesentliche Lücke der Executionsordnung, die vorläufig viel Unzukömmlichkeiten schafft, hingewiesen werden. Es besteht nämlich keinerlei gesetzliche Bestimmung darüber, ob eine Execution, welche vor dem 1. Aug. 1887 auf die nun unpfändbar gewordenen Gegenstände vorgenommen wurde, zu Ende geführt werden kann. Der eingangs erwähnte Verfasser der Novelle, Ministerialrath Steinbach, der einen eingehenden Commentar zur selben abgefaßt hat, der gleichfalls dieser Lücke nicht erwähnt, hat sich neuerdings über diese Frage in den „Juristischen Blättern" dahin ausgesprochen, daß die Execution fortgesetzt werden kann, wenn ein executives Pfandrecht gültig erworben wurde; doch nicht, wenn die pfandweise Beschreibung erst am, oder nach dem 1. August stattfand. Dabei sei indeß zu bemerken, daß auf jeden Fall aber der § 4 des neuen Gesetzes in Anwendung verbleibt; d. h. alle vorgenommenen Schritte zur Execution sind als unwirksam zu erklären, wenn sich nicht mit Bestimmtheit erwarten läßt, daß der Erlös aus den im öffentlichen Verstrich veräußerten Gegenständen einen Ueberschuß über die Kosten des ganzen Verfahrens zu Gunsten des Gläubigers selbst ergibt; denn nur die Bezahlung des Gläubigers kann überhaupt als Zweck einer Exequirung angesehen werden.

Literatur und Kunst.

Die Pariser und die Wiener Operette.

Von Paul Marsop.

Jacques Offenbach ist eine der fragwürdigsten Erscheinungen in der französisch-kosmopolitischen Coulissen- und Culturwelt. Doch immerhin eine, die auf eigenen Füßen steht. Dem keckſten Vertreter des Musikalisch-Anrüchigen ist viel eingefallen — deshalb darf ihm viel verziehen werden. Sogar, daß er überhaupt existirte. Er hatte das Recht der ausgeprägten Individualität für sich: ein Recht, das, wenn es auch nicht immer den Erfolg sichert, doch meist den Neid und den Nachahmungstrieb der Berufsgenossen, die Neugierde und unter Umständen auch die Theilnahme der Oeffentlichkeit rege macht. Offenbach aber wußte sein ungewöhnliches Talent so gut zu verwerthen, daß er auch den außerordentlichſten äußeren Erfolg an sich kettete; nach wenigen Jahren eines nicht gerade aufreibenden Lebenskampfes wurde der kleine Cellist aus der Glockenstraße zu Köln, schneller als die meisten Deutschen, die sich an der Seine einzubürgern suchen, um ihre Begabung auf dem großen literarischen und künstlerischen Markte Paris feilhalten zu können, ein Mann des Tages. Er wurde genannt — und er hatte seinen Weg gemacht. Er sah seinen neuen Landsleuten ihre Eigenheiten, ihre liebenswürdigen und unliebenswürdigen Nationalfehler sogar so gut ab, daß sie ihn alsbald als einen der Ihrigen betrachteten und ihm durchgehen ließen, was sie in der Regel wohl sich selbst, aber keineswegs einem Nichtfranzosen gestatten: sich über ihre Schwächen lustig zu machen. In keiner anderen Persönlichkeit hat sich der Geist der „Blague", dieser mißfarbigen Spätblüthe der alten graziösen Pariser Unterhaltungskunst, so glänzend verkörpert, wie in derjenigen Offenbach's. Er war einer der genialſten Carrikaturiſten, welche jemals lebten: nicht im Sinne der bedeutenden französischen und englischen Ironiker des Zeichenstiftes, die, während sie mit bewußter Absicht ver-

Digitized by Google

zerrten, doch nicht aufhörten, recht eindringlich zu charakterisiren und Einbildungskraft genug besaßen, um, nur locker an die Wirklichkeit anknüpfend, abenteuerliche, aber oft märchenhaft reizvolle Grotesken zu ersinnen — auch nicht in der Weise Heinrich Heine's, der, so oft er sich auch in der Rolle des mitleidslos zersetzenden Spötters gefiel, doch zu sehr Poet war, um in der witzelnden Verneinung gänzlich aufzugehen — — nein, in der rücksichtslosen Manier des geborenen Possenreißers, der um jeden Preis Lachen erregen will und für das zu verhöhnende Object kaum noch irgendwelche menschliche, geschweige denn künstlerische Theilnahme empfindet. Doch die Sprünge, welche seine parodistisch-musikalische Laune machte, waren so verwegen und gelangen so vortrefflich, sein Komödiantenblut war so unverfälscht und rollte so lebhaft in seinen Adern, daß er starke Wirkungen hervorrief und für geraume Zeit sein Publikum sich treu erhielt.

Die Offenbach'sche Operette kennzeichnete sich vornehmlich durch ihre parodistische Tendenz. Im Hinblick auf diese waren Musik wie Text abzuschätzen und, entsprechend der Empfänglichkeit eines Jeden für burleske Situationskomik, schnurrige musikalische Narrenstreiche, possirliche Wort- und Sinnesverdrehungen, zu genießen. Das Vorgeführte ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Autoren auf die Absicht, welche in der Regel mit sceniſchen Darbietungen verbunden wird: im Zuschauer die Illusion einer wenn auch noch so frei geführten Handlung hervorzurufen, im Vornherein verzichteten. Die Operettenbühne Offenbachs war nichts anderes als ein erweitertes, mit den äußeren Mitteln der theatralischen Darstellung versehenes Café chantant. Es konnte keinem Franzosen beifallen, in der Bäuerin Offenbachs die Unschuld vom Lande, sei es auch nur von Passy oder Asnières, in seinem Prinzen einen leibhaftigen, selbst nur russischen Fürstensohn, in seinem Pariser Lebemann den wirklichen freien Bürger der Boulevards zu sehen; man nahm hinter dem Orchester der „Bouffes" mit den gleichen Empfindungen Platz, mit denen man zum „Journal amusant" oder einem ähnlichen, einer carrikirenden Chronik der Tagesereignisse und Tagesfiguren gewidmeten Blatte griff; man wollte zu tollem Lachen gereizt sein und zwar hier im Besonderen durch die Persiflirung Jedermann wohlbekannter Staats- und Gesellschaftsverhältnisse. Der feinausgebildete französische Formgeschmack, der auf den Brettern ehedem zum Mindesten die theatralischen Conventionen festgehalten wissen wollte, schien sich bereits gänzlich verflüchtigt zu haben. Von einem „classischen Muster", wie man sich mit solchem in vergangenen Tagen gern gebrüstet hatte, beliebte man jetzt, wo es gegolten hätte, in großer, bedeutsamer Behandlung eine einschneidende satirische Kritik politisch und social ungesunder Verhältnisse zu liefern, nichts mehr zu halten. Wer besann sich auf Aristophanes? Wer mochte sich gar an Molière anlehnen, der es wie keiner vor und nach ihm verstanden hatte, bei den Verkehrtheiten seiner Zeit einsetzend, das Ewig-Lächerliche im Menschentreiben überhaupt, das nur in jeder Epoche zu anderer äußerer Erscheinung kommt, in einer wohlabgestimmten, hochkünstlerischen Darstellung, in einer gerechten Vertheilung von Licht und Schatten, wie sie nur dem wahren Dichter zu treffen möglich ist, für alle Zukunft vorbildlich zu schildern? An diese Muster dachte oder wollte Keiner mehr denken. Am allerwenigsten Offenbach und seine Librettisten. Sie kannten ihr Publikum, sie wußten, was es verlangte und waren ganz die Leute darnach, es zufriedenzustellen. Sie arbeiteten nur für ihre Zeit: die letzteren mit dem Durchschnittsgeiste des stets mund- und schreibfertigen Pariser Journalisten, der erstere mit dem Genie der musikalischen Drastik, der unaufhörlichen rhythmischen Ueberraschungen, der ausgesuchten instrumentalen Calembourgs.

Was Emile Zola weiterhin in einer unabsehbaren Reihe unendlich fleißig ausgeführter, vorgeblich zur höheren Ehre der naturalistischen Lehre geschriebener, in Wahrheit jedoch auf die besondere Empfänglichkeit der Franzosen für sinnliche Aufstachelungen berechneter Romane zu bezwecken vorgab: eine culturgeschichtliche Darstellung der Zeit des zweiten Kaiserreiches, das hat Offenbach bündiger, ehrlicher und schlagender in seinen Operetten zu Wege gebracht. Zieht man hier das unvermeidliche Mehr der Travestie, dort das der bewußt tendenziösen Färbung ab, so ist „Orphée aux enfers" nicht weniger document humain als „L'assommoir". Offenbach hat dem dritten Napoleon die Pierrotmütze auf's Haupt gesetzt und die Wangen mit Mehl bestreut; der Imperator sah, daß er seinen Meister gefunden hatte und besaß Geist genug, um mitzulachen — mit allen seinen Unterthanen, vom Minister bis zum Blousenmann. Im Lachen vergißt der Franzose Welt und Elend — wie der Deutsche im Philosophiren. Ueber den „explosions de gaîté", welche die literarischen und musikalischen Hofnarren des Pariser Publikums, in ihrer Mitte der unvergleichliche Jacques Offenbach, veranlaßten, merkten es die Weltbürger des neunzehnten Jahrhunderts kaum, wie sie moralisch tiefer und tiefer sanken. Die Lust an der Verhöhnung aller und jeder Autorität zeigte, wenn auch die zur Zeit Herrschenden und Einflußreichen nicht darnach angethan waren, um die Achtung für die Begriffe Staat und Obrigkeit zu erhöhen, wie kümmerlich es um das bürgerliche Pflichtbewußtsein bestellt war und das Behagen, mit dem man es hinnahm, wie Ehe und Familie in den Staub gezogen wurden, ließ darauf schließen, daß die Fäulniß bereits das Mark der Gesellschaft ergriffen hatte. Das war der Sumpfboden für das Sumpfgewächs der Pariser Operette. Als dann das Kartenhaus Napoleons zusammenbrach, da war auch Offenbach mit seinem Witz zu Ende. Und als er nichts Neues mehr zu sagen hatte, da ergab es sich, daß man auch seiner alten Grimassen nahezu überdrüssig geworden war. Mit gutem Grunde: wer hegt noch für die Carrikatur sonderliches Interesse, wenn die carrikirte Persönlichkeit einmal von der Tagesordnung verschwunden ist? Heute taucht Offenbach im Repertoire der Pariser Theater kaum wieder gelegentlich für Tag und Stunde auf; nur seine Abschreiber, vulgo Nachfolger quälen sich noch mittelst wohlwollender Unterstützung der Preßkameraderie von einem Achtungserfolge zum anderen mühsam weiter.*)

Als die Mode Offenbach in Paris abgetragen war, verpflanzte man sie nach Deutschland — der gewöhnliche Gang der Dinge. Man müßte den Thatsachen in's Gesicht schlagen, wollte man es bestreiten, daß die Offenbachiaden auch diesseits des Rheins mit Jubel aufgenommen worden sind. Man muß das hinnehmen, wie alles, das bereits der Geschichte angehört; es läßt sich eben nicht mehr ändern. Will man jedoch die entsprechenden Lehren daraus ziehen, so hat man sich zu fragen, ob es denn eigentlich unseren Landsleuten möglich war, über das Wesen der Pariser Operette mit sich in's Reine zu kommen und ihre relativ besseren Seiten dem wahren Werthe derselben gemäß zu würdigen.

Es ist Grundregel für jede Travestie, daß der Zuschauer mit dem Gegenstande, welcher ihm im Hohlspiegel der satirischen Posse gezeigt werden soll, völlig vertraut ist. Was sollte nun das deutsche Publikum mit der Travestie des Napoleonismus? Es hatte für die innere Politik desselben im Allgemeinen kaum ein größeres Verständniß, als der muthmaßliche

*) Unter den französischen Nachfolgern Offenbach's ist Charles Lecocq der Einzige, dessen Arbeiten man noch eine gewisse Originalität zusprechen darf; nur hat er sein eigenes Capital sehr rasch aufgebraucht. Außer der „fille de madame Angot" und „Giroflé-Girofla" hat sich denn auch keine seiner zahlreichen Operetten längere Zeit auf den Bühnen behaupten können. Er steht, wie an Unmittelbarkeit der Erfindung, so an Geist und Laune erheblich gegen sein Vorbild zurück, ist ihm aber in Hinsicht auf Sauberkeit und Feinheit der Factur weit überlegen; in der Ausführung seiner Ensembles hält er sich nicht selten an die besseren Muster der opéra comique. Auch die gediegenere Pariser Kritik stellt ihn als eigentlichen Musiker über Offenbach; dessenungeachtet wird sein Name bald der Vergessenheit anheimfallen.

Noch eine kleine Notiz, die wir einem unlängst im „Figaro" erschienenen Feuilleton Lecocq's entnehmen: die „fille de madame Angot" wurde vom 21. Februar 1873 bis zum 8. April 1874 in Paris ohne Unterbrechung (in einem kleinen Theater) gespielt und brachte 1,632,400 Francs Einnahme. — Die Kunst geht nach Millionen!

Digitized by Google

Verfasser des Kutschkeliedes. Selbst wenn ihm — die zünftigen Culturhistoriker haben das erst nach und nach herausgebracht — mit dürren Worten mitgetheilt worden wäre, daß in der Offenbach'schen Operette das Regierungssystem des Nachbarreiches und die persönlichen Schwächen seiner Regenten hart mitgenommen werden sollten, so würde es dessenungeachtet dabei geblieben sein, im „Orpheus in der Unterwelt" eine Verspottung des griechischen Olympes und in der Episode mit der Fliege eines der vielfachen zoologisch-erotischen Abenteuer des alten Heidengottes zu sehen, wie selbige in jedem rechtschaffenen Lehrbuche der Mythologie der Reihe nach aufgezählt sind und von den Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten gewissenhaft auswendig gelernt werden. Es kam nicht auf den Geschmack des politischen Witzes und lachte beim Ueberschäumen desselben nur mit, weil jenseits der Grenze auch gelacht wurde. Dort war dieser Witz bereits seit guten zwei Jahrhunderten durch die Epigramme der Philosophen und Schöngeister in gebundener und ungebundener Rede gepflegt worden; als ihn endlich Börne und Gutzkow auch in Deutschland einzubürgern suchten, ging er den breiteren Volksschichten nicht recht ein. Die Satire des „Kladderadatsch" und seiner Nachfolger war, so lange sie noch einigermaßen originell blieb, auf einen zu ernsten Grundton gestimmt, um Behagen an der sonder Scheu das Unterste zu Oberst kehrenden Pariser Travestie aufkommen zu lassen und die humoristischen Blätter der österreichischen Metropole pausten zwar in ihrem Illustrationstheile Pariser Muster, wenn auch manchmal mit wenig Geschick, durch, waren aber den Hofräthen von der Censur und den Geistern des „höchsten Heurigen" zu sehr unterthan, um in ihrem Text selbst einem Fürsten von Liechtenstein anders als mit den etwas stumpfen Pfeilen des Wiener Lokalhumors zu Leibe zu gehen. Den souveränen Volkswitz, der selbst einem Ministersessel gegenüber nicht zahm wird und dem die Uebermüthigsten nur als Sprachrohr dienen, kennen die Deutschen ebensowenig als den souveränen Volkswillen und daß das Lächerliche nicht nur gewöhnliche Sterbliche, sondern auch hochgestellte Erdenkinder zu tödten vermag, das ist eine Anschauungsweise, die ihnen vollends fremd ist. So konnte denn auch das Leitmotiv der Offenbachiaden nicht vernehmlich an ihr Ohr klingen.

Desgleichen mußten die deutschen Theaterfreunde in weitaus überwiegender Anzahl über die Natur der — sagen wir einmal — Kunstmittel im Ungewissen bleiben, die in ihrer Vereinigung der Pariser Operette seiner Zeit am Orte ihrer Entstehung zur vollen Wirkung verholfen hatten. Der Dialog, den sie kennen lernten, war nicht mehr das von gewagten aber stets zielsicheren Anspielungen, von unverschämten aber mit unerhörter Schlagfertigkeit vorgebrachten Anmerkungen strotzende Wechselgeplauder der Meilhac und Halévy, die Musik, welche sie so behaglich mitsummten, nicht mehr die der feuilletonistischen Meisterpartituren Offenbach's. Kurz gesagt: der geistfunkelnde französische Unsinn wurde in der Uebertragung durch deutsche Verskünstler, in der Ausführung durch deutsche Sänger und Orchester zum abgeschmackten, mit groben und blöden Zoten durchsetzten Tollhausspiel.

Der Schwerpunkt der französischen Burleske liegt, ähnlich wie der der opéra comique, im Dialoge. Die Handlung stockt nicht während der Gesangsstücke, sondern sie schreitet nur in etwas verlangsamtem Zeitmaße weiter. Die Offenbach'sche Musik ist Dialog in der Form des leichtesten, freiesten Couplets: ihre Pariser Interpreten haben noch weniger Stimme als die Sänger, welche Boieldieu'sche und Auber'sche Rollen darstellen, will sagen: so gut wie gar keine. Giebt der Kapellmeister das Zeichen zum Beginn einer vom Orchester zu begleitenden Scene, so setzen sie sich nicht erst in Pose, sondern sprechen weiter wie vordem, nur jetzt mit ungefährer Beobachtung der vom Componisten vorgeschriebenen Tonstufen, mit scharfer rhythmischer Gliederung und mit gelegentlichen kleinen lyrischen Gefühlspausen, damit auch das »sentiment«, dessen der Franzose selbst in seinen ausgelassensten Stimmungen nicht ganz entrathen mag, zu seinem Rechte komme. Einem derartigen Vortrage entspricht auch die vorzugsweise gebräuchliche Redewendung: „dire" (nicht „chanter") „une romance, un couplet". Und dieses „dire" ist keineswegs das schwerfällige deutsche „sprechen", sondern das flotte Vorwärtsgehen, Tänzeln, Gleiten und Springen des französischen, in keinem anderen Idiom auch nur annähernd nachzuahmenden Conversationstones. Damit kann kein deutscher Uebersetzer etwas anfangen. Wenn er die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht zur Genüge kennt, sicherlich nicht, und wenn er „gründlich" sein will, erst recht nicht.

Besonders schreiend erscheint der Contrast zwischen dem Texte des Originals und dem der Uebertragung, wenn man vorwiegend auf die Pointen achtet. Der Singschauspieler der französischen Operette plaudert seinen Dialog, den recitirenden ebensowohl wie den vom Orchester begleiteten, mit solch' eleganter Behendigkeit herunter, daß dem Zuhörer gar keine Zeit gelassen wird, bei den darin enthaltenen Bedenklichkeiten zu verweilen, einen mit verwegenem Pinsel angedeuteten Umriß zu ergänzen und auszumalen. Und wann geht es ohne diese Unanzüglichkeiten ab! Der Franzose kann dergleichen Appetitsbröckchen in seiner geistigen Speise, besonders in seiner Theaterkost, ebensowenig entbehren, wie der Magyar den Paprika in seiner materiellen Nahrung. Er hat ein besonderes Vergnügen daran, mit der Gefahr zu spielen, auf der schmalen Grenzkante zwischen Sitte und Unsitte die gewagtesten Sprünge auszuführen. Nur legt er Werth darauf, dabei die „Balance" nicht zu verlieren. Will ihm nun Jemand vorhalten, daß das und anderes schlüpfrig sei, so kann er darauf entgegnen: „Wenn Du etwas dergleichen hineinlegen willst, so ist das Deine Sache. Ist die Form, in welche jener freiere Gedanke eingekleidet wird, nicht makellos und darf ich in der besten Gesellschaft mehr beanspruchen, als daß die Form gewahrt und mit Geschmack behandelt werde? Weise mir doch nach, daß ich die Scheidelinie überschritten habe!"

Im Deutschen ist ein solches Versteckspielen mit dem Bedenklichen, ein solches Kokettiren mit dem Heiklichen nicht möglich. Die deutsche Sprache ist keine Virtuosen- und Seiltänzersprache. Etwas in ihr Gesagtes ist entweder anständig oder unanständig. In ihrer gutartigen Unbehülflichkeit, ihrer nachdrücklichen Deutlichkeit ist es ihr unmöglich, das Gebiet des moralisch Fragwürdigen auch nur flüchtig zu streifen, ohne sich zu beschmutzen, eine Zote in Seidenpapier einzuwickeln oder über eine Situation, bei der die Tugend um einen höheren Einsatz spielt, als sie aus eigenem Vermögen zahlen kann, mit geschmeidiger Grazie hinwegzuhuschen. Verläßt sie den Boden dessen, was über jeden Zweifel erhaben ist, so wird sie ohne Weiteres cynisch roh. Eine deutsche Zweideutigkeit ist eigentlich schon eine Eindeutigkeit. Woraus erhellt, daß jeder Versuch, französische Operettentexte in's Deutsche zu übertragen, zu einer Ansammlung von Widerlichkeiten führen mußte. Damit fand sich dann der deutsche Schauspieler in der Weise ab, daß er auf jedes Pfefferkorn einzeln biß.

Wer war ferner dieser Schauspieler? Ein meist harmloser Komiker untergeordneter Gattung, dessen Talent sich bis dahin als gerade ausreichend erwiesen hatte, um den nicht übermäßigen Anforderungen, welche durch die alte Local- oder Zauberposse, durch das bescheidene Singspiel oder Vaudeville mit seinem etwas spießbürgerlichen Humor, seiner nicht sehr tiefgehenden Charakteristik und seiner in einer hausbackenen Moral ausklingenden Coupletstrophe an die Ausführenden gestellt waren, leidlich gerecht zu werden. Er sollte nunmehr Verständniß für die verwunderlichen Ausklügeleien eines fremdartigen, sich in den phantastischsten Drehungen überschlagenden Geistes zeigen, sich in die Denkart einer Nation hineinleben, die, das Privilegium des Leichtsinnes bis an den jüngsten Tag ausnutzend, mit den Trümmern einer morsch und brüchig gewordenen Civilisation Fangball spielt. War es zu verwundern, wenn solch' ein Unglücklicher, in der denkbar größten Verwirrung betreffs dessen, was man von ihm verlangte, begriffen, schließlich, um nur überhaupt irgendwelche „Wirkung" zu erzielen, zu Hülfsmitteln, wie sie die Artisten der Specialitätenbühne anzuwenden pflegen, seine Zuflucht nahm? Sicherlich nicht. Unbegreiflich war es dagegen, wie das Publikum in dem Wahne verharren konnte, daß man ihm französische

Digitized by Google

Operetten vorführe, ja daß man sich darauf in Wien und Berlin nicht weniger gut verstände als in Paris.

Nicht einmal der instrumentale Witz Offenbach's war durch deutsche Orchester annähernd treu wiederzugeben. Hierzu ging ihnen Raschheit der Auffassung und Temperament ab; das eigenthümlich freche Prickeln, welches die Motive des Maestro belebt, mußte sich in ihrer Auffassung schlechterdings verflüchtigen, das Pikante belustigender Einfälle beträchtlich vergröbern. Der Witz Offenbach's ist vorwiegend rhythmischer Art und gerade die Rhythmik ist die schwächste Seite der deutschen Orchester — sogar der vorzüglichen und vollends derjenigen minderen Ranges. Sie können sich deshalb mit den besseren französischen Opernpartituren, deren Hauptvorzüge nicht sowohl melodische Innigkeit, harmonische Tiefe und bedeutsame polyphone Arbeit, als vielmehr rhythmisch-geniale Würfe von außerordentlicher Mannigfaltigkeit sind, nur bedingt abfinden; sie verstehen darum mit den rhythmischen Glanzleistungen Offenbach's, dem Besten, was auch ihm nachzurühmen ist, nichts Rechtes anzufangen. Desgleichen fehlte es ihnen an Feuer und Virtuosität, um die charakteristischen Tempi Offenbach's herauszubringen, insbesondere bei der wilden Jagd seiner Schluß-Galoppaden nicht zu erlahmen.

Hält man all' dies zusammen, so erweist das Resultat unwiderleglich, daß die Aufführungen der Pariser Operetten, wie sie dem deutschen Publikum geboten wurden, von dem echten Offenbach so gut wie nichts an sich hatten. Das, was unter diesem Namen über die Bretter ging, war ein unbestimmbares Unding — ein Mischmasch von plumpen Lasciviläten und musikalischen Geschmacklosigkeiten. Offenbach verdankte demgemäß seine großen deutschen Erfolge weder seinem starken musikalischen Talente, noch seiner bezaubernden weltmännischen Unterhaltungsgabe. Was gab also den Ausschlag zu seinen Gunsten? Nun — — das Behagen am Tricot.

(Schluß folgt.)

Aus der englischen Frauenbewegung.

Frauenemancipation! Das Wort hat einen etwas üblen Beigeschmack. Gewiß sind Viele geneigt, sich darunter einen socialen Zustand vorzustellen, der entweder der völligen Abschaffung der Ehe und des Familienlebens gleichkommt, oder doch mindestens ein — Pantoffelregiment bezeichnet, welches für das bisher stärkere Geschlecht bald den Wunsch nach einer Männeremancipation hervorrufen würde. Die emancipationslustigen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes versichern zwar stets, daß es ihnen nur auf die Gleichstellung mit dem Manne ankomme, allein — sei es, daß man an der Aufrichtigkeit ihrer Versicherungen einigen Zweifel hegt, sei es, daß wirklich, wie einige Frauen behaupten, die Männer ihre geistige Inferiorität zu offenbaren fürchten — genug, die volle Emancipation in diesem Sinne ist unseres Wissens noch in keinem Gemeinwesen zur Durchführung gelangt. Ja, es scheint sogar, daß die Sache ein wenig außer Mode gekommen ist. Dafür tritt heute mehr und mehr eine andere Bewegung hervor, welche jene Utopien verwirft und für das weibliche Geschlecht, zunächst wenigstens, nur die volle Theilnahme an dem Geistesleben der Menschheit und zu diesem Behufe den Zutritt zu den wissenschaftlichen Lehranstalten erstrebt. Speciell in England hat die Bewegung seit einigen Jahren stark an Boden gewonnen; nicht allein besteht dort bereits eine Reihe von höheren Bildungsanstalten für Damen, sondern es haben sich viele Männer, die zu den ersten ihres Landes zählen, zu Gunsten ähnlicher Reformen ausgesprochen. Daraufhin ist eine scharfe Polemik über die Angelegenheit entbrannt; von gegnerischer Seite werden speciell ärztliche Bedenken, sowie der Vorwurf geltend gemacht, daß das neue System viele Frauen ihrem natürlichen Berufe entfremden werde, wogegen die Freunde der höheren Frauenbildung erwidern, man müsse erst die Probe machen und das Resultat abwarten. Neuerdings hat sich auch der geistvolle Naturforscher George J. Romanes in der Monatsschrift: „The Nineteenth Century" über die Frage ausgesprochen. Seine Erörterungen, die zunächst die Frage betreffen, ob das Weib von der Natur auch zu höherer geistiger Thätigkeit organisirt und fähig sei, verdienen auch auf dem Continente alle Beachtung und so mögen unsere Leserinnen entschuldigen, wenn wir seine Ansicht hier in Kürze wiedergeben, wobei wir nur bitten, nicht uns das vielfach harte Urtheil des Engländers zur Last zu legen.

Man nimmt heute an, daß die geistige Entwickelung bei einer und derselben Species, zum mindesten beim Menschen, in einem gewissen directen Verhältniß zum Gewicht des Gehirns stehe. Das mittlere Gehirngewicht der Frauen beträgt nun fünf Unzen weniger als das der Männer — im Verhältniß ein größerer Unterschied, als er zwischen den beiderseitigen Organismen überhaupt besteht, übrigens stark durch die Civilisation beeinflußt und darnach am geringsten bei den wilden Völkern. Auch der die Ernährung bedingende Blutzufluß ist beim weiblichen Gehirn selbst im Verhältniß zu dessen kleinerer Masse ein geringerer. Diese Verschiedenheiten bestehen nach Sir J. Crichton Brown schon beim Embryo; sie sind daher gewiß organischer Natur und nicht durch die Hypothese erklärbar, als hätten nur die Erziehungsvortheile beim männlichen Individuum und dem ganzen Geschlecht das stärkere Wachsthum des Gehirns veranlaßt. Auch aus der schwächeren physischen Constitution, welche zum Ertragen geistiger ebenso wie körperlicher Anstrengungen weniger geeignet ist, folgt für das weibliche Geschlecht eine Inferiorität, welche sich vorzugsweise in dem vergleichungsweisen Mangel an Originalität kundgibt, während in Bezug auf die receptiven Fähigkeiten der Unterschied geringer, wenn auch zweifellos vorhanden ist. Junge Mädchen fassen allerdings vielfach leichter auf als Knaben, aber mit dem Alter und den wachsenden Aufgaben wird das Verhältniß umgekehrt, bei den Durchschnittsindividuen wie bei den geistigen Riesen beider Geschlechter. Selbst eine „bedeutende" Frau wird mit ganz anderem Maßstabe gemessen als der Mann und geistige Productivität war nie die starke Seite des weiblichen Geschlechts, obschon ihm die Beschäftigung mit Poesie, Musik und darstellenden Künsten, zum Theil auch mit den Wissenschaften, von jeher offen gestanden hat; speciell die Bethätigung der Poesie galt zu keiner Zeit als unweiblich und doch rührt keines der großen Literaturdenkmale aller Völker von einem Weibe her. Keinesfalls reichen die ungünstigen Verhältnisse, mit welchen die weibliche Geistesthätigkeit etwa zu kämpfen hatte, hin, um den thatsächlichen Mangel an schöpferischem Genius zu erklären. Das kritische Urtheil vollends wird bei unseren Schönen bekanntlich nur zu oft durch vorgefaßte Meinungen und ungehörige Einflüsse getrübt. Auch der Wille übt bei dem Weibe eine geringere Controlle über die Gefühle aus als bei dem Manne; selten, wenn nicht etwa die causa movens im Gebiete des Gefühlslebens zu suchen ist, begegnet man bei der Frau der zähen Beharrlichkeit in der Verfolgung eines Zieles, welche vorzugsweise als männlich bezeichnet wird. Und wie die Beständigkeit des Willens beim thatkräftigen Handeln mangelt, so ist es auch beim ernsteren Studium. Schwanken und Furchtsamkeit, Unentschiedenheit des Charakters sind die Folgen.

Ist das Weib sonach auf der einen Seite dem Manne gegenüber im Nachtheil, so hat sie doch auch auf dem Gebiete des Intellects wesentliche Vorzüge vor dem Manne aufzuweisen. Da ist vor allem die Schärfe der Sinne, entsprechend der größeren Feinheit der Sinnesorgane, daraus folgend die Raschheit der Wahrnehmung. Ist es doch bekannt, mit welcher Schnelligkeit jede Dame die Toilette der Vorübergehenden bis in's kleinste Detail zu erfassen vermag. Schnelligkeit der Wahrnehmung führt aber zu raschem Denken, zu jener Lebhaftigkeit des Geistes, welche wir gerade an Frauen so oft bewundern.

Von den Gemüthsbewegungen bemerken wir zunächst, daß dieselben beim weiblichen Geschlecht weit weniger unter der Herrschaft des Willens stehen als beim Manne. Die Leichtigkeit, mit welcher die Thränen fließen, ist ein Beweis dafür.

Digitized by Google

Dagegen muß der Frau weit mehr Standhaftigkeit und ein größerer Muth im Ertragen der Widerwärtigkeiten des Lebens zuerkannt werden als dem Manne; und wenn wir geneigt sind, jene passive Ergebung und Resignation lediglich auf den Mangel eines selbständigen Willens zurückzuführen, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese Erscheinung lediglich in der üblichen Erziehung des weiblichen Geschlechts begründet ist. Andererseits ist das entwickelte Gefühlsleben auch die Quelle vieler Tugenden, welche zu den schönsten Vorzügen des Weibes zählen. Das ästhetische Gefühl, der Geschmack in seinen verschiedenen Richtungen ist ebenfalls in hervorragendem Maße dem schwachen Geschlechte eigen.

Dem schwachen Geschlechte! Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich, daß die charakteristischen Fehler ebenso wie die Vorzüge beim weiblichen Geschlechte ein Ausfluß der Schwäche, beim männlichen der Stärke sind. Welchen Typus wir daher als den höher entwickelten betrachten, hängt von dem Werthe ab, den wir der Kraft und Stärke als solcher zugestehen. Und hier dürfen wir uns nicht verhehlen, daß uns die aus Schwäche entspringenden Fehler niemals so verachtenswerth erscheinen, wie der brutale Mißbrauch der Gewalt im Kampfe Aller gegen Alle. Das Ideal, welches die Vorzüge beider Seiten vereinigte, existirt nicht und darum sollten wir die im Allgemeinen gebotene Nachsicht mit den Fehlern unserer Mitmenschen auch auf die Beurtheilung des anderen Geschlechts im Ganzen anwenden!

Die Ursache der besprochenen Erscheinungen ist nach Romanes zunächst in dem allgemeinen Princip der Zuchtwahl zu suchen, welches, wie die Descendenztheorie lehrt, die Entwickelung einer nicht nur körperlichen, sondern auch intellectuellen Ueberlegenheit beim männlichen Geschlecht begünstigt — ein Gesetz, welches wir überall im Thierreich und hier auch beim Menschen bestätigt finden. Hier wie dort hat zudem die Natur das weibliche Geschlecht durch die Vorzüge der Schönheit und Anmuth zu entschädigen gewußt. Ja, Darwin bezeichnet es sogar lediglich als einen glücklichen Zufall, daß die Unterschiede noch nicht größer geworden sind, als wir sie thatsächlich finden. Zudem machen sich auch noch andere Einflüsse in derselben Richtung geltend. Die größere Feinheit und Zartheit der körperlichen Organisation, welche wir als Resultat der Entwickelung beim weiblichen Geschlecht finden, führt ihrerseits, wie bereits erwähnt, auch in Geist und Gemüth zu Verschiedenheiten, welche sich meist als weibliche Vorzüge charakterisiren. Auch die Stellung der Frau als Mutter, ihr beständiger Umgang mit den Kindern und die Erziehung derselben — bei keinem Thiere währt das Kindesalter so lange wie beim Menschen — muß die reinsten Gefühle ausbilden und der Mutter bis in's Alter eine kindliche Fülle des Gemüthslebens bewahren.

Neben diesen Hauptursachen kommt eine andere erst in zweiter oder dritter Linie in Betracht, obschon man dieselbe von verschiedener Seite für den heutigen Stand der Dinge allein verantwortlich machen möchte: es ist der Einfluß der Erziehung und socialen Stellung. Wahr ist es, daß die sociale Stellung der Frau zum Theil einen Gradmesser für die Culturstufe eines Volkes abgibt — aber nur zum Theil. Ursprünglich rechtlose Sclavin in der Gewalt des Mannes, konnte die Frau in den orientalischen Ländern unter dem verkümmernden Einflusse der Polygamie nie zu voller geistiger Entwickelung gelangen, aber auch in den hochcivilisirten Staaten Griechenlands und Roms blieb sie eine intellectuelle Null. Eine lange Periode hindurch wurde dann Alles dem häuslichen Nutzen und der wirthschaftlichen Brauchbarkeit geopfert und später verfiel man in das entgegengesetzte Extrem, welches Romanes als das Ideal des Ornamentalismus bezeichnet. 1810 schrieb Sydney Smith, alles Bestreben gehe dahin, die jungen Damen zu Künstlerinnen im Zeichnen, Musik und Tanz auszubilden und heute noch gilt sein Urtheil in hohem Grade: geistiger Schmuck, nicht geistige Bildung, ist das Ideal weiblicher Erziehung.

Wie nun soll man sich diesen Thatsachen gegenüber verhalten? Selbst diejenigen, welche die theoretische, ursprüngliche Gleichheit beider Geschlechter behaupten, verschließen sich darum zumeist nicht der Erkenntniß der jetzt bestehenden factischen Ungleichheit und hauptsächlich aus diesem Grunde ist die Erziehung des Weibes bis dato sehr verschieden gewesen von der des Mannes, nicht allein in der positiven Richtung, sondern namentlich in Bezug auf möglichste Fernhaltung aller gefährlichen Einflüsse, während der Mann gerade im Kampfe sich ausbilden und seine Kräfte bethätigen soll. In diesem praktisch gefällten Urtheil hat nach Romanes die öffentliche Meinung jedenfalls Recht und wenn die radicalen Vertreter der Frauenemancipation behaupten, nur die Ungunst der Verhältnisse habe beim weiblichen Geschlecht bisher die geistige Productivität verhindert und bei Herstellung gleicher Erziehungsbedingungen werde man das Weib bald allenthalben in erfolgreichem Wettkampfe mit dem Manne sehen: so ist dem zu entgegnen, daß die Freiheit geistiger Bethätigung, wie bereits erwähnt, auf einzelnen Gebieten dem weiblichen Geschlechte von jeher offen gestanden hat; aber wo sind mehr als ganz vereinzelte Erfolge? Damit soll nicht geleugnet werden, daß das schwache Geschlecht Jahrtausende lang brutaler Unterdrückung ausgesetzt war, aber das thatsächliche Ergebniß dieses Zustandes ist damit nicht aus der Welt geschafft. Ein paar Unzen Gehirnmasse, das ist der ganze Unterschied, und doch werden unsere Schönen lange zu thun haben, um ihn auszugleichen.

Thatsachen fordern Anerkennung; wie ist also nach denselben, so fragt Romanes, die künftige Erziehung unserer Töchter zu gestalten? Der Autor ist von der hohen Bedeutung der Frauenbewegung für die gesammten Geschicke seines Vaterlandes durchdrungen; hatte man doch noch vor wenigen Jahren für die höheren Frauenbildungsanstalten nur ein Lächeln, während heute die Bewegung sich bereits auf die weitesten Verhältnisse erstreckt. Den einmal entfesselten Strom nicht aufzuhalten, sondern zum Heile des Ganzen in die richtigen Bahnen zu leiten, sollte die Aufgabe der maßgebenden Kreise sein. Welches aber sind diese Bahnen?

Vorab weist Romanes alle Bestrebungen, welche auf eine Verschiebung des natürlichen Verhältnisses beider Geschlechter hinauslaufen, als Chimären zurück. Beide Geschlechter sollen nicht mit einander rivalisiren, sondern sich gegenseitig ergänzen. Auch sei es ein Fehler, diejenigen Eigenschaften, welche sich mehr beim Manne finden, von vornherein als die höchsten und besten aufzufassen; Stärke allein ist noch nicht das Kriterium des Erhabenen und Edlen. Fasse man aber die menschliche Natur nicht in ihren einzelnen Aeußerungen, sondern als Ganzes auf, so glaubt Romanes behaupten zu dürfen, daß das Weib dem Manne mindestens ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen sei. Denn suche einmal Jeder in seinem Gedächtniß nach, welche ihm bekannte Persönlichkeit am höchsten und vollendetsten in seiner Erinnerung dasteht, so werde es sicher ein Frauencharakter sein. Und wo finden wir in Dichtung und Wirklichkeit Stärke und Schönheit, tiefes Gefühl und Frohsinn, gemüthvolle Hingebung und lebendigen Geist mehr vereinigt als beim Weibe? Und wenn die Kunst einen idealen Gedanken verkörpern wolle, wähle sie dazu nicht die Gestalt des Weibes?

Man sieht, Romanes ist Frauenenthusiast, aber eben deshalb hält er das Mißtrauen, welches man vielfach der sog. Frauenbewegung entgegenbringt, nicht für ungerechtfertigt. Die Tochter Evas, wie sie uns durch die Zeiten überkommen ist, ist ihm ein viel zu kostbares Gut, als daß er sie zum Gegenstand unsicherer Experimente machen möchte. Die specifisch weiblichen Eigenschaften müssen also unangetastet bleiben; nichtsdestoweniger tritt Romanes für die höchstmögliche geistige Ausbildung ein, weil Studium und Bildung an sich diese Eigenschaften nimmermehr beeinträchtigen, sondern deren Reiz nur erhöhen können. Auch werde die junge Frau dadurch nur um so mehr zur ebenbürtigen Genossin ihres Gatten, zur mütterlichen Erzieherin ihrer Kinder. Schon vor 80 Jahren trat Sydney Smith für diese Ansicht ein und die seitdem wiederholt angestellten Versuche haben die Richtigkeit derselben bestätigt und zugleich die Befürchtung zerstreut, als könnten

Digitized by Google

die jungen Damen die Gewohnheiten der Herren Studenten annehmen und ihrer nachherigen eigentlichen Lebensaufgabe entfremdet werden; einzelne Ausnahmen sind wohl vorgekommen, sind aber nicht geeignet, das ganze System zu verdammen. Schwieriger ist dagegen die Frage, ob die körperliche Constitution des weiblichen Geschlechts auf die Dauer ohne Nachtheil den Anforderungen ausgedehnter geistiger Thätigkeit gewachsen ist. Von ärztlicher Seite werden hier gewichtige Bedenken erhoben, die Romanes vollkommen anerkennt, zumal ihm aus seiner eigenen Erfahrung bekannt ist, wie oft der Eifer der jungen Mädchen zur Ueberarbeitung führt. Dieser Eifer müsse also gezügelt werden und eine weise Beschränkung der auf die Studien zu verwendenden Zeit eintreten, daneben auch den körperlichen Uebungen die vollste Pflege zugewendet werden. Dann, glaubt Romanes, könne aus der höheren Bildung unserer Töchter dem Lande und der Menschheit nur Heil und Nutzen erwachsen. In Bezug auf das Verhältniß zum Manne müsse aber stets die Devise bleiben: Kein Wettbewerb, sondern gegenseitige Ergänzung! B. D.

Das Kaiserdenkmal.

Von Georg Malkowsky.

Wenn jemals eine historische Persönlichkeit eines Denkmals würdig gewesen ist, zu dem eine ganze Nation nach ihrem geistigen und materiellen Vermögen beisteuert, so ist es Kaiser Wilhelm. Auch über die Art des zu errichtenden Monumentes kann kaum ein Zweifel bestehen. Nicht um die Verewigung der edlen Gestalt, der milden Züge des verstorbenen Herrschers, nicht um eine einzelne Portraitstatue handelt es sich, sondern um ein unvergängliches Merkmal einer großen Zeit, deren Schooß sich unter gewaltigen Wehen stark und gewappnet das deutsche Reich entwand.

Wenige Tage nach dem Tode des Kaisers fing man an, in den großen politischen Blättern die Denkmalsfrage zu erörtern. Von berufener und unberufener Seite, von Fachleuten und Laien wurde der öffentlichen Meinung eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet, wie sie eben ein glücklicher Einfall zeitigt. In ihrem patriotischen Eifer schienen die Meisten nicht zu bemerken, daß sie von ganz verschiedenen Dingen, von einer Menge möglicher Denkmäler sprachen, während es sich zunächst nur um das eine, von der gesammten deutschen Nation zu errichtende Monument handelt.

Das Denkmal auf dem Niederwald ist die plastische Symbolisirung der Erhebung Deutschlands, ein glorreicher Merkstein seiner Geschichte, in dem das Volk sich selbst verherrlicht. Das Denkmal Kaiser Wilhelms muß gewaltiges Zeugniß ablegen von der Dankbarkeit, mit der sich die Nation ihres Heerkönigs erinnert, der sie im Verein mit seinen Paladinen durch schwere Kämpfe zum Siege und zur Einheit geführt. Für das Denkmal auf dem Niederwald ergab sich von selbst der im Wesentlichen allegorische Charakter, das Denkmal Kaiser Wilhelms muß sich zu einer künstlerischen Gruppirung von Portraitstatuen der Männer gestalten, die unter seiner Führung an dem Werke der deutschen Einheit gearbeitet haben.

Die Monumentomanie unseres Jahrhunderts hat es dahin gebracht, daß es irgend Jemand einfällt, irgendwo einem anderen Jemand ein Denkmal zu errichten. Ein beliebtes Experimentirfeld für monumentale Sculptur sind die zufälligen Geburtsstädte berühmter Männer. Auf dem Marktplatz in Posemuckel übergibt der Vorstand irgend eines literarischen Vereins dem derzeitigen Bürgermeister die Statue eines Mannes, für dessen Beziehungen zu der wohllöblichen Bürgerschaft höchstens der Taufschein Zeugniß ablegt. Was sich da in der Mitte des Marktgewühles erhebt, ist im besten Falle eine gelungene Bildhauercaprice, die dem Beschauer übermittelt, wie sich etwa ein mehr oder weniger begabter Künstler Person und Charakter des Gefeierten gedacht hat. Dieser wohlfeilen Statuensetzerei gegenüber, kann man nicht oft und energisch genug betonen, daß ein echtes Erinnerungsmal der verkörperte Ausdruck, die Stein oder Erz gewordene Quintessenz einer Reihe intimer Beziehungen ist, die sich zwischen den Donatoren, dem zu Feiernden und dem Denkmalsplatze ergeben. Nur ein aus solchen Ideenassociationen herausgewachsenes Kunstwerk stellt sich als ein fester, natürlich gegliederter Organismus dar und genügt den höchsten Anforderungen, die man an den Gedankenausdruck in bildnerischer Form zu stellen berechtigt ist.

Als Donator des Denkmals, von dem hier die Rede ist, fungirt die ganze deutsche Nation ohne Unterschiede des Stammes und der Partei. Der Weg zur Erlösung von dem Despotismus der Kleinstaaterei war ein Passionsweg. Manche Gedankensaat mußte rücksichtslos zertreten werden, ehe sich die Blut- und Eisenpolitik Bahn brach und über einen Bruderkrieg fort zum ersehnten Ziele führte. Nur in der Person des großen Kaisers verkörpert sich der deutsche Einheitsgedanke in edelster und reinster Form, zu ihm können alle Männer, alle Parteien ohne kleinliche Nebengedanken bewundernd aufschauen. Diese Einmüthigkeit der Verehrung muß vor Allem zum Ausdruck kommen, wenn das Erinnerungsmal zugleich ein Mahnruf an die Nachkommen sein soll.

Die Persönlichkeit des Kaisers ist eine ungemein vielseitige, in einem von der deutschen Nation gesetzten Denkmal kann sie nur als Repräsentant der deutschen Einheit, als ideale Spitze individueller Einzelbestrebungen gefaßt werden. Die Bedeutung Wilhelms I. liegt in dem selbstlosen, zweckbewußten Eifer, mit dem er alle Kräfte dem einen Ziele seines Lebens dienstbar gemacht hat. Seinen Helfern allzeit voran, von ihnen getragen und gestützt, so muß ihn der Bildner darstellen, der sich ein Nationaldenkmal zu schaffen berufen fühlt.

Ueber die allgemeine Platzbestimmung des Monumentes kann nach der Vollendung des Niederwalddenkmals kein Zweifel herrschen. Der erste deutsche Kaiser aus dem Stamme der Hohenzollern gehört in die Kaiserstadt des neuen Reiches, das ist selbstverständlich, und darin treffen auch alle bisher gemachten Vorschläge zusammen. Ungemein schwierig wird die Frage, sobald es sich um die endgültige Festsetzung eines bestimmten Platzes handelt. Sprechen wir es unverholen aus. Für ein der deutschen Nation würdiges Denkmal, wie es die vorstehenden Darlegungen in Aussicht nehmen, ist innerhalb des eigentlichen Stadtringes kein Raum zu finden. Den Lustgartenprojecten ist durch eine directe kaiserliche Entscheidung der Boden entzogen. Die Verbindung des Denkmals mit dem Dombau beruht, wie die ganze Chimäre vom protestantischen Kaiserthum deutscher Nation auf einem schiefen Gedankengange, der dem gesunden Sinn Kaiser Friedrichs widerstrebt. Der Schloßplatz, die durch Beseitigung der vorliegenden Häuserreihe zu erweiternde Schloßfreiheit, der Platz vor dem Kastanienwäldchen, der Raum zwischen Opernhaus und Bibliothek, der Pariser Platz, sie alle bieten für unser Erinnerungsmal nicht den nöthigen Raum. Dazu kommt eine ganze Reihe ästhetischer und ideeller Bedenken.

Die Straße Unter den Linden vom Brandenburger Thor bis zum Königlichen Schloß sind eine via triumphalis des preußischen Königthums, an deren Zusammenhange nicht zu rütteln ist. Ein Denkmal, das die Stadt Berlin, das der preußische Staat dem Könige setzen wollte, würde sich hier zwanglos dem gegebenen Monumentalganzen einfügen. Für den deutschen Kaiser wäre nur am Ende dieser glänzenden Reihe, etwa da, wo die Kaiser Wilhelm-Straße mündet, der geeignete Platz gewesen. Nach den fertigen baulichen Dispositionen, mit Hinzurechnung des Dombauprojectes, kann davon nicht mehr die Rede sein. Auch die nächste Umgebung des Schlosses trägt den Charakter specifischen Borussenthums. Die märkische Königsburg der Hohenzollern würde mit ihren wuchtigen Erinnerungen die Idee des jungen deutschen Kaiserreiches erdrücken.

Es sind bisher zwei Projecte aufgetaucht, die das zu errichtende Denkmal außerhalb des eigentlichen Stadtringes vor das Brandenburger Thor verlegen. Das eine schafft durch Ausholzung unmittelbar vor dem Langhans'schen Säulenbau ein großes Halbrund, das andere nimmt den Kreuzungspunkt

Digitized by Google

der Charlottenburger Chaussee und der Siegesallee für ein mächtiges Rondell in Aussicht und wandelt den ganzen Thiergarten in eine kunstvolle Gartenanlage um. Beide Projecte würde die Nähe des Königsplatzes beeinträchtigen. Ein Denkmal an dem genannten Kreuzungspunkte würde zudem in eine ästhetisch und ideell unerträgliche Profilstellung zur Siegessäule gerathen, während ein mächtiges Standbild dicht vor den Berliner Propyläen sich beim Durchschreiten oder Durchreiten der Säulenhalle den Kopf einrennen würde. Ein Abbruch des Brandenburger Thores aber würde dem Siegeshymnus unserer via triumphalis die Introduction nehmen und an ihre Stelle das Finale setzen.

Der einzige neutrale, in sich geschlossene, zur künstlerischen Verkörperung der deutschen Kaiseridee wie reservirte Raum ist der Königsplatz. Das Auge eines jeden Künstlers muß sich bei dem Gedanken an ein Wilhelmsdenkmal unwillkürlich verlangend auf diesen wunderbaren Raum richten. Läßt er sich durch einen Blick auf die Siegessäule zur Resignation zwingen, so ist das eine im Mißtrauen gegen das eigene Können wurzelnde Muthlosigkeit. Die Siegessäule ist ein Stein des ästhetischen Anstoßes, der sich anspruchsvoll in der Mitte eines der schönsten Plätze der Welt erhebt und an dessen Wegräumung schon aus Pietätsrücksichten nicht zu denken ist. Es bleibt also nichts übrig, als den ganzen Platz als eine künstlerische Einheit zu fassen, der sich die Siegessäule als ein nothwendiges, in seiner Bedeutung herabgedrücktes und so unschädlich gemachtes Uebel einfügt.

Die Errichtung des massigen, die ganze Umgebung beherrschenden Reichstagsgebäudes bedingt früher oder später eine Entfernung des Kroll'schen Etablissements. Die Zeit, wo man die Sommernächte vor dem Brandenburger Thor für den normalen Gesundheitszustand des Durchschnittsberliners für unumgänglich nothwendig hielt, ist vorüber, und die Ferienoper ist kein genügender Vorwand für die Existenzberechtigung des Instituts. Als Gegenüber des Reichstagspalastes ist es gedanklich und ästhetisch unmöglich. Mit seiner Wegräumung aber wäre der Platz für ein Kaiserdenkmal von der angedeuteten Größe der Anlage mit Naturnothwendigkeit bestimmt und gegeben. Das künstlerische Ensemble des Königsplatzes würde sich dann in seinem ideellen Zusammenhange etwa folgendermaßen darstellen: Eine gewaltige Ruhmeshalle auf hohem Unterbau als achitektonischer Träger von Wandgemälden und Statuengruppen, deren Motive die Entwickelungsgeschichte der deutschen Einheit, wie sie von einzelnen Männern geplant und stückweise geschaffen worden, versinnlichen. Den ganzen Bau überragend oder ihm in entsprechender Massigkeit vorangestellt das eigentliche Kaiserdenkmal. Dem Wiederhersteller des deutschen Reiches voranschwebend — es bedarf nur einer leicht auszuführenden Seitenwendung der Figur — die Victoria der Siegessäule, die sich gleichzeitig segnend dem Reichstagsgebäude, dem Symbol der vollendeten Staatseinheit, zuwenden würde. Eine solche Anordnung, in großartig monumentalen Formen zur Ausführung gebracht, würde einen Platz schaffen, mit dessen ideeller und ästhetischer Bedeutung sich kein zweiter in der Welt messen könnte.

Eine Detaillirung der hier gestellten künstlerischen Aufgaben würde über den Rahmen dieser Zeilen hinausgehen, die nur bestimmt sind, eine Anregung zu geben. Wir verkennen keinen Augenblick die materiellen und formellen Schwierigkeiten, die sich einer glücklichen Lösung des so gestellten Problems entgegenthürmen. Unmöglich ist sie keinenfalls. Der pecuniären Opferfreudigkeit des deutschen Volkes sind wir sicher, und zu den berufenen Vertretern der Architektur, der Malerei und Bildnerei haben wir das unerschütterliche Vertrauen, daß sie nur einer Gelegenheit harren, ihre monumentale Leistungsfähigkeit zu erweisen. Mit der Größe der Aufgabe wachsen die Kräfte, und der Gewinn für die in gedeihlichem Zusammenwirken erstarkenden Schwesterkünste würde nicht ausbleiben. Die künstlerische Ausgestaltung des nationalen Gedankens im weitesten Sinne des Wortes! Hic Rhodus, hic salta!

Feuilleton.

Das Testament.

Von Giovanni Verga.

Autorisirte Uebersetzung von M. Nolte.

In seinen jungen Jahren hatte Nanni Volpe nur einen Gedanken gehabt — Reichthümer erwerben! — Nanni war das Urbild eines Bauern; er hatte einen schlauen Kopf und einen breiten Rücken. Letzterer war so recht dafür geschaffen, dreißig Jahre lang Sonnenstrahlen und Regengüsse, sauere Feldarbeit und das Gewicht der ihm aufgebürdeten Lasten zu ertragen. Wenn Nanni's gleichalterige Kameraden hinter den Mädchen herliefen, oder in der Schenke saßen, trug er „zu Neste", wie er sich ausdrückte. Heute erwarb er ein Stückchen Land, morgen ein Häuschen oder eine Scheune. Und all' sein wachsendes Besitzthum war Brod, das er sich vom Munde absparte, war gleichsam ein Theil seiner selbst, war sein Schweiß, der sich hier vor seinen Augen in Grund und Gebäude verwandelte. Als das „Nest" endlich fertig war, zählte Nanni Volpe fünfzig Jahre. Sein kräftiger Rücken war gebeugt, sein Antlitz von tiefen Furchen durchzogen, wie eines seiner eigenen Aecker. Aber er besaß in der Ebene reiche, fruchtbare Felder, droben auf dem Hügel einen hübschen Weinberg, ein schmuckes Haus, kurz Alles, was sein Herz begehren konnte. Wenn er Sonntags auf dem „Platz" erschien, wich man ihm ehrerbietig aus und aller Augen richteten sich auf ihn, besonders Frauenaugen! Sowohl Wittwen, als Jungfrauen blickten sehnsüchtig oder schmachtend zu dem stattlichen Bauern hinüber, denn sie wußten wohl, wenn das Haus bestellt ist, gehört auch eine Hausfrau hinein.

Nanni sagte nicht nein. Im Gegentheil, er dachte sehr ernstlich an's Heirathen. Indeß handelte er auch hierin langsam und bedächtig, ohne sich zu übereilen, wie er es schon von jeher gethan hatte. Eine Wittwe wollte er nicht, denn Wittwen führen bei jeder Gelegenheit ihren „seligen Mann" in's Treffen. Ein junges Mädchen in der ersten Blüthe wollte er auch nicht, das war mit eigenen Gefahren verknüpft. Er hatte sein Augenmerk auf die Tochter der Mutter Senzia Nana gerichtet, ein stilles, fleißiges Mädchen, das am Webstuhl wie festgenagelt saß und sich nie am Fenster blicken ließ, nicht einmal Sonntags. Sie war 28 Jahre alt, und es hatte sich noch kein Mann um sie gekümmert. Was nun die Mitgift betraf — je nun! darauf kam's ihm ja nicht an; er hatte für zwei gearbeitet. Die Nana war einverstanden; das Mädchen sagte weder ja, noch nein, aber sie mußte auch wohl einverstanden sein. Hinter ihrem Rücken sagten freilich die bösen Zungen: „Stille Wasser sind tief!" Oder auch: „Der listigste Fuchs wird doch 'mal überlistet!"

Nanni Volpe wählte Ostern als die beste Zeit für seine „Erklärung". Das junge Getreide auf den Saatfeldern hatte schon eine hübsche Höhe erreicht, die Olivenbäume hatten reichlich Früchte angesetzt, und Nanni hatte die letzte Rate des für seine Mühle erforderlichen Preises abgezahlt. Alles traf also recht günstig zusammen. Nanni zog seinen blauen Tuchrock an und ging, um mit Mutter Senzia zu sprechen. Ihre Tochter stand horchend hinter der Küchenthür. Als die Mutter sie rief, erschien sie, sorgfältig gekleidet und frisch gekämmt, dunkelroth im Gesicht, mit niedergeschlagenen Augen und einem Strickstrumpf in der Hand.

„Schau her, Raphaela, dies ist der Herr Volpe, der will Dich zur Frau," sagte die Mutter.

Das Mädchen strickte weiter, ohne aufzublicken; nur ihr Busen wogte. Nanni Volpe meinte freundlich:

„Jetzt möcht' ich auch Eure Meinung hören, gelt!"

Die Mutter kam der Tochter zu Hülfe: „Was mich betrifft, ich bin's zufrieden."

Da hob Raphaela die sanften Rehaugen und antwortete: „Wenn Du's zufrieden bist, Mutter ...."

Die Hochzeit wurde sehr still gefeiert, denn Nanni war kein bischen prunksüchtig und wußte sehr wohl, daß auf eine Lira hundert Centesimi

Digitized by Google

gehen. Indeß, die nächsten Verwandten wurden doch geladen, und es gab das übliche Zuckerwerk aus dem Kloster und Weißwein vom Besten. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich auch diejenigen, welche bisher für die Erben des Nanni Volpe gegolten hatten. Lauter arme Teufel, die sich heut' einmal recht satt aßen und die junge Frau mit den Augen verzehrten. Diese ging hoch aufgerichtet in ihrem seidenen Kleide und ihrem goldenen Schmuck umher und sah schon nach dem Ihrigen. Sie achtete auf die Tafel, trug eine lächelnde Feststimmung zur Schau und hatte für Alle, Freunde und Feinde, ein freundliches Wort. Nanni Volpe war vergnügt und sagte, sich die Hände reibend:

„Wenn das nicht eine vortreffliche Frau ist, gibt's keine Engel im Himmel mehr!"

Carmine, ein weitläufiger Verwandter von Nanni, der ihn wegen seines Reichthumes Onkel nannte und der sich jetzt der neuen Tante angenehm machen wollte, sagte ihr bei jeder Handvoll Zuckerwerk, die er verschlang, in leisem, süßem Ton:

„Wie konnte ich ahnen, daß ich eine so schmucke, schöne Tante bekomme! — Ei, da möcht' ich selbst in Onkels Haut stecken, trotz seines Alters und seiner Gebrechen!" —

Als die letzten Gäste gegangen waren, schloß Nanni die Thür und führte seine junge Frau im Hause herum. Er zeigte ihr alle Zimmer, hernach die Scheune, den Stall und all' seine Schätze. Dann sagte er ihr:

„Jetzt bist Du hier die Herrin."

Raphaela wußte überall Bescheid. Hatte sie doch schon oft von ihrer Mutter genaue Beschreibungen des ganzen Hauses gehört! Sie schloß also sorgfältig ihren Goldschmuck in die Kommode, ihr seidenes Kleid in den Schrank weg. Ihr Schlüsselbund steckte sie unter das Kopfkissen. Nanni nickte stillvergnügt:

„Brav, brav! So gefällst Du mir!"

Dem Nanni ging Alles nach Wunsch. Er bestellte nach wie vor sein Feld, und sein Herz war und blieb so hart wie die Steine auf seinem Acker. Wenn er Sonnabend Abends heimkehrte, fand er in der Kammer sein frisches Sonntagshemd schon bereit liegen, und in der Küche die dampfende Suppe auf dem Tisch und das für die nächste Woche nöthige Brod bereits mit Sauerteig angemengt. Raphaela führte Rechnung über die Feldfrüchte, welche Nanni nach Hause schickte. So und so viele Maß Getreide und so viele Maß Sumach: Alles war genau auf den Kerbhölzern eingezeichnet, die im Bündel zu Füßen des Crucifixes hingen. Ja, sie war eine tüchtige Hausfrau und gottesfürchtig dabei! An Sonn- und Festtagen verfehlte sie nie, mit Nanni die Messe zu hören und ging zweimal im Monat zur Beichte. Während der übrigen Zeit lebte sie nur für die Wirthschaft und trieb die Sparsamkeit so weit, daß sie ihren Mann derb abkanzelte, wenn sich Carmine, der arme Neffe, mit seinem ewigen Klagelied auf den Lippen im Hause blicken ließ.

„Gib dem faulen Tagedieb doch nichts!" sagte sie. „Du wirst ihn gar nicht mehr los. Ja, wenn man Deine Verwandten gewähren ließe, die möchten Dich am liebsten bei lebendigem Leibe beerben!"

Dann rieb sich Nanni die Hände und antwortete:

„Brav, brav! So gefällst Du mir!"

Carmine hatte bald gemerkt, wie der Wind wehte. Er bemühte sich unausgesetzt um die Gunst seiner Tante und suchte durch Betteln sich von ihr heute ein Maß Bohnen, morgen ein paar Bündel Reiser zu erzwingen. Bei der Hundekälte diesen Winter, das Gott erbarm!

„Hast Du denn kein Herz im Leibe, daß Du Deine eigenen Verwandten Hungers sterben läßt? Und hast dabei selbst von Allem die Hülle und Fülle im Hause! Wenn Du nur willst, sagt Onkel Nanni gewiß nicht nein!"

„Was kann ich dazu thun? Du weißt, er ist der Herr!"

Ein andermal warf er ein: „Ich wollte nicht sagen, wenn Ihr Kinder hättet! Aber was soll aus all' dem Reichthum werden, wenn Ihr Beide todt seid?"

„Wenn wir keine Kinder haben, so ist das eben Gottes Wille."

Eines Tages setzte der junge Mann, um sie zu rühren, hinzu: „Du bist so jung und schön — wirklich schade, daß es so Gottes Wille ist!"

„So! Und was geht Dich das an?"

Carmine antwortete nicht gleich, er schien nachzusinnen und blickte sie nur bedeutsam und lauernd an: „Gibst Du mir die Flasche Wein, um die ich bat?" fragte er endlich.

„Nun ja, um Dich los zu werden! — Geh! Sag' dem Onkel Nanni nichts davon."

Carmine hatte die Saite gefunden, die er berühren mußte, wenn er etwas erreichen wollte.

„Unser Herrgott hat das Leben häßlich eingerichtet," meinte er ein andermal. „Saftige Nüsse einem zutheilen, der keine Zähne mehr hat, ist grausam. — Du bist so hübsch und schmuck, Du verdientest einen jüngeren Mann zu haben."

„Schweig' Bube! Oder ich erzähle dem Onkel Deine losen Reden wieder, verstanden!" entgegnete Raphaela zornroth.

Aber wenn sie den Taugenichts auch ausschalt, gab sie ihm doch jedesmal eine Kleinigkeit, um sich ihn vom Halse zu schaffen. Einmal ohrfeigte sie ihn sogar.

„Nur zu, nur zu!" meinte er. „Von Deiner Hand ist mir Alles lieb und recht."

„Du sollst nicht mehr hier in's Haus kommen, verstehst Du? Ich will's nicht. Muß ich's doch jedes Mal dem Herrn Pfarrer beichten."

„Aber warum denn? Was ist denn Schlimmes daran? Ich bin doch Dein Neffe, Dein Verwandter!"

„Nein, nein, ich will's nicht! Ich will nicht um Deinetwillen bei den Leuten in's Gerede kommen! Sie klatschen doch, wenn sie Dich immerfort hier im Hause sehen. Und dann — nein, ich will's nicht!"

„Ich komme nur, um Dich zu sehen. Ich will nichts mehr erbitten, nichts verlangen. Du hast's mir angethan, sieh! Ist das nun meine Schuld?" —

In der Erntezeit half Carmine eines Tages ein Fuder Gerste abladen und auf den Kornboden schaffen. Raphaela beaufsichtigte die Arbeit und leuchtete mit einer Stalllaterne. — Die Beiden waren allein geblieben, da packte er sie plötzlich in seinen kräftigen Armen und drückte sie an sein Herz. Wie sie sich auch wehrte mit Händen und Füßen, er bedeckte ihr Antlitz mit glühenden Küssen und rief einmal über das andere:

„Ich lasse Dich nicht! Ich lasse Dich nicht!"

Zerzaust, mit wogendem Busen entwand sich Raphaela endlich seinen Armen, tastete im Dunkel auf dem Boden nach der umgefallenen und verlöschten Laterne und stammelte dann abgerissen:

„Gelt, ich hab' Oel verschüttet! — Durch Deine Schuld! Das bedeutet Unglück!"

* * *

Beim Urbarmachen eines Brachfeldes im feuchten Frühlingswetter hatte sich Nanni Volpe ein böses Fieber geholt. Ja, sein Gut, für das er sich so weidlich geplagt und abgemüht hatte, zehrte doch endlich an seinem Mark und warf ihn auf's Krankenlager — und nun trugen gar Arzt und Apotheker noch das Ihrige dazu bei, ihn in's Jenseits zu befördern! — Die gute, treue Raphaela hätte dazumal für ihre sorgende Aufopferung ein Denkmal verdient. Den lieben langen Tag war sie mit Hülfe des Neffen Carmine beschäftigt Brühe und Thee zu kochen, oder Medicin einzuschenken. Nanni lag nun an's Bett gefesselt da und dachte beständig an die Verluste, die er in dieser Zeit erleiden würde, an seine Interessen, die jetzt von Fremden vertreten und wer weiß wie schlecht gewahrt wurden! Die Arbeiter, die auf seine Kosten aßen und tranken, standen jetzt, da das Auge des Herrn fehlte, gewiß müßig im Hof umher. Der Verwalter raubte ihm ohne Zweifel alle zwei Tage mindestens einen Käse. An die Thür des Speichers müßte von Rechts wegen ein neues Schloß gelegt werden, denn der Knecht wußte jedenfalls mit dem alten umzugehen und die Thür zu öffnen. Selbst im Schlaf beschäftigten sich seine Gedanken nur mit Dieben und Einbrechern; oft schreckte er aus angstvollen Träumen auf und kalter Schweiß perlte von seiner Stirn. Einmal glaubte er sogar im Nebenzimmer Geräusch zu hören. Er sprang aus dem Bette, ergriff seine Flinte und eilte hin. Richtig! da unter dem großen Tisch ragten zwei Füße hervor! Raphaela bemühte sich zwar, sie zu verdecken, aber Nanni sah sie doch, stöberte mit dem Lauf seiner Flinte unter dem Tisch und rief laut: „Diebe! Diebe! Mörder!"

Digitized by Google

„Um Gottes willen tödte mich nicht, Onkel! Ich bin ja Dein Neffe! ... Dein eigen Blut!“ stammelte Carmine und erhob sich langsam mit todtenbleichem Antlitz.

Raphaela bekreuzte sich rasch und murmelte: „Ich hab's ja gesagt! Verschüttetes Oel, das bringt Unglück!“

Mehr todt als lebendig wurde Carmine vor die Thür gesetzt und Raphaela machte sich flugs um ihren Mann zu schaffen. Sie gab ihm zu trinken, reichte ihm ein Glas Wein, damit er sich von seinem Schrecken erholen möchte, brachte einen heißen Wärmstein, um ihm die Füße wieder zu erwärmen, schüttelte ihm die Kissen auf und deckte ihn so recht behaglich wieder zu. Sie wußte wahrhaftig nicht, wie sich der dumme Junge da versteckt hatte! Freilich, heut' Abend hatte sie ihm gesagt, er solle ihr helfen, die Wäsche hinaustragen —! Aber das war ja lange her; sie hatte geglaubt, er sei schon längst fortgegangen.

Das warme Bett und der Schwächezustand seines kranken Körpers stimmten Nanni weich. Er ließ sie reden und thun und lassen, was sie wollte. Aber der schlaue Kopf des listigen Bauern verleugnete sich nicht. Nanni steckte die Nase unter die Decke und dachte über seine Angelegenheiten nach. Wie sollte er den Fuß aus dieser Patsche ziehen, ohne den Schuh drin stecken zu lassen? Bei Tagesgrauen rief er seine Frau:

„Höre Raphaela, ich denke dran, mein Testament zu machen.“

„I bewahre! gib Dich doch nicht solch' schwarzen Gedanken hin!“

„Doch, doch, Kind! Ich stehe schon mit einem Fuß im Grabe. Ich hab' mich mein Lebelang abgemüht, Vermögen zu erwerben, und eh' ich nun das Gut hier verlasse, möcht' ich gern die Rechnung abschließen.“

„Darf man wenigstens Deine Absichten wissen?“

„O, was das betrifft, kannst Du ruhig sein! Du kennst doch das Sprüchwort: Die Seele dem lieben Gott, Hab und Gut wem's zukommt.“

„Der liebe Gott wird Dir's lohnen, was Du an mir gethan hast und noch thust,“ antwortete Raphaela gerührt. „Du hast mich aufgenommen, da ich arm und nackt war, wie eine Waise, und ich hab' Dich stets verehrt und lieb gehabt wie einen Vater.“

„Ja, ja; ich weiß, ich weiß,“ nickte Nanni, und die Troddel am Zipfel seiner Schlafmütze sagte auch sehr energisch „ja“.

Er wollte beichten und communiciren, damit, wenn der Herr ihn zu sich riefe, er in Frieden mit Gott und Menschen davongehen könnte. Er ließ sogar den Neffen Carmine rufen.

„Du Tölpel,“ sagte er ihm, „warum bist Du neulich so rasch weggelaufen? Fürchtetest Du Dich etwa vor mir, vor Deinem alten Onkel?“

Carmine stand da wie ein begossener Pudel und wußte nicht, was er antworten sollte. Unruhig bewegte er erst einen Fuß, dann den anderen und spielte verlegen mit seiner Mütze.

„Setze Deine Mütze nur wieder auf,“ meinte Onkel Nanni. „Du bist hier im eigenen Hause und kannst kommen, so oft Du willst. Es ist sogar besser, daß Du oft kommst, Du kannst dann Deinen Vortheil wahren.“

Carmine riß die Augen vor Staunen weit auf. Nanni fügte hinzu:

„Nun ja doch! Geh' hin und frage den Notar, was in meinem Testament steht, wenn Du's mir nicht auf's Wort glaubst, Undankbarer! Ja, ja! ›Die Seele dem lieben Gott, Hab und Gut wem's zukommt!‹“

Da sprang Raphaela auf, wie eine Furie: „Was! Die Seele wird Dir der Teufel holen, wie jedem anderen Dieb und Straßenräuber! Ja, ja! Ein Dieb bist Du! Wozu habe ich Dich denn geheirathet?!“

„Das ist eine ganz andere Frage und hat mit dem Testament nichts gemein,“ entgegnete Nanni ruhig.

„Holla, he!“ rief Carmine aus und warf sich Raphaela entgegen, die sich mit geballten Fäusten, wie ein wildes Thier auf Nanni stürzte. „Holla, he! Willst Du den Onkel wohl zufrieden lassen! Sonst drehe ich Dir ohne Weiteres den Hals um!“

Raphaela eilte wüthend aus dem Hause. Sie schwor laut, sie wolle ihren Mann vor Gericht laden, um sich ihren Pflichttheil an seiner Hinterlassenschaft zu sichern, und überdies wolle sie ihn allein und verlassen, wie einen Hund, sterben lassen.

„Laß sie nur gehen, was liegt daran!“ sagte Carmine zum Onkel. „Wenn Du willst, bleibe ich bei Dir und pflege Dich — ich bin ja Dein Neffe, Dein eigen Blut ...“

„Brav, brav!“ entgegnete Nanni. „Dabei kannst Du auch hier nach dem Deinen sehen, Deine Interessen wahren.“

Raphaela wurde bei ihrer Mutter aufgenommen wie ein Hund, der aus dem Futternapf eines anderen fressen will.

„Hast Du nicht jetzt Dein eigenes Haus? Bist Du etwa nicht verheirathet? Was willst Du denn noch hier?“

Nun bestand Raphaela darauf, daß ihr zu ihrem Unterhalt wenigstens das gesetzliche Drittel von ihres Mannes Vermögen zukäme. Aber Nanni Volpe kannte das Gesetzbuch, wie ein Advocat.

„Habe ich sie vielleicht aus dem Hause gewiesen?“ antwortete er dem Richter. „Nein. Die Thür ist offen, und meine Frau mag wiederkommen, wann sie will, sie wird sie stets offen finden.“

Carmine sagte dem Onkel wohl, er begehe eine Dummheit, seine Frau wieder in sein Haus aufzunehmen. Sie müsse ihn ja so furchtbar hassen, daß er nie sicher sein könne, ob sie ihn nicht eines Tages vergifte. Ja, das werde sie gewiß thun, um ihn loszuwerden!

„Nein, nein,“ entgegnete der Onkel mit seinem gutmüthigen Lächeln, „das Testament ist zu Deinen Gunsten gemacht; wenn sie mich vergiftet, gewinnt sie dadurch nichts. — Im Gegentheil!“ wollte er noch hinzufügen, aber er besann sich, kraute sich hinter den Ohren und behielt die Worte für sich; nur lachte er leise.

In der That, Raphaela kehrte, unterwürfig wie ein Lamm, wieder in's Haus zurück. Mutter Senzia und die übrigen Verwandten begleiteten sie.

„Ach, das sind ja Kleinigkeiten! Alles Kleinigkeiten! Dinge, die wohl zwischen Mann und Frau vorfallen! Aber jetzt ist der Friede geschlossen und ihr werdet sehen, Gevatter Nanni, wie sich Eure Frau das Herz wiedergewinnen wird, welches Ihr ihr einst geschenkt habt!“

„Ich hab' es ihr nicht entzogen,“ entgegnete Nanni Volpe. „Ich will ihr ja nichts entziehen, was sie zu haben verdient.“

* * *

Um möglichst viel zu „verdienen“, machte sich Raphaela so gut und liebenswürdig, daß es eine Freude war. Stets war sie um ihren Mann beschäftigt, pflegte ihn, sah ihm seine Wünsche an den Augen ab, hielt alles Unangenehme von ihm fern. Der Alte sagte:

„Du hast Recht, sehr Recht! Denn, wenn mir ein Unglück zustößt, ehe ich mein Testament habe ändern können, ist's desto schlimmer für Dich!“

Und er ließ sich schmeicheln und hegen und pflegen, und hatte es gut, wie ein Papst.

„Wenn mir unser lieber Herrgott das Leben läßt,“ sagte er oft, „so will ich noch mein Testament umändern. Ich hab' mein Lebelang gearbeitet und mich weidlich abgemüht, aber jetzt ernte ich auch die Früchte meiner Mühe, ich kann ein ruhiges, behagliches Wohlleben führen in meinen alten Tagen. Ja, ja, darauf kommt's an in der Welt, sich für's Alter ein behagliches Wohlleben zu sichern!“

Das einzige Verdrießliche, das seinen Schatten auf dies freuden- und genußreiche Dasein des Onkel Nanni warf, war ein fortwährender Zank und Streit zwischen Carmine und seiner Tante. Tag für Tag gab's Geschrei und blaue Augen, und Nanni konnte ja nicht einmal aufstehen, um die Streitenden zu trennen!

Zuweilen erschien Raphaela in höchster Aufregung, bebend vor Zorn und mit blutigem Gesicht vor dem Bette ihres Gatten, zeigte ihm ihre Verletzungen und sagte:

„Sieh, was mir Dein Mörder von einem Neffen gethan hat!“

„Ei, ei, Carmine, wie kannst Du aber Deine Tante so behandeln! Und warum wohl, Du Hallunke?“

„Warum jagst Du den Taugenichts denn nicht mit Fußtritten aus dem Hause, Mann?“

„Ei nun, nun! Wir müssen doch einen Beschützer im Hause haben, jetzt, da ich so hülflos an's Bett gefesselt bin.“

„Na, Du wirst sehen, Du wirst sehen! Eines schönen Tages wird er Dich vergiften, wie eine Feldratte, damit Du keine Zeit mehr haben mögest, das Testament zu ändern. Er gibt Dir Gift ein, so wahr Gott lebt!“

Digitized by Google

„Ei, dann solltest Du besser aufpassen, Frau! Solltest mir das Leben und damit Dir Deinen Vortheil erhalten!"

Immer und immer das leidige Testament! Zwischen Carmine, dem Zufriedenen und Raphaela, der Unzufriedenen, hin und her gezerrt, konnte Nanni Volpe nicht dazu kommen, es zu ändern. Er klagte oft, daß er sich schlechter fühle. Raphaela, die ihn so Tag für Tag hinschwinden sah, bis er bleich war, wie seine eigene linnene Nachtmütze, verzehrte sich innerlich vor Neid und Wuth. Ja, sie wurde selbst vor Aufregung ganz krank. Endlich machte sie aber Nanni gegenüber im Beisein von Carmine, der dem Onkel gerade sorgsam die Krankensuppe eingab, ihrem Herzen Luft:

„Du thust wohl daran, Nanni, so viel von Deinem Neffen zu halten! Du weißt nicht, wie er Deine Güte durch doppelt zärtliche Liebe zu Deiner Frau vergolten hat!"

Carmine hätte am liebsten den Suppennapf und was ihm sonst noch unter die Hände gerathen wäre, der Tante an den Kopf geworfen. Die Troddel auf Onkel Nanni's Nachtmütze nickte ein paar Male bestätigend, während er flüsterte:

„Ja, ja! Ich weiß, ich weiß!"

Und damit hauchte der Alte leise, leise seine Seele aus; bis zum letzten Augenblick war er von den Beiden versorgt, gehegt und gepflegt worden, wie ein Fürst. — Als nun Carmine sich anschickte, Raphaela aus dem Hause zu jagen, welches fortan sein alleiniges Eigenthum sein sollte, ließ diese das Testament eröffnen. Da kam es denn an den Tag, wie schlau der listige Nanni Volpe gewesen war, und daß er seinen Neffen, seine Frau und sogar den Teufel zum Narren gehabt hatte! All' sein Hab und Gut war den Armen vermacht — Raphaela und Carmine hatten das Nachsehen! Jedoch selbst die Gegenwart des Notars verhinderte sie nicht, noch einen heftigen, erbitterten Strauß auszufechten, wobei es abermals viel Geschrei und „blaue Augen" gab!

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

„Turandot", Komische Oper in drei Acten, frei nach Carlo Gozzi, Dichtung und Musik von Theobald Rehbaum. Zum ersten Male aufgeführt in Königlichen Opernhause am 11. April. — Liederabend von Theodor Reichmann.

Nachdem die Königliche Oper im letzten Jahre keine andere Neuigkeit gebracht hatte, als die Ernennung eines Capellmeisters, der vorher noch nie eine Oper dirigirt hat, und auch nachher eine solche mit Sicherheit nie dirigiren wird, ist sie endlich mit einem neuen Werke hervorgetreten, das sowohl im Texte, als in der Musik nur für die Operettentheater paßt, niemals in den Rahmen des ersten Musikinstitutes der Reichshauptstadt. Der Dichtercomponist, Herr Rehbaum, ist ein geschätzter Musikberichterstatter im „Fremdenblatt" und in manchen Musikzeitungen, ein sehr bekannter Lehrer der Theorie, auch hat er ansprechende Lieder geschrieben. Um so verwunderlicher muß es erscheinen, daß er so ganz kritiklos zu Werke gegangen ist, in seiner Harmonie und Instrumentation noch auf dem alten Standpunkte des Singspieles stehen geblieben ist, und in der Melodik mitunter die abgebrauchtesten Formen der Operette anwendete. Wäre nun die ganze „komische Oper" nur in diesem Stile gehalten, so könnte ich ohne weitläufige Darlegungen dem Leser auf Treu und Glauben versichern, daß sie eben nicht viel mehr werth ist, als so viele andere Operetten, die nach einigen Wochen Siechthum in den Hadern-Hades gesunken sind. Aber in „Turandot" tauchen einige Momente auf, die da zeigen, daß Rehbaum viel Besseres zu leisten vermag, und daß nur die leidige Sucht durchaus komisch, und noch dazu populär komisch zu sein, ihn zu solchen textlichen und musikalischen Mißgriffen verführt hat. „Turandot", das „dramatische Märchen" Gozzi's, kennt die ganze deutsche Leserwelt aus der Uebersetzung Schiller's. Rehbaum dachte — so erklärte schon vor einigen Wochen ein Artikel im „Fremdenblatt" — daß die Prinzessin des italienischen Dichters eine unsympathische Person sei, und daß manches in der Handlung geändert und in einer „fein komischen" Oper unserem „modernen Empfinden näher gebracht" werden müßte. Und was that er? Die Verpflanzung von China nach Kaschmir, weil das indische Kostüm „dankbarer" ist, als das chinesische (so belehrt uns jener Erklärer), erscheint unwesentlich. Aber daß er die phantastischen Figuren des Kaisers, der Turandot und des Prinzen Kalaf in Zerrbilder umgewandelt hat, darf nicht ungerügt bleiben. Die Darlegung einer einzigen Scene wird vollkommen genügend beweisen, in welch' heillose Gedankenverwirrung der Dichter Rehbaum bei Abfassung seines Textbuches gerathen ist. Die Prinzessin Turandot freut sich sehr, daß Kalaf die Räthsel errathen hat, und will ihn vom Fleck weg heirathen. Aber er will nicht, will sie erst für ihren Hochmuth strafen, und gibt ihr nun seinerseits das Räthsel auf, seinen Namen zu errathen. Sie bringt in Erfahrung, daß der alte Hofgärtner ihres Vaters, Barak, den Prinzen und dessen Namen kennt, und beschließt, durch List in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen. Sie verkleidet sich, geht Abends, tief verschleiert, in den Garten und stellt sich dem Barak als eine Dienerin der Prinzessin vor, von dieser beauftragt, ihm eine große Belohnung anzubieten, wenn er ihr den Namen des Prinzen mittheilen wollte. Barak erkennt die Prinzessin, läßt aber nichts merken, und verlangt von der Dienerin anstatt des angebotenen Geldes „drei süße Küßchen" als Belohnung. Die Prinzessin Turandot, die Tochter des Beherrschers von Kaschmir, geht auf diesen Vorschlag ein (!!!). Skirina, Barak's Weib, kommt gerade zum Kußwechsel, schimpft den Mann einen „alten wüsten Sünder", die verkleidete Prinzessin „eine Dirne" und vollführt einen Spektakel, daß die ganze Dienerschaft des Palastes, zuletzt noch der König selbst, herbeikommen. Nach der Erzählung Skirina's befiehlt nun der Herrscher, daß die verschleierte Kußspenderin ihm ihr Gesicht zeige — das geschieht, er erkennt seine Tochter, und — — — singt auf eine Polka:

„Das ist — das ist — das ist spaßhaft in der That!
In der Noth weiß sie sich Rath!
Das ist unendlich lächerlich —
Wie gut weiß sie zu helfen sich!"

Wie mag der alte Faun Offenbach im Grabe hohnlachen, wenn er sieht, daß Redeweisen und Charakterschilderungen, die seine Dichter für die Pariser Variétés geschrieben hatten, die von manchen deutschen Kunstschriftstellern mit so viel Entrüstung zurückgewiesen worden waren, jetzt mit einem Male auf der Hofopernbühne der deutschen Kaiserstadt hervortreten, und ganz geduldig angehört werden! Wie mögen Componist und Dichter der „Fledermaus" sich lustig die Hände reiben bei dem Gedanken, daß ich vor Jahren hier an dieser Stelle, in der „Gegenwart" die Terzett-Abschiedsscene im ersten Acte „O je, o je wie rührt mich das" als anwidernd bezeichnet hatte, und daß ich jetzt ganz Aehnliches im Hofoperntheater ertragen mußte!!

Aber ich möchte fast behaupten, daß der Dichter Rehbaum nicht die Hauptschuld an diesem Vorkommnisse trägt. Er hat gewiß gedacht, daß so etwas als auf der Hofbühne noch nicht Dagewesenes erst recht komisch wirken würde; die ganze Haltung seiner endlosen Dialoge, sowie der meisten Musikstücke zeugt offenbar dafür, daß er geradezu nichts Anderes wollte, wogegen einige Momente im Texte wie in der Musik vollständig beweisen, daß er sowohl besserem Empfinden als besserer musikalischer Haltung nicht ferne steht, und Besseres leisten könnte. Die Hauptschuld dafür, daß dem Publikum der Hofoper und den Beurtheilern Derartiges geboten werden konnte, trifft Diejenigen, denen das Textbuch zur Prüfung vorlag, und die es für annehmbar erklärten. Diese sind in erster Reihe verantwortlich für den unglaublichen Mißgriff. Ein Capellmeister kann sich viel leichter irren über den Werth, und besonders über die Wirkungsfähigkeit einer Musik; was ihm in der Partitur sehr hübsch erscheint, kann auf der Bühne unbemerkt vorübergehen, was sich auf dem Papier nicht schön ausnahm, kann bei der Aufführung durchschlagen. Aber kein Lector, kein Textprüfer kann sich darüber irren, daß Redeweisen, wie die oben angeführten, nicht in der königlichen Oper stattfinden dürfen, daß sie geschmacklos und von schlechtesten Tone sind, daß endlose mit Vorstadtwitzen ausgestattete Dialoge in einer neuen komischen Oper von vornherein dem Werke große Gefahr bereiten, selbst wenn die Musik eine viel bessere wäre, als die der „Turandot".

Was soll ich nun eigentlich von dieser sagen? Sie bietet gewissermaßen ein psychologisches Räthsel. Rehbaum ist als ein gebildeter Musiker und Kritiker bekannt, genießt als Lehrer der Composition eines guten Rufes. Wenn er in seiner komischen Oper nicht viel Erfindung bewährt, so schadet das dem Werke, aber man darf ihn nicht zu hart darob tadeln, daß ihm das Geschick eben nicht mehr Erfindung verliehen hat. Aber wenn er in seiner künstlerischen Arbeit, in der Instrumentation, in der Harmonisation, in den äußerlichen Formwendungen nach den allerabgebrauchtesten Schablonen zu Werke geht, so kann man wohl fragen: Wie war es möglich, daß ein geschickter Theoretiker, der ganz gewiß Andere oft darüber belehrt hat, wie gewisse Formen und Harmoniefolgen heutzutage vollständig veraltet sind, dieselben in seinem Werke fast unausgesetzt anbringt? Seine Ritornelle (Vor- und Nachspiele der Arien) sind meistens in jener alten Operettenform abgefaßt, die heute selbst von Millöcker und Lecoq nicht mehr gebraucht wird. Seine Instrumentation geht hinter Lortzing zurück, dessen Singspiele er offenbar nachstreben wollte, und wenn er einmal versucht „pikant" zu instrumentiren, dann sehnt man sich nach dem Altmodischen zurück; das war doch wenigstens nur langweilig, nicht ungeschickt.

Mancher Leser dürfte nun fragen, ob denn die Oper textlich und musikalisch gar keinen Anlaß zu irgendwelchem Lobe böte, ob sie denn durchaus ein nur verwerfendes Urtheil verdiente? Und ich antworte: Rehbaum's „Turandot" enthält einige Nummern, die entschieden die Begabung für Besseres beurkunden, und die es daher um so bedauerlicher erscheinen lassen, daß er sich durchaus auf so niederem Boden bewegen wollte, daß er in dem Gedanken, augenblicklich Erfolg gewinnen zu können, jede höhere künstlerische Rücksicht bei Seite schob. Vor Allem ist lobend hervorzuheben, daß er für das Textbuch einen freundlich befriedigenden Abschluß gefunden hat: die Prinzessin erräth den wahren Namen des Prinzen Kalaf nicht, weil der Gärtner Barak trotz der „süßen Küßchen"

Digitized by Google

sie belogen, und ihr nur den falschen, von Kalaf angenommenen Namen preisgegeben hat. Aber sie gesteht unumwunden ein, daß sie die Beschämung gerne erträgt, weil es ihr klar geworden ist, daß höher als Witz und Scharfsinn ein gutes und liebendes Herz zu schätzen sei, das sie ihrem Gatten Kalaf entgegenbringt. Ein hübscher Gedanke, eine wahrhaft wohlthuende Lösung nach all dem wenig ergötzlichen, komisch sein sollenden Hin- und Hergeplänkel! Warum hat Rehbaum diesen Gedanken nicht als die Grundlage der Handlung verwerthet? Es lassen sich dabei noch immer ganz hübsche lustige Scenen anbringen. — In der Musik treten einige Momente hervor, welche Zeugniß geben, daß der Componist auch freiere Formen gut zu handhaben vermag. Im ersten Acte ein kleines Frauenduett, im zweiten das Vorspiel und die Melodie des ersten Chores, die Erklärung Kalaf's, daß er nicht absteht von dem Entschlusse der Räthsellösung, ein kleines Terzett „Mit Lust vereint", im letzten Acte ein hübscher effectvoller Einzugemarsch und die oben angeführte Erklärung Turandots gehören der besseren Richtung an, und sind auch angenehm melodiös. In der melodramatischen Begleitung der Räthselsprüche läßt sich sogar dichterische Auffassung der Stimmung und geschickte Behandlung des Orchesters entdecken. Aber solche Momente bieten keine Entschädigung für das viele Banale und Unedle, das die anderen vielen Nummern bringen; sie bestärken nur meine Behauptung, daß Rehbaum durchaus nur auf den (vermeintlichen) Effect hingearbeit hat. Uebrigens: War einmal dieses Textbuch angenommen, so erscheint das Bedenkliche in der Musik nur als die selbstverständliche Folge des ersten Mißgriffes.

In der Ausführung gaben sich Frl. Leisinger, Frl. Globig, Frau Lammert, die Herren Ernst, Krolop, Schmidt und Oberhause alle Mühe, das lecke Schiff über Wasser zu halten; einige gute Freunde applaudirten heftig im ersten Acte und riefen den Componist mit überlauter Stimme, waren aber in den anderen Acten offenbar herabgestimmt und viel bescheidener in der Aeußerung ihrer Gefühle. Die große Mehrzahl des Publikums, die im Anfange sich geneigt zeigte, dem als Mensch beliebten Kritiker und Musiker freundlichst entgegen zu kommen, verhielt sich von Scene zu Scene kühler. Turandot wird binnen kürzester Zeit vergessen sein, und das ist eigentlich das beste, was dem Dichtercomponisten zustoßen kann. —

Die Musikaison bringt jetzt fast nur mehr noch Wohlthätigkeitsconcerte für die armen unglücklichen Ueberschwemmten. Bülow hat den Cyclus der von ihm geleiteten Philharmonischen Concerte in glanzvollster Weise abgeschlossen. Selbst diejenigen Hörer, die mit mancher seiner subjectiven Auffassungen Beethoven'scher Symphonie nicht ganz einverstanden waren, mußten doch, gerne oder ungerne, zugeben, daß seine Leitung des Orchesters eine unvergleichliche war, daß in dem Augenblicke, wo er den Tactstock ergriff, ein anderer Geist über die Künstler kam, daß sie mit einem Feuer und einer Sicherheit spielten, wie niemals vordem. Bülow hat ganz bestimmt eine neue Aera in dem Musikleben der Residenz hervorgerufen.

Unter den 15 Liederabenden der Saison (drei von Frau Joachim, drei von Fräulein Spies, drei von Gura u. s. w.) hat Herr Theodor Reichmann, bayerischer Kammersänger, jetzt an der Wiener Hofoper wirkend, den letzten veranstaltet — nicht zur Freude seiner zahlreichen Verehrer. Sein Vortrag der Lieder war oft theatralischer, als der seiner Rollen; und wenn ein so berühmter Sänger bei den allbekanntesten Liedern von Schubert jeden Augenblick nach dem Texte sucht, so muß das einen peinlichen Eindruck erzeugen. Seine Stimme ist noch immer die schönste aller jetzigen Baritonisten. Gura kann sich in dieser Eigenschaft nicht mit ihm messen — und doch hat er Kenner und Laien in gleichem Maße entzückt und wird unvergessen bleiben. Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Heinrich Heine's Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) — Als 27. Band der Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, die erst neulich wieder K. G. Lessing's „Mätresse", Iffland's Theatralische Laufbahn, Elias Schlegel's Schriften, „Anton Reiser" und andere interessante Neudrucke gebracht hat, erscheint hier eine kritische Ausgabe des Buches der Lieder, besorgt von Ernst Elster, dessen große Heine-Ausgabe des Bibliographischen Institutes noch im Erscheinen begriffen ist. Der Verehrer Heine's findet hier die vollständigen Drucknachweise und einen sorgsam revidirten Text, der die erreichbar älteste Fassung bietet und zwar nicht nur den Druck der ersten Auflage, sondern die Versionen der früheren Einzeldrucke und Originalhandschriften, so weit sie zu beschaffen waren. Viel gute und feine Bemerkungen enthält die ästhetisch-kritische Einleitung des Herausgebers.

Dramaturgie der Oper. Von Heinrich Bulthaupt. 2 Bde. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — In diesem Seitenstück zu seiner schon in dritter Auflage erschienenen „Dramaturgie der Classiker" versucht der Bremer Dramatiker und Kritiker „aus einigen Meisterwerken unserer deutschen Oper Klarheit über die Lebensbedingungen und Gesetze einer der unbestrittensten Erscheinungen der Kunstwelt zu gewinnen." Gluck, Die Entführung, Figaro's Hochzeit, Don Juan, Die Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, Euryanthe, Oberon, Meyerbeer und Wagner's sämmtliche Musikdramen werden nacheinander mit musikalischem, dramatischem und theatralischem Maßstabe zugleich gemessen. Was das Buch für den großen Leserkreis besonders werthvoll macht, das ist der Umstand, daß Bulthaupt niemals in's Blaue hinein theoretisirt, keine abstracten ästhetischen Gesetze über das Wesen der Oper aufstellt, sondern immer praktische Ziele im Auge hat, die Darstellbarkeit und den dramaturgisch musikalischen Werth. Sein Urtheil strebt nach Gerechtigkeit und Objectivität; auch wo man nicht mit ihm einverstanden ist, wird man die durchdringende Schärfe seiner Analyse anerkennen. Am Schlusse erscheint Richard Wagner, dessen Werken fast der ganze zweite Band gewidmet ist, in Apotheose. Aber auch hier ergeht sich der Verfasser nicht in kritikloser Bewunderung, sondern bringt Manches vor, das dem in der Wolle gefärbten Wagnerschwärmer als ein Sacrilegium erscheinen wird. Bulthaupt bleibt eben überall Kritiker, mit Zweifeln bewundernd, mit Bewunderung zweifelnd, wie Lessing es verlangt. Er erkennt das Schöne und anerkennt es, sein Blick geht in die Tiefe und überall gibt er uns eine Anleitung zum besseren Verständniß und vollen Genuß. Darum empfehlen wir sein Buch allen Freunden des Schönen, insonderheit den musikliebenden Theaterbesuchern. Für Musiker von Fach, Operncomponisten, Textdichter, Regisseure und Sänger ist es ein unentbehrliches Vademecum.

Sanctionirte Lügen und Widersprüche in den Sittengesetzen. Von Eugen Bauval. (Leipzig, Wigand.) — Der große Erfolg der Nordau'schen Conventionellen Lügen mag auch diese Schrift hervorgerufen haben. Leider ist die Briefform dieser „zeitgemäßen Briefe" nicht sehr zeitgemäß, der Inhalt aber geht der Zeit mit Siebenmeilenstiefeln voraus. Zur Verhandlung kommt das weibliche Geschlecht und seine Zukunft. Manches ist beherzigenswerth. Der Verfasser, der oft auf Rousseau's Spuren einhergeht, ist auch in der neuesten einschlägigen Literatur wohlbewandert und ein origineller Kopf. Er plaidirt für freie Liebe, Abschaffung der Ehe und völlige Gleichberechtigung der beiden Geschlechter, aber eigentlich praktische Vorschläge, wie die Gesellschaft alsdann zu organisiren sei, vermissen wir. Zum Schluß eine Frage: warum schreibt Bauval immer Schoppenhauer? Wohl schrieb des Philosophen Mutter ihren Namen noch so; er selbst aber hat schon bei seinem ersten schriftstellerischen Auftreten sich Schopenhauer gezeichnet.

Um den Namen. Roman von A. von Roberts. (Dresden, H. Minden.) — Roberts ist ein Meister der Skizze und der kleinen Stimmungsmalerei. Er versteht die feinen Stäubchen in der Luft tanzen zu lassen, die zarten kindlichen Regungen des Herzens reizvoll vibriren und anschwellen zu lassen. Aber zur hohen Dichtung des Romanes gehört wie zur hohen Politik noch etwas anderes: Blut und Eisen und diese Ingredienzen fehlen den Roberts'schen Figuren, die eben nur Figuren sind, denen markiges Charakterthum, tiefes Gedankenringen und fanatische Gluth der Leidenschaft höchst entfernte Bekannte sind. Der Held, ein Offizier, der auf Antrieb seiner Schwiegermutter und seiner Braut und späteren Frau zu Liebe seinen häßlich bürgerlichen Namen auf dem Wege der Adoption mit einem glänzenden altaristokratischen vertauscht, schließlich aber voll Reue über diese That der Eitelkeit nicht nur den neugewonnenen Namen, sondern auch seine zukunftsreiche Carrière aufgibt, dieser Held ist so brav, so edel, so schön als ob er von Spielhagen wäre, nur ohne die geistreiche Beredtsamkeit Spielhagen'scher Helden; und was er redet, ist traurig und was er thut, ist matt. Der ganze Roman dreht sich um ein Spielzeug, um jenen Namen, und die Menschen alle sind Kinder. An Puppen und Bilderbüchern sind die Belzigs, in deren Familie der Held eintritt, reich geworden und Olga von Gamlingen, durch die Adoption Schwester des Helden, beschäftigt sich damit, Puppen und rothe Bäckchen zu malen und ist selber eine Puppe. Und auch Bajazzos sind da: erst der Lieutenant Mühüller von der Centralturnanstalt, der sich fortwährend in den gewagtesten Kunststückchen der Rede producirt, und später Dicks, der wirkliche Erbe des Namens von Gamlingen, der Wildling, der aller Erziehung und Bildung trotzig die Zähne weist, der wie mit einem Purzelbaum aus Amerika in den Kreis der Handlung hineinspringt und mit einem Purzelbaum in das Wasser der Spree wieder aus ihm hinausspringt. Aeußere Lebensechtheit kann man übrigens allen Figuren nicht absprechen, es sind zwar nur Silhouetten, aber von scharfen klaren Linien und wohlgetroffene Portraits. Roberts künstlerisches Instrument, mit dem er Treffliches leistet, ist nun einmal der Bleistift, nicht der Meißel. Das Berliner Localcolorit wird nach moderner Methode grell und scharf hervorgehoben. Die Gestalt des Grafen Moltke ragt einmal schweigend in die Handlung hinein und mitten durch eine stürmisch bewegte Scene rollt eine kaiserliche Equipage; warum es geschieht, mag der Feuilletonist sagen, denn der Romandichter kann es nicht. Am besten bewährt sich die Kunst des Autors auf jenen breiten Höhenflächen, wo die eigentliche Handlung Rast hält, wo aber die Stimmungsmalerei und die feuilletonistische Charakteristik sich so recht nach Laune ergehen.

j—.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek.

Die Gouvernante.

Erzählung
von
H. Melner.

Zweite Auflage.

Ein starker Band. Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Bei dem recht fühlbaren Mangel an wirklich gediegener **Frauenlectüre** wird obiges Werk sehr willkommen sein. Dasselbe erfuhr die glänzendsten Beurtheilungen durch die deutsche Kritik.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher *Höhen-Kurort* von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines *Terrain-Kurorts*, besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige *Eisen-Trinkquellen*, *Mineral-*, *Moor-*, *Douche*-Bäder und eine vorzügliche *Molken-* und *Milchkur-Anstalt*. Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.

Saison vom 1. Mai bis 1. October.

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scharnhorst.

Von
Max Lehmann.

Zweiter Theil. (Schluß.) **Seit dem Tilsiter Frieden.**

gr. 8. Preis: ℳ 12.— In Leinwand gebunden: ℳ 13. 50.

Preis des vollständigen Werkes:
2 Bände gr. 8. geheftet: ℳ 22.— In 2 Bände gebunden: ℳ 25.—

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. ℳ 3.—
II. Abteilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. ℳ 3.—

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Scheichl, Dr. Franz, **Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68.** 1 M. 50 Pf.

Wollny, Dr. F., **Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 M.

Wollny, Dr. F., **Ueber Telepathie.** 60 Pf.

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
In allen Buchhandlungen vorrätig:

Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.

22 Bog. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld**, Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Ambros**, Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **H. Kruse**, Dram. Werke. 10 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 20 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Nettement**, Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859. Hlbfrz. 6 ℳ. — **Voltaire**, Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder, 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

In unserem Verlage erscheint:

Die Gemälde-Galerie

der
Königlichen Museen zu Berlin.

Mit erläuterndem Text
von
Julius Meyer und **Wilhelm Bode.**

Herausgegeben von der
General-Verwaltung.

Die ersten beiden Lieferungen, je 6 Einzelblätter und 7 resp. 4 Bogen Text enthaltend, sind erschienen; alle folgenden werden ebenfalls je 6 Einzelblätter und durchschnittlich 4 Bogen Text bringen. Gross-Folioformat. Jährlich werden zwei bis drei Lieferungen ausgegeben.

Preis jeder Lieferung 30 ℳ. — Ausserdem werden abgezogen in grösstem Folioformat:

Künstler-Ausgabe: Remarque-Drucke auf japanischem Papier mit eigenhändiger Unterschrift der Künstler in 25 in der Presse numerirten Exemplaren.
Preis der Lieferung 100 ℳ.

Vorzugs-Ausgabe: auf chinesischem Papier mit breitem Plattenrande in 80 in der Presse numerirten Exemplaren.
Preis der Lieferung 60 ℳ.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

CACAO-VERO
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffen. Cacao.
Preis per ½ ¹/₁ ½ ¼ = Pfd.-Dose
150 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von **E. Pierson** in **Dresden u. Leipzig.**

Ludwig Anzengruber, Stahl und Eisen. Volksstück in drei Akten. 2 ℳ.

Oscar Blumenthal, Der schwarze Schleier. Schauspiel in vier Akten. 2 ℳ.

Nataly von Eschstruth, Potpourri. Ausgewählte Novellen. 3½ ℳ, geb. 4½ ℳ.

Rudolf Heinrich Greinz, Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

Otto Fuchs, Görbersdorfer Novellen. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

A. Reinhart (Katharina Zitelmann), Neue Novellen. 4½ ℳ, geb. 6 ℳ.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von **H. Barsdorf in Leipzig** erschien soeben:

Rumänische Volkslieder,
übersetzt von **W. Rudow.**
1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.60.

Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,
Schwester Friedr. d. Gr. Von ihr selbst geschrieben.
2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Redaction: Berlin N.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.**

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 28. April 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Nothwendigkeit der Begründung einer nationalen Verfassungspartei. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Zu Hutten's Gedächtniß. Von Julius Duboc. — Mackenziana. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Die Pariser und die Wiener Operette. Von Paul Marsop. (Schluß.) — **Feuilleton:** Zwei Nächte. Von B. Noelting. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Allerlei Einacter. Von Z. — Inserate.

Die Nothwendigkeit der Begründung einer nationalen Verfassungspartei.

Trübe Wochen herzlicher Trauer und banger Sorge um die Zukunft des Vaterlandes liegen hinter uns: der Tod des vielgeliebten ersten Kaisers des neuen Reiches, der Schmerz um die schwere Erkrankung seines Sohnes und Nachfolgers, der eben in diesen Tagen sich zu zitterndem Zagen um sein theures Leben gesteigert hat, haben es wieder einmal Allen, auch den doctrinärsten Verfechtern der demokratischen Theorie unseres Jahrhunderts, zum klaren Bewußtsein gebracht, daß trotz aller Theorieen, trotz der gewaltigen Kraft, welche das moderne Leben der Gesammtheiten in sich birgt, doch auch heute noch der Wille einer kraftvollen und zielbewußten Persönlichkeit diesem Leben der Gesammtheit seinen unverkennbaren Stempel aufzudrücken vermag. In der tiefen Trauer um den erlittenen Verlust, in der bangen Sorge um den weiteren, der in immer gefahrdrohendere, die Herzen der Nation tief bewegende Nähe gerückt erschien, haben sich alle deutschen Patrioten, was sonst sie auch von einander trennen möge, vereinigt. Und während noch diese bangen Gefühle in dem Volke erzitterten, trat plötzlich in greifbarer Gestalt die Gefahr zu Tage, daß das Vaterland auch der großartigen Thätigkeit des genialen Staatsmannes, der seine Geschicke seit Jahrzehnten mit starker Hand im Dienste seines kaiserlichen Hauses geleitet hatte, beraubt werden könne. Wohl ist wenigstens die letztere Sorge zunächst wieder von uns genommen worden: in rühmender Anerkennung der unermeßlichen Verdienste, welche sich der Fürst-Reichskanzler um das Vaterland erworben hat, in unerschütterlichem Vertrauen zu seinem genialen Schaffen hat der schwer erkrankte Kaiser Alles aufgeboten, um Bismarcks Dienste dem Vaterlande auch in Zukunft zu erhalten.

Wenn alle diese gewaltigen Sorgen und Erschütterungen trotzdem in den Besten der Nation den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes nicht zu erschüttern vermochten, wenn wir inmitten dieser Trauer und Sorge doch der schadenfrohen Hoffnungen mißgünstiger oder feindlicher Nachbarn, welche uns nach dem Tode des ersten deutschen Kaisers in nicht zu ferner Zeit den Untergang seiner großen Schöpfung prophezeien, zu lachen vermochten, so lag das vor Allem daran, daß wir uns klar bewußt waren, daß die Gewähr für das, was unsere großen Geister geschaffen, in den Institutionen selbst beruhe, die längst zum Gemeingut Aller geworden sind und es ermöglichen, daß der Nachfolger den nationalen Bau an dem Punkte weiter führe, an dem ihn der Begründer verlassen hat. Nicht um die willkürliche Schöpfung einer einzelnen, wenn auch noch so kraftvollen weltgeschichtlichen Persönlichkeit handelt es sich, vielmehr liegt die vornehmste Größe des von Kaiser Wilhelm und seinem Kanzler geschaffenen Werkes eben darin, daß durch dasselbe die Ideen und Träume, das Wünschen und Sehnen der Gesammtheit des deutschen Volkes verwirklicht wurde. Aufgabe dieser Gesammtheit ist es, was jene geschaffen, zu erhalten und weiter auszubauen im Dienste einer echt nationalen und doch zugleich rein menschlichen Gesittung. Dieser Gedanke ist das Einzige, was uns in diesen Wochen der Trauer und Sorge zu trösten vermochte und vermag.

Aber eben weil der hehre nationale Bau unseres Vaterlandes nicht allein auf die Augen einzelner Persönlichkeiten gestellt ist, weil er getragen sein muß von der unablässigen Mitarbeit der Gesammtheit, weil er nur gedeihen kann in einmüthigem Zusammenwirken von Fürst und Volk, gilt es in dieser ernsten Stunde eine ernste Selbstprüfung vorzunehmen und nach Mitteln zu suchen, um diesem Zusammenwirken die von Kaiser Friedrich mit Recht so energisch betonte Continuität zu sichern, die unserem staatlichen Leben in der Vergangenheit doch nicht immer in dem wünschenswerthen Maße vergönnt war. Es gilt gegenüber den Gefahren, welche dem nationalen Bau von innen und außen drohen, eine innigere Vereinigung aller derer herbeizuführen, welche in mannhaftem und doch entsagungsvollem Patriotismus bereit sind, unter Hintansetzung aller trennenden Unterschiede das bisher Errungene in gemeinsamer Arbeit nicht nur zu bewachen und zu befestigen, sondern auch weiter auszugestalten und gegen alle Gefahren zu sichern auch für die Zeit, in der wir dereinst nach dem unabänderlichen Geschick der Leitung des Mannes entbehren müssen, der zur Begründung des Baues so Großes und Hervorragendes geleistet hat. Dazu aber ist vor Allem erforderlich, daß in unseren Parlamenten eine Gewähr für die Continuität der Gesetzgebung dadurch geschaffen wird, daß aus der Fülle einzelner, einander schroff befehdender Parteien, welche in vergangenen Jahren so oft ein Hinderniß dieser Continuität gewesen ist, sich eine festgeschlossene neue Partei entwickelt, welche geeignet und berufen ist, zu dem von dem Wechsel der Zeiten und Persönlichkeiten möglichst unabhängigen Träger des nationalen Gedankens zu werden und die Stetigkeit seiner Verwirklichung auch dann zu gewährleisten, wenn der Staatsmann, dessen große Genialität auch das bunte Gewirre unserer jetzigen Fractionen und Fractiönchen zu leiten und zu meistern verstand, nicht mehr ist.

Wir meinen, die Gelegenheit zu einem solchen heilsamen Entschlusse ist jetzt günstiger denn je. Ein Versuch ist ja schon in der letzten Reichstagssession durch den Abschluß jenes vielbesprochenen Cartells zwischen den Conservativen und der

Digitized by Google

nationalliberalen Partei gemacht worden, aber dieser Versuch war von vornherein im Wesentlichen nur für einen bestimmten Zweck berechne; eine Einigung auch nur in den hauptsächlichsten übrigen Fragen war nicht beabsichtigt und konnte es nicht sein, da im Schooße dieser Cartellparteien Gegensätze mit einander vereinigt sind, welche einander fast völlig ausschließen, denen es an jeder erforderlichen Grundlage gemeinsamen Handelns fehlt. Und doch ist es ein Glück, daß jener Versuch einmal gemacht worden ist: so sehr sich gezeigt hat und zeigen mußte, daß die in jenem Cartell mit einander vereinigten Parteien, sobald ihr nächster Zweck erreicht war, auch in grundlegenden Fragen auseinandergehen*), so bleibt es doch eine erfreuliche Thatsache, daß es wenigstens vorübergehend einmal gelungen ist, eine Einigung verschiedenartiger Elemente zu Stande zu bringen, um einer großen gemeinsamen Sache zu dienen. Daß diese Vereinigung keine dauernde sein konnte, lag eben vor Allem daran, daß in derselben Elemente vorhanden waren, welche nicht geneigt sind, sich voll und ganz auf den Standpunkt des bestehenden Verfassungszustandes zu stellen und auf jede „Zurückrevidirung" desselben in einseitig confessionellem oder wirthschaftlich und politisch reactionärem Sinne zu verzichten. Damals, da die politisch leitenden Kreise eine besonders starke Neigung nach rechts zeigten, die eine der liberalen Parteien aber in verhängnißvoller Verblendung in einer nationalen Lebensfrage Opposition zu machen für gut befand, war jene Vereinigung, über deren vorübergehenden Charakter sich wohl Niemand einer Täuschung hingibt, die einzig mögliche. Sollte es aber jetzt, in einem Augenblick, in welchem das Schwergewicht der politischen Lage nicht mehr so stark nach rechts geneigt ist, nicht möglich sein, auf einer gesunderen, weil gleichartigeren Grundlage eine Einigung herbeizuführen, die nicht bloß für einen einzelnen Zweck, nicht bloß für einige Zeit, sondern für alle hauptsächlichen nationalen Ziele und für die Dauer berechnet ist? Sollte eine solche Einigung nicht jetzt und in Zukunft dem Vaterland zum Segen, und sollte sie nicht auch unserem geliebten, schwererkrankten Kaiser zum Troste gereichen, indem sie ihm die Gewähr für eine stetige Fortentwickelung dessen, was er selbst erstrebt, gewähren würde? Nicht um einen schroffen Systemwechsel würde es sich dabei handeln, den Kaiser Friedrich, entgegen allen Hoffnungen bezw. Befürchtungen, die deswegen von gewissen Seiten gehegt wurden, weit von sich gewiesen hat, wohl aber um eine Verschiebung, um eine leichte, aber doch für die weitere Entwickelung des politischen Lebens nicht unwesentliche Aenderung des Systems; denn diese dauernde Vereinigung in umfassenderem Sinne, die seit lange ein oft vergeblich geäußerter Wunsch denkender Patrioten ist, kann eben nur durch eine Verschiebung des Schwergewichts nach links ermöglicht werden, zum mindesten so weit, daß alle Erscheinungen, welche in der Vergangenheit etwa die Vermuthung einer conservativen Parteiregierung nahe legten, in Zukunft in Regierung und Parlament ausgeschlossen sein müßten.

Eine solche Aenderung aber wird auch der Reichskanzler, dessen Dienste dem Vaterlande hoffentlich noch lange erhalten bleiben werden, mitzumachen in der Lage sein, ohne seiner Ueberzeugung ungetreu zu werden. Denn eben darauf, daß durch die neue Partei ein stetes Zusammenwirken von Regierung und Volk ermöglicht werde, muß stets das Hauptaugenmerk gerichtet sein. Den Reichskanzler der Nothwendigkeit eines Regierens mit ständig wechselnden Majoritäten zu überheben, würde eine der Hauptaufgaben der neuen Partei sein müssen, eine Aufgabe, an deren Lösung die Verschiebung des Schwergewichtes mehr nach links hin durchaus kein Hinderungsgrund sein würde. Denn mit nichten dürfte man den Fürsten Bismarck als einen conservativen Parteimann bezeichnen. Vielmehr mußte er, schon aus dem Grunde, weil er nur selten über eine festgefügte Mehrheit verfügen konnte, stets sein Streben darauf richten über den Parteien zu stehen. Wenn er sich in letzter Zeit mit immer steigender Erbitterung gegen die Vertreter des fortgeschrittenen Liberalismus ausgesprochen hat, so hat dazu die unleugbare Verblendung einiger derselben in den nationalen Hauptfragen ebenso viel beigetragen wie der Unmuth über die Form und Art der Opposition. Einen grundsätzlichen Gegner der liberalen Idee als solcher wird man den Mann, der Deutschlands Einheit in erster Reihe begründen half, der dem neuen Reiche ein Parlament auf fast rein demokratischer Grundlage gab, der bis zum Jahre 1878 die nationalliberale Partei als seine hauptsächlichste Stütze ansah und auch nach deren Niedergang zum mindesten noch einer Vereinigung der gemäßigt conservativen mit den gemäßigt liberalen Elementen eifrig das Wor. geredet hat, gewiß nicht nennen wollen. Einen Staatsmann von der Genialität und den Verdiensten des Fürsten Bismarck darf man überhaupt nicht mit dem Maßstab der Parteidoctrin messen. Er, auf dessen Schultern die Hauptverantwortung für den Gang der Staatsmaschine ruht, der daher immer sein Augenmerk auf die entscheidenden, großen Hauptzwecke des Staates gerichtet halten muß, kann sich nun einmal mit einer bestimmten Partei nicht identificiren. Er muß die Majoritäten, wenn er nicht eine solche in festgeschlossener Phalanx hinter sich hat, nehmen, wo er sie findet. Dabei läßt sich freilich nicht leugnen, daß durch diese, wenn wir so sagen wollen, diplomatische Behandlung wechselnder Majoritäten in unsere Gesetzgebung eine gewisse Hast, ein unsicheres Hin- und Herschwanken gekommen ist, welches der von dem neuen Herrscher mit Recht so sehr betonten Continuität der Regierung und Verwaltung nicht zum Vortheil gereicht und in viele Kreise eine Beunruhigung und Unsicherheit gebracht hat, deren Abstellung als dringend wünschenswerth bezeichnet werden muß. Und darum muß, wenn wir nicht sehr irren, auch der leitende Staatsmann den dringenden Wunsch hegen, wieder wie dereinst vor 1878 eine Majorität der Volksvertretung hinter sich zu haben, die bei aller Selbständigkeit der Ueberzeugung in Einzelfragen in den entscheidenden nationalen Hauptfragen sich mit ihm eins weiß. Daß nun eine conservative Majorität selbst bei dem Hochdruck, der zu Zeiten von manchen conservativen Verwaltungsorganen zu diesem Zweck ausgeübt worden ist, in Deutschland nicht zu erreichen ist, darüber würde sich der Reichskanzler selbst dann keiner Täuschung hingeben, wenn es sein Wunsch wäre, die deutschconservative Partei zur maßgebenden in unseren Parlamenten werden zu sehen. Daß dies jedoch nicht seine Meinung ist, hat sich auch im Laufe der letzten Jahre, in denen die conservative Partei zu einer früher unerhörten Zahl von Mandaten gelangt ist, gezeigt. Der Reichskanzler hat wiederholt den reactionären wirthschaftlichen und politischen Bestrebungen der Deutschconservativen, die weit über seine eigene Anschauung hinausgingen, entschiedenen Widerstand entgegengesetzt. Daher sehen wir bei dem Reichskanzler in den letzten Jahren bei den Reichs- und Landtagswahlen immer wieder das Bestreben nach einer festgeschlossenen Majorität der Mittelparteien wiederkehren. Dieses Ideal ist aber so wenig erreicht worden, daß die bisher so genannten Mittelparteien im günstigsten Falle etwa ein Drittel des Parlaments ausmachen. Es muß also eine umfassendere und weitergehende Combination gefunden werden, eine Combination, welche alle wahrhaft nationalen und nicht reactionär gesinnten Elemente unseres Volkslebens zu einer großen deutschen Verfassungspartei zusammenzuschließen hätte, nicht um doctrinäre Verfassungsfragen leidenschaftlich zu erörtern, sondern um die gegenwärtige politische Verfassung als ein Bestehendes, unbedingt und in allen Theilen Festzuhaltendes zu acceptiren, gegen jeden Angriff von rechts, links und der Mitte zu garantiren und sich dann mit Hintansetzung aller Differenzen in einzelnen politischen Fragen zu vereinigen zu einer energischen Lösung der obschwebenden nationalen und socialen Fragen, welche in dem Regierungsprogramm des neuen Kaisers in so markig kurzen und doch erschöpfenden Sätzen bezeichnet worden sind. Freilich ist der große Zweck dieser umfassenden nationalen Vereinigung nur

*) Das hat sich in den letzten Tagen namentlich bei den sehr erregten Erörterungen gezeigt, welche bei der Verhandlung über das Volksschullastengesetz zwischen den Deutschconservativen auf der einen, Mittelparteien und Freisinnigen auf der anderen Seite stattgefunden haben, hier wäre also die von uns projectirte Gruppirung in einem einzelnen Falle schon zur Wirklichkeit gediehen.

Digitized by Google

durch große Opfer auf allen Seiten der Betheiligten zu erreichen, durch Opfer nicht bloß an sachlichen, eingelebten und liebgewordenen Anschauungen, sondern auch an persönlichen Antipathien. Aber wer sein Auge gegen die in steigender Progression anwachsende Gefahr einer socialen Revolution nicht muthwillig verschließen will, der muß längst klar erkannt haben, daß ohne solche Opfer nun einmal das Ziel nicht erreicht werden kann und daß es daher durch diese erkauft werden muß.

Es ist kein Zweifel, daß im letzten Viertel unseres Jahrhunderts an Stelle der bis dahin allein maßgebenden politischen Fragen, die in allen Hauptpunkten eine für die Mehrheit des Volkes befriedigende Lösung in der Durchbildung und organischen Gestaltung der constitutionellen Monarchie gefunden haben, vorwiegend sociale Fragen getreten sind, deren Lösung immer gebieterischer von uns gefordert wird. Die Bahn für die Lösung ist eröffnet, aber nur schwache Anfänge sind es, auf die wir zurückblicken können, und bei manchen derselben kann es noch zweifelhaft erscheinen, ob sie sich in einer zum Ziele führenden Richtung bewegt haben. Ganz gewiß war es ein Zeichen weiser und echt staatsmännischer Mäßigung, daß in dem Regierungsprogramm Kaiser Friedrichs vor übertriebenen Hoffnungen auf diesem Gebiete gewarnt wurde. Aber zugleich hat der Herrscher in würdiger Auffassung seines hohen Berufes doch auch wieder auf sociale Probleme hingewiesen, deren Lösung er als seine und seines Volkes Aufgabe betrachtet. In der Erkenntniß von der Nothwendigkeit dieser Lösung sind eigentlich alle Parteien einig, nur über die Mittel und Wege, welche zum Ziele führen können, sind sie verschiedener Meinungen, zwischen denen indeß, wenn man von den auf den Umsturz aller bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung hinzielenden Bestrebungen absieht, ein Ausgleich zweifellos möglich ist. Die Gemeinschaft des Strebens muß hier auch eine Gemeinschaft des Handelns zur Folge haben können. Diese Gemeinschaft aber kann nur zur Wirkung kommen, wenn die politischen Gegensätze, welche die verschiedenen nationalen und staatserhaltenden Parteien trennen, zeitweilig in den Hintergrund treten. Die Frage über das Mehr oder Weniger der parlamentarischen Rechte, über das Verhältniß der maßgebenden Factoren unseres politischen Lebens zu einander und andere ähnlicher Natur können später zum Austrag gebracht werden, so weit sie es noch nicht sind. Vorläufig gilt es das Bestehende als ein Gegebenes und wahrlich relativ Befriedigendes hinzunehmen und zunächst die drohendste Gefahr, die auf eine völlige Vernichtung unserer nationalen und staatlichen Cultur hinausstrebt, gemeinsam zu bestehen. Um aber diese politischen Fragen zunächst in den Hintergrund treten zu lassen, dazu gehört vor Allem eine unbedingte Anerkennung des politischen status quo, der unbedingte Verzicht auf jede Abänderung desselben ebensowohl im reactionären wie im umstürzenden Sinne. Aus diesem Grunde können an der projectirten neuen deutschen Verfassungspartei nur diejenigen Elemente theinehmen, welche voll und ganz auf dem Boden des gegenwärtigen nationalen Staates stehen. Ausgeschlossen wären also zunächst selbstverständlich die Socialdemokraten, ebenso aber im ganzen Umfange die ultramontane Partei in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, welche von einer rückhaltlosen Anerkennung des gegenwärtigen nationalen Staates schon in Folge ihrer internationalen Grundlage leider weit entfernt ist; ausgeschlossen wären ferner jene extrem conservativen Elemente, welche conservativ a non conservando heißen, d. h. welche eine möglichste Beschränkung der gegenwärtigen Volksrechte in politischer, wirthschaftlicher und kirchlicher Beziehung anstreben, also der größte Theil der deutschconservativen Partei einschließlich ihres antisemitischen Anhangs, der Theil, welchen man kurzweg als Kreuzzeitungspartei bezeichnen kann und der gegenwärtig leider der vorherrschende in der Partei zu sein scheint. Ausgeschlossen endlich wären diejenigen Elemente der deutschfreisinnigen Partei, welche, auch wenn ihnen eine positive Mitwirkung an den nationalen und socialen Aufgaben möglich gemacht wird, auf starrer Negation bestehen bleiben und auf eine volle Durchführung ihrer politischen Doctrinen selbst dann nicht auch nur momentan verzichten können, wenn ihnen eine Garantie dafür geboten wird, daß an dem gegenwärtigen Bestande der Volksrechte in keiner Weise gerüttelt werden soll. Davon, ob diese Gruppe der deutschfreisinnigen Partei groß oder klein ist, ob sie die gemäßigten Elemente terrorisirt oder nicht, wird der Erfolg der projectirten Verfassungspartei im Wesentlichen abhängen. Denn aus der deutschfreisinnigen Partei muß die Verstärkung gewonnen werden, welche den Mittelparteien zur Majorität im Parlamente fehlt. Die Secession von dereinst muß durch eine Resecession wieder ausgeglichen werden, welche die energisch national und staatlich gesinnten Elemente der freisinnigen Partei wieder für die Mitarbeit gewinnt. Und wir glauben in der That, daß die Aussichten einer solchen Resecession keineswegs so geringe sind, als man wohl anzunehmen pflegt. In der letzten Zeit, gerade in den Momenten der nationalen Sorge und Trauer, haben sich die Anzeichen dafür gemehrt, daß nicht bloß wie früher die sächsische Fortschrittspartei, welche sich bereits völlig von der deutschfreisinnigen Partei losgesagt hat, sondern daß auch weite Kreise der letzteren Partei selbst den Terrorismus der radicalen Elemente derselben mit Unmuth ertragen und sich namentlich mit Energie gegen die verblendete Haltung der Partei in vielen nationalen Lebensfragen auflehnen. Schon nach der Ablehnung des Directorpostens im auswärtigen Amt, noch mehr aber in der Septennatsfrage haben sich viele energisch staatlich gesinnte Männer, welche bisher Anhänger der deutschfreisinnigen Partei waren, von derselben offen losgesagt oder ihren Einfluß zur Mäßigung der fanatischen Richtung Eugen Richter's geltend zu machen gesucht. Diese letzteren Elemente, namentlich aber eine ganze Reihe jener Männer, welche dereinst der nationalliberalen Partei angehörten, gilt es für die neue Verfassungspartei zu gewinnen, und wir zweifeln nicht, daß das möglich sein wird. Jetzt oder nie ist der Moment gekommen, in dem ein gemäßigter und staatsmännisch besonnener Liberalismus im Verein mit den conservativen Elementen, welche wenigstens die liberale Grundanschauung theilen, zum ausschlaggebenden Factor der Gesetzgebung zu werden vermag. Diese Ueberzeugung ist ohne alle Frage auch schon vielen Anhängern der deutschfreisinnigen Partei gekommen, wie eine Reihe von Aeußerungen der gemäßigteren Parteipresse deutlich erkennen läßt. Die durch die Fusion vereinigten radicalen und gemäßigten Elemente sind in einer Scheidung von einander begriffen, die nur zur Vollendung geführt zu werden braucht.

Damals, als vor einigen Jahren eine Reihe hochangesehener Führer der nationalliberalen Partei aus dieser austrat und sich als eine besondere liberale Gruppe unter dem Namen der Secessionisten constituirte, wurde dieser Schritt von vielen liberalen Patrioten, die nicht ohne Berechtigung das Hereinbrechen einer schroff reactionären Strömung befürchteten, als eine befreiende That begrüßt. Wie die Secessionisten selbst, so hofften viele national und freiheitlich gesinnte Männer im deutschen Vaterlande, daß diese Trennung nur ein vorbereitender Schritt für eine Einigung auf breiterer Grundlage sein würde; man hoffte, daß diese zwischen der nationalliberalen und der alten Fortschrittspartei mitten inne stehende neue Gruppe den Grundstock bilden werde, an den sich alle zugleich nationalen und liberalen Elemente unseres Parlamentes und unseres Volkes anlehnen würden.

Leider ist es anders gekommen. Die Momente, welche die Trennung herbeigeführt hatten, überwogen die gemeinsamen Grundlagen der Ueberzeugung und Gesinnung. Wie es zu gehen pflegt, wurde die Kluft, welche sich zwischen den früher Geeinten aufthat, immer größer. Indem Jeder die Berechtigung seines Standpunktes zu erweisen suchte, mußte er naturgemäß das, was ihn von dem Andern trennte, mehr hervorheben als das, was ihn mit ihm verband. Und so blieb der neugebildeten Partei, wollte sie den Zweck einer „großen liberalen Partei" nicht ganz fallen lassen, nichts Anderes übrig, als sich mit der zweiten der bestehenden liberalen Parteien zu verbinden. Der Erfolg hat nicht für diese „Fusion" gesprochen, gleichwohl war sie ein nothwendiger und in der Natur der Dinge begründeter Schritt: zwei schwächere Stämme hatten sich zu einem starken zusammengeschlossen. Hätten in diesem

Digitized by Google

neuen Stamme die gemäßigteren Kräfte, wie von vielen Seiten gehofft wurde, über die radicaleren die Oberhand gewonnen, so wäre ein Anschluß der nationalliberalen Partei an die deutschfreisinnige nur eine Frage der Zeit gewesen. Statt dessen hat sich die Situation immer mehr zu einer schroffen Feindseligkeit zwischen den beiden liberalen Parteien zugespitzt, aus der der liberalen Sache nothwendig Schaden erwachsen mußte. Und darum gilt es jetzt unter in jeder Hinsicht veränderten Verhältnissen den damaligen Schritt zurückzuthun, der Secession eine Resecession folgen zu lassen, der sich vielleicht jetzt, da Aussicht vorhanden ist, daß wenigstens die hauptsächlichsten Grundlagen der liberalen Idee verwirklicht werden, auch die gemäßigteren Mitglieder der alten Fortschrittspartei (wir denken vor Allem an Hänel) anschließen werden. Wir können und werden uns nicht davon überzeugen lassen, daß Männer von so echt nationalem Geiste und so stolzer liberaler Vergangenheit wie Stauffenberg, Rickert, wie vor Allem der langjährige Präsident des deutschen Reichstages, Max von Forckenbeck, sich für immer in einer unfruchtbaren reinen Negation gefallen sollte, wir glauben vielmehr fest daran, daß es gelingen wird, diese hervorragend beanlagten Politiker für positive Mitarbeit an den staatlichen Aufgaben wiederzugewinnen; wir hoffen das um so zuversichtlicher, da die vor wenigen Jahren nicht unberechtigten Besorgnisse vor einer nahenden Reaction im gegenwärtigen Augenblick sicher nicht vorhanden sind. Und eben die Bildung einer großen Verfassungspartei würde ein Wesentliches dazu beitragen, diese Gefahr für immer zu beseitigen, unserer Gesetzgebung und Verwaltung jene innere Consistenz und Stetigkeit zu geben, die wir früher nicht selten schmerzlich vermißt haben. Und diese Verständigung wird um so leichter werden, je mehr sich alle Betheiligten klar darüber werden, daß die rein politischen Fragen, sofern nur eine directe Reaction verhütet wird, nun einmal momentan thatsächlich in den Hintergrund geschoben sind und weder unser parlamentarisches noch unser Parteileben im Volke bedingen. Daher muß sich jeder Liberale, mag er noch so entschieden in seinen Anschauungen sein, in den politischen Fragen zunächst auf die Defensive, d. h. auf die Abwehr jedes Angriffs auf die bestehenden Volksrechte beschränken. Und für eine solche Abwehr wäre schon die Existenz der projectirten Verfassungspartei genügende Bürgschaft. Denn davon, daß Fürst Bismarck, sofern er in den nationalen und socialen Hauptfragen bei jener Partei Unterstützung findet, ernstlich an eine Gefährdung der Volksrechte, Abschaffung des geheimen Wahlrechts u. s. w. denken würde, könnte doch wohl selbst dann keine Rede sein, wenn er — was sicher nicht der Fall ist — für solche reactionäre Maßregeln die Einwilligung seines kaiserlichen Herrn zu erlangen hoffen könnte. Dabei handelt es sich dann aber natürlich in Bezug auf die Arbeit auf nationalem und socialem Gebiete keineswegs um ein Aufgeben der eigenen Ueberzeugung zu Gunsten derjenigen des Reichskanzlers; nur principielle Geneigtheit zu einer Verständigung muß auf beiden Seiten vorhanden sein.

Der leitende Staatsmann müßte auf solche gesetzgeberische Maßregeln, welche die Gesammtheit dieser großen Partei gegen sich haben, zu verzichten sich entschließen, die in die Partei eintretenden deutschfreisinnigen Elemente aber ebenso auf jeden principiellen Widerstand quand même gegen die sociale Reformidee selbst verzichten. Nur so ist das große Ziel einer wenigstens theilweisen und annähernden Lösung der socialen Frage zu erreichen, nur so die drohende Gefahr der socialen Revolution zu vermeiden.

Wir können an dieser Stelle natürlich nicht versuchen, ein erschöpfendes Programm für die zu bildende Partei aufzustellen. Nur auf einige wenige Punkte, die allen, welche derselben beitreten wollen, gemeinsam sein müßten, wollen wir hier kurz hinweisen. Dabei wird bald bei der einen, bald bei der anderen Partei auf ein ziemlich bedeutendes Maß von Nachgiebigkeit gerechnet werden müssen, auf der anderen Seite sind doch aber auch derjenigen Momente, die jetzt schon allen denen, auf deren Beitritt zu hoffen und zu rechnen wäre, zweifellos gemeinsam sind, eine große Anzahl. Denn vor Allem dürfen wir doch über dem harten Kampf der Meinungen nicht vergessen, daß wir alle Söhne eines Vaterlandes sind und daß wir alle zum Wohle dieses Vaterlandes zu streben und zu handeln bereit sind. Die Einheit, Kraft und Größe des Vaterlandes muß also die tiefe und solide Grundlage sein, auf der sich alle wahren Patrioten zur gemeinsamen Abwehr reactionärer Gelüste auf kirchlichem wie politischem Gebiete, zur Abwehr aller Umsturzbestrebungen, aber auch zu positivem Schaffen zusammenfinden.

Zur Erhaltung dieser Einheit und Macht des Vaterlandes aber ist das erste und hauptsächlichste Erforderniß, wie Kaiser Friedrich uns das in feierlichem Momente wieder mit Nachdruck ins Gedächtniß gerufen hat, die unbedingte Aufrechthaltung der Wehrhaftigkeit des Staates, um dem Ausbau im Inneren die nöthige Sicherheit nach außen und innen zu geben. Unter den jetzigen Verhältnissen an den Grundlagen unseres Heeres rütteln hieße bewußt oder unbewußt auf den Ruin unseres Staates hinarbeiten. Hierüber sind im Princip die mit einander zu vereinigenden Parteien einverstanden. Nur über die Zeitdauer der Bewilligung herrscht Meinungsverschiedenheit zwischen den Mittelparteien und der deutschfreisinnigen Partei, die aber, nachdem die letztere von dem Grundsatz der jährlichen Bewilligung des Militäretats abgegangen ist, keine unversöhnliche mehr sein wird. Freilich wird hier mancher seiner in der Theorie vielleicht richtigen, praktisch aber jetzt sicher undurchführbaren Ueberzeugung ein Opfer zumuthen müssen; aber die Größe des Ziels wird hoffentlich das Opfer ermöglichen und rechtfertigen, zumal doch zwischen einer dreijährigen und einer siebenjährigen Bewilligung des Militäretats nur noch ein quantitativer, nicht mehr ein qualitativer Unterschied obwaltet.

Zweiter Grundsatz müßte, wie bereits angedeutet, das unbedingte Festhalten an dem politischen status quo sein. Demgemäß wäre unbedingt an dem bestehenden Rechte der allgemeinen, geheimen und directen Reichstagswahl festzuhalten, jeder Angriff auf dasselbe von Allen gemeinsam mit Energie zurückzuweisen; ebenso unbedingt wäre an dem jährlichen Budgetrecht — mit alleiniger Ausnahme des Militäretats — festzuhalten, zweijährige Budgetperioden, wie sie der Fürst Reichskanzler wohl einmal in Aussicht genommen hat, entschieden zurückzuweisen. Hier müßte also von Seiten derjenigen freiconservativen Mitglieder der neuen Partei, welche früher auf solche Ideen der Reichsregierung einzugehen vielleicht geneigt waren, ein ähnliches Opfer gebracht worden wie von den Deutschfreisinnigen in Sachen des Militäretats. Unbedingte Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes in allen eigentlichen Verfassungsfragen ist die conditio sine qua non für das Zustandekommen der neuen Partei. Dazu aber würde vor Allem auch, in Uebereinstimmung mit der deutlich kundgegebenen Anschauung des regierenden Kaisers, energische Abweisung jedes Versuchs, eine bestimmte Klasse unserer Mitbürger ihrer politischen Rechte zu berauben, gehören. Für antisemitische Elemente, soweit solche in der freiconservativen Partei vorhanden sind — die liberalen Fractionen haben wiederholt jede Gemeinschaft mit den Antisemiten weit von sich gewiesen — wäre ohne Frage in dieser Verfassungspartei kein Raum.

Wäre in diesen Cardinalfragen eine Uebereinstimmung erzielt, dann könnte sehr wohl, bis die nächstliegenden wirthschaftlichen und nationalen Fragen ihrer Lösung entgegengeführt sind, die Discussion über verfassungsrechtliche Dinge zeitweilig grundsätzlich vertagt werden. Der Reichskanzler würde dann bei den nächsten Wahlen eine große compacte Partei finden, die bei gemeinsamem Vorgehen zweifellos die absolute Majorität erringen könnte, eine Partei, welche, ähnlich wie es in der großen, begeisterungsvollen Zeit nach 1871 war, geneigt wäre, mit Hintansetzung aller kleineren politischen Differenzen in treuer, selbstaufopfernder Thätigkeit mit ihm zusammenzuwirken zur Lösung der großen Aufgaben, welche dem modernen Staate gebieterisch gestellt werden.

Auf socialem Gebiet würden nur wenige Voraussetzungen mehr negativer Art zu erfüllen sein: einmal, wie gesagt, das Aufgeben jedes principiellen Widerstandes quand même, und

Digitized by Google

dann das Festhalten an einem großen Princip, welches mit der modernen liberalen Weltanschauung untrennbar verbunden ist, an dem Princip der Gewerbefreiheit.

Wir verkennen nicht, daß hierin eine der größten Schwierigkeiten, nicht zwar der Vereinigung der Liberalen unter einander, aber der aller Liberalen mit den Freiconservativen besteht. Gerade bei den Abstimmungen in dieser Frage haben die sonst sich energisch befehdenden liberalen Parteien stets ebenso zusammengehalten, als sie in schroffen Widerspruch, zuweilen mit sämmtlichen Conservativen gerathen sind. (Man denke namentlich an die Berathungen und Abstimmungen über die sogenannten Ackermann'schen Anträge). Doch ist ein Ausgleich hier doch um so eher möglich, als die freiconservative Partei in den auf Herstellung der Zwangsinnung gehenden Bestrebungen in ihren hervorragendsten Vertretern nur selten der deutschconservativen Partei bis zu deren extremen Zielen Gefolgschaft geleistet hat. Die wirthschaftliche wie politische Freiheit des Individuums ist nun einmal ein so unantastbarer Grundsatz der gesammten liberalen Weltanschauung, daß hier ein Nachgeben der schwächeren Partei gegenüber der stärkeren mit Rücksicht auf das große Endziel unbedingt patriotische Pflicht wäre.

Endlich ist hier noch kurz des Gegensatzes jener beiden großen nationalökonomischen Schulen zu gedenken, welcher in der Gesetzgebung der letzten Jahre eine so hervorragende Rolle gespielt hat, des Gegensatzes zwischen Freihandel und Schutzzoll, der freilich praktisch dadurch viel an seiner Schärfe verliert, daß an eine unbedingte Rückkehr zum Freihandelssystem im Augenblick wohl selbst ein extremer Freihändler schon aus dem Grunde nicht denken könnte, weil es einfach unmöglich wäre, die ungeheuren Summen, welche durch die Schutzzölle in die Staatskasse fließen, durch andere Mittel zu decken. Dazu kommt nun noch ein anderes Moment. Man mag, ohne Zweifel mit Recht, beklagen, daß diese Frage überhaupt zur politischen Parteifrage gemacht worden ist, mit der Thatsache muß man gleichwohl rechnen. Daß diese Frage mit der politischen Parteistellung absolut nichts zu thun hat, kann für keinen Unbefangenen einem Zweifel unterliegen. Nicht nur ist in anderen Staaten oft von liberalen Regierungen eine schutzzöllnerische, von absoluten und despotischen eine freihändlerische Politik innegehalten worden, bis zum Jahre 1878 sind auch in unserem Parlamente in allen Parteien Elemente beider Richtungen vertreten gewesen: in der Kreuzzeitungspartei saßen eine Menge entschieden freihändlerisch gesinnter Männer, und überzeugte Demokraten wie Jacoby und Waldeck sind Anhänger des Schutzzolls gewesen: mit den politischen Grundanschauungen haben diese Dinge ebenso wenig zu schaffen, als die socialen Probleme, sofern in den letzteren nicht das Princip der wirthschaftlichen Freiheit des Individuums in Frage kommt: und das ist bei Gesetzen, wie denen über die Unfallsversicherung, Krankenkassen, Altersversorgung ꝛc. der Arbeiter doch kaum der Fall. Warum sollte also, was früher möglich war, nicht wieder möglich werden, warum sollten nicht in Einer Partei, die in den politischen Cardinalfragen einig ist, Freihändler und Schutzzöllner neben einander an der Lösung socialer Aufgaben arbeiten, die nur indirect mit jenem Gegensatze zusammenhängen? Stellt sich die neue Partei dem Zolltarif gegenüber nur voll und ganz auf den Standpunkt der „ehrlichen Probe", so kann dieser Gegensatz kein Hinderniß der Einigung sein. Der Reichskanzler seinerseits müßte dann freilich zunächst auch auf eine weitere Erhöhung der bestehenden Schutzzölle verzichten. Ein Hinderungsgrund hierfür könnte nur in der Schwierigkeit liegen, wie alsdann die gegenüber den erhöhten Anforderungen des modernen Staatslebens unzweifelhaft nothwendige Erhöhung der Einnahmen des Reichs zu erreichen wäre. Doch würde für diese Erhöhung zunächst wenigstens die schon längst dringend erforderliche Reform der directen Steuern, welche fast von allen Seiten energisch gefordert wird, ausreichen. (Das Project der Reichseinkommensteuer u. dgl.).

So viel in flüchtigen Umrissen über die nothwendigen gemeinsamen Grundlagen der von uns vorgeschlagenen und dringend befürworteten neuen Parteibildung. Natürlich gehört auch sonst ein gut Theil Entsagung von Seiten aller drei Parteien und von Seiten des Reichskanzlers dazu, damit die im Interesse des Vaterlandes dringend gebotene Vereinigung zu Stande komme. Namentlich müßte die zum Theil auf erklärlichen persönlichen Motiven beruhende Abneigung des Reichskanzlers gegen die ganze deutschfreisinnige Partei überwunden werden; sie müßte durch den praktisch zu erbringenden Beweis beseitigt werden, daß die nationale und die liberale Idee, auch wenn die letztere consequent festgehalten wird, keine Gegensätze, sondern identisch sind, daß die gedeihliche Fortentwickelung unseres Vaterlandes zum großen Theil auf den Elementen des Volkslebens beruht, welche die Träger der liberalen Idee sind. Hat doch die liberale Idee den großen Schöpfungen des eisernen Kanzlers auf das wirksamste vorgearbeitet, sind es doch die Liberalen dereinst gewesen, welche das nationale Banner zu einer Zeit hochhielten, da es noch für Hochverrath galt von einem gemeinsamen deutschen Vaterlande zu reden. Sollten diese selben Männer jetzt wirklich antinational gesinnt sein, wie der Reichskanzler im Kampf der Meinungen zuweilen zu glauben schien? Eben ihre feste Vereinigung mit den national und modern-staatlich gesinnten Elementen der freiconservativen Partei würde am meisten dazu beitragen, dieses, wir können nicht anders sagen, Vorurtheil des Reichskanzlers zu überwinden.

Augenblicklich freilich mag der angestrebten Vereinigung noch die Erbitterung und Verbitterung entgegenstehen, welche aus den Kämpfen der letzten Jahre erwachsen ist. Aber eben die Momente ernster und trüber Einkehr, die unmittelbar hinter uns liegen, haben uns doch auch wieder auf das hingewiesen, was uns über allem Streit der Parteien gemeinsam ist. Und wenn sich alle echt-patriotischen, national gesinnten Männer, aus denen jene Parteien zum bei weitem überwiegenden Theile bestehen, erst einmal völlig klar darüber geworden sind, welche Gefahr unserem nationalen Staate von der Socialdemokratie einerseits, von den kirchlichen und politischen Reactionsbestrebungen andererseits droht, dann werden die trennenden Momente neben den gemeinsamen Grundlagen in den Hintergrund treten, damit wir endlich das Ideal jedes echten Patrioten erreichen: einen Staat, der begründet ist auf einem aus nationalen Motiven erwachsenen Zusammenwirken des größten Staatsmannes unseres Jahrhunderts, der mit vollem Recht das höchste Vertrauen des gegenwärtigen wie des früheren Monarchen genoß und genießt, mit allen denen, denen das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes über alle Sonderinteressen der Partei und des persönlichen Behagens erhaben ist. Aber Eile ist dringend geboten, damit schon bei den nächsten Wahlen, den ersten unter dem neuen Herrscher, der Grundstock der neuen Partei bereits bestehe, an den sich dann alle Blüthen und frischen Triebe eines deutsch-nationalen Patriotismus ansetzen können. Ohne große Opfer kein großes Ziel. Politicus.

Literatur und Kunst.

Zu Hutten's Gedächtniß.

Von Julius Duboc.

„Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott und wird bleiben: meins ist menschlich und wird untergehen."

So schrieb Hutten, dessen vierhundertjähriger Geburtstag am 21. April d. J. zu begehen war, schmerzlich resignirt, aber gläubig vertrauend einst an Luther. Er vertraute fest im Glauben, daß das, worin er die Wiederherstellung des reinen Gotteswortes erblickte, der in Luther verkörperte Kampf wider die, von denen er sang:

Sie haben Gottes Wort verkehrt
Das christlich Volk mit Lügen beschwert

nicht mißlingen könne, eben weil dies Werk aus Gott sei. Aber er beschied sich gleichzeitig in schmerzlicher Resignation, daß all sein Rufen:

Digitized by Google

Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt' euch werfet uf,
Wir wollen's halten in gemein,
Laßt doch nicht streiten mich allein

oder:

Gott geb' ihm Heil, der bei mir kämpft,
Das hoff' ich mancher Ritter thu,
Manch' Graf, manch' Edelmann darzu,
Manch' Bürger, der in seiner Stadt
Der Sachen auch Beschwernuß hat,
Auf daß ich's nicht anheb' umsunst.

ein Rufen in der Wüste sei, dem kein Widerhall, mindestens kein Widerhall der That antworten werde. Er verzagte Angesichts der sich häufenden Schwierigkeiten, der Schwerbeweglichkeit der Massen, der Zwiespaltigkeit der Gesinnungen, des Gezänkes der Freunde und Anhänger, vor Allem Angesichts der Unentschlossenheit dem gemeinsamen entschlossenen Feind gegenüber an der politischen Befähigung des Volkes, die Reformation an Kopf und Gliedern durchzuführen, für die er seine ganze Kraft eingesetzt hatte. Er fühlte, daß er allein blieb und daß sein Werk untergehen werde, nicht weil es nicht gerecht, sondern weil es menschlich, d. h. mit Irrthum behaftet sei, wenn mit keinem anderen doch mindestens mit dem: vorzeitig zu sein. Auch Luther zweifelte bekanntlich an der politischen Natur des Volkskörpers, denn er vermißte die Anlage zu einem Handeln „aus Kraft der Natur, die frisch hindurchgeht und wohl auch einmal durch die Gesetze reißt", er fand zu viel „Bettelei und Flickwerck" und viel später ist es abermals ein verwandter, ungestüm vorwärtsdrängender und aufräumender Geist, Lessing, der die ähnliche Klage erhebt und sich selbst verspottet über den gutherzigen Einfall einer Nation, die noch keine Nation sei, ein National-Theater zu verschaffen. Und Lessing fügt ausdrücklich hinzu: „ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen" — eine Klage, die ähnlich auch durch Hutten hindurch tönt.

Lessing gleicht Hutten, wie verschieden derselbe auch in anderer Beziehung wiederum sei, in dem, um Luthardt's Worte zu gebrauchen, „mit einem gewissen Widerspruchsgeist verbundenen Wahrheitssinn, in dem kecken Muth, mit welchem er in den Kampf trat, und der schneidigen Schärfe, die er in seine Worte legte", er gleicht ihm auch in dem eisernen Fleiß und der wohlgezielten Handhabung der gefährlichen Waffe des Spottes, und endlich äußerlich in dem zu Grabegehen ohne Sang und Klang und einen späten Wiederaufstehen in dem Bewußtsein seiner Nation. Denn auch Lessing's Gedächtniß erlosch bekanntlich bald nach seinem Tode für längere Zeit so gänzlich, daß der ehemalige Schauspieldirector Großmann, der Erste, der sich durch diese Thatsache peinlich berührt fühlte, sich von 1788 an 7 Jahre lang in dem erfolglosen Bemühen erschöpfte, die Theilnahme der Nation für die Errichtung eines Denkmals oder auch nur die Herausgabe einer Lessing-Biographie zu erwecken. Erst viel später gelang es dem Eifer von Dr. R. Schiller den längst verschollenen und unkenntlich gewordenen Lessing'schen Grabstein unter Moos und Gestrüpp ausfindig zu machen und durch den von ihm gestifteten Verein die Ehrenschuld der Nation durch Errichtung eines würdigen Denkmals abtragen zu helfen.

Sehr viel später, nach hunderten von Jahren, wird die ähnliche Ehrenschuld nun auch Hutten gegenüber abgetragen werden, dessen Werk wohl, d. h. dessen zeitlich geplantes Unternehmen untergehen konnte, der aber selbst, als Person, als Streiter, als „Aufwecker der deutschen Nation", wie er seine „Klagred Hutteni an alle hohe und niedere Stände deutscher Nation" benannte, um so weniger in dem Gedächtniß der Nation dauernd erlöschen konnte, je mehr dieselbe selbst aus gebeugter Stellung sich zu der vollen Größe ihrer angestammten Kraft und Würde emporzurichten begonnen hat. Als diese, den auswärtigen Feinden kühn die Stirn bietend, den Widersachern ihrer nationalen Wiedergeburt den Handschuh hinwarf, machte sie sich den berühmten Wahlspruch Hutten's: „ich hab's gewagt" zu Eigen und sammelte sich geistig unter die Fahnen desjenigen, der mit diesem zündenden Wort sie zur Ermannung anzutreiben versucht hatte. Mit Hutten ersteht dem Gedächtniß der Nation aber auch gleichzeitig die von jenem unzertrennliche Heldengestalt Sickingen's, der dem Verfolgten in seiner Burg — der „Herberge der Gerechtigkeit", wie sie Hutten mit einem unvergeßlichen Ausdruck taufte — Schutz und Schirm gewährte. Damit wird auch ein theueres Vermächtniß Hutten's erfüllt, der in der Vorrede zu dem Sickingen gewidmeten „Gespräch-Büchlein" 1521 (ein Jahr vor Sickingen's Tod) feierlich gelobte, wenn ihm je eine bessere Zeit erscheinen und sich das Glück ändern werde, dafür zu sorgen, „seinen Namen aus dunkelem Vergessen in das Licht der ewigen Gedächtniß zu setzen." Denn für die ihm erwiesene Wohlthat ihm genugsam Dank zu sagen, habe er nicht Mangel an Gemüth und Willen, sondern an Glück und Vermögen. „Wo etwas mein Geschrift vermag, dein Lob müßt sterben keinen Tag. Denn ohn' Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist du, der zu dieser Zeit, da jedermann bedacht, teutscher Adel hätte etwas an Strengkeit der Gemüther abgenommen, dich dermaßen erzeigt und bewiesen hast, daß man sehen mag deutsch Blut noch nicht versiegen, noch das adelich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt sein."

Hutten's Schriften waren lange Jahre hindurch fast ebenso verschollen und ungekannt wie seine Grabstätte. Sie waren vorhanden, aber unbeachtet. Meistens nur in einzelnen Bogen und kleinen Stücken erhalten, blieben sie einem größeren Leserkreis unerreichbar und verfielen allmählich gänzlicher Nichtbeachtung. Herder war der Erste, der Klage darüber erhob, daß „unseres Landsmannes, Mitreformators, Freiheitsredners, des Demosthenes" unserer Nation Schriften verstoben seien. In drei Jahrhunderten habe sie noch Niemand gesammelt. Er mahnte dazu, diese Versäumniß endlich wieder gut zu machen. Als Beiträge zur Reformation habe man ja die schlechtesten Lumpen gesammelt, von Wiedertäufern, Kritikastern und Helfershelfern, hier sei ein Reformator selbst, der in seinem Fache eher als Luther begonnen und ihm nachher so treu geholfen, so manches für ihn ausgerichtet, so viel für ihn gelitten habe. Wolle man einen Mann von Genie, von Gefühl, edlem starken Triebe, einen Mann von Laune, Satire, Salz? — man beklage, daß gegen das Ausland Deutschland deren nicht genug habe und man wolle Hutten vergessen? Der Herder'schen Mahnung versuchte zunächst Wagenseil durch eine neue Ausgabe der Hutten'schen Schriften zu entsprechen, aber ohne Erfolg. Aloys Schreiber veröffentlichte alsdann 1810 „Gedichte von U. v. Hutten und einigen seiner Zeitgenossen," die er Voß widmete. Auch diese fanden wenig Beachtung. Eine Gesammtausgabe in 5 Bänden erschien erst ein halbes Jahrhundert später (1859).

Wir verdanken sie Böcking. Später hat dann noch Strauß in seiner Hutten-Biographie, die wohl am meisten zur Erneuerung seines Gedächtnisses beigetragen hat, die Gespräche desselben verdeutscht und commentirt. Trotzdem wird man auch heute nicht behaupten können, daß die Schriften Hutten's eigentlich populär geworden seien oder einen Leserkreis gewonnen hätten, wie ihn etwa heute noch Luther's „Kleinere Schriften" behaupten. Es liegt das wohl nur theilweise an der veralteten, mitunter ausfallend derben Sprache, deren Hutten sich bedient, der in dieser Beziehung, da es sich um Kampf- und Streitschriften handelte, wohl mit Agricola sagen dürfte: er könne „nicht allweg Seide spinnen, es müsse auch grob mit unter gehen", sondern hauptsächlich an der satirischen Einkleidung, dem Spottinhalt gerade der bekanntesten seiner Schriften. Denn der Satiriker, der die scharfen Wurfgeschosse, deren er sich bedient, nur an dem Feuer seiner Zeit, um auf sie zu wirken, schmieden kann, wird eben dadurch einer späteren Zeit leicht ungenießbar. Theils sind es unverständliche Anspielungen, die seiner Aneignung und Würdigung in den Weg stehen, theils und mehr noch ist es der Umstand, daß Witz und Spott stets so sehr der pointirteste Ausdruck der gesammten Intellectualität einer bestimmten Zeit sind, daß

Digitized by Google

sie nur innerhalb derselben von dem ihnen specifischen Reiz umkleidet sind. Je unwiderstehlicher der Satiriker für seine Zeit ist, weil er ihren intellectuellen Inhalt in der Satire zum sich selbst belächelnden Extrakt verarbeitet, desto leichter widersteht er einer späteren, die sich einen anderen intellectuellen Maßstab zugelegt hat. Dies scheint mir der Hauptgrund zu sein, denn außerdem läßt sich Hutten, der Erinnerung an ihn und seinen Kampf und selbst einigen seiner Schriften, wie z. B. der obenerwähnten „Klagred Hutteni" ein gewisses actuelles Interesse auch für die Gegenwart sicher nicht bestreiten. Es ist zwar wahr, was Hutten zunächst bedrückte, wofür er mit dem größten Nachdruck einen Sturm im Volksgemüth zu erregen suchte, ist in dieser Form unmöglich geworden und bildet keinen Gegenstand des Aergernisses mehr. Ihn ergrimmte vor Allem die Ausbeutung des deutschen Volkes, das als misera contribuens plebs immer auf's Neue seinen Seckel leeren mußte, um der unersättlichen Geldgier eines fremdländischen Clerus und seiner Ueppigkeit Genüge zu thun. Ihn ergrimmte die darin gelegene nationale Erniedrigung, die durch den Uebermuth und die Geringschätzung der Fremden, wovon Hutten während seines Aufenthaltes in Italien genügende Proben erlebt hatte, noch verschärft wurde. Alles dieses ist zurückgedrängt worden, aber Anderes an seine Stelle getreten. Wenn Luther und Hutten gegen die Klöster eiferten, so geschah es aus wesentlich anderen Motiven und Gesichtspunkten, als die für uns maßgebend sind, aber trotzdem sind auch für uns, d. h. für diejenigen, die Kaiser und Reich anhangen, Motive genug vorhanden, um uns über die Gefahren einer Erneuerung des Klosterwesens für Deutschland nicht zu verblenden. In eindringlicher und einleuchtender Weise hat noch kürzlich Domprediger Dr. Schramm in einer kleinen, das obige Thema behandelnden Schrift auf dieselben hingewiesen. Es läßt sich über solche Aussprüche und Tendenzen unmöglich leichten Sinnes hinweggehen, wie sie der bekannte Professor Buß in Freiburg declarirte, als dieser ehemalige Präsident der Generalversammlung katholischer Vereine den Kriegsplan seiner Partei folgendermaßen entwickelte: „Wir werden in den vorgeschobensten norddeutschen Distrikten die Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie den Katholicismus erhalten und Pionniere nach Vorwärts werden. Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten nach Westen umklammern, durch möglichst viele Klöster diesen Klammern Halt geben, so den Protestantismus erdrücken, die katholischen Provinzen, die zur Schmach der Kirche der Mark Brandenburg zugetheilt sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen." Es läßt sich ebensowenig über die grundlegende Thatsache wegkommen, daß seit 1870 der Jesuitismus in der katholischen Kirche der allein maß- und ausschlaggebende Factor geworden ist, und daß man in diesem Sinne, wenn man nur die leitende Sphäre in's Auge faßt, sagen darf, daß die katholische Kirche jesuitisch geworden ist. Was aber die compacte Einheit des Jesuitismus in Bezug auf Kaiser und Reich, was in diesem Sinn die Kloster- und Schulfrage bedeutet, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Dem Unheil zu wehren, wandte sich Hutten in seinem „Aufwecker der deutschen Nation" außer „an alle hohe und niedere Stände" auch an den Kaiser. In Demuth und Unterwürfigkeit lehnt er alles Lob und alle Ehre bescheiden von sich ab:

Daß geholfen werd' dem ganzen Land
Und ausgetrieben Schad' und Schand,
Deß sollt' ein Hauptmann du allein
Anheber und Vollender sein.
In Armuth wollt ich sterben gern,
Auch alles Eigennutzes entbehr'n
So soll man hierin auch keine Ehr
Mir schreiben zu, du bist der Herr,
Und was hierin gehandelt wird
Durch das dein Lob soll werden geziert.
Der Weingart Gottes ist nicht rein,
Viel Ungewächs ist kommen drein,
Der Weitz des Herrn Wicken trägt
Wer dazu nicht sein Arbeit legt,
Und hilft das Unkraut tilgen aus,
Der wird mit Gott nicht halten Haus.

Kaiser Carl verblieb der Mahnung taub und deshalb vor Allem scheiterte Hutten's Werk. Aber mehr als der Person galt sein Ruf ja dem kaiserlichen Amt und das ist, was ihm auch unter veränderten Umständen noch heute seine actuelle Bedeutung beläßt.

Mackenziana.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

„Das Buch ist soeben erschienen!"

„Eine weltbekannte Persönlichkeit, bestimmt zu leiten und zu lenken, wird von schwerer Krankheit befallen. Man ruft Aerzte aus allen Ecken des Erdtheiles herbei und jeder derselben spricht anders sich aus über die Natur des Leidens, anders sich aus über dessen Behandlung. Endlich, spät, sehr spät kommt ein Arzt, der das Leiden richtig erkennt, den Krankheitsfall und dessen bisherige Kurarten sorgfältig studirt und die Ergebnisse dieser Studien, gleichwie seine Ansichten über Das, was bei strenger und rascher Durchführung allein Hülfe und Rettung bringen kann, in folgender Broschüre veröffentlicht:

Kritische Beleuchtung des Heilverfahrens M. Mackenzie's nebst Studien und Betrachtungen über die behandelte Krankheit, die bisherige und nothwendige Kurart. Von einem parteilosen Doctor der Medicin, ehemals akademischem Lehrer derselben.

Es wird die tiefe Wahrheit, helle Klarheit, gute Absicht des Autors wie ein zündender Blitz wirken." —

Mit diesen Trompetenstößen kündigt in medicinischen Blättern die offenbar sehr rührige Verlagsbuchhandlung Hermann Risel & Co. in Hagen i/W., deren hohes Interesse für die Förderung Deutscher Kunst sich kürzlich auch durch die Herausgabe des „Schweine-Album" in das glänzendste Licht gesetzt hat, die vorstehende kleine Broschüre an.

Das Schriftchen liegt vor uns. Wir messen staunend den endlosen, langathmigen Titel und wären nicht verwundert, wenn auf der zweiten Seite unter Einleitung durch das bekannte „dasz iszt" noch einmal „etwas Titel" käme. Einen ähnlich altfränkischen Eindruck macht auch die zu Zeiten unserer Großväter in medicinischen Schriften üblich gewesene Abtheilung des Stoffes in eine Reihe von ganz unmotivirten Paragraphen, ebenso der altväterisch verschränkte Stil. So kommen wir unwillkürlich von vorneherein zu der Anschauung, daß der anonyme Verfasser wohl nicht zur modernen Schule der Medicin gehören möge, sondern daß hier ein an Jahren und Anschauungen recht, recht alter Herr noch einmal zur Vertheidigung eines längst verlorenen Postens das Wort ergreift. Anders können wir uns wirklich nicht erklären, wie heut zu Tage ein medicinischer Schriftsteller als Quintessenz seiner wissenschaftlichen Anschauungen in die Worte ausbrechen kann: „Die Aerzte müssen nothwendig mit der Zeit vom Wahnsinn der Antisepsis abkommen!" Ein Mediciner, der mit und in unserer Zeit lebt, der sich nicht grollend und eigensinnig mit der principiellen Voreingenommenheit des Alters gegen das Neue von den — unverstandenen neuen Bahnen der Wissenschaft abgewendet hat, kann unmöglich einen derartigen wissenschaftlichen Anachronismus mehr begehen und die größte Errungenschaft der Neuzeit, die Antisepsis, welche unendlichen Segen gebracht und schon Tausenden das Leben erhalten hat, einen Wahnsinn nennen. Und je weiter wir bei der Lectüre des Schriftchens kommen, um so mehr treten uns Aussprüche entgegen, welche, aus längst veralteten und glücklich überwundenen Anschauungen und Lehren entspringend und mit einer gewissen Gereiztheit gegen die modernen siegreichen Theorien vorgebracht, in Ton und Inhalt an jene Schriftsteller

Digitized by Google

erinnern, welche nach der Entdeckung des Kreislaufes des Blutes durch Harvey die absolute Unmöglichkeit dieser Entdeckung in allen Sprachen in die Welt hinaus behaupteten. So kann sich unser Anonymus noch immer nicht darein finden, daß die Lehre von der Entstehung der Krankheiten durch „schlechte Säfte" und „fehlerhafte Blutmischung", daß diese sog. Humoralpathologie, welche aber immer noch in den Köpfen der Laienwelt spukt, unter ernsthaften Gelehrten längst zu den Todten gelegt ist. Immer wieder treten diese „Blutmischung", „die schlummernden Anlagen", kurz die ganze längst schiffbrüchig gewordene Lehre von der „Diathese", jener geheimnißvollen, niemals durch reale Thatsachen begründeten besonderen Empfänglichkeit eines Individuums für eine bestimmte Krankheit, welche rein hypothetische Diathese zum Zustandekommen dieser Krankheit absolut erforderlich sein sollte, auf die Bühne. Kann sich unser Verfechter antiquirter Anschauungen denn immer noch der Ueberzeugung verschließen, daß die Lehre von der Diathese nichts Anderes war, als ein Deckmantel für unsere Unkenntniß, als eine phrasenhafte Decoration über unserer Unwissenheit bezüglich der wahren Ursachen der Krankheiten? „Denn gerade wo Begriffe fehlen, stellt sich zur rechten Zeit das Wort noch ein." Je mehr die neue Forschung mit Hülfe neuer Methoden und verfeinerter Instrumente den Schleier über der Erkenntniß der wahren Krankheitsursachen zurückschlägt, je glänzender von Tag zu Tag die Fortschritte der lange unter phrasenreichem Nebel schlummernden Aetiologie, der Lehre von der Entstehung der Krankheiten, an's Licht treten, um so mehr Boden verlieren jene älteren Theorien, welche mit nichtssagenden Phrasen unsere mangelnde Kenntniß verhüllen sollten. Der erste Schritt aber zur Erkenntniß der Wahrheit ist es, wenn wir begreifen, daß wir bisher nichts wußten und uns an hohlen Worten nicht mehr genügen lassen. Und je weiter wir in der Erkenntniß kommen, um so kleiner wird die Zahl der Krankheiten, welche wir nothgedrungen noch auf eine „Diathese" beziehen müssen, so lange wir eben noch nichts Besseres wissen. Ein lehrreiches Beispiel bietet uns in dieser Hinsicht die Krätzkrankheit. Ganze Bibliotheken sind über die „Krätzdiathese" zusammengeschrieben, über ihre genetischen Beziehungen zu klimatischen, socialen, ethnologischen und Nahrungsverhältnissen, über die Art und Herkunft der zu Entstehung der Krätze erforderlichen „Blutmischung" und „Säfteverderbniß", alles Speculationen, an welche allgemein geglaubt wurde, ohne daß doch jemals irgend eine positive Stütze dafür beigebracht worden wäre. Und siehe da, eines Tages wurde das Kartenhaus umgeblasen; man entdeckte, daß die Krätze nichts anderes als eine parasitäre Hautkrankheit sei, verursacht durch die in der Haut schmarotzende Krätzmilbe, daß also weder Klima, noch „Säftemischung" irgend einen Einfluß haben, noch auch von einer besonderen Empfänglichkeit für diese Krankheit die Rede sein könne. Heut zu Tage schüttelt man lächelnd den Kopf über die Idee einer „Krätzdiathese" und über den komischen Eifer, mit welchem nach der Entdeckung die Vertreter der überwundenen Lehre sich in ohnmächtigen Widerlegungsversuchen erschöpften. Und so wird man in kommenden Zeiten lächeln über das Deckmäntelchen der „Disposition" oder der „Diathese", welches auch wir noch jenen Krankheiten umhängen, deren Entstehungsart wir noch nicht erkannt haben. Denn die Entdeckung der wahren Krankheitsursachen ist jetzt, nachdem die Aetiologie sich aus dem Nebel nichtssagender Phrasen herausgearbeitet und den richtigen Weg beschritten hat, nur noch eine Frage der Zeit.

Von solchen Phrasen aber wimmelt es in der vorliegenden Schrift und das macht die Lectüre für einen modern denkenden Mediciner wirklich wenig anziehend. Die „tiefe Wahrheit und helle Klarheit" vermissen wir in der That recht häufig. Da lesen wir von „kritischen Ausscheidungen", welche die Krankheiten beenden sollen, hypothetische Stoffe, die noch kein Mensch gesehen hat; da sollen „niederdrückende Gemüthstimmungen" und „Ueberernährung", z. B. den Krebs verursachen können, der übrigens durch unpassendes Heilverfahren „wieder in's Blut zurückgetrieben werden kann"; da marschiren Phrasen auf, wie: „die Chemie des Leibes, welche von der Seele einerseits, von den Einflüssen der Außenwelt andererseits in Thätigkeit gesetzt wird"; Redensarten, wie „organische Thätigkeit des Leibes und der Seele", welche nichts ausdrücken und deren Wirken nicht zu beweisen ist, wie sie eben die alte Schule zur Verdeckung ihrer totalen Unkenntniß der wirklich bestehenden Verhältnisse gern recht voll in den Mund zu nehmen liebte. Mit der Seele macht sich der Verfasser für einen Mediciner übrigens auffallend viel zu schaffen. Da soll für die Heilung nothwendig sein: „die Harmonie der Seele und des Leibes", „eine Entlastung der Seele"; da soll die Therapie bedacht sein auf „Stärkung der Seelenkraft", „des philosophischen Tenors der Seele", durch „Einwirkung auf die moralische Constitution", und dem Ausbruch örtlicher Leiden beugt man vor, indem „man sich zu einem höheren, veredelteren Typus emporarbeitet." Und so kommen wir allmählich in eine Seelenheilkunde hinein, daß wir uns gar nicht mehr wundern, wenn schließlich — Carl du Prel und seine „Philosophie der Mystik" in breitspurigem Phrasenschwall citirt wird! Daß der Verfasser hierdurch bei ernsthaften Leuten an Glaubwürdigkeit als Fachmann gewinnt, steht zu bezweifeln. Aber Vorsicht wollen wir ihm empfehlen im Gebrauche seiner mystischen Lectüre. Dem pikanten Tranke folgt schnell der Katzenjammer, wie ihn jetzt die Apostel des neuen Heilverfahrens durch Suggestion in Paris haben mögen, nachdem diese Leichtgläubigen nun endlich überführt sind, wie ich ihnen dies übrigens schon in meiner Arbeit „Ueber magnetische Erziehung" in Nr. 9 des Jahrgangs 1887 dieser Zeitschrift vorausgesagt hatte, daß sie von ihren hysterischen Versuchspersonen jämmerlich betrogen wurden.

Daß ich auf obige nebelhafte, ethische und moralische Krankheitsursachen und Seelentherapie nicht näher eingehe, wird man verständlich finden; die Wissenschaft ist längst über dieselben zur Tagesordnung übergegangen. Verfasser meint freilich: „der Troß der Aerzte weiß von alledem wenig oder gar nichts", und hat ja auch darin Recht, insofern diese Antiquitäten nur den Wenigen bekannt sind, die sich mit der Geschichte der Irrlehren der Medicin beschäftigen. Aber eine andere mit großer Bestimmtheit in die Welt gesetzte und immer wieder vorgebrachte Behauptung des Verfassers fordert zu einer Widerlegung heraus und das ist die folgende These: „Die Krankheiten werden in der größten Zahl der Fälle von den vorhergehenden Generationen vorbereitet"; die übrigen, also die wenigen, welche nicht direct aus erblicher Ursache entstehen, sind wenigstens „bei erblicher Anlage dazu erworben." In Consequenz mit dieser Theorie, welche eigentliche Infectionskrankheiten gar nicht zu kennen scheint, anerkennt der Verfasser auch keine localen Erkrankungen, sondern „diese seien alle aus allgemeiner, stets constitutioneller Ursache entstanden", und die locale Erkrankung „sei nur der Ausdruck einer erblichen Schwäche des betreffenden Organs, in welchem sich die erworbene, den ganzen Körper gleichmäßig ergreifende (constitutionelle) Krankheit nur deshalb localisire, weil das betreffende Organ eben erblich schwach sei." In Folge dieser Theorie, für die er übrigens keinerlei Beweise bringt, noch bringen kann, erklärt Verfasser auch nur eine constitutionelle, den ganzen Körper umfassende Therapie, auch bei dem ausgeprägt localen Leiden, für die einzig richtige. Seine Vorschläge in dieser Beziehung machen den Schluß der Broschüre. — Was ist denn nun wahr an dieser alle modernen Entdeckuugen über das Wesen der Krankheitsursachen ignorirenden, unbewiesenen und unbeweisbaren Theorie?

Vor Allem müssen wir die Behauptung, daß die Krankheiten in der größten Zahl der Fälle aus erblichen Ursachen entstehen, ganz entschieden zurückweisen. Gerade das Gegentheil ist wahr. Immer mehr tritt die Infection als hauptsächlichste und häufigste Krankheitsursache in den Vordergrund und selbst die bis vor Kurzem als ein exquisites Beispiel einer erblichen Krankheit geltende Tuberkulose hat sich neuerdings bekanntlich als eine reine Infectionskrankheit herausgestellt. So schränkt sich der Kreis der noch als ausschließlich erblich betrachteten Krankheiten von Tag zu Tag mehr ein und selbst diese wenigen muß man als in letzter Linie auf Infection beruhend ansehen. Denn in letzter Linie und streng

Digitized by Google

genommen ist ja die Heredität nur ein specieller Fall der Infection, sei es nun, daß die erbliche Schädlichkeit schon beim Zeugungsact den ersten Keim des Embryo inficirt, sei es, daß die Uebertragung erst durch den Blutaustausch mit der Mutter während des intrauterinalen Lebens erfolgt. Die erfolgte Infection nun, wenn wir nur solche Krankheiten betrachten, bei welchen die Vererbung sicher keine Rolle spielt — und dies ist die überwiegende Mehrzahl — kann nach zwei Richtungen hin in die Erscheinung treten. Einmal vermehren sich die eingedrungenen Infectionserreger in's Ungemessene, treten in den Blutstrom ein und erzeugen nun allein durch ihr massenhaftes Vorhandensein in den Organen deren Functionsunfähigkeit, Verstopfung der ernährenden, Blut zuführenden feinen Gefäße und andere mechanische Insulte, welche sich bald durch Blutstauungen mit Blutergüssen, Entzündung mit folgendem brandigem Zerfall (Necrose) der Organe documentiren. Ein Beispiel hierfür ist der Milzbrand. Oder es bleiben die eingedrungenen Keime auf einen kleinen Abschnitt des Organismus beschränkt und vermehren sich relativ wenig, erzeugen aber durch ihren Lebensproceß Stoffwechselproducte, welche direct toxisch (giftig) auf den Organismus wirken und das Eintreten dieser giftigen Stoffwechselproducte, welche nach Brieger's schönen Untersuchungen meist Alkaloide, ähnlich dem Strychnin, Atropin u. a. sind, in den Kreislauf führt zu schweren Vergiftungserscheinungen, welche dann das Krankheitsbild componiren. Als Beispiele nenne ich hier Tetanus, Typhus und Cholera. Unter diese beiden Kategorien der Infection fallen fast alle Hauptkrankheiten der Menschen und Thiere und diejenigen, für welche die infectiöse Ursache bisher noch nicht nachgewiesen ist, müssen wenigstens als auf Infection beruhend vermuthet werden. Von Vererbung im Sinne des Verfassers der vorliegenden Schrift ist aber gewiß bei allen diesen Krankheiten nicht die Rede, höchstens könnte eine durch schwächliche Eltern erworbene allgemeine Schwächlichkeit die Widerstandskraft des Individuums gegen einwandernde Infectionserreger herabsetzen. Im Uebrigen ist das Gedeihen und die Vermehrung der durch einen unglücklichen Zufall einmal eingedrungenen Infectionskeime weder von den „vorhergehenden Generationen", noch etwa von der „Harmonie der Seele und des Leibes" abhängig, gerade sowenig, wie sich die Krätzmilbe in ihren Minirarbeiten in der Haut durch den schönsten „philosophischen Tenor der Seele" stören läßt, und die Tuberkelbacillen wachsen sicher in „einem höheren, veredelteren Typus" gerade so gut und noch besser, als auf dem künstlichen Nährboden im Brutschrank.

Die Erkenntniß, daß das Wesen der Hauptkrankheiten auf Infection beruht, hat uns auch einen Einblick gegeben in Entstehen und Vergehen jener verderblichen Neubildungen, welche man neuerdings „Infectionsgeschwülste" nennt. Ihre Hauptrepräsentanten sind der Tuberkel und das Carcinom. Wenn auch für letztere, die krebsige Neubildung, der Krankheitserreger noch nicht mit zweifelloser Sicherheit nachgewiesen ist, so erscheint doch das ganze Verhalten derselben demjenigen des Tuberkels so durchaus analog, daß man mit Sicherheit sagen kann: es wird einst der Tag kommen, an welchem auch der infectiöse Ursprung des Krebses klar vor Aller Augen liegen wird. Für den Tuberkel verdanken wir ja bekanntlich Koch den klaren Einblick in die Entstehung und Zerfall desselben bedingende Grundursache. Aus dem leichtsinnig überall deponirten, mit Sporen, den Dauerformen der Tuberkelbacillen, reichlich versehenen Auswurf der Phthisiker, gelangen die durch Austrocknung freigewordenen und zerstäubten Keime in die Athemluft und somit in die Lungen anderer Menschen. Hier kommt es nun zunächst um die einzelnen Bacillen herum zu einer Neubildung in Gestalt eines grauen, durchscheinenden Knötchens. Dieses Knötchen, der Tuberkel, besteht an seiner Peripherie aus kleinen, dicht gehäuften Rundzellen; im Centrum liegen stets eine oder mehrere sogenannte „Riesenzellen", ganz abnorm große Zellen mit mehreren Kernen, denen man es ansieht, daß sie durch einen ganz abnormen Bildungsreiz entstanden sind. In diesen Riesenzellen liegen die Bacillen und es steht außer Zweifel, daß diese ganze Neubildung dazu dienen soll, die eingedrungenen Fremdlinge unschädlich zu machen. Der Organismus antwortet auf den Reiz, welchen die Gegenwart der Bacillen ausübt, dadurch, daß er ein Heer von Wanderzellen ausschickt, um die Fremdlinge einzuschließen und um so der Fortdauer des Reizes ein Ende zu machen, etwa so, wie eine Perlenmuschel einen in ihren Mantel eingedrungenen und sie reizenden Fremdkörper, ein Sandkorn oder dergleichen mit einer umhüllenden Perlmutterschicht umgibt, um dem Reize abzuhelfen und damit eine Neubildung, die Perle, erzeugt. Es scheint, daß ein erbitterter Kampf stattfindet zwischen den Körperzellen und den Zellen, welche wir Bacillen nennen. Die Riesenzellen, durch den Reiz der unmittelbaren Nachbarschaft der Bacillen in's Abnorme sich vergrößernd, scheinen die Bacillen activ zu verschlingen, wie man nach Analogie von ähnlichen, unter dem Mikroskop beobachteten Vorgängen schließen darf. Doch leider gelingt dem Körper das Unschädlichmachen der Eindringlinge nicht. Die Bacillen obsiegen, verursachen zunächst den Tod der sie umschließenden Zellen und jetzt beginnt von der Mitte heraus fettiger Zerfall der todten Zellenanhäufung, welcher allmählich zur Zerstörung des Lungengewebes und zur Bildung von mit Zerfallsproducten erfüllten Abscesshöhlen (Cavernen) führt. Von hier aus können dann Infectionskeime in andere Organe verschleppt werden und so zur allgemeinen Tuberkulose führen. In ganz ähnlicher Weise verhält sich die krebsige Neubildung. Ursprünglich ein ganz localer Proceß, erweicht auch diese Neubildung, welche ebenfalls eigenthümliche Nester von großen, charakteristischen (epithelialen) Zellen aufweist, durch partiellen Tod und fettigen Zerfall vom Centrum aus und führt so zu den schrecklichsten Zerstörungen. Auch hier kann aus dem ursprünglich ganz localen Krankheitsheerd infectiöses Material verschleppt und so eine allgemeine krebsige Infection (Carcinose) erzeugt werden.

Ganz entsprechend verhält sich noch eine dritte Art von Infectionsgeschwulst: die primäre syphilitische Neubildung (Induration). Auch hier finden wir eine ursprünglich ausschließlich locale Infectionsgeschwulst, welche erst später zerfällt und so zur allgemeinen Infection führt.

Diesen Thatsachen gegenüber ist es schwer verständlich, wie Verfasser behaupten kann: da fast alle Krankheiten ererbte und constitutionelle von Anfang an seien, so gäbe es auch keine locale Affection und folglich auch keine locale Therapie. Er betrachtet von diesem Standpunkt aus, wie er sagt, nur des Beispiels wegen, den Krebs und erzählt viel von auf Vererbung beruhenden „schlummernden Anlagen zum Krebs", obgleich noch Niemand den Beweis für die Vererblichkeit dieser Krankheit erbracht hat. Dann hören wir wieder sehr viel von einer — wieder nur des Beispiels wegen gewählten — Beeinflussung des „ererbten Krebses durch ererbte Luës", von einer ererbten luetisch-carcinomatösen Anlage", einem „durch ererbte Luës abgeänderten Carcinom", alles Dinge, die noch Niemand gesehen hat und die auch wohl nur der Verfasser glaubt. Das Ganze gipfelt dann in einer Verwerfung der bisherigen localen pharmaceutischen und chirurgischen Behandlung des auf dem Titelblatt angedeuteten Falles und Empfehlung einer „hygienischen Therapie", welche durch ihre Wirkung auf den Gesammtkörper „die Kraft der Seele" stärken und „die Heilkraft der Natur wieder in ihre Rechte setzen" soll. Und als diese „hygieinische Therapie", welche mit Emphase als Heilmethode der Zukunft angepriesen wird, entpuppen sich schließlich: die Hydrotherapie, die Wasserbehandlung, und — der Vegetarianismus. Dieses „hygieinische" Heilverfahren, „das in den Händen einfacher Nichtärzte schon unzählige, von berühmten Aerzten wegen bösartiger Geschwulste aufgegebene Kranke geheilt habe", hätte auch „sicher" bei Mackenzie's Patienten schnelle und glänzende Heilung bewirkt, während durch die „ganz fehlerhafte" locale Behandlung allein der voraussichtlich üble Ausgang verschuldet werde, so behauptet Verfasser mit jener bekannten, den Naturheilkünstlern eigenthümlichen, dreisten Sicherheit. Die Wasserbehandlung soll „Erquickung und Linderung für den Leib und Stärkung der Seelenkraft" bringen, außerdem „sei das Wasser auch fäulnißwidrig". Letztere Verwendung des Wassers, als

Digitized by Google

antiseptisches Mittel, ist neu, aber nicht gerade glücklich. Leider nämlich ist selbst das destillirte Wasser noch eine Nährflüssigkeit für Mikroparasiten und Feuchtigkeit ist gerade das Hauptbedingniß bacillären Lebens. Weiß denn Verfasser nicht, daß z. B. für Cholerabacillen die sicherste Desinfection, die beste Abtödtungsmethode einfach die Austrocknung, also die Entziehung von Wasser ist? Und wie soll denn bei einer rasch wachsenden Infectionsgeschwulst, wie es der Krebs ist, durch die Wasserkur dem Wachsthum Einhalt gethan werden? Allerdings ist ja die Hydrotherapie bei manchen Entzündungen recht werthvoll, doch hier handelt es sich um eine specifische, eine infectiöse Entzündung, welche so lange Fortschritte macht, als der zur Entzündung und Neubildung treibende Reiz vorhanden ist, auf den die Wasserkur wohl ebenso wenig Einfluß haben dürfte, wie auf den zur Tuberkelbildung führenden Infectionsreiz. Es mag ja die Wasserkur zur allgemeinen Kräftigung des Körpers immerhin etwas beitragen und so nicht ohne allen Werth sein, doch als alleinige Behandlung eines Krebses dürfte sie kaum genügen.

Noch entschiedener müssen wir uns gegen den Vorschlag des Verfassers, das vegetarianische Regime als Heilmittel gegen Krebs aufzustellen, verwahren, ein Vorschlag, welcher anscheinend nicht aus vielfachen, erfolgreichen gleichen Curen abgeleitet wird, sondern lediglich aus theoretischen Gründen zu resultiren scheint, indem er sich auf eine Hypothese Benecke's über die Entstehung des Krebses aus einer Art von „Uebernährung", die übrigens wenig Anklang gefunden hat, stützt. Ist denn nun überhaupt ein günstiger Einfluß des Vegetarianismus auf Gesundheit und Lebensdauer erwiesen, wie uns seine fanatischen Apostel immer glauben machen wollen? Bis jetzt ist davon garnichts bewiesen. Der Beweis könnte eben nur durch langjährige, consequent und streng unparteiisch durchgeführte statistische Erhebungen gebracht werden. Von Statistik finden wir aber in den zahlreichen Schriften der Vegetarianer keine Spur, dagegen viele Anekdoten und Citate gleichgestimmter Seelen, sowie eine große Sammlung unbewiesener Behauptungen. Etwas mehr können wir aus den Aufzeichnungen englischer Statistiker, z. B. Meikle's, entnehmen, welche die Gesundheits- und Erkrankungsverhältnisse derjenigen indischen Stämme, welche ausschließlich Pflanzenkost genießen, der sog. „Pulse-eaters", gegenüber den fleischessenden Stämmen untersuchten. Nach diesen statistischen Erhebungen wären die Pulse-eaters weniger den Verdauungskrankheiten ausgesetzt, als die Fleischesser, litten dagegen bedeutend mehr als diese an tödtlichen Krankheiten der Athmungsorgane und an Fiebern. Diese tropischen „Fieber" (feavers) und die Krankheiten der Athmungsorgane sind entschieden einerseits Tuberkulose, andererseits die acuten, mikroparasitären Infectionskrankheiten, sodaß es scheint, als ob der Vegetarianismus die Widerstandskraft des Organismus gegen Infection von außen herabsetzt, eine Beobachtung, die übrigens wiederholt von Afrikareisenden bestätigt wurde. Wir können uns übrigens einen günstigen Einfluß des Vegetarianismus auf „die Heilkraft der Natur" schon deswegen nicht denken, weil eine Ernährung mit eiweißreicher, animalischer Kost den mit den Bacillen um ihre Existenz ringenden Organismuszellen eine weit geeignetere Kräftigung ihres sich aus Eiweiß aufbauenden Leibes liefern wird, als eine Zufuhr eiweißarmen, pflanzlichen Materials, aus dessen Kohlenhydraten, Stärke ꝛc. die Zellen sich erst durch umständliche chemische Umsetzungsprocesse ihr Nährmaterial bilden müssen. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß der Heilvorgang interner Krankheiten darin besteht, daß die kämpfenden Zellen allmählich Herr der eingedrungenen Bacillen werden und diese vernichten. Neuere Beobachter, z. B. Metschnikoff, sahen direct das Verschlucktwerden und den Untergang der Bacillen in den weißen Blutkörperchen, und hauptsächlich die Milz, nach ihr Leber und Knochenmark, sind die Stätten dieser Vorgänge; darum schwillt auch in Infectionskrankheiten stets die Milz an. Inficirt man einen Frosch z. B. mit Milzbrandbacillen, welche Thiere gegen Milzbrand recht wenig empfänglich sind, so sieht man nach einiger Zeit den Lymphsack des Frosches vollgefüllt mit weißen Blutkörperchen, welche die Eindringlinge verschluckt und unschädlich gemacht haben, während die Krankheit selbst nicht zum Ausbruch kommt. Auf der mehr oder minder entwickelten Fähigkeit der Organismuszellen, im Kampf mit den Bacillen zu obsiegen, beruht jedenfalls auch die Immunität, die Unempfänglichkeit gewisser Thierarten gegen Krankheiten, welche andere Arten sicher tödten und in analoger Weise auch die Immunität, welche durch das einmalige glückliche Ueberstehen einer Infectionskrankheit oder durch die Impfung mit abgeschwächtem Infectionsmaterial erworben wird, wie dies die Schutzpockenimpfung beim Menschen und die von Pasteur vorgeschlagenen Schutzimpfungen gegen verschiedene Thierkrankheiten bezwecken. Man muß sich eben vorstellen, daß die einmal im Kampfe siegreich gewesenen Organismuszellen nun auch in Zukunft die Fähigkeit behalten, ihrer Feinde Herr zu werden.

Von diesem Standpunkte aus erkennt man klar, welche Forderungen man an eine rationelle Therapie zu stellen hat. Dieselbe soll, mit kurzen Worten, alles thun, um die Zellen in ihrem schweren Kampfe zu unterstützen und alles unterlassen, was dieselben schwächen und schädigen könnte. Und eine Schädigung wäre entschieden ein vegetarianisches Regime, das den Zellen das zum Aufbau ihres Leibes so nöthige, eiweißhaltige Material schmälern würde. —

Als dritten und letzten positiven Vorschlag empfiehlt der Verfasser die Verabreichung von Milchsäure. Die locale Application der Milchsäure, eines kräftigen Aetzmittels, hat bei Kehlkopfgeschwüren, namentlich tuberkulösen, neuerdings mit Recht Ruf bekommen, wovon der Verfasser entschieden etwas gehört haben muß. Da er aber ja gegen jede locale Behandlung, und besonders noch gegen Aetzungen eifert, so empfiehlt er die Anwendung der Milchsäure in folgender, eigenthümlicher Manier. Milchsäure sei nämlich keineswegs eines der verpönten pharmaceutischen, sondern ein hygienisches Mittel, da es ja auch im Organismus vorkomme, — nebenbei gesagt, eine sonderbare Logik — und darum soll man es durch innerliche Darreichung der Säftemasse einverleiben, damit es „die Blutmischung verbessere". Und zwar nicht etwa als Medicament, sondern durch — reichliches Essen von Gurken und Melonen, in welchen Früchten viel Milchsäure enthalten sei! —

Wir hörten, daß der Verfasser von seinem irrthümlichen Standpunkt aus, daß es nur allgemeine, keine localen Erkrankungen gäbe, jede locale Behandlung verwirft. Wo aber eine falsche Voraussetzung, da ist auch die Schlußfolgerung falsch. Es ist nach dem von uns oben geschilderten Wesen der Infection klar, daß eine Zeit lang die Infection eine rein locale, auf den Ort des Eindringens der Infection beschränkte ist und erst nach bald längerem, bald kürzerem localen Bestehen eine allgemeine wird. Speciell bei den Neubildungen als Infectionsgeschwülsten muß dies der Fall sein und sicher ist die Krebsgeschwulst gleich dem verwandten Tuberkel im Anfang eine durchaus isolirt-locale Affection. Was in diesem Stadium eine allgemeine Therapie nützen soll, ist unklar. So lange die Neubildung eben local ist, muß auch die Behandlung eine locale sein, wenn sie Aussicht auf Erfolg haben will; sie muß vor Allem die Fortschaffung des infectiösen Reizes, welcher die Neubildung bedingt, auf für den Organismus möglichst gefahrlosem Wege zu bewerkstelligen suchen. Denn bisher kennen wir noch keine Mittel, um die Infectionserreger an Ort und Stelle abzutödten ohne Gefahr für den Organismus. Ist aber die Infection einmal allgemein geworden, so sind locale und allgemeine Therapie gleich macht- und werthlos. — Das Auftreten Mackenzie's in Deutschland hat viel berufene und unberufene Federn in Bewegung gesetzt. Unser Kriticus, der Mann der tiefen Wahrheit, der hellen Klarheit und der guten Absicht, dürfte kaum zu den ersteren gerechnet werden.

Digitized by Google

Die Pariser und die Wiener Operette.

Von Paul Marsop.

(Schluß.)

Die geringe Anzahl der Philosophen und vornehmeren Geister nahm von dem neuartigen Bühnenzwitter Kenntniß, lachte auch jeweilig, weniger über die abgeschmackten Hanswurstiaden der Schauspieler als darüber, daß die Parodie nun ihrerseits wieder parodirt wurde; für sie war das Unedle und Häßliche, welches ihr Ohr hatte aufnehmen müssen, verklungen, sobald sie das Theater verließen. Diese Aristokraten indessen blieben, wie fast immer, so auch jetzt mit ihrem Urtheil allein; sie versuchten es zwar, demselben Nachdruck zu geben, standen aber bald davon ab, in der richtigen Erkenntniß, daß es ein fruchtloses Bemühen sei, gegen die Geschmackslaunen der großen Menge anzukämpfen. Zumal wenn diese, welche sonst so viele Meinungen geltend zu machen sich bestrebte, als sie Köpfe zählte, einmal in ihrem Wünschen und Begehren erstaunlich einig war. Als man sich in der Operette fand, da verstand man sich gleich. Wer den Nationaltanz des Gaminismus in Paris gesehen hatte, schwelgte in den Erinnerungen an entschwundene Freuden und wem es nicht so gut geworden war, der wähnte sich zum Mindesten in den Vorgärten des muhammedanischen Paradieses. Insofern war es allerdings gleichgültig, ob die Abgesandten des Bal Mabile, welche bei uns ihren Einzug feierten, mit dem tadellos angegossenen, duftigen Lackschuh des Pariser Künstlers oder mit dem plumpen, dicksohligen Stiefel des ehrlichen deutschen Schusters am Fuße ihre »entrechats« ausführten. Man mochte ja auch Allen, die im Anblick solcher Herrlichkeiten schwelgten, die Lust daran von ganzem Herzen gönnen: wenn nur die bösen Folgen nicht gewesen wären! Daß die Nichtsthuer in bevorzugter Lebensstellung seit jenen Tagen ihre Sympathien zwischen Circus und Operette zu theilen begannen, darauf kam schließlich nicht allzuviel an. Schlimmer war es schon, daß diejenigen, deren Geistes- und Herzensbildung sie von theatralischen Aufführungen mehr beanspruchen hieß als angenehme Unterhaltung, durch das häufigere Anhören der Offenbachiaden ihren Geschmack vergröberten; wenngleich sie den Sinn für das Edlere nicht einbüßten, so blieb doch der Verkehr mit dem Zweifelhaften und Zweideutigen auf ihre Lebensführung nicht ohne Einfluß. Dazu trugen sie dadurch, daß sie der Behandlung unreinlicher Stoffe auf offener Scene und den entsprechenden Vortragsmanieren Berechtigung zugestanden, zur Herabwürdigung der Schaubühne bei. Die unerfreulichsten Nachwirkungen des Operetten-Unsegens traten jedoch in den breiten Schichten des Volkes zu Tage, in den Tausenden und Abertausenden, welche die musikalischen Biergärten füllen und den stärksten Bruchtheil der Theaterbesucher, das Publikum der oberen Galerien, stellen. In ihnen wurden durch die Offenbachiaden nicht nur die nach langwieriger, mühevoller Arbeit allmählich herangezogene Neigung für Besseres, für Ideales zum guten Theil vernichtet, sondern auch, ähnlich wie durch die Ausschreitungen, welche die Matadore der Gründerzeit vor aller Augen begingen, häßliche Leidenschaften geweckt, über welche Herr zu werden sie nicht immer die moralische Kraft besaßen. Ist es da übertrieben, zu behaupten, daß die französische Operette für uns ein Culturschaden wurde?

Dies und Weiteres hat Deutschland nächst Paris Wien zu verdanken. Der Unternehmungsgeist der Wiener Theaterdirectoren, die, wenn sie nur leben wollen, unablässig darum bemüht sein müssen, dem unstillbaren Heißhunger der Donaustadt nach abwechselungsvollen Zerstreuungen Genüge zu thun, brachte es vornehmlich zu Wege, daß Deutschland mit Offenbach schnell vertraut wurde. Wien, der Vereinigungspunkt westlich-überfeinerten und halbasiatischen Geschmackes, Wien, das im modernen Gesellschaftsleben die naive Frivolität vertritt, wie Paris die stilisirte, hatte die gealterte, mit den zunehmenden Jahren in der Preisgebung ihrer Reize immer sorgloser gewordene Muse Offenbach's zuerst gastfrei aufgenommen und ihr für ihre Kunstreisen durch das Land Goethe's und Kant's den Geleitsbrief ernsthafter kritisch-musikalischer Würdigung mitgegeben. Es behagte dieser aber nirgends so gut als in der lustigen Kaiserstadt; dort, wo das Drama der Lebens- und Leidensjahre Mozart's, Beethoven's und Schubert's sich abgespielt hatte, dort eröffnete sie den Reigen eines wirren, bunten Satyrspieles, das mit seinen Cinellenschlägen, mit dem wüsten Geschrei der Faune, welche auf der im Cancantaumel vom Antlitz gerissenen Larve der Bildung und Gesittung herumstampften, die Stimmen der vornehmeren Mimen bis auf den heutigen Tag zu übertönen droht. Damit nicht genug: seßhaft geworden trat sie mit dreistem Werben dem altösterreichischen Ländler entgegen, ehedem dem Musterbild einer heiter-behaglichen, in berechtigtem Selbstgenügen innerhalb ihrer natürlichen Grenzen verharrenden Musik. Sie fand williges Gehör und die Frucht, welche diesem wunderlichen Bunde ihr Dasein verdankte, war die „deutsche", will sagen: die Wiener Operette. Offenbach hatte sich ausgeschrieben; man mußte etwas Neues auf den Markt bringen. Dem Unterhaltungsbedürfniß der Menge, den Forderungen ihrer kritischen Liebediener kamen der Speculationseifer der Unternehmer und der Nachahmungstrieb der Componisten untergeordneten Ranges auf halbem Wege entgegen.

Seit der Aera Metternich hatte Wien mehr und mehr Fühlung mit der Pariser Weltanschauung gewonnen. Das fröhliche Wien vergangener Jahre wurde im engeren Sinn zum genußfrohen; der so bemerkenswerthe Charakterzug des Vollblut-Parisers, über dem Vergnügen des Heute die dem Morgen drohenden Sorgen zu vergessen, trat allgemach auch bei den Epikuräern am Strande der blauen Donau deutlich hervor. Nachgerade wurde der Tag als verloren angesehen, an welchem nicht eine „Hetz" die andere ablöste; die materielle Lebensphilosophie, welche die Versuche, die zur Förderung eines selbständigen, auf edle Ziele gerichteten deutschen Gesellschaftslebens angebahnt worden waren, grausam und gründlich zerstörte, wuchs sich vorerst unter den Deutsch-Oesterreichern recht tüchtig aus. Die echte Kunst wurde kleinlaut, die falsche großsprecherisch. Seit Grillparzer und Anastasius Grün alterten, herrschte Stille auf dem Parnaß des Wiener Waldes. Unter Laube lernte man sogar im Burgtheater das Französeln. Mit Hans Makart, dem decorativen Genie, das die wurmstichigen Pfirsiche des Alexandre Dumas auf die Leinwand übertrug, zog dann die zügellose Schaar der Pariser Quadrille, der neuen, in ungebundenem Gebahren den derben und aufrichtigen Cynismus antiker Orgien weit hinter sich lassenden modernen Bacchanten trunkenen Muthes in die Straßen der Kaiserstadt ein. Als Wien diesem Manne an festlichem Tage einmüthig zujauchzte, da war sein Schicksal als Operettenstadt besiegelt.

Singspiele mit burlesker Handlung und Parodieen waren in Wien bereits seit den zwanziger Jahren beliebt geworden; in ihnen waltete ein wenn auch grobkörniger, so doch aufrichtiger, unangekränkelter Humor; das Ausgedüftelte, Ungesunde hätte mit dem naiv lebfrischen Charakter des Altwienerthums nicht in Einklang gestanden. Erst allmählich nistete sich der moderne Hang zur Frivolität in der leichtgewogenen Gattung des Vorstadtstückes ein; begabte „Volkscomponisten", recte: geschickte Theatercapellmeister wie Wenzel Müller und späterhin Adolf Müller — nicht Bluts- aber Geistesverwandte —, die mit ansprechender Begabung für flüssige, bescheidene Melodik und einer guten Portion Leichtfertigkeit ausgerüstet Ballen von musikalischer Tageswaare unglaublich geschwind aufeinanderhäuften, leisteten ihm Vorschub. In ihre Partituren fand das lockere Element bereits Eingang; doch wurde daneben noch hin und wieder eine schlichte volksmäßige Weise vernehmbar. Träger längst vergessener Namen wandelten dann mit mehr oder minder Glück und Geschick in den gleichen Bahnen. Auch die früheren Werke Suppé's, des eigentlichen Begründers der Wiener Operette, boten noch das bewährte Allerlei von Biederkeit, Rührseligkeit und nicht immer gewähltem, aber nur selten beleidigendem Witz. Ein Musiker von selbst nur freund-

Digitized by Google

lichem ursprünglichem Talente ist er nicht und sein Name würde wohl niemals über die Grenzen des musikalischen Burgfriedens von Neu-Wien hinausgedrungen sein, wenn er nicht mit dem geschäftskundigen Blicke des künstlerischen Kleinkrämers zur rechten Stunde seinen Vortheil ersehen, wenn er nicht erkannt hätte, wie einem neuen Zeitbedürfnisse entgegenzukommen wäre, wie die Manier Offenbach, von deutschen Componisten übernommen und weitergepflegt, auf deutschem Boden beifallspendende und — zahlende Bewunderer in Hülle und Fülle finden würde. Als er den neuen Weg einschlug, ließ er keinen Zweifel darüber bestehen, wo er hinaus wollte; er begann nicht etwa damit, den jüngeren, fast noch unschuldigen Offenbach der »mariage aux lanternes«, den der zierlichen und anmuthigen Einacter nachzucomponiren, — was allerdings zu zwar nur mechanischem, aber wenigstens nicht anstößigem Abschreiben geführt haben würde — nein, er versuchte es sofort, den Ton der großen Pariser Travestie anzuschlagen. Die hochgeschürzte „belle Helène“ wurde zur „schönen Galathee“, welche in Costümfragen nicht wählerischer ist als eine schaumgeborene Venus vulgivaga nachgriechischen Zuschnittes. Die Phryne moderne Operette trat ohne den bergenden Schleier des Pariser Esprit in ihrem nicht sehr erbaulichen Naturzustande vor das Wiener Publikum. Und dieses schüttelte sich vor Lachen, als es seine Lieblinge, die es ehedem in harmlosen Staberliaden ergötzt oder in den sinnigen Märchenspielen Raimund's gerührt hatten, sich jetzt in albernem Grimassiren und abgeschmackten Gliederverrenkungen überbieten sah. Der Appell an das Allzumenschliche in der Menschennatur schlug durch. Was war denn sonst an diesen Machwerken, was vermochte anderweitig die Zuhörerschaft zu fesseln? Der Reiz der Handlung? Die Copie eines an sich schon auf die Carrikatur angelegten Fratzenstückes konnte doch keine dramatische Spannung hervorrufen. Die Musik hinwiederum war weder witzig, noch liebenswürdig, äffte das französische Vorbild sclavisch nach oder bewegte sich, eintönig, saft- und gewürzlos, in den ausgefahrenen Geleisen abgedroschener Tanzfiguren. Zu allem Uebrigen war die Instrumentation meist roh und von ermüdender Gleichförmigkeit.

Wie Suppé, so alle seine Nachfolger. Die Wiener Operette lebt und stirbt mit der Nachahmung des Pariser Modelles. Es sind dieselben, heutigen Tages bis zum Ueberdruß abgenutzten Offenbach'schen Grundtypen, denen man in den Arbeiten der Suppé, Strauß, Millöcker immer und immer wieder begegnet: die beiden komischen Dümmlinge, der trottelhafte, lüsterne Regent und der bauernschlaue Minister — die Operetten-Primadonna, zugleich pathetisch, sentimental und frech, naiv und raffinirt, Circustänzerin und Coloraturſoubrette — endlich der Liebhaber, eine Kreuzung von lyrischem Tenor und Cretin. Diesen mehr wie schwankenden Gestalten gegenüber erscheinen die Originale beinahe in freundlichem Lichte. Und nicht nur seine unzweifelhafte Selbständigkeit macht Offenbach seinen Nachfolgern unverhältnißmäßig überlegen: auch um seiner Ehrlichkeit willen muß er hoch über sie gestellt werden. Er mochte, so niedrige Ziele er sich steckte, niemals mehr scheinen, als er war; er hat, von den „Rheinnixen“, von den „contes d'Hoffmann“, die auf einem anderen Brette stehen, abgesehen, niemals etwas anderes als Grotesken liefern wollen. Seine deutschen Nachschreiber dagegen nehmen sich darum so gar kümmerlich aus, weil sie andauernd ebenso krampfhafte als fruchtlose Anstrengungen machen, ihr trauriges Handwerk zu beschönigen; sie liebäugeln mit der komischen Oper, sie betrachten sich gern als die „Fortsetzer des national-österreichischen Singspieles auf formell-erweiterter Grundlage“, sie überraschen den ahnungslosen Hörer auch wohl einmal mit einem schlecht aufgebauten, lärmenden Finale in der Art der Meyerbeer und Halévy, um den Beweis zu geben, daß sie durch Compositionsschulen gelaufen sind — — aber ungeachtet all' dieser Spiegelfechtereien kommen sie über die Offenbach'sche Schablone nicht hinaus. Ihr Thun ist nichts mehr und nichts weniger als die geschickte Ausnutzung einer gewinnbringenden Mode-Industrie; sie sind Tantiemencomponisten, so wie die Ausbeuter des gegenwärtig herrschenden deutsch-französischen Lustspielgeschmackes schlechthin als Tantièmendichter zu bezeichnen wären. Wer gern in die Vergangenheit zurückschaut, um die Gegenwart besser begreifen zu können, mag allerdings den Kopf schütteln, wenn er bedenkt, daß ein Tag- und Lohnschreiber wie Suppé aus Wien, der musikalischsten deutschen Stadt, in welcher ein so reichbegabter Componist und Meister kerndeutschen Humors wie Lortzing sich jammervoll plagen mußte, allein für die Plattheiten einer „Fatinitza“ Unsummen gezogen hat und daß er — vergebt es ihr, ihr Manen Beethoven's — von selbiger Kaiserstadt zum Ehrenbürger ernannt worden ist. Es steht zu hoffen, daß Johannes Brahms, falls man ihm einst die gleiche Auszeichnung antragen sollte, dieselbe mit Dank ablehnen wird.

Die Wiener Operette ist füglich unter culturgeschichtlichen Gesichtspunkten zu beleuchten: die ernste musikalische Kritik hat als solche im Hinblick auf die völlige Unselbständigkeit der Gattung beim besten Willen nur herzlich wenig über sie zu sagen. Alles in ihr ist Fabrikwaare — bis auf eines, und dies einzig Gute und Neue in ihr, der Strauß'sche Walzer, hat mit ihr nichts zu schaffen. Strauß und sein Bestes blieben Fremdlinge auf der Scene. Er, der feinsinnigste und liebenswürdigste aller Tanzcomponisten, hat nicht drei Tropfen Bühnenblut in sich und seine Freunde, welche ihm zuredeten „zum Theater zu gehen“, erwiesen ihm einen bösen Dienst. Es hatte in Wahrheit nicht das Geringste auf sich, ob eines der Libretti, in welche man ihn hineinschmeichelte, etwas mehr oder weniger Tadel verdiente; das Wesentliche war und ist, daß ihm die dramatische Ader abgeht und daß es ihm nicht einmal, wie den anderen vielgenannten Operettenfabrikanten, möglich war, sich die äußerliche Mache, die Fähigkeit, theatralisch effectvoll zu schreiben, anzueignen. Er war zu nichts Anderem fähig, als die reizvollen Walzer- und Polkamotive, welche ihm ehedem in überreicher Fülle, späterhin etwas spärlicher, zuströmten, entzückend zu instrumentiren; er setzte sie, unbekümmert um Declamation und Ausdruck, mit einem beliebigen Texte, wie ihn gerade Buch und Situation mit sich brachten, in Verbindung, das heißt, er schrieb unter eine Anzahl von Notenköpfen eine ungefähr gleiche Anzahl von Silben oder überließ diese für ihn sehr mechanische Thätigkeit seinen Mitarbeitern. Die armen Operettendarsteller hatten nun zuzusehen, wie sie das idyllische Nebeneinander von Wort und Melodie zu Gesang verschmelzen mochten.

Immerhin ermöglichte diese Art des Componirens es dem Musikfreunde, die Walzerpartieen aus den Strauß'schen Partituren ohne Umstände herauszulösen. War dies geschehen, so konnte man jene erst ihrem wahren Werthe nach schätzen: und zwar nicht nur als vortreffliche Tanzweisen, sondern auch als wundervolle Musikstücke von ursprünglicher Erfindung, eigenartigem Stimmungszauber und stets zierlich ausgearbeiteter Fassung. Als solche werden sie auch in der Zukunft gewürdigt werden. Wenn Niemand mehr an das blöde Possenspiel einer „Fledermaus“, eines „Spitzentuches“ denken oder überhaupt sich dessen erinnern wird, daß sich in Johann Strauß einmal der Ehrgeiz regte, für die Bühne thätig zu sein, ja wenn, wie zu hoffen, das ganze Operettenunwesen einst wie ein böser Traum hinter uns liegen wird, dann werden die jenen und anderen Werken Johann's des Wienerischen entnommenen Walzer als Offenbarungen einer zugleich volksthümlichen und hinreißend feurigen Melodik, als Meisterstücke schwungvoll-rhythmischer Poesien, als Musterbeispiele graziöser musikalischer Kleinkunst noch in voller Jugendfrische leben und Vielen frohe Stunden, die keine bittere Nachempfindung zurücklassen, bereiten.

Die Wiener Operette hat, wie einstmals die Pariser, Alldeutschland mit ihren Erzeugnissen überschwemmt. In allen größeren Orten besteht eine, in der Reichshauptstadt sogar mehrere Bühnen, welche ganz oder nahezu ausschließlich dem Cultus des deutschen Cancan geweiht sind. Sie alle finden ihre Rechnung. Es wäre von Werth, wenn festgestellt werden könnte, welche Summen allein seit den Jahren 1870—71 in die Kassen der deutschen Operettentheater geflossen sind — die Herabminderung, welche der öffentliche Kunstgeschmack erlitten

Digitized by Google

hat, läßt sich freilich nicht zahlenmäßig ausdrücken. Thöricht würde es sein, sich darüber aufzuhalten oder gar moralische Entrüstung zur Schau zu tragen: jedes Publikum hat die Kunst, welche es verdient. Es ist sein eigener Herr, braucht sich am allerwenigsten in Rücksicht auf seine Liebhabereien bevormunden zu lassen — es hat das Recht, dort seine Erbauung zu suchen, wo es will. Ebensowenig wäre es angezeigt, der Presse einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie, selbst vornehmere Organe mit eingeschlossen, alle Vorgänge auf dem Gebiete der Operetten-Halbwelt mit breitester Ausführlichkeit bespricht, sich über eine Operettenfrage in einer Weise erhitzt, wie wenn eine Angelegenheit der nationalen Wohlfahrt und eines der höchsten Güter der Menschheit auf dem Spiele ständen — man denke an den wüthenden Streit der Berliner und Wiener Blätter über das Textbuch der „Nacht in Venedig" — und wenn sie der Tingeltangel-Diva einer Millöckerbühne mit derselben Rücksicht und Achtung entgegenkommt, wie der im bürgerlichen Leben sehr wenig pikanten, aber den höchsten Idealen der Kunst zugewandten Interpretin Goethe's oder Mozart's. Denn ist der Erfolg nicht der Ausdruck der öffentlichen Meinung und hat die Presse nicht die Aufgabe, ein redlicher Wortführer der öffentlichen Meinung zu sein? Ist sie nicht sogar ganz im Recht, wenn sie neuerdings eine Operette, welche sich für eine „Volksoper" ausgibt, auch als eine derartige anpreist, da ja das Volk sich zu den Aufführungen derselben in hellen Haufen hinzudrängt? Es hieße wenigstens von der Einsicht der Kritik gering denken, wenn man ihr ungerechtfertigter Weise zutrauen möchte, daß sie die für jenes Machwerk gewählte Bezeichnung auch um des inneren, ethischen Werthes desselben für angemessen erachtete und so die „Sieben Schwaben" etwa in eine Reihe mit dem „Freischütz" oder „Wilhelm Tell" stellen wollte. Das liegt ihr fern. Die Kritik ist sicherlich nicht der Ansicht, daß ein Wechselbalg wie die moderne Operette, der schon mit der Marke des Verfalles auf der Stirn zur Welt kam, jemals zu geraden und schönen Gliedern kommen, daß die, sei es echte oder verwässerte Offenbachiade sich jemals moralisch und künstlerisch läutern lassen könne. Sie weiß ebensogut, daß, wollten die Wiener Componisten allen Pariser Reizungen entsagen und sich mit einer harmlosen Handlung, in die einige bescheidene, schlicht geformte Musikstücke einzustreuen seien, begnügen, das so Entstandene weder eine Volks- noch eine sonstige Oper sein würde, sondern unser gemüthliches, altes, deutsches Singspiel. Da sie somit davon überzeugt sein darf, daß die Operette keine Zukunft hat, ist sie weltmännisch und gutmüthig genug, um dem Publikum die Freude an einem seiner Lieblingsgenüsse nicht zu verderben und den Operettenschreibern den goldenen Boden ihres Handwerkes nicht unter den Füßen wegzuziehen. Es steht dahin, ob sie noch lange Gelegenheit haben wird, ihre menschenfreundliche Rücksicht walten zu lassen; es sind in letzter Zeit Stimmen laut geworden, welche der ganzen Operettenherrlichkeit ein baldiges Ende in Aussicht stellen. Wir unsererseits glauben, daß ihr ein solches erst dann bevorsteht, wenn der letzte Offenbachianer an der Seine die Feder aus der Hand gelegt haben wird. So lange nämlich noch in Paris eine neue Operette oder ein neues Sittenstück über die Bretter geht, wird es nicht an deutschen Theaterdirectoren mangeln, die selbiges Werk bei uns heimisch machen, wird es nicht an Dichtern und Componisten fehlen, die dergleichen nachahmen, wird das Publikum sich einstellen, welches Original und Abklatsch unparteiisch mit dem gleichen stürmischen Beifall bedenkt. Vielleicht ist es jedoch der deutschen Operette beschieden, ihr französisches Vorbild noch um eine Spanne Zeit zu überleben. Sagt ja der große Menschenkenner Lessing: „Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen beginnt. Aber oft auch dann noch nicht."

Feuilleton.

Zwei Nächte.

Von B. Noelting.

Der Redner hatte seinen Vortrag: „Ueber die höchsten Ziele des Schriftstellerthums" beendet. Lebhafter Applaus der zahlreich Anwesenden gab Zeugniß, daß er seine Hörer zu packen gewußt hatte. Dann drängte Alles den Ausgängen zu. Nur einige Herren, die in der ersten Reihe gesessen hatten, blieben noch, Bemerkungen über das Gehörte eintauschend, stehen. Es waren meist junge Männer, die sich um einen älteren Herrn geschaart hatten, dessen blühendes Gesicht unter dem kaum ergrauten Haar heiter in den Kreis der Freunde hineinlächelte. Ein schwarzer Anzug von tadellosem Schnitt verlieh seiner zur Corpulenz neigenden Figur einen Anstrich von Eleganz, ohne die Grenze des Geckenhaften zu überschreiten. Hier und da warf er ein Wort in die Unterhaltung hinein, das von den Anderen mit einem gewissen Respect aufgenommen wurde.

Ein neuer Ankömmling näherte sich mit langsamen Schritten der Gruppe. „Sieh dies Megatherium!" flüsterte ein junger Maler seinem Nachbar zu. Der so Genannte hatte die Herren erreicht und wandte sich an den Eleganten. „Du wirst mich wohl kaum wiedererkennen, Erich," sagte er mit halblauter Stimme und flüchtigem Lächeln. „Du aber hast Dich wenig verändert!"

Der Angeredete starrte einen Augenblick in das Gesicht des Sprechers: „Franz Reimers!" rief er. Mit Wärme schüttelte er dem Jugendfreund die Hand. „Wie lange haben wir uns nicht gesehen! Sei herzlich willkommen!" Er ging mit dem Neugefundenen einige Schritte abseits und überschüttete ihn mit Fragen. Dazwischen sagte er: „Ich lasse Dir gar nicht Zeit zum Antworten! Komm mit mir nach Haus! Ein paar meiner Freunde sind bei mir! Da lernst Du gleich einige Berühmtheiten der Residenz kennen!"

Franz Reimers, augenscheinlich durch die Begrüßung angenehm berührt, sagte sein Kommen zu. Erich nickte den Freunden ein „auf Wiedersehen" zu, schob seinen Arm unter den des Gastes und führte ihn, immer lebhaft erzählend, nach der Garderobe und aus dem Hause. Eine vor der Thür harrende Equipage nahm dann den Wirth und seinen Gast auf.

„Nun aber erzähl' doch von Dir," rief nach einer Pause im Gespräch Erich. „Lebst Du noch in Deinem kleinen Nest? Warum hast Du mich all' diese Jahre nicht aufgesucht, Du fährst ja kaum zwölf Stunden bis zu uns!"

„Ich habe immer so viel zu thun," entschuldigte sich der Andere in seiner halblauten, die Worte suchenden Sprechweise. „In den Ferien bin ich froh, für mich arbeiten zu können. Die meisten Bücher, deren ich bedarf, erhalte ich geschickt. Und wenn ich diesmal nicht nothwendig auf der Bibliothek in einige Manuscripte hätte Einsicht nehmen müssen, — es ist da eine schwierige Stelle, die mir schon Monate lang zu schaffen macht —, so wäre ich auch wohl jetzt noch nicht hierher gekommen."

„Das begreife ich nicht," rief der Andere. „Ich ginge an Geist und Körper zu Grunde in solch' einem Provinznest. — Bist Du noch immer nicht verheirathet?"

„Wie könnte das sein!" erwiderte Dr. Reimers.

„Nun warum nicht! Freilich, jetzt wäre es etwas spät, und dann, ich vergaß, Du bist ein solch' guter Sohn und Bruder! Wie geht es den Deinigen?"

„Sieh," fuhr der Gast fort, ohne die Einrede zu beachten, „das Gehalt eines Gymnasiallehrers ist ja nicht groß. Da war Anfangs meine gute Mutter. Und die Brüder! Die Jungen hatten Alle so gute Anlagen und Lust zum Studiren. Und ich, als der Aelteste, war doch nach der Eltern Tod für ihre Ausbildung verantwortlich. So schickte ich sie denn auf die Universität, einen nach dem anderen. Und wenn sie auch Stipendien erhielten und sich behalfen — es mußte natürlich zugeschossen werden. Darüber gingen die Jahre hin. Vielleicht, wenn ich mehr Privatstunden gegeben hätte — aber da war mein Commentar zu

Digitized by Google

Kant. Zehn Jahre Vorstudien, vier Jahre zum Schreiben des Buches selbst — rechne das mal zusammen!“

„Himmel!“ rief Erich. „Vierzehn Jahre lang ha der Unglücksmensch über einem Buch versessen! Hat es Dir denn wenigstens etwas eingebracht?“

„Nun, das wohl nicht, die Philosophen von Fach schwiegen es todt. Für das große Publikum ist es natürlich nichts. Ein paar unserer besten Zeitschriften haben es mit Anerkennung besprochen und mich um populäre philosophische Artikel gebeten. Dazu konnte ich mich aber nicht entschließen, denn ich mußte meine Kraft sparen für einen Commentar zu Spinoza's Ethik, an dem ich jetzt arbeite.“

„Und so hast Du für die grenzenlose Mühe in jeder Hinsicht keinen Lohn gehabt? Alter Junge, das thut mir aufrichtig leid.“ Erich legte seine volle, warme Hand herzlich auf die des Freundes.

„O, bitte,“ antwortete dieser, „das konnte kaum anders sein. Als ich mit meiner Arbeit anfing, — da hab' ich wohl gehofft, in weiteren Kreisen wirken zu können. Zu unserer Zeit, da der kirchliche Glaube unter den Gebildeten fast ganz erstorben ist, thut ein Stab noth! Und das gewaltige Werk Kant's ist für den Laien so schwer verständlich! Auch Spinoza. — Aber, ich wollte fragen: Hast Du das Exemplar erhalten, das ich Dir zuschickte?“

„Es ist wirklich unrecht von mir, daß ich Dir nicht dafür gedankt habe! Ich wollte es immer lesen, aus Interesse für Dich, denn mit Philosophie geb' ich mich grundsätzlich sonst nicht ab,“ erwiderte Erich. „Ueber die letzten Fragen kann sie uns doch keine Auskunft geben, wir sind in Bezug darauf just so weit wie Adam im Paradiese. Auch halte ich für den Dichter diese mehr oder minder trockene Weisheit nicht zuträglich. Deine Sendung traf auch unglücklicher Weise mit meinem Hauskauf zusammen! — und dann darf ich nicht zu viel feiern; mein Verleger ist sehr verstimmt, wenn ein Weihnachten verfließt, ohne ein Werk von mir zu bringen.“

Eine kleine Pause entstand, der Wagen rasselte eintönig. „Ja,“ sagte Franz Reimers mit seiner milden Stimme, „ich habe Dich wirklich oft bewundert! Wie leicht und rasch kannst Du schaffen! Alle die hübschen frischen Lieder! Und zum Theil selbst componirt! Es ist so natürlich, daß sie reißenden Absatz haben. Lustiger Humor thut uns ernsthaften Deutschen immer wohl!“

Der Wagen hielt vor einer stattlichen Villa. „Wie schade, daß es dunkel ist,“ sagte Erich beim Aussteigen. „Die Fassade ist wirklich hübsch, von einem unserer ersten Architekten entworfen.“ Er sah erwartungsvoll den Freund an, als sie durch das mit Frescomalereien geschmückte Treppenhaus gingen. Da dieser aber mit blinden Augen die Treppe hinaufstieg, fragte er: „Du interessirst Dich wohl nicht für moderne Renaissance?“

Franz Reimers warf aus kurzsichtigen Augen einen zerstreuten Blick um sich. „Es ist wirklich sehr hübsch! Unsere Bürgermeisterin hat sich auch modern eingerichtet, jedes Zimmer in anderem Stil, eins gothisch, eins Renaissance, eins Rococo, das gefällt mir nicht. Bei Dir ist es wohl nicht so!“

Erich lachte etwas verstimmt. „Gewiß nicht! Hier ist unser Empfangszimmer. Mach' Dir's bequem, während ich meine Frau rufe!“

Ein hübsches, kaum erwachsenes Mädchen trat den Herren entgegen. „Meine Tochter Else,“ stellte Erich vor. „Unterhalte meinen alten Freund, Gymnasiallehrer Dr. Reimers, Kind, bis ich zurückkomme!“

„Bitte, setzen Sie sich,“ sagte Elsa, „hier am Kamin. Wann sind Sie mit Papa bekannt gewesen?“

Sie war ihm vorangegangen über den Smyrnateppich, der den ganzen Fußboden bedeckte und setzte sich nun graziös in einen Schaukelstuhl am Kamin, während er auf dem Lehnsessel Platz nahm. Im Stillen fand sie es „schrecklich langweilig“, daß sie einen fremden „alten“ Mann unterhalten mußte und hoffte auf baldige Erlösung.

„Wir haben in Jena zwei Jahre zusammen studirt,“ antwortete der Gast. „Ihr Vater war ein munterer Geselle, Alle hatten ihn lieb und ich ganz besonders, ich schwerfälliger Grübler. Seine Frische that mir wohl.“

Elsas Augen glänzten auf. „Ja, Papa wird noch heute von aller Welt geliebt und verehrt! Sehen Sie mal!“ Sie sprang auf, eilte an einen mit Prachtwerken bedeckten Tisch und kehrte mit einem kostbar gebundenen Album zurück. „Das hat ihm der Prinz geschenkt, der Papas Gedichte auswendig kennt. Die Photographien von ihm selbst und von seiner ganzen Familie! — Warum haben Sie sich denn aber garnicht sehen lassen, wenn Sie Papa lieb hatten?“ fuhr sie nach einer Weile fort, während Dr. Reimers gewissenhaft das Album bewunderte. „Aus aller Herren Länder kommen Freunde zu Papa, seitdem er berühmt ist — und er ist so gütig gegen Alle!“

Dr. Reimers lächelte bei dem letzten Wort. „Ja, das glaub' ich gern. — Aber ich bedurfte seiner Güte ja nicht, und die Freundschaft konnte ich nicht pflegen, denn Ihr Vater ist ein schlechter Briefschreiber!“

Das junge Mädchen erröthete. Sie hatte wirklich im „alten Freund“ einen Bittsteller vermuthet. Rasch fragte sie:

„Sehen Sie dies Gemälde, finden Sie es ähnlich?“

Das Bild stellte die junge Dame in altdeutscher Tracht dar. Dr. Reimers betrachtete es lange schweigend und sagte dann: ‚Das Gesicht ist von bestrickendem Liebreiz, aber idealisirt.“

Elsa schwankte zwischen Aerger und Lachen. Dieser alte Pedant, aus dessen Munde „bestrickender Liebreiz“ schon lächerlich klang, redete noch dazu von „idealisirt“.

Als ob ihm jetzt erst die Augen aufgingen, sah Dr. Reimers an den goldbrocatenen Tapeten entlang über die mit ähnlichem Stoff bezogenen Möbel, die schweren Vorhänge, den brennenden Kronleuchter, und das flackernde Feuer im Kamin.

„Wie schön ist es hier!“

„Ja, Alles das hat Papa sich ersungen,“ sagte die stolze Tochter.

Die Herrin des Hauses, eine stattliche Dame von ungefähr vierzig Jahren, trat am Arm ihres Mannes ein und begrüßte den Gast mit Freundlichkeit. Gleich darauf erschienen unter Lachen und Plaudern die übrigen Geladenen, ein halbes Dutzend junger und älterer Herren.

Mancher Name von gutem Klang schlug an das Ohr des Provinzialen, mancher auch, den er nie gehört hatte, obwohl er als „berühmt“ bezeichnet wurde. „Herr Alfred Binder,“ sagte Erich, dem Freunde einen jungen Mann präsentirend, „ein Wilhelm Busch in der Knospe! Den kennst Du doch? Natürlich! Mein junger Freund geht erfolgreich auf seinen Spuren. Herr So und So, Redacteur unseres gelesensten Blattes, u. s. w.“

Alfred Binder zog nach der Vorstellung seinen Freund, den Bildhauer, bei Seite. „Sieh' Dir mal dies Original an,“ flüsterte er, „das muß ich haben!“

„Ich finde nichts Besonderes an ihm,“ sagte der Bildhauer.

„Ich bitte Dich,“ fuhr der Maler erregt fort. „Sieh die Buckeln auf der Stirn, diese Augen, die nach innen blicken, den Mund, der nie ein hübsches Mädchen geküßt hat, darauf möchte ich schwören, die feinen Fältchen des Gesichts! Und der altmodische Rock, die weiten Hosen! Ich sage Dir, es gibt die herrlichste Carrikatur für mein neuestes Werk! So Etwas stößt Einem selten in der Weltstadt auf! Ich muß ihn haben!“

Der Andere lachte: „Rede ihm vor, sein Kopf solle als Modell für einen Humanisten dienen. Dafür paßt er auch nicht schlecht und das wird ihm ungeheuer schmeicheln.“

„Ach,“ seufzte Alfred, „Erich hat ihm leider mein Metier schon verrathen, und er sieht zu klug aus, um auf eine Schmeichelei hereinzufallen. Ich muß mir etwas Anderes ausdenken!“

„Worüber sprechen Sie so eifrig?“ fragte Elsa im Vorübergehen.

Der Maler ließ den Freund stehen und gesellte sich zum jungen Mädchen. Eifrig und leise in sie hineinredend, ging er mit ihr auf und ab. Es war ein hübscher Anblick, die beiden jungen Leute, die eine Atmosphäre von Jugendlust und Uebermuth zu umwehen schien. Hell ertönte einige Mal Elsa's Lachen aus der Unterhaltung. Franz Reimers' Auge ruhte gedankenvoll auf dem Paar. Er war der Ansicht, daß der Mensch sich nach dem beurtheilen lasse, worüber er lache. So bemühte er sich, etwas von dem Gespräch zu erlauschen, hörte aber nur einmal das junge Mädchen sagen: „Versprechen kann ich nichts! Sie kennen Papa! Er leidet so was nicht. Aber ich will thun, was ich kann!“

In sein Nachdenken, was es wohl sein könne, das sie zu thun beabsichtige, brach die Meldung des Dieners, daß angerichtet sei. Erich er-

Digitized by Google

suchte den Freund, die Hausherrin zu führen, was dieser mit linkischer Verbeugung that.

Die Tafel war reich besetzt. Eine launige Ansprache des Wirthes eröffnete die Reihe der Reden in Vers und Prosa. Bei Tisch im Freundeskreise kamen ihm die besten Gedanken für seine Gedichte. Er schloß seinen Trinkspruch mit den Worten:

Noch kreist im Blut der Jugend Saft,
Noch schwingen wir den Becher,
Noch brennt nach Thaten unsere Kraft —
Glückauf, Du deutscher Zecher!
Und trinke täglich neue Lust
Im edlen Naß der Rebe
Und drück' die Freude an die Brust
Und juble laut: Ich lebe!"

Er reichte darauf ein silbernes Trinkhorn dem Studienfreund hinüber und lächelte ihm zu. Er ist der alte, gute Junge geblieben! dachte Dr. Reimers. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Allerlei Einacter.

Es ist eine schlimme Theaterzeit. Wo ein ganzes Volk in bangem Vorgefühl ein nationales Unglück fürchtet, da kann sich die aufmerkende arglose Zuschauerstimmung nicht einfinden. Die Theater sind schlecht besucht, das Berliner Stammpublikum fehlt, und die Anwesenden schenken nur ein halbes Gehör den Wunderdingen, von denen ihnen da der Dichter und Tonsetzer und ihre Dolmetscher singen und sagen. So verfielen denn einige Bühnen auf das Auskunftsmittel, den Abend mit möglichst kurzen und harmlosen Werken zu füllen, die nur vorübergehende Aufmerksamkeit verlangen und schon im Zwischenacte wieder vergessen werden können. Das Deutsche Theater hat stets eine verdächtige Zärtlichkeit für solche dramatische Nippsachen an den Tag gelegt. Es ist ja so bequem, sich durch die Aufführung einiger Einacter (2—3 Procent Tantième, Uebersetzungen noch billiger), mit der lästigen Verpflichtung abzufinden, die dichterische Production zu unterstützen. Wenn dann am Ende der Saison die Zeitungen verkünden, daß man die neuesten Stücke von Heyse, Fitger, Fulda, Bernstein gespielt hat, dann wird ja nicht lange darnach gefragt, ob es bloß anspruchslose Kleinigkeiten waren oder aber große Stücke, deren Aufführung ein Wagniß und ein künstlerisches Verdienst bedeutet: der Schein ist gerettet, der zeitgenössischen Literatur geholfen, und frohen Muthes kann man wieder zu unseren Classikern zurückkehren, deren beste Eigenschaft in den Augen unserer Directoren jedenfalls darin besteht, daß ihre Meisterwerke nicht mehr tantièmepflichtig sind.

Paul Heyse's einactiges Trauerspiel: „Zwischen Lipp' und Bechersrand" war freilich schon zu schwere Kost für die allgemeine Theaterunlust und machte kein Glück. Heyse hat eine Vorliebe für einactige Tragödien — eine weit bessere, „Ehrenschulden", haben wir vergangenes Jahr ebenfalls im Deutschen Theater gesehen —, und wir können uns wohl denken, wie er auf diese seine Specialität gekommen ist. Die Kritik hat ihm so lange vorgeworfen, er sei kein Dramatiker, daß er nun im kleinsten Rahmen die vielfältigste Schlagkraft zu concentriren sucht. Leider spielt ihm aber schon bei der Stoffwahl der Novellist fast regelmäßig einen Streich. Die echte Heyse'sche Freude an socialen Problemen und verzwickten psychologischen Räthseln, die man sich in epischer Form wohl gefallen lassen kann, ist auf der Bühne immer verhängnißvoll. In der Novelle, im Roman läßt sich jede Spitzfindigkeit so hübsch glaubhaft motiviren, man huscht nur so über die Fährlichkeiten hinweg und escamotirt bei etwelchem Geschick die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Aber in der unerbittlichen grellen Bühnenbeleuchtung verfangen solche Künste nicht. Da heißt es Farbe bekennen, klar exponiren und einfach motiviren, auf Subtilitäten verzichten und mit großen Schritten geradenwegs auf das klare Ziel losgehen. Heyse ist aber zu fein organisirt für diese etwas grobmaterielle Arbeit. Auch sein neuer Einacter sündigt gegen alle dramatischen Regeln. Schon die unmögliche Handlung: zwischen Trauung und Hochzeitsreise übergibt ein junger Ehemann feierlich seiner Frau den Schlüssel zu einem Schubfach, worin seine Liebesbriefe, „die Denkmäler seiner Jugendthorheit", liegen. Die junge Frau hat ebenfalls nichts Klügeres zu thun, als sich sofort in die Lectüre derselben zu vertiefen. Zu ihrem Erstaunen findet sie Blätter von der Hand ihrer Mutter, die folglich ganz ohne Zweifel ihres Mannes Geliebte war. In der doppelten Unmöglichkeit, mit ihm zu leben und auf ihre Liebe zu verzichten, nimmt sie Gift. Zu diesen schiefen Voraussetzungen kommen noch andere. Lydia kennt den Fehltritt ihrer Mutter, aber nicht den Namen des Galans, der zugleich ihren Vater im Duell tödtete; ebenso wenig kennt ihr Mann den Namen seiner ehemaligen Geliebten und den seines Gegners, — zwei Ungeheuerlichkeiten, die auch einem solider gebauten und nicht nur von Monologen sich fristenden Drama den Hals brechen mußten. Noch eine Klippe ist die fehlende „Einheit des Tones", wie die Maler sagen würden. Das Stück beginnt wie ein Lustspiel und endet nach einer halben Stunde mit einem krassen Selbstmord, noch ehe das Publikum in der Stimmung war, sich in alle die widerwärtigen Dinge, die da berührt werden, und die tragischen Donner der Schicksalstragödie hineinzufinden.

Mehr Glück hatte die zweite übrigens bereits 44 Jahre alte Novität. „La ciguë", eine Jugendarbeit von Emile Augier, wurde im Mai 1844 zum erstenmal im Pariser Odéon mit einem schönen Beifall gegeben und ist seither in's Repertoire des Theatre francais übergegangen. Es ist ein griechisches Lustspiel, aber unter Chlamys und Chiton stecken so gut moderne Menschen, wie in den classischen Stücken Ponsard's, die Augier offenbar als Vorbild nahm, und aus den hübsch pointirten Versen spricht schon der scharf beobachtende Sittenschilderer der späteren Zeit. Auch hier spielt das Gift eine Rolle, wie in Heyse's kleinem Stück. Mit dem Schierling ist aber nicht der berühmte letzte Trunk des alten Sokrates gemeint, sondern die blasirte Laune eines jungen Atheners, der vorzeitig an Musset's und Byron's Weltschmerz leidet und von Wettrennen, Hetären, Parasiten und Flötenspielern angeekelt sich mit Selbstmordgedanken trägt. Vorher will er aber noch eine junge Sclavin aus Cypern erwarten, um sich vor dem Tode noch einmal am Anblick eines hübschen Frauenantlitzes zu erfreuen. In der That ist auch die Sclavin in ihrer Unschuld so entzückend, daß der Zuschauer sich über die Absichten des angehenden Selbstmörders gleich vollkommen beruhigt. Aber Klinias will angeblich lustig sterben, so wie er gelebt, und er verspricht seinen beiden Freunden, dem halbbetrunkenen mageren Paris und dem geizigen dicken Kleon, daß er den zu seinem Erben mache, dem es gelinge, die Liebe des schönen Mädchens zu erringen. Die beiden alten Sünder wollen sich nun der Sclavin angenehm machen, raspeln Süßholz und brüsten sich auf Kosten des Nebenbuhlers. Die Schöne ist von diesen „plötzlichen" Liebhabern angewidert, und auch Klinias ändert seinen Letzten Willen: nunmehr soll der sein Erbe sein, der die Liebe der Sclavin nicht gewinne. In Folge dessen wechseln die Freier plötzlich ihre Taktik, malen sich selbst in den schwärzesten Farben und zeigen sich so in ihrer wahren Gestalt. Paris empfiehlt sogar jetzt recht warm den fetten aber tugendhaften Nebenbuhler und singt wie Shakespeare's Cäsar das Lob der wohlbeleibten Männer:

„La vertu seule est grasse, et les mauvais sujets
Ont beau manger et boire, ils n'engraissent jamais."

Klinias weist den frechen Possenreißern endlich die Thür und läßt den Schierlingsbecher kommen. Mit einem untrüglichen Aufschrei der Liebe verhindert ihn aber die Sclavin am Selbstmord; er erkennt, daß er zum erstenmale geliebt wird und hat wieder Freude am Leben.

Dieses anmuthige und feine Lustspiel ist wohl angethan, um einen Dichter wie Arthur Fitger zu einem Uebersetzungsversuch zu verlocken. Die wohllautenden Verse Augier's, über deren Form freilich die heute in Frankreich maßgebenden „Parnassier" mit Lecomte de l'Isle an der Spitze die Nasen rümpfen, wurden von dem Uebersetzer leider ebenfalls in Alexandrinern wiedergegeben. Aber wenn Zwei dasselbe thun, so ist's doch nicht dasselbe. Den französischen Theaterversen, namentlich in der von Victor Hugo eingeführten freien Behandlung, kann man sich wohl gefallen lassen, aber das „Wüstenroß aus Alexandria" hat im Deutschen, auch wo es von einem Freiligrath getummelt wird, mit seiner regelmäßigen Cäsur einen so monotonen Trab, daß sich darauf schon unser ganzes gereimtes Theater von Kotzebue, Körner, Steigentesch, Houwald zu Schanden geritten. Wir besitzen in dem fünffüßigen Jambus einen so natürlichen und ausdrucksvollen Theatervers, daß es uns unbegreiflich ist, wie Fitger die alte französische Klappermäre noch besteigen mochte. Wollte er den Reiz von Augier's Antithesen und Reimen nachbilden, so hätte er ja seine Blankverse paarweis reimen können, so wie Adolf Laun den Molière verdeutscht oder wie Wilhelm Jordan in seinen graziösen Lustspielen dafür ein schönes Vorbild gegeben hat. Im Uebrigen verkennen wir nicht die Treue dieser Nachdichtung, den durchweg hochpoetischen Wurf der Verse und die Gewandtheit, womit das echt französische Antithesenspiel im Deutschen nachgebildet ist. Gespielt wurde auch in diesem Stücke schleppend und langweilig, sodaß der Einfall des Klinias, der ohnehin nur für einen Einacter reicht, ermüden mußte. Fitger hätte die zwei Aufzüge entschieden in einen einzigen zusammen ziehen sollen.

Die Breite ist ebenfalls der Fehler der dritten kleinen Novität im Deutschen Theater: Max Bernstein's „Coeur-Dame". Eine junge Frau verhindert durch ihr reizendes Geplauder ihren Mann daran, eine Untreue zu begehen. Das Stück ist nicht ohne Geist und Witz und wurde dennoch abgelehnt.

In die gleiche Kategorie gehören auch die Novitäten des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters. „Die Schwätzerin von Saragossa", eine der ersten Operetten von Jacques Offenbach und in den sechziger Jahren bereits einmal in Berlin gegeben, ist nach einem Zwischenspiele des Cervantes gearbeitet, das bisher nur in's Französische übersetzt wurde und sich weder in Schack's noch in Rapp's „Spanischen Theater" findet. Eine Schwätzerin, von einem Schwätzer überschwatzt und dadurch curirt, — man kann sich denken, welche Kobolde der Componist in seiner Partitur zu entfesseln weiß. Uebrigens ist es noch der Offenbach erster Manier, der harmlose, melodienreiche Tonsetzer des „Fortunio" und der „Verlobung bei Laternenschein"; der Cancan bricht in seiner Musik erst später los.

Das kärthnerische Liederspiel: „Am Wörther See", vor etwa acht Jahren im Wiener Hofoperntheater zum erstenmal aufgeführt, ist bereits wieder vom Theaterzettel verschwunden. Thomas Koschat, der Componist oder, wie die Kärnthner und Tyroler Localpatrioten versichern, der bloße Arrangeur der bekannten Volkslieder „Verlassen bin i" u. s. w., hat seine beliebtesten Gesänge in die Handlung verwoben, aber diese ist doch zu kindlich, um den anmuthigen ländlichen Klängen zu einem Bühnendasein zu verhelfen. Z.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in **Berlin**, erscheint soeben:

Luise Westkirch: Rauch.

Sechs Novellen aus dem Alltagsleben.

8°. Elegant geheftet 3 ℳ 50 ₰.

Diese eigenartigen, aus dem schnell pulsirenden Leben der Gegenwart geschöpften Darstellungen verdienen die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Deutschen Leserwelt.

Russisch.

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von **F. Booch-Árkossy.**

2 Kurse zu 3 ℳ, Schlüssel 2 ℳ.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

Erste bis vierte Auflage.

In unserem Verlage erscheint:

Die Gemälde-Galerie

der

Königlichen Museen zu Berlin.

Mit erläuterndem Text

von

Julius Meyer und Wilhelm Bode.

Herausgegeben von der

General-Verwaltung.

Die ersten beiden Lieferungen, je 6 Einzelblätter und 7 resp. 4 Bogen Text enthaltend, sind erschienen; alle folgenden werden ebenfalls je 6 Einzelblätter und durchschnittlich 4 Bogen Text bringen. Gross-Folioformat. Jährlich werden zwei bis drei Lieferungen ausgegeben.

Preis jeder Lieferung 30 ℳ. — Ausserdem werden abgezogen in grösstem Folioformat:

Künstler-Ausgabe: Remarque-Drucke auf japanischem Papier mit eigenhändiger Unterschrift der Künstler in 25 in der Presse numerirten Exemplaren.

Preis der Lieferung 100 ℳ.

Vorzugs-Ausgabe: auf chinesischem Papier mit breitem Plattenrande in 80 in der Presse numerirten Exemplaren.

Preis der Lieferung 60 ℳ.

Berlin. G. Grote'scher Verlag.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Prell, Richard Scholz und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestückes seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich.

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Oktavband 6 M., eleg. geb. 8 M.

Obiges Werk verdient gerade jetzt nach dem Tode des **großen Kaisers** auch in Deutschland allseitige Beachtung. Rückhaltlos zollt Autor dem Verewigten Anerkennung und schildert mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einer in **Frankreich** erschienenen und für **Franzosen** bestimmten Biographie nicht für möglich hält, das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. Main, Station der Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Badedirection Bad-Nauheim. Jäger.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **H. Kruse,** Dram. Werke. 11 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 10 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder; ferner: Hist. du Parlement de Paris par l'abbé Big... (Voltaire), Amsterd. 1769; Le Toreau blanc, Memphis 1774 (Voltaire) und: Voltariana ou Eloges amphigouriques de Fr. Marie Arouet, Paris 1748 (seltenes Pamphlet), zusammen 40 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Eichendorff,** Sämmtl. Werke. Leipz. 83. 4 Bde. Eleg. Lw. und **Gaudy,** Sämmtl. Werke. 8 Bde. geb. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben u. Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Byron,** Werke, dtsch. v. Schäffer etc. 4 Bde. Lw.; ferner **Ariost,** Rasender Roland (v. Gries), 2 Bde., neu; **Dante,** Göttl. Komödie (v. Berneck), Hf. und **Boccaccio,** Troilus u. Cressida (v. Beaulieu), Berl. 84. Eleg. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Hogarth,** Werke i. Stahlstichen v. Riepenhausen. Göttingen. Folio oblong. Hf. 20 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Johannes Scherr:** Studien, 3 Bde., Gesch. d. dtsch. Frauenwelt, 2 Bde., Von 1848—51, 3 Bde., Schillers Leben, 2 Bde., Gesch. d. Religion, 3 Bde., Aus d. Sündfluthzeit, Farrago, Mixedpickles, Haidekraut, Neues Historienbuch, Hammerschläge, Die Nihilisten, Gestalten u. Geschichten, Letzte Gänge, zus. 22 Bände nur 50 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Hierzu eine Beilage von Robert Oppenheim in Berlin.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 5. Mai 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Staat und die Kirche. Von C. Silberschlag. — Der naturwissenschaftliche Unterricht in unseren Gymnasien. Von Ernst Schenck. — **Literatur und Kunst:** Die philosophische Abstraction in unserer Literatur. Von H. v. Eicken. — Erinnerungen an Gustav Kühne. Von Adolph Kohut. — Eine neue Hypothese über die Venus von Milo. Von Anton Eichler. — **Feuilleton:** Zwei Nächte. Von B. Noelting. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Zwei Wohlthätigkeits-Ausstellungen. Von Georg Malkowsky. — Dramatische Aufführungen. „Griechisches Feuer". Lustspiel in drei Acten von Oscar Justinus. Von Z. — Wagner's „Rheingold" im K. Opernhause. Von Heinrich Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Der Staat und die Kirche.

Von C. Silberschlag.

Der Culturkampf ist in unserem Vaterlande für den Augenblick beigelegt und das gute Einvernehmen zwischen unserem Staate und der katholischen Kirche für jetzt wieder hergestellt; gewiß wird auch sowohl von Seiten der Regierung unseres Kaisers, der dieses Thema in seiner Proclamation auch berührt hat, als von der des jetzigen Papstes Alles geschehen, um die guten Beziehungen dauernd zu erhalten. Aber gerade in Preußen hat das Verhältniß des Staates zur katholischen Kirche seit mehr als 50 Jahren so oft Anlaß zu Verwickelungen und zur Störung des Friedens der Gemüther gegeben, daß es uns gestattet sein mag, mit wenigen Worten die Rechte des Staates gegenüber der Kirche zu erörtern.

Wenn man zu bestimmten und klaren Principien in Bezug auf die Kirchengesetzgebung gelangen will, muß man zunächst die Frage beantworten: welche Rechte hat der Staat naturgemäß gegenüber der Kirche, welche Rechte muß daher auch ein vorwiegend protestantischer Staat auf jeden Fall der Kirche gegenüber sich vorbehalten?

Die Beantwortung dieser Frage ergibt sich, wenn wir davon ausgehen, daß die Kirche ihrem Wesen nach die Sorge für die geistige Entwickelung des Menschen, also den Religionsunterricht, die Austheilung der Sacramente, den öffentlichen Gottesdienst, zu ihrer Aufgabe hat, während dem Staate der Schutz der persönlichen Sicherheit und des Eigenthums seiner Bürger und daher auch die ganze vermögensrechtliche Gesetzgebung obliegt. Hieraus folgt, daß der Staat auch in Bezug auf das Vermögen der Kirche und die Einkünfte der Geistlichen das Recht der Gesetzgebung hat. Soweit ferner der Staat das Recht der Oberaufsicht über das Vermögen der Corporationen und juristischen Personen hat, muß er dieses Recht auch in Bezug auf das Vermögen der Kirche, der wichtigsten im Staate bestehenden Corporation, haben.

Die vorzüglichsten Vertreter der Kirche haben dies Recht des Staates auch stets anerkannt. Derartige Anerkenntnisse sind Seitens der Vertreter der Kirche auch gegenüber dem heidnischen Staate erfolgt.

Es mag genügen, dies durch wenige Beispiele zu belegen. Zur Zeit des Kaisers Aurelian, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt, war Paulus von Samosata Bischof von Antiochia in Syrien. Sowohl sein Lebenswandel als seine Lehre gaben den anderen Bischöfen des Orients Anstoß; sie sprachen seine Absetzung aus. Er weigerte sich aber, ihren Ausspruch anzuerkennen und blieb im Besitze der gottesdienstlichen Gebäude der Kirche von Antiochia. Die Bischöfe des Orients erhoben nun Klage gegen Paulus von Samosata beim Kaiser Aurelian; dieser hörte die streitigen Theile und forderte dann ein Gutachten vom Bischofe von Rom und anderen Bischöfen Italiens, ob nach den Grundsätzen der Bekenner des Christenthums Paulus von Samosata Bischof bei dem Inhalte seiner Lehre bleiben könne. Nachdem auch der Bischof von Rom mit den anderen Bischöfen Italiens sich gegen Paulus von Samosata ausgesprochen hatte, zwang der Kaiser Aurelian diesen, die Grundstücke der Kirche zu Antiochien zu räumen.

So erkannte im dritten Jahrhundert die christliche Kirche, namentlich auch der Bischof zu Rom, die Gerichtsbarkeit eines heidnischen Kaisers hinsichtlich des Eigenthums der Kirche an. In ähnlicher Weise geschah dies aber auch in späterer Zeit, namentlich während des Mittelalters. Im neunten Jahrhundert ward, wie namentlich die Briefe des bekannten Bischofs Hincmar von Rheims beweisen, im fränkischen Reiche von allen Bischöfen auf das Bestimmteste anerkannt, daß dem Könige, auch wenn der Bischof vom Volk und Klerus seiner Diöcese gewählt wurde, die Uebertragung der Kirchengüter zukomme. Der heftigste Zusammenstoß zwischen den Vertretern des Staates einerseits und den Vertretern der Kirche andererseits ist wohl der gewesen, der zur Zeit des Papstes Gregor VII. zwischen Papst und Kaiser stattfand. Dieser Streit war ursprünglich hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß der Papst den Kaiser Heinrich IV. beschuldigte, er habe die bischöfliche Würde vielfach gegen Geld unwürdigen Personen verliehen, und daß er daher dem Kaiser das Recht der Investitur der Bischöfe, welches dieser bis dahin besessen hatte, entziehen wollte.

Der von Papst Gregor VII. begonnene Streit währte auch unter seinem Nachfolger fort. Er ward erst beigelegt mehr als 30 Jahre nach seinem Beginnen durch den Kaiser Heinrich V. und den Papst Calixtus, welche nach langen Verhandlungen im Jahre 1122 ein Concordat dahin abschlossen, daß die Wahl der Bischöfe und Prälaten durch die gesetzlich dazu berechtigten Personen erfolgen sollte, daß demnächst aber das Resultat der Wahl dem Papste und dem Kaiser mitgetheilt werden sollte; der Papst solle dann, wenn er die Wahl billige, den Gewählten mit Ring und mit Stab, der Kaiser aber solle ihn mit dem Scepter belehnen. Durch die erstere Beleihung erwarb der Prälat die geistliche Würde, das Recht, als Geistlicher sein Amt auszuüben; in den Besitz der Güter seines

Digitized by Google

geistlichen Amtes, — welche namentlich bei den Bischöfen zu jener Zeit von höchster Bedeutung waren, da dieselben oft Landesherren waren, — gelangte der Prälat erst durch die Investitur mit dem Scepter Seitens des Kaisers.

Dies Concordat, durch welches der lange Investiturstreit dauernd beigelegt wurde, ward geschlossen, nachdem die ausgezeichnetsten Geistlichen jener Zeit anerkannt hatten, daß der weltliche Herrscher das Recht der Verfügung über die Temporalien habe und daß also die dem Kaiser durch das Concordat eingeräumte Macht die wesentlichen Rechte der Kirche nicht beeinträchtige.

Das Calixtinische Concordat bezog sich bloß auf die Bischöfe und Prälaten, nicht auf die niedere Geistlichkeit. Ueber die Anstellung der niederen Geistlichen, die in jener Zeit mehr noch, als später, vom Bischofe abhängig waren, hatten Kaiser und Papst überhaupt nicht gestritten; beide hatten die Anstellung dieser Geistlichen lediglich den Bischöfen überlassen.

Auf jeden Fall aber war durch das Concordat klar und bestimmt der Grundsatz anerkannt, daß der geistlichen Behörde, in höchster Instanz dem Papste, die Entscheidung über die Spiritualien, der weltlichen Macht die über die Temporalien gebührt.

In neuerer Zeit ist es wiederholt vorgekommen, daß Staatsregierungen in recht freier Weise über das Vermögen der Kirche Verfügungen getroffen haben. So zog z. B. der Kaiser Joseph II. im Jahre 1782 das Vermögen eines großen Theiles der Klöster des österreichischen Staates ein und verfügte darüber unter Aufhebung der betreffenden Klöster anderweit zu Kirchen- und Schulzwecken. In noch ausgedehnterer Weise wurde während der französischen Revolution über das ungeheure Vermögen der katholischen Kirche Seitens der Staatsregierung verfügt. Die päpstliche Kurie hat in beiden Fällen gegen die Verfügungen der Staatsgewalt Anfangs entschiedenen Protest eingelegt, jedoch später das fait accompli anerkannt.

Letzteres würde nicht möglich gewesen sein, wenn nicht die katholische Kirche ihrem Grundprincipe nach, das zwar zuweilen von extremen Vertheidigern der Kirchenrechte verkannt, von der Kirche selbst aber nie in Abrede gestellt ist, die Verfügung über die Temporalien als Attribut der Staatsgewalt ansehen müßte. Hält nun aber der Staat an diesem ihm zukommenden Attribute in vollem Maße fest, so folgt daraus Folgendes:

1. Der Staat hat Kraft seiner Oberaufsicht über das Kirchenvermögen das Recht, dafür zu sorgen, daß milde Stiftungen, die der Kirche zu Zwecken der Wohlthätigkeit, z. B. der Kranken- oder Armenpflege übereignet sind, auf zweckgemäß verwaltet werden. Er darf auch dafür gesetzliche Vorkehr treffen, daß nicht durch Vermächtnisse zuviel Vermögen zum Nachtheile der gesetzlichen Erben in die Hände der Kirche geräth.

2. Er hat das Recht und die Pflicht, die Inhaber kirchlicher Einkünfte, namentlich also Pfarrer, Domherrn, Bischöfe im Genusse ihrer Einkünfte zu schützen.

Wir halten diese leider oft vernachlässigte Befugniß der Staatsgewalt für eins der wichtigsten Rechte des Staates gegenüber der Kirche.

Die Ausübung dieses Rechtes denken wir uns folgendermaßen:

Sobald ein Geistlicher irgend eine kirchliche Revenüe hat, kann er sie nur durch den Ausspruch oder unter ausdrücklicher Zustimmung der staatlichen Behörde verlieren.

Nehmen wir also an, daß ein katholischer Bischof einen Pfarrer aus bloßer Willkür oder weil er ein neues Dogma, z. B. das Dogma der Unfehlbarkeit, nicht anerkennen will, seines Amtes entsetzt, so würde dieser Pfarrer das Recht haben, im Besitze seiner Revenüen geschützt zu werden, dem Bischofe aber würde das Recht zustehen, da ihm die Verwaltung der Spiritualien nicht beschränkt werden kann, als geistlicher Vorgesetzter zu erklären, daß der betreffende Pfarrer nicht mehr das Recht hat die Sacramente zu spenden; es würde dem Bischofe auch das Recht zustehen, einen anderen Geistlichen an Stelle des abgesetzten zu ernennen, der Gemeinde würde es dann überlassen bleiben, selbst zu entscheiden, an welchen von diesen Geistlichen sie sich halten will. Dasselbe würde analog der Fall sein, wenn der Papst eigenmächtig einen Bischof entsetzen wollte.

3. Der Staat hat ferner das Recht, die Befugnisse dessen, der kirchliche Revenüen in Anspruch nimmt, zu prüfen, und daher auch bei einem Streit zwischen verschiedenen Personen, die geistliche Revenüen in Anspruch nehmen, auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens durch die Gerichte entscheiden zu lassen. Nehmen wir an, der Papst ernenne eigenmächtig einen Bischof, ohne auf das Wahlrecht der Domherrn Rücksicht zu nehmen oder der Bischof ernennt eigenmächtig einen Pfarrer ohne Rücksicht auf Vorschlagsrecht oder Zustimmung von Patron oder Gemeinde, so würde der Staat dem unrechtmäßig ernannten Bischof oder Pfarrer die Besitznahme seiner kirchlichen Revenüen bis zur Ergänzung der Mängel seiner Ernennung vorzuenthalten haben, der Staat würde aber, — eben in Folge des Grundsatzes der Religionsfreiheit und der Beschränkung seiner Rechte auf die Temporalien —, nicht befugt sein, den nicht rechtmäßig ernannten Geistlichen die Vornahme geistlicher Amtshandlungen zu untersagen.

4. Endlich hat der Staat das Recht und die Pflicht, die Gemeinden im Eigenthum der ihnen gehörigen Gebäude und Einkünfte zu schützen. Geht eine ganze Kirchengemeinde zu einem anderen Glaubensbekenntnisse über, so darf ihr aus diesem Grunde das ihr zugehörige Kirchenvermögen nicht entzogen werden. Der Staat muß sie nach wie vor in diesem Besitze schützen, natürlich unbeschadet des Rechtes, welches die einmal angestellten Geistlichen und Kirchendiener haben, die mit ihrem Amte verbundenen Revenüen zu behalten.

Hält der Staat an den vorstehend entwickelten Grundsätzen hinsichtlich seiner Befugnisse in Bezug auf das Kirchenvermögen fest, so wird ihm dies unzweifelhaft einen gewissen Einfluß auf die Geistlichkeit geben. Wir achten dies für durchaus wünschenswerth. Sicher ist aber, daß der Staat das Recht der höchsten Gerichtsbarkeit über das kirchliche Vermögen nicht aufgeben kann, ohne ein wesentliches Attribut der Staatsgewalt, nämlich das Recht und die Pflicht zum Schutze jedes Staatsbürgers und jeder Gemeinde in vermögensrechtlicher Beziehung aufzugeben.

Die Kirche hat kein Recht, in Bezug auf ihr Vermögen anders behandelt zu werden, als jede andere Corporation. Der Beamte der Kirche, also der Bischof, Pfarrer oder einfache Kirchendiener, muß aber in Bezug auf die ihm zustehenden kirchlichen Revenüen wenigstens dasselbe Recht haben, was der geringste Beamte jeder Corporation, z. B. ein städtischer Beamter oder der Beamte einer Actiengesellschaft hat.

Der Beamte einer Stadt, der Beamte einer Eisenbahngesellschaft haben, wenn sie ohne genügenden Rechtsgrund entlassen werden, das Recht, ihre Gehalts- oder Pensionsansprüche vor Gericht geltend zu machen; dasselbe Recht muß auch den Geistlichen der katholischen Kirche zustehen. Und wie könnte die katholische Kirche einem christlichen, wenn auch protestantischen, Herrscher das Recht der Verfügung über die Temporalien bestreiten, welches die alte christliche Kirche vor sechszehnhundert Jahren dem heidnischen Kaiser Aurelian eingeräumt hat?

Sehen wir auf unsere neueren Kirchengesetzgebungen, so hat namentlich die Gesetzgebung Frankreichs und Oesterreichs sowie die höchst beachtungswerthe Gesetzgebung des Königreichs Württemberg das Recht des Staates über die Temporalien der Kirche streng gewahrt. Die preußischen Culturkampfgesetze, namentlich das Gesetz vom 11. Mai 1873, haben dieses Recht gleichfalls gewahrt, sie haben aber den großen Fehler begangen, daß sie dem Staate auch Rechte in Bezug auf die Spiritualien beigelegt, daß sie also einen offenbaren Uebergriff in das Gebiet der Kirche begangen haben, unter offenbarer Nichtachtung des Princips der Religionsfreiheit. Dieser Mißgriff hat bittere Früchte getragen. Er ist jetzt durch Aufhebung der wesentlichsten Bestimmungen der Culturgesetze, nicht ohne schwere Beeinträchtigung des Ansehens der preußischen Gesetzgebung, wieder gut gemacht. Wir freuen uns, daß der 1873 be-

Digitized by Google

gangene Mißgriff wieder ausgeglichen ist, halten es aber für Pflicht des Staates, bei aller Connivenz gegenüber der Kirche unbedingt das ihm zustehende Recht der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit über die Temporalien festzuhalten. So lange dies geschieht, hat der Staat die Macht, den Uebergriffen des Ultramontanismus entgegenzutreten, sowohl im Interesse des ganzen Staates, als namentlich auch im Interesse der nicht-ultramontanen Katholiken.

Der naturwissenschaftliche Unterricht in unseren Gymnasien.

Von Ernst Schenck.

Die kürzlich im Buchhandel erschienene Rede des Herrn Professor Preyer*) auf der Naturforscherversammlung zu Wiesbaden hat einmal wieder das Interesse der Gebildeten für die so viel diskutirte Frage, ob die altclassischen Sprachen auch ferner zur Grundlage unserer Bildung dienen sollen oder nicht, wachgerufen. Wir finden dabei, daß mit jedem Jahre die Zahl der Vertreter der altclassischen Richtung geringer wird und die anderen zunehmen, welche in den exakten Wissenschaften und den modernen Sprachen die Hauptunterrichtsgegenstände schon des kommenden Jahrhunderts sehen. Wir glauben indeß nicht, daß unsere Gymnasien sobald ihr Monopol der alleinigen Vorbildung der höheren Beamten aufgeben oder die Kindergehirne von dem Auswendiglernen lateinischer Paradigmata befreien werden. Aber auch bei der jetzigen Lage der Dinge könnte man dem schädigenden Einfluß, der nach Prof. Preyer's Darstellung durch die einseitige Beschäftigung mit abstracten Gegenständen hervorgerufen wird, einigermaßen begegnen, wenn man nur das Maß an Unterrichtsstunden anderer Art besser als bisher ausnutzen wollte.

Herr Prof. Preyer tadelt es, daß das Auge jetzt zu wenig geübt werde im Anschauen der Dinge der Außenwelt und demzufolge der Sinn für Beobachtung unentwickelt bleibe, und auch das klare Urtheil darunter leide. Jeder Abiturient des Gymnasiums, der nicht einen angeborenen Sinn für das Wirkliche besitzt, bestätigt diese Behauptung; wer von diesen aber nicht gerade einseitiger Bücherwurm bleibt, empfindet das auch im späteren Leben als einen außerordentlichen Mangel, dem sich nicht so leicht abhelfen läßt. Wie oft hört man ältere Männer ihr Bedauern darüber äußern, diese oder jene einfache Pflanze nicht zu kennen, ja nicht einmal im Stande zu sein, Unterschiede wahrzunehmen zwischen einzelnen Bäumen des Waldes oder Blüthen des Feldes! Freilich stammen diese meist noch aus der älteren Schule, wo die Naturwissenschaften auf unseren Gymnasien gar keine Stätte fanden; aber selbst jetzt, wo dieselben obligater Unterrichtsgegenstand geworden, wird man noch viele junge Leute finden, die ohne hinreichend geübte Sinne in's Leben treten. Und doch ließe sich wohl eine solche Uebung erzielen selbst mit den zwei Unterrichtsstunden, die den Naturwissenschaften gewährt sind.

Dazu wäre allerdings vor Allem nöthig, daß dieser Unterrichtsgegenstand nicht weiter die Aschenbrödelstellung einnehme, die ihm bisher auf fast allen Gymnasien zukommt. Die Eintheilung der Fächer ist jetzt eine streng oligarchische: zu oberst steht das Latein, ihm fast gleichberechtigt Griechisch, dann reihen sich stufenweise die anderen Gegenstände an, von denen jedes seinen besonderen Rang behauptet, und endlich ganz zuletzt, kommt Naturkunde und das — facultative — Zeichnen. Wer auch den alten Sprachen eine noch so hohe Bedeutung für die Bildung unserer Jugend zuerkennt, wird doch gewiß nicht behaupten, daß durch sie alle geistigen Functionen des Kindes entwickelt werden können. Und doch kommt, so meinen wir, der Schule die Aufgabe zu, alle die verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes in gleicher Weise zu üben: warum also die einzigen Fächer, welche Beobachtungs- und Formensinn zu wecken vermögen, an die letzte Stelle rücken? Ebenso entwickeln die Geschichte, die Mathematik wieder andere geistige Functionen: auch sie müßten daher, will man den Schüler harmonisch ausbilden, den Sprachen als gleichberechtigte Fächer zur Seite gestellt werden. Darum fort mit der aristokratischen Scheidung der Unterrichtsgegenstände: jede einen besonderen Zweig des Geistes bildende Disciplin sei der anderen gleichgeachtet! Denn nicht Gelehrte wollen wir bilden auf unseren Schulen, sondern Menschen, Menschen, die außer Kenntnissen auch einen offenen Blick, ein unbefangenes Auffassungsvermögen und ein gerades Urtheil mitbringen in das Leben.

Der jetzt noch überall so schroff gemachte Unterschied zwischen „Haupt"- und „Nebenfächern" hat auch große pädagogische Nachtheile. Viele Schüler entschlagen sich der Nothwendigkeit, für die letzteren etwas zu thun mit der Entschuldigung, daß es für die Versetzung ja darauf gar nicht ankomme. Und sie haben damit gewissermaßen Recht, da selbst mehrere nicht genügende „Nebenfächer" für die Versetzung völlig gleichgiltig sind, während andererseits in vielen Gymnasien ein nicht genügendes Latein durch keinen anderen Gegenstand compensirt werden kann. Deshalb braucht — wir wiederholen es — die jetzt bestehende Anzahl der Lehrstunden noch nicht vermehrt zu werden; denn naturgemäß hat das eine Fach einen größeren Umfang und bedarf mehr Zeit als ein anderes, welches deshalb aber in seiner Art nicht weniger wichtig sein kann. Mit zwei Stunden wöchentlich läßt sich in den Naturwissenschaften viel ausrichten, wenn dieselben nur erst in ihrer großen Bedeutung als Element der Geistesbildung erkannt werden.

Es gibt aber noch einen anderen Punkt, der nach unserer Ansicht einer wirklich gedeihlichen Erziehung des Beobachtungssinnes in unseren Gymnasien im Wege steht. Bisher werden die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften in einer bestimmten Reihenfolge nach einander gelehrt: von Sexta bis Tertia Botanik und Zoologie, auf Obertertia Mineralogie und Anthropologie, auf Untersecunda Chemie und endlich bis Oberprima Physik. Gewiß ist bei dieser Anordnung auf die wachsende Schwierigkeit der Gegenstände Rücksicht genommen, da die beschreibenden Naturwissenschaften die einfachsten sind und zum tieferen Verständniß der Physik mathematische Kenntnisse gebraucht werden; aber es ergeben sich daraus auch viele Uebelstände. Die Pflanzen- und Thierkunde sind doch vor Allen die Disciplinen, welche das Auge üben und den Beobachtungssinn wecken; und doch bricht der Unterricht in diesen Gegenständen gerade dann ab, wo das Auffassungsvermögen des Kindes soweit entwickelt ist, daß dasselbe auch selbstdenkend den Erscheinungen der umgebenden Natur gegenübertreten kann. So finden wir, daß der Secundaner und Primaner bald die auf den unteren Klassen erhaltenen Anregungen vergessen hat und in der Masse abstracter Gegenstände, mit denen er fortan zu thun bekommt, im wahren Sinne des Wortes „abgezogen" wird von der Betrachtung der Außenwelt und der lebendigen Natur. Denn die wenigen physikalischen Experimente, die auf dem Katheder vor einer großen Masse vorgeführt werden, können doch nicht entfernt eine Bildung des Auges erzielen, wie etwa eine unmittelbare Beschäftigung mit einer Pflanze. Die frühzeitige Unterbrechung des naturgeschichtlichen Unterrichts bewirkt dann auch heute noch bei vielen unserer Abiturienten, daß sie wie blind hindurchgehen durch die blühende Natur und auch nicht zu beobachten verstehen, was um sie vorgeht in der Welt.

Für das Einschalten einiger Naturgeschichtsstunden in den oberen Klassen spricht auch noch ein anderer Grund. Gibt es schon in Botanik und Zoologie manchen Abschnitt, der unbedingt größere geistige Reife und gewisse Vorkenntnisse erfordert — man denke nur an die gewiß nicht zu übergehende Lehre von Athmung und Stoffwechsel — so ist dies in noch höherem Grade bei Mineralogie der Fall, deren Unterricht eigentlich eine gewisse Anzahl chemischer und stereometrischer Grundbegriffe voraussetzt. Ohne erstere muß dem Schüler die Zusammensetzung der Gesteine völlig unverständlich bleiben; und die wichtigsten Krystallformen sind dem Obertertianer, welcher noch wenig Raumanschauung besitzt, ungleich schwerer zu erläutern, als dem Primaner, der bereits in der Lösung

*) W. Preyer, Naturforschung und Schule. Stuttgart, 1888.

Digitized by Google

stereometrischer Aufgaben geübt ist. Bei der jetzigen Reihenfolge ist die Mineralogie für Lehrer wie Schüler einer der schwersten Unterrichtsgegenstände, während, nach Vorausgang von Chemie und Stereometrie, die Hauptgebiete derselben mit Leichtigkeit vielleicht in der Hälfte Zeit erlernt werden könnten.

Ist einerseits das Hinaufrücken gewisser Theile des naturgeschichtlichen Unterrichts wünschenswerth, so würde aus anderen Gründen wieder eine frühere Einschaltung einiger Elemente der Physik und Chemie nur nützlich sein können. Denn wie allgemein bekannt ist und von Herrn Prof. Preyer noch ausdrücklich hervorgehoben wird, erreicht nur ein geringer Procentsatz der Schüler das Abiturientenexamen, während der größte Theil mit dem Zeugniß für den einjährigen Dienst sich begnügt oder gar noch früher abgeht. Diese haben dann wohl das volle Pensum in der Naturgeschichte gehabt, aber von Physik noch so gut wie gar nichts gehört; ohne Kenntniß der Dampfmaschine und des Telegraphen treten sie hinaus in die Welt, deren moderne Entwickelung fast allein auf jenen beiden großen Erfindungen beruht. In keinem Fache wohl ist die Bildung dieser Jünglinge eine so unvollkommene, so daß sie darin jeder Gemeindeschüler an Kenntnissen weit überragt. Durch Vorwegnahme einiger physikalischer Lehrstunden auf den mittleren Klassen ließe sich diesem Uebelstande leicht abhelfen.

Was wir also nach dem Angeführten zu einer erfolgreichen Wirkung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in unseren Gymnasien für dringend wünschenswerth halten, ist eine Theilung desselben in zwei Curse, einen elementaren und einen höheren: in dem ersten würde etwa das Pensum unserer Volksschulen zur Durchnahme kommen, in dem zweiten eine Repetition und geeignete Ergänzung desselben unter Voraussetzung einiger mathematischen und chemischen Kenntnisse. Es wäre das eine Eintheilung, wie sie für Geographie und Geschichte schon längst besteht und sich in diesen Fächern auch überaus gut bewährt hat. Für die Naturwissenschaften existirt diese Einrichtung ebenfalls schon auf Realschulen und einigen Gymnasien des Auslandes, wie z. B. denen der Sachsen in Siebenbürgen, und wird überall von den Fachmännern als sehr erfolgreich gepriesen. Auch ergäbe sich daraus noch ein anderer Vortheil. Jetzt liegt der Naturgeschichtsunterricht gewöhnlich in den Händen eines Mathematikers, der für diese Wissenschaften wohl eine „Nebenfacultas" besitzt, aber mit seinen Neigungen doch meist der Mathematik und Physik, seinen Specialfächern, treu bleibt. Und ganz natürlich: denn ein Zoologe oder Botaniker von Fach, der dazu verurtheilt wäre, seine Wissenschaft nur auf unteren Klassen zu lehren, wird sich nicht leicht finden. Fände dagegen der Unterricht darin auch noch in höheren Klassen statt, so könnten für dieselben gründlich durchgebildete Candidaten gewonnen werden, denen das Studium der lebenden Natur „Hauptfach" gewesen ist. Und wie viel wirksamer der Unterricht in einem Gebiete ist, welches man mit besonderer Neigung und Gründlichkeit bearbeitet hat, das ist jedem Lehrer bekannt.

Wir wiederholen es also: auch in dem Rahmen unseres heutigen Gymnasiums ließe sich die Bildung des Geistes, welche speciell die Naturwissenschaften auszeichnet, doch vielleicht in höherem Grade erreichen als bisher, wenn nur die hervorragende pädagogische Bedeutung dieser Wissenschaften mehr anerkannt und in ihnen eine passendere Vertheilung des Stoffes vorgenommen würde. Wird auch von oben her die Wichtigkeit des Gegenstandes betont und dieser in zwei verschiedenen Cursen gelehrt, so könnte in den beiden wöchentlichen Stunden noch Manches gewirkt werden für eine Schärfung des Auges, Anregung des Beobachtungssinnes und Ausbildung des Unterscheidungsvermögens. Der altsprachliche Unterricht würde darunter nicht im mindesten leiden; und wir wüßten daher auch nichts, was selbst eingefleischte Philologen gegen eine solche Aenderung vorbringen könnten. Wenn damit natürlich auch keine vollständige Aufhebung der Nachtheile der jetzigen Bildungsmethode erreicht werden kann, so kämen wir doch vielleicht, ohne Opfer von der anderen Seite zu fordern, einen Schritt weiter in der Aufgabe, gleichmäßig durchgebildete Menschen aus unseren Gymnasien in das Leben zu entlassen.

Literatur und Kunst.

Die philosophische Abstraction in unserer Literatur.

Von H. v. Eicken.

Als der dichterische Genius der deutschen Nation um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit mächtigem Flügelschlage die Erstarrung von sich abschüttelte, in welche er durch confessionelle Zwietracht, endlose Kriegsleiden und stumpfsinnige Gelehrsamkeit gefallen war, blieb das wirthschaftliche und staatliche Dasein der Nation noch auf lange Zeit hinaus in derselben Enge gebunden wie bisher. Die nachbarlichen Nationen hatten sich längst den Besitz der neuen Erdtheile und ihrer Reichthümer angeeignet. England, Frankreich und Holland beherrschten Handel und Gewerbe, indeß das deutsche Erwerbsleben jede eigene schöpferische Kraft verloren hatte. Das öffentliche Leben bewegte sich in den engen Grenzen der territorialen Staaten. Aber auch innerhalb der letzteren war demselben jede eigene, freie Bethätigung durch den fürstlichen Absolutismus genommen. Die Nation mußte ihre Geschicke nehmen, wie sie die landesherrlichen Gewalten eben über sie verhängten. Nur die Schicksalsschläge des Krieges führten sie in eine unmittelbare, leidensvolle Berührung mit den großen Fragen der europäischen Politik. Das Leben der Nation war arm und klein wie niemals zuvor.

Die neu erwachte geistige Schaffenskraft der Nation stand demnach in einem augenfälligen Mißverhältnisse mit ihrer wirthschaftlichen und politischen Bedeutung. In Bezug auf die damalige Lage der deutschen Nation hatte daher Schiller ein Recht, in einem Briefe vom Jahre 1789 zu sagen: „Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich". Er beging nur insofern einen Irrthum, als er diesen, für die deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts vielleicht richtigen Satz zu einem allgemeingültigen erweiterte. Man hat wohl vielfach die staatliche Kleinwirthschaft der deutschen Nation im 18. Jahrhundert als eine besondere Gunst oder gar als die nothwendige Bedingung der literarischen Blüthe der damaligen Zeit angesehen, insofern dieselbe die Nation veranlaßte, ihre ganze Kraft auf ihre dichterische Thätigkeit zu sammeln. Es ist diese Ansicht sogar zu der Behauptung verallgemeinert worden, daß der politische und literarische Höhepunkt einer Nation überhaupt zeitlich aus einander zu liegen pflege. Thatsächlich ist das Gegentheil der Fall. In Griechenland und Rom, Spanien, England und Frankreich fiel die Periode der größten geistigen Kraftentwickelung zusammen mit der höchsten politischen und materiellen Machtstellung dieser Staaten. Selbst Italien macht hiervon eigentlich keine Ausnahme. Denn nie seit dem Untergange der alten Welt haben die italienischen Staaten und Städte eine glänzendere Zeit erlebt als in dem Zeitalter der Renaissance. Deutschland bildet eine wohl einzig dastehende Ausnahme.

Die Abziehung von allen praktischen Interessen hat indeß die Entwickelung der deutschen Literatur erheblich gefördert. Das Leben der gebildeten Kreise Deutschlands war im 18. Jahrhundert fast ausschließlich literarischen Interessen gewidmet. Andererseits aber hat eben dieses Mißverhältniß zwischen der dichterischen Leistungsfähigkeit und der praktischen Gestaltungskraft sich der deutschen Literatur in einer verhängnißvollen, bis auf den heutigen Tag nicht überwundenen Weise fühlbar gemacht. Indem sich alles Interesse aus der kümmerlichen Enge der praktischen Lebensgebiete zu den Idealen der Kunst flüchtete, wurde diese zugleich aus ihrem natürlichen Boden entwurzelt.

Es war dies gerade für diejenige Kunst, welche mehr als jede andere ihren Quell in den praktischen Lebensverhältnissen hat, die dramatische Kunst, von den nachtheiligsten Folgen.

Digitized by Google

Nicht die bunte Fülle der Wirklichkeit, nicht der Reichthum des besonderen, individuellen Lebens, sondern die aus dem letzteren abgezogenen allgemeinen Ideen wurden der Gegenstand der deutschen Dramatik. Die abstracte Ideenbildung behauptete eben in Folge jener Verkümmerung der praktischen Lebensgebiete bei Weitem das Uebergewicht. Das Individuelle wurde in allgemeine Begriffe verflüchtigt. An die Stelle der Lebenswahrheit, des Naturstudiums trat die Abstraction. Eben deshalb ist denn auch der deutschen Dramatik die Fähigkeit der plastischen Charakterzeichnung, welche die Größe der Shakespeare'schen Dichtung ausmacht, fast gänzlich versagt geblieben. Die deutsche Dramatik kehrte das natürliche Verhältniß vom Besonderen zum Allgemeinen in sein Gegentheil um. Das Allgemeine galt ihr als das Wahre, das Individuelle als die zufällige Hülle. Ihre Charaktere sind daher der Mehrzahl nach nicht Wesen von Fleisch und Blut, sie sind nur Gedankenbilder, nur Schattenrisse der Körperlichkeit. Mehr oder weniger sind alle deutschen Dichter der classischen Zeit jenem Hange zur philosophischen Abstraction erlegen. Hinsichtlich Klopstock's erkannte dies bereits Schiller an. Er sagte in seinem Aufsatze „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" mit Bezug auf Klopstock: „Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen." Lessing hielt sich in seinen Dramen noch am meisten von der Abstraction frei. Dennoch wird man selbst nicht allen seinen bedeutendsten Gestalten einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beilegen können. Sein Nathan der Weise ist schließlich kaum mehr als ein dramatisches Schattenspiel der Humanitätsidee.

Selbst das größte dichterische Genie der deutschen Nation, Goethe, der für die farbenreiche Gestaltenfülle der Sinnenwelt ein feineres Auge besaß als wohl jemals ein Dichter, konnte sich dennoch auf die Dauer von jenem herrschenden Zuge seiner Zeit nicht völlig frei halten. Kein deutscher Dichter hat auch nur annähernd eine solche plastische Gestaltungsgabe besessen wie Goethe. Gerade in diesem Vorzuge liegt die Alles überragende dichterische Begabung Goethe's, der unvergleichliche Reiz seines gesammten dichterischen Schaffens. In seiner dramatischen Erstlingsarbeit, Götz von Berlichingen, brach Goethe grundsätzlich mit dem abstracten Schematismus der französischen Dramaturgie, um zu Shakespeare zurückzukehren. Der Ausgang Goethe's war also die mit vollem Bewußtsein ausgesprochene Rückkehr zur Lebenswahrheit. Manche seiner Charaktere geben denn auch an sicherer Zeichnung den Charakteren der Shakespeare'schen Dramatik nichts nach. Die weiblichen Gestalten Goethe's sind sogar durch ihre sympathische, der weiblichen Natur entsprechende Weichheit denen Shakespeare's hinsichtlich der Naturwahrheit überlegen. Clärchen und Gretchen sind unübertroffene Idealgestalten edler Weiblichkeit. Und dennoch, wenn man die Reihenfolge der bedeutendsten dramatischen Schöpfungen Goethe's überblickt, Götz von Berlichingen, Egmont, Iphigenia, Tasso und Faust, so wird man nicht verkennen können, daß sich in derselben eine stetige Abwendung von jenem ursprünglichen Ausgangspunkte und eine stetige Verallgemeinerung des Individuellen vollzieht. Seit seinem Aufenthalte in Weimar und insbesondere seit seiner italienischen Reise im Jahre 1786 wurde mehr und mehr das abstracte Schönheitsideal der griechischen Dichtung und Plastik das Vorbild seines dichterischen Schaffens. Immer mehr strebte von da ab, wie Wendt in seinem Vorworte zum Egmont sagt, seine Poesie nach einer über die unmittelbare Natur hinausgehenden „höheren Wahrheit", d. h. nach der Darstellung des aus der Einzelfülle der Wirklichkeit abgezogenen allgemein Menschlichen. Götz und der zweite Theil des Faust bilden die beiden äußersten Punkte der Goethe'schen Dramatik. In der Fortbewegung von jenem zu diesem vollzieht sich der innere Entwickelungsgang des Dichters. Es ist der Entwickelungsgang des ganzen Jahrhunderts, der sich in dieser Geschichte der Goethe'schen Muse abspiegelt. Die dichterische Schönheit des Götz liegt ausschließlich in der reichen Fülle und plastischen Gestaltung des individuellen Lebens, während die allgemeinen Verhältnisse und die großen reformatorischen Ideen jenes Zeitalters nur flüchtig berührt wurden. Im zweiten Theile des Faust ist von Charakteren und Charakterentwickelung jede Spur erloschen. Das Individuelle ist zum Sinnbilde philosophischer Ideen verblaßt. Mit dem Schlußworte, „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß", zieht der Dichter gewissermaßen das Ergebniß seiner Dichtung, seiner Lebensanschauung überhaupt.

Kein Dichter aber hat von Anfang an die philosophische Abstraction mit so klarem Bewußtsein und so ausgesprochener Absicht zum leitenden Grundsatz seines dramatischen Schaffens gemacht wie Schiller. Die philosophische Abstraction der deutschen Literatur gipfelt in der Schiller'schen Muse. Das Ideal des Dichters war, wie es in dem Gedichte „Das Ideal und das Leben" heißt, die Befreiung des Menschlichen von der Bedürftigkeit und Schwere des Stoffes und die Erhebung desselben zu den „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen". Die „von allen Erdenmalen" reinen Formen, „die Gestalt" an und für sich war der für die Dichtung bleibende Restbestand des Menschlichen, das eigentliche Wesen des Idealen. Der Begriff des Idealen fiel also der Schiller'schen Muse mit dem des Abgezogenen zusammen. Schiller spricht dies noch deutlicher in der Vorrede zur Braut von Messina aus. Die wahre Kunst, heißt es daselbst, soll die sinnliche Welt in eine objective Ferne rücken und den rohen Stoff durch Ideen beherrschen.

Dennoch beabsichtigte Schiller keineswegs die sinnliche Wahrheit preiszugeben. Die Kunst sollte vielmehr, wie er an derselben Stelle sagte, „ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell sein — das Wirkliche ganz verlassen und doch auf's Genaueste mit der Natur übereinstimmen." Sie sollte sich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen, vielmehr, wie er sagte, auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur ihr ideales Gebäude errichten. Die Wage, welche die beiden Elemente der Poesie, das Ideale und das Sinnliche, enthielte, sollte vollkommen still stehen oder doch das Gleichgewicht durch eine Schwankung der beiden Schalen herstellen. Da ihm aber, wie er an derselben Stelle ausführte, die Natur selbst „nur eine Idee des Geistes" war, „die nie in die Sinne fällt", so mußte die Sinnlichkeit doch schließlich in die Idee aufgehen und die letztere demnach seine Dramatik völlig beherrschen. Führte er doch den griechischen Chor in seine Braut von Messina mit der ausgesprochenen Absicht ein, „um dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären" und um der Tragödie die Möglichkeit zu geben, „sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren." Schiller sah diese Verflüchtigung des Besonderen in das Allgemeine, wie er in Bezug auf den griechischen Chor äußerte, als eine Reinigung des dramatischen Stoffes an. Er nahm denn in der That auch mehr oder weniger in allen seinen dramatischen Dichtungen eine Art Destillationsproceß vor, in welchem das Individuelle fast völlig ausgeschieden und kaum mehr als der allgemeine Begriff des Menschlichen erübrigt würde. Selbst der Umkreis des nationalen Lebens war ihm, wie oben bemerkt, zu eng für den philosophischen Geist des Dichters. Auch dieser hatte nur insofern für ihn eine Bedeutung, als das allgemein Menschliche in ihm zur Aussprache kam. In jenem obenbezogenen Briefe vom Jahre 1789 bezeichnete er die Nation als eine wandelbare, zufällige und willkürliche Form der Menschheit. Nur insoweit, sagte er, kann sich der philosophische Geist für dieselbe erwärmen, als ihm „diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist". Die allgemeine Gattung war, um es kurz zu sagen, das Ziel, auf welches der dichterische Genius Schiller's unausgesetzt gerichtet war. Das Individuelle aber kam nur insoweit in Betracht, als es sich als eine Spielart der allgemeinen Gattung darstellte. Die Gattung war, um in der Sprache der kirchlichen Sacramentslehre zu reden, der eigentliche Gegenstand, das Individuum das Zeichen der Schiller'schen Dramatik.

Der innerste Gedankenkreis der Schiller'schen Dichtung war demnach ein philosophischer. Daher begnügte sich denn der Dichter auch nicht damit, in seinen dramatischen Dich-

Digitized by Google

tungen einen für sich allein stehenden, in sich selbst abgeschlossenen Stoff zu bearbeiten. Er legte demselben vielmehr allgemeine Verhältnisse zu Grunde, durch welche der einzelne Fall der dramatischen Handlung sich zu einer unendlichen Fernsicht erweiterte, oder er wählte Stoffe aus, welche eine solche allgemeine Bedeutung bereits enthielten. Den sein Zeitalter bewegenden Ideen entsprechend, schattirte er mit Vorliebe den Gegensatz und Kampf zwischen dem fürstlichen Absolutismus und dem nach Freiheit strebenden Bürgerthum oder den gesellschaftlichen Gegensatz von Adel und Bürgerthum in seine Stoffe hinein, jenen in die Räuber, Fiesco, Don Carlos, Wilhelm Tell, diesen in Kabale und Liebe. Die Jungfrau von Orleans war die Vertreterin der mit einer religiösen Glorie umstrahlten nationalen Idee, Wallenstein veranschaulichte auf dem Hintergrunde der religiösen Kämpfe des 17. Jahrhunderts den Conflict einer großen Persönlichkeit mit den geschichtlich gewordenen, bestehenden Verhältnissen. Die Tragödie „Maria Stuart" behandelte einen anderen Conflict auf demselben Hintergrunde wie Wallenstein.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese philosophische Gedankenweite den besonderen Vorzug der Schiller'schen Dramatik bildet. Aber dieser Vorzug war nach einer anderen Richtung hin das Verhängniß derselben. Denn je mehr der Stoff über die feste Umgrenzung des einzelnen Falles hinauswuchs, desto mehr verlor er an plastischer Körperlichkeit, an individueller Lebenswahrheit. Die allgemeinen Ideen gewannen in der Schiller'schen Dramatik eine solche Ausdehnung, daß die individuellen Charakterzüge der handelnden Personen fast ganz erloschen. Die Individualität der handelnden Personen bleibt auf allgemeine Umrisse beschränkt, ohne jemals eine im Einzelnen durchgeführte, lebenswahre Körperlichkeit zu erlangen. Daß Schiller selber auch geradezu von der Absicht ausging, seine Charaktere nur in großen Zügen zu entwerfen, geht aus einem seiner über Wallenstein handelnden Briefe vom Jahre 1796 hervor. Er äußerte in demselben: „Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet — denn Wallenstein ist ein Charakter, der, als echt realistisch, nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann." Die Personen bleiben Schattenrisse ohne Fleisch und Blut der Körperlichkeit. Seine Dramen zeigen gründliche philosophische und geschichtliche Studien, während ihnen die erste und wichtigste Bedingung der Dramatik, das Naturstudium fern lag. Nur in einem einzigen Falle bekundete Schiller, daß er von Haus aus auch für die individuelle Naturwahrheit ein vorzügliches Auge besaß, in Wallensteins Lager. Aber schon seine Zeitgenossen waren bekanntlich über die Volksthümlichkeit und die lebenswahre Wärme dieser Dichtung so überrascht, daß sie Goethe für den eigentlichen Verfasser derselben hielten.

Die auf das Allgemeine abzielende Richtung der Schiller'schen Dramatik macht sich am meisten in denjenigen Dramen geltend, welche er nach Vollendung seiner philosophischen Studien schrieb, also in den künstlerisch am vollendetsten Tragödien Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina und Wilhelm Tell. Der Dialog dieser Tragödien hat fast überall das Bestreben, den Boden des gegebenen Falles zu verlassen und sich in das Gebiet des allgemein Menschlichen zu erweitern. Freilich beruht auf dieser Verallgemeinerung gerade der rhetorische Schwung und, was mehr werth ist, die unvergleichliche dichterische Schönheit der Schiller'schen Sprache. Doch wird dieser Vorzug nur auf Kosten der individuellen Lebenswahrheit gewonnen. Diesen Verlust aber konnte innerhalb des Dramas, dessen erste Bedingung die individuelle Lebenswahrheit ist, jener Gewinn nicht ersetzen. Die Sprache der handelnden Personen ist eben in Folge dieser Idealisirung fast überall die gleiche. Weder hinsichtlich der Bildung noch des Geschlechtes wird in der Sprache ein erkenntlicher Unterschied gemacht. In dieser Idealisirung der Wirklichkeit schwinden alle Unterschiede der letzteren. Alle Personen werden auf eine gleiche Höhe der Bildung und Empfindung gehoben. Die eine spricht in demselben hohen dichterischen Pathos wie die andere.

Daß die dem griechischen Drama nachgebildete „Braut von Messina" sich einerseits durch die ideale Schönheit der Sprache und andererseits durch die abstracte Blässe der Charaktere in besonderem Maße auszeichnet, war eben ihres Vorbildes wegen sehr begreiflich. Den Chor der Tragödie hatte Schiller ja überhaupt nur zu dem Zwecke eingeführt, damit derselbe den engen Kreis der Handlung verlassen solle, „um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten", wie er in seiner Vorrede erklärte. Diese Haltung lag ja freilich im Wesen des Chores begründet, da der Chor kein Individuum, sondern nur „ein allgemeiner Begriff" war. Aber diese in das allgemein Menschliche übergreifende Sprache ist den handelnden Personen der Tragödie kaum minder eigen als dem Chor, die Sprache der feindlichen Brüder besitzt nicht mehr Localfarbe als die Sprache des Chores, sie fließt in denselben erhabenen und allgemeinen Sentenzen hin wie diese. Dem griechischen Drama folgend, hat der Dichter seine Charaktere ebenso typisch gehalten wie jenes. Von einer, auch nur in allgemeinen Zügen ausgesprochenen Individualisirung kann hier gar keine Rede sein. Wir sehen nur vornehme und edle Naturen im Allgemeinen, die Schattenbilder fürstlicher Persönlichkeiten.

Dieselbe Erscheinung wie im Dialoge kehrt in den Monologen der Schiller'schen Dichtungen wieder. Der Dichter pflegte einen Monolog des Helden in den Mittelpunkt der tragischen Collision zu stellen, so insbesondere in Wallensteins Tod im vierten Auftritt des ersten Aufzuges, in der Jungfrau von Orleans im ersten Auftritt des vierten Aufzuges und endlich in Wilhelm Tell in der dritten Scene des vierten Aufzuges. Diese Monologe faßten die Hauptzüge des dramatischen Conflictes nochmals wie in einem Brennpunkte zusammen. Auch sie lassen die Absicht Schillers, das Allgemeine zum eigentlichen Gegenstande der Dramatik zu machen, erkennen. Der Ausgangspunkt derselben ist die besondere Lage des Helden. Schließlich aber springt das Selbstgespräch überall von der letzteren ab, um zu Verallgemeinerungen überzugehen.

Die Eigenthümlichkeit der Schiller'schen Dramatik erhellt am besten aus einem Vergleiche derselben mit der Shakespeare'schen. Es gibt in der dichterischen Literatur kaum größere Gegensätze als diese beiden. Während jene überall das Bestreben zeigt, das Besondere in das Allgemeine aufzulösen, bleibt diese in demselben Maße in der engen Umgrenzung des besonderen Falles und der individuellen Charakterentwickelung beschlossen. Von allgemeinen, der ganzen Handlung zu Grunde liegenden Ideen zeigt die Shakespeare'sche Dramatik keine Spur. Man würde zu den alltäglichsten Wahrheiten gelangen, wollte man etwa aus Othello oder Hamlet u. s. f. leitende, allgemeine Ideen destilliren. Sätze wie „blinder Eifer schadet nur" und dergleichen würden das Ergebniß bilden. Die Genialität der Shakespeare'schen Dramatik beruht lediglich in der lebenswahren Behandlung des einzelnen Falles, in der markigen Individualisirung seiner Charaktere. In demselben Maße wie Schiller der Neigung folgte, die Individualität zu verflüchtigen, hatte Shakespeare das Bestreben, die Umrisse derselben so scharf wie möglich zu zeichnen. Man könnte fast behaupten, daß Shakespeare in diesem Bestreben ebenso zuviel leistete wie Schiller zu wenig. Wenigstens wurde Shakespeare wohl durch die Absicht, die Eigenart der einzelnen Charaktere möglichst scharf zu betonen, zu seiner oft so forcirten Sprache verleitet.

Indem Schiller dem Naturalismus in der Kunst zu wehren suchte, hatte er offenbar die Absicht, die Dramatik durch eine philosophische Vertiefung über den herben Realismus Shakespeare's hinauszuheben. Und in jedem Falle ist die Schiller'sche Dramatik der Shakespeare'schen hinsichtlich der Gedankenfülle sowie der sprachlichen Aesthetik weit überlegen. Aber sie hat diesen Vorzug nur auf Kosten der individuellen Naturwahrheit erreicht, so daß sich also die Absicht Schiller's doch nicht erfüllt hat. Vielmehr würde sein Ideal nur dann erreicht worden sein, wenn seine Dramatik mit ihrem eigenen Vorzuge, der philosophischen Vertiefung, auch zugleich den der Shakespeare'schen Dramatik, die Naturwahrheit, festgehalten hätte.

Digitized by Google

Denn die Vereinigung beider Eigenschaften, also die plastische Veranschaulichung allgemeiner Verhältnisse in einem einzelnen Falle, bildet in der That das Ideal aller dramatischen Kunst. Die dramatische Handlung muß in ihrem einzelnen Falle, ihren einzelnen Persönlichkeiten, wahr sein und zugleich eine Fernsicht auf das allgemein Menschliche eröffnen. Die dramatische Kunst hat also dasselbe Ziel vor sich liegen wie die bildende Kunst auf den Gebieten der Geschichts- und Sittenmalerei. —

Wie verhält sich nun zu dieser Aufgabe die gegenwärtige deutsche Literatur? In jedem Falle läßt sich nicht verkennen, daß das deutsche Volksthum von Haus aus einen sehr empfänglichen Sinn für die bunte Welt der Körperlichkeit und eine reiche dichterische Gestaltungsgabe besitzt. Die plastische Anschaulichkeit der Goethe'schen Dichtung ist noch von keinem Dichter übertroffen. Hat doch auch Schiller in seinem Wallenstein's Lager den Beweis erbracht, daß er die Fähigkeit der individuellen Charakteristik der sicheren Gestaltung des Einzellebens an und für sich in reichem Maße besaß. Welch tiefes Verständniß für das Seelenleben des Volkes bekunden ferner die Dichtungen Fritz Reuters! Jede einzelne Figur derselben ist mit feinem Auge und sicherer Hand nach dem Leben gezeichnet. Und dennoch ist die Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, die philosophische Abstraction auch der vorherrschende Zug der neueren Dichtung geblieben und zwar nicht allein auf dem Gebiete der Dramatik, sondern in demselben Maße auch in der Roman- und Novellendichtung. Jene wie diese kranken in der weit überwiegenden Mehrzahl ihrer Werke bis zur Stunde an der abstracten Blässe ihrer Charakterzeichnung. Außer Fritz Reuter läßt sich kaum ein einziger Dichter nennen, der seinen Werken durchgehends ein exactes Naturstudium zu Grunde gelegt hätte. Nur vereinzelt findet sich in der deutschen Dichtung eine plastische Charakterzeichnung, eine von warmem Blut und Leben durchströmte Individualität.

Der deutschen Dichtung in Drama, Roman und Novelle ist in ihrer großen Mehrheit kaum die Ahnung aufgegangen, daß die erste Bedingung ihres Schaffens genau ebenso wie die der bildenden Kunst das exacte Naturstudium ist. Die englische Literatur hat in dieser Hinsich. ihren alten Vorzug ungeschmälert behauptet. Selbst die russische Dichtung ist zum Theil hinsichtlich der künstlerischen Plastik der Deutschen überlegen. Wo hätte die deutsche Dichtung Romane von derselben plastischen Anschaulichkeit aufzuweisen wie des Engländers Dickens „Oliver Twist", wie die des Russen Gogol „Die todten Seelen." Auch die französische Romanliteratur, deren Eigenthümlichkeit mehr in anderen Dingen als gerade in der künstlerischen Plastik beruht, ist der deutschen in diesem Punkte dennoch überlegen. Welchen Roman könnte die deutsche Literatur Daudet's „Nabob" zur Seite stellen, um sich in jener Hinsicht mit demselben zu messen? Selbst der ungarische Dichter Jokai, dessen erfindungsreiche Phantasie doch nur zu oft in das Wunderland des Abenteuers abschweift, besitzt eine der deutschen Dichtung überlegene Plastik der Anschauung. Welche körperlosen Schattengebilde sind solchen Werken gegenüber beispielsweise die viel gelesenen Romane Spielhagen's, Paul Heyse's „Die Kinder der Welt", die ägyptischen Romane von Ebers, Taylor's Jetta und fast die sämmtlichen Romane von Jensen! Und doch gehören diese Dichtungen zu den besten und gelesensten Romanen der neueren deutschen Literatur. Selbst Gustav Freytag reicht nicht entfernt an die künstlerische P.astik der besten englischen und russischen Romane. Hinsichtlich der abstracten Gedankenweite hingegen nimmt freilich die deutsche Dichtung auch heute noch eine erste Stelle ein. Nur wenige Werke des Auslandes dürften sich in diesem Punkte beispielsweise mit Paul Heyse's „Die Kinder der Welt" vergleichen lassen. Namentlich steht die russische Literatur, welche hinsichtlich der Anschaulichkeit ihrer Erzählung und der Körperlichkeit ihrer Gestalten so Vorzügliches leistet, in dieser Beziehung auf einer fast kindlichen Stufe im Vergleiche mit der deutschen Romanliteratur. Aber dieser Vorzug eignet sich mehr für die wissenschaftliche Abhandlung als für die Dichtung, da diese es zunächst nur mit der Persönlichkeit und dem persönlichen Leben zu thun hat.

Diese in der deutschen Literatur so vorherrschende Neigung zur Abstraction, welche in demselben Maße einen Mangel an plastischer Gestaltungsgabe bekundet, findet einen Halt in der Abneigung unserer Kunstkritik gegen den modernen Realismus. Die polemische Haltung der Kunstkritik gegen den Realismus hat wohl hauptsächlich ihren Grund in der durch einige französische Romandichter inscenirten Ausartung des Realismus zum Naturalismus. Der berechtigte Widerwille gegen das unkünstlerische Verfahren und die Plattheiten des Naturalismus richtet sich in Folge jener Ueberspannung gegen die Naturwahrheit überhaupt, indem sie in jeder realistischen Behandlung die Spuren der Zola'schen Muse wieder zu erkennen glaubt. Diese Verwechslung ist also psychologisch zwar begreiflich, darum aber nicht minder bedauerlich. Realismus bedeutet an und für sich nichts anderes als Naturwahrheit. Die letztere aber muß die Grundlage jedes Kunstwerkes bilden; erst durch sie erhalten die Gestaltungen des Dichters die zur Lebensfähigkeit erforderliche feste Consistenz. Ohne ein bis ins Einzelne gehendes Naturstudium ist daher eine sichere Figurenzeichnung, eine plastische Anschaulichkeit, niemals erreichbar. Das sind Erwägungen, deren Richtigkeit so auf der Hand liegt, daß dieselben eigentlich als Trivialitäten erscheinen müßten.

Dennoch liegt der Gedanke, das Naturstudium der menschlichen Gesellschaft zur Grundlage des dichterischen Schaffens zu machen, einem Theile unserer Kunstkritik noch immer ziemlich fern. Daß ich mit diesem Urtheile nicht zu weit gehe, mag aus einem Aufsatze Gottschall's über den naturalistischen und photographischen Roman in Frankreich, in dessen Buch „Literarische Todtenklänge und Lebensfragen", erhellen. Die hier geäußerten Ansichten Gottschall's fallen um so mehr ins Gewicht, als derselbe wohl der geistreichste unserer lebenden Literarhistoriker genannt werden darf.

Schon die Bezeichnung „photographischer" Roman, welchen Gottschall für die auf einer feineren und sorgfältigeren Beobachtung des Lebens beruhenden Dichtungen anwendet, zeigt die Geringachtung des Literarhistorikers gegen das Naturstudium. Er stellt mit diesem Ausdruck das Naturstudium dem freien dichterischen Schaffen entgegen. Was würden unsere Maler sagen, wenn man innerhalb der bildenden Künste das Naturstudium in Gegensatz stellen wollte zum freien künstlerischen Schaffen! Hier hat sich das Naturstudium seit einem halben Jahrhundert so eingebürgert, daß man dasselbe als die erste und unentbehrlichste Grundlage aller künstlerischen Arbeit ansieht, daß jeder Künstler eine nicht auf sorgfältigsten Studien beruhende Arbeit als Pfuscherei bezeichnen würde. Und genau so unentbehrlich wie für die bildenden Künste ist das Naturstudium für die Dramatik und die Romandichtung. Es versteht sich von selbst, daß der Dichter nicht ohne Weiteres einen Vorgang des wirklichen Lebens abschreiben oder eine einzelne Persönlichkeit unmittelbar aus dem Leben in die dichterische Handlung übertragen kann, ebensowenig wie der Maler sein Modell ohne Weiteres auf die Leinwand setzen kann. Der dichterische Gebrauchswerth der Studien bestimmt sich ja lediglich aus dem Zusammenhange der frei erfundenen Composition. Nach Gottschall's Ansicht müßte eine Dichtung um so höheren ästhetischen Werth haben je abstracter und blasser, und um so geringeren Werth je lebenswahrer und plastischer sie gestaltet ist. Das würde wenigstens die richtige Folgerung einer Ansicht sein, welche das Naturstudium der menschlichen Gesellschaft als ein Princip erachtet, „das vor dem Richterstuhl der Aesthetik sich nicht als maßgebend behaupten kann."

Es versteht sich von selbst, daß ich hiermit dem Zola'schen Naturalismus nicht das Wort reden will. Die Verwirrung des letzteren liegt nicht in dem Naturstudium an und für sich, sondern darin, daß Zola dieses Studium fast lediglich den widerwärtigen und Ekel erregenden Erscheinungen des Lebens zugewandt, alle edlen und idealen Seiten desselben jedoch ausgeschieden hat. Dieser Zola'sche Naturalismus beweist demnach ebenso wenig gegen die Nothwendigkeit des Naturstudiums von Seiten der Dichtung wie etwa der Naturalismus einiger fran-

Digitized by Google

zösischer und belgischer Maler die Nothwendigkeit desselben von Seiten der bildenden Kunst widerlegen würde. Nicht ohne Berechtigung hat der Literarhistoriker Brandes einmal in seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts bemerkt, daß die besondere Fähigkeit des deutschen Geistes gerade auf den Gebieten liege, welche die geringsten Anforderungen an die plastische Gestaltungskraft stellten, auf den Gebieten der Musik, der Lyrik und der Metaphysik. —

Diese ästhetischen Fragen sind nicht ohne hervorragende praktische Bedeutung. Der eigenthümliche Hang des deutschen Volksthums zur Abstraction bleibt bekanntlich nicht auf das Gebiet der Literatur beschränkt. Vielmehr pflegt derselbe auch auf den praktischen Lebensgebieten, insbesondere in der Politik eine verhängnißvolle Rolle zu spielen. Die Politik ist sogar der eigentliche Tummelplatz der deutschen Abstraction geworden. Die Verwirrung unseres politischen Parteilebens hat in keinem Umstande mehr ihren Grund, als in der Neigung der Parteien, ihre Grundsätze nicht den gegebenen Lebensbedingungen der Nation zu entnehmen, sondern diese vielmehr nach Maßgabe abstracter Ideen zu construiren. Die literarische und philosophische Bildung des 18. Jahrhunderts hat die Denkweise der Nation eben auf allen Lebensgebieten allmählich in eine Richtung geleitet, welche zwar aus den Verhältnissen der damaligen Zeit, aus dem Mißverhältnisse zwischen dem geistigen Schaffenstrieb und der durch die schwersten Unglücksschläge verkümmerten politischen und wirthschaftlichen Lebensstellung der Nation völlig erklärlich war, welche aber dauernd und unverändert festgehalten, unserer literarischen und politischen Entwickelung von sehr empfindlichem Nachtheil werden kann.

Ich will mit diesen Worten die schöpferische Bedeutung unserer classischen Literatur für die geistige und politische Bildung der deutschen Nation wahrlich nicht im Mindesten in Abrede stellen. Ist doch der Aufschwung, den die Nation allmählich auch in ihrer politischen und wirthschaftlichen Stellung genommen hat, nicht zum geringsten Theile auf die außerordentlich reiche Befruchtung zurückzuführen, welche das nationale Leben durch die Literatur des 18. Jahrhunderts empfangen hat. Nachdem nun aber die Nation die dem vorigen Jahrhundert mangelnde Größe der praktischen Lebensstellung errungen hat, ist es an der Zeit, daß die von abstracten Ideen gesättigte dichterische Literatur die empirischen Verhältnisse mit feinerem Auge beobachte als bisher und sich einem exacteren Naturstudium zuwende. Die abstracte Lebensanschauung hat sich zu einer, die geistige wie die staatliche Lebenskraft der Nation geradezu gefährdenden Krankheit entwickelt. Die dichterische Literatur hat also die Möglichkeit, durch die Schärfung des Sinnes für das Einzelleben und die individuelle Lebenswahrheit an dem politischen Gesundungsprozeß der Nation mitzuhelfen. Welche höhere Aufgabe könnte sich die dichterische Literatur wohl stellen, als aus dem praktischen Leben ihren Inhalt zu schöpfen, um auf dasselbe in schöpferischer Weise zurückzuwirken?

Erinnerungen an Gustav Kühne.

Von Adolph Kohut.

Nun ist auch der Letzte vom „Jungen Deutschland“ in jenes Schattenreich hinübergeschlummert, wo es keine Klassiker und keine Romantiker gibt und wo die Anhänger wie die Gegner jener literarischen, in Deutschland in Folge der Julirevolution von 1830 entstandenen Richtung, als deren glänzendste Vertreter Heinrich Heine, Heinrich Laube und Karl Gutzkow gelten, in friedlicher Harmonie ruhen. Rudolf Wienbarg war der zuletzt gestorbene der streitigen Mannen, die dem Bundestage so viel schlaflose Nächte bereitet hatten, so daß dieser 1835 einen drakonischen Erlaß gegen die „Revolutionäre“ richtete und sogar jene Schriften derselben verbot, welche noch gar nicht geschrieben waren. Der am 27. December 1806 geborene Gustav Kühne schien in jungdeutschem Trotz der Vernichtung zu spotten. Am 22. April d. J. jedoch mußte er ebenso dem Unerbittlichen erliegen, wie 32 Jahre vorher sein Freund und College Heinrich Heine.

Als ich den Greis in Dresden kennen lernte, hatte seine schöpferische Thätigkeit bereits aufgehört; er war zwar noch geistig und körperlich sehr regsam, aber er lebte doch mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. In Niederpogritz an der Elbe war's, wo er auf hohem Berge eine prächtige Villa besaß, wo ich ihn und seine geistreiche Frau, Henriette geb. Harkort — eine Verwandte des bekannten preußischen Abgeordneten aus Westfalen, Friedrich Harkort — zum ersten Male sah. Seitdem sind Jahre vergangen und fast wöchentlich verkehrte ich in seinem geselligen Hause, und der „Alte von Niederpogritz“ erschloß mir sein Herz, und so liegt mir denn sein ganzes Leben und Schaffen wie ein offenes Buch klar vor Augen.

Am liebsten plauderte er von seinem Leipziger Aufenthalt, als er dort die s. Z. einflußreichsten und vornehmsten belletristischen Blätter, die „Zeitung für elegante Welt“ — von 1835 bis 42 — und die „Europa“ — von 1846 bis 1856 — redigirte. Seine Augen leuchteten, wenn er seiner Freunde und Mitarbeiter, welche er alle persönlich kannte und von denen die meisten ihn aufsuchten, gedachte! Mit besonderer Liebe sprach er von der Romanschriftstellerin Fanny Tarnow, von den österreichischen Dichtern Karl Beck und Moritz Hartmann, von dem Humoristen und Caricaturenzeichner Herbert König, von dem Lustspieldichter Karl Blum, von Julius Hammer, J. Kaufmann u. A. Er besaß in Dölitz bei Leipzig, als damals noch die Kugeln von 1813 zu sehen waren, ein hübsches Landgut, und das Kühne'sche Haus glich einer Dichter- und Künstlerherberge, denn kein Poet kam nach Leipzig, ohne beim Chef der „Eleganten“ und „Europa“ vorzusprechen, und sie alle waren willkommen und wurden von dem reichen Hausherrn auf's Gastfreundlichste aufgenommen.

Im Kühne'schen Hause fanden die durch die polnische und ungarische Revolution compromittirten Poeten ein Asyl, und Dölitz war die Sehnsucht all der zahlreichen Flüchtlinge, welchen der Boden in ihrem Vaterlande zu heiß wurde. Kühne stellte ihnen bereitwillig seine Blätter zur Verfügung, und er hatte die löbliche Eigenschaft, ihre Arbeiten auch zu honoriren und selbst für Gedichte splendide Preise zu bezahlen. Da Angesichts der Censur nicht Alles gedruckt werden konnte, so befanden sich in der Mappe des Redacteurs zahlreiche unbekannt gebliebene Poesien. Besonders schneidig war Jacob Kaufmann, ein Vollblutdemokrat. Aus der Fülle seiner „confiscirten“ und „polizeiwidrigen“ Lieder sei nur das nachstehende rührende Poëm mitgetheilt:

Die Polen in Sibirien.

Auf Polens einsam stiller Haide
Da mag's vielleicht jetzt Frühling sein —
Wie tanzt das Reh in wilder Freude,
Wie springt der Quell im Sonnenschein!

Wen zierst du, Lenz, mit deinen Rosen?
Wem blaut dein duftiger Azur?
Weh, all' dein Küssen, all' dein Kosen,
Gilt einer ausgestorb'nen Flur.

Du zierst das Land, wie man die bleiche
Gestalt der todten Jungfrau ziert,
Zu lächeln scheint die holde Leiche,
Wenn sie der Todtenkranz berührt.

Wir aber, wir sind tief begraben
In schauervoller Winternacht,
Wo in das Lied der Unglücksraben
Die schadenfrohe Hölle lacht.

Der Nachtsturm schüttelt seine Mähne,
Die Wölfin tanzt um uns im Kreis,
Das Nordlicht röthet unsere Thräne,
Doch ach! die Thräne wird zu Eis.

Digitized by Google

Fort über Eis und Felsenzacken,
Fort mit dem Seethier laßt uns flieh'n —
Für des Tyrannen stolzen Nacken
O sucht, o sucht den Hermelin!

Die Freiheitshelden und Märtyrer aller Nationen wurden in den Kühne'schen Blättern besungen, so weit es, wie gesagt, die Censur gestattete oder durch List die Aufmerksamkeit des allgewaltigen Büttels der deutschen Dichter und Schriftsteller vom Hauptgegenstand auf nebensächliche Umstände abgelenkt werden konnte. Als Armand Carrel 1836 im Pistolenduell mit Emil de Girardin und als Puschkin gleichfalls im Pistolenduell mit dem Baron Dantès-Heeckern, im darauffolgenden Jahr, fielen, wurden natürlich Carrel wie Puschkin im Liede verherrlicht, aber Kühne durfte die Sachen nicht veröffentlichen.

Im Uebrigen war Gustav Kühne durchaus kein Politiker, sondern nur ein freiheitlich gesinnter Mann und seine Neigungen waren durchschnittlich literarischer Art. Er schwärmte für die deutsche Einheit mit der preußischen Spitze allerdings schon zu einer Zeit, als derartige Schwärmereien noch obrigkeitlich verboten waren und man sich allerlei Unannehmlichkeiten dadurch aussetzte.

Seine Beziehungen zu einigen späteren Häuptern des österreichischen Aufstandes, wie z. B. zu Robert Blum, waren ausschließlich literarischer Art. Robert Blum redigirte damals in Leipzig die „Vaterländischen Blätter" und war auch sonst schriftstellerisch thätig. Beide Männer achteten sich selbst bei der heftigsten Polemik, da beide noble Naturen waren. In einem vier Seiten langen, bisher ungedruckten Briefe Blum's an Kühne vom 12. October 1841 findet sich u. A. ein Passus, der für den später in Wien erschossenen unglücklichen Demagogen in hohem Grade bezeichnend ist, da dieser hier das nachstehende Bekenntniß ablegt:

„... Wahrlich, wenn irgend Jemand jedes redliche Wirken freudig anerkennt, so bin ich's; wenn ich aber mehr als jeder Andere an derartigen Erscheinungen Theil nehme, dieselbe zu befördern und zu beleben suche, so ist das theils eine persönliche Neigung, theils ein Suchen, das irgendwie einzuholen, was ich an literarischem Willen unterlassen muß, weil mir das Schicksal, wie Sie wissen, eine wissenschaftliche Bildung versagte und ich den Drang fühle, das Mögliche, in meinen Kräften stehende, zu thun oder doch zu versuchen. Wenn ich das Wie eines Strebens irgend einem Tadel unterwerfe, so geschieht es höchstens vom Standpunkte der Praxis aus, und zwar nur dann, wenn eine gänzliche Erfolglosigkeit mir ein Recht dazu gibt. Ob ich unsere, leider sehr dünnen Kräfte überschätze und leichtfertig mir beseitige? O, gewiß, gewiß nicht! Und ich eifere mit aller Kraft dagegen, wo es geschieht, aber ich huldige dem durchaus radicalen Grundsatze: »wer nicht mit uns ist, ist gegen uns« und gewinne die Entscheidung darüber, wo sie irgend zweifelhaft ist, ohne den Kreis des »Uns« engherzig zu beschränken."

G. Kühne machte sich wiederholentlich über diejenigen lustig, welche, gleich dem Bundestag, in der literarischen Vereinigung des „Jungen Deutschland" politische Motive, Umsturzpläne u. s. w. witterten. Er hat sich dagegen nach 1881 in einer Zeitschrift auf's Nachdrücklichste verwahrt. Er sagte dort u. A., was er auch mündlich oft genug betonte, daß die fünf vom Bundestag geächteten Schriftsteller: Heine, Laube, Gutzkow, Wienbarg und Wundt, waghalsige und wagluftige Autoren, aber keine Umstürzler waren. Heinrich Laube z. B., meint er, „den man als einen Anwalt der Sinnlichkeit und des Ehebruchs hinstellen wollte, hat dem Publikum im Tempel Apollo's deshalb sensationslustige französische Comödien vorgeführt, weil der Franzose die Begabung hat, plastisch, rund, nett graziös selbst seine Corruption in ein leicht faßliches Bild hinzustellen, weil er den Stoff als Erlebniß componirt und reizend gruppirt. Nur die Kunstfertigkeit und die vollendete Mache der Franzosen hat Laube zur Vorführung französischer Stücke veranlaßt." — „Wenn man Ludolf Wienbarg des Saint-Simonismus beschuldigte, so hatte man ihn ganz nicht verstanden. Er kannte Paris gar nicht, war nie in Frankreich. Die sociale Frage war ihm „Wurscht", er wollte vielmehr Leib und Seele, Materie und Geist, Natur und Gott versöhnen; darum pries er die hellenische Welt, weil hier der schroffe Gegensatz verschwunden war zwischen Elementen und Gestalten, die, obschon polarartig verschieden, der verbindenden Linien doch zum Existiren bedürfen." Gustav Kühne stand ganz auf dem Standpunkte Wienbarg's; er wollte und forderte die sittlich-schöne Lebensherrlichkeit der hellenischen Welt auch den Romantikern gegenüber; er schrieb auf seine Fahne: auf Lessing zurückkehren, heißt fortschreiten! Diese Vermählung von Geist und Welt, die Hingebung zwischen Leib und Seele wurde in Theodor Mundt's: „Madonna, Gespräche mit einer Heiligen", die eine Versöhnung, fast wie ein Gebet gefeiert, nicht in romantischer Schwärmerei, nicht französisch frivol, sondern einfach, fest und thatsächlich.

Mit seinen Genossen vom „Jungen Deutschland" blieb Kühne im Allgemeinen in guter Freundschaft und guter Kameradschaft — nur mit Karl Gutzkow entzweite er sich später. Ich will hier die Ursachen dieser Zwistigkeiten nicht näher beleuchten, noch auch untersuchen, wer der schuldigere Theil von Beiden war; nur darf man nicht vergessen, daß Gutzkow eine sehr reizbare und nervöse Natur war und mit zahlreichen Schriftstellern anband. Gutzkow — meinte Kühne — dachte groß von sich, leider jedoch zu klein von Andern. Im Argwohn, überall verfolgt zu sein, verfolgte er selber unerbittlich. An Heine wollte er nicht einmal den lyrischen Dichter anerkennen; er hielt ihn für einen bloßen Nach- und Ausläufer der Romantiker. Auf Uhland, den reinsten deutschen Poeten, sah er achselzuckend herab; und doch bei all' dem Hochgefühl vor sich selber war ihm nicht wohl, fühlte er sich nicht glücklich. Das Geheimniß des Glückes heißt eben: Bescheidenheit. Gutzkow war nicht schwach gegen sich selbst, er verlangte viel von sich, aber noch fast mehr vom Geschick, vom Zeitalter, vom Vaterlande.

Sehr rege und freundschaftliche Beziehungen walteten namentlich zwischen Heinrich Heine und Gustav Kühne. Ersterer war fleißiger Mitarbeiter der „Zeitung für die elegante Welt" und schätzte des Letzteren literarische Thätigkeit sehr hoch. Heine schreibt ihm einmal — Paris, 30. Jan. 1839 — u. A.:

„... Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich erst vor wenigen Wochen Ihre Bekanntschaft machte, nämlich Ihre „weibliche und männliche Charaktere" gelesen habe, aber es wird Sie keineswegs wundern, daß ich davon auf ungewöhnliche Weise angesprochen, erquickt und erbaut worden. Solche Bücher, obgleich selten, geben mir eine Garantie für den fortschreitenden Geist der Humanität in Deutschland und die Talente seiner Träger. Nach der Lectüre Ihres Buches ergriff mich ein sonderbares Heimweh. — Vielleicht aber irre ich mich, und es gibt nur wenige Ihresgleichen in Deutschland."

In einem anderen Briefe vom 11. October 1839 sagt ihm Heine wieder allerlei Schmeicheleien. Man höre nur: „Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt immer überaus gut; sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz darin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze." Als sich Heine im April 1842 mit Hoffmann und Campe entzweit hatte, wandte er sich natürlich an Kühne, damit dieser zu erfahren suche, was der Dichter für einen Band Gedichte „ebenso stark wie das Buch der Lieder" von einem Leipziger Verleger bekommen könnte? „Das Alles" — schreibt Heine — „bleibt ganz unter uns, denn es ist noch immer möglich, daß ich mich mit Campe in Hamburg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienst". Bekanntlich aber hat sich Heine mit Hoffmann und Campe bis an's Ende seiner Tage „fortgequält".

Kühne war ein begeisterter Schwärmer Goethe's und Jahrzehnte lang mit der Schwiegertochter des Dichters, Ottilie von Goethe, intim befreundet. Er zeigte mir zahlreiche reizende Geschenke und Briefe der hochgebildeten Frau an ihn, sowie viele Goethebildnisse, Goethereliquen und Briefe, die er durch sie erhielt. Ottilie von Goethe stand Pathe bei seiner

Digitized by Google

Tochter, die nach ihr genannt und jetzt Gattin des Dresdner Verlagsbuchhändlers Edgar Pierson ist.

Ich glaube keine Indiscretion zu begehen, wenn ich hier verrathe, daß die letzten Zeilen, welche Ottilie von Goethe auf dem Todtenbette schrieb, Gustav Kühne galten. Diese mit zitternder Hand, kaum noch zu entziffernden Zeilen lauten:

„Lieber Freund! Dreißig Jahre sind lang, und nun muß geschieden sein. In alter Freundschaft und in alter Gesinnung, mit der wir für die Zeit sterbend die Hände noch in einander legen. Ottilie von Goethe."

Ein bedeutender, interessanter und edler Mann war es, den sie in Niederpogritz am 25. April in die kühle Erde betteten. Glücklich wie sein Leben, war auch sein leichtes, schmerzloses Sterben. „Was ist der Tod?" fragt er in einem seiner letzten Gedichte — den 1886 in zweiter Auflage erschienenen „Romanzen, Legenden und Fabeln" — und er beantwortet sie mit den Worten, die für ihn symptomatisch waren:

Beruhigung, ein stiller, tiefer See,
Kein todtes Meer, wo die Gestalten schwinden,
Erlischt des Lebens wechselvolles Weh,
So löst sich Alles, sich vereint zu finden.

Eine neue Hypothese über die Venus von Milo.

Von Anton Eichler.

Amerika schreckt vor nichts mehr zurück. Nicht allein, daß es seine Künstler für sich haben will, und den unsrigen seinen Markt zu verschließen beginnt; nicht allein, daß es vor Kurzem in New-York eine Ausstellung einheimischer Radirungen eröffnet hat; es versucht sich sogar in Kunstkritik und scheut sich nicht, die delikatesten Fragen der Archäologie zu berühren. Der Autor eines merkwürdigen, in Boston herausgekommenen Buches, Mr. Stillmann, hat sich gleich ohne Weiteres über das alte anziehende Problem der Venus von Milo hergemacht. Das Buch heißt: „On the Track of Ulysses, together with an Excursion in quest of the so-called Venus of Melos" (Houghton, Mifflin & Co.). Nach dem Vorgange von Millingen und manchen Anderen sucht Herr Stillmann, und nicht ohne Geist, zu beweisen, daß die wunderbare Statue des Louvre niemals eine Venus gewesen sei, da weder der kriegerische Ausdruck ihrer Züge, noch ihre räthselreiche Haltung der Vorstellung entspräche, welche die Griechen sich von der Aphrodite gemacht hätten.

Für Mr. Stillmann ist die angebliche Venus ganz einfach die ungeflügelte Siegesgöttin (Nike Apteros), deren Statue in einem kleinen Sondertempel vor den Thoren der Akropolis errichtet worden sei.

Die Uebereinstimmung der melonischen Venus mit der broncenen, übrigens geflügelten Siegesgöttin von Brescia, mit den Niken ferner, welche man auf gewissen griechischen Münzen wiederfindet, und mit der Victoria in Terracotta endlich, welche im Museum in Neapel steht, ist genugsam betont worden. Diese Uebereinstimmung hat wahrscheinlich auch die Custoden des Louvre bewogen, auf dem Sockel der Statue der Bezeichnung „Venus" den Beinamen Victrix anzufügen. Dieser Hinweis auf die überwältigende Majestät der Statue genügt jedoch nicht, um ihre eigenthümliche Haltung zu erklären. Bekanntlich sah man eine lange Zeit hindurch die Ansicht Dumont d'Urvilles wie einen Glaubensartikel an, wonach die Statue zur Zeit ihrer Entdeckung in einer roh zugemauerten Nische noch ihre beiden Arme gehabt hätte, deren einer einen Apfel erhoben und der andere die Falten des Gewandes gehalten haben soll. Doch hat eine eingehendere Prüfung gezeigt, daß das nicht möglich gewesen ist. Daß die Armfragmente, die gegenwärtig im Louvre unter Glas aufbewahrt werden, der Nische entnommen seien, in welcher der Bauer von Melos die Göttin entdeckt, glaubt heutzutage kein ernsthafter Archäolog mehr; und der beste Beweis dafür, daß auch die Custoden des Louvre an diesen Ursprung nicht glauben, ist der, daß sie, trotz ihrer Neigung zu sehr fragwürdigen Restaurationen, noch niemals versucht haben, sich dieser Fragmente bei einer Restaurirung der Statue zu bedienen. Man muß also die Frage ganz von vorn anfassen, ohne auf diese mehr als zweifelhaften Traditionen etwas zu geben.

Es ist von vornherein schwer zu begreifen, daß die Statue im Louvre, dieses Meisterwerk aller Meisterwerke, irgend ein namenloses, nicht sonderlich berühmtes Bildwerk gewesen sei, irgend eine Venus, ob nun victrix oder nicht victrix. Dem widerspricht Alles. Zunächst ihre unvergleichliche Schönheit und Hoheit; dann auch die Sorgfalt, mit der man sie vor drohenden Barbareneinfällen zu bewahren suchte, indem man sie weit vom Mittelpunkt der Civilisation auf eine entlegene Insel brachte, um sie in einem Steingrabe zu verstecken. Für die erste beste Venus würde man nicht so besorgt gewesen sein. Sie mußte eine Göttin darstellen, an der man mit Schmerzen hing und zugleich mußte sie als Bildwerk eine Verehrung genießen, welche ihrem einzigen Kunstwerth angemessen ist und wovon sich in den archäologischen Denkmälern — steinernen oder schriftlichen — Spuren finden müssen.

Hiermit halte man die neuen Thatsachen zusammen, welche Mr. Stillmann anführt. Auf einer kürzlich beendeten Reise nach Athen photographirte er aufs Sorgfältigste die Basreliefs des kleinen Tempels der Nike Apteros, jener Siegesgöttin, welche die Athener ohne Flügel dargestellt hatten, „damit sie ihnen niemals entfliehe". Diese Basreliefs stellen ein Gefolge von kleinen, untergeordneten Siegesgöttinnen dar, welche die Hauptgöttin in der ionischen Kapelle auf irgend eine Weise umgaben. Diese Nebengöttinnen nun zeigen die überraschendsten Uebereinstimmungen mit der Statue im Louvre: heroischer Typus, Fülle der Verhältnisse und Formen, Behandlung des Faltenwurfs, alles findet sich wieder bis auf jene unbestimmbare Verwandtschaft, die man an Skulpturen, wie an lebenden Wesen unmittelbar erkennt, ohne immer im Stande zu sein, erklären zu können: woran?

Diese Basreliefs sind stets als Werke von Skopas angesehen worden. Wenn Mr. Stillmanns Hypothese begründet ist, so wäre die angebliche Venus von Milo in Wirklichkeit die ungeflügelte Siegesgöttin der Akropolis von Athen von demselben Meister. Auch hier würden die übereinstimmenden Aussagen der berufensten Kunstrichter, die stets dies wunderbare Meisterwerk der Periode zwischen Phidias und Praxiteles zugeschrieben haben, vollkommen gerechtfertigt sein.

Endlich hat Mr. Stillmann noch auf einem Ausfluge nach der Insel Melos festgestellt, daß das Mauerwerk der Nische, in welcher die Statue Jahrhunderte verborgen ruhte, augenscheinlich römische Arbeit ist, und zwar offenbar aus einer Zeit vor Pausanias und Plinius, da keiner dieser beiden Kritiker die Statue gekannt hat.

Nach der Theorie des amerikanischen Archäologen, welche in diesem Punkt auf die Millingen'sche Hypothese zurückkommt, würde die Göttin in der linken Hand einen auf das Knie gestützten Schild gehalten haben, und in der rechten einen Griffel, mit welchem sie die Namen der athenischen Helden auf den Schild schrieb. Valentin hat eingewendet, daß in diesem Falle der linke Schenkel mehr auswärts gedreht sein müßte, um das Gleichgewicht zu sichern. Doch ist dieser Einwand vollkommen haltlos und wird erstens durch die Stellung der Victoria von Brescia und zweitens durch die an lebenden Modellen zu machenden Actstudien widerlegt.

So sprechen denn viele gewichtigen Dinge für die Hypothese Mr. Stillmanns; jedenfalls ist sie begründeter, als die neuerdings bei uns aufgetauchte und von einem begabten Bildhauer geistvoll durch eine Skizze illustrirte Hypothese, wonach zur Venus von Milo ein Ares gehört, den sie mit dem linken Arm umfaßt. Letztere Auffassung ist weiter nichts als ein hübsches Spiel der Phantasie; Mr. Stillmanns Hypothese jedoch eine durch Thatsachen begründete Vermuthung. Und wer wird leugnen wollen, daß die strengen, hoheitsvollen Züge der angeblichen Venus von Milo weit eher einer Nike, der erhabenen Herrscherin des Sieges, als der Göttin der Liebe angemessen sind?

Digitized by Google

Feuilleton.

Zwei Nächte.

Von B. Noelting.

(Schluß.)

Einer der Anwesenden hielt einen schwungvoll preisenden Toast auf „den großen Dichter, den liebenswürdigsten Menschen und treuesten Freund". Erich's Gesicht wurde plötzlich ernst. Er schlug an's Glas.

„Meine lieben Freunde," sagte er. „Es geht seltsam in der Welt her. »Ohne Wahl vertheilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück!« wie es im Liede heißt. Was Ihr mir zum Verdienst anrechnet, ist nur einem günstigen Schicksal zuzuschreiben. Ja," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, die durch einzelne Widersprüche ausgefüllt wurde, „mich hat das Glück emporgetragen, während mancher Andere — der es ebenso wohl verdient hätte, in Dunkelheit geblieben ist. Meine Herren," schloß er etwas bewegt, „Ehre dem bienenhaften Fleiß, der in sich selbst seinen Lohn findet!"

Franz Reimers wurde es sehr unbehaglich zu Muthe. Alle stießen mit ihm an; man drückte ihm die Hand! Er war sich bisher nicht bedauernswerth vorgekommen. „Mein Gott," dachte er, „bin ich denn wirklich so viel weniger glücklich, als er?"

Er blickte zum Freunde hin. Elsa stand neben dem Vater, ließ ihr Glas an dem seinigen anklingen und sah mit warmem, entzücktem Blick in seine Augen. Der Gast wandte sich hastig ab. Ja, sprach es in seiner Seele, er ist glücklicher, als Du.

Und während das Mahl seinen Fortgang nahm, die Champagnerpfropfen knallten, und die Unterhaltung immer lebhafter anschwoll, versank er in Träumerei. Er dachte an die Zeit, wo auch einmal ein stolzer, entzückter Blick den seinigen gesucht hatte! — Wie war sie hold gewesen, die Jugendgeliebte! Aber ganz arm, wie er selbst, der ihr kein Heim bieten konnte. Wie schwer hatte er seinem Herzen Schweigen auferlegt! Wie tief gelitten, als sie den Anderen heirathete! Es war so lange her, die Wunde längst geschlossen, aber heute —

Er fuhr in die Höhe, als die Tafel aufgehoben wurde und sah fremd in die weinerhitzten Gesichter. Dann lächelte er über sich selbst, verabschiedete sich trotz Erich's dringender Bitten mit dem Versprechen der Wiederkehr und fuhr mit einer Nachtdroschke in sein Hotel.

Es dauerte diesen Abend lange, bis er einschlief. Dann hatte er einen seltsamen Traum. In einem sommergrünen Garten stand eine Frauengestalt mit den Zügen der Frühgeliebten. Sie war reichgekleidet in altdeutscher Tracht. Lang floß der Saum des dunkelrothen Gewandes über den Rasen. Diamanten funkelten im braunen Haar. Ihm träumte, es erfasse ihn eine leidenschaftliche Sehnsucht nach ihr, die lächelnd, ohne ihn anzublicken, an ihm vorüberglitt und er rief ihren Namen. Da wandte sie das sonnige Gesicht ihm zu und sprach: „Ich habe nichts mit Dir zu schaffen, ich bin die Weltfreude." Und sie wandelte weiter und weiter. Er aber, wie gebannt, konnte nur machtlos die Arme nach ihr ausstrecken.

Er wachte auf von dem Gefühl einer lastenden, ungeheuren Versäumniß. Auf ihm lag leere kalte Finsterniß. Was ist mit mir geschehen? fragte er sich verstört. Noch vor wenigen Stunden lebte ich heiter und mit meinem Schicksal zufrieden! Er überblickte sein Leben, angstvoll nach einem Halt in dem Gefühl des Schwindels suchend, das ihn überfiel. Es streckte sich einförmig die große Heerstraße des Daseins entlang. Arbeit, ruhmlose Arbeit im Staub des Weges vom Morgen bis zur Nacht! Graue Dämmerluft, nie die glühende Sonne des Glücks, nie ein Kuß von liebebrennenden Lippen.

Die Dunkelheit um ihn belebte sich mit Gestalten. Bilder, seit Jahrzehnten von ihm vergessen, wirbelten vor ihm auf. Ein kleiner Sextaner, den er sehr geliebt, und an dessen frischem Grabe er mit halberstickter Stimme die Abschiedsworte gesprochen hatte, nickte ihm zu. Als er ihn aber in's Auge faßte, verwandelte sich das Gesicht in das todesernste, das in den Kissen des Sarges lag. Wie mit einem Zauberschlag stand die Scene vor ihm. Schaaren von Menschen kommend und gehend, mit Flüstern und Schluchzen das Bild regungsloser Ruhe unter Blumen umbrandend! — Ja, sagte er aufathmend, einmal ist Alles vorüber! Aber das Kind und ich, wir sterben ohne gelebt zu haben!

Ein heftiges Verlangen ergriff ihn. Konnte er das Versäumte nicht nachholen? Noch war er nicht alt! Wie hatte er so blind und taub am Becher der Lust vorübergehen können, ohne die durstenden Lippen zu netzen! Der Champagner schäumte noch immer und er allein sollte verschmachten! — Er sah weiße Arme winken, leuchtende Blicke die seinigen suchen! — Plan auf Plan jagte sich in seinem Gehirn!

Stundenlang wälzte er sich ruhelos hin und her. Erst gegen Morgen schlief er ein. Bei seinem Erwachen hörte er vor der Thür das Stubenmädchen fragen, ob der alte Herr noch schlafe. Mit unbehaglichen Empfindungen kleidete er sich an. Ihm war, als ob der Boden unter ihm schwanke, auf dem er 45 Jahre mit ruhiger Selbstgenügsamkeit geschritten war.

Der Kellner brachte ihm ein Billet, das für ihn angekommen sei. Ueberrascht betrachtete Franz Reimers die zierliche Schulhandschrift. Sein Herz fing plötzlich an zu klopfen. Er wartete bis der Ueberbringer sich entfernt hatte und schnitt dann vorsichtig das duftende rosa Couvert auf.

„Sehr geehrter Herr! Wenn Sie so gütig sein wollten, heute um 2 Uhr zu uns zu kommen, um einem dummen Mädchen etwas zu lehren, was es gern wissen möchte, so würde Ihnen sehr dankbar sein

Elsa."

Das Blut stieg ihm in die Wangen, als er diese Worte las. Er suchte nach einem Beweggrund für diese unerwartete Bitte. Wie kam es, daß sie sich an ihn wandte, die doch so viele bedeutende Männer im Vaterhause ein- und ausgehen sah? Aber freilich, Gelehrte waren wenige darunter. Und die Jugend ist wißbegierig! Wenigstens hatte er die Erfahrung an manchem seiner Primaner gemacht. Warum sollte nicht auch dies junge holde Wesen es sein? Wie erfreulich, daß sie auch eine Suchende war! Eine warme Freude verzehrte alle Empfindungen der vergangenen Nacht! —

Die Zeit wurde ihm unendlich lang bis 2 Uhr. Er mußte noch eine Weile in der Nähe des Hauses auf und ab gehen, bis die ersehnte Stunde schlug. Mit einer ihm fremden inneren Erregung zog er die Glocke.

Im Salon kam Elsa ihm etwas verlegen entgegen. „Wie freundlich, daß Sie gekommen sind! Papa und Mama machen einen nothwendigen Besuch, aber sie werden bald zurückkommen," sagte sie und erzählte dann, daß sie so viel Interesse für Philosophie habe, aber leider gar nicht klug daraus werden könnte, was die Herren eigentlich meinten. So habe sie sich an seinen, des Doctors Commentar gemacht, finde das Buch jedoch entsetzlich schwer zu verstehen. Ob er ihr freundlich einige, nur einige philosophische Begriffe erklären wolle?

Sie sprach mit augenscheinlicher Verwirrung. Zum Schluß schlug sie die blauen Augen bittend zu ihm auf. Franz Reimers lächelte halb belustigt, halb beglückt: „Liebes Fräulein, das wird sich schwer so schnell erklären lassen!"

„Ja, natürlich, Sie denken, ich bin zu dumm," sagte sie mit anmuthigem Schmollen. „Aber ich war immer die Erste in der Klasse! Und ich will so aufpassen! Wenn ich nur erfahre, was dies unbegreifliche „Ding an sich" eigentlich für ein Ding ist, dann bin ich schon zufrieden! Bitte, bitte, thun Sie mir den Gefallen!"

Sie sah so lieblich aus in ihrer Verlegenheit, daß er ihr willig zum Platz am Kamin folgte und sich ehrlich bemühte, den philosophischen Begriff mit einfachen Worten zu erklären. Kaum hatte er seine Rede angefangen, als die Thürglocke tönte und der Maler Alfred Binder in den Salon trat.

„Stören Sie uns nicht," rief Elsa heftig erröthend ihm entgegen. „Setzen Sie sich möglichst weit von uns, da an's Fenster und studiren Sie Straßenscenen oder was Sie wollen. Bitte, bitte, Herr Doctor, fahren Sie fort!"

Sie lächelte zu ihm hinauf in halbvorgebeugter, lauschender Stellung, daß fast ihr Athem ihn berührte. Eine Art von Rausch kam über ihn.

Digitized by Google

Wohl flüsterte eine mahnende innere Stimme ihm zu, den Bann zu brechen und die Unterhaltung zu beenden. Aber die blauen glänzenden Augen brachten sie zum Schweigen. Die Welt schrumpfte in diesem Augenblick für ihn auf das Fleckchen am Kamin zusammen, zur „vergänglichen irdischen Erscheinung" — wie er sonst mit einiger Verachtung das Sichtbare nannte —, welche über das Unvergängliche, „Seiende" belehrt sein wollte.

So nahm er den Faden wieder auf. Er sprach immer warm und gut, sobald er auf seinem Lieblingsfelde ackerte, aber heute brannte ein Schwung in seiner Rede, der ihn selbst überraschte. Elsa hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und bewies hier und da durch eine eingestreute Frage, daß sie seinen Worten folgen konnte. Als er geendet hatte, stand sie auf und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, „es war wunderschön! Aber ich bereue ernstlich, Sie so — so bemüht zu haben."

Ehrliches Schuldbewußtsein spiegelte sich auf ihrem Gesicht ab. Franz Reimers beeilte sich, zu versichern, daß ihm nie eine Lection halb so viele Freude be eitet habe. Sie sah ihn ernsthaft an, griff dann nach einem prachtvollen Bouquet, welches neben ihr auf einem Tischchen lag und löste einige Maiglöckchen aus demselben. „Ich möchte Sie bitten, diese Frühlingsblüthen zur Erinnerung an Ihre Güte gegen ein dummes Mädchen zu bewahren, und sie nachsichtig zu beurtheilen!"

Er nahm die Blüthen mit zitternder Hand und verbeugte sich. Die Dankesworte blieben ihm in der Brust festgebannt. Indem er sich umwandte, erblickte er den Maler, den er fast vergessen hatte. Der junge Mann schloß gerade sein Skizzenbuch und stand vom schräg gegenüberliegenden Fensterplatz auf. Er war im Begriff, ihn zu fragen, was er gezeichnet habe, als Erich mit seiner Frau auf der Schwelle erschien und ihn mit Herzlichkeit begrüßte. Er mußte versprechen, zum Mittagessen zu bleiben und am Abend mit in's Theater zu gehen, wo ein Platz in der Loge für ihn vacant sei. Unter Erich's lebhaftem Reden wanderte sein Geist und sein Blick zu Elsa. Sie stand neben dem Maler am Fenster und hielt sein Skizzenbuch in den Händen. Und plötzlich lachte sie laut auf! Ein helles leichtsinniges Lachen, wie es nur die Jugend kennt, wenn sie sich „köstlich amüsirt". — Mit einigen raschen Schritten, den verdutzten Freund stehen lassend, war er an ihrer Seite und bat mit gemüthlichem Lächeln, sie möge ihn doch Theil an ihrem Vergnügen nehmen lassen. Aber das Buch war schon zugeschlagen, ehe er einen Blick hineinwerfen konnte und mit heißem Erröthen, durch welches das Lachen immer wieder hindurchbrach, erklärte Elsa, daß sie viel zu viel Respect vor ihrem Lehrer habe, um ihm diese „Dummheiten" zu zeigen. Dann hing sie sich an seinen Arm, während der Maler sein Buch wieder an sich nahm, und ließ sich in's Speisezimmer zur gedeckten Tafel führen. Dabei plauderte sie mit sonniger Heiterkeit, so daß er fortwährend in Athem erhalten wurde und ein Gefühl traumhafter Trunkenheit ihn wieder überkam. Während des Essens wurde die Unterhaltung allgemein und so hatte er fast den kleinen Zwischenfall vergessen, als plötzlich beim Kaffee, der am Tisch servirt wurde, Erich fragte, ob der Freund schon die Skizzen des Malers gesehen habe. Franz Reimers entgegnete, er hege den Wunsch, aber leider werde ihm das Buch vorenthalten.

„Seit wann sind Sie so bescheiden, Alfred?" fragte Erich mit gutmüthigem Spott. „Rücken Sie gleich mit Ihren Schätzen heraus!"

Der Maler meinte, seine Caricaturen könnten unmöglich für e nen Philosophen von Interesse sein. „Gerade," erwiderte Erich. „Franz, Du konntest immer über einen guten Witz lachen und wirst Dich gewiß über die drolligen Zeichnungen amüsiren."

Franz Reimers stimmte zu und so stand denn der Maler auf und brachte nach einiger Zeit das Verlangte. Das Buch bestand aus losen Blättern, auf denen nicht ohne Talent Scenen aus dem Leben dargestellt waren. Der Gast lobte mit Gehaltenheit, ihm erschien die Caricatur oft zu derb und häßlich. Als er den Künstler nach dem Resultat seines heutigen Fleißes fragte, zeigte ihm dieser ein Blatt, auf dem ein Schusterjunge in verschiedenen herausfordernden Stellungen skizzirt war.

Die Hausfrau hob die Tafel auf, da die Theaterstunde heranrückte. Erich begab sich eiligst in seinen Salon und suchte aus den Prachtwerken, die auf mehreren Tischen paradirten, ein Exemplar seiner illustrirten Gedichte heraus, schrieb rasch einige Widmungsworte hinein und übergab das Buch dem Diener mit dem Befehl, es einzupacken und an die Adresse von Herrn Dr. Franz Reimers in dessen Hôtel zu befördern.

Als er den Salon verließ, stieß er mit dem Künstler zusammen. Auf seine Mahnung, daß man sich beeilen müsse, entgegnete der junge Mann, er wolle nur noch seine Skizzen zusammensuchen. „Sie werden sie doch nicht mit in's Theater schleppen!" rief Erich. „Heute Abend oder morgen früh schicke ich sie Ihnen!" Dabei legte er den Arm freundlich um Alfreds Schulter und schob den halb Widerstrebenden in den Vorsaal hinaus. Vor der Thür harrte die Equipage, um die Gesellschaft in's Theater zu bringen.

Franz Reimers saß hinter Elsa in der Loge. Der Maler hatte diesen Platz einnehmen wollen; war aber mit den schmollenden Worten zurückgeschickt worden: „Sie sind ein böser Mensch, Alfred, ich will gar nichts mit Ihnen zu thun haben!" Der Gescholtene sah sie von der Seite an und flüsterte ihr etwas zu, was sie lächeln und wieder erröthen machte. Dann wandte sie sich zu dem Gast, um während der Pausen sich ausschließlich von ihm unterhalten zu lassen.

Es wurde „Romeo und Julia" gegeben. Der Feuerstrom dieser Liebestragödie umbrauste den Gelehrten mit elementarer Gewalt, obwohl er mehr den Sinn des Ganzen, als den der einzelnen Reden empfand. Denn seine Augen folgten jeder Geberde des reizenden Geschöpfes, das vor ihm saß. Er bewunderte die feine Muschel des Ohres, den Ansatz des weißen Halses, die schöne Linie der Schultern. Bin ich denn blind durch's Leben gegangen? So fragte er sich verwirrt, wenn er an die entschwundenen Jugendjahre dachte.

Beim Abschied vor dem Theater, als er ihr einsteigen half, legte sie die hell behandschuhte kleine Hand in die seine. „Ich danke Ihnen für diesen Tag, auf Wiedersehen!" Die Worte umtönten ihn melodisch während seines Weges in's Hôtel. In seinem Zimmer angekommen, warf er sich auf das harte Gasthaussopha und suchte seine Gedanken zu sammeln.

Er brauchte sich nicht zu fragen, was in seinen Adern wild und berückend pulsirte! Schon einmal hatte er Aehnliches empfunden, nur minder stark, als er die Jugendgeliebte zum ersten Mal gesehen. Damals durfte er sich dieses Gefühles nicht schämen. Aber jetzt? Er schalt sich einen Narren, einen Wahnsinnigen! Und doch brach durch alle Selbstvorwürfe eine berauschende, unsinnige Hoffnung. Er fragte sich: Was kann das Ende sein? Sie ist so jung, sie weiß wohl noch nichts von Liebe. Aber früher oder später wird sie den Maler oder einen der anderen jungen Künstler heirathen, die da im Hause aus- und eingehen. Man schickt ihm dann wohl die Anzeige! Ach, daß er nicht jung mehr ist, nicht in den Wettkampf eintreten kann! Furchtbar versäumte Zeit!

Und doch, wenn er nun geht und sie nie wiedersieht — er wird ewig sein Schicksal preisen, das ihn mit ihr zusammengeführt hat! Ihre holdselige Erscheinung umschwebt ihn fortan, wenn er nach vollbrachtem Tagewerk die Ruhe sucht! Wie gütig, wie berückend gütig ist sie gegen den fremden Gast gewesen! Wie klug sie ist und doch ganz ohne Falsch, fröhlich und weiblich sinnend, ein Bild der Vollkommenheit, ein Ideal! Ja, es soll seine einsamen Tage erhellen und einst noch seine letzte Stunde!

Die Augen wurden ihm feucht. Unwillig raffte er sich auf. Ich bin doch wohl krank, sagte er sich, hier sentimental zu schwärmen, wie ein Jüngling. — Als er aufstand, fiel ihm ein flaches Packet in die Augen, das auf dem Tische vor ihm lag und seine Adresse trug. Er öffnete es und fand mit Rührung Erichs Gedichte im Prachtband. Er las die Widmung und blätterte im Buch, hier und da ein Gedicht lesend. Ein loses Blatt fiel ihm dabei entgegen. Beim ersten Blick sah er, daß es eine Skizze Alfred Binder's war. Er brachte es nah an seine Augen. Das Blut stieg ihm in's Gesicht. Das war er selbst! Sein Kopf, seine Gestalt, seine Geberde! Und doch nicht er selbst!

Aus dem Blatt starrten ihm eine Reihe von Fratzen entgegen! Ein dürrer, schäbiger Patron mit spitzen Ellenbogen, langen schlotternden Kleidern, saß linkisch auf einer Stuhllecke mit hocherhobener Hand, wie docirend. Dann war dieselbe Jammergestalt sich verbeugend dargestellt, ein unnatürlich vergrößertes Maiglöckchen in der Hand haltend und mit verzücktem Ausdruck betrachtend. Ein hohlwangiges Hungergesicht bildete den Abschluß. Darunter stand: Der verliebte Dorfschullehrer!

Digitized by Google

Der Gelehrte warf das Blatt auf die Erde! Zorn und Scham stritten in seiner Seele. Welche hinterlistige Gemeinheit! Das also war die Arbeit des Malers gewesen, während er selbst in lebhafter Rede die Welt um sich vergessen hatte, und darüber hatte sie —

Ein erstickender Gedanke packte ihn. Er wehrte ihn ab mit blinder Gewalt. Und doch gestaltete er sich urplötzlich in ihm zur lebendigsten Ueberzeugung! Der Nebel wich aus seinem Gehirn, mit grausamer Klarheit reihte sich Glied für Glied an der Kette der letzten 24 Stunden! Ihre seltsame Bitte, ihre Verlegenheit, ihr Lachen, ihre reuige Freundlichkeit! Kein Zweifel! Nach einem bestimmten Plan war hier gehandelt worden! Und sie war Mitwisserin, Mithandelnde!

Eine furchtbare Wuth überfiel ihn. Er ergriff die Skizze, zerriß sie in Fetzen und trat darauf. Er stürmte im Zimmer auf und ab, abgebrochene Verwünschungen murmelnd, bis eine plötzliche Mattigkeit, ein Schwindel ihn wieder auf's Sopha sinken ließ.

Es ist mir recht geschehen! sagte er sich plötzlich mit bitterer Genugthuung. Wie die That, so der Lohn! So jammervoll leichtgläubig in die aufgestellte Falle zu rennen, verdiente nichts Besseres. Wie ein Gymnasiast hatte er von ein paar schönen Augen sich bethören lassen, er, der gereifte Mann. — Mit grausamer Befriedigung drehte er das Messer in seiner Wunde um und um. Die schärfsten Worte erschienen ihm zu schwach für seine Selbstverurtheilung.

Wie war die Skizze in's Buch gekommen? Die Frage kreuzte sein Gehirn. Erich konnte nichts vom Complott gewußt haben. Hatte Elsa nicht gesagt: „Sie kennen Papa, er darf nichts davon wissen!" — deshalb hatten sie ihm die Zeichnung wohl auch nicht aus Hohn in's Buch gelegt, wie er anfangs geneigt war zu glauben. Er überflog alle Geschehnisse des Tages noch einmal. — Ehe der Maler das Skizzenbuch brachte, hatte er selbstverständlich das Blatt entfernt, es vermuthlich in dies Buch, das sich in seinem Bereich befunden haben mußte, versteckt, um es später wieder an sich zu nehmen. Und von Erich mußte das Buch unbesehen eingepackt worden sein. Bald würde die Zeichnung vermißt werden; man kam dann zu ihm — nein, das war nicht zu ertragen!

Er stand auf; die Glieder schmerzten ihn, wie nach einem körperlichen Fall. In fliegender Hast packte er seine Sachen zusammen. Fort von hier noch diese Nacht! Wie eine Erlösung durchdrang dieser Gedanke sein Inneres! — Er sah nach der Uhr! Mitternacht war vorüber. In seinem Taschenbuch befand sich ein Fahrplan! Als er es öffnete, fielen ihm die Maiglöckchen entgegen. Bei diesem Anblick empfand er einen heftigen physischen Schmerz, der ihm fast den Athem raubte. Er starrte auf die noch duftenden, welken Blumen. Seinem Geist, gewohnt, das Individuelle mit dem Allgemeinen zu verknüpfen, wurden sie zum Sinnbild aller zerdrückten menschlichen Illusionen. Eine Welt von warmen Gefühlen an ein Symbol gebunden, das mit dem Zusammensturz des Idols ein werthloses Nichts und unter die Füße geschleudert wird, wie es jetzt von ihm geschah.

Sein Zug ging erst um 6 Uhr Morgens. So hatte er mehr Zeit, als er wünschte, zum Grübeln. Allmählich wurde er ruhiger. Seine Gedanken ruhten aus im Gefühl, daß ihm Recht geschehen sei. Dann konnte er sagen: Es ist doch schade um sie! Er packte sein Briefpapier wieder aus und schrieb dem Freunde einige Dankes- und Abschiedsworte mit ceremonieller Empfehlung an die Seinigen. — Zuletzt fiel er vor Erschöpfung in Schlaf, oft dazwischen auffahrend und nach der Uhr sehend, bis die Stunde der Abfahrt gekommen war.

Als er im Coupé saß und auf den Perron blickte, ohne etwas zu sehen, fand er sich plötzlich Auge in Auge mit Erichs Diener, der ihm ein Billet von rosa Papier überreichte. Es enthielt die Worte: „Verzeihen Sie uns, bitte, bitte! Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Es thut mir so furchtbar leid! Und ich flehe Sie an, sagen Sie Papa nichts!"

Er zerriß den Brief und streute die Atome aus dem Fenster! Die rosa Fetzen flogen, vom Morgenwind bewegt, noch einmal auf. Dann brauste der Zug aus der Halle. — Lebwohl, so sprach es in Franz Reimers Herzen, du meine holdeste Illusion, meine einzige Tollheit und meine letzte Hoffnung auf irdisches Glück! —

Und während erst die Häuser der Stadt, dann Gärten und Felder an ihm vorüberflogen, wuchs der Gedanke der letzten Nacht in ihm aus, daß ihm Recht geschehen sei. Er hatte sich von der Welt abgeschlossen in eigene Kreise eingesponnen. Nun schritt die junge Zeit keck und grausam über den Grübler hinweg, der keine Daseinsberechtigung mehr in ihr beanspruchen durfte. Was hatte er geleistet! Eine Arbeit, die Niemand erfreute, Niemand nützte! Er hatte bisher das Publikum und den Stoff mit der Schuld am Mißerfolg belastet. Zum erstenmal drängte der Gedanke sich ihm auf, daß er besser auf seine Zeit gewirkt haben würde, wenn er es zu seiner Hauptaufgabe gemacht hätte, sie zu verstehen.

Die Sonne brannte schmerzend durch das vorhanglose Fenster der dritten Klasse in seine überwachten Augen. So brach die bittere Erkenntniß über ihn herein! Nach Wahrheit hatte er ehrlich gerungen, seitdem er seiner selbst bewußt worden war. Nun trat sie ihm unerwartet, versengend entgegen!

Er versuchte sich zu trösten. Wohl für den Genuß, nicht aber für ein neues Arbeitsleben sei er zu alt. Das sagte er sich wieder und wieder, um eine dunkle grauenvolle Empfindung zu lähmen, die plötzlich erwacht in jeden seiner Herzschläge hinein hämmerte: Verfehltes Leben! — Verfehltes Leben!

Aus der Hauptstadt.

Zwei Wohlthätigkeits-Ausstellungen.

Gurlitt's Kunstsalon hat es verstanden, durch Ausstellung einer wenig bekannten Privatsammlung die französische Malerei zu Gunsten der deutschen Ueberschwemmten in Contribution zu setzen. Die Sammlung des Freiherrn von Münchhausen verdient, abgesehen von dem wohlthätigen Zweck, die volle Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publikums, dem hier die seltene Gelegenheit geboten wird, sich in nuce mit den Hauptrichtungen der französischen Malerei bekannt zu machen.

Da ist zunächst die ohne Sang und Klang aussterbende Schule der Akademiker durch Bouguereau und Cabanel vertreten. Die Correctheit der Zeichnung, ein glänzendes, sich in etwas schweren Farbentönen bewegendes Colorit vermögen nicht über die Lebensunfähigkeit mythologischer und biblischer Scenen, classischer Genrebilder und frostiger Allegorien fortzutäuschen. Bouguereau's „Caritas" — ein prächtiges Weib, an deren unverhüllter Brust ein blondes Zwillingspaar eingeschlafen ist — präsentirt sich als ein tadellos gezeichnetes und gemaltes Bild, das den Beschauer kühl läßt bis an's Herz hinan. Die malerischen Ausdrucksformen menschlichen Empfindens sind nun einmal andere geworden. Was wir unmittelbar auf uns wirken lassen können, wollen wir nicht durch das Medium der künstlerischen Hieroglyphe, der Allegorie in uns aufnehmen. Auch Cabanel's „Ruth und Boas in der Wüste" steht unter dem Zeichen der David'schen Schule. In dem unter einem primitiven Zeltdach ruhenden Manne, in der zu seinen Füßen kauernden Frau ist zu viel Pose und zu wenig Empfindung. Das Bild ist so correct, so tadellos schön, daß man über die objective Bewunderung nicht hinaus kommt und sich mit dem stillen Gefühl ästhetischen Wohlbehagens anderen Schildereien zuwendet. Boulanger's bevorzugte Domäne ist sonst das antike Genrebild, das er mit einer Fülle archäologischer Details, etwa in der Art Alma Tadema's, herauszuputzen liebt. In der Münchhausen'schen Sammlung ist er durch ein mit Meissonier'scher Glätte und Feinheit gemaltes arabisches Bildchen vertreten, wie er ähnliche von seiner algerischen Reise mitgebracht. Der Herr der Schönheit betritt im Bewußtsein seiner Macht den Hof des Harems, an dessen Thor ein verhüllter Wächter hockt, während in der Tiefe des Hintergrundes zwei verschleierte Frauengestalten sichtbar werden. In noch feinerer, vertriebener Ausführung, ebenfalls an Meissonier anknüpfend, malt A. Guès ein paar mittelalterliche Nichtsthuer beim „Schachspiel".

In eine andere Stoffwelt und gleichzeitig in eine neuere Phase der Entwickelung der französischen Malerei versetzt uns Jules Breton mit seiner „Ernte". Breton steht mit seiner Auffassung ländlicher Typen, wie sie die Normandie und Bretagne bieten, in der Mitte zwischen Leopold Robert und Millet. Auch er sucht mit seiner Kunst das arbeitende Volk auf, aber er sieht es nicht nur gebeugt und erliegend unter der Last des Elendes, sondern kräftig ankämpfend gegen Noth und Mühsal, durch angemessene Rast sich zu neuer Anstrengung stärkend. Er versteht es, auch aus dem Alltagsleben das Körnchen Poesie herauszufinden. Als Stimmungs- und Verklärungsmedium dient ihm die Beleuchtung. Die „Ernte" der Münchhausen'schen Sammlung gehört zu jener Reihe späterer Bilder Breton's, deren sanfte Melancholie dem Beschauer durch das Licht der scheidenden Sonne vermittelt wird. Kräftig roth beleuchtet hebt sich die Gestalt einer Schnitterin zwischen zwei fertigen Garben ab, während rechts eine ältere Aehrenleserin sich zu den Furchen herabbeugt und links zwei andere Dirnen sich zur Heimkehr anschicken. In der sicheren Plastik der Formen und besonders im Colorit erinnert das Bild an die besten Arbeiten Leopold Robert's, ohne in den Fehler des theatralischen Pathos zu verfallen.

Digitized by Google

Am charakteristischsten, wenn auch nur durch kleine Bildchen vertreten, sind die Maler vom Walde von Fontainebleau, die sogenannte Schule von Barbizon. Ursprünglich in der Romantik wurzelnd, hat sich diese Künstlergruppe durch unausgesetzte Naturbeobachtung zu einem Naturalismus durchgearbeitet, der den minutiösesten Formendetails, wie den flüchtigsten Beleuchtungseffecten gerecht zu werden weiß. Der romantischen Tradition am nächsten steht Narcisse Diaz. Eine kleine Flachlandschaft von ihm legt Zeugniß ab von seiner Schwäche in der Formengebung, während sie gleichzeitig seine volle Stärke im Colorit erweist. Ueber dem Ganzen liegt ein warmer gelblicher Ton, der die Localfarben auffaugt, ohne sie verschwimmen zu lassen. Typisch für die Art Rousseau's ist eine ebenfalls in kleinstem Format gehaltene Frühlingslandschaft. Man kann in dem wenige Quadratzoll großen Bildchen förmlich auf Entdeckungen ausgehen. Anfangs sieht man nichts, als einen mit schweren Abendwolken bedeckten Himmel, unter dem sich ein weites Terrainwirrniß hindehnt. Bei genauerer Betrachtung löst sich eine Bodenfalte nach der anderen heraus und schließlich quillt aus der schwellenden und berstenden Erde eine schier unerschöpfliche Vegetationsfülle, vom Haidekraut bis zum kräftig aufragenden Baum. Rousseau ist der Epiker der Landschaft, die er in ihrem ewigen Schaffensdrange, in ihrer strotzenden Werdekraft schildert, während sich bei Corot Alles in lyrisches Empfinden, in ein schnelles Erfassen der vorübergehenden Stimmung verflüchtigt. Corot steht mit seiner malerischen Auffassung den Impressionisten außerordentlich nahe. Seine Scene „Am Teich" ist wie vom silbernen Schleiern umhüllt, die sich für das Auge des Beschauers allmählich lüften, bis er ein entzückendes Frühlingsbildchen — eine spiegelnde, von zartgrünen Buchen und Weiden umstandene Wasserfläche mit einem leichte Furchen ziehenden Kahne — vor sich sieht. Durch seine Anlehnung an Troyon schließt sich der Thiermaler Jacque den aus der Romantik herausgewachsenen Naturalisten an. Er ist durch einen Schafstall vertreten, der die kräftige Eigenart des französischen Brenzel in das beste Licht stellt. Unter den an der Raufe stehenden Thieren zeichnet sich ein aus dem Bilde herausblickendes Mutterschaf aus. Der prächtig modellirte Kopf hat individuelles, fast portraitähnliches Gepräge.

Auch der französische Chauvinismus findet in Detaille einen seiner Vertreter milderer Observanz. „Ehre den Verwundeten" nennt sich sein Zug deutscher Gefangener, der an dem französischen Generalstab vorüberdefilirt. Das Recept ist dasselbe, mit dem sein künstlerischer Genosse A. de Neuville zu operiren liebt: der rohe germanische Soldatentypus als Repoussoir für die edle gallische Rasse. Es handelt sich hier um die kleinere Replik eines den Kunstfreunden genugsam bekannten größeren Bildes, das unter dem Titel „salut aux blessés" eine mit Recht bewunderte Zierde des Salons von 1877 bildete. Detaille verräth sich überall als würdiger Schüler Meissonier's, den er in der Kraft der Charakteristik übertrifft, während er zugleich wie sein Meister an ein gewisses, nicht zu großes Format gebunden erscheint.

Der sonstige Bestand der Münchhausen'schen Sammlung hat nur Mittelgut aufzuweisen, ein paar wenig bedeutende englische und deutsche Bilder, unter denen die „Furth" von Schreyer hervorzuheben ist.

Auch der Verein Berliner Künstler hat bei Gelegenheit der Ueberschwemmung ein Lebenszeichen von sich gegeben, indem er seine Räume für eine Wohlthätigkeitsausstellung erlesener, im Privatbesitz befindlicher Gemälde zur Verfügung stellte. Da Proben eigenen Könnens fehlen und wir es vorwiegend mit der Kunst der Gegenwart zu thun haben, werden wir uns dem wesentlich retrospectiven Charakter der Ausstellung gegenüber kurz fassen, obgleich sie mit ihren 200 Nummern bei Weitem reichhaltiger ist, als die Sammlung Münchhausen.

Auch hier gehört der Löwenantheil den französischen Meistern des paysage intime. Der schon oben kurz charakterisirten Trias Rousseau, Diaz und Corot — alle drei sind durch vorzügliche Bilder vertreten — schließen sich die Realisten der Schule von Fontainebleau Dupré und Daubigny an. Besonders die Art des Letzteren zeigt sich in markantester Weise in zwei mit breitem Pinsel in schwerstem Colorit hingestrichenen Landschaften. Ueber von dunkelgrüner Vegetation bedeckten, von trüben Wasserflächen kaum belebten Bodenfalten lastet ein bleigrauer Himmel, dessen Wolkenschichten sich erst allmählich für das Auge lockern. In bewußtem Naturalismus malt Daubigny zögernd, fast widerwillig Stimmungsbilder, wie sie ihm die Natur in trüber Laune entgegenbringt. In der sonnigen Waldlichtung Dupré's concentrirt sich das Licht auf ein paar gefällten Eichstämmen, deren Schnittflächen in dem beliebten pastosen Farbenauftrag des Meisters fast körperhaft aus dem Bilde herausragen. Troyon ist durch eine Viehweide mit einem im Vordergrunde herumrennenden schwarzen Hund und zu hoch genommener Horizontlinie und durch eine ländliche Idylle mit Ententeich und Bauernhaus vertreten.

Horace Vernet, Bellangé und Isabey erzählen von einer Vergangenheit der französischen Kunst, deren classisches Epigonenthum auf Verständniß nicht zu rechnen hat, während Goupil, Chavet und Fauvelet in gelackten, trotz historischer Costüme modern gedachten Einzelnguren excelliren. Dem ernsteren Sittenbilde nähern sich Madou und Brion. Besonders des Letzteren „Vorlesung der Bibel in einer elsässischen Bauernstube" ist in der Tüchtigkeit der Zeichnung und in der Geschlossenheit des Colorits ein Meisterwerk ersten Ranges.

Wenn von scharfem Auge, das die eckige Form, die blendende Buntheit der Außenwelt kritiklos aufnimmt, und von trefflicherer Faustfertigkeit die Rede ist, stehen die Spanier und Italiener allzeit voran. Luigi Nono, Boldini und Fragiacomo, Raffael Senet und Jimenez y Aranda sind vorwiegend coloristische Virtuosen. Sie beherrschen die ganze Farbenscala in ihren einzelnen Tönen, ohne es über die interessante Disharmonie hinaus zu einem wohlklingenden Accord zu bringen. Auch in der Zeichnung tüchtig, bleiben all' ihre Bilder technisch vollendete Erzeugnisse, die sich an der Oberfläche der Dinge halten.

Nach dieser Richtung hin ist von den Belgiern und Niederländern zu lernen. Stevens, Israels und Artz haben den Franzosen die Mache abgesehen, ohne von der germanischen Gründlichkeit etwas zu verlieren. Ihre scheinbar absichtslosen Ausschnitte aus dem Alltagsleben — mag es sich um die sogenannte Gesellschaft oder um die niederen Schichten des Volkes handeln — erheben sich bei scharfer Individualisirung stets in das Gebiet des Typischen. Die Frage nach dem Wozu bleibt bei genauerem Zusehen niemals unbeantwortet.

Was die Ausstellung im Architektenhause von deutschen Bildern bietet, ist durchweg gut, aber meist älteren Datums. Die Namen Knaus, Menzel, Achenbach, P. Meyerheim, Vautier erfreuen sich seit so langer Zeit eines lockenden Klanges, daß der kritikloseste Laie ihren Werken gegenüber keiner Bewunderungsdirective bedarf.

Unter den jüngeren Meistern des Pinsels ist wiederum am hervorragendsten die Münchener Schule vertreten. Hier möchten wir vor Allem auf ein köstliches Miniaturbildchen von Buchbinder und auf Claus Meyer's junges Mädchen in einem Interieur mit dreifach abgestuftem Licht aufmerksam machen.

Georg Malkowsky.

Dramatische Aufführungen.

„Griechisches Feuer".

Lustspiel in drei Acten von Oscar Justinus.

Der alte Explosivstoff aus unbekannter Mischung aber von so starker Gluth, daß er sogar unter dem Wasser gebrannt haben soll, spielt in dem neuen Stücke des beliebten Humoristen eine viel kleinere Rolle, als der Titel vermuthen lassen könnte. Nur einmal wird im ersten Acte so nebenbei die Liebe der Heldin mit einer derartigen unauslöschlichen und unheimlichen Zündmasse verglichen, allein das Bild stimmt gerade im vorliegenden Falle nicht ganz. Was die Oberstentochter Bianca von Sperling für den Lieutenant Wilberg fühlt, mag ja so etwas wie Liebe sein, aber ihr Trotz, ihr Eigensinn, ihr backfischhafter Uebermuth sind noch viel stärker, und wenn am Schluß ihre Liebe nicht von diesen bösen Regungen erstickt ist, so hat sie es nur ihrer im Grund anständigen Natur zu danken, die im Anblick des leichtsinnig angerichteten Unheils erwacht und gleichsam zur Sühne nun auch das Feuerchen wieder zum Brennen bringt. Also statt wilder Leidenschaft kindische Laune, statt des furchtbaren griechischen Feuers ein bescheidenes Flämmchen zum Gebrauch für den häuslichen Herd. Dabei ist die genannte Dame (zumal in der Darstellung durch Frl. Lorm!) ein höchst uninteressantes und unliebenswürdiges Geschöpf, das im Zorn über eine vermeintliche Kränkung etwas recht Häßliches und Verwerfliches thut. Sie liebt also den Lieutenant, mit dem sie trotz alledem beständig auf Kriegsfuß steht. Die schnippischen, boshaften Reden ihm gegenüber sind ihr schon zur zweiten Natur geworden; sie neckt, reizt, beleidigt ihn, und nach einem kleinen Wortwechsel will sie ihn erst in der Art kleiner Mädchen bei ihrem Vater, dem Vorgesetzten des Missethäters, verklatschen, besinnt sich aber dann eines Besseren und nimmt eine höchst unedle Rache. Durch die Vermittelung eines anderen Verehrers kommt sie in den Besitz einiger Allotria, die der Lieutenant in freien Stunden auf's Papier gezeichnet oder gemalt hat. Sie findet darunter eine Caricatur ihres Vaters und beeilt sich, dieselbe mit dem heutigen Datum zu versehen und anonym an den Verspotteten zu schicken. Im zweiten Acte sehen wir die Wirkung dieses bösen Streichs. Der Oberst sucht den Lieutenant in seiner Wohnung auf (!) und kanzelt ihn gehörig herunter, allein es gelingt dem Schuldigen leicht, ihn davon zu überzeugen, daß das Datum eine neuerliche Fälschung und die Caricatur in Wirklichkeit schon fünf Jahre alt ist und also aus einer Zeit stammt, da der Zeichner noch jünger, unbesonnener und der General noch nicht sein unmittelbarer Vorgesetzter war. Der General läßt sich denn auch besänftigen und lacht sogar herzlich, als er die boshaften Zerrbilder seiner lieben Herren Kameraden vom Generalstabe sieht. Im letzten Act handelt es sich noch um die Entlarvung und Bestrafung des unzarten Fälschers und Denuncianten. Die Ordonanz ist offenbar zu einfältig für solchen schwarzen Verrath. Auch ein Nachkomme des immer verliebten Chérubin aus „Figaro's Hochzeit", der lustige Zögling der Lichtenfelder Kadettenanstalt, ist ohne Zweifel nur ein unschuldiges Werkzeug, denn wohl hat er Botendienste zum nächsten Postschalter thun müssen, aber dabei, seinem Versprechen getreu, nicht nach der Adresse des denunciatorischen Sendschreibens geschielt. Erst als der Lieutenant auf seiner Suche noch einen anderen Unrechten erwischt und eine lebensgefährliche Herausforderung veranlaßt, geht Bianca in sich und sinkt reumüthig ihrem Vater und dem boshaft umstrickten Geliebten zu Füßen. Daß das Ganze mit einer Heirath endet, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Diese Haupthandlung ist natürlich für einen Theaterabend zu mager. Es wurde also noch eine Nebenintrigue damit verflochten. In den künstlerisch veranlagten Lieutenant hat sich kurz zuvor eine hübsche Provinzialin verliebt. Nicht doch, nur deren noch immer für die Offiziere schwärmende Mutter wünscht ihn sich so dringend zum Schwiegersohne, daß sie ihm mit ihrer Tochter und ihrem Neffen Klaas nachreist und nun in der Garnisonstadt auf ihn fahndet. Sie kommt dabei in das Haus des Obersten, mit dem sie weitläufig verwandt ist, und läßt sich das Regiments-

Digitized by Google

album geben, um unter den Photographien der Offiziere das Bild ihres zukünftigen Tochtermannes zu finden und auf solche Art seinen Namen zu erfahren. Aber vergebliche Mühe, denn die ahnungsvolle Bianca hat sein Bild aus dem Album gerissen. Der naive Neffe, der es bemerkt, erfährt in Folge dessen den Namen des Vermißten und sucht diesen sogleich auf, denn er selbst liebt die Cousine. Auch diese Verwicklung löst sich übrigens zu allgemeiner Zufriedenheit. Die Unschuld vom Lande liebt ihren Vetter wieder, und da auch das Herz des Lieutenant schon versagt ist, so bleibt der Alten nur noch übrig, sich mit dem zukünftigen Reservelieutenantepatent des gutmüthigen Klaas zu trösten.

Die französische Herkunft der zwar in Deutschland spielenden Handlung ist schon aus dieser Angabe erkennbar. Uebrigens hat Oscar Justinus auf dem Theaterzettel seine Quelle genannt: „mit Benutzung einer About'schen Novelle". Gemeint ist die 1868 erschienene Erzählung: L'Album du Régiment in den „Mariages de Province". Justinus hat den Vorwurf mit großem Geschick dramatisirt und auch manches Hübsche und Witzige aus Eigenem hinzugethan. Ganz ungestraft ist man freilich nicht Mitverfasser einiger übermüthiger Possen, wie z. B. „Kyritz Pyritz". Es bleibt einem immer ein Bischen vom Possenhandwerk hängen; da und dort ein derber Ausdruck, etwas au' die Spitze getriebene Komik, ein bösartiger Kalauer, eine gesellschaftlich unmögliche Situation; und wenn dann diese deutschen Schwank-Ingredientien dem feineren französischen Lustspielstoffe beigemischt werden, dann entsteht mit Zucker und Pfeffer ein krauses Gebräu, das nicht recht munden will. Uebrigens bemerken wir ausdrücklich, daß der im Salon die Stiefeln putzende und sich mit Reispulver pudernde Bursche, der geschmacklose Geburtstagsmummenschanz der Offiziere, der sich in fremde Wohnungen einschleichende Kadett, die männersüchtige Alte und ihr tölpelhafter Klaas dem deutschen Autor auf das Schuldconto zu schreiben sind. Auch die erbärmliche Denunciation, in der Novelle ein bloßer Backfischstreich, wird im Stück als eine Rache verletzter Liebe und darum viel zu schwer behandelt, als daß die sofortige Verzeihung einem deutschen Offizier möglich erscheinen könnte. Im Französischen zieht die hinterlistige That allerdings viel üblere Folgen — des Lieutenants Arrest, lebensgefährliche Verwundung, Verschuldung und Ausstoßung aus der Armee — nach sich, aber schon dadurch, daß die Ereignisse zeitlich auseinandergerückt sind und mit Hülfe einer feineren Motivirung in den Charakteren, wird die Verlobung des Märtyrers mit seinem Quälgeist glaubwürdiger gemacht.

Das Publikum des Residenztheaters rief nach dem zweiten und letzten Acte mehrmals den Verfasser, obwohl eigentlich der erste Aufzug, der ziemlich genau der französischen Novelle folgt, noch am besten gerathen ist. Die Darsteller fühlten sich auf dem nur zur Hälfte französischen Boden nicht ganz heimisch. Frau v. Pölnitz übertrieb als komische Alte zu arg, und die Offiz ere sahen nicht sehr schneidig aus. Die Inscenirung war wieder reich und geschmackvoll, fast zu sehr für eine Garnison. Besonders wenn man an About's Beschreibung der banalen Dienstwohnung des Obersten und der ärmlichen Stube des Lieutenants denkt. Z.

Wagner's „Rheingold" im K. Opernhause.

Unsere Königl. Bühne genießt von jeher den sehr eigenthümlichen Vorzug, daß sie einerseits große Werke erst dann bringt, wenn dieselben bereits von fast allen großen Bühnen Deutschlands gebracht worden, und daß andererseits die Opern, die sie zuerst vorführt, nirgends anderswo gegeben werden. Mit der einzigen Ausnahme von Brüll's harmlosem, aber liebenswürdigem kleinen Singspiele. „Das goldene Kreuz", das keinen ganzen Abend füllt, trifft meine Behauptung auf alle eben bezeichnete Opern vollständig zu; es schwebt ein Unstern über alle Musik, welche von unserem Königlichen Institu e zuerst herabtönte; selbst das sehr verdienstliche Werk von Rüfer „Merlin", das v elleicht die Aufmerksamkeit anderer Bühnen angeregt hätte, ward von dem herben Mißgeschicke betroffen, daß gleichzeitig ein „Merlin" von Goldmark auf der Wiener Hofbühne mit Erfolg erschien, und daß selbstverständlich der wohlbekannte Componist der „Königin von Saba" überall vor dem unbekannten Berliner den Vorrang erhielt.

So kam auch die Aufführung von „Rheingold" auf der K. Bühne der Reichshauptstadt angehinkt, nachdem seit zehn Jahren alle deutschen Opernhäuser den ganzen Cyclus „Ring der Nibelungen" vorgeführt hatten, und nachdem dieser selbst hier in Berlin vor vier Jahren vom Wagnertheater (Angelo Neumann) mit glänzendstem Erfolge auf dem Victoriatheater mehrere Wochen hindurch gegeben worden war.

Ueber das Werk, dessen großartige Schönheiten in der Musik und dessen große Mängel im Texte, habe ich in der „Gegenwart" in den Vorstudien zur Bayreuther Aufführung 1876 im Juli lange Artikel geschrieben; ich kann daher nichts Neues sagen, als daß meine Bewunderung für die ersten gestiegen ist, die Meinung über das Andere sich vollkommen gefestigt hat. Jetzt sind hier nur Betrachtungen über die Aufführung, und dann über die Führung der Wagner'schen Werke überhaupt auszusprechen. Die Künstler der Hofoper haben sich redliche und erfolgreiche Mühe gegeben, das großartige Werk in würdiger Weise wiederzugeben. Voran sind Frl. Leisinger, Frl. Renard und Frau Lammert zu nennen, deren Leistungen als Rheintöchter den schönsten Bayreuther Erinnerungen vollkommen gleichkommen. Frau Staudigl (Fricka), Fräul. Fiedler (Freia) thaten ihr Bestes. Betz-Wotan ist seit Bayreuth bekannt; neu war Herr Heinrich Ernst als Loge, dem man das Beste nachsagen kann; Herr Lieban ist ein Haupt-Mime, die Herren Biberti und Schinkel waren als Riesen sehr anerkennenswerth, Herr Schmidt-Alberich genügte nicht überall, verdarb aber nichts, und Herr Krolop war wie in jeder Rolle, so auch in der kleinen des Donner trefflich. Das Zusammenwirken ließ nichts zu wünschen.

Nun die „Führung". Herr Deppe leistete Unerwartetes; er störte die Sänger nicht, er gab keinen Einsatz unrichtig an, kurz er war einmal wenigstens ein richtiger Kapellmeister wie irgend ein Routinier. Poetische Auffassung, schwunghafte Leitung u. dergl. hat von vornherein kein richtig musikalisch Denkender von ihm verlangt, man muß daher schon mit Lob anerkennen, daß er eben die äußerliche mechanische Form des Tactschlagens so richtig eingehalten hat. Ob bei den unzähligen Proben und mit solch einem Orchester wie das Königliche nicht jeder Kapellmeister dasselbe geleistet hätte? diese Frage sei hier nur vorübergehend angedeutet, dagegen eine andere wichtigste voll ausgesprochen: Was hat die Generalintendanz für Begriffe von Stil und Einheitlichkeit der Führung, wenn sie jeden einzelnen Theil des „Rings" von einem anderen Kapellmeister dirigiren läßt: die „Walküre" von Herrn Kahl, den „Siegfried" nach Radeckes Abgang von Herrn Schröder, jetzt „Rheingold" von Herrn Deppe? Es fehlte nur, daß die „Götterdämmerung" von dem zukünftigen Herrn Sucher geführt wird. Dann bietet die Berliner Hofoper das in der Welt einzig dastehende Schauspiel, daß Richard Wagner's vollständig einheitliches in sich abgeschlossenes Werk in vier Theile zerstückelt wurde, deren jeder von den anderen getrennt und von einem anderen Kapellmeister mit seiner „Auffassung" zur Aufführung kommt. Wär's nicht gar so ernsthaft, man könnte lachen!

Heinrich Ehrlich.

Notizen.

Die weitverbreitete „Neue Musikzeitung" erscheint jetzt im Verlage von Carl Grüninger in Stuttgart und zeichnet sich durch ihre Reichhaltigkeit und vornehm populäre Haltung aus. Nicht nur daß wir darin Musikerbiographien mit Portraits, Erzählungen und belehrende Aufsätze finden, den Lesern wird auch noch ein bogenweise erscheinendes Musiker-Lexikon, sowie Lieder, Duette, Compositionen für Clavier, für Violine und für Cello und eine illustrirte Musikgeschichte, herausgegeben von Dr. Swoboda, dem Verfasser der Geschichte der Ideale, geboten. Wendet sich diese billige Zeitschrift an jeden Musikliebhaber, so bezweckt die im nämlichen Verlag erscheinende „Musikalische Jugendpost" das junge Volk zum Studium der Tonkunst fördernd anzuregen. Auch hier wechseln Lebensbilder aus den Jugendjahren berühmter Tonkünstler mit musikalischen Märchen, belehrende Aufsätze mit Unterhaltungsspielen, Gedichten, Räthseln ab, indeß die zahlreichen Musikbeilagen mit Clavier- und Violinstückchen und Liedern, die kleinen Virtuosen zu fröhlichem Weiterstreben anspornen. Wir empfehlen Eltern und Lehrern und deren Pflegebefohlenen diese kleine Musikzeitung.

Kunst und Kritik. Aesthetische Studien von Ludwig Pfau. 2 Bde. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der große Stuttgarter Verlag erwirbt sich mit dieser Sammlung und Neuherausgabe der ästhetischen Aufsätze des schwäbischen Kunstgelehrten, der, wie leider nur noch sehr Wenige wissen, auch als Dichter durchaus bedeutend ist, ein entschiedenes Verdienst. Der knorrige Volksmann ist ein selbständiger Denker, der den künstlerischen Erscheinungen auch selbständig gegenüber steht und doch wieder jede frei auf sich einwirken läßt. Er ist ein Idealist, der für die realistischen Schöpfungen doch congeniales Verständniß mitbringt, ohne Vorurtheil und ästhetische Schrullen, eine Natur. Der erste Band behandelt Maler und Gemälde, der zweite Bild- und Bauwerke unserer Zeit, und wenn man auch trotz sorgfältiger Ueberarbeitung da und dort den journalistischen Anlaß, der diese Studien und Kritiken entstehen ließ, herausmerkt, so hat es der Verfasser doch verstanden, das Bleibende im Wechsel festzuhalten und das Nebensächliche möglichst auszumärzen. Diese zwei Bände können auch als ein treffliches Compendium zur Geschichte und Aesthetik der modernen Kunst dienen. Pfau ist ein Bewunderer der neufranzösischen Malerei, die ja der modernen deutschen unleugbar als Lehrmeisterin diente, aber seine Begeisterung für Delaroche und namentlich Regnault hindert ihn nicht, auch Feuerbach, Böcklin und sogar Menzel anzuerkennen. Nur für Makart und A. v. Werner hat er keinen Sinn, und bei der Besprechung der „Paradebilder" des Letzteren hätte er ein paar particularistisch-demokratische Glossen wohl unterdrücken dürfen. Die angekündigten weiteren Bände sollen eine Aesthetik der gewerblichen Kunst, die dritte Auflage der Freien Studien, die zweite der Heliographischen Studien, sowie eine Sammlung von literarischen und historischen Skizzen enthalten z. B. den warmherzigen Artikel über Claude Tillier, der die Vorrede einer deutschen Uebertragung des „Onkel Benjamin" bildete, und die geistvolle Studie über Zola, die trotz starker Voreingenommenheit noch immer das Beste ist, was über den großen Naturalisten geschrieben wurde.

Digitized by Google

Inserate.

Handelsschule zu Berlin.
Fischerbrücke 25.
Dr. Lange, Direktor.
Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum **einjährig-freiwilligen** Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **H. Kruse,** Dram. Werke. 11 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 10 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M.* — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder; ferner: Hist. du Parlement de Paris par l'abbé Big... (Voltaire), Amsterd. 1769; Le Toreau blanc, Memphis 1774 (Voltaire) und: Voltariana ou Eloges amphigouriques de Fr. Marie Arouet, Paris 1748 (seltenes Pamphlet), zusammen 40 *M.* — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M.* — **Eichendorff,** Sämmtl. Werke. Leipz. 83. 4 Bde. Eleg. Lw. und **Gaudy,** Sämmtl. Werke. 8 Bde. geb. zusammen 15 *M.* — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben u. Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 *M.* — **Byron,** Werke, dtsch. v. Schäffer etc. 4 Bde. Lw.; ferner **Ariost,** Rasender Roland (v. Gries), 2 Bde., neu; **Dante,** Göttl. Komödie (v. Berneck), Hf. und **Boccaccio,** Troilus u. Cressida (v. Beaulieu), Berl. 84. Eleg. Lw. zusammen 15 *M.* — **Hogarth,** Werke i. Stahlstichen v. Riepenhausen. Göttingen. Folio oblong. Hf. 20 *M.* — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M.* — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M.* — **Johannes Scherr:** Studien, 3 Bde., Gesch. d. dtsch. Frauenwelt, 2 Bde., Von 1848—51, 3 Bde., Schillers Leben, 2 Bde., Gesch. d. Religion, 3 Bde., Aus d. Sündfluthzeit, Farrago, Mixedpickles, Haidekraut, Neues Historienbuch, Hammerschläge, Die Nihilisten, Gestalten u. Geschichten, Letzte Gänge, zus. 22 Bände nur 50 *M.* — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.**
In allen Buchhandlungen vorrätig:
Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.
22 Bog. brosch. *M* 3.—, geb. *M* 4.—

Eröffnung Ende April. Schluss im October. Bad Cudowa. Provinz Schlesien, im Heuscheuer-Gebirge.
1235 F. ü. d. Meer. **Post- u. Telegraphenstat. Retour- u. Saisonbillets** 45 Tage gültig bis Halbstadt.
Einzige Arsen-Eisenquelle Deutschlands, bewährt, seit dem Jahre 1622 gegen **Blutarmuth, Bleichsucht, Dyspepsie, Neuralgien, Neurasthenie, Rückenmarksleiden, Lähmungen, Herzkrankheiten, Rheumatismus** und **Frauenkrankheiten,** sowie zur Erhaltung der Jugendfrische und Elasticität der Haut. Die **Gottholdquelle,** stark **lythionhaltig,** gegen **Harn-, Blasenleiden** und **gichtische Beschwerden.** Vorzügliche **Moor-, Stahl-, Gas-, Douche- u. Dampfbäder, Elektrotherapie, Massage, Milch- u. Molkencuren.** Täglich: **Concerte, Reunions, Kinder- u. Waldfeste, Künstler-Concerte, Theater** etc. etc. **Billige, bequeme Wohnungen; vorzügliche Verpflegungen** bei sehr mässigen Preisen. Bade-Aerzte: Geh. Sanitätsrath Dr. G. Scholz, Dr. Jacob, Dr. F. Scholz. Jede gewünschte Auskunft und Prospecte gratis. **Wegweiser mit 27 Illustrationen** gegen **1 Mark** in Briefmarken.
Die Bade-Direction.

½ Stunde von Frankfurt a. M. Bad Homburg ½ Stunde von Frankfurt a. M.
Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Soel-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder.**
Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten.
Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche 2c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren 2c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Im Verlage von **Carl Reissner** in Leipzig erscheint demnächst:
DEUTSCHE MALER.
Von Asmus Jakob Carstens an bis auf die neuere Zeit in ihren Werken kritisch geschildert
von
Hermann Becker †.
Bearbeitet und herausgegeben
von
Hermann Becker dem Jüngeren.
Ca. 38 Bogen gr. 8° in eleg. Ausstattung.
Mit dem Portrait des Verfassers.
Preis geheftet 10 Mk., in Halbfranzband 12 Mk.
Während seiner langjährigen Thätigkeit als Mitarbeiter und Redacteur der Kölnischen Zeitung, sowie als geschätzter Correspondent der besten deutschen und französischen Kunst-Zeitschriften, hat der vor zwei Jahren gestorbene Autor dieses Buches, der Historienmaler Hermann Becker, ausreichend Gelegenheit gehabt, den Entwickelungsgang der neuen und neuesten deutschen Malerei zu verfolgen, um so mehr, weil er dreissig Jahre lang als Kritiker für das oben genannte Weltblatt thätig, in dessen Auftrag fast sämmtliche grosse Kunstausstellungen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und Belgiens kritisch besprochen hat.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:
Grundzüge
der
mathematisch-physikalischen Theorie der Musik
von
Theodor Wittstein,
Dr. phil. und Professor.
gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

Man verlange gratis und franko
bei der nächsten Buch-, Musikalienhdlg. od. direkt v. Verleger **Carl Grüninger** in Stuttgart die soeben erschienene Nr. 7 der
Neuen Musik-Zeitung
dieselbe enthält u. a.: **Heinrich Zöllner,** Biogr. u. Portr. — **Jenny Lind-Goldschmidts Leben aus ihren Briefen.** — **Kaiser Wilhelm und Fr. Chopin.** - **Drei Melodien,** Skizzenbl. von Elise Polko, illustr. von P. Schnorr. - **Kaiser Wilhelm u. Pauline Lucca.** - **Das dritte Stadium,** Humoreske. — **Ruhmeshalle deutscher Tondichter,** Porträt-Tableau. — **Musik-Beilagen: Dem Andenken Kaiser Wilhelm I.,** Trauermarsch für Klavier. — **Kommen und Scheiden,** Lied von Heinrich Zollner. — **Wiegenlied** von W. A. Mozart. ☞ Man abonniert auf die **Neue Musik-Zeitung** für **nur 80 Pf.** viertelj. bei allen Buch-, Musikalhdlg. od. Postanstalten.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** erschien soeben:
Drei Bücher erzählender Gedichte
von
Heinrich Viehoff.
Aus dem Nachlasse H. Viehoffs herausgegeben von **P. Kin.**
Mit dem Bildnisse des Dichters in Stahlstich.
14 Bog. gr. 12°. Preis brosch. 2.40 M.
Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß diese durch ihre gefällige Form, wie durch ihren sinnigen und sittlichen Gehalt ausgezeichneten Dichtungen dem deutschen Volke und namentlich der reiferen Jugend eine willkommene Gabe sein werden; denn selten hat es ein Dichter so meisterhaft verstanden, ohne merkbare Absicht auf die Bildung des jugendlichen Gemütes und Charakters einzuwirken, wie dies von Viehoff in seinen „Erzählenden Gedichten" geschehen ist.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 12. Mai 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Rechte der Dänen auf Schleswig. Von G. Asmussen. — Zur Aufhebung des Eideszwanges in England. Von E. Schlaeger — **Literatur und Kunst:** Die nationale Strömung in der deutschen Literatur. Von Arnold Fokke. — Daudet's Pariser Erinnerungen. Von Wilhelm Berger. — Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien. Von Karl von Thaler. (Schluß.) III. Oesterreicher und Ungarn. — **Feuilleton:** Die Flasche Sect. Von Paul von Schönthan. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Die „Münchener". Von Z. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal Mackenziana. Von H. M. — Inserate.

Die Rechte der Dänen auf Schleswig.

Von G. Asmussen.

Da die Wogen der dänischen Agitation in Nordschleswig wieder etwas hoch gehen, so wollen wir im Nachfolgenden versuchen, die angeblichen Rechte der Dänen auf unsere äußerste Nordmark näher zu beleuchten.

Beinahe ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seitdem Schleswig-Holstein frei von Dänemark ist. Jenseits der Königsau scheint man wenigstens in einigen Kreisen einzusehen, daß man den Verlust eben tragen müsse, daß an Wiedererwerb einstweilen nicht zu denken sei, ja daß das Heil für die Zukunft einzig und allein im Anschluß an Deutschland beruhe. So fängt man an, den französischen Liebes- und Freundschaftsbetheuerungen weniger Gehör zu schenken, ja dieselben energisch zurückzuweisen. Nur die im dänischen Geist redigirte Presse Nordschleswigs will von einer Versöhnung mit Deutschland nichts wissen, sondern hetzt ununterbrochen weiter. Sie möchte gern der Welt das Märchen aufbinden, Nordschleswigs Bevölkerung sei fanatisch dänisch, eine Ansicht, die von Agitatoren und Abgeordneten auch immer wieder ausgesprochen wird, während doch im Großen und Ganzen die Sache so liegt, daß die Bevölkerung sich in ihr Loos bald finden würde, wenn sie nicht ununterbrochen aufgehetzt würde.

Es fragt sich nun, ob denn Schleswig und speciell Nordschleswig ein Recht darauf hat, dänisch zu werden. Die Frage wird von dänischer Seite bejaht, indem hervorgehoben wird, Schleswig habe von jeher zu Dänemark gehört, sei im Mittelalter als dänisches Lehen vergeben worden, habe noch zum Theil dänisches Recht und wenigstens Nordschleswig sei von Dänen mit dänischer Sprache bewohnt. Mit Vorliebe wird der Ausspruch des Angelsachsen Other angeführt, der im Jahre 890 von der Stadt Schleswig bemerkt, sie liege zwischen dem Gebiete der Angeln, Sachsen und Wenden und gehöre den Dänen. Wir wollen uns einstweilen mit der dänischen Abstammung und Sprache der Nordschleswiger befassen.

Was für Völkerstämme die kimbrische Halbinsel um die Zeit der Geburt Christi bewohnten, wissen wir nicht genau, denn die griechischen und römischen Schriftsteller kannten unser Land nur vom Hörensagen und daher sind ihre Berichte unzuverlässig. Unsere Altvordern aber schrieben nicht. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts jedoch gingen von unserer Heimath jene Völkerzüge aus, die in der Geschichte unter dem Namen der Züge der Angelsachsen nach Britannien bekannt sind. Als Theilnehmer an den Zügen werden Sachsen, Angeln, Jüten und Friesen namhaft gemacht, niemals aber auch Dänen. Letztere müssen also damals auf unserer Halbinsel gar nicht oder nur in geringer Anzahl gewohnt haben. Die Sachsen saßen in damaliger Zeit in Holstein, die Angeln in Ost-, die Friesen in West- und die Jüten in Nordschleswig oder Jütland, wahrscheinlich aber in beiden Landstrichen. Die Sachsen hatten aber auch noch alles Land zwischen dem Niederrhein und der Niederelbe im Besitz und waren ein deutscher, und zwar ein niederdeutscher Volksstamm. Wie verhielt es sich nun mit den Angeln, Friesen und Jüten? Waren sie Nord- oder Südgermanen, Dänen oder Deutsche? Wir würden das am besten beurteilen können, wenn wir über die Sprache der drei Stämme genau orientirt wären, wenn wir Reste derselben hätten. Das friesische wird heute noch geredet und ist keineswegs, wie man wohl von Unkundigen hört, eine Verhunzung des Plattdeutschen oder mit vielen plattdänischen Elementen durchtränkt. Es ist vielmehr die von einem zähen Volksstamme beibehaltene und fortgebildete Sprache der alten Friesen, und wenn es Anklänge an das Plattdänische und Plattdeutsche hat, so wird das Altfriesische solche auch schon gehabt haben, muß also eine Art von Uebergang vom Sächsischen zum Skandinavischen gewesen sein, doch mit mehr Anklängen an das Sächsische, also an das Deutsche, wie das heutige Friesisch beweist. Aehnlich muß es mit der Sprache der Angeln und Jüten gestanden haben, denn was in ihrer Sprache, in der sogenannten angelsächsischen, in England zur Aufzeichnung gelangte, ist für Jemand, der friesisch versteht, gar nicht schwer zu verstehen. Und noch heute ist das sogegenannte Plattdänisch sowohl, als der noch vor einem Menschenalter in Angelns Norden geredete Dialekt nach Bau und Sprachgut vom Dänischen so verschieden, daß man leicht zu der Einsicht kommt, Beides sei ursprünglich eigentlich gar kein Dänisch, sondern ein mit dänischen Elementen stark durchsetztes Sächsisch. Vor 1848 wußten die Dänen denn auch nnr über die plattdänischen Idiome Nordschleswigs und Angelns zu spotten und bezeichneten sie als Raben- und Kartoffeldänisch. Da aber schlug die Stimmung plötzlich um und die lange als nicht vollwichtig angesehenen Dialekte wurden plötzlich als gut dänische anerkannt. Daß sie nicht viele dänische Elemente in sich aufgenommen haben, kann und soll nicht geleugnet werden, wohl aber, daß sie ursprünglich dänisch sind. Sie sind vielmehr sächsisch, und daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß auch die Volksstämme der Angeln und Jüten ursprünglich sächsisch waren, wenigstens den südgermanischen Sachsen näher verwandt, als den nordgermanischen Dänen. Mit der dänischen Abstammung der Schleswiger ist es demnach nichts und die

Digitized by Google

Dänen können nicht Anspruch darauf machen, Schleswig zu bekommen weil ihre Stammesbrüder dort wohnen. Eher könnten wir Anspruch auf das von sächsischen Jüten bewohnte Jütland machen, denn nur die östliche Ausbuchtung dieser Halbinsel ist von einer dänisch redenden Bevölkerung dänischen Stammes besiedelt.

Die nächste Folge der Züge nach Britannien war eine starke Entvölkerung der Halbinsel. In Folge dessen rückten die Dänen von den Inseln auch vor und unterwarfen im Laufe der Jahrhunderte alles Land bis an die Eider ihrer Herrschaft und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Jüten und Angeln, während die Friesen ihres unzugänglichen Landes wegen von dieser Beimischung sich frei hielten. Eine Folge dieser Mischung ist es auch, daß die Jüten und Angeln viel dänisches Sprachgut in ihre Sprache aufnahmen. Aber es geschah die Mischung nicht in dem Maße, daß die beiden vorgenannten Stämme völlig danisirt wurden und von den Dänen nicht mehr zu unterscheiden waren. Ihre Eigenthümlichkeiten haben sie durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt. Als um das Ende des neunten Säculums Goom der Alte oder einer seiner Vorgänger alle dänischen Lande unter einem Scepter vereinigte, gehörte auch Schleswig dem Reiche an und die von Heinrich dem Vogler errichtete Mark zwischen Eider und Schlei fristete ein kümmerliches Dasein und hat dem Deutschthum weniger genützt, als das Christenthum, das Anskar über die Eider brachte. In Schleswig saßen häufig jüngere Königssöhne oder Günstlinge der dänischen Könige als Statthalter. Das Land zwischen Eider und Königsau war im 11. und 12. Jahrhundert unbestritten dänischer Besitz, nur die Friesen wahrten ihre Freiheit.

Es war der Uebermuth des Dänenkönigs Waldemars des Siegers, der der Sache eine andere Wendung gab. Im Vertrauen, daß die in Italien vollauf beschäftigten Hohenstaufen keine Zeit finden würden, des Deutschen Reiches Nordgrenzen zu schützen, war er darauf bedacht, die Ostsee zu einem dänischen Meere zu machen. Eben stand er am Ziel seiner Wünsche, als die kühne Gewaltthat des Grafen von Schwerin ihm die Freiheit beraubte, die er erst wiederbekam, als er feierlich beschworen hatte, die eroberten Gebiete, die sich unterdeß meist wieder befreit hatten, in Ruhe zu lassen und auf weitere Eroberungen zu verzichten. Als er aber, uneingedenk seines Eides, doch wieder zu den Waffen griff, ereilte ihn sein Geschick am 22. Juli 1227 bei Bornhöved. Fortan mußte er Frieden halten und wurde seines Volkes Gesetzgeber. Da aber Schleswig oder Südjütland, wie man es damals nannte, noch dänisch war und nach der Schlacht von Bornhöved unangefochten blieb, so fand sein Gesetzbuch wenigstens theilweise in Schleswig Eingang.

Aber eben dieser König Waldemar der Sieger war es, der zur Trennung Südjütlands den ersten Schritt that: während er nämlich seinem Sohn Erich das Königreich überließ, gab er dessen Bruder Abel das Herzogthum freilich unter Lehnshoheit König Erichs. Freilich hatten schon früher dänische Königssöhne auf Schloß Gottorp als Lehnsträger gesessen. Nunmehr aber lag es in den Zeitverhältnissen, daß man überall die Lehen als erblich betrachtete, und jenseits der Eider regirten als natürliche Feinde der Dänen die Schauenburger Grafen über Holstein. Die Herzöge von Schleswig und die Grafen von Holstein mußten zu Verbündeten werden und gegen Dänemark stehen, jene weil die Dänenkönige bald das Bestreben zeigten, Schleswig wieder unmittelbar unter ihre Herrschaft zu bringen und die Erblichkeit des Lehens nicht anerkennen wollten, diese weil sie unmittelbar bedroht waren, sobald die Dänenkönige unmittelbar bis an die Eider geboten. Ein etwa 200jähriger Kampf der Deutschen und Dänen um Schleswig war die Folge. Je eifriger die Könige von Dänemark strebten, Schleswig ihrer unmittelbaren Herrschaft zu unterwerfen, desto mehr suchten und fanden die Herzöge Anlehnung und Schutz bei den ihnen mehrfach verschwägerten holsteinischen Grafen. Das in diesen langdauerden Kämpfen vergossene Blut, der Krieg gegen den gemeinsamen Feind hat Schleswig und Holstein zusammengekittet.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Wechselfälle des schier endlosen Krieges zu schildern, nur darauf möchten wir hinweisen, daß die Dänenkönige in der höchsten Noth mehr als einmal gelobt haben, niemals wieder Schleswig mit Dänemark zu vereinigen. Aber wenn sie Luft bekommen hatten, kümmerten sie sich wenig um solche Gelübde. Auch verschwindet im Verlaufe des 14. Jahrhunderts der Name Südjütland mehr und mehr und macht dem Namen Schleswig Platz. Als aber im Jahre 1375 der Mannesstamm Svend Estrithsons sowohl im Königreich als im Herzogthum erlosch, war in Schleswig dies nahe verwandte holsteinische Grafenhaus auch ohne den Vertrag vom Jahre 1330, nach dem die Schauenburger Schleswig erben sollten, wenn die herzogliche Linie ausstarb, mindestens ebenso verwandt, als das dänische Königshaus, fiel doch auch die dänische Königskrone nach dem Ableben der Königin Margarethe an recht entfernte Verwandte. Vorläufig hatte diese energische Dame es allerdings mehr auf die Vereinigung der drei nordischen Reiche abgesehen und belehnte daher im Jahre 1386 den Grafen Gerhard VI. aus dem Hause Schauenburg mit Schleswig. Er war der Erste, der Schleswig-Holstein mit Ausnahme des jetzigen Kreises Pinneberg, der von dem Schauenburger Stammland an der Weser aus regiert wurde, und Ditmarschens, das damals einen Freistaat bildete, ganz besaß. Als aber Königin Margarethe 1397 in der kalmarischen Union ihren Hauptzweck erreicht hatte und Gerhard im Jahre 1404 gegen die Ditmarschen gefallen war und nur unmündige Kinder hinterlassen hatte, strebte sie auch darnach, Schleswig wieder mit Dänemark zu vereinigen. Abermals bedurfte es eines etwa 30jährigen Krieges, bis Graf Adolf VIII. die Vereinigung Schleswigs mit Holstein im Vertrag zu Vordingberg endgültig erzwang. Aber eben derselbe Graf Adolf starb 24 Jahre später, 1459, ohne Kinder zu hinterlassen.

Unter den Erben kamen hauptsächlich zwei in Betracht: Graf Otto, der das Schauenburger Stammland beherrschte und in Holstein erbberechtigt war, weil er dem Mannesstamme des Grafen Adolf I. angehörte, in Schleswig aber nicht, weil Graf Adolf darauf noch keine Ansprüche gehabt hatte, — und der Dänenkönig Christian I., ein Schwestersohn Adolf VIII., der freilich, als einer weiblichen Linie angehörig, in Holstein nicht erbberechtigt war. Aber die Sicherheit des Landes stand in Gefahr, wenn man Otto erwählte. Der Dänenkönig hatte wieder Ansprüche auf Schleswig gemacht. Von Deutschland wäre schwerlich Hülfe gekommen. Und das Volk war des endlosen Krieges schließlich müde geworden. Dazu bot der Dänenkönig die denkbar günstigsten Bedingungen, wenn man ihn zum Landesherrn annehmen wollte: Schleswig und Holstein sollten für ewige Zeiten ungetheilt zusammen bleiben; den Ständen sollte das Recht zustehen, nach dem Tode des Landesherren einen neuen unter dessen Söhnen zu wählen; keine Abgabe durfte aufgelegt, kein Krieg unternommen werden, ohne Bewilligung der Stände; es durfte keine Münze geschlagen werden, die nicht in Hamburg und Lübeck gang und gäbe war; die Beamten sollten Landeskinder sein; dazu wollte der König alle sonstigen Erbberechtigten mit Geld entschädigen. Nachdem der König diese Verfassung feierlich beschworen und die Erklärung unterzeichnet hatte, er verdanke seine Wahl nicht seinen Rechten, sondern freier Gunst zu seiner Person, wurde er am 3. März 1460 zu Rigin zum Landesherrn von Schleswig-Holstein erwählt.

Am 3. März 1460 also ist vom dänischen König anerkannt worden, daß Schleswig und Holstein zusammengehören, beschworen worden, daß sie für immer zusammen bleiben sollten. Die Verbindung Schleswig-Holstein mit Dänemark ist von da an nur die durch eine Personalunion gewesen. Von einem Rechte der Dänen auf Schleswig oder einen Theil desselben kann also seit dem Tage nicht mehr die Rede sein. Das Staatsgrundgesetz ist zwar von jeher von den Dänen ignorirt worden, ihre Könige haben das gerade Gegentheil von dem gethan, was Christian I. damals für sich und seine Nachkommen beschwor. Und so hüpfen die Dänen noch heute gern über dies ihnen unbequeme Jahr hinweg, weil es die Rechte,

Digitized by Google

auf die sie pochen, hinfällig macht. Sie lieben es, von den Abmachungen desselben nur das hervorzuheben, was in ihren Kram paßt, und das ist nicht viel. Die Nichtbeachtung eines Gesetzes, wie sie in unserem Fall von den Dänen Jahrhunderte lang geübt worden ist, hebt aber dasselbe nicht auf. Zur Aufhebung dieses Gesetzes wäre auch der Machtspruch eines dänischen Königs nicht genügend gewesen. Dazu hätte es der Einwilligung der schleswig-holsteinischen Ständeversammlung bedurft, die aber nie eingeholt worden ist und wohl auch nie ertheilt worden wäre. Nur der Umstand, daß wenigstens die breiteren Schichten des Volkes für Politik kälter und kälter wurden, macht es erklärlich, daß man den Uebergriffen der Dänen in Schleswig-Holstein so lange ruhig zusah.

Als man aber in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Dänemark alle Rechte Schleswig-Holsteins beharrlich mit Füßen trat und die beiden Länder von einander zu trennen gedachte, um Schleswig einfach zur dänischen Provinz zu machen, gingen doch dem Volke die Augen auf. Die große Mehrzahl wünschte von Dänemark loszukommen, und die Gelegenheit schien günstig. Der Mannesstamm des Hauses Oldenburg war am Erlöschen, und wenigstens in Holstein konnte die weibliche Linie nicht als erbberechtigt gelten. Da nun aber Holstein sich Schleswig erworben hatte und beide Länder nach dem Gesetz von 1460 zusammenbleiben sollten, so mußte Schleswig mit Holstein der nächstberechtigten männlichen Linie zufallen. So lagen die Verhältnisse trotz aller Scheingründe der dänischen Kronjuristen, die gern auch Holstein die weibliche Linie aufgehalst hätten. Als man jedoch in Kopenhagen die Rechte Schleswigs immer beharrlicher mit Füßen trat und König Friedrich VII. sich ganz den Eiderdänen in die Arme warf, erfolgte die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Daß sie scheiterte und woran sie scheiterte, ist bekannt. Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 gab Dänemark und Schleswig-Holstein nach Ableben Friedrichs VII. im Prinzen Christian von Glücksburg einen Thronfolger, verpflichtete aber die Dänen, Schleswig nicht in Dänemark einzuverleiben und deutscher und dänischer Sprache in Schleswig gleiche Berechtigung zu geben. Als aber die Dänen, ihrem alten Grundsatze treu, sich an den Vertrag nicht kehrten, die deutsche Sprache mit Gewalt unterdrückten und Schleswig nicht nur mit zum Theil recht unwürdigen Beamten überschwemmte, sondern es auch im Jahre 1863 förmlich in Dänemark einverleibten, folgte der deutsch-dänische Krieg von 1864, und der Wiener Friede machte den dänischen Ansprüchen für immer ein Ende.

Eine schwache Hoffnung leuchtete ihnen freilich auf, als nach Beendigung des großen deutschen Krieges von 1866 der berühmte § 5 bestimmte, Nordschleswig solle wieder an Dänemark fallen, wenn die Bevölkerung den Wunsch dazu in freier Abstimmung zu erkennen gebe. Aber es war nicht Sache der Dänen, auf dieses Plebiscit zu drängen und nachdem die bis dahin unausgeführte Bestimmung im Jahre 1878 vom König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich aufgehoben worden ist, hat man im dänischen Lager gar keine Aussicht mehr, Schleswig oder einen Theil desselben wieder zu erlangen.

Wir sehen aber aus Allem, daß die Dänen im Unrecht sind, wenn sie behaupten, Schleswig oder wenigstens Nordschleswig sei von Leuten dänischen Stammes bewohnt, Jüten, Angeln und Friesen sind sächsischen Stammes, erstere freilich stark danisirt. Seit dem Jahre 1460 kann von Schleswig allein überhaupt keine Rede mehr sein, denn da hat ein dänischer König feierlich beschworen, Schleswig solle für ewige Zeiten mit Holstein vereinigt bleiben. Seitdem aber der § 5 des Prager Friedensvertrages aufgehoben ist, kann auch von einem Rechte auf Nordschleswig nicht mehr geredet werden. Die Dänen diesseits und jenseits der Königsau thun gut, das Gebot zu beherzigen: Laß dich nicht gelüsten.

Zur Aufhebung des Eideszwanges in England.

Von E. Schlaeger.

Am Abend des 14. März wurde der von Charles Bradlaugh und neun anderen Mitgliedern des englischen Hauses der Gemeinen eingereichte Gesetzentwurf zur Abschaffung des Eideszwanges in und außerhalb des Parlaments mit 252 gegen 152, also mit der starken Mehrheit von 100 in einem ungewöhnlich zahlreichen Hause unter namentlicher Abstimmung zum zweiten Male verlesen und angenommen. Die dritte Verlesung findet am 10. April statt und wird voraussichtlich zu einem ähnlichen Ergebniß führen. Vorausgesetzt, daß dem Entwurfe im Hause der Lords keine ernstlichen Schwierigkeiten bereitet werden, läßt sich das nahe Ende des großen Kampfes voraussehen, welchen der Atheist und Republikaner Bradlaugh seit 1880 gegen das Parlament gerichtet hat, und aus dem er nach so vielen Zurückweisungen und Gefahren zuletzt als Sieger hervorgeht. In der That ist dieser Sieg ein weiter umfassender und tiefer einschneidender als bei den wiederholten Anstürmen der ersten Kampfjahre von Bradlaugh selbst beabsichtigt wurde. Er wollte zunächst nur den Eideszwang aus den Hallen des Parlaments herausgeworfen haben und befolgte dabei den altenglischen praktischen Grundsatz, alle Kraft auf einen einzigen Punkt zusammen zu fassen, in die veralteten Gesetze zunächst einen einzigen Keil hineinzutreiben, und die späteren Erweiterungen der dadurch gewonnenen Bresche der Zukunft, d. h. sich und seiner weiteren Thätigkeit vorzubehalten. Der Erfolg war in Wirklichkeit nur bei solcher Selbstbeschränkung möglich. Nur dadurch konnte Bradlaugh jene althergebrachte Achtung vor dem Rechte der Wahlbezirke, sich durch irgend Jemanden im Hause der Gemeinen vertreten zu lassen, für sich in's Feld führen. Indem er in den Spuren des berühmten Wilkes, wenn auch mit anderem Schildanspruch wandelte, hatte er jene Macht der Präcedenzfälle für sich, die in England ebenso unentbehrlich wie entscheidend ist. Die von ihm im Sommer 1881 (nach seiner am 10. Mai desselben Jahres erfolgten Vertreibung von seinem Parlamentssitze) gegründete Liga zur Vertheidigung der verfassungsmäßigen Rechte, gab dem Kampfe die allgemeinere Anerkennung der ihm allerdings von Anfang an innewohnenden Bedeutung und schuf ihm eine außerordentliche Menge neuer Anhänger außerhalb des englischen Freidenkerbundes. Die Agitation nahm einen für das damalige liberale Ministerium Gladstone so bedrohlichen Umfang an, daß Gladstone schon Ende April 1881 eine Bill zur Abänderung der Parlamentseid-Acte ankündigte. Aber bei dem Abfall einer großen Anzahl seiner eigenen Partei und dem geschlossenen Widerstande der damals die Opposition bildenden Conservativen oder Tories war es unmöglich, den Entwurf während der Session durchzubringen.

Am 7. Februar 1882 verlangt Bradlaugh bei der Wiedereröffnung des Hauses den Eid zu leisten, um seinen Sitz für Northampton einzunehmen. Gladstone erklärte, das Haus habe kein Recht, sich zwischen ein in aller Form Rechtens erwähltes Mitglied und den Eid zu stellen. Dennoch geschieht es auf Antrag des Führers der conservativen Opposition, Northcote. Am 21. Februar versuchte Bradlaugh durch eine Art Staatsstreich, indem er sich vor dem Tisch des Sprechers selbst vereidigte, zum Ziele insofern zu kommen, als er dadurch ein gerichtliche Entscheidung über die Befugnisse des Hauses und seiner Mitglieder erzwingen wollte. Zunächst erfolgte seine Ausstoßung mit 297 gegen 80 Stimmen. Nach seiner Wiederwahl am 22. März 1882 abermalige Weigerung des Hauses, ihm die Eidesleistung zu gestatten. Nun beginnt die Betreibung des Kampfes in größtem Maßstabe durch Versammlungen und Petitionen für und gegen Bradlaugh's Zulassung. Am 15. Februar 1883 erscheinen 50,000 Anhänger derselben, darunter zahlreiche Abordnungen aus der Provinz, auf dem damals noch unbeanstandeten Trafalgarplatz. Dieser Druck von außen bewirkte denn auch die Einbringung einer

Digitized by Google

Angelobungsbill von Seiten der Regierung. Am 19. Februar wurde mit 184 gegen 53 Stimmen die erste Lesung beschlossen. Am 23. April beginnt die Debatte über die zweite. Sie dauert unter großer Erbitterung auf Seiten der Gegner bis zum Frühmorgen des 4. Mai. Aber die Liberalen lassen abermals ihren Führer im Stich und die Ablehnung erfolgt mit 292 gegen 289 Stimmen.

Während Bradlaugh nun seitdem jahrelang fortfuhr, die Sache des trotz aller Wiederwahl seines Vertreters im Parlament unvertreten bleibenden Northamptoner Wahlbezirkes in Stadt und Land zu verfechten, sind große Wandlungen im englischen Parteileben erfolgt, sind Fragen aufgeworfen, bei welchen es sich um die Erhaltung der Reichseinheit selbst handelte, Fragen von solcher Tragweite, daß dadurch die Eides- oder Angelobungsfrage in die zweite Linie zurückgedrängt wurde. Gladstone's Ministerium stürzte durch seine zu weit der Autonomie Irland's Zugeständnisse machende Stellungnahme, die Conservativen kamen durch die Neuwahlen an's Ruder. Bradlaugh benutzte dieselben, um sich unter den ersten vierzig Mitgliedern, welche bekanntlich die beschlußfähige Ziffer des Hauses bilden, zur Vereidigung vorzudrängen und dadurch den so lange ihm bestrittenen Sitz endlich wieder einzunehmen. Die Conservativen, welche früher den gottlosen Mann zum Frühstück, Mittag und Abendessen jahrelang verspeist hatten, zeigten jetzt nicht mehr die geringste Neigung, ihn wie 1881 und 1882 (allerdings offenbar gegen den Geist des Verfassungsrechtes) wieder auszustoßen. Sie verfügten eben in dem neuen Parlament nicht über eine zuverlässige Mehrheit, sie konnten sich nur mit Hülfe der sogenannten unionistischen Liberalen behaupten, welche sich in der irischen Frage der Gladstone'schen Führung entzogen und mit den Conservativen Wahlbündnisse geschlossen hatten. Viele dieser Liberalen hatten 1883 für die Gladstone'sche Angelobungsbill gestimmt, man mußte also Rücksicht auf sie nehmen. Durch diese Zerbröcklung der alten Parteien wurde es Bradlaugh möglich, unter weit günstigeren Verhältnissen als 1883 eine neue Bill, die im Eingang des Aufsatzes erwähnte, vorzubereiten und ihr die Wege zur Annahme zu ebnen. Schon im Sommer des letzten Jahres (1887), wurde durch verschiedene Abstimmungen über Vertagung klar, daß die Bill gute Aussichten habe. Aber erst in der gegenwärtigen Session wurde sie dem wirklichen Erfolge zugeführt. Bradlaugh hat durch seine Zähigkeit und Ausdauer seine Gegner ermüdet und zu der Ueberzeugung gezwungen, daß dieser ihnen so leidige „Bradlaugh-Scandal" in irgend welcher Weise für immer aus der Welt geschafft werden müsse. Dazu kam die dringende Noth, in einer so schweren politischen und socialen Krisis, wie sie die ungelöste irische Frage seit Jahren chronisch gemacht hat, alle solche Streitfragen beiseite zu schieben, welche lockernd und sprengend auf die Parteibande einzuwirken drohen und bereits eingewirkt haben. So wurde denn die Bradlaugh'sche bedingte Eidesaufhebungsbill trotz ihrer außerordentlich erweiterten Zielpunkte nicht als Parteisache aufgefaßt, sondern als eine außerhalb jedes Parteirahmens stehende Frage. Eben deshalb waren die am 14. März d. J. gehaltenen Reden von jener Parteiheftigkeit nahezu frei, welche die Kämpfe um die Gladstone'sche Angelobungsbill im Mai 1883 in so außerordentlichem Grade bezeichnete und zu wochenlanger Dauer ausdehnte.

Nicht daß gar kein Versuch gemacht wäre, die Erledigung der Sache auf die lange Bank zu schieben und dadurch womöglich ganz zu hintertreiben. Aber der Vorschlag Leighton's, die ganze Angelegenheit einer königlichen Commission zum Zwecke gründlicherer Untersuchung und ausgearbeiteterer Vorlagen zu übergeben, wurde mit 247 gegen 137 Stimmen abgelehnt. Diese Niederlage schattete den Sieg der Bill Bradlaugh's bereits deutlich vor. Um ihn möglichst wirkungsvoll zu gestalten, hatte der Antragsteller sich vorher bereit erklärt, verschiedene Einwände gegen den Wortlaut der Bill bei der schließlichen Fassung derselben für die am 10. April stattfindende dritte Lesung zu berücksichtigen.

Auch bei der Abstimmung des 14. März wurden keine Parteilinien eingehalten. Allerdings stellten die jetzt in der Opposition befindlichen Gladstone'schen Liberalen, zu denen Bradlaugh, wenn auch als radicaler Flügelmann, noch immer gehört, die Hauptmasse der Zustimmenden. Aber andererseits unterstützten auch zahlreiche Unionisten und selbst Conservative die Vorlage, und selbst Parnell's irisch-katholische Brigade theilte sich, um ihr Stimmen zuzuführen.

Die Londoner Times, welche in früheren Jahren Bradlaugh als ewigen Friedensstörer und Parlamentsansehenschädiger wiederholt verdammte, faßt ihn jetzt mit seidenen Handschuhen an und lobt seine Ruhe, seine Mäßigung und seinen Anstand. Sie sieht der Annahme der wesentlichen Bestandtheile der Vorlage mit ziemlicher Sicherheit entgegen. Dieselbe geht allerdings in mancher Beziehung sehr weit. Sie erlaubt Jedem, der sich in seinem Gewissen der Eidesformel gegenüber bedrückt fühlt, eine feierliche Versicherung an Eidesstatt abzugeben, und zwar nicht nur im Parlament, sondern auch vor Gericht als Zeuge, und selbst als Geschworener. Ferner kann sich jeder Richter, Beamte, ja selbst der Soldat dem Huldigungs- oder Treueide entziehen, und statt dessen durch feierliche Betheuerung sich binden, falls er gegen den Eid Gewissensbedenken empfindet. Es wird von den Gegnern deshalb geradezu die Besorgniß ausgesprochen, daß die anfänglichen Ausnahmen zuletzt zur Regel werden, d. h. daß sie zur Abschaffung des Eides überhaupt und für Alle führen könnten und würden.

Die verhältnißmäßige Stille in den Zeitungen deutet allerdings auf eine gewisse Erschöpfung in den Kreisen hin, welche früher das Feuer gegen Bradlaugh so emsig schürten. Dennoch ist nicht mit Sicherheit voraus zu sagen, in welcher Form die schließliche Annahme der Vorlage erfolgen wird. Gelingt es dem Antragsteller, die von ihm versprochenen Abänderungen in einer die ängstlichen Gemüther beruhigenden Form der Vorlage einzuverleiben, so ist ihre Annahme wahrscheinlich. Im anderen Falle dürfte sie einige Beschränkungen erleiden, welche von den Gegnern der jetzigen Fassung bereits in Aussicht gestellt sind. Der wichtige Allgemeingrundsatz, die Gleichstellung der Freidenker mit den zur Anerkennung bereits durchgedrungenen Quäkern, Katholiken und Juden in Bezug auf bürgerliche und politische Rechte wird der Hauptsache nach jedenfalls als Ergebniß des langen Kampfes festgehalten und zur Geltung gebracht werden.

Gladstone formulirte denselben schon am 26. April 1883 mit den Worten des Lord Lyndhurst dahin, daß „zwischen bürgerlichen Rechten und religiösen Ansichten eine vollständige Trennung herrsche, daß in Bezug auf die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte kein anderer Maßstab angelegt, keine andere Befähigung verlangt werden dürfe, als die rein staatsbürgerliche." Es ist das bekannte liberale Programm der fortschreitenden Trennung von Staat und Kirche oder, um Cavours Ausdruck zu gebrauchen, „der freien Kirche im freien Staate." Nur daß trotz aller äußerlichen Trennung, wie z. B. in Belgien und den Vereinigten Staaten die beiden alten Zuggenossen im Spanndienste des in den beiden Stockwerken des Staates und der Kirche zugleich wohnenden Bürgers noch immer einander nicht in Ruhe lassen und z. B. über die Schule sich in die Haare gerathen! So klagt u. A. Windthorst bei der Debatte über den Eid im Reichstage von 1876 über die zunehmende Entchristlichung des Staates und stellt als letzten Schluß und Stellvertreter der bereits zum kahlen Deismus abgeschwächten und jeder bestimmt religiösen Färbung beraubten Eidesformel die noch kahlere Versicherung bei Strafe des Zuchthauses in Aussicht. Ein verwandtes Mitglied des englischen Parlaments (Geddes) drückte am 14. März die Ansicht Windthorst's nach der positiv-christlichen Seite hin mit folgenden Worten aus: Der gemeine Mann lasse sich durch die Furcht vor einer späteren und unsicheren staatsanwaltlichen Anklage auf Meineid nicht sonderlich einschüchtern, aber er habe dagegen Furcht vor der ewigen Verdammniß, und es diene nur zu seinem Besten, diese wohlthätige Furcht vor den Strafen im Jenseits in ihm wach zu erhalten." Der gewöhnliche Londoner Richter begnügt sich freilich, wie neulich im Clerkenwell-Gericht, damit, einen Zeugen dadurch bei der

Digitized by Google

Stange der Wahrheit festzuhalten, daß er ihm mit seiner, des Richters, Befugniß droht, ihn unter Verdacht des Meineides sofort ins Gefängniß abführen zu lassen.

In England schreitet der äußerliche Entchristlichungsproceß des Staates aus vielen Gründen weit rascher vorwärts, als in Deutschland, in welchem derselbe sich sozusagen nur nebenbei, d. h. in Folge der Kämpfe zwischen Staat und Kirche (d. h. katholischer) vollzogen hat. In England hat die Zerbröckelung der englischen Staatskirche schon vor Jahrhunderten begonnen und zur völligen Freigebung der nach Millionen zählenden Dissenters, d. h. Methodisten, Congregationalisten, Presbyterianer u. s. w. geführt. In Irland ist die englische Staatskirche bereits aufgehoben, und in England erwartet sie dasselbe Schicksal. In Deutschland dagegen hat erst der Culturkampf das Recht des Austrittes aus der oder genauer den beiden Landeskirchen nebenbei ergeben und die Befreiung der Dissidenten oder Freigemeindler von Kirchensteuern zur Folge gehabt. Man hat diese eine Gewissensbeschwerung von ihnen genommen, aber höchst unlogischerweise ihnen dieselbe Erleichterung auf den anderen, noch religiös bestimmten staatsbürgerlichen Gebieten nicht zu gewähren den Muth gehabt. Allerdings sind die Agitationen der freien Gemeinden und des Freidenkerbundes in dieser Richtung zu lässig und nicht mit der nöthigen Gründlichkeit bis jetzt betrieben worden. Der Reichstag hat die betreffenden Eingaben um Einführung einer einfachen Versicherung an Eidesstatt für Dissidenten einfach zu den Acten gelegt, ohne es seit 1876 zu irgendwelcher Debatte im Plenum kommen zu lassen. Die weitere Zerbröckelung des Kirchenwesens in Deutschland wird schließlich auch dem Reichstage etwas mehr Beachtung späterer Eingaben abzwingen. Bruno Bauer zeichnet in seiner Parallele der Antike und des „neuen Alterthums" der Gegenwart die Zukunft, wenn er schreibt: „Dieselbe Vermischung der religiösen Bilder, das gleiche Verdunsten in eine gestaltlose Einheit hat bei uns stattgefunden, und augenblicklich schwebt noch der Krieg, in welchem diese gasartige Centralisation den Rest der alten und farbigen Götterbilder sich zu unterwerfen und zu assimiliren sucht."

Vom culturgeschichtlichen Standpunkte erscheint der alte, seiner Blitzbündel schon stark entkleidete Eid als das Zuchtmittel einer Zeit, in welcher man Sittlichkeit durch Schreckmittel zu erzwingen suchte, weil man es nicht verstand oder zu mühsam fand, sie durch Erziehung, Beispiel der Umgebung u. s. w. als Blüthe freier Entwickelung zu erzielen. Der Eid theilt das Schicksal der aus ähnlichen Gesichtspunkten eingeführten Todesstrafe. In demselben Grade, in welchem die Zahl der mit Todesstrafe belegten Verbrechen im Gesetzbuch abgenommen hat und abnimmt, hat sich auch die Zahl und das Wesen der Eide und ihrer Formeln verringert. Man wird immer mehr in ihnen das Ungenügende des Mittels zum vorgesetzten Zwecke erkennen. Wie im Großen und Ganzen die Todesstrafe nicht vom Verbrechen abschreckt, so auch der Eid nicht von der Lüge. Er fördert im Gegentheil dieselbe, indem er gewissermaßen zwei ungleichwerthige Arten von Wahrheit und Wahrheitserklärungen künstlich schafft und dadurch die Wahrheitsliebe um der Wahrheit selbst willen untergräbt und schädigt. Die Zeit wird kommen, wo man beide, Eid wie Todesstrafe, nur noch als historische Erinnerungen an eine überwundene und untergeordnete Bildungsepoche betrachten und über sie staunen wird, wie über die Reste ausgestorbener Mastodontenarten einer längst mit neuen Schichten überdeckten grotesk-barbarischen Vorwelt.*)

*) Die auf den 10. April als vierter Punkt der Tagesordnung angesetzte Eidesbill kam nicht zur Verhandlung, theilweise in Folge einer langen Discussion einer vorhergehenden Bill, hauptsächlich aber in Folge des um 12 Uhr Nachts von Seiten eines Gegners der Bill erhobenen Einspruches, welcher unter der neuen Geschäftsordnung, nach welcher die Sitzung um 12 Uhr schließt und nur durch allgemeine Zustimmung weiter dauern kann, genügte, um die Verhandlung für den Abend zu verhindern. Für den 1. Mai nahm die Bill wieder den vierten Platz auf der Tagesordnung ein, kam aber wieder nicht zur Verhandlung. Die Bill ist eben keine Regierungsvorlage, sondern die eines einzelnen Parlamentsmitgliedes, welcher natürlich nicht wie die Regierung Tag und Stunde beliebig für Vorlagen sich wählen kann und selbst im günstigsten Falle dieselben solchen Verzögerungen ausgesetzt sehen muß, wie am 10. April. Es ist nicht unmöglich, daß die weitere Berathung der Bill erst nach Pfingsten zu Stande kommt.

Literatur und Kunst.

Die nationale Strömung in der deutschen Literatur.

Von Arnold Fokke.

Unter den Schlagwörtern, welche von den Leuten, denen die Gegenwart keine Befriedigung gewährt, gegen die bestehenden literarischen Zustände geschleudert werden, stehen Ausdrücke wie „Geschäfts-Blaustrumpf-Salonliteratur" oben an. Es ist ohne Zweifel, daß damit in Wirklichkeit auf große Uebel, an denen das deutsche literarische Leben krankt, hingewiesen wird. Die Zustände, welche die Vermittelung des Buchhandels mit Naturnothwendigkeit herbeiführen muß, das Zerfallen in Coterien und Cliquen, das unausbleibliche Ergebniß aus der Zerrissenheit der politischen und religiösen, der socialen und wissenschaftlichen Parteinahme, die Unfreiheit und Gebundenheit der Kritik, welche nach der einen Seite die Wahrheit verschweigt und nach der anderen die Unwahrheit in die Welt hinein ruft, das sind Dinge, unter denen Jeder zu leiden gehabt hat, der dem lockenden Zauber des Schriftstellerns nicht hat widerstehen können. Jedoch abgesehen davon, daß dies immer so gewesen ist, so bleibt es eine unwiderlegliche Wahrheit, daß mit Schreien die Sache nur schlimmer gemacht wird. Wer schilt oder gar schimpft, der beweist nur, daß er in sich selbst den Fehler noch nicht erfolgreich bekämpft hat, welcher an seinem Theile mit die Schuld an den öffentlichen Schäden trägt. Wenn in der Schule etwas nicht in Ordnung ist, so kann man diesen Zustand in der Regel auf einen Fehler des Lehrers zurückführen. So zeigt auch der, welcher im Leben seine Mitmenschen belehren will und dabei die Ruhe nicht bewahrt, daß er noch einen sehr bedenklichen Mangel an Selbsterkenntniß mit sich umher schleppt. Alle tragen wir unseren größeren oder kleineren Theil an der Schuld der öffentlichen Uebel, und es bleibt nichts anderes übrig, als den Rath aus dem Codex der christlichen Sittenlehre zu wiederholen, die Besserung der Welt bei sich selber zu beginnen. Diese Besserung liegt vor Allen auch dem Dichter ob, und zwar deshalb, weil er an der Spitze seines Volkes marschirt und noch immer wie vor Alters das Seheramt ausübt. Für ihn bedeutet sie die Klärung in sich, das ununterbrochene Ringen, sein dichterisches Leben und Weben in immer greifbarere Form zusammen zu fassen und zur Erscheinung zu bringen. Was kümmert den Adler bei seinem Sonnenfluge das Flattern des niederen Geflügels, was den Dichter das Piepsen und Gluckfen der Blaustrümpfe? Auf dem Baume des Lebens muß es auch solche Käuze geben, aber sie werden um so geringere Bedeutung haben, je gehaltvoller die Poesien des gottbegnadeten Sängers sind. Würde er nicht ohne sie zu beachten an ihnen vorübergehen, so könnte er in den Verdacht gerathen, als ob der Blick, den er auf sie wirft, aus Neid und Mißgunst hervorgegangen wäre.

Daß vielen Dichtungen der Gegenwart nicht die wahre Empfindung des Herzens inne wohnt, sondern die Anempfundenheit, daß ihnen nicht der Wald- und Erdgeruch ungetrübter Natur, sondern der Parfüm des Salons anhaftet, das ist eine Wahrheit, die leider ebenso wenig geleugnet werden kann, als die andere, daß vielfach den Dichtern der Gegenwart der weite und freie Blick, die Ruhe und Sicherheit in der Behandlung des Stoffes auf ein großes Ziel hin fehlt. Aber auch hier wird nicht dadurch gebessert, daß die Echtheit eines Dinges angezweifelt und dann bloß darin geändert wird, daß der

Digitized by Google

äußere Aufputz Aenderung erfährt. Will man den wirklichen Baum, so muß man säen und pflanzen und dem Wachsthum mit frischen Säften von unten zu Hülfe kommen. Auch wird der Unnatur des Salontones nicht dadurch abgeholfen, daß unvermittelt an seine Stelle die Sprache der Gasse gesetzt wird. Das eine ist so unnatürlich wie das andere. Schließlich ist auch damit keine Abhülfe geschaffen, daß man in den Conflicten der Gegenwart den Stoff gefunden zu haben meint, der den Dichter über die vorhandenen Schwierigkeiten hinweghilft, sondern darauf kommt es an, wie sich die Materie in der Seele des Bildners spiegelt.

Jeder Stoff verhält sich gewissermaßen feindlich zum Künstler, hier der eine durch allzugroße Entfernung, dort der andere durch zu unmittelbare Nähe. Für beide kommt noch die Frage nach seinem Umfange und inneren Zusammensetzung hinzu. In jenen hat er sich hineinzuarbeiten und zwar rückwärts auf die Spuren, welche von der Gegenwart in die Vergangenheit hinaufführen. Es liegt auf der Hand, daß sich dabei große Schwierigkeiten bieten und daß das Verfahren nicht vorsichtig genug sein kann, aber das Ziel wird erreicht, wenn gewissenhafte Forschung mit der Gabe der Beobachtung vermittelst des inneren Sinnes sich vereinigt. Anders und nahezu umgekehrt verhält sich die dichterische Thätigkeit in Bezug auf den Stoff, der einer zu nahen Gegenwart entnommen ist. Während sie dort dem Stoffe sich zu nähern, ihn gewissermaßen zu beschleichen, ihm die schwachen Seiten abzugewinnen und dadurch zu bemeistern gezwungen ist, drängt hier vielmehr derselbe auf sie ein und zwar je größer und complicirter er ist, um so beengender. Hier ist der Dichter in der Lage der Abwehr, und je weiter er die auf ihn einstürmenden Dinge von sich abbringen kann, um so besser ist es für ihn. Sein Verfahren kann mit dem eines Seefahrers verglichen werden: wie dieser sein Schiff von der Brandung der Küste, so hat er seinen Geist von der Verwirrung des Augenblicks klar zu halten. Wie ist der Standpunkt, den der Dichter zu seiner Materie einnimmt? das ist die Frage. Aus der Bodenluke blickt er nur in das Gewirre seiner Umgebung hinein, ohne ihren inneren Zusammenhang zu erkennen, von der freien Höhe überspannt er mit dem Auge Alles, er sieht das Neben- und Hintereinander und weiß das Einzelne nach Umfang und Beschaffenheit gegen einander abzuschätzen. Aber diese beherrschende Stellung zu gewinnen ist nicht minder schwierig, als aus der Gegenwart sich in eine weitentlegene Vergangenheit zu versetzen.

Gleichwohl ist die Meinung, daß dichterische Thätigkeit ihren eigentlichen Boden nur in der gegenwärtigen Zeit finde, nicht bloß weit verbreitet, sondern auch Schlachtruf einer Partei. Was ist uns Hekuba? So heißt es fast zu jedem dramatischen Thema, das einer mehr oder minder entfernten Vergangenheit entnommen ist, aber die Recensenten, welche so kritisiren, vergessen dabei, daß der bekannte Ausruf Hamlets einer wesentlichen Ergänzung bedarf. Wie weit auch die alte Trojanerkönigin durch die Jahrhunderte von uns getrennt ist, so hat doch der Dichter, oder in diesem Falle der Schauspieler nach der Meinung des Dänenprinzen uns ihre Gestalt, ihr Unglück menschlich so nahe gebracht, daß wir im Augenblick des Lesens oder Hörens ihr Elend als unser eigenes empfinden. Gerade nach dieser Stelle im Shakespeare also ist nicht der Stoff entscheidend, sondern das Talent des Dichters. Darin eben beruht seine dichterische Gestaltungskraft, daß er die todte Vergangenheit wieder zu erwecken und voller Leben in die Gegenwart zu stellen, dagegen die letztere in dem Maße der Unruhe des Augenblicks zu entrücken vermag, daß wir ihre Ereignisse als Realitäten empfinden, die aller Zeit angehören und von der Jetztzeit nur die Färbung haben. Ja, aber wo sind solche Dichter? Nun wir, die wir dichterisch nicht productiv sind, vermissen sie nicht in dem Maße, als manche Dichter-Kritiker thun, die überall zu mäkeln haben, aber auf eine wesentliche Förderung der Kunst auch ihrerseits nicht pochen können. Wohl oder übel muß das Publikum sich mit dem Vorhandenen begnügen und für das was noch fehlt mildernde Umstände gewähren.

Wenn die verschiedenen Nationen nicht minder Individuen sind als die einzelnen Menschen, Individuen mit leicht erkennbaren Merkmalen, welche bedingt sind durch ihre Geschichte, ihre klimatische und geographische Lage, so ist die deutsche Nation mit einer solchen Individualität begabt, welche sie sehr bestimmt und scharf von allen anderen Individualitäten unterscheidet. Die Geschichte besonders hat diesem Volke höchst charakteristische Merkzeichen tief in die Stirne gegraben. Von den modernen Nationen hat nur Italien in seiner äußeren staatlichen Entwickelung Aehnlichkeit mit Deutschland. Im Uebrigen haben alle die großen Weltereignisse, welche seit dem Beginne der neueren Geschichte die Völker Europas betroffen haben, auf keines tiefere und nachhaltigere Wirkung gehabt, als auf das deutsche. Nirgends hat die Bewegung der Völkerwanderung so lange nachgezittert, wie in Deutschland, ebenso hat die der Kreuzzüge hier die Massen am längsten in Aufregung gehalten. Die Römerzüge, nur von deutschen Kaisern ausgeführt, sind einer der Gründe unserer nationalen Zersplitterung. Die Reformation, welche vom deutschen Volke ausging, hat in seinem Innern die furchtbarsten Kriege hervorgerufen, seinem geistigen und leiblichen Wohlstande die tiefsten Wunden geschlagen. Während bei allen anderen Nationen die Einheit der Religion hergestellt ward, hat die Spaltung der Confessionen unsere staatliche Einigung überdauert. Während allüberall sonst in den Culturstaaten mit der nationalen Machtentfaltung die Entwickelung der geistigen Kräfte gleichen Schritt hielt, blieb bei uns mit der politischen Verkümmerung die literarische Erhebung zurück. Schließlich brach sie sich wie der Sturm der Elemente Bahn, ohne die nationale Aufrichtung abzuwarten. Diese ist ihr dann gefolgt mit einer beispiellosen Anstrengung der Kräfte des Volkes nach den vorzugsweise praktischen Seiten des Lebens hin. Eben dahin wird auch noch auf lange Zeit hin das Streben der Nation gerichtet sein. Es ist nicht zu erwarten, daß alsbald nach dem Wiederaufbau des Reiches wieder eine neue Blüthezeit der Dichtung erstehen werde. Sind durch Jahrhunderte hindurch die Kräfte der Volksseele, wenn man von einer solchen sprechen darf, auseinander gerissen, sind sie im Auf- und Abschwanken nach einander thätig gewesen, so ist es nur natürlich, daß sie sich erst allmählich wieder in's Gleichgewicht setzen. Nicht als ob eine kraftvolle dichterische Thätigkeit überall nicht möglich wäre, aber wenn Heroen des Geistes auf politischem und militärischem Gebiete da sind und da sein müssen, so liegt es in der Natur der Dinge, daß sie allein durch ihr Gewicht andere Kräfte hinter sich her ziehen und sie in der von ihnen angestrengten Thätigkeit verbrauchen. Man kann es beklagen, daß es augenblicklich keinen Dichter wie Goethe gibt, aber die Frage liegt nahe, ob nicht, wenn das Leben des Frankfurter Rathssohnes in die Jetztzeit gefallen wäre, die Kraft seines Geistes in einem ganz anderen Dienste seines Vaterlandes zur Verwendung käme. Der Strom des deutschen Lebens beginnt erst sich in das nationale Bett zu ergießen, vorerst gilt es noch, wenn auch nicht die eigentlichen Vorbedingungen, so doch die thunlichste Gewähr für seine Weiterexistenz sicher zu stellen. Die Arbeit des Dichters kann starke Hülfe dazu leisten, es ist selbst nicht ausgeschlossen, daß sie nach dieser und jener Richtung mit die Führung übernimmt, aber wie die Dinge liegen, tritt sie in Folge einer natürlichen Schickung augenblicklich in die zweite Reihe oder noch weiter zurück. Der Wunsch große Dichter zu haben ist erklärlich, aber es ist eine andere Frage, ob er in der gegenwärtigen Lage der Dinge berechtigt ist.

Der Satz, daß Geduld Genie sei, findet auch hier seine Anwendung, vor Allem nach der Seite, auf welcher die fast krankhafte Sehnsucht nach dem Erstehen einer nationalen Poesie sich kund thut. Wie wäre es möglich, daß sie mit einem Schlage wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus hervorspringend dasteht? In früheren Zeiten haben große Geister den Gedanken gehabt, durch die Poesie eine Einheit des Staates heraufzuführen: wenn sie damit auch unrecht hatten, so haben sie doch an ihrem Theile zu seiner Verwirklichung beigetragen. Jetzt ist der Staat da, und im Wesentlichen kann die deutsche

Digitized by Google

Dichtung keine andere Aufgabe haben als früher, das heißt in der unveränderten Lage nach Maßgabe der ihr innewohnenden Kräfte für seine Weiterentwickelung Sorge tragen. Es bedarf nicht immer und überall hoch dithyrambischer, patriotischer Ergüsse, nicht immer aus den Höhen des Himmels herabgeholter Betrachtungen, auch die mittleren Lagen des Lebens bieten Stoff genug zu poetischer Gestaltung. Dabei kommt es vor Allem auf die Beobachtungsgabe und die Art an, wie der Dichter das Beobachtete durch seinen Geist gehen läßt und es in bestimmter individueller Färbung wieder aus sich herausstellt. Ein anderes Erforderniß ist, und man kann das nicht genug betonen, der Fleiß, und zwar immer wiederholter, unabläßiger Fleiß. Man spricht so gern vom Genius des Dichters, und ohne Zweifel ist es was schönes, wo in Wirklichkeit ein solcher vorhanden ist, aber noch niemals ist selbst das Genie ohne Arbeit fertig geworden. Ich glaube, daß in dem angeregten Punkte eines der Hauptübel verborgen liegt, an welchem unsere Literatur krank ist. Indeß auch hier darf die Schuld nicht so sehr auf die Dichter als auf die Umstände geworfen werden. Es ist nicht möglich, daß unsere Schriftsteller ihre Arbeiten bis zu völliger Reife austragen, wenn Concurrenz und herbe Sorge um das tägliche Brod zu überhastender Eile antreiben. Gleichwohl sollten diese Rücksichten gegen die höheren zurücktreten. Wenn dies zwar ein hochidealer Standpunkt ist, so muß man bedenken, daß der Idealismus das eigentlichste Erbtheil des deutschen Volkes ist und daß', wenn derselbe im begonnenen Streben nach praktischen Zielen untergehen sollte, damit alles verloren ist. Wird er aber gewahrt, und es ist zuversichtlich zu erwarten, daß es bei veränderter, günstiger Lage der Nation immer mehr geschehen werde, so wäre es des Höchsten zu verwundern, wenn nicht auch unsere Dichtkunst im neu erstandenen Reiche allmählich das nationale Gewand bekäme. Auch hier können Klagen und abstracte Abhandlungen über „nationale Poesie" und was dergleichen mehr ist nicht aus der Stelle bringen. Lessing schrieb, um den übermächtigen Einfluß der Franzosen zu brechen, nicht bloß seine Dramaturgie, sondern auch mustergiltige Theaterstücke, aus denen man sich noch immer Rath holen kann. Macht sich das Uebergewicht dieses Volkes auch jetzt wieder geltend, so sind unsere Schriftsteller dem gegenüber in keiner anderen Lage, als die deutschen Gewerbtreibenden angesichts der französischen Industrie. Mannhafte, ehrliche Arbeit erkämpft sich auch hier den festen Boden, und eben durch diesen Kampf wird sie die nationalen Gesichtszüge erhalten.

Durch nichts Anderes. Wenn es in einem neuerlichen Klageliede heißt, daß „ein Wildenbruch" auf deutschen Bühnen vor französischen Dramatikern zurückstehen müsse, so wären doch vor Allem in diesem Dichter die Vorzüge nachzuweisen, welche den Kritiker berechtigten, ihn als Trumpf gegen die Franzosen auszuspielen. Viele Leute glauben trotz allem lautgewordenen Enthusiasmus nicht an diese Vorzüge, und selbst wenn sie nach der dichterischen Seite hin vorhanden wären, so fehlt ihm doch die Energie der Arbeit und die ruhige Besonnenheit, welche nach allen Seiten hin die dichterischen Mittel in Erwägung zieht. Denn nur diese beiden Eigenschaften geben auf die Dauer die Gewähr des durchschlagenden Erfolges. Fährt aber Wildenbruch fort nur „dramatische Felsblöcke", wie Heinrich Bulthaupt sagt, „auf die Bühne zu werfen", dann wird es ihm vielleicht gelingen, an seinem Theile zur Zertrümmerung der deutschen Bühne beizutragen, nicht aber sie aufzurichten. Mit Wildenbruch'schen Mitteln wird das Franzosenthum nicht aus dem Felde geschlagen.

Noch mehr als im Hang zum Französischen soll der unseren literarischen Zuständen anhaftende Schaden in der Vorliebe für das griechische Alterthum beruhen. Nach der Meinung Vieler, die sich zu einem Urtheile berufen fühlen, ist eben diese Vorliebe eine von den von außen in unser Leben hineingetragenen Gewalten, welche der Einigung unserer literarischen Kräfte entgegensteht. Die Antike ist der Alb, der auf unserem Kunstleben lastet, der es nur zu gepreßten, manirirten Lauten kommen läßt, den freien und frischen Volkston zurückhält. Gegen nichts erschallt augenblicklich der Hall der Kriegstrompete lauter und feindseliger als gegen den Hellenismus, der nach der Meinung seiner Gegner eine in's Maßlose übertriebene Pflege bei uns findet. Diese soll denn auch im Besonderen der Sprache im deutschen Schauspiel jenen zwar glänzenden, aber im Grunde kalten und erkältenden Ton verleihen, der den Weg zum Herzen des Volkes nicht zu finden vermag und darum das Haupthinderniß bildet, weshalb wir zu einem wahrhaft nationalen Drama nicht durchdringen können. Deshalb fort mit der Antike, fort mit dem Schulmeisterzopf, der noch den meisten unserer Dichter auf dem Rücken baumelt! Und solche Sprache führt man, nachdem erst vor wenig mehr als hundert Jahren Winkelmann uns das Verständniß der altgriechischen Kunst erschlossen hat, nachdem Goethe auf seiner italienischen Reisen erkannte, daß das eigentliche Wesen der antiken Poesie auf der unmittelbarsten sinnlichen Anschauung beruhe, Schiller aus dem Studium der Alten erfuhr, daß seine ersten Producte, so genial sie waren, die weitesten Abirrungen vom ruhigen Gange der Natur seien. Gleichwohl, daß auch nach dieser Seite hin ein Ankämpfen gegen das Zuviel nicht bloß erklärlich, sondern auch berechtigt ist, wird Niemand leugnen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der so machtvoll in unser Leben eingedrungene Strom der Antike, getragen von der Schule, manches Gute und echt Nationale entweder auf seinen Wellen davon geführt oder verschlungen hat, so daß es zu eigenartiger Entwickelung nicht hat kommen können. Auch das wird man zugestehen, daß nach mancher Seite hin die deutsche Dichtung in unfreiem Banne des Alterthums steht, aber besser wäre es auch hier, die Erscheinung im einzelnen Falle zu bekämpfen, als ein Princip aufzustellen und das Kind mit dem Bade zu verschütten. Ferner kann auch das zugestanden werden, daß der Schulmeisterei, da man einmal den Ausdruck beliebt hat, der Zopf gar dick und lang hinten weghängt. Indeß wozu der Zorn und die Entrüstung? Ein Zopf verdient beide nicht, und nützlicher ist es, sich mit Spott und Satire über ihn herzumachen, und ihn den Trägern mit Lachen und Hohn vor die Augen zu halten. Aber beileibe hüte man sich, die Sache tragisch zu nehmen oder gar zu glauben, die ganze Nation hänge an diesem Zopfe und lasse sich, wollend oder nicht, durch dick und dünn hinterher schleppen. Hat man es denn wirklich nöthig nachzuweisen, daß hier kein irgend ernstlicher Nothstand vorliegt, oder soll man in Wahrheit überzeugt sein, daß die Leute selbst an ihre Deductionen glauben? In welcher Weise sich antike Kunst und Wissenschaft belebend für unser nationales Leben erwiesen hat, darüber ein Wort zu verlieren, wäre mehr als überflüssig. Nichts außer dem Christenthum ist jemals unserem Wesen congenialer gewesen, hat sich leichter und fester mit demselben vereinigt, als der geistige Gehalt Griechenlands, und ihn will man von unserem lebendigen Leibe abtrennen? Denn welche andere Bedeutung als diese kann es haben, wenn es in der Kritik eines Berliner Recensenten heißt: „Fort mit dem antiquarischen Gerümpel aus den Schulstuben", und in der haltlos verschwommenen Ausführung eines Jungdeutschen die Isolirung des nationalen Dichters gefordert wird, damit er ja nicht in Gefahr kommt, irgend ein antikes Muster ansehen zu müssen und dadurch in seiner urgermanischen Dichterarbeit gestört zu werden? Bei aller Begeisterung für das Echtdeutsche scheint man doch nur eine geringe Meinung von der ihm innewohnenden Kraft zu haben, wenn man so sehr alle Beschäftigung oder Berührung mit dem Fremden fürchtet.

Noch von einer anderen Seite bekommen diese verworrenen Ansichten, denen gar sehr etwas von der antiken Klarheit noth thäte, eine nähere und jedenfalls deutlichere Erklärung. In der vergleichenden Betrachtung eines Münchener Künstlers ist zum Beweise von solchen Männern der Kunst die Rede, welche, ohne jemals in Rom gewesen zu sein, dennoch Großes geleistet haben. Aber was kann dies beweisen, als daß entweder jedes wirkliche Talent sich unter allen Umständen Bahn bricht, oder daß das antike Kunstgesetz bereits dermaßen in unser Fleisch und Blut übergegangen ist, daß es sich selbst da nicht verleugnet, wo die eigene unmittelbare Anschauung fehlt? Die Kunstgesetze sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern in

Digitized by Google

ihrem eigentlichsten Wesen dieselben, nur haben die Griechen sie am einfachsten und klarsten zum Ausdruck gebracht. Hat ein Dichter oder bildender Künstler es nicht nöthig, sich durch das Medium der griechischen Kunst zur Vollendung emporzuschwingen, ist sein Geist so sehr über räumliche und zeitliche Einwirkung erhaben, daß er auch ohne Vorwurf die göttliche μίμησις des Aristoteles zu üben vermag, so soll ihn Niemand dazu zwingen, entweder die Bildsäulen des Praxiteles und die Tragödien des Sophokles auf das in ihnen waltende Gesetz zu studiren, oder aus dem Thukydides zu lernen, was Objectivität in der Behandlung der Geschichte bedeutet. Aber wenn er sich beim stärksten Bewußtsein des eigenen Könnens einige Bescheidenheit gewahrt hat, so wird er noch immer gern bei den Alten in die Lehre gehen und, ohne das Eigene aufzugeben, in der Anschauung des Fremden seine freie Schaffenskraft stählen. Das ist freilich wahr: die griechische Muse hat etwas vom Blicke der Gorgo. Wer kein klares Auge, kein festes Herz hat, den schlägt sie in starre Bande, aus denen er sich schwer zu lösen vermag. Aber wer durch das Anschauen nicht in Verwirrung geräth, wer durch die äußere Starrheit in das dahinter pulsirende warme Leben durchdringen kann, über den kommt es wie eine Erlösung, und wer schon den freien Geistesflug hat, dem wird die Schwungkraft erhöht. So ist es bis dahin in Deutschland gewesen. Während unserer nationalen Erniedrigung hat der deutsche Volksgeist den griechischen zu seiner inneren Stärkung und Kräftigung in Dienst genommen; es ist nicht anzunehmen, daß in der Erhebung dieser Dienst sich nicht nützlich erweisen sollte. Um zu beweisen, daß die Classicität überall ein Hemmschuh für die freie Entfaltung der Kunst sei, wird darauf hingewiesen, daß viele tüchtige Kräfte in ihr untergegangen seien und es niemals zu nennenswerthen Leistungen gebracht hätten. Man sollte meinen, daß hier ein anderer Schluß nahe läge. Wie kann man der Wahrheit zum Vorwurf machen, daß schwache Menschen von ihrer Erscheinung zu Boden geschmettert werden? Wen die Götter Griechenlands im Stich lassen, dem kann überall keine Gottheit helfen.

Also dem classischen Alterthum soll von jetzt an die Einwirkung auf das junge Deutschland versagt sein. Die Forderung läuft parallel mit denen der Realschulmänner, oder vielmehr derer, welche die Einheitsschule wollen mit Ausschluß des Griechischen. „Die ausgepreßte Citrone des Lateinischen" will man den Schulmeistern lassen: gibt das Innere auch keinen Saft, um so besser, so mögen sie die Schale quetschen, ein harmloses Spielzeug in den Händen der Leute, die doch ihren Zopf weiter flechten wollen. Aber daß nur die Jugend nicht schon durch das Griechische vergiftet werde! Am besten wäre es, alle schlügen den Bildungsweg Friedrich Bodenstedt's ein. Teut's Söhne sind von der Herrschaft der Franzosen frei, ihre politische Unabhängigkeit vor jeder unberechtigten Einwirkung gesichert, mögen sie nun auch ihre Freiheit nach allen Seiten hin ungehindert gebrauchen. Sie sollen sich nicht mehr beirren lassen durch den Gipskopf, den sie so lange haben malen müssen, nicht mehr bethören durch die „schöne Sprache", die ihrem Denken und Fühlen eben so wenig entspricht, wie „der classische Faltenwurf" ihren Gliedern. Endlich ist die Zeit da, der eigenen Natur folgen zu können, die sie den richtigen Weg zum guten Ziele führen wird. Die früheren Literaturepochen werden gepriesen, aber welche Bedeutung werden sie haben neben der Zukunftspoesie, in der kein fremder Mißklang den reinen germanischen Bardengesang stören wird?

Es ist die Frage, was den eigentlichen Inhalt dieser Ausführungen bildet. Ist es in Wirklichkeit die Erkenntniß, daß unser geistiges Leben, speciell unsere Literatur seit hundert Jahren und darüber auf dem verkehrten Wege sich befindet, oder ist es das Verzweifeln am eigenen Können, der Einsicht, daß in der bisherigen Richtung wohl das Gute, im besten Falle das gleich Vortreffliche, aber niemals das Bessere erreicht werden kann? In dem Schlußsatze einer dieser Deductionen, worin es heißt, „daß man niemals das absolut Vollkommene nachahmen dürfe, weil man Gefahr laufe, selbst niemals classisch zu werden", liegt die Antwort. Demnach auch hier im letzten Grunde und ohne sonderliche Verhüllung der Pessimismus! Wem fallen nicht die Worte aus dem Scheffel'schen Liede ein, mit denen die Mutter des Schwabenherzogs Krok den vom Römerthum angekränkelten Sohn anredet: „Wandle du auf anderen Bahnen" — —? Es hat von jeher in der Menschen Natur gelegen, nach dem Besseren zu streben und es zu nehmen, wo immer es zu finden ist; nur die Chinesen haben ihr Land mit einer Mauer umgeben. Es wird darauf hingewiesen, daß die Natur das allumfassende sei, und besonders in der Poesie und bildenden Kunst müsse sie die Führerin sein, denn sie sei unfehlbar. Aber die Griechen mit ihrer Auffassung von der Kunst bilden nur einen Theil derselben und sie haben am einfachsten und klarsten erkennbar die Wege angegeben, auf denen sie nachzuahmen ist. Ferner bedeuten diese Wege nur die Form des Dinges oder das aprioristische Gesetz, wonach es in seinem Werden Gestalt annehmen soll. Zwar kann dasselbe je nach der Verschiedenheit der Natur, auf die es Anwendung finden soll, die mannigfachsten Modificationen erleiden, doch in seinem innersten Kern ist es überall dasselbe, denn es beruht auf der allgemeinen, überall gültigen Form der Denkgesetze.

Ja, diese Denkgesetze! In ihnen liegt es. Was wir als unser höchstes Glück preisen, ist doch auch wieder die Qual unseres Daseins. Die Tiefen und Höhen des Endlichen durchdringt die Vernunft, aber über die Grenzen desselben vermag sie nicht hinauszukommen. Da man nach den verschiedensten Seiten hin die Arbeit bis zur Vollkommenheit gethan sieht, so möchte man nach einer anderen Richtung hin durchbrechen, doch es ist eitel Schein und Täuschung, wenn man thut, als ob hier bessere Ziele wirken. So liegt das vermeintliche Unglück nicht dort, wohin die Anklage gerichtet ist, sondern in der Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft. Anstatt jedoch mit verständiger Resignation sich in das Unvermeidliche zu schicken und wie Faust den Zwiespalt des Lebens mit der That zu überbrücken, erfüllt man die Welt mit Klagen über ihren verkehrten Gang. Kann man auch nicht Werke der Vollkommenheit schaffen, so freuen sich die Mitmenschen doch auch über solche, welche den Ernst zeigen sie zu erreichen. Muß man dann immer übertreffen wollen? In diesem Begehren liegt das Unrecht. Der Dichter und der Künstler treten in den Dienst der Musen nicht um ihrer selbst, sondern um der Göttinnen willen. Selbstlosigkeit und Begeisterung lassen sie niemals unbelohnt.

Aber hier ist das Predigen vergeblich. Unsere neuesten Jungdeutschen wollen nun einmal keine Epigonen sein und endlich auf eigenen, echtgermanischen Füßen einhergehen. Den dicken Schulmeisterzopf schneiden sie ab, aber geben sie auch Acht, ob ihnen selbst nicht ein anderer, noch schlimmerer hinten herauswächst? Es ist belustigend zu hören, was die inhaltsschwere Weisheit zunächst zu Tage gefördert hat. Von dem vaterländischen Geiste, von dem, was das Erbtheil unserer Nation sein soll, der Tiefe und dem Ernste, die den Inhalt, mag er hergenommen sein woher er will, adeln und ihm das deutsch volksthümliche Wahrzeichen aufprägen müßten, davon ist kaum die Rede, dagegen um so mehr von der Form, welche er nicht haben darf. Unbarmherzig wird Alles weggeschnitten, was nicht das altgermanische Ursprungszeugniß beibringen kann, und so bleibt schließlich von allen Versarten nichts anderes übrig, als der Knittelvers. „Sieh', es kreisen die Berge!" Wer freut sich nicht über den Zopf, der derb und aus echt teutonischen Haaren geflochten, steif wie ein Stock nach unten hin abfällt! — Aber es könnte scheinen, als ob die Versform getadelt werden sollte. Nichts würde verkehrter sein. Mag der deutsche Dichter, wenn sein inneres poetisches Leben sich zu äußerer Gestaltung hervorringt, die Versreihe gebrauchen, die er für geeignet hält; weshalb nicht auch den Knittelvers? Daß aber diese Strophe das einzige Gewand sein soll, in welchem der deutsche Zukunftsdichter sich präsentiren darf, dagegen muß denn doch auch von anderen Standpunkten, als dem des antikisirenden Philologen, Einspruch erhoben werden.

Und nun noch eines. Derselbe Vertreter dieser neuen Richtung bringt an sich selber den Beweis, daß es auch ferner

Digitized by Google

noch gut sein dürfte, sich eingehend mit den Wahrheiten zu beschäftigen, welche das griechische Alterthum in seiner Literatur zu Tage gefördert hat. Es soll und kann Niemand gewehrt werden, die reichen Schätze poetisch zu heben, welche allerorten noch die vaterländische Geschichte in ihrem Schooße birgt. Aber wenn Jemand der Meinung ist, er könne dabei der Gesetze entrathen, die Aristoteles in seiner Poetik aufgestellt hat, so mag er sehen, wie er mit der Arbeit fertig wird. Auch das ist Niemand zu verargen, wenn er meint, mit seiner Urtheilskraft über die des alten Philosophen hinaus dringen zu können, doch bevor er behauptet, es gethan zu haben, mag er sich jedes Wort jenes Denkers auf das genaueste und immer wiederholt ansehen. Da heißt es in einem dieser bahnbrechenden Aufsätze vom Aristoteles, daß er „am Thore der Erkenntniß" stehen geblieben sei, weil er die Poesie als eine bloß nachahmende Kraft erkläre. Nun weiß aber jeder Primaner, daß die μίμησις der Alten die frei schaffende dichterische Thätigkeit bedeutet, an der die Nachahmung der Menschen und ihrer Thaten nach der Natur nur das accedens ist. Auf solche Weise wird Altes nicht umgestürzt und noch weniger Neues gegründet.

Daudet's Pariser Erinnerungen.

Von Wilhelm Berger.

Dieses Buch, mit welchem Daudet jüngst seine Verehrer beschenkt hat, wird den meisten derselben eine Enttäuschung bereiten. Es enthält nicht, wie man vermuthen sollte, eine fortlaufende, methodisch geordnete Erzählung seiner Erinnerungen aus den letzten dreißig Jahren. Keineswegs. Von den persönlichen Erlebnissen Daudet's finden sich sogar nur dürftige Andeutungen darin. Das Buch ist nicht organisch gewachsen; es ist zusammengestoppelt. Es enthält Aufsätze über Villemessant, Henri Rochefort, Monnier und Turgenieff, einige feuilletonistische Genrebildchen aus dem Pariser Leben und endlich Aufschlüsse über die Entstehung der ersten fünf Werke Daudet's, nämlich: Le petit chose, Tartarin de Tarascon, Lettres de mon moulin, Jack und Fromont jeune.

Die Mittheilungen aus der Werkstätte des Autors bilden den interessantesten Theil des Buches. Mit dankenswerther Ausführlichkeit weisen sie nach, wie alle diese Kunstgebilde aus Wirklichkeit und Dichtung zusammengewoben sind; sie machen uns mit den Leuten bekannt, welche dem Poeten als Modelle für seine Figuren gedient haben; sie geben uns Aufschluß über die ungemeine Sorgfalt, mit welcher Dautet sich für seine Schilderungen realer Verhältnisse vorbereitet. Und endlich, indem sie die Art und Weise seines dichterischen Schaffens zu erklären scheinen, beweisen sie erst recht, daß Daudet als Künstler jenes Genius theilhaftig ist, der aus höherer, unbegreiflicher Einsicht gestaltet und den rohen Stoff auf geheimnißvolle Weise in formvollendete Gebilde verwandelt.

Daß ein Autor in seinem ersten Romane vorzugsweise seine persönlichen Erinnerungen verwerthet, ist nichts Ungewöhnliches. Auch Daudet hat es gethan. Die erste Hälfte des „Kleinen Dingsda" enthält im Wesentlichen die Geschichte seiner Jugend. Im Anfange des Jahres 1866 war Daudet in die Provence zu Verwandten auf dem Lande gereist, in der Hoffnung, daselbst, in fast absoluter Einsamkeit, ein Drama zu Ende führen zu können, das in dem Pariser Lärm nicht aus der Stelle wollte. Er fand die gesuchte Inspiration nicht; der fünfte Act des Dramas blieb ungeschrieben. Die Nähe der Heimath, die vertrauten landschaftlichen Züge seiner Umgebung, seine Abgeschiedenheit von allem Verkehr — dies Alles stimmte ihn lyrisch und lenkte seine Gedanken zurück in die traurige Zeit seiner Kindheit. Und da begann er zu schreiben, zu improvisiren, ohne Plan, ohne Vorbereitung, auf langen Streifen Packpapiers, an dessen Runzeln die eilige Feder sich stieß. Sobald ein Blatt voll war, flog es auf die Erde. So trieb er es sechs Wochen lang, Tag für Tag, in einem großen, leeren Speisesaal, an dem einzigen Fenster desselben, das nicht durch Läden dem Lichte versperrt war. Zweimal täglich erschien die Frau des Bauers und brachte ihm Speisen. Die ungebildete, abergläubische Person fürchtete sich vor dem Gaste, der nach ihrer Meinung irgend ein Teufelswerk betrieb; sie setzte eiligst die Schüsseln nieder und entfernte sich, ohne ein Wort geredet zu haben, ängstlich vermeidend, auch nur den Kopf zurückzuwenden. Nur Abends verließ Daudet auf eine Stunde sein Gefängniß, um in einer Platanenallee spazieren zu gehen.

Endlich lag die Kladde der Erzählung fix und fertig auf dem Fußboden. Daudet begann mit der Ueberarbeitung, der Reinschrift, — eine Mühe, der er sich nur mit großem Widerwillen unterzog, die ihm ganz gegen sein Naturell ging. Er war noch nicht weit gekommen, als ihm eines Morgens die Bäuerin meldete: „Da ist ein Mensch!" — Es war ein Bekannter Daudets aus Paris, ein Journalist, zur Berichterstattung über irgend eine landwirthschaftliche Wettbewerbung in jener Gegend ausgesandt, der auf der Rückreise bei dem Einsiedler vorsprach. Und am Abend waren Beide nach Paris unterwegs.

Lange Zeit ruhte nun das Manuscript. Und wieder mußte Daudet fliehen, um an seiner Vollendung arbeiten zu können. Diesmal zog er zu einem Freunde, Jean Duboys, einem jener fleißigen, ausdauernden Romanfabrikanten, die täglich eine bestimmte Anzahl von Stunden am Schreibtische sitzen und ihr Pensum verfertigen. Es war inzwischen wieder Winter geworden. In einer kleinen Stube des Hôtel Lassus am Odeonplatze arbeiteten die beiden Freunde stumm Seite an Seite, von Niemandem behelligt. Dort wurde nach zwei Monaten der erste Theil des „Dingsda" fertig.

Dann kam abermals eine Unterbrechung: Daudet verheirathete sich. Er war so naiv, das Manuscript auf dem Boden des Koffers mit auf die Hochzeitsreise zu nehmen; aber angerührt hat er es nicht unterwegs. Auch noch nicht in der ersten Zeit des eigenen Haushalts; wie konnte er? — Dann aber, im Sommer von 1867, als er vor dem Lärm der Ausstellung sich nach Vigneux zurückgezogen hatte, — da endlich fand er Muße und Stimmung, um die Erzählung von den Schicksalen des „Kleinen Dingsda" zu Ende zu führen. Und im Herbst erschien sie im Petit Moniteur.

„Das Buch ist zu früh geschrieben; darin besteht sein größter Fehler. Mit fünfundzwanzig Jahren ist man noch nicht reif genug, um sein Leben zu übersehen und zu schildern." — So lautet Daudets eigenes Urtheil über das Buch. Dennoch: wenn er es später geschrieben hätte, würde es schwerlich so gut geworden, sicherlich nicht so frisch und ungekünstelt ausgefallen sein. Ich spreche hier von demjenigen Theile des Romans, der mit der Ankunft des Helden in Paris endet. Dort setzt die freie Erfindung des Autors ein; er schildert Verhältnisse, die ihm fremd sind, und es gelingt ihm nicht, das Interesse des Lesers wach zu erhalten. Nur die Figur des Bruders ist noch nach dem Leben gezeichnet und erregt Theilnahme.

Es folgte dann 1869 Daudets zweites Werk: Die Abenteuer des Tartarin von Tarrascon. — Das Original dieses Opfers seiner Phantasie hat in Wirklichkeit nicht in Tarrascon gehaust, sondern weiter südlich, in einer kleinen Stadt, deren Namen zu nennen sich Daudet wohl hütet. Hat er doch von dem Groll der Tarrasconesen schon genug zu leiden gehabt! Der prahlerische, großthuerische Klang in dem Worte Tarrascon, das er auf dem Wege von Paris nach Marseille an einem Stationsgebäude las, hat ihn verführt, diesen Ort zum Wohnsitz seines Helden zu machen. Dieser Held führte übrigens noch in dem Zeitungsabdruck des tollen Schwanks den Namen Barbarin. Zufällig indessen wohnte in Tarrascon ein Barbarin, noch dazu einer alten Familie entstammend, auf deren Verdienste er sich nicht wenig einbildete. Dieser Barbarin bedrohte den unschuldigen Autor mit allen Schrecken einer gerichtlichen Procedur, falls er den Löwenjäger nicht umtaufe. Und Daudet, der vor den Gerichten eine heilige Scheu hat, verstand sich wirklich dazu. Doch ist es ihm nicht gelungen, den beanstandeten Barbarin schon in der ersten Buch-

Digitized by Google

ausgabe gänzlich zu unterdrücken; er spukt noch darin, theils in der ganzen Glorie seines angestammten Namens, theils als Tarbarin und Bartarin.

Daudet selbst überschätzt den Werth dieses Werkes nicht; aber er ist stolz darauf, eine gewisse Seite des südfranzösischen Nationalcharakters in dem Typus des Tartarin ausgeprägt, fixirt zu haben. Die größte Freude eines Romandichters, meint er, bestehe darin, daß es ihm gelinge, Wesen zu schaffen, welche mit dem Namen, der Gestalt, den Eigenthümlichkeiten, die er ihnen verliehen, weiterleben, und die erwähnt werden, ohne daß man seiner dabei gedenkt. Nun: ein solcher Wurf ist ihm mit Tartarin unzweifelhaft gelungen. Er hat bekanntlich später der Versuchung nicht widerstehen können, seinen inzwischen populär gewordenen Helden in einer neuen Reihe von Abenteuern dem Publikum nochmals vorzuführen. Und „Tartarin in den Alpen" hatte es Anfangs d. J. bis zur 120. Auflage gebracht, während „Tartarin von Tarrascon" sich erst der 33. Auflage rühmen konnte.

Die „Briefe aus meiner Mühle", jene köstliche Sammlung kleiner Erzählungen und Skizzen, in denen der Dichter Daudet mehr hervortritt als in irgend einem seiner übrigen Werke, erschienen 1869. Begonnen sind sie in einer alten Windmühle in Montauban bei Arles. In jenen Jahren stellte sich hin und wieder bei Daudet das fast leidenschaftliche Bedürfniß ein, dem Uebermaß von Civilisation zu entfliehen, das ihn in Paris umgab. Dann eilte er in seine geliebte Provence und machte sich in den einfachsten Verhältnissen heimisch. Je öder die Gegend, je primitiver das Leben, je stumpfer die Menschen, desto wohler fühlte er sich. Er hatte sich zu rasch ausgegeben in dem Gewühl der Hauptstadt; er bettete sich in den Schooß der Natur, um neue Energie zu sammeln. Und dort träumte er selige Dichterträume, bis ihn die steigende Woge in seinem Innern wieder zurückführte in die zwar fieberhafte, aber dennoch unendlich reizvolle Thätigkeit eines Pariser Journalisten.

Es folgt nun in der Reihe der Daudet'schen Werke jener düstere, trostlose Roman, den man nicht ohne ein tiefes, aber zugleich peinliches Mitgefühl lesen kann. Er behandelt das Schicksal eines Kokottensohnes, der von seiner Mutter und dem Manne, mit dem sie in wilder Ehe lebt, in das Arbeiterproletariat hinabgedrückt und langsam zu Tode gequält wird. Es ist eine erschütternde Tragödie aus der Nachtseite des Pariser Lebens, ja, aus der Nachtseite der menschlichen Natur, die Daudet in seinem „Jack" vorgeführt hat. George Sand berichtet, sie habe nach dem Lesen dieses Buches drei Tage lang sich zu keiner Arbeit aufraffen können. Sehr glaublich! Denn die Guten gehen darin zu Grunde und das Laster triumphirt; die sittliche Weltordnung ist suspendirt und der Dämon des Bösen lenkt die Geschicke der Menschen.

Und diese unsäglich traurige Geschichte ist nicht etwa erfunden, nein, Jack hat gelebt, Daudet war ihm befreundet, hat sich bemüht, ihn zu retten. Er ist im Jahre 1868 auf dem Lande, in Champrosay, am Rande des Waldes von Sénart, mit ihm bekannt geworden. Dorthin hatte man den damals schon durch überschwere Arbeit zu Grunde gerichteten jungen Mann gesandt, damit er sich erhole. Der Liebhaber seiner Mutter hatte ein großes, verfallenes Zimmer für ihn gemiethet, ihn mit einem Sack Kartoffeln versehen und ihm bei dem Bäcker von Soisy einen Credit eröffnet. Es war die Farce einer Wohlthat, entsprungen aus der nothgedrungenen Abfindung eines harten, selbstsüchtigen Menschen mit seinem Gewissen. Nicht einen Sou hatte Jack in der Tasche. Zuweilen machte er sich zu Fuß auf nach Paris, um seine Mutter zu sehen, die er bis an das Ende seines Lebens schwärmerisch liebte, — seine Mutter, die ihn leichten Herzens darben ließ. Sechs Meilen hin, sechs Meilen zurück! In welchem Zustande er wieder in Chambrosay eintraf — man mag es sich ausmalen!

Daudet nahm sich des armen Jungen an. Er öffnete ihm sein Haus, seine Bibliothek. Und mit Gier stürzte Jack sich auf die intellectuelle Speise, die ihm zum ersten Male in seinem Leben dargeboten wurde. Seltsamer Weise war es schwere Lectüre, die ihn am meisten anzog; Schriftsteller wie Montaigne und La Bruyère wurden seine Lieblinge.

Am Ende des Sommers mußte Jack zu seinem Metier zurückkehren; er reiste nach Lyon, um dort in den Eisenbahnwerkstätten sein altes, armseliges Leben wieder aufzunehmen, noch immer mit jenem schrecklichen Husten behaftet, der in seiner engen Brust klang wie eine Todtenglocke.

Im nächsten Jahre empfing Daudet eines Tages einen Zettel von ihm aus der Charité. Dort hatte Jack im Saal der Schwindsüchtigen Aufnahme gefunden. Auf einer Bahre war ihm ein Lager bereitet worden; der Andrang von Kranken war so groß gewesen, daß kein Bett mehr frei war; aber er hatte Anwartschaft auf das nächste, welches der Tod leeren würde. Auch hier eine verzehrende Sehnsucht nach der Mutter, die niemals kam, um ihren Sohn zu sehen. Und Daudet gegenüber immer die Versicherung: „Sie hat mir geschrieben: sie wird kommen," nur damit er von ihr nicht schlecht denken möge.

Noch einmal siegte Jacks Jugendkraft über die tückische Krankheit; er konnte aus dem Hospital entlassen werden. Geheilt war er, aber nicht gerettet; wenn er sein Gewerbe wieder aufnehmen mußte, war ihm ein baldiger Tod gewiß. Da schritt Daudet ein und verschaffte ihm eine Stelle in den Katasterbureaus in Algier, eine Stelle mit einer Arbeitszeit von fünf Stunden täglich und einem Jahresgehalte von fünfzehnhundert Francs. Wenn Jack noch irgendwo genesen konnte, so war es in dem milden Klima von Algier, wo schon so manche Wunde in kranken Lungen auf immer vernarbt ist. Doch kam die Versetzung in das Paradies am Mittelmeer für den armen Jack zu spät. Freilich genoß er eine kurze Zeit des Glücks, die einen schönen Abschluß dieses durch Niederträchtigkeit verkümmerten und verkürzten Lebens bildet. „Ich fühle mich wie im Himmel," schrieb er an Daudet.

Im Februar 1871 starb Jack nach längeren Leiden im Hospital zu Algier. Vergebens hatte ein Freund Daudet's in ihn gedrungen, sich in seinem Landhause pflegen zu lassen; der junge Mann fühlte sein nahes Ende und wollte keinem Näherstehenden das traurige Schauspiel seines Todes geben.

Die hier kurz skizzirten Ereignisse bilden die Grundlage für den Roman Daudet's. Er hatte ihnen persönlich zu nahe gestanden, um auf den Gedanken zu gerathen, daß sie literarisch verwerthbar seien. Erst als er lange Zeit nachher seinem Freunde Gustav Droz davon erzählte, und dieser ausrief: „Welch ein interessantes Buch ließe sich daraus machen!" — erst dann gewann der Stoff plötzlich eine neue Seite für ihn. Und sofort ergriff er ihn mit der ganzen Gluth seines südlichen Temperaments und begann, ihn künstlerisch zu gestalten.

Und nun ist es sehr belehrend, zu sehen, wie Daudet zu Werke ging. Er hatte sich entschlossen, Jack seine Lehrzeit in den großen Maschinenfabriken von Indret an der Loire durchmachen zu lassen. Im Sommer 1874 begab er sich dorthin, seine Frau und seinen kleinen Sohn mit sich nehmend. Und nun studirte er wochenlang das Leben der Arbeiter in den Fabriken und zu Hause; er imprägnirte sich gleichsam mit der geistigen Atmosphäre, die unter ihnen herrscht. Auf allen Wanderungen durch die Straßen, in die Umgegend, auf den Fahrten die Loire hinab nach Saint-Nazaire befand sich Jack unsichtbar mit bei der Gesellschaft; alles, was man sah, wurde auf ihn bezogen; bei jedem neuen Gegenstande suchte man sich den Eindruck klar zu machen, den derselbe auf Jack gemacht habe.

Nach Paris zurückgekehrt, war Daudet noch nicht fertig mit seinen Vorbereitungen. Es fehlte ihm noch der tiefere Einblick in das Treiben der Pariser Arbeiter. Er wußte davon nichts mehr, als was ihm im Laufe der Zeit auf der Straße sichtbar geworden war. Auch ihre Eigenthümlichkeiten mußte er kennen lernen; er suchte sie auf bei der Arbeit, bei den Gelagen am See von St. Mandé, im Staub der Buttes-Chaumont, und machte sich mit ihrer Denkart, ihren Sitten, ihrem Ehrgeiz vertraut.

Um die Bevölkerung der Vorstädte zu schildern, welche im dritten Theile des Romanes eine Rolle zu spielen hatte,

Digitized by Google

brauchte Daudet nur auf seine Erinnerungen aus der Zeit der Belagerung zurückzugreifen. Vier Monate lang hatte er sich damals, als Nationalgardist einem Bataillon Arbeiter eingereiht, zwischen Stadtmauer und Festungsgürtel umhergetrieben. Ungesucht boten sich ihm aus jener Zeit die Figuren dar, die er brauchte. — Und was endlich jene zigeunerhaften Existenzen der Hauptstadt betrifft, die in derselben eine Gesellschaft für sich bilden, — jene ratés, die sich um Jack's Mutter und ihren Liebhaber gruppiren sollten: Daudet war ihnen in den 25 Jahren seines Aufenthaltes in Paris genugsam begegnet!

Und nun war Daudet so weit, daß er beginnen konnte, zu schreiben. Was ihn dann, im Laufe der Arbeit, aufregte und quälte, war der Umstand, daß er den Anfang des Romanes lange vor Beendigung desselben zum Abdruck im Feuilleton des Petit Moniteur aus der Hand gegeben hatte. Es war dies geschehen, um dem unseligen Hange zu immer neuen Textverbesserungen nicht nachgeben zu können, — jenem fatalen Hange, der manchen Autor Jahre lang bei einem Werke festhält und meist nur zur Ermattung des Geistes, zur Lähmung der Einbildungskraft führt. Und dann wollte Daudet sich zum Fleiße zwingen; er kannte, wie er sagt, seinen Lazzaronicharakter. Nun aber ergriff ihn die Furcht, er möchte krank werden; nun sah er dies Feuilleton gefräßig hinter sich hermarschiren und die Angst kam ihm, es könnte ihn einholen!

Die erste Idee zu „Fromont" faßte Daudet im Vaudeville-theater, während der Generalprobe seines Stückes „L'Arlésienne". Er sagte sich, daß die Pariser es bald müde sein würden, von den Töchtern von Arles, von Grillen, dem Mistral und einer alten Mühle zu hören; es sei an der Zeit, ihnen ein Werk darzubieten, das ihr eigenes tägliches Leben abspiegele, das sich in ihrer eigenen Atmosphäre bewege. Ein Theaterstück sollte es sein, ein Drama, das sich in kaufmännischen Kreisen abspielte. Als Sohn eines Fabrikanten war Daudet genau bekannt mit den Reibungen, welche zwischen den Mitgliedern einer commerciellen Firma unausbleiblich sind, als zwischen Menschen von dem verschiedensten Temperamente, der verschiedensten Erziehung, nur durch gleiche Interessen zu der nämlichen Arbeit vereinigt. Die Haupthandlung des Stückes sollte sich um die Ehre der Firma drehen. Da indessen das Theater vor allen Dingen Leidenschaft fordert, so war eine Nebenhandlung nöthig, und eine solche ergab sich aus der Eitelkeit, der Verschwendungssucht, dem Leichtsinn der jungen Frau des gutmütigen, arglosen, aber streng rechtlichen älteren Theilhabers, eines Mannes, der sich zum Mitgliede der Firma emporgearbeitet hatte.

Erst als der Plan des Dramas nahezu vollendet war, entschloß sich Daudet, einen Roman daraus zu machen. Dies erwies sich schwieriger, als der Dichter geahnt hatte. Das Drama läßt sich nicht ohne Weiteres in ein Epos umgießen. Es kostete Daudet nicht geringe Mühe, das Bild des Stückes, welches sich in seinem Kopfe fixirt hatte, zu zerstören und es, gemäß den für den Roman geltenden künstlerischen Gesetzen, auf's Neue zu entwerfen.

Auch dieser Roman Daudets ist nach der Natur geschrieben. Er selbst erklärt ausdrücklich: „Alle Personen, die darin auftreten, haben gelebt oder leben noch." Er fragt sogar, ob es nicht die eigentliche Aufgabe des Romans sei, Lebensläufe solcher Personen zu schildern, von denen die Geschichte nichts zu berichten habe? — Bei einigen seiner Bücher — Nabob, Könige im Exil — sei man über die darin enthaltenen Portraits bekannter, theilweise hochgestellter Persönlichkeiten entrüstet gewesen; man hat nicht bedacht, daß er in allen seinen Werken wirkliche Menschen auftreten lasse, freilich solche, die nicht hervorragen, die sich in der Menge verlieren.

Um nur einiges zu erwähnen: Risler war Musterzeichner in der Fabrik von Daudet's Vater, und von Geburt ein Elsässer. Daudet hat einen Schweizer aus ihm gemacht, um sein Buch, wie er sagt, von sentimentalem Patriotismus frei zu halten. — Delobelle hat in seiner Nähe gewohnt; hundertmal hat er die Versicherung von ihm gehört: „Ich habe nicht das Recht, der Bühne zu entsagen." — Der kleinen verwachsenen Desirée hatte er zuerst das Metier einer Puppenschneiderin gegeben. Ein Freund theilte ihm mit, Dickens habe bereits eine ähnliche Figur geschaffen, die dasselbe Gewerbe betreibe. Diese Kunde versetzte Daudet in die größte Verlegenheit. Er lief im Marais von Haus zu Haus, bis in den Mansardenstock hinaufkletternd, die kleinen Zettel an den Thüren studirend, um eine feine Handarbeit ausfindig zu machen, die sich für die ätherische, phantasievolle Desirée schicken möchte. Endlich fand er, was ihm tauglich schien, in der Rue du Temple, ein Schild mit der Aufschrift: Oiseaux et Mouches pour Modes.

Der Roman „Fromont junior und Risler senior" wurde im Feuilleton des Bien public abgedruckt. Während die Erzählung vorrückte, spürte Daudet immer deutlicher, daß die große Menge dem Werke ein lebhaftes Interesse zuwandte. Klara und Desirée gewannen warme Freunde; der Selbstmord Rislers zog dem Autor die bittersten Vorwürfe zu; in zahlreichen Zuschriften wurde für die kleine Hinkende ein freundliches Loos erbeten. Dergleichen hatte Daudet noch nicht erfahren; man kann sich denken, welche Freude ihm dieser intensive Antheil des Publikums an seiner Schöpfung bereitete. Er ruft aus: „Das Leben hat nichts Schöneres zu gewähren, als diesen Aufgang der Popularität, diesen ersten Verkehr des Lesers mit dem Autor!"

Dennoch zweifelte Daudet an dem Erfolge der Buchausgabe. Einige Tage nach dem Erscheinen derselben ging er mit Zittern und Zagen zu dem Verleger, um sich nach dem Absatz zu erkundigen. Dort erfuhr er dann mit freudigem Staunen, daß bereits eine zweite Auflage nöthig geworden sei.

In jener Zeit versammelten sich bei Flaubert an jedem Sonntag Morgen Daudet, Zola und Goncourt. Es war in der Rue Murillo, in kleinen Räumen, durch deren Fenster man auf die künstlichen Ruinen des Parks Monceau blickte. Die vier Freunde — zu denen sich zuweilen noch, wenn er nicht von der Gicht geplagt war, Turgenjew gesellte — plauderten selbstverständlich meistens von ihren Büchern und denjenigen Anderer. Flaubert hatte dazumal seinen Ruhm bereits überlebt; sein Erstlingswerk, der Roman „Madame Bovary", war viel gelesen und auf das günstigste beurtheilt worden; seine späteren Werke indessen, der großartige historische Roman „Salammbo" aus der Zeit Karthago's, worin jahrelange Studien verwerthet waren, und der folgende, freilich spröde Roman „L'éducation sentimentale" hatten keinen Anklang gefunden. Goncourt, der überlebende der beiden Brüder, erfreute sich allerdings der Anerkennung gewisser Kreise; doch war ihm wohl bewußt, daß die Eigenthümlichkeit seines Talents nur von literarischen Gourmands geschätzt werden konnte. Zola, im Solde eines Verlegers stehend, der unerschütterlich an seine künftige Größe glaubte, hatte die ersten Bände seiner Romanserie geschrieben, und damit nur wenig Aufmerksamkeit erregt. Und da auch Daudet noch verhältnißmäßig unbekannt war, so ist es wahrscheinlich, daß in den Gesprächen der vier Freunde das „geschmacklose, launische, wetterwendische" Publikum nicht zum Besten wegkam.

Nun wurde auf einmal einer dieser Verkannten von der Woge der Popularität erfaßt und emporgetragen. Welche Aufregung in der Rue Murillo am Sonntag Morgen, wenn Daudet eintrat! wie wurde er bestürmt mit Fragen: „Wie steht's mit Fromont? Bei der wievielsten Auflage bist du angelangt?"

Und Daudet schämte sich, den Freunden, die er, der Bescheidene, weit über sich stellte, jedesmal eingestehen zu müssen, daß die Zahl der Auflagen sich wiederum vermehrt habe. „Wahrhaftig: ich wußte nicht mehr wohin mit mir und meinem Erfolge," gesteht er. Und Zola machte an einem jener Sonntage die melancholische Bemerkung: „Von uns Anderen wird sich niemals etwas verkaufen!"

Das ist nun ein Dutzend Jahre her. Und heute!?

Mit diesen Erinnerungen schließt Daudet die Besprechung seiner Werke ab. Wahrscheinlich hat er es einer späteren Zeit vorbehalten, über die Entstehung des „Nabob", der „Könige im Exil", des „Roumestan", der „Evangelistin" Aufschlüsse zu geben. Daß diese Zeit bald kommen möge, ist zu wünschen.

Digitized by Google

Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, den Pfaden eines Erfinders nachzugehen, die Anregungen kennen zu lernen, welche den Dichter zu einem bestimmten Stoffe hingeführt haben, der Art und Weise nachzuforschen, wie dann dieser Stoff erweitert und verändert worden ist, und endlich, nach Abzug alles Erkennbaren, auf jenen Rest zu stoßen, der dem Genius entsprungen und das Beste von allem ist.

Die Jubiläums-Kunstausstellung in Wien.

Von Karl von Thaler.

(Schluß.)

III. Oesterreicher und Ungarn.

Die gegenwärtige Ausstellung im Künstlerhause bildet eine Huldigung der Wiener Kunstgenossen für Kaiser Franz Josef, dessen vierzigjähriges Regierungsjubiläum in diesem Jahre gefeiert wird. Warum man nicht die übliche Frist von 50 Jahren abgewartet hat, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil verschiedene Herren, die nach Orden und Beförderung lüstern sind, das Jahr 1898 nicht mehr zu erleben fürchteten und sich daher beeilten, ihren heißen Drang nach demüthigen und schmeichlerischen Loyalitätsbezeugungen zu befriedigen. Die hiesige Künstlergenossenschaft, in welcher vor Jahren ein freier und stolzer Geist herrschte, hat diesen im Laufe der Zeit, namentlich unter der Einwirkung ihres gegenwärtigen Vorstandes allmählich verloren. Daß sie die verfrühte Jubelfeier durch eine Ausstellung verherrlicht, dagegen läßt sich um so weniger einwenden, als sie in der That dem Kaiser Manches verdankt. Er hat ihr den Grund geschenkt, auf welchem das Künstlerhaus steht, und mit seiner Regierung fällt der große Aufschwung zusammen, welchen die Künste, vor allen die Architektur, in Wien genommen haben. Wenn sich aber die Denkschrift, welche den illustrirten Katalog der Ausstellung einleitet, zu der Behauptung versteigt, daß es im Leben der Völker nur selten eine Zeit solcher Kunstblüthe gegeben habe wie die jetzige Oesterreichs, daß Wien die erste Kunststadt Europas und dies einzig und allein der kaiserlichen Huld zu danken sei, dann wendet man sich von solchem Byzantinismus unwillig ab. Der Professor, dem diese unglückliche, an Stilgeschwülsten seltsamster Art leidende Denkschrift ihr Eintagsleben verdankt, versöhnt uns jedoch wieder durch die Heiterkeit, die manche seiner Sätze erwecken. Er erwähnt beispielsweise als Beweis für die glänzende Stellung der Künstler in Wien die Thatsache, daß an den neuen Staatsgebäuden viele Arbeiten, die man anderwärts Steinmetzen überträgt, von Bildhauern ausgeführt wurden. Das ist wahr, aber es zeigt nur, daß die Wiener Bildhauer — nach Brot gehen müssen.

Um den Huldigungsgedanken der Ausstellung zu sichtbarem Ausdruck zu bringen, hat man die österreichische Abtheilung derselben in zwei Hälften geschieden. Die eine, die historische betitelt, umfaßt Werke von Künstlern, deren Hauptthätigkeit in die Regierungszeit des jetzigen Kaisers fällt. Da nun das Jahr 1848 wohl in der politischen, nicht aber in der Kunstgeschichte Oesterreichs einen Abschnitt bildet, so gibt diese „historische Ausstellung" durchaus nicht das Bild einer bestimmten, in sich abgeschlossenen Kunstperiode, sondern nur ein buntes, willkürlich zusammengewürfeltes Durcheinander. Nicht einmal Lebende und Todte sind getrennt worden, denn neben den Verstorbenen erscheinen Schrotzberg, Rudolf Alt, Josef Neugebauer, Albert Zimmermann, Carl v. Blaas, die sich noch Alle am Licht der Sonne erfreuen und durchaus nicht „historisch" betrachtet werden wollen. Ferner ist man nicht wenig erstaunt, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld und Anselm Feuerbach unter den österreichischen Malern zu finden. Feuerbach war wenigstens Professor an der hiesigen Kunstakademie; mit welchem Recht hat man aber die beiden Anderen annectirt?

Der Hauptzweck der „historischen" Abtheilung, einen Ueberblick der österreichischen Kunstleistungen von 1848 bis heute zu geben, wird nur theilweise erreicht. Von manchen bedeutenden Malern würde man die wunderlichsten Begriffe bekommen, wenn man sie nach dem beurtheilen wollte, was man hier von ihnen sieht. Am schlechtesten käme Makart weg. Das Portrait der Frau von Teschenberg — ausgezeichnet durch Mangel an Aehnlichkeit —, das schwache Bild: „Die Freundinnen" und eine ganz flüchtig hingepinselte Skizze sollen uns die Leuchtkraft seines Colorits, seine üppige Phantasie, sein Compositionstalent vergegenwärtigen! Von Carl Rahl, dem glänzenden Historienmaler, ist Nichts da als ein stark angezweifeltes Bild und ein Portrait, an dem die Hände nicht ausgeführt wurden, weil der Meister darüber starb. Führich, der als Zeichner unerreicht von allen Zeitgenossen dastand, als Maler wegen seiner trüben und schweren Farben kaum verdaulich war, erscheint nur mit zwei kleinen Zeichnungen, dafür aber mit vier Bildern, von denen zwei aussehen, als ob sie nicht bloß in Oel gemalt, sondern auch in Oel gesotten worden wären. Straßgschwandtner, der in Reiterstücken und kleinen Gefechtsscenen sehr Tüchtiges leistete, wird durch eine „Schotterfuhre" vertreten. Von dem prächtigen Karl Marko, dessen ideale Landschaften heute mit Gold aufgewogen werden, sind zwei seiner durchgeistigten Schöpfungen da; Rudolf Alt dagegen könnte in der historischen Abtheilung viel besser zur Geltung kommen, als es der Fall ist. Gut und charakteristisch vertreten sind Amerling, Canon, Gauermann und Waldmüller. Von dem Erstgenannten fehlen allerdings die Bilder, welche ihn berühmt machten, und von Canon das vorzügliche Gemälde: „Die Witwe", das in geringer Entfernung vom Künstlerhause in einem Privatsalon hängt und ohne Zweifel leicht zu erlangen gewesen wäre, aber immerhin gewähren die Werke der vier Meister, welche der Ausstellung einverleibt wurden, einen vollen Einblick in ihre Eigenart und ihr Können. Die ältere Wiener Landschaftsmalerei, durch Böscher, Hansch, Halauska, Holzer und Andere würdig repräsentirt, kann sich kühn neben die heutige stellen; ihre vollendetste Leistung bleibt des greisen Albert Zimmermann's „Sturm im Hochgebirge", ein im Geiste Calame's entworfenes gewaltiges Bild elementaren Aufruhres.

Die alte Wiener Malerschule war vorzugsweise stark im Genre. Sie griff in das alltägliche Leben des Volkes und nahm daraus ihre Stoffe. Die Ueberlieferung ist geblieben und hat sich auf das heutige Künstlergeschlecht vererbt, so daß in der modernen österreichischen Abtheilung die Genrebilder an Zahl und Werth überwiegen. Dasselbe gilt von den Ungarn, die einen überaus frischen, derben Humor entwickeln und uns wohl verzeihen werden, wenn wir sie ohne Rücksicht auf den Dualismus mit den Kunstgenossen diesseits der Leitha vereint behandeln. Wenn man uns fragt, welchem von den vielen Genrebildern wir den ersten Preis zuerkennen sollen, so würden wir uns für das „Marionettentheater im Kloster" von Eugen von Blaas entscheiden, aber nicht ohne einigen Zweifel, ob nicht der „Ninetta" desselben Malers der Vorzug gebühre. Die anmuthig bewegten Gruppen des ersteren Bildes bestechen ebenso wie das fröhliche Gesicht der jungen Venetianerin, die etwas kokett auf den Canalstufen steht und dem Beschauer fröhlich entgegenlächelt. Ein Nachahmer, aber ein äußerst talentvoller, ist der Triestiner Giuseppe Barison. Man glaubt, wenn man seine Bilder sieht, Werke Eugen's von Blaas vor sich zu haben, und das sagt genug. Humoristische, keck aus der Wirklichkeit entnommene Stoffe behandeln Isidor Kaufmann, Carl Zewy, Josef Gisela und Nowak. Die Titel ihrer Bilder geben den Inhalt stets sehr genau wieder. Z. B. „Herz ist Trumpf" oder: „Alter schützt vor Thorheit nicht". An übermüthiger Laune werden sie von den Ungarn übertroffen. Wer kann ernsthaft bleiben, wenn er Alexander Bihari's Zigeuner sieht, die sich bei dem Dorfrichter über eine zerbrochene Geige beklagen? Die demüthigverschmitzten Gesichter dieser Burschen, das trotzige des Missethäters, der breitspurig und keineswegs zerknirscht, sondern im Bewußtsein, der Sohn eines reichen Bauers zu sein, daneben steht, der schmunzelnde Ausdruck in den Zügen des Richters, — das Alles ist mit der größten Lebenswahrheit gemacht. Das Bild erzählt eine ganze Geschichte und erzählt sie deutlich. Noch drastischer ist der „Unwiderstehliche" von Margitay. Ein eitler, eingebildeter Geck liebäugelt im Bewußtsein seiner Macht über weibliche Herzen mit der hübschen Zofe, die mit ihm auf derselben Bank sitzt und sich des Lachens kaum erwehren kann. Das rechte Bein des Unwiderstehlichen ist arg verzeichnet, aber man vergißt den Fehler und lacht statt der hübschen Bonne. Auch die „Dorfschenke" von Emerich Revesz und das ernstgehaltene Bild: „Der Unverbesserliche" von Otto Koroknyai sind mit gesundem Realismus und scharfer Beobachtung der Menschen entworfen; die technische Behandlung könnte feiner und sorgfältiger sein. Die Ungarn malen überhaupt gern etwas grob und urwüchsig; sie führen den Pinsel nach Husarenart. Eine Ausnahme macht der Rahlschüler Moritz Than, der heute ein graues Haupt ist und mit der venetianischen „Lautenschlägerin" einen guten Eindruck erzielt, ohne daß wir in die Bewunderung einstimmen könnten, welche seine Landsleute für ihn hegen.

Eines der heitersten Bilder der Ausstellung: „Die Lehrerin kommt", hat Emanuel Spitzer's Namen überall bekannt gemacht. Es sprudelt von Fröhlichkeit und harmlosem Muthwillen. Schärfer faßt Engelhart seine

Digitized by Google

Gestalten aus dem Wiener Volksleben; er ist ein ebenso guter Zeichner als Charakteristiker. Julius v. Blaas erweist sich seines größeren Bruders nicht unwerth, wenn er ihn auch nicht erreichen kann. Ein schönes Talent, ein ganz eigenthümlicher Genremaler tritt uns in dem Freiherrn v. Merode entgegen. Durch besonders sorgfältige und liebevolle Ausführung zeichnet sich auch die „Dame aus der Empirezeit" von Edmund Kregczi aus. Der „Dorfpolitiker" von Blaas Vater und das kleine Bildchen „Zerstreut" von Hermann Beyfuß, sowie Karl Probst's: „Nach schweren Tagen" und Friedländer's „Vier Temperamente" verdienen ehrenvolle Erwähnung. Passini hat vier seiner meisterhaften Aquarelle ausgestellt; — jedes Wort des Lobes wäre überflüssig. Der Pole Malczewski gibt in der „Etappe" ein fesselndes Bild ruhender, von russischen Soldaten bewachter Gefangenen, in deren Haltung und Zügen sich alle erdenklichen Gemüthsstimmungen spiegeln. Ob man Griepenkerl's „Ertrunkenen Matrosen" und seine „Seejungfrau" zu den Genrebildern rechnen soll, weiß ich nicht; wohl aber, daß sie hart an die Carrikatur streifen.

Den Uebergang vom Genre zu den Historienbildern vermitteln die kräftig und charakteristisch angelegten „Nürnberger Meister" von Gustav Gaul, der hier das Süßliche, was ihm sonst anklebt, völlig abgestreift hat und sich auch mit zwei Portraits in einer neuen Gestalt, nämlich als tüchtiger Pastellmaler zeigt. Sonst wird die Historienmalerei fast ausschließlich von jungen Leuten besorgt, die in ideal-unpraktischem Sinne nicht für den Verkauf, sondern für ihren Ruhm arbeiten. Achtungswerthe religiöse Bilder haben Johann Krämer, der Pole Constantin Mankowski, der Ungar Julian Stetka ausgestellt. Auch die „Heiligen Frauen an der Leiche Christi" von Hermann Nigg und die realistisch aufgefaßte, doch keineswegs unschöne „Heilige Familie" von Andreas Groll zeugen von Talent. Das bedeutendste Bild in dieser Gruppe dürfte indeß die „Madonna" von Moritz Fröschl sein, ein Aquarell von brillanter Technik und tiefempfundenem Ausdruck. Der „Hiob" des Ungars Julius Kardos scheint ein verunglückter Versuch, den alten Ribera nachzuahmen. Derselbe Maler hat einen „Verliebten Triton" geliefert, welcher sich in gehöriger Verkleinerung nicht übel für die „Fliegenden Blätter" eignen würde. Nicht minder wirksam durch unbeabsichtigte Komik ist Adolf Hirschl's „Ahasver". Geistreich gedacht und unbeholfen gemacht. Die Gestalt des ewigen Juden, welchen eben der Tod als letztes Opfer auf der vergletscherten Erde erfaßt, zeugt von Fähigkeit, aber der erlösende Engel scheint aus einem Bilderbogen geschnitten, und das splitternackte Frauenzimmer, das in möglichst unanständiger Stellung auf dem Eise liegt, ruft allgemeine Heiterkeit hervor. Adalbert von Kossack hat mit dem „General Chlopicki bei Grochow" ein lebhaft bewegtes, hochinteressantes Schlachtenbild geschaffen, dem der Zukunfts-Reiter-Angriff: „Wie die Landwehr attaquiren wird" ebenbürtig zur Seite steht. Ein ganz junger Mensch, der heute noch nicht 24 Jahre zählt, Hans Alois Schram, überrascht mit einem großen Bilde: „Bianca Capello". Er ist noch unsicher, ob er in der Art seines Lehrers Makart malen soll oder nicht, er hat noch keine individuell ausgebildete Technik, denn ein zweites Bild von ihm scheint einer ganz anderen Schule anzugehören, aber er hat eine Zukunft. Man mag sich seinen Namen merken, denn er wird einmal einen guten Klang haben.

Im Portrait pflegt sonst H. von Angeli, der Fürstenconterfeier, im Wiener Künstlerhause der Erste zu sein. Er hat sich diesmal mit vier Bildnissen eingefunden, die alle seine bekannten Vorzüge aufweisen, und dennoch drohen ihm drei Ungarn die Palme zu entreißen. Die drei gefährlichen Nebenbuhler sind Benczur, Munkacsy und L. Horowitz. Namentlich das Portrait des ungarischen Ministerpräsidenten Tisza von dem Erstgenannten macht allen anderen Mitbewerbern den Vorrang streitig. Es ist ein wahres Meisterwerk in Farbe und Charakteristik, selbst der hochberühmte Munkacsy hat Mühe, daneben zu bestehen. Fast besser behauptet sich der wenig bekannte Horowitz, der in Warschau lebt und durch das Portrait einer großen fürstlichen Dame eine ganz ungewöhnliche Begabung enthüllt. Auch György Vastagh, der seine reizende Tochter gemalt, muß mit Ehren genannt werden. Unter den Wienern sind nebst Angeli und Gustav Gaul noch Eugen Felix, A. George-Mayer, Georg Decker und Josefine Swoboda hervorzuheben. Die Aquarellportraits der Letzteren, einer jungen Kunstgewerbeschülerin, schlagen manche rivalisirende Arbeit, die mit einem stolzeren Namen signirt ist.

Ehe wir zu den Landschaften kommen, müssen wir der beiden Bilder von Alois Schönn gedenken. Schönn ist Genremaler und er gehört zu den Besten, die je in Wien gemalt haben. Sein Ruf mag weit geringer sein als der Makart's oder Canon's, aber seine Werke dürfen sich mit jenen der beiden Gefeierten messen. Er hat eine Reihe von Bildern, namentlich aus dem italienischen und orientalischen Volksleben geschaffen, die als Zierden jeder Galerie betrachtet werden können, und er arbeitet heute, obwohl über sechzig Jahre alt, mit ungeschwächter Kraft fort. In der Ausstellung zeigt er sich von einer neuen Seite: mit einem Landschafts- und einem Architekturbild, beide allerdings so reich staffirt, daß die Menschen zur Hauptsache werden. Beide sind von sicilianischer Gluth und Helle überhaucht, in beiden zeigt Schönn, was er kann; aber er gehört zu Jenen, die erst nach ihrem Tode ganze und volle Anerkennung finden.

Auf dem Gebiete der Landschaft begegnen wir einem einzigen jungen Talent, dem Aquarellisten Theodor Alphons; sonst lauter längst bekannten und beglaubigten Malern, unter denen Robert Ruß wie immer die erste Stelle einnimmt. Mit ihm und mit guten Bildern erscheint die ganze alte Wiener Landschaftergarde, an ihrer Spitze der ehrwürdige Remi van Haanen, dann Carl Hasch, August Schaeffer, Eduard v. Lichtenfels, Gottfried Seelos, Adolf Obermüllner, Emil Schindler. Der jüngste von ihnen, Ludwig Hans Fischer, hat eben das Schwabenalter erreicht. Unter seinen vier Gemälden zeichnet sich „Chamsin bei Theben" aus. Besonders die Staffage ist vortrefflich. Den ungarischen Landschaftern habe ich keinen Geschmack abgewinnen können. Der Einzige von ihnen, der Aufmerksamkeit erregt, ist Arthur von Tölgyessy mit dem „Mondaufgang". Unter den Architekturmalern ragt ein frisches, bedeutendes Talent hervor: Christian Strobl in Salzburg, dessen Aquarelle man für echte Rudolf Alt's halten könnte; prächtige Stillleben bieten Max Schödl und F. Mikesch.

Und nun zu der Plastik, deren hohe Entwickelung in Wien außer Frage steht, in der Ausstellung selbst jedoch nicht zu vollem Ausdruck kommt, weil wenige Bildhauer ganze Figuren, die meisten nur Büsten beigesteuert haben. Zum größten Theil liegt dies an den materiellen Verhältnissen. Portraitbüsten werden zahlreich bestellt, — wer aber kauft in Wien Statuen? Allenfalls finden sie Abnehmer, wenn sie recht klein sind, sodaß man sie im Salon auf eine Console stellen kann. In diesem Miniaturformat gibt es ein Dutzend oder mehr in der österreichischen Abtheilung, darunter die besten von Rudolf Weyr, der in seinem Relief für das neue Hofburgtheater gezeigt hat, was er leisten kann und nach diesen zierlichen Nippsachen in Silber gar nicht beurteilt werden darf. Zwei große Statuen von Schmidgruber sind ernst und in echt antikem Geist gehalten, die Venus von Johannes Benk nimmt sich mit ihrem goldenen Gürtel sehr hübsch, aber etwas zu kokett aus. Der Czeche Myslbek hat in seiner Gruppe „Lumir und das Lied" dem halbwüchsigen Mädchen, welches das Lied verkörpert, einen nationalczechischen Zug gegeben, der bisher in der Plastik nicht üblich war. Otto König, zubenannt der Brunnenmeister, hat mehrere reizende Brunnenmodelle und außerdem eine hübsche Statue, Arthur Strasser eine seiner virtuosen, aber bizarren, grellbemalten Terracottafiguren ausgestellt. Stephan Toth's „Sterbender Krieger" ist nichts weiter als eine Copie des „Sterbenden Fechters". Unter den unzähligen Portraitbüsten thun sich die von Tilgner wie immer hervor. Er liebt es, die Originale zu verschönern; er ist ein Schmeichler in Marmor, und diese Eigenschaft trägt ebenso viel wie sein Talent zu seiner Beliebtheit bei. Unter seinen Händen verwandelt sich das gewöhnlichste Gesicht in ein hübsches, dabei bleibt aber die Aehnlichkeit. Das kann man diesmal recht lebhaft vor den Büsten einiger allgemein gekannter Persönlichkeiten empfinden. Eine derselben ist bemalt und ruft zwischen den Freunden und Feinden farbiger Plastik lebhaften Streit hervor. Polychrom gebeizt sind auch die Holzbüsten des begabten Malers Hermann Klotz. Ein Reliefbildniß Bauernfelds von Hans Brandstetter erfreut durch seine Lebenswahrheit, die Büste der Pester Schauspielerin Ilka Palmay von Alois Strobl verblüfft wegen der Ungenirtheit, mit welcher die Dame ihre Reize bloßlegt. Boshafte Zungen flüstern, dieser verführerische Busen sei einem anderen Modell entlehnt. Mitten unter den Oesterreichern erscheint auch der einzige Franzose, welcher die Wiener Ausstellung beschickte. Dieser weiße Rabe ist der Bildhauer Gustav Delaye, in Sedan geboren, in Paris seßhaft. Er hat nicht nur moralischen Muth, sondern auch Talent.

Ich könnte noch lange von der Plastik reden, aber ich eile zum Schlusse und möchte noch ein paar Worte über die Architektur sagen. Sie hat unter allen Künsten in Wien die reichsten Blüthen getrieben und in Folge der Stadterweiterung und der vielen Staatsbauten ein weites Feld für ihre Entwickelung gewonnen. Eine Reihe ausgezeichneter Architekten, die einen tüchtigen Nachwuchs herangebildet haben, sorgte für die Verschönerung der österreichischen Hauptstadt, und wenn es auch schlimm ist, daß jedes der öffentlichen Prachtgebäude einen anderen Stil aufweist, das italienische und französische Renaissance, Gothik, Barocco und griechischer Tempelbau dicht aneinander stoßen, so kann doch jedes für sich als ein

Digitized by Google

treffliches Werk gelten. Ein Gang durch die drei Zimmer, welche mit architektonischen Zeichnungen, Entwürfen und Rissen gefüllt sind, lohnt der Mühe. Hansen, Schmidt, Hasenauer, Ferstel mag man hier bewundern, aber auch die Jüngeren leisten in Erfindung und Ausführung Schönes. Könnten die Herren immer bauen, wie ihre Phantasie es ihnen eingibt, müßten sie sich nicht meistens nach dem Geldbeutel der Bauherren richten, so würde Wien die schönsten Privathäuser Europas erhalten. Wo man ihnen nur halbwegs freie Hand läßt, arbeiten sie stilvoll, nach echt künstlerischen Grundsätzen. Wie hoch die Wiener Baukünstler stehen, dafür gibt es wohl keinen stärkeren Beweis, als daß Meister Rudolf Alt es zuweilen nicht verschmäht, ihren Entwürfen seinen Pinsel zu leihen, und daß man in der Architekturabteilung vier Aquarelle von ihm bewundern kann. Vom großen Publikum, das mit ihr nichts anzufangen weiß, völlig vernachlässigt, ist sie die vornehmste der ganzen Ausstellung und flößt die höchste Achtung vor dem Können der Wiener Bauhütten ein. So nehmen wir zum Abschied vom Künstlerhause einen ungemischten, wohlthuenden Eindruck mit.

Feuilleton.

Die Flasche Sect.

Von Paul von Schönthan.

„... Wollen wir mal recht übermüthig sein und eine Flasche Sect kalt stellen lassen?“ sagte ich, nachdem ich die schlanke grüne Rheinweinflasche gegen das Licht gehalten und mich überzeugt hatte, daß sie kaum noch einen Schluck enthielt, „bitte drücke auf die Tischglocke, der Kellner ist wohl eingeschlafen.“ Mein Freund streckte die Hand nach der Glocke aus und während er seinen Finger auf den Hebel legte, versetzte er: „Wie Du willst, — was mich betrifft, ich trinke keinen Sect.“

„Oho, wie kommst Du zu der geschmacklosen Abneigung?“

„Der Geschmack hat nichts damit zu thun, lieber Freund, aber siehst Du, ich habe die Erfahrung gemacht, daß wir nicht zu einander passen: ich und der Sect.“

„Das ist interessant.“

„Darüber magst Du urtheilen, wenn Du erfahren hast, wie ich zu der Meinung gekommen bin. Ich besaß einmal in meinem Leben eine ganze Flasche Sect, echten französischen Champagner; es war der Preis irgend einer leichtfertig eingegangenen Wette, die ich aber glücklicherweise gewann. Ein Anderer hätte dankbaren und vergnügten Gemüths die Flasche geleert, ich wollte klüger sein. »Der wird getrunken, wenn Du einmal recht vom ganzen Herzen vergnügt bist, zur Verherrlichung eines Augenblicks der Freude, des Glücks!« sagte ich mir und damit stellte ich die fein säuberlich eingewickelte Flasche weg.

Von nun an gehörte sie zu meinem Inventar, welches nur aus drei Stücken bestand: einem Koffer mit Kleidern, Wäsche u. dgl., einer Bücherkiste und — der Flasche Sect. Sie machte natürlich alle Umzüge mit, welche mir in meinem einsamen Junggesellendasein beschieden waren und ich selber besorgte die Uebertragung der Theuren. — »Scheint ein fideler Herr zu sein, der neue Miether!« dachten sich wohl die verschiedenen Zimmervermietherinnen, wenn ich dann zum Schluß mit meiner dickbauchigen Flasche, die den silbernen Kopf oben prahlerisch durch's Papier steckte, ankam, um mich wieder mit besagtem Koffer und der Bücherkiste zu vereinigen.

Anfangs verwahrte ich sie in meiner Stube, — im Cylinderbureau, unten, — um sie gleich zur Hand zu haben, wenn ihre Stunde gekommen war. Als ich das Cylinderbureau, welches nur ein Lockmittel gewesen war, meiner Wirthin überlassen mußte, die mir dafür einen rothen Mahagonytisch mit marmorirtem Wachstuchbezug hinstellte, übersiedelte die Flasche auf das hinter einer geblümten Kattungardine verborgene Bücher- und Stiefelbrett ... Das war in der Linienstraße; dann bezog ich auf dem Bellealliancеplatz bei einer Tapeziererfamilie eine Stube mit der Aussicht auf zahllose Küchenfenster und ein Stück Himmel zehn Schritt im Geviert. Da war nun gar kein Plätzchen für meinen kostbaren Schatz, auch beängstigte mich der Gedanke, die gefesselten Geister könnten, ihres Looses überdrüssig, zur Selbstbefreiung schreiten. Darum vertraute ich die Flasche der Wirthin zur Aufbewahrung an. Ich weiß nicht wo sie untergebracht war, aber ich erhielt sie unversehrt wieder, als sich die Nothwendigkeit herausstellte zu ziehen, denn die Familie des armen Tapezierers hatte sich inzwischen derart vermehrt, daß sie sich den Luxus eines Chambregarnisten nicht mehr gestatten durfte. Und die Stunde der Freude, des Glücks ließ noch immer auf sich warten!... Einmal war ich schon nahe daran, die große That zu vollbringen, es war an dem Abend, als ich nach Hause kam und auf dem Tisch die amtliche Zustellung vorfand, durch die ich erfuhr, daß mein Anstellungsgesuch endlich Berücksichtigung finden werde. Die verbürgte Aussicht auf eine Stellung mit 120 Mark Monatsgehalt, — lieber Freund, das bedeutet etwas, wenn man, stets eingekeilt in kleinliche Verhältnisse, genöthigt war durch Lectionengeben, Uebersetzungen, Abschreibereien und andere mit dem Betteln näher oder entfernter verwandte Nebenbeschäftigungen, den Unterhalt zu erwerben. Endlich etwas wie eine Existenz!...“

„Nun leertest Du hoffentlich die Flasche?“

„Nein, es war spät am Abend, meine Wirthin, eine brave arbeitsame Frau, die ihre Nachtruhe auch nöthig hatte, schlief; ich konnte sie doch nicht wecken mit den Worten: Bitte geben Sie mir den Schlüssel zur Speisekammer, ich fühle das unaufschiebbare Bedürfniß, jetzt meinen Sect zu trinken, — es erschien mir sogar unthunlich in ihr Schlafgemach einzudringen; nein, ich verschob die würdige Feier auf den anderen Tag. Aber da erfüllte sich das Dichterwort: »Zwischen Lipp' und Kelchesrand ...« Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß mein neuer Posten mich in Frankfurt an der Oder erwartete; ich mußte Berlin verlassen, Agnes zurücklassen, mit der ich damals schon im Stillen verlobt war. Es kamen schwere Tage, Seufzer und Thränen, zuletzt ein schmerzlicher Abschied. — Mit gemischten Empfindungen trat ich meine Uebersiedelung an, die Flasche machte die Reise mit, als das zerbrechlichste Stück meines geringen Besitzstandes in der Reisetasche, zwischen den vielen Buttersemmeln, die Agnes in trauernder Liebe für mich bereitet und mit ihren Thränen gesalzen hatte. — Nun, die Jahre in Frankfurt kann ich übergehen, Du hast mich ja damals schon gekannt, Du weißt, wie mich die Einförmigkeit des Amtsberufes, der ebenso gut von einer Maschine hätte erfüllt werden können, darniederdrückte, wie die Hoffnungen, mit denen ich meine Stellung angetreten, unerfüllt blieben, wie schmerzlich ich die liebende Nähe jenes theuren Wesens entbehrte ... Endlich hatte ich meine Rückversetzung nach Berlin erreicht, noch dazu unter einer leidlichen pecuniären Verbesserung meiner Stellung. Das war ein frohes Ereigniß, ich lief auf's Telegraphenamt, um Agnes zu benachrichtigen; als ich wieder nach Hause kam, fiel mir die unsterbliche Sectflasche ein, jetzt wäre so der Augenblick — redete mir eine innere Stimme zu, und schon wollte ich die Genossin meines ärmlichen Daseins herunterholen, da regte sich eine andere Stimme: Was fällt Dir ein — protestirte sie — Du wirst doch den freudigen Augenblick nicht so allein, ohne sie, feiern wollen —, was wäre das für eine Feier? In vier Wochen, so Gott will, in Berlin. — Also wieder zurück nach Berlin. Die Eltern meiner Agnes sahen die Verbesserung meiner Lage nicht eben als was Großes an und sie hatten Recht, die Erneuerung meiner Bewerbungen war ihnen aus dieser Rücksicht eher unbequem als erwünscht; unser Brautstand, — denn verlobt hatten wir uns schon vor ein paar Jahren heimlich, war nicht frei von Bitternissen, von drohenden Gefahren für unseren Frieden, von Leiden, die Agnes mit einer Geduld trug, welche noch ausreichte, um mir die Lage erträglicher zu machen.

Nach etwa zwei Jahren starb der Vater und damit waren wir unserer Vereinigung näher gerückt, die Mutter leistete zwar noch Widerstand, aber als sich nach längerer Zeit ihre Vermögensumstände ungünstiger gestalteten, entschloß sie sich, noch immer grollend, von ihrem Kinde zu lassen. So kam endlich der Tag, auf den ich mein ganzes Lebensglück aufgebaut hatte. Wir heiratheten. Unsere Hochzeit war unauffällig und eigentlich noch stiller, als unsere bescheidenen Gemüther es gewünscht hatten, verlaufen; ein paar anspruchslose Freunde nahmen daran Theil und als uns diese verließen, saßen wir allein beieinander, wie wir vordem so oft beisammen gesessen hatten. Ein Gefühl wie Neid regte sich in unserer Seele, wir waren neidisch, — auf was? Auf die Vergangenheit? Wir begannen uns heimlich zu grämen, darüber, daß wir uns nicht herzlicher freuen konnten; wir luden im Stillen Vorwürfe auf diejenigen, die uns um die Blüthe unserer Jugend betrogen hatten. Warum gab man uns nicht zusammen im Alter der sonnigen Illusionen, des stürmenden Lebensmuthes? Und wir suchten uns Beide über die grämlichen Gedanken, die uns gekommen waren, zu täuschen, es war der erste und der letzte Betrug zwischen uns.

Die Flasche blieb im Keller, — jetzt hatte ich ja wenigstens einen Keller, sogar einen »Weinkeller«, denn in der Ecke in einem Bett aus kühlem Sand lag die lang Aufgesparte, zur Zeugin einer lachenden Lebensstunde bestimmte Flasche Sect.

Du hast meine Agnes nie gekannt, sie war schwach und zart, mit einer blaßrothen Winde möchte ich sie vergleichen, — nur im Verzichten und im Ertragen war sie stark. Das erste Wochenbett nahm einen bedrohlichen Verlauf. Sie gebar ein todtes Kind, das ich nicht einmal gesehen, einer der Aerzte hat es mitgenommen. Ich bekümmerte mich bloß um das Leben, das mir theurer war. Ich will darüber schweigen, was wir in den sechs Tagen und Nächten, welche nun folgten, miteinander durchgemacht, es war das Letzte!... Ihre Kräfte verfielen zusehends, zeitweise setzte der Puls aus und der Doctor gab keine Antwort mehr auf meine zaghaften Fragen. Er legte den Ueberrock ab und setzte sich an das Bett, — da hatte ich den schrecklichen Gedanken, er wolle in Ruhe studiren, wie ein Menschenleben verlischt; vielleicht war es so!

Gegen Mitternacht sagte er, indem er plötzlich aufstand und ihren Puls ergriff: Wir wollen ihr jetzt noch etwas Belebendes einflößen, starken Wein, — ein Glas Sect.

Sect! wiederholte ich und dabei war ich schon an der Thüre und nun ging's die finstere Treppe hinab — Gott weiß wie ich hinabkam, denn meine Füße trugen mich kaum mehr, ich tastete mich nach dem Keller, durch dessen schmales Fenster von der Straße her ein schwacher Lichtschein fiel, — ergriff die Flasche und stürzte, immer ein paar Stufen für eine nehmend, wieder hinauf.

Der hastig losgelöste Stöpsel flog im weiten Bogen durch die stille Krankenstube, der weiße Schaum floß über meine zitternden Hände und der Doctor goß den edlen Wein in das nächstbeste Glas, das ihm zur Hand war. Ihre Lippen öffneten sich noch einmal ein wenig, aber die perlende Flüssigkeit tropfte aus dem geneigten Glas auf das Betttuch

Digitized by Google

nieder, — sie hatte nicht mehr getrunken. Eine Stunde später war Alles vorüber, ich hatte das Schwerste erlebt, was ich für mein Theil vom Schicksal überhaupt erwarten konnte. Nun steht mir nichts mehr bevor. —

Das ist die Geschichte meiner Flasche Sect, die ich für den Augenblick des Glückes aufgespart hatte."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die „Münchener".

Das Gesammtgastspiel der Münchener Hofschauspieler vom Gärtnerthor-Theater hat, von der nationalen Trauer unterbrochen, im Walhalla-Theater einen Monat gedauert und gab unserer Theaterkritik, die nur das Neue berücksichtigen kann, nicht eben viel zu schaffen. Es war das alte tüchtige Ensemble, von dem einzelne Mitglieder Hervorragendes leisten — hier wäre Fräulein Hücker als ein neues Talent zu begrüßen — und die gewohnten gemüthvollen Bauernkomödien in der kräftigen, klangvollen bayerischen Mundart mit Jodler, Zithergezupf und Schuhplattlertanz, — jeder Ton aus dem Herzen kommend, jeder Accent naturalistisch wahr, und Bühne, Orchester und — Publikum in verständnißinnigem Einklang. Die „Münchener" haben uns auch diesmal nichts Neues gesagt und gezeigt, denn daß sie in ihrem kleinen Genre vollwerthige Künstler sind, wissen wir in der Reichshauptstadt schon lange, und auch ihr Repertoire ist das alte geblieben. Wer eines ihrer Stücke gesehen, kennt sie alle. Die Handlung ist immer gleich zerhackt, aber volksthümlich einfach, die Episoden (eine Bauernhochzeit, eine Kindtaufe oder eine Gemeinderathssitzung) nehmen den breitesten Raum ein, die trotzige Dirn oder der stolze Bua oder der starrköpfig hochmüthige Hofbauer werden am Ende alleweil gebessert und wäre es auch nur durch das Eingreifen des hochwürdigen Herrn Pfarrers, der mit Vorliebe als neuester deus ex machina auftritt. Das Meisterstück ihrer Gaben bleibt der „Hergottschnitzer von Oberammergau", der übrigens auch nicht nur so vom Himmel gefallen ist, sondern in Alexander Baumann's „Versprechen hinter'm Herd" (1848) und dem „Scheibentoni" der seligen Birch seine Großväter verehren kann, und auch während diesem Gastspiel hat Ganghofer's Volksstück den Löwenantheil davongetragen, immer muthig einspringend, wenn die anderen Stücke nicht mehr „ziehen" wollten und jedesmal jubelnde Häuser zaubernd. Aber es ist gar keine Frage, daß das bayerische Dialectstück, das wir als den vielversprechenden Beginn eines wahren Volksdramas mit Freuden begrüßten, an dieser Monotonie und Enge seines Repertoires krankt, gerade wie es mit der plattdeutschen Bühne der Fall, die in Lotte Mende und ihren Partnern ebenfalls classische Darsteller besitzt. Es fehlt den Plattdeutschen wie den Bayern an neuen Dramatikern, dieweil ihre altgewohnten Haus- und Leibdichter entweder durch einige Mißerfolge entmuthigt oder durch andere Arbeiten abgezogen worden sind. Vielleicht wäre der herrliche Klaus Groth der Mann gewesen, um dem plattdeutschen Theater auf die Beine zu helfen, gerade so wie er die plattdeutsche Lyrik geschaffen hat, aber schon vor einem Jahrzehnt erklärte er sich, uns gegenüber, für zu alt dazu, um noch die Aufregungen und Wechselfälle des Theaterdichters zu ertragen. Und ebenso versicherte uns Ganghofer, daß er für die „Münchener" nichts mehr schreiben werde. Nun haben diese freilich noch den trefflichen Neuert, aber in der Mitarbeiterschaft mit Ganghofer war er, wie versichert wird, lediglich Regisseur und Zurichter ohne literarischen Trieb oder Ehrgeiz; Hermann Schmid, der seine Bergnovellen aus der „Gartenlaube" dramatisirte, ist längst todt, Frau Hartl-Mylius will auch nicht mehr in Zug kommen, und Maximilian Schmidt, der Verfasser kerniger altbayerischer Lebensbilder, hat auf der Bühne überhaupt nicht Fuß gefaßt.

Aber die „Münchener" können ja bei den stammverwandten Steyrern Anleihen machen, denn echte Bajuvaren sind die österreichischen Aelpler ebenfalls. Da wären zwei Schriftsteller in Betracht zu ziehen. Rosegger, der aber in seinem einzigen Dramolet: „Das Mirakelkreuz" wenig dramatische Begabung bewiesen hat. Bleibt also nur einer, allerdings ein Riese: Ludwig Anzengruber. Wir haben denn auch seit Jahren dem Director Hofpauer und seinen Getreuen wiederholt, daß sie ihrem blutarmen Repertoire mit den Stücken Anzengruber's neue Lebenskraft einflößen müßten. „Der Pfarrer von Kirchfeld" ist als culturkämpferisch dermalen leider wenig geeignet, aber die von aristophanischem Geist erfüllten „Kreuzelschreiber", der wahrhaft shakespearische „G'wissenswurm", die klassische Bauerntragödie „Der Meineidbauer", „Hand und Herz" u. s. w. welches urwüchsige Repertoire von hohem poetischen Werth und theatralischer Gewalt! Leider ist es aber zu einem Anzengruber-Cyclus, der sich doch den „Münchnern" von selbst aufdrängt, auch diesmal nicht gekommen, doch gab es wenigstens eine Abzahlung fast am Ende des Gastspieles mit der Aufführung der abendfüllenden Komödie: „Die Trutzige".

Es ist keines von Anzengrubers besten Werken. Vor zehn Jahren und länger für die Gallmeyer geschrieben, trägt es allzu sehr den Charakter eines Gelegenheitsstückes, aber es ist doch die Improvisation eines großen Dichters und in jedem Zug und jeder Scene ihres Schöpfers würdig. Liesel Hiebner, das bekannte stolze, spröde „Madl," ist in Hof und Alm unbeliebt und verhaßt. Der Wegmacher Martl nähert sich ihr, um sie in sich verliebt zu machen und dann zur Strafe sitzen zu lassen. Dabei ergeht es ihm, wie gewöhnlich solchen Grubengrabern, Hausspropheten und Bekehrern: er verliebt sich in der That in sie und beweist es ihr, indem er, Einer gegen Alle, ihr Besitzthum gegen die anstürmenden Bauern vertheidigt. Selbstverständlich widersteht auch die „harbe" Dirn nicht länger und sinkt gerührt in seine Arme. Wie man sieht, ein uraltes Motiv, aber man vergleiche nur einmal die „Trutzige" mit der verwandten „Grille" der Damen George Sand und Birch oder mit der „Z'widerwurzen" Schmid's oder gar mit dem Spektakelstück der Frau v. Hillern: „Geyer-Wally". Was dort Theaterconvention, Costümbild und Grimasse, das ist hier echteste Natur, volles Leben, ganze Urwüchsigkeit, Kraft und Eigenart. Dieser Dichter ist vor Allem Charakteristiker, und wie weiß er das Gewissen seiner Naturmenschen bloszulegen und leibhaftiges Volk zu schaffen und reden und handeln zu lassen! Nein, der Zugabe von Gesang und Tanz, von Abendroth und Orchestertremolo bedarf dieses Stück nicht; es trägt die Localfarbe, den Alpenduft, die Wahrheit und die Poesie in sich.

Dennoch hatte die „Trutzige", am ersten Abend freundlich aufgenommen, keinen nachhaltigen Erfolg, und trotzdem die Tageskritik sehr günstig von ihr sprach, blieben die ferneren Vorstellungen schwach besucht, so daß wieder der „Proceßhansl" und seine Vettern einspringen mußten. Der Mißerfolg lag aber nicht am Stück, sondern an der Darstellung. Die Herren Albert und Neuert und Fräulein Schönchen waren prächtig wie immer, aber die Anderen standen nicht oder nur widerwillig auf ihrem Posten. Die Hauptrolle hätte nicht Frl. Thaller, die besser für die Dorfkokette paßte, sondern Frl. Hücker spielen sollen. Und Herr Director Hofpauer hätte füglich so herablassend sein können, den Lipp selber zu mimen. Wir gehen nicht soweit zu behaupten, daß es eigens darauf angelegt gewesen sei, die Kritik, die jedesmal nach Anzengruber-Stücken verlangt, durch einen Mißerfolg der „Trutzigen" zum Schweigen zu bringen, aber constatiren wollen wir, daß die theils unrichtige, theils ungenügende Besetzung die Schuld trug, wenn das Stück nicht so wirkte, wie es sollte. Dieser halbe Durchfall beweist also nichts. Und nun mögen die „Münchener" uns nächstesmal den Anzengruber-Cyklus bescheeren, dann aber mit allen und nur ihren besten Kräften. Z.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Mackenziana.

Sehr geehrter Herr!

Herr Dr. Bernheim hat nicht recht, wenn er meint, daß der Verfasser der angegriffenen Brochüre ein sehr alter Mediciner sei. Ich kann aus guter Quelle versichern, daß er kaum 50 und einige Jahre alt ist und alle Vorkommnisse auf medicinalem Gebiet mit Argusaugen verfolgt. Richtig ist nur, daß Verfasser kein Anhänger der modernen Medicin mehr ist. Das ist kein Fehler, denn das behütet ihn vor Einseitigkeit, welcher die an die ausschließliche Wissenschaft der modernen Heilkunde Gläubigen nun leider mit Haut und Haar verfallen sind. Das ist auch der Grund, weshalb die gläubigen Herren nie zu der Einsicht kommen können, woran es der Schulmedicin fehlt und weshalb sie trotz ihres anscheinend wissenschaftlichen Forschens und energischen Arbeitens zu keiner befriedigenden Therapie (nicht einmal befriedigenden Diagnostik, wie der traurige Fall unseres unglücklichen Kaisers zeigt) kommen können! —

Herrn Dr. Bernheim kann man mit Goethe antworten:

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten. —

Die Krankheit unseres theueren Kaisers wird hoffentlich den Erfolg haben, daß auch weitere Schichten des **Volkes** das Unpraktische, Unzulängliche und gar das Schädliche der Universitäts-Medicin endlich einsehen lernen. Dafür wird und muß gesorgt werden.

Hochachtungsvoll

Stettin, den 3. Mai 1888. H. M., kein Arzt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen Magen- u. Unterleibsleiden (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. **Luftkurort ersten Ranges** für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur. Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. Mineralwasser-Versandt in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Königliches Bad Oeynhausen.

Haltestelle für sämmtliche Züge der Bahnlinien Berlin-Köln und Löhne-Vienenburg. Saison vom 15. Mai bis 1. October. Thermalbäder vom 1. Mai ab. Naturwarme kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder aus kräftigen Soolquellen; Sool-Inhalatorium; Douchen; Wellenbäder; Gradirluft; Massiren; Orthopädisch-gymnast. Institut. Bewährt gegen Rückenmarksleiden, Lähmungen, Rheumatismus, Nervenleiden, Anämie, Herzleiden etc. Bade- und sonstige Einrichtungen ersten Ranges. Die Curcapelle besteht vom 1. Juni bis 1. September aus 35 Musikern. Amtliches Nachweisungs-Bureau für Wohnungen im Curgarten. Prospecte gratis. Königliche Bade-Verwaltung.

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher *Höhen-Kurort* von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines *Terrain-Kurorts*, besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige *Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche*-Bäder und eine vorzügliche *Molken-* und *Milchkur-Anstalt*. Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. Angenehmer Sommeraufenthalt.
Saison vom 1. Mai bis 1. October.
Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

Bulgarische Frage!!

Soeben erschien:

Die Balkanländer.

Von

E. von Laveleye,

Professor an der Universität Lüttich.

Deutsch von **E. Jacobi.**

Erster Band. 416 Seiten. gr. 8°. Preis 7 ℳ 50 ₰.

Verlag von CARL REISSNER in Leipzig.

Die reichhaltigste aller Moden-Zeitungen

ist die „Illustrirte Frauen-Zeitung". Dieselbe bringt jährlich 24 Moden- und 28 Unterhaltungs-Nummern mit 28 Beiblättern, so daß ohne Unterbrechung regelmäßig wöchentlich eine Nummer erscheint (für Oesterreich-Ungarn der Stempelsteuer wegen aller 14 Tage eine Doppel-Nummer). Die Moden-Nummern sind der „Modenwelt" gleich, welche mit ihrem Inhalte von jährlich über 2000 Abbildungen sammt Text weitaus mehr bietet, als irgend ein anderes Modenblatt. Jährlich 12 Beilagen geben an Schnittmustern zur Selbstanfertigung der Garrobe für Damen und Kinder wie der Leibwäsche überhaupt genügend für den ausgedehntesten Bedarf. — Das Unterhaltungsblatt bringt außer Novellen, einem vielseitigen Feuilleton und Briefen über das gesellschaftliche Leben in den Großstädten und Bädern regelmäßige Mittheilungen aus der Frauenwelt, Kunstgewerbliches und Wirthschaftliches, Gärtnerei und Briefmappe, sodann viele künstlerisch ausgeführte Illustrationen und an Moden endlich noch Folgendes: jährlich über 50 Artikel mit über 250 Abbildungen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Musterblätter für künstlerische Handarbeiten und 8 Extra-Blätter mit vielen Illustrationen, so daß die Zahl der letzteren an 3000 jährlich hinanreicht. Kein anderes illustrirtes Blatt überhaupt, innerhalb oder außerhalb Deutschlands, kann nur entfernt diese Zahl aufweisen; dabei beträgt der vierteljährliche Abonnements-Preis nur 2 M. 50 Pf. — Die „Große Ausgabe mit allen Kupfern" bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (in Oesterreich-Ungarn nach Cours).

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Straße 38, Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Friedrich Chopin.

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 ℳ.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. 20 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **H. Kruse,** Dram. Werke. 11 Bde. in 4 Hlbfzbdn. 10 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Voltaire,** Oeuvres. 18 vol. Paris, Renouard-Mame 1809, m. d. Stahlstichen von Moreau, schön Leder; ferner: Hist. du Parlement de Paris par l'abbé Big... (Voltaire), Amsterd. 1769; Le Toreau blanc, Memphis 1774 (Voltaire) und: Voltariana ou Eloges amphigouriques de Fr. Marie Arouet, Paris 1748 (seltenes Pamphlet), zusammen 40 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Eichendorff,** Sämmtl. Werke. Leipz. 83. 4 Bde. Eleg. Lw. und **Gaudy,** Sämmtl. Werke. 8 Bde. geb. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben u. Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Byron,** Werke, dtsch. v. Schäffer etc. 4 Bde. Lw.; ferner **Ariost,** Rasender Roland (v. Gries), 2 Bde., neu; **Dante,** Göttl. Komödie (v. Berneck), Hf. und **Boccaccio,** Troilus u. Cressida (v. Beaulieu), Berl. 84. Eleg. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Hogarth,** Werke i. Stahlstichen v. Riepenhausen. Göttingen. Folio oblong. Hf. 20 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Hierzu zwei Beilagen von Hermann Risel & Co. in Hagen i. W. und vom Allgemeinen deutschen Sprachverein.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 19. Mai 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das neue Genossenschaftsgesetz, insbesondere die Haftpflicht. Von Adolf Fleischmann. — Ein neuer Wirkungskreis für die sociale Reform. Von Arnold Fischer. — **Literatur und Kunst:** Was ist Kunstkritik? Von Paul Johannes Rée. — Friedrich Rückert. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage. Von B. Noelting. — Ungedrucktes aus Friedrich Hebbel's Briefwechsel. Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer. — **Feuilleton:** Passée. Von John Paulsen. Uebersetzung aus dem Dänischen. — **Aus der Hauptstadt:** Die XXVI. Sonderausstellung in der Nationalgalerie. Von Georg Malkowsky. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

Das neue Genossenschaftsgesetz, insbesondere die Haftpflicht.

Von Adolf Fleischmann.

Man kann die Frage aufwerfen, ob es überhaupt Sache eines Genossenschaftsgesetzes sei, die Haftpflicht der Genossenschafter für die Schulden des Vereines zu reguliren? ob es nicht richtiger wäre, diesen Punkt lediglich der freien Verfügungsbefugniß der Mitglieder zu überlassen? oder aber, wenn man eine gesetzliche Regelung für geboten erachtet, ob es nicht Sache des bürgerlichen Gesetzbuches gewesen wäre, die für alle Genossenschaften im Reich maßgebenden und zu befolgenden Principien aufzustellen und alles Uebrige dem Ermessen der Genossenschaften oder der Landesgesetzgebungen anheimzugeben. Auch ein anderer Punkt im Entwurfe zu einem neuen Genossenschaftsgesetz, der den Reichstag im kommenden Herbst beschäftigen wird, hängt hiermit zusammen, nämlich die obligatorische Revision der Genossenschaftsverwaltungen und der Einfluß, den die Regierung sich etwa dabei vindicirt. Die Genossenschaften sollen zwar nur verpflichtet sein, theils von selbst aufgestellten Revisoren das Geschäft der Verwaltungsrevision besorgen zu lassen, theils hat der Richter den Revisor zu bestellen; letzteres, wenn der Bundesrath den Genossenschaftsverbänden die freie Wahl des Revisors versagt, wozu er nach dem Entwurf unter Umständen befugt sein soll. Die Revisionsberichte sollen der Generalversammlung, nicht der Regierung, erstattet werden. Je weiter man die Grenzen der Staatsgewalt bezüglich ihres Einflusses auf die Genossenschaften überhaupt zieht, desto sicherer wird man dahin gelangen, sowohl die Grundsätze der Haftpflicht vom Gesetz ordnen, als auch das Geschäft der Revision in gewisser Richtung vom Staat beaufsichtigen zu lassen. Wie weit, oder wie eng man aber jene Grenzen ziehen darf, wird man theils aus der rechtlichen und wirthschaftlichen Natur der Genossenschaften, theils aus ihrem Entwickelungsgang lernen müssen. Den Revisionspunkt schließen wir zunächst von der hier folgenden Erörterung aus und beschränken dieselbe auf die Frage nach der Haftpflicht der Genossenschaftsmitglieder für die Schulden der Genossenschaft, wobei wir auch auf jenen ersten Zweifel vorerst nicht weiter eingehen, sondern die Thatsache hinnehmen und anerkennen, daß die Gesetzgebung sowohl in Deutschland, als auch in anderen europäischen Staaten durch Gesetz diese Haftpflicht geordnet hat — und nur prüfen, ob und inwieweit sich der Modus dieser Ordnung, zunächst in der deutschen Gesetzgebung, als der angemessene empfiehlt oder nicht.

Als das Genossenschaftswesen bei uns aufkam, beruhte es lediglich auf der Autonomie der Genossenschaften selbst. Erst das Bundesgesetz vom 4. Juli 1868 schuf für dieselben gesetzliche Normen und dehnte diese auch auf die Frage der Haftpflicht aus. Die Genossenschaften hatten also in den ersten 2—3 Jahrzehnten ganz auf eigenen Füßen gestanden, fanden aber erst unter der Herrschaft des Gesetzes — wenn es auch der Verbesserung und Modificirung bedürftig war — die jetzige Entfaltung ihres ethischen und wirthschaftlichen Gehaltes. Dabei liegt die Nothwendigkeit klar am Tage, daß das anwendbare und angewendete Recht dem inneren Wesen und Zweck der Vereinigung (Genossenschaft) entspreche. Sie suchten ihre Aufgabe nicht in der Begründung eines genossenschaftlichen Großbetriebes, ähnlich wie die Aktiengesellschaften und theilweise auch wie die offenen Handelsgesellschaften, sondern der Schwerpunkt ihres Wesens und Zweckes lag und liegt heute noch viel mehr auf dem Hülfsgebiet der genossenschaftlichen Unterstützung des Einzelbetriebes. Schon hieraus wird man folgern müssen, daß die staatliche Einwirkung auf diese Personenvereine durch das Gesetz nur eine ziemlich beschränkte und sparsame sein darf. Wie verträgt sich nun hiermit die in jenem Bundesgesetz eingeführte unbeschränkte Haftpflicht, d. h. das Princip, wonach jeder Gesellschafter in solidum mit seinem gesammten Vermögen für die Schulden der Genossenschaft haften muß?

Es ist wahr, daß Gesetz schloß sich in dieser Beziehung an die Statuten der Genossenschaften, also an ihre Autonomie an, die es thatsächlich vorfand. Es fand sie aber deshalb vor, weil die Genossenschaften im Anfange insofern dem Charakter der offenen Handelsgesellschaften sich genähert hatten, als es bei ihrem engen Wirkungskreis und bei der geringen Zahl ihrer Mitglieder noch möglich war, daß diese sich selbst an der Arbeit der Verwaltung oder wenigstens an der Aufsicht über dieselbe betheiligen konnten. Sie hatten sich auch noch nicht zu Gesammtpersönlichkeiten und zu eigenen Rechtssubjecten zusammengeschlossen. Da hatte es denn seinen guten Sinn, bei der Möglichkeit eigenen Handelns und eigener ausreichender Aufsicht ebenso wie bei den offenen Handelsgesellschaften unbeschränkte Verantwortlichkeit zu fordern und das Creditbedürfniß erheischte sie gebieterisch. So statuirten denn auch diese Genossenschaften die unbeschränkte Haftpflicht und wirthschafteten mit derselben, nachdem sie auch vom Gesetz sanctionirt worden war bis auf den heutigen Tag. Wir wissen, wie oft die colossalsten Schädigungen vieler Einzelner und ganzer Gesellschaftsclassen eintraten, wenn unter der Herrschaft dieses Princips viele Genossenschaften zusammenbrachen, wenn auch

Digitized by Google

die Verluste bei zu Grunde gegangenen Actiengesellschaften, bei denen jenes Princip nie Geltung hatte, noch viel bedeutender gewesen sein mögen. Aus diesen Schädigungen erwuchs das Mißtrauen, welches schon seit Jahren dem Genossenschaftswesen überhaupt und an sich entgegengetragen wurde, dessen innerer Grund aber nicht hierin, sondern nur in jenem Princip und seiner unbedingten Herrschaft hätte gefunden werden dürfen.

Im Laufe der Zeit haben die Genossenschaften den soeben angedeuteten Charakter abgestreift. Ihre Zahl an sich und die Zahl der Mitglieder der einzelnen, beides ist enorm gestiegen. Nur einige Zahlen, die uns gerade vorliegen: Noch vor wenigen Jahren, am 1. Juni 1880 bestanden bereits im Deutschen Reich über 3000 Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, theils Creditgenossenschaften (Vorschußvereine, Volksbanken) diese weisen die höchste Zahl (über 1800) auf; theils Rohstoff-, Werk-, Magazin-Productivgenossenschaften, Consumvereine und einige (etwa 50) Baugenossenschaften. Die Gesammtmitgliederzahl belief sich auf mehr als eine Million, der jährliche Geschäftsumsatz überstieg 2 Millionen Mark. Die Ansammlung eigener Capitalien der Mitglieder im Geschäftsantheilen und Reserven betrug gegen 180 Millionen Mark*). In welch großem Fortgang sich diese Entwickelung seit jener Zeit bis auf unsere Tage bewegt hat, ergiebt ein einziger Blick in die Jahresberichte und es dürfte wohl kaum noch eine Genossenschaft geben, bei welcher die vorhin erwähnte unmittelbare Betheiligung der Mitglieder an der Verwaltung und an der Aufsicht stattfände. Unsere Fortschritte auf allen Gebieten des Handels und der Volkswirthschaft haben die Verwaltungen einerseits viel complicirter, andererseits aber auch — wenn Alles in Ordnung ist — viel rentabler gemacht. Die Verwaltungen liegen überall in den Händen gesonderter Organe und Collegien. Daher hat die vorhin erwähnte Vorschrift der obligatorischen Revision ihre Veranlassung und ihren inneren Grund. Dieser Entwickelungsgang führte von selbst zu einer zweiten Veränderung im Charakter dieser Personenvereine, indem er ihnen naturgemäß und thatsächlich eine selbständige rechtliche Persönlichkeit verlieh. Ihre nicht gerade im Interesse des öffentlichen Wohles, wohl aber der privaten Gemeinschaft gesetzten Zwecke verlangten zur Sicherung ihrer Verwirklichung, daß den Vereinen ein selbständiger, der Herrschaft des Einzelnen entzogener Vermögensbereich unmittelbar dienstbar gemacht werde, worin eben der Charakter der Rechtsfigur der juristischen Person liegt. Man nahm in der Wissenschaft, dem Volksbewußtsein entsprechend, den, man kann sagen, rechtspopulären Grundsatz an, daß zur Erwerbung der juristischen Persönlichkeit jede Vereinigung geeignet sei, bei welcher die Vielheit zu einer über ihr stehenden Einheit sich zusammenschließe und daß es dem Willen der Rechtsordnung entspreche, daß eine solche Vereinigung mit ihrer Begründung von selbst juristische Persönlichkeit erlange.**) Und wenn man auch hiervon abweichend zwar nicht bestritt, daß alle jene Personenvereine sich zu juristischen Persönlichkeiten eigneten, wohl aber allgemein die Ansicht annahm und in die Gesetzgebung übertrug, daß ein besonderer Act der Staatsgewalt, eine Verleihung, zu ihrer Schaffung erforderlich sei, so ist für unsere Frage, ob die Genossenschaften, welche Gegenstand unserer vorliegenden Unterhaltung und des neuen Genossenschaftsgesetzes sind, juristische Personen seien, die bejahende Entscheidung dadurch gegeben, daß schon nach dem alten mehrerwähnten Genossenschaftsgesetz vom 21. Juli 1868 alle Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften die ihnen vom Gesetz eingeräumte selbstständige Stellung durch die richterliche Eintragung ins Genossenschaftsregister erlangen.

Für juristische Personen aber paßt das Princip der Solidarhaft der einzelnen Mitglieder mit ihrem gesammten Vermögen nicht mehr und widerstreitet schnurstraks ihrem Charakter. Das alte Genossenschaftsgesetz hat aber dennoch — wie uns scheint sehr mit Unrecht — nicht nur dies Princip anerkannt, sondern ihm sogar die alleinige nnd ausschließliche Herrschaft eingeräumt.

Jedes Mitglied einer Genossenschaft tritt an die Gemeinschaft einen Theil seines Vermögens und seines wirthschaftlichen Interesses, welches außerdem voll und ganz seinem Berufsleben überhaupt angehört, ab. Er löst von seiner rechtlichen und wirthschaftlichen Persönlichkeit einen Theil los und steht mit diesem in der Gemeinschaft. Hierin und nur hierin liegt eigentlich der Sinn seines rechtlichen Willens, wenn er in die Gemeinschaft eintritt und wenn thatsächlich die Herrschaft des gegenwärtigen Genossenschaftsgesetzes es verschuldet, daß dieser Wille modificirt wird und daß sich der Eintretende der unbedingten solidarischen Haftpflicht unterwerfen muß, so entstellt das Gesetz die Rechtsfigur der Genossenschaften zum zweiten Mal vollständig, indem die erstmalige Entstellung, wie schon angedeutet wurde, darin erblickt werden muß, daß sich vernunftgemäß diese Vollhaft schon mit der Rechtsordnung nicht mehr verträgt, wonach volle Verantwortlichkeit sich nur mit der eigenen vollen Thätigkeit deckt, diese aber nach dem jetzigen Stand der Genossenschaften den einzelnen Mitgliedern entzogen ist.

Zieht man hieraus den richtigen Schluß vollständig, so muß das Gesetz von den Genossenschaften die solidarische Haftpflicht gänzlich ausschließen, weil sie der rechtlichen Natur derselben nicht entspricht und auch das Creditbedürfniß diesen Widerspruch nicht rechtfertigen kann. Ob dieses Bedürfniß überhaupt heute noch eine so wichtige Rolle spielt, daß man daran denken dürfte, mit ihm jenen Widerspruch zu entschuldigen oder gar zu beseitigen, bezweifeln wir. Wenn, wie bei Actienvereinen der große, so auch bei Genossenschaften der kleine Capitalist sagt: ich will für den Zweck der letzteren so und so viel von meinem Vermögen, also einen bestimmten Theil desselben, einsetzen, so wird bei den heutigen Creditverhältnissen es gewiß solchen Genossenschaften an dem nöthigen Credit nicht fehlen, abgesehen davon, daß die unbeschränkte Haftpflicht erfahrungsmäßig zu unverhältnißmäßig großem Credit verführt, der die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Genossenschaft weitaus überschreitet und leichtsinniger Wirthschaft Thür und Thor öffnet, was wir ebenfalls erfahrungsmäßig aus vielen Fällen lernen können.*)

Der neue Entwurf zum Genossenschaftsgesetz hat jene Schlußfolgerung nicht vollständig gezogen. Er befreit die Genossenschaften nur von dem Zwang, die unbeschränkte Haftpflicht ihrer Statuten und ihrer Verwaltung zu Grund zu legen und überläßt ihnen die Wahl zwischen den Systemen dieser und einer beschränkten Haftpflicht, bei welcher von einer gewissen Grenze an die Haftung des Vermögens der Einzelnen aufhört. Wir müssen natürlich darauf verzichten, voraussagen zu wollen, in welchem Maße und in welcher Ausdehnung die Autonomie der Genossenschaften, die ihnen ja nach dem Entwurf gewahrt bleibt, von jener Freiheit Gebrauch machen, ob das System der unbeschränkten Haftpflicht thatsächlich bei Seite gesetzt und der einzig richtige, vernunftgemäße Zustand thatsächlich durch diese Autonomie herbeigeführt werden wird, während ihn das Gesetz hätte schaffen sollen. Aber wir meinen, daß, wenn einmal das Gesetz in die Entwickelung eines Institutes, wie die Genossenschaften, eingreift, es auch die rechtliche Figur desselben fest umschreiben und einheitlich vorzeichnen und dadurch die Gefahr von vornherein beseitigen mußte, daß es in verschiedener, seiner rechtlichen Natur nicht immer entsprechender Gestaltung erscheinen könne.

Deshalb hätten wir es für das Richtige gehalten, wenn der Entwurf des B.G.B.'s für alle Genossenschaften die Grenze der Haftpflicht vorgeschrieben und gesagt hätte: Für die Schulden der Genossenschaft haftet nur das Vermögen der Genossenschaft, incl. des Garantiefonds, welcher aus einer gewissen, vom Vermögen jedes Mitgliedes von vornherein der Genossenschaft eventuell zur Verfügung zu stellenden Summe besteht, mithin eventuell als Genossenschaftsvermögen zu betrachten ist. Ein Vorbild finden wir im jetzigen englischen Recht, wo dieser

*) Zeitschr. f. d. gesammte Handelsrecht. B. 27, S. 1.

**) Motive zum Entwurf des B.G.B. S. 78. 82.

*) Zeitschrift f. Handelsrecht a. a. O. S. 81. 86.

Digitized by Google

Garantiefond so geregelt ist, daß eventuell die Mitglieder nur bis zum Betrag von höchstens 200 Pfund Sterl. haften, während die Gesetzgebung anderer europäischer Staaten, z. B. Portugal, Belgien, Oesterreich-Ungarn, die Niederlande, die Schweiz jenes Wahlrecht mit verschiedenen Modificationen kennen. Neben jenem System mit limitirter Haftpflicht, wobei auch freies Austrittsrecht der Mitglieder unter Befugniß zur Zurückziehung der Geschäftsantheile gestattet ist und die Deckungspflicht nur in der Höhe von 200 Pfund Sterl. stattfindet, besteht allerdings auch das ältere System, welches, durch die Companies Acts von 1862, 1867 begründet, auf unbeschränkter Haftpflicht beruht. Aber innerhalb des einen oder des anderen Systems gibt es kein Wahlrecht. Hat sich eine Genossenschaft unter dem einen oder anderen System registriren lassen, so ist ihr das Recht der Haftpflicht durch dasselbe ein für allemal vorgeschrieben und es ist charakteristisch, daß der Geschichtsschreiber der englischen Genossenschaften, Holyoake (The history of corporation in England. 2 vol. London 1875, 1879, II. p. 53 ff.) die unbeschränkte Haftbarkeit als schweres Hinderniß für die Genossenschaften bezeichnet („every member was practically made responsible for all the debts of the society — enough to frighten any prudent man away").*)

Die Ansicht, zu welcher wir uns nach den soeben gegebenen Ausführungen hinneigen möchten, daß man nämlich den Genossenschaften nicht die Wahl zwischen verschiedenen Haftungsarten freigeben dürfe, der Gesetzgeber vielmehr die richtige Haftungsart ausschließend festzustellen habe, ist zwar früher schon aufgestellt, aber auch bekämpft worden.**) Man machte dagegen geltend: Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften seien ein eigenthümliches wirthschaftliches, nicht ein eigenthümliches Rechtsinstitut; es sei nicht in ihrem Wesen begründet, ihnen eine bestimmte Rechtsform zu geben, vielmehr erfordere die Verschiedenheit der wirthschaftlichen Bedürfnisse verschiedene Haftbarkeitsgrade. Anders sei es bei der „offenen Handelsgesellschaft"; diese sei ein bestimmt abgegrenztes Rechtsinstitut, sei also in einer ihrer rechtlichen Natur widerstreitenden Form nicht denkbar. Da will es uns denn doch scheinen, als ob die Unterscheidung eines wirthschaftlichen und eines Rechtsinstitutes an sich schon ihre Bedenken habe. Das Recht hängt mit der Wirthschaftlichkeit so eng zusammen, daß sich letztere ohne das erstere gar nicht denken läßt. Sind Kauf, Miethe, Pacht u. dgl. nicht auch wirthschaftliche Geschäfte neben ihrem rechtlichen Charakter? Es gibt im Privatrecht kaum ein Institut, welches nicht das wirthschaftliche Gewand trüge. Die gesetzliche Regulirung des Pfandrechts, des Grundbuchsrechts verlangt wirthschaftliche Rücksichten aller Art. Aber mehr Gewicht möchten wir, fast im Anschluß an diese Entgegnung, darauf legen, daß die Frage von der Haftpflicht der Genossenschaftsmitglieder für die Schulden der Genossenschaft entschieden keine wirthschaftliche, sondern eine Rechtsfrage im eminenten Sinn ist, die sich nur nach Rechtsgrundsätzen und vernünftigen Rechtsanschauungen regeln läßt. Volle Verantwortung der Mitglieder aber für Handlungen der Verwalter zu verlangen, ist ebenso wenig Rechtens, als die Rechtssphären der juristischen Personen und diejenigen ihrer einzelnen Träger in einander laufen zu lassen und zu vermengen, statt sie scharf zu sondern.

Immerhin ist es als ein wesentlicher Fortschritt in unserer Genossenschaftsgesetzgebung zu begrüßen, daß der Entwurf zum neuen Gesetz das Princip der unbeschränkten Haftpflicht wenigstens der Ausschließlichkeit seiner Herrschaft beraubt. Die Erfahrung wird lehren, daß die Genossenschaften wohl alle ihre Statuten hiernach modificieren werden und daß man die wirthschaftliche Seite der ganzen Frage darin nur sehen dürfe, wie die Grenze der beschränkten Haftpflicht von ihnen normirt werden wird. Denn nach dem Entwurf, der nicht wie im englischen Recht eine bestimmte Summe (200 Pfund Sterl.) festsetzt, sondern der Genossenschaft nur die Wahl zwischen zwei Systemen läßt, liegt die Bestimmung jener Grenze allein in ihrer Hand. Wir wollen es nicht unbedingt als Muster hinstellen, daß das englische Gesetz selbst diese Summe ziffermäßig festsetzt. Die Interessen der einzelnen Genossenschaften sind so verschieden, daß es, wirthschaftlich angesehen, den Vorzug verdienen dürfte, im Gesetz nur die Ausschließlichkeit der Solidarhaft zu verbieten, weil sie sich rechtlich nicht begründen läßt, — dagegen aber die Bestimmung der Haftgrenze den Genossenschaften zu überlassen, weil nur sie in der Lage sind, ihre wirthschaftlichen Interessen zu wahren. Und gerade weil es sich hier um die Aufstellung eines Princips rein rechtlichen Charakters handelt, hätten wir es für angemessen erachtet, wenn sich die Commission zur Ausarbeitung des deutschen Civilgesetzbuchs desselben angenommen und im Entwurf es zum Ausdruck gebracht hätte. So hat sich denn auch der Juristenstand schon vielfach mit der Frage beschäftigt; öfter wie einmal stand sie auf den Tagesordnungen und Programmen der Juristentage. Sie theilte aber freilich dort auch das Schicksal vieler modernen Probleme — sie war viel umstritten und zu ihrer Klärung ist von dieser Seite viel weniger beigetragen worden als vom Reichstag, wo sie schon seit Jahren mehrfach gestreift und ihre Wichtigkeit und Bedeutsamkeit auch seitens der Regierung anerkannt worden ist, wie die stenographischen Berichte (Legislaturperiode 1. Session, 1871. B. I, S. 80, IV. Session 1873. B. I. S. 1156. III. Legisl. II. Sess. 1878. B. I. S. 441 ff.) beweisen, während die bewährteste Autorität in Genossenschaftsfragen, Schultze-Delitzsch, nur sehr langsam dem System der illimitirten Haftpflicht den Rücken gewandt hat.

*) Zeitschr. f. Handelsrecht a. a. O. S. 92. 93.

**) Eod. S. 89.

Ein neuer Wirkungskreis für die sociale Reform.

Von Arnold Fischer.

Die Enthüllung socialer Uebel- und Nothstände gehört zu den charakteristischen Merkmalen unserer Zeit. Obwohl dieselbe Beträchtliches darin leistet, darf sie trotzdem nicht stolz sein auf diesen Scharfblick, der in die Tiefen menschlichen Elends dringt, denn er enthüllt nichts anderes, als ihre eigenen Blößen. Die Enthüllungen, die wir im Auge haben, betreffen keineswegs Uebelstände, die sich wie eine Krankheit von Generation zu Generation forterben, sie sind vielmehr zum weitaus größeren Theile Folgeerscheinungen der modernen Volkswirthschaft und der mit ihr zusammenhängenden socialen Verhältnisse.

Die neueste dieser Enthüllungen betrifft die üble Lage der Kinder der unbemittelten Klassen, welche dort, wo dieselbe mit besonders ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnissen zusammenhängt, zu einem Nothstand wird. Das Ernste dieser Zustände liegt hauptsächlich darin, daß sie keineswegs als Ausnahmszustände mit vorübergehendem Charakter angesehen werden können, sondern aus dem gesammten gegenwärtigen Wesen der unbemittelten Klassen fließen, also auch dort bestehen, wo die Erwerbsverhältnisse als nicht ungünstige bezeichnet werden. In Betreff einiger Schichten dieser Bevölkerungsklassen dürften eingehende Ermittelungen ein zu geringes Maß theils wirthschaftlicher, theils sittlicher Kräfte ergeben, um den Kindern eine Lebenshaltung und Erziehung angedeihen zu lassen, welche ein gesundes körperliches und seelisches Leben dieser Schichten auch nur ermöglichen. Bei anderen, ländlichen, Schichten dürfte vorwiegend wirthschaftliches Unvermögen ein gesundes Gedeihen der Kinderwelt erschweren oder auch verhindern.

Einen neuerlichen Anlaß zur Erörterung dieser Frage bieten die kürzlich von der Presse mitgetheilten Resultate der Ermittelungen über die Ernährungsverhältnisse der Schulkinder in Wien, welche wohl selbst die Befürchtungen der Urheber derselben weit übertroffen. Nicht weniger als einige Tausend Schulkinder in Wien sind thatsächlich theils in Folge Nahrungsmangel überhaupt, theils in Folge geringwerthiger Nah-

Digitized by Google

rung dem Siechthum preisgegeben. Die Ermittelungen waren ziemlich eingehend und führten die Anzahl der Kinder an, die überhaupt kein Mittagmahl, ferner solcher die öfter kein Mittagmahl, anderer, die im Allgemeinen an Nahrungsmangel litten, wieder anderer, die kein warmes Mittagmahl und endlich solcher, die Mittags nur Brot und Kaffee oder Gemüse erhielten. Jede dieser Kategorien ist mit vielen Hunderten vertreten. Gleichzeitig gaben die die Ermittelungen leitenden Schulvorsteher an, daß die angegebenen Zahlen sich im Winter bedeutend erhöhen. Es braucht nicht erst dargethan zu werden, daß, wo die Ernährungsverhältnisse derart ungünstige sind, auch alle anderen Verhältnisse höchst traurig sein müssen. Aehnlich wie in Wien dürfte es den Kindern in den meisten anderen größeren Städten und in den Industriebezirken Oesterreichs gehen.

Irgendwelche unmittelbare Schlüsse auf die Ernährungsverhältnisse der unbemittelten Kinder in Deutschland lassen sich aus diesen österreichischen Verhältnissen allerdings nicht ziehen. Entsprechend den unvergleichlich besseren wirthschaftlichen Zuständen Deutschlands werden ähnliche Nothzustände wohl nirgends in Deutschland vorkommen. Dagegen unterliegt es für alle Jene, welche dieser Frage Aufmerksamkeit zugewendet haben, keinem Zweifel, daß auch in Deutschland ungünstige Ernährungsverhältnisse der unbemittelten Kinder ein weitverbreitetes soziales Uebel sind. Ein mir bekannter Volksschullehrer in einer Fabrikstadt mit starker Arbeiterbevölkerung schätzt die Zahl der ungünstig ernährten Kinder seiner Schule auf 16—25 % und macht besonders auf die Unregelmäßigkeit in der Ernährung dieser Kinder aufmerksam. Der sich fast allwöchentlich wiederholende Gegensatz zwischen der Ernährung in den ersten Tagen nach der Lohnzahlung und jenen Tagen, welche derselben unmittelbar vorangehen, und die besonders qualitativ schlechte Ernährung während der Letzteren muß ungünstig auf Gesundheit und Wachsthum der Kinder zurückwirken. Dabei tragen diese Verhältnisse die Bedingungen ihrer Fortdauer in sich selbst. Der Mangel und die Entbehrung in den letzten Tagen der Woche erzeugen stets eine derart gesteigerte Begierde nach besseren Nahrungsmitteln und Genuß, daß Uebermaß hierin als psychische Wirkung der nächstfolgenden Lohnzahlung erscheint. Die unverhältnißmäßig große Ausgabe zur Befriedigung dieser durch Mangel hervorgerufenen Begierde hat wieder Mangel in den darauf folgenden Tagen zur Folge und so wiederholt sich stets dasselbe Schauspiel. Treten nun ungünstige Erwerbsverhältnisse beim Manne ein, so äußern sich dieselben, wie die Erfahrung lehrt, zuerst in der Vernachlässigung der Familie. Das unbemittelte Kind ist also unter Umständen erbarmungslos Nothständen ausgeliefert, gegen die es völlig machtlos ist. Es ist nun nicht nothwendig, erst lange auszuführen, daß ein von Natur aus hülfloses Bevölkerungselement an und für sich, besonders aber unter erschwerten Erwerbsverhältnissen, wie die gegenwärtigen, der Fürsorge des Staates und der Gesellschaft bedarf. Die Erkenntniß, daß gewisse Schichten der unbemittelten Klassen keineswegs so beschaffen sind, daß Staat und Gesellschaft ihnen ihre Kinder vertrauensvoll völlig überlassen können, harrt noch ihrer Umsetzung in entsprechende Einrichtungen, beziehungsweise der kräftigen Förderung und Ausgestaltung der auf diesem Gebiete begonnenen Arbeit.

Ehe jedoch Staat und Gesellschaft nach dieser Richtung zu einer größeren Aktion, die sich wohl früher oder später als unabwendbar herausstellen dürfte, schreiten, wird es sich darum handeln, durch Ermittelungen feststellen zu lassen, welchen Umfang das Uebel: die unter das Niveau des zur Erhaltung der Gesundheit unbedingt Nothwendigen herabgesunkene Ernährung und Lebenshaltung überhaupt, bei uns in Deutschland erreicht hat. Das allgemeine Resultat solcher Erhebungen, welche sich auch auf den sittlichen Zustand der Kinderwelt dieser Klassen erstrecken müßten, dürfte die gesetzgebenden Gewalten und die öffentliche Meinung zu der Erkenntniß führen:

Das unbemittelte Kind muß als Bevölkerungselement für sich Gegenstand der socialen Reform werden.

Für den Staat liegt eine Reihe schwerwiegender Gründe zum Einschreiten auf diesem Gebiete vor — abgesehen von dem einem, größten, welchem die Socialreform zum völligen Durchbruch in der neueren Zeit verholfen hat: daß es Pflicht des Staates ist, für ein unverschuldet und aus allgemeinen Verhältnissen in einen Nothzustand gerathenes Bevölkerungselement einzutreten. Da ist zunächst die keines weiteren Beweises bedürfende Thatsache, daß die Anstrengungen des Unterrichts und besonders des Turnunterrichts, desto schädlicher für ein Kind sind, je ungenügender seine Ernährung ist. Wie häufig mag mangelhaftes Fortschreiten im Unterricht, wie viel in letzter Linie schwer zu rechtfertigende Strafen mögen auf Rechnung der schlechten Ernährung und Lebenshaltung überhaupt zu setzen sein! Schulzwang ohne jede und alle Rücksicht auf die Lebensverhältnisse der Kinder wird sich wohl kaum in Zukunft aufrecht erhalten lassen und wir sehen deshalb die Einrichtung, den unbemittelten Kindern eine — und zwar vielfach recht ausgiebige — Ergänzung ihrer Ernährung oder Gelegenheit zu Verköstigung zu ganz minimalen Preisen zu gewähren, in verschiedenen Staaten Europas (in Schulküchen, Suppenanstalten ꝛc.) immer mehr Boden gewinnen. Auch auf diesem Gebiete vollzieht sich der Bruch mit dem Princip des Gehenlassens von selbst und es bereitet sich ein Umschwung in der Stellung der Gesellschaft und des Staates zu den Lebensverhältnissen der unbemittelten Kinder vor.

Ein weiterer Grund für den Staat, hier helfend einzugreifen, liegt in den Ergebnissen des Militärersatzgeschäfts. Es gilt, neue Armeecorps für die Vertheidigung des Vaterlandes zu gewinnen, welche sich gegenwärtig in der Gefangenschaft schlechter Lebensverhältnisse befinden. Man lege sich nur die Fragen vor: Ist es wirklich als unabwendbar hinzunehmen, daß ein so großer Procentsatz der wehrpflichtigen jungen Männer dienstuntauglich ist? Sind alle Mittel erschöpft, um diese zu so traurigen Schlüssen auf die Volksgesundheit nöthigenden Verhältnisse zu bessern? Es mag eine Zeit kommen, in welcher diese Frage uns rechte nationale Sorgen bereiten wird. Die allgemeine Wehrpflicht hat zweifellos die allgemeine Wehrtauglichkeit zur idealen Voraussetzung.

Der erste Schritt zu einer Besserung auf diesem Gebiete wäre, durch Ermittelungen die gegenwärtigen Ernährungs-, in zweiter Linie die Lebensverhältnisse der Kinder der unbemittelten Klassen überhaupt feststellen zu lassen. Es müßte ein möglichst zutreffendes Bild der Verhältnisse, unter welchen diese Kinder aufwachsen, gewonnen werden. Solche Ermittelungen empfehlen sich schon von dem Gesichtspunkte aus, daß es eine so große Bevölkerungsschicht, welche ihr Dasein weder auf Besitz, noch auch auf traditionelle Rechtsverhältnisse gründet, sondern allen Zufälligkeiten des „freien Erwerbs“ preisgegeben ist, niemals vorher gegeben hat und es daher von großer Bedeutung wäre, unserer Zeit zum Bewußtsein zu bringen, wie die Generationen unter dem Einfluß von Erwerbsverhältnissen dieser Art aufwachsen. Selbstverständlich würden solche Ermittelungen auch werthvolle Einblicke in das Leben der unbemittelten Klassen überhaupt gewähren, jenes Leben, welches unseren gebildeten und wohlhabenden Klassen viel zu wenig bekannt ist, und welches kennen zu lernen zu den wesentlichsten Aufgaben unserer Zeit gehört. Würden sich diese Ermittelungen zunächst auf die Schulkinder beschränken, so könnten sie ohne besonderen Aufwand an Mitteln und Arbeit von Volksschullehrern (welchen je nach den lokalen Verhältnissen auch Personen anderer Berufsschichten beigegeben werden könnten) durchgeführt werden. Die zu stellenden Fragen könnten z. B. dieser Art sein: Was genießt das Kind (in einem bestimmten Zeitraum, z. B. in einer Woche)? Welcher Art sind seine Wohnungsverhältnisse (besonders: Wie ist der Raum beschaffen, in welchem es die Nacht zubringt)? Wie bringt es die schulfreie Zeit zu? Welcher Art ist das Familienleben? (Hier wäre die allerdings schwer zu beantwortende Frage nach dem Geist des Hauses die wichtigste.) Welcher Art ist die Bekleidung im Sommer, wie im Winter? Wirken ungünstige Verhältnisse anderer, körperlicher oder seelischer Art auf das Kind ein? u. s. w.

Digitized by Google

Die Frage nach der Reform, die aus solchen Erhebungen hervorzugehen hätte, ist bereits in glücklichster Weise gelöst. Diese Lösung ist: der Kinderhort.

Der Kinderhort ist dem Verfall des Familienlebens in einigen Volksschichten entsprungen. Die aus diesen Zuständen für die Kinder der unbemittelten Volksklassen hervorgegangenen Lebensverhältnisse haben ihn in's Leben gerufen. Der Anblick der mehr oder weniger verwahrlosten, körperlich und seelisch schlecht, zum mindesten einseitig, genährten, in nicht seltenen Fällen körperlich und sittlich im Elternhause mißhandelten Kinder, deren Leben sich nicht selten zu einer Art modernem körperlich-seelischen Siechthum gestaltet, schuf die Idee, solchen Kindern einen Aufenthaltsort mit Gelegenheit zu gesunden und nützlichen Beschäftigungen und Ergänzung der Ernährung und Bekleidung zu schaffen, welcher die Tendenz besitzt, sich zu einer Heimstätte für dieselben zu entwickeln.

Der Kinderhort umfaßt in seiner Vollständigkeit folgende Gebiete der Kindespflege: 1) Ergänzung der Ernährung und Bekleidung, 2) Ausarbeitung der Schulaufgaben, 3) Handfertigkeitsunterricht, 4) Körperpflege (Turnen, Schwimmen, Ausflüge und Spielen im Freien, Schlittschuhlaufen u. s. w.), 5) Gartenarbeit, 6) Geistige Erholung (Lektüre, Gesang, Erzählen seitens des Erziehers u. s. w.). — Dieser Inhalt der Kinderhort-Thätigkeit bietet dem heranwachsenden Menschen Gelegenheit zur Erkennung und Prüfung der eigenen Fähigkeiten und erleichtert die Berufswahl aus inneren Beweggründen. Ein weiterer Vortheil derselben liegt darin, daß dem unter drückenden Verhältnissen aufwachsenden Kinde auch die Lichtseiten unserer gegenwärtigen Cultur zum Bewußtsein kommen und der warme Hauch der Fürsorge der Gesellschaft für ihn sein Gemüth durchdringt. Unter den jetzigen Verhältnissen ist es von größter Wichtigkeit, Einflüsse zu Gunsten der heutigen Ordnung auf das Kind wirken zu lassen. Solche Eindrücke der Kindheit sind bekanntlich sehr stark und nachwirkend und wohl im Stande, die Bemühungen, den intensiven ungünstigen Einflüssen auf einige Schichten der unbemittelten Klassen, in reformatorischen Einrichtungen ein Gegengewicht zu bieten, zu verstärken. Das Ziel der Kinderhort-Bestrebungen muß daher sein, die Kinderhorte zu einer dritten (d. h. zwischen Haus und Schule stehenden) Erziehungs- und Bildungsstätte der Jugend zu gestalten. Sowohl Haus wie Schule werden durch den Kinderhort in der wünschenswerthesten Weise ergänzt und es ist allem Anschein nach eine Einrichtung gefunden, in welcher sich — eines der wichtigsten Probleme des Erziehungswesens — geistige und körperliche Thätigkeit das Gleichgewicht halten. Wird es gelingen, diese „harmonische Erziehung" in den Kinderhorten zur vollen Entwickelung zu bringen, dann steht denselben allem Anschein nach eine große Zukunft bevor. Die Erfahrung wird dann ergeben, daß in einer Zeit des verfallenden Familienlebens der Kinderhort jene Erziehungsanstalt ist, aus welcher die tüchtigsten Menschen hervorgehen.

Literatur und Kunst.

Was ist Kunstkritik?

Von Paul Johannes Rée.

Wenn uns daran gelegen ist, zu wissen, ob eine wissenschaftliche Arbeit einen Werth besitze oder nicht, so wenden wir uns unmittelbar an den Fachmann, in der berechtigten Annahme, daß dieser am ehesten, ja eigentlich allein in der Lage ist, darüber ein Urtheil abzugeben. Eine medicinische Abhandlung, eine philologische Untersuchung, eine historische Schrift können doch nur von dem gelehrten Arzte, dem Sprach- und dem Geschichtsforscher beurtheilt werden.

Anders verhält es sich mit der Beurtheilung eines handwerklichen Productes. Ob ein Rock oder ein Paar Stiefel zu gebrauchen sind oder nicht, ob ein Tisch, eine Lampe, eine Kanne und dergleichen gefällig und zweckentsprechend gestaltet sind, das vermag ich ohne Weiteres anzugeben, denn zweierlei kann mir als Grundlage für ein Urtheil dienen, mein persönliches Gefallen an dem Gegenstande und der Nutzen, den ich mir von demselben verspreche. Mein Urtheil ist durchaus subjectiv und als ein solches auch vollkommen berechtigt, wenn es sich um Dinge handelt, die mir dienen sollen. Soll ich aber von jenen beiden die Grundlage bildenden Factoren abstrahiren, so werde ich gestehen müssen, daß ohne fachmännische Kenntnisse ein Urtheil nicht möglich ist.

Wie verhält es sich nun in Sachen der Kunst? Wer kann es leugnen, daß sein Urtheil hier stets ganz und gar von dem Grade seines Gefallens abhängt? Mehr als auf irgend einem anderen Gebiete, glaubt man da, wo Schönheit einem in irgend einer Form entgegentritt zu einem eigenen Urtheil berechtigt zu sein, verläßt man sich mit seltener Selbstgewißheit auf sich selbst und läßt nicht gerne eine Autorität gelten. Schon auf dem Rechtsgebiete finden wir etwas Aehnliches, indem wir uns hier auf unser Rechtsbewußtsein berufen, das befriedigt sein will, ehe wir uns zur Anerkennung eines wissenschaftlich begründeten Rechtsprincipes herbeilassen. Aber dieses Naturrecht, das sich aus dem Wesen unserer Vernunft erklärt, trägt lange nicht in dem Maße den Stempel des Zufälligen und Individuellen, wie jene Empfindung, die gewöhnlich unser ästhetisches Urtheil bedingt, sondern ist meist das Rechtsbewußtsein ganzer Volkskreise und Zeiten. In Rechtsfragen spielt die Individualität des einzelnen doch nur eine verhältnißmäßig kleine Rolle, der Widerspruch, in dem ein ungesundes, falsches Rechtsgefühl mit den Sätzen unserer reinen Vernunft steht, tritt zu unmittelbar und grell hervor, als daß es nicht gleich in seiner Willkür und seinem Widersinn erkannt würde.

Auf ästhetischem Gebiete dagegen vermag die Divergenz der Urtheile nicht so ohne Weiteres durch den Hinweis auf Vernunftsätze aufgehoben, das verkehrte Urtheil nicht vor dem Richterstuhle der Vernunft als solches hingestellt zu werden.

Wenn ich z. B. in einer Gemäldegalerie einem Bilde gegenüberstehe, das mich mit der größten Bewunderung erfüllt, da ich in ihm wirkliche Schönheit entdecke und höre dann, wie neben mir ein als urtheilsfähig gekannter und geschätzter Mann über das Werk ein vernichtendes Urtheil fällt, was thue ich, um ihn von seiner Ueberzeugung die der meinen so sehr widerspricht, abzubringen, wen erkenne ich hier als den höheren Richter an, der zu entscheiden vermöchte, wer von uns Beiden Recht hat? Läßt sich dies denn überhaupt entscheiden, kann überhaupt von einem Recht haben dabei die Rede sein? „Eine Entscheidung kann nicht möglich sein, denn in beiden Fällen war das Urtheil ja durch den Geschmack bedingt und über diesen läßt sich ja bekanntlich nicht streiten." So wird man vielfach behaupten. Wenn auch die Wahrheit des Satzes, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse, nicht angefochten werden kann, so heißt es doch das Wesen der Kunst, deren Aufgabe es ja nicht ist, unseren Geschmack zu befriedigen, sondern das Schöne zu verwirklichen, vollständig verkennen, wenn man in Bezug auf ihre Werke diesen Grundsatz zur Anwendung bringen wollte. Wo man dieses thut, ist natürlich der Kunstkritik der Boden entzogen. Wer jenen Satz bei Kunsturtheilen gelten läßt, der kalkulirt folgendermaßen: „Ich empfinde beim Anblicke dieses Kunstwerkes und diese Empfindung ist mir gewiß, ich weiß, daß dieser Gegenstand mein Gefallen erregt, darum halte ich ihn für einen schönen. Ich fordere gar nicht, daß auch ein Anderer ihn für schön halte, ebensowenig wie ich will, daß man von mir Anerkennung eines anderen Urtheils verlangt. Natürlich freut es mich, wenn ich auf ein gleichartiges Urtheil stoße, wenn ich finde, daß viele meine Ansicht theilen, denn es kann mir ja nur erwünscht sein, daß der Geschmack, den ich habe, recht verbreitet sei. Nie aber würde ich mich zu der Behauptung versteigen, daß der Gegenstand weil er für mich ein schöner ist, nun auch an und für sich schön sei. Wir kommen ja doch nicht aus uns selbst heraus, unser Gefallen ist ein subjectives, durchaus von unserer Individualität ab-

Digitized by Google

hängiges, folglich auch unser Urtheil. Ein objectives Kunsturtheil giebt es nicht. Also überhaupt keines, setzen wir hinzu, denn es liegt ja im Wesen des Urtheils, Objectivität zu haben. Ist in diesem Falle aber eine Kunstkritik denkbar? Nur unter der Bedingung, daß das subjective Urtheil den Anspruch unanfechtbarer Autorität erheben könnte, denn es ist das Wesen des Unfehlbaren als Subject zugleich objectiv zu sein, als einzelnes etwas Allgemeines zu vertreten.

Man begegnet sehr oft der Ansicht, das Urtheil des genialen Künstlers besitze eine solche autoritative Kraft, denn im Genie liege eben das Gesetz, und somit sei sein Empfinden auch der richtige Maßstab für die Beurtheilung eines Kunstwerkes. Es kann ja nicht zweifelhaft sein, daß der Künstler in ganz anderer Weise als der Laie über künstlerisches Thun zu reden vermag, kennt er doch die Mittel und Wege, durch die man zur Hervorbringung des Schönen gelangt, weiß er doch am besten wie jene Wirkungen erzielt werden, die uns entzücken, und hat doch der stete Umgang mit der Kunst seinem Sinne eine größere Empfänglichkeit für künstlerische Reize gegeben, und das Vermögen, die zarteren Nuancen zu unterscheiden auf das feinste durchgebildet. Aber es zeigt sich, daß diese Eigenschaften, die ihn zum Kunstrichter wie prädestinirt erscheinen lassen, vielfach für ihn zur Klippe werden, daß die Summe von Kenntnissen, mit denen er an die Werke herantritt, ihm die Unbefangenheit raubt, die dem Laien die Sicherheit des Urtheilens giebt, so daß oft der Laie ohne Kenntnisse ein viel richtigeres Urtheil fällt als der Künstler. Gerade der geniale Künstler erweist sich so selten als ein vorurtheilsfreier, gerechter Kritiker, denn je genialer und bedeutender ein Künstler ist, um so enger ist auch der Bund seines Wesens mit dem Gesetz. Dieses erfaßt er aber nicht in der Form des abstracten Wissens, sondern vielmehr durch Intuition, und so vermag er auch nicht durch abstractes Urtheil, sondern nur durch sein künstlerisches Thun Ueberzeugung zu schaffen, nur durch dieses zu uns von den ewigen Gesetzen der Schönheit zu reden. Des Künstlers Urtheil sind seine Werke.

Sollten also wirklich diejenigen Recht haben, welche behaupten, es gäbe überhaupt gar keine Kunstkritik, das Wesen des Schönen sei ja objectiv nicht zu bestimmen, eine Classificirung der Kunstwerke nach ihrem Werth und Unwerth daher auch objectiv unmöglich? Daß Kunstkritik in Wirklichkeit existirt, ist keine Frage, jede Thätigkeit des künstlerischen Schaffens hat auch ihre kritische Vertretung. Ein Kunstwerk ist kaum geboren, so hat es schon von so und so viel Seiten Kritik erfahren. Wie viele fühlen sich doch gerade in unseren Tagen dazu berufen, ein Kunsturtheil abzugeben, zu sagen, ob ein Kunstwerk Werth besitzt oder nicht. Keine Zeit war so reich an kritischen Köpfen, die auftreten im Namen der Kunst, also mit dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit. Es läßt sich aber nicht behaupten, daß alle die sich den Schein, als seien sie Abgesandte der Kunst geben, dieses nun auch in Wirklichkeit sind. Wie vermöchten sonst die Kunsturtheile so auseinanderzugehen, wie könnten sich sonst auf dem Gebiete der Kunstkritik solche Widersprüche und Spaltungen zeigen, die den schon an und für sich zumal in den Kreisen der Künstler verschrieenen Stand der Kritiker völlig discreditiren. Daher lohnt es sich wohl, zu prüfen, welche Bedingungen denn eigentlich erfüllt sein müssen, damit sich die Kritik als eine echte erweise.

Der Kritiker ist sich seiner Aufgabe wohl bewußt wenn er statt des „Ich halte dieses Kunstwerk für schön" stets sagt: „Dieses Kunstwerk ist schön", denn so lange er nicht in der Lage ist zu sagen, dieses oder jenes Werk sei ein so geartetes, daß es allgemein als schön anerkannt werden müsse, sondern nur weiß, daß es sein Gefallen erregt, ist er auch nicht zur Kritik berechtigt, denn seine Empfindung kann ja nur für diejenigen den Werth der Kritik haben, die schon a priori von der Richtigkeit derselben überzeugt sind. Diese Ueberzeugung muß aber erst gewonnen sein, und in erster Linie muß derjenige, der kritisiren will, dieselbe besitzen. Das bloße Bewußtsein, die Empfindung zu haben, kann ihm nicht genügen, wenn es sich darum handelt, festzustellen, ob dieselbe berechtigt ist oder nicht. Er muß sich nach Gründen umsehen, um dieselbe zu rechtfertigen und darf nicht ruhen und rasten als bis der Urgrund gefunden ist, in dem seine besondere Ueberzeugung in der Allgemeinheit wurzelt. Nur insoweit ihm dieses gelingt kann er den Anspruch auf allgemeine Anerkennung erheben, und wir werden nachher sehen, wie weit dieses möglich ist, während er sonst mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit sich eine Anmaßung und Ueberhebung zu Schulden kommen läßt. Ich erinnere hier an einen gegen die falsche Verallgemeinerung gerichteten Satz in Lessing's Hamburgischer Dramaturgie, welcher lautet: „Es ist einem Jeden vergönnt, seinen eigenen Geschmack zu haben und es ist rühmlich, sich von seinem eigenen Geschmacke Rechenschaft zu geben suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit zu ertheilen, die wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen, wahren Geschmacke machen müßte, heißt aus den Grenzen des forschenden Liebhabers herausgehen und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen..... Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmacke, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache fordert."

In diesen Worten liegt das ganze Geheimniß der Kunstkritik, sie treffen das Wesen, den Kern der Sache. Nicht der Geschmack darf das Urtheil des Kunstrichters bestimmen, sondern das Kunstgesetz. Mein Urtheil wird zwar stets von meinem Geschmacke abhängig sein, von dem Grade der in mir geweckten Lust oder Unlust, aber der Geschmack ist keine unveränderliche Größe, sondern ein der Ausbildung und Entwicklung fähiges Vermögen. Ein Jeder kann's ja an sich selbst erfahren, wie sehr derselbe wechselt, welche Veränderungen Erfahrung und Erziehung in demselben hervorzurufen vermögen!

Wo finde ich aber das Kunstgesetz unter dessen Zucht ich meinen Geschmack stellen soll, wer giebt mir den Maßstab, der mir die Erkenntniß schafft, inwieweit mein Geschmack noch der Schulung bedarf, damit ich ihm trauen könne? Habe ich diesen, so habe ich Objectivität und bin somit in den Stand gesetzt zu kritisiren.

Wenn ich die Gesetze der Natur ergründen will, so muß ich mich mit dem Studium ihrer Werke befassen, muß die ganze Fülle der Erscheinungen vor mir ausbreiten, um von der vorurtheilsfreien Beobachtung ausgehend zu Wahrnehmungen und von da durch Abstraction zum Gesetz aufzusteigen. Hauptmittel, aus den Erscheinungen das Zufällige zu eliminiren und dadurch das Gesetz zu finden, ist das Experiment.

(Schluß folgt.)

Friedrich Rückert.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von B. Noelting.

In seiner gewaltigen Rede vom 6. Februar hat Bismarck die Ueberlegenheit des deutschen Heeres über die ausländischen Armeen auf den Geist des Volkes zurückgeführt. Daß aus diesem Geist so Bedeutendes erwachsen konnte, verdanken wir zum großen Theil den Dichtern, die sittlich veredelnd auf die deutsche Volksseele gewirkt haben. Ein solcher Dichter ist Friedrich Rückert, der von sich sagen durfte: „Gegen Nacht und Finsterniß in Kampfesschranken führ' ich eine Schaar von leuchtenden Gedanken!"

Die romantische Schule hatte den Ausspruch Herder's: die echte Poesie ist nur in der Gesammtliteratur aller Nationen zu finden, zum Kunstprincip erhoben und zum Begriff der Universalpoesie erweitert. Alle Werke der verschiedensten Künstler sind nur Theile einer Poesie, die von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zukunft, mit den Werken, die wir besitzen, sowie mit den verlorenen und noch zu schaffenden ein unzertrennliches Ganze bildet. Man muß demnach, um einen Begriff von der echten Poesie zu gewinnen, ihre Spiegelungen im Geist der verschiedenen Nationen beobachten, mit anderen Worten, deren Literatur.

Digitized by Google

Diese Anschauung hat seitdem in stetiger Steigerung Anerkennung gefunden und gilt heute als unangefochtenes Kunstprincip. Die mustergültige deutsche Uebersetzungsliteratur ist daraus hervorgegangen. Die Schlegel und Tieck brachen die Bahn, indem sie uns den deutschen Shakespeare und Cervantes gaben. Ebenso versuchten sie durch Einführung fremdsprachlicher Formen die reim- und formenarme einheimische Poesie zu bereichern und so der Universalpoesie entgegen zu führen. Aber wie bei allen ihren Principien, sobald sie in Thaten umgesetzt werden sollten, reichte ihr Talent hierzu nicht aus. Dieser fruchtbaren Theorie durch Bethätigung in der Praxis allgemeine Anerkennung zu verschaffen, das war einem Nachgebornen aufbehalten, dem die Poesie in allen ihren Zungen nur eine Sprache war und der mit Selbstbewußtheit aussprach:

„Daß über ihrer Bildung Gang
Die Menschheit sich verständige,
Dazu dient jeder Urweltklang,
Den ich verdeutschend bändige!"

Durch seine philologischen Studien wurde Rückert zum Orient geführt. Deshalb erwies er sich namentlich im Verdeutschen und Nachdichten orientalischer Poesien als wahrhafter Sprachbändiger. Die großen epischen Dichtungen der Inder, Perser, Araber und Chinesen müssen ihre schönsten Episoden von ihm in's fremde Deutsch übertragen, ihre Vers- und Strophenformen darin nachbilden lassen. Und nicht nur diese macht Rückert für seine Muttersprache flüssig. Neben der Slokas, den Ghaselen und Hendekasyllaben tummeln sich in seinen Werken Terzinen, Sonette, Ritornelle, Sicilianen, Tenzonen, Octaven, Alexandriner ꝛc. im Verein mit einer staunenerregenden Mannigfaltigkeit deutscher Reimstrophen. Für ihn giebt es keine deutsche Reim- und Ausdrucksprödigkeit. In den „östlichen Rosen", den Ghaselen, kehrt durchgängig zehn bis zwanzigmal derselbe Reim wieder. Ebenso wagt er die keckſten Wortneubildungen, namentlich in „Nal und Damajanti" und den „Makamen", aber auch in Originalgedichten: „Allwohlgethaner, im Herzen Verlangenswegebahner, Götterkönigsglanzgeschmückter, Landbefrieder, Feindesburgenkampferstürmer". Damajanti wird bezeichnet als „der erblassende Schönheitsstrahl, die schweigend herzbefehdende, die gewölbtaugenbrauenbogige, sanftlächelndredewogige". Die Liebe ist für ihn eine „blumenmilddurchsternte Garbe", die Sonne die „Lichtseele im Planetenwirbel"; der Planet wandert „lichtbeschuht". — So langathmig die Worte zuweilen klingen, sie geben Zeugniß, wessen unsere Sprache fähig ist und daß ein Dichter nicht die breit ausgetretene Bahn der gewöhnlichen Bildungssprache zu wandeln braucht, sondern nach diesem Vorbild neuschöpferisch verfahren kann. Dem Einwurf, daß eine solche Nachfolge zur Manier und Uebertreibung führe, begegnet Rückert in der Vorrede zu seinen Makamen des Hariri, wo der Ausdruck die tollsten und ergötzlichsten Sprünge macht:

„Die Lieblichkeit der Nachtgespräche sprießte,
Bis daß der Morgen nieste!"

„Drauf rief er: Rohrdommel, der Schultruppe Vortrommel! — Du Starkschäftiger, Markkräftiger! — Du Wohlrüstiger, nicht Hohlbrüstiger!" —

„Halt vor'm Diebe deine Truh zu,
Vor der Liebe deine Ruh zu,
Binde, schlottert er, den Schuh zu
Und den Mund, der stottert, thu zu."

Mit leichter Ironie versichert der Dichter, es stehe nicht zu fürchten, daß solches Beispiel viel Nachahmung fände, da die gewohnte Art zu dichten außerordentlich viel leichter sei. — Angesichts der zahllosen, matten, in der Umgangssprache verfertigten Rhythmen unserer Zeit muß man zugestehen, daß er Recht behalten hat.

Aus diesem Spiel mit fremdländischen Formen gewann Rückert die Anregung zu neuen deutschen Strophen- und Versbildungen, die er zuweilen mit glücklichem Erfolg erfindet. Wie schön gibt die Wiederholung in „Aus der Jugendzeit" die sehnsüchtig verweilende Erinnerung wieder. Und der dactylische Rhythmus im „Lüfteleben" mit seinem Kehrreim braust wie ein frischer Morgenwind daher!

Rückert's Stil ist durchaus original, verständig, klar bis zur Nüchternheit und Trivialität, andererseits voll kühner Wendungen und Wortformen. In den „Gräbern zu Ottensen" z. B. heißt es von dem in der unseligen Jenaschlacht verwundeten Herzog von Braunschweig: Er kam,

„Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Noch allen Schmerz empfand,

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken,
Beschwichtigt in den Tod!"

So spricht sich nur ein originaler Dichter aus. Jeder gewöhnliche wäre vor dem kühnen Ausdruck: „Scherben des Hauptes" zurückgeschreckt und hätte statt „beschwichtigt" etwa „beruhigt" gesetzt. Doch gerade dies Wort gibt dem Vers das Stimmungsvolle, sodaß man aus der Zeile den letzten befreienden Athemzug des Sterbenden zu hören glaubt.

Ist somit Rückert's Sprache charakteristisch treffend, so fehlt ihr doch Grazie und Melodie. Sie hat seelische, aber nicht sinnliche Kraft; Metaphern und andere Bilder finden sich selten. Eine Ausnahme bildet die reflectirende Vergleichung, die er namentlich in der „Weisheit des Brahmanen" vielfach anwendet und zuweilen mit poetischer Kraft durchführt. So das liebliche Bild vom Rosenstrauch und Vogel als Beispiel gegenseitiger Hülfeleistung und die Ermahnung zur Hoffnung geknüpft an den „Morgenschauer" vor Sonnenaufgang:

„In diesem Schauer wird, was gestern blühte, sterben,
Was heute soll erblüh'n, wird davon Kraft erwerben.
Verzage nicht, wenn ab die welke Hoffnung fiel,
Die neue schon erhebt sich jung auf frischem Stiel."

Einem Formkünstler wie Rückert droht aber zwiefache Gefahr. Einmal, alles und jedes, was nur irgend dichterische Behandlung zuläßt, der Form zu Liebe zu gestalten, dann die Reimfertigkeit zu Künsteleien zu mißbrauchen. Rückert ist auf diese beiden Sandbänke aufgefahren.

Selbst ein bedeutender Mensch hat verhältnißmäßig selten bedeutende Gedanken. Wenn er die Summe zieht, so gehört weitaus der größte Theil den trivialen Forderungen des Tages an. Und noch seltener sind tiefe, das Innere durchschütternde Gefühle, wenigstens sobald die erste Jugend vorüber ist. Wer demnach Unbedeutendes nicht hervorbringen will, muß seine Kraft auf Weniges concentriren, wenn er nicht gerade ein Goethe ist. Jedes mittelmäßige Talent schreibt sich um so rascher aus, je mehr es gestaltet; so entstehen die „gemachten" Dichtungen.

Das ist die Ursache, weshalb unter Rückert's Werken so viel Spreu sich findet! Wie sein König in der Weisheit des Brahmanen könnte man Auszug auf Auszug aus seinen Schöpfungen veranstalten, um endlich in einem kleinen Band das wahrhaft Schöne davonzutragen. Selbst aus der einbändigen Ausgabe seiner Gedichte würde ich zu solchem Zweck zwei Drittel streichen und dafür aufnehmen: Nal und Damajanti, Rostem und Suhrab, Sawitri, der Schulmeister von Hims und etwa fünfzig Sprüche aus der „Weisheit".

Und aus seinen Künsteleien erklärt sich das innerliche Frösteln, das uns zuweilen beim Lesen der Rückert'schen Gedichte anwandelt. Da finden sich verschnörkelte Strophen und Wörter, dann gewaltsame Wortbildungen: „Wechselauseinhauch, empfindungsblüthenweich, schmerzenslustdurchkochte Brust, Augenwimperdurchsinternde Thräne, das wankle Glück;" Bilder wie: „Russia, schüttle Deine kalten Röcke" und „Du hast mit Deiner Locken Band der Ichheit Fesseln abgestrüpft".

Solche Verfehlungen, die einem Uhland, einem Geibel unmöglich wären, entstammen im letzten Grund der Thatsache,

Digitized by Google

daß Rückert kein eigentlicher Lyriker ist. Die echte Lyrik ist Stimmung, Ahnung, Traum in Melodie aufgelöst; sie ist das naive, rythmische Hervorbrechen eines starken Gefühls. Mit Ausnahme weniger Lieder, die freilich alle Stimmungspoesie in sich vereinigen, die Rückert sonst fehlt, wie das herrliche: „Aus der Jugendzeit", „Du bist die Ruh", „Ich stand auf Bergeshalde" und einige andere, sind seine Gedichte stark mit Reflexion gemischt. Er sagt klar heraus, alles, was er augenblicklich denkt oder fühlt, zuweilen lang ausgesponnen, zuweilen in wenigen Zeilen, aber immer gibt er ein fertiges, ein gutes, reines Gefühl vereinigt mit eben solchen Gedanken, gegen welche man nichts einwenden kann, aber die auch nichts zwingend Großes haben. Wie ein geschickter Weber läßt er ein kunstvoll geordnetes Muster bis in Einzelheiten vor uns entstehen, während der echte Lyriker nur die Hauptfäden einschlägt und dem Leser das Fortspinnen überläßt. So Heine; er entzückt, ärgert, bewegt abwechselnd durch vieldeutige Worte, ja er ekelt auch wohl an, aber hält das Interesse beständig in Athem. Uhland greift mit sanfter und sicherer Hand in das Gemüth. Rückert dagegen schaukelt das Gefühl auf klaren, ruhigen Wellen, was eine Weile recht angenehm berührt, aber leicht ermüdet.

Den Charakter seiner Lyrik hat er mit schlagender Selbstkritik in einem Liedchen des Liebesfrühlings festgestellt:

„Keine wilde schwärmende
Sinnesübermeisterung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeisterung!
Wie mein Dichten von Natur,
Liebchen, so mein Lieben,
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geschrieben!"

Daraus geht hervor, daß seiner Dichtung das Fortreißende, den tiefsten Grund der Seele Aufwühlende fehlt, was ein für allemal nur durch göttliche Trunkenheit bewirkt werden kann!

Es wäre aber Unrecht, das Gute zu unterschätzen, weil das Beste nicht erreicht ist. Im Gegensatz zu den Formkünstlern Platen und Schack hat Rückert auch tiefe und „milde, wärmende" Herzenstöne, sobald ihn ein Gefühl mächtig ergreift. Patriotismus, Liebe und Vaterschmerz haben ihm seine besten Dichtungen geschaffen.

Mit den „geharnischten Sonetten" begann er seine Dichterlaufbahn. Man hat ihm von damals an bis heute die Wahl dieser Form vorgeworfen, die patriotische Begeisterung nach strengen Gesetzen abmesse und den volksthümlichsten Stoff fremdartig und unpopulär einkleide. Daß aber patriotische Sonette an und für sich nicht zur Unpopularität verdammt zu sein brauchen, beweist der ungeheure Erfolg von Redwitz 300 Sonetten vom neuen deutschen Reich. Wenn Rückert's Sonette auf einen kleinen Kreis von Gebildeten beschränkt blieben, so liegt das vielmehr an seiner eigenartigen, schon charakterisirten Ausdrucksweise, die nichts Schmeichelndes, das Ohr Bestechendes hat, was ein populäres Gedicht in erster Linie fordert. Aber für das, was Rückert in diesen Sonetten aussprechen will, tiefernste, feierliche Ermahnung, paßt die Form sehr wohl. Einzelne dieser Gedichte gehören zu den schönsten Erzeugnissen der Zeit. Warme Begeisterung klopft in: „Es steigt ein Geist empor mit blankem Stahle"; tiefe Siegesfreude jubelt in: „Es stieg ein trüber Nebelwind vom Rheine" und „Victoria, Schiedsrichterin der Kriege!" —

Von seiner Liebeslyrik ist der Liebesfrühling allgemein bekannt geworden, und in dieser Darstellung echt deutscher Seelenliebe finden sich auch Klänge von fast religiöser Inbrunst, ebenso ganz vereinzelt in den „Oestlichen Rosen". Aber viel frischer und origineller muthet der Cyclus: Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande, an. Hier ist keck individuelles Herzensleben statt der sanften Allgemeingefühle des Liebesfrühlings. Mit höchst realistischer Frische schildert er das munter-schnippische Naturkind, das mit den poetischen Huldigungen des Dichters gar nichts anzufangen weiß, zum Beispiel den Vorschlag der „Liebe in der Hütte" mit Empfindlichkeit verwirft; denn ihr Vater ist Besitzer einer stattlichen Oekonomie. Der Verliebte belauscht sein Mädchen bei ihrer Arbeit, wie sie „mit ihres Odems falschen Hauche" das Küchenfeuer anbläst und kreuzweis geknickte Reisigbrüche auf die Kohlen legt, wie sie poetisch spinnt und prosaisch die Stuben fegt. Und wenn er sie eine thessalische Zauberin nennt, verfehlt er nicht hinzuzufügen: „obgleich mit keinem Laute Du von Thessalien je gehört im Traume!" — Ihre Kaltherzigkeit erbittert ihn; er wirbt, aber schmachtet nicht, schilt jeweilig auf sie, klagt und leidet, aber nicht allzusehr und immer mit Humor.

Das Erschütterndste und in diesem Sinne Schönste, was Rückert gedichtet hat, umschließen seine „Kindertodtenlieder". Auch hier zeigt sich wieder, daß der paradoxe Satz unserer Zeit: die Poesie fängt da an, wo die Gesundheit aufhört, viel Wahres für sich hat. Denn viele dieser sehnsuchtskranken Lieder erscheinen durch die Poesie des Schmerzes wahrhaft verklärt. Ich kenne nichts Ergreifenderes in der gesammten Literatur dieser Art, als das Lied: „Ich hatte dich lieb, mein Töchterlein". Der Vater aber empfindet es doch als Schuld, sein Kind nicht genug geliebt, wenigstens diese Liebe zu oft hinter der Zucht verborgen und noch das Kind auf dem Sterbebette zur bitteren Arznei gezwungen zu haben:

„Du aber hast, vom Tod umstrickt,
Noch deinem Vater geschmeichelt,
Mit brechenden Augen ihn angeblickt,
Mit sterbenden Händchen gestreichelt!"

Die ganze Scala des Schmerzes, von tiefster Trostlosigkeit bis zum versöhnenden Hoffnungsgefühl auf eine Neuvereinigung im Jenseits, wird in diesen Liedern angeschlagen!

Gelingt demnach Rückert manch' reiner, warmer lyrischer Ton, so liegt doch sein Schwerpunkt in der Reflexionspoesie. Abgesehen von seinen zahlreichen lyrischen Gedankenträgern wie: die sterbende Blume; die Scheidungsbrücke; die hohle Weide; die Königskerze; Prophezeiung; Adler und Lerche; den „angereihten Perlen", den „Ghaselen des Dschelaleddin Rumi" schüttet er einen Regen didactischer Sprüche in der „Weisheit des Brahmanen" aus.

Leider hat er hierfür seinen Lieblingsvers, den langathmigen Alexandriner, gewählt, den der moderne Mensch nicht gut verträgt. In unseren Tagen des Hastens und Jagens, da ein ruhiges Vertiefen in ein Gedicht fast unmöglich wird, schreckt man vor langen Versen zurück — die Forderung der Zeit an solche Gedichte ist die stark in die Augen springende Pointe! — Aber der Vers ist künstlerisch gehandhabt und sein Inhalt reine sittliche Lebensweisheit!

Der Dichter hat diesen Inhalt Albert Knapp gegenüber auch richtig als „verschleiertes Christenthum" bezeichnet. Wohl spielt die Philosophie etwas mit hinein. Als Eklektiker geht Rückert an den verschiedenen Systemen vorüber und wählt daraus, was ihm genehm ist. Zuweilen gibt er ein charakteristisches Schlagwort oder Bild dem Sinne nach unverändert wieder, so Plato's schönes Gleichniß vom Schein und Wesen der Dinge aus dem „Staat", Heraklit's Pointe und Descartes': Cogito, ergo sum. Oder aber, da der Vertreter praktischer Lebensphilosophie mit reinen Begriffen nichts anzufangen weiß, er versucht, einen philosophischen Begriff empirisch zu erläutern, so Kant's „Ding an sich": „Das Ding ist außer dir, weil du von dir es trennst, doch ist es auch in dir, weil du's in dir erkennst" u. s. w. Hier und da streift er den Pantheismus: „Der Unbedingte, der sein ganzes Sein bedingt, selbst durch Hervorbringung der Welt hervor sich bringt". Aber diese Anklänge verschwinden gegenüber der in tausendfachen Brechungen wiederkehrenden christlich religiösen Tendenz. Gott, und zwar der persönliche Gott, ist dem Brahmanen das ewige Lebensprincip, von dem alles Geschaffene ausgeht und zurückkehrt, alles Sein umschlungen und umrungen ist; er ist der im Gefühl sich Offenbarende und durch das Gefühl Bewiesene; das Gottbewußtsein nennt er den „Allmannsharnisch", der Unbesieglichkeit in sich trägt. Die Möglichkeit der Gotterkenntniß unterscheidet den Menschen vom Thier. Das Gebet führt zu dieser Erkenntniß; es darf nicht versäumt wer-

Digitized by Google

den, auch in Gemeinschaft mit den Menschenbrüdern in der Kirche zu beten. In diesen Brüdern spiegelt sich Gottes Wesen wieder, da er selbst, der Unerschaffene, nie voll erkannt und ergründet werden kann. Deshalb ist Humanität hohe Pflicht. Rückert wird nicht müde, in zahllosen Einzelfällen diese Pflicht ermahnend vorzuführen. Gesunde Freude an der Welt geht durch das ganze Werk, Freude an der Stunde, dem Augenblick, im Frühling auf die Winterruhe, im Winter auf den Lenz, und während aller Phasen des Lebens Freude auf die Ewigkeit, die das Vergnügen der Arbeit auf weiteren Feldern, als den irdischen fortführt.

Zeigt der „Weise" sich als frommer Deist, so ist er doch von aller Kopfhängerei weit entfernt, gegen welche er vielmehr kräftige Hiebe führt. Wohl soll das ganze Leben ein Gebet sein, aber durch nutzbringende Thätigkeit für den Nächsten. Der betende Einsiedler, der dem verirrten Wanderer stumm durch Handaufheben den Weg zum Himmel zeigt, statt zum nächsten Dorf, muß sich das Urtheil gefallen lassen: „Was könnt' es wohl dem frommen Manne schaden, wenn er bewandert wär' auch auf der Erde Pfaden?!" Zu solcher Abneigung gegen Bigotterie stimmen verschiedene „östliche Rosen". Hier wird der Prediger aufgefordert, wenn er mit feurigen Bildern den Himmel und ewiges Leben schildern wolle, vom Flammenblick der Liebsten zu sprechen: „So begreif' ich's im Augenblick". Doch ermahnt der Prediger, Verzicht zu leisten auf „das lockige Haupt, das duftige Kinn, diese Predigt hat keinen Sinn, mein Gefühl begreift sie nicht!" — Und allbekannt ist das schöne Wort über die Toleranz: „Verachte keinen Brauch und keine Flehgeberde, wodurch ein armes Herz emporstrebt von der Erde; ein Kind mit Lächeln kämpft, ein andres mit Geschrei, daß von der Mutter Arm es aufgenommen sei."

Ueberblickt man die „Weisheit" als Ganzes, so beweist Rückert's Wort sich als wahr:

„Nicht leicht ein Schönes wird, ein Gutes sein, wovon
Ich nicht gesagt ein Wort, gesungen einen Ton."

Das ist denn auch das bedeutendste und verdienstvollste Merkmal von seinem Gesammtwirken.

Gleichwohl hat unsere Zeit wenig Verständniß mehr für ihn. Sein milder Idealismus stimmt schlecht zu der herben Moral eines Ibsen und Zola. Die Gemeinde, die seine Werke gründlich kennt, wird täglich kleiner. Daß er aber im Strom der Zeit nicht untergeht, dafür sorgen einige Gedichte, die Gemeingut der Nation geworden sind. Alljährlich wiederhallen unsere Schulstuben vom lieblichen Lied des Bäumleins, das andere Blätter hat gewollt und vom unvergleichlichen „alten Barbarossa, dem Kaiser Friederich!" Die liebesbegeisterte Jugend singt: „Du meine Seele, Du mein Herz!" Und wenn der Ergraute das hört, beugt er das Haupt in die Hand und flüstert:

„O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!"

Ungedrucktes aus Friedrich Hebbel's Briefwechsel.

Mitgetheilt von Fritz Lemmermayer.

Wer Friedrich Hebbel's „Tagebücher" gelesen hat, der wird der merkwürdigen Wendung sich erinnern, welche sich, als er im vierten Jahrzehnt seines Alters angelangt war, in seinem Seelenleben vollzogen. Das Herbe und Leidenschaftliche in seinem Wesen wurde gemildert. Lange hatte ihn das Unglück verfolgt, fast ein Menschenalter hindurch waren Noth und Pein seine Genossen, Tragödien dichtend, mußte er in einer schweren Daseinstragödie die erste Rolle spielen. Er besaß nichts als sein Genie und die Hoffnung. Wenn auch manchmal zweifelnd und verzweifelnd, hoffte er doch endlich von Station zu Station: in Wesselburen auf Hamburg, in Hamburg auf Heidelberg, in Heidelberg auf München, in München auf die Rückkehr nach Hamburg; zurückgekehrt und festsitzend, hoffte er auf Reisen, denn Reisen war ihm Leben, während der Reisen wieder auf einen ständigen Sitz und Besitz, der ihm gestattete, wie das tiefe Bibelwort sagt, mit dem gegebenen Pfunde tüchtig und ruhig zu wuchern. Endlich kam das Glück und mit ihm die Läuterung, die Zufriedenheit. Mit dem Glück brach alles Edle in Friedrich Hebbel hervor wie ein Bündel Sonnenstrahlen aus einer düstern Wolke. Der Geistmensch ward Gemüthsmensch. Ein Weib hatte das Wunder vollzogen: Christine Enghaus, ein angesehenes Mitglied des Wiener Burgtheaters. Sie lernten sich kennen, lieben und schlossen einen Ehebund. Der zweite Band der Tagebücher ist voll von dem Glück des Dichters. Einmal heißt es: „Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner Existenz; ich habe ein theures Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens Einen wahren, erprobten Freund; mit meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geistes- wie die Leibeskräfte sind ungeschwächt und meine Thätigkeit ist keine wirkungslose; dabei habe ich, was man zu einem bequemen Leben braucht und bin sogar im Stande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugniß darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tags; das Mittagsmahl und besonders die bei einem Glase Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendstunde ist mir immer ein Fest und ich nähre keinen andern Wunsch mehr, als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es bleiben möge, wie es ist!"

Nach Art bedeutender und edler Naturen, war Hebbel im Unglück herb und trotzig, im Glück dankbar und ergeben. Nach furchtbaren Mühen und Kämpfen hatte er das Höchste erreicht, was ein armes Menschenkind auf dieser zweifelhaften Gotteswelt erreichen kann: das Gleichgewicht und den Frieden der Seele. Die geruhige Stimmung hielt an bis zum Ende. Aus ihr heraus schrieb er, wenn er auf der Wanderschaft war, eine Reihe von Briefen an seine Frau. Vier derselben seien mitgetheilt. Der erste ist ein prächtiges Genrebild niederländischer Art, mit dem individuellen Stempel Hebbel's versehen, an seine Erzählungen gemahnend, welche, unter Kleist's und Jean Paul's Einfluß geschrieben, auffallen durch einen grausamen Galgenhumor, der nach der Seite des Schauerlichen hin oft bewunderungswürdig ist, aber auch das Liebliche in seinen Kreis zu ziehen weiß, barock und bizarr in den Einfällen, tragikomisch in den Situationen, anschaulich, praktisch in mancherlei feinen Zügen. Der Brief lautet:

Hamburg, den 19. October 1861.

Meine theuerste Christine!

Nun habe ich Holstein bereits im Rücken; ich war gestern in Rendsburg und sah meinen Bruder, seit zwanzig Jahren zum ersten Mal! Weiter gehe ich nicht hierin und mache über den Ort, wo meine Wiege stand, jetzt für immer ein Kreuz; ich würde fast nur noch Gräber treffen, und allenfalls hier und da einen Maulaffen! Daß ich aber wirklich nach Rendsburg gekommen bin, ist mir sehr lieb. Ich verließ mein Hôtel gleich nach sechs Uhr und ging zu Fuß auf den Altonaer Bahnhof; die Hoffnung, daß ein Omnibus mich einholen würde, täuschte mich. Um halb acht fuhren wir ab und um elf trafen wir in der alten Grenzfeste des Deutschen Reiches, jetzt von den Dänen geschleift, bei zweifelhaftem, aber sich dennoch gut erhaltenden Wetter ein. Unterwegs hörte ich von einem Schleswiger, einem höchst soliden und gebildeten Mann, haarsträubende Dinge über die dortige Wirthschaft; im Taubstummeninstitut, worin sich fast lauter Deutsche befinden, wird Dänisch unterrichtet, in der Irrenanstalt Dänisch gesprochen, und in den deutschen Kleinkinderschulen wird gepredigt, die Dannebrogsfahne sei unmittelbar vom Himmel herunter gefallen, und wer das nicht glaube, könne nicht selig werden. Rendsburg ist ein Städtchen von 15,000 Einwohnern, durch die Geschwätzigkeit der Eyder recht angenehm belebt. Ich nahm mir zur Betrachtung des Ortes natürlich nicht viel Zeit, sondern eilte nach der Straße, wo ich meinen Bruder zu finden glaubte. Er hatte aber nicht bloß seine Wohnung gewechselt, sondern auch die Stadt mit dem Lande vertauscht und eine zahnlückige alte Frau wies mich auf ein Dorf hinaus, das über eine Stunde entfernt war. Was sollte ich machen? Ich ließ mir den Weg beschreiben, so gut es ging, und begab mich auf den Marsch. Bald war ich in der tiefsten Einsamkeit, wie mein Haideknabe, kein Wanderer begegnete mir, links und rechts grasende Ochsen und Kühe ohne Hirten,

Digitized by Google

weil sie durch Hecken und Wälle verhindert sind, ihre Weideplätze zu verlassen, den widerspenstigsten Sand unter meinen Füßen. Aber ich hatte mehr Glück, wie gewöhnlich, ich fand das rechte Dorf, das diesseits eines kleinen Gehölzes liegt, und ein Pflüger bezeichnete mir das Haus. Als ich um die Ecke bog, erblickte ich einen ältlichen Mann, der vor seiner Thür Holz hackte; ein verwittertes Gesicht, jedoch noch von starkem Haarwuchs eingezäunt, sah verwundert zu mir auf, als ich näher trat, selbst noch zweifelnd, aber doch bald aus Falten und Runzeln die Jugendzüge hervorklaubend. Ich streckte die Hand aus und sagte: Johann! natürlich plattdeutsch, er ließ sein Beil fallen, schlug sich auf die Stirn, fuhr sich durch die Haare, brach in ein convulsivisches Gelächter aus, genug, that Alles, was ich wohl in einem Moment freudig-schmerzlicher Ueberraschung zu thun pflege, und war gar nicht wieder ruhig zu machen. Den Kopf schüttelnd und die Hände reibend, führte er mich dann hinein; ich trat durch eine kleine Küche in eine Stube, die in Räumlichkeit und Meublement nicht schlechter, vielleicht, wie er selbst wenigstens meinte, etwas besser war, wie die ehemalige unserer Eltern. Seine Frau, eine Bäuerin, wie unsere Hausverwalterin in Gmunden, entschuldigte die Unordnung, in der ich Alles fände, aber erst morgen sei Sonnabend; sie war viel gelassener, und erbot sich, Kaffee zu machen, was ich nicht um die Welt abgelehnt hätte, obgleich ich wohl wußte, welch' ein Cichorienabsud mich erwarte. Der kleine Conrad war nicht zu Hause, er holte Brot; die Katze, die in solcher Familie nie fehlt, lag im Bett, Titi's*) hölzerner Kukuk stand auf dem Schrank, mein Bruder begann darauf zu blasen. Der Kaffee erschien und war nicht ganz untrinkbar, frische Ziegenmilch dazu, von zwei Ziegen gewonnen, die ihnen selbst gehören und die ich nachher in ihrem kleinen Stall besuchte, die Nachbarskinder liefen zusammen und guckten neugierig in's Fenster, die Erwachsenen traten in ihre Thüren. Endlich kam auch das Kind, ein hübscher blonder Knabe, der hell und klar aus seinen großen Augen schaut, er war scheu, wie ein Vogel, und kaum durch einen blanken Silberthaler zum Nähertreten zu bewegen, schlüpfte auch gleich wieder fort und guckte nun von außen mit hinein. Auch mein Bruder verschwand, als ich mich nach ihm umsah, traf ich ihn in der Küche, wie er sich rasirte und die Haare schnitt; ich hatte ihn nämlich gebeten, mich nach Rendsburg zurück zu begleiten, und er meinte, er sei dazu denn doch zu struppig. In der Hast schnitt er sich mehr als drei Mal mit seinem stumpfen Messer, und stopfte die Wunden dann wieder mit Löschpapier. Nach Verlauf von ungefähr anderthalben Stunden machten wir uns auf den Rückweg; er in dem alten Steyrer Rock, den ich ihm im Frühling schickte, einen zerdrückten Sommerhut auf dem Kopf und Stiefeln an den Füßen, die kaum noch zusammen hielten. Bittere Armuth; ein kleiner Haufen Kartoffeln unter dem Ofen, und Ehestreit darüber, ob für das nächste Geld noch mehr Kartoffeln angeschafft werden sollten, oder Holz und Torf. Mein Bruder war für die Kartoffeln, seine Frau für die Feuerung; ich fürchte den Hunger — sagte er — und sie den Frost. Daß ich den Streit beilegte, kannst Du denken. Dabei, damit dem rührenden, ja, ehrlich gestanden, tief erschütternden Bilde zur Milderung und Dämpfung das Komische nicht fehle, unterwegs von seiner Seite die Versicherung, er habe die Frau vor der Verheirathung nie mit Augen gesehen, ein Tischler habe ihm zur Zeit des Krieges vorgeschlagen, sich mit ihr zu verbinden, und da er dadurch als Militärpflichtiger gleich um fünf Jahre älter und des Dienstes quitt und ledig geworden sei, habe er geantwortet: meinetwegen! übrigens sei er auch ganz mit ihr zufrieden. In Rendsburg mußte ich einen Augenblick bei einem seiner Freunde eintreten, ich schlug es Anfangs ab, weil ich den Grund nicht errieth und er sagte Nichts weiter, dann fragte ich: „Säheſt Du's gern?" und er antwortete: „Ja, ja, der Mann erfährt doch, daß Du hier gewesen bist, und er hilft mir zuweilen aus." In meinem Gasthof ließ ich (ich war selbst noch nüchtern) etwas zu essen geben; bei einem Glase Bier lebte er ordentlich wieder auf und gab manchen seiner alten humoristischen Funken von sich, wie z. B. den: „Heute ist der Erntetag der Juden, denn die armen Leute ziehen aus." Sonst ist er schrecklich zusammengebrochen und hat ein ganz krampfhaftes Wesen; es geht in Holstein wie in Gmunden, Alles wird ausgeführt, die Stockjobber schwellen an und die Uebrigen dörren zusammen wie Regenwürmer im Sande. Fleisch kennt er nicht mehr; immer Kartoffeln und auch die stiehlt Einer dem Anderen vom Felde. Das ist der Güterkreislauf der Nationalökonomen; ich hat's immer gewußt und gesagt. Dabei hat er den Ehrgeiz unseres Vaters, der seine Armuth auch ängstlich versteckte, wie der Geizhals seinen Schatz und der gern hungerte, wenn der Nachbar ihn nur für satt hielt. So sagte er beim Bier: „Nicht wahr, unsere Stube ist recht nett? Hast Du bemerkt, daß Friedrich der Große an der Wand hängt? Ich habe auch den Einzug in Paris!" Als ich einpackte, bat er mich um eins der seidenen Taschentücher, das zerrissen war. Ich fragte: „Du willst es Deiner Alten wohl mitbringen?" Er erwiderte: „Das nun wohl auch, ja, aber es ist mehr der Leute wegen! Ich werde sagen: das ist sein schlechtestes." Auch das Nichtkommen nach Gmunden ist durch die große Noth einfach gelöst; gleich konnten sie nicht gehen, denn das Kind war wirklich verletzt, und nachher war kein Geld mehr da. Im Feuer haben sie viel verloren; sie hatte sich eine Ausstattung zusammengedient und die ging darauf. Sie lassen Alle grüßen; „de lüttje Kunrad de grote Tiene." Beim Abschied mußte ich durchaus seinen Handstock zum Andenken mitnehmen.

Von nun an, mein theuerstes Herz, richte Deine Briefe nach Berlin. Lange bleib' ich hier nicht mehr. Campe*) seh' ich heut; beißt er nicht von selbst in den Kuchen hinein, so stecke ich ihn still wieder in die Tasche.

Euer altes, sehr altes

Nux.

Einer Erläuterung bedarf das Schreiben nicht, in seiner körnigen Wahrheit und Menschlichkeit spricht es selbst für sich. Ein echtes Stück Dithmarschen! Hebbel hat deren mehrere geschrieben, die bekanntesten und besten sind sein Idyll „Mutter und Kind" und sein Gedicht „Der Dithmarsische Bauer", ein Typus jenes nordischen Menschenschlages, der durch die Kämpfe mit den Dänen und dem Meere Stahl und Stein geworden ist.

Der zweite Brief heißt:

Berlin, Sonnabend, den 26. October 1861.

Mein allertheuerster kleiner Pinscher!

Ich danke Dir von Herzen für Deinen wunderschönen Brief; ja wohl, so wollen wir's halten, immer herunter schauen, nie hinauf, und Nichts wünschen als Gesundheit und Lebenskraft. Aber habe ich Dir je die Geschichte meines ersten kleinen Pinschers erzählt, weißt Du, warum ich Dir gerade in den Stunden Ueberfließens in innigster Liebe und Verehrung seinen Namen beilege? Denke Dir das zierlichste, zarteste aller Hündchen, das mitten im Winter, weil ich es in München nicht zurücklassen wollte, den weiten Weg von München nach Hamburg mit mir machen mußte, und zwar zu Fuß. Es würde das rührendste Idyll geben, wenn ich Dir den Kampf zwischen der angeborenen Reinlichkeitsliebe des Thierchens und seinem Abscheu vor dem Schmutz der Straße, zwischen seinem in so rauher Zeit wahrlich doppelt gerechtfertigten Bequemlichkeitstrieb und seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn schildern wollte! Besonders ein Moment ist mir unvergeßlich. Ich war zu Mittag eingekehrt, hatte selbst ein Glas Bier getrunken und dem kleinen Pinscher eine Suppe geben lassen, und brach wieder auf. Es hatte mittlerweile stark zu schneien angefangen und das Thierchen wollte nicht fort, es schmeichelte, es trotzte, es verließ das Wirthshaus zwar am Ende, aber es rannte spornstreichs wieder dahin zurück und bellte mir nach. Als es jedoch sah, daß ich mich nicht daran kehrte, sondern weiter ging, schied es auch seinerseits von der warmen gastlichen Stelle und humpelte hinter mir her, aber höchst verdrießlich und für die Liebkosungen, mit denen ich es überhäufte, völlig unempfindlich. Wir kamen auf eine Chaussee, eine Menge Steine lag an der Seite und bildete einen fortlaufenden Damm, der das kaum fußhohe Hündchen vor dem Ungestüm des Wetters schützen konnte, auch trennte es sich von mir und setzte seine Reise hinter dem Damme fort. Aber jeden Augenblick guckte es mit seinem gelben Köpfchen ängstlich herüber und spähte, ob ich auch noch da sei, und das rührte mich so tief, daß dieser kleine Pinscher von dem Moment an das Symbol der Treue für mich wurde und daß ich das Höchste und Herrlichste, so wunderlich es für den, der die Geschichte nicht kennt, auch klingen mag, mit seinem Namen nenne! — —

Euer altes

Nux.

Ein rührendes Bekenntniß, einen echt deutschen Zug des Hebbel'schen Charakters offenbarend: die Treue. Er hatte sie gegen Menschen und Thiere. Die treue Anhänglichkeit zu seinen Freunden ist einzig vielleicht in der Weltliteratur, ebenso die schnöde, undankbare Art, wie diese ihm eines Tages den Rücken kehrten. Wer Hebbel's Leben kennt, kennt auch diese traurige Geschichte, welche Robert Hamerling veranlaßte, Hebbel einen „König Lear der Freundschaft" zu nennen. Von seiner

*) Hebbel's Tochter.

*) Hebbel's Verleger.

Digitized by Google

Liebe und Treue zum Thier, dem „armen Kaliban der Welt", gibt manches Capitel der Tagebücher beredte Kunde. Die im obigen Briefe angedeutete Geschichte seines Hündchens, mit dem er mitten im Winter, aller Mittel entblößt, von München nach Hamburg zu Fuß pilgerte, ist im ersten Band ausführlich erzählt.

Die beiden folgenden Briefe enthalten außer einer Bemerkung über Gervinus' Schilderungen aus London, die für Hebbel's Auffassungsweise charakteristisch sind und als originelle Reisebeschreibung gelten können. Eines näheren Commentars halte ich sie ebenfalls nicht bedürftig.

London, den 10. Juni 1862.

Meine theuerste Christine!

Herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen, die ich gestern auf der Post abholte, weil sie Sonntags zur Ehre des Herrn geschlossen ist. Deinen Händedruck konnte ich dem Hofrath gleich apliciren, denn er war bei mir und eroberte den Brief für mich; ich habe ihn Dir zurückzugeben und drücke in Gedanken sehr stark, weiß aber nicht, ob Du etwas davon spürst. Marschall*) ist ein prächtiger Mensch, Einer von den Wenigen, denen man sich ganz anknöpfen kann, ohne den Kehrbesen erst zur Hand genommen und den Brustkasten ausgefegt zu haben, er gleicht mir in Allem, bis auf's Spaßmachen, denn gestern im Krystallpalast wollte er eine junge Dame, die etwas unzufrieden aussah, fragen, wo sie ihre Cigarren kaufe, wie Du ähnliche Thorheiten von mir gewohnt bist und endlich dulden gelernt hast. Leider geht er sehr bald fort, und um noch möglichst von ihm zu positiren, werde ich meine Empfehlungsbriefe erst nach seiner Abreise abgeben. Ich bin nämlich halb und halb entschlossen, London meine ganze Zeit zuzuwenden und mich in Paris, das ich ja kenne, höchstens einen Tag aufzuhalten.

Der Brief, den Du nicht zu entziffern vermochtest, war von Gervinus, und merkwürdig genug. Wer den Mann kennt, der wird finden, daß ich immerhin zufrieden sein kann. In allen Hauptsachen, die den Dichter ausmachen, bin ich nach seiner Erklärung „vor seiner übel berufenen Kritik" für immer geborgen, und sein Urtheil über den Stoff berührt eine offene Frage, die es wahrscheinlich auch ewig bleiben wird. Die Bezugnahme auf den Homer ist freilich nicht treffend, denn alle griechischen Tragiker sind seine Schößlinge, die großen Gedichte selbst aber dramatisch gliedern zu wollen, war bei der durchaus epischen Natur des Ilias und der Odyssee, sowie bei der damaligen Knappheit und Enge der dramatischen Form eine absolute Unmöglichkeit, und Alles verhält sich bei den Nibelungen geradezu umgekehrt. Im Uebrigen aber sagt er nichts, als was ich mir tausend Mal selbst gesagt habe, und der Sohn meines Vaters muß unbedingt schon von Kartoffellaub zu grüner Petersilie avancirt sein, wenn der Geschichtsschreiber der deutschen Nationalliteratur ihm versichert, er wolle ihn nicht mit Schmeicheleien und Lobsprüchen langweilen, da er bei seiner Stellung im Reich der Poesie längst darüber hinaus sei. Interessant war mir sein Geständniß, daß er selbst mehr als einmal in seinem Leben über Dramen gebrütet habe; das ist der Fall bei allen Nihilisten, hier hätte ich's jedoch nicht vermuthet.

Und London? wirst Du fragen, ungeduldig über diesen Commentar eines Briefes, den Du selbst mir zugeschickt hast. Theures Weib, ich habe hier schon viel gesehen, aber Faust's Zaubermantel bis jetzt nicht entdeckt, sonst hätte ich ihn gekauft und Dich auf der Stelle herüber geholt. Schildern kann ich's Dir ebenso wenig, wie den Regenbogen und den Rheinfall. Nicht, daß ich mich übertäubt fühlte; meine Natur ist auf große Dimensionen eingerichtet und Multiplicationen imponiren mir nicht lange, auf Multiplicationen läuft aber zuletzt doch Alles hinaus. Allein es ist zu viel, ein Object drängt das andere, die Feder schwankt und die Hand erlahmt. Am nachhaltigsten wirkt auf mich das moralische Klima, das, wie das physische, jeden Athemzug tangirt, die freie Bewegung des Volkes innerhalb der Schranken strenger Gesetzlichkeit, mit einem Wort: der Respect, den er vor sich selbst hat. Das verräth sich in tausend Zügen; wie der Engländer sich das Gesetz selbst gibt, so überwacht er es auch selbst und Beides muß zusammenfallen oder Nichts ist erreicht. Uebrigens fühle ich mich hier, wie unter Verwandten; Engländer und Deutsche stehen sich näher, als ich je gedacht hätte. Am Sonntag war ich mit Marschall in Richmond und Southamptonhouse, wo Cromwell lebte und starb. Vor dem Bilde Jakob I. erzählte mein Freund eine köstliche Geschichte, die nicht untergehen darf. Der König wird als Prinz einmal tüchtig durchgebläut, er schreit tüchtig, eine Hofdame stürzt entsetzt herbei und macht dem Hofmeister bittere Vorwürfe. Dieser erwidert ruhig: ich habe Sr. Majestät den Rücken gegerbt; wollen Sie ihn weiter unten küssen, so habe ich nichts dagegen! und legt die Ruthe bei Seite. Gestern, Montag, waren wir im Krystallpalast; der scheint allerdings aus einem orientalischen Märchen hierher versetzt zu sein. Ein unglaubliches Volksgedränge; eine Eisenbahnkarte kostete einen Schilling und einen Arm oder ein Bein, denn es war Pfingsten und Pfingsten in London. Ich hatte beim Herausfahren eine junge Lady auf dem Schooß, sie war aber erst sechs Jahre alt. Das Wunderlichste, was ich dort sah, war eine colossale Orgel, groß genug für den Stephansdom, auf der bald: „Ein feste Burg ꝛc." und bald: „Ein freies Leben führen wir u. s. w." gespielt wurde. Unheimlich für mich; die Orgel hat, wie gewisse Schauspieler, keinen Uebergang, sie kann nur quiescirt werden. Das Eigenthümlichste: die Ungeheuer der Urwelt, in Bronce gegossen und im Park in einen Teich versetzt; scheußliche Gestalten, die doch auch einmal das Höchste waren, was der Planet hervorzubringen vermochte, die Titus-Andronicus-stufe der Natur!

Nun lebt wohl, ihr Theuersten, grüßt die Freunde und schreibt fleißig! Euer altes

Nux.

*) Secretär der Herzogin von Weimar.

Paris, den 23. Juni 1862.

Meine theuerste Christine!

Jetzt sitze ich au sixième im Hôtel Bavière in einem kleinen Mausloch, das ich mir, um Mitternacht über Folkstone und Boulogne eintreffend, mit Mühe eroberte. Ein feiner Staubregen hüllt Paris in einen leichten Flor, der nicht so bald zu zerreißen droht, aber ich bin wieder guten Humors, denn ich habe einen ganz vortrefflichen Kaffee im Leibe, auch bin ich wieder unter freundlichen, zuvorkommenden Menschen. Die Gastwirthe sind nicht zugleich Gentlemen, die sich theuer bezahlen lassen und sich geberden, als ob sie Alles umsonst thäten, wie in der alten guten Zeit, die Kellner gehen nicht mit Gesichtern umher, als ob sie die Anwartschaft auf die Staatskanzlerstelle hätten und nur Palmerstons Tod abzuwarten brauchten, ich kann mich wieder niedersetzen, wenn ich ein Glas Bier oder Wein trinken will, mit einem Worte: ich athme wieder auf! Mir war in London zu Muthe, wie in einer Mühle; du kannst bei Tage nicht denken und bei Nacht nicht schlafen und der Müller hat in dem mächtigen Raum, der für die freie Bewegung zwischen den Mühlsäcken und Rädern übrig blieb, noch überdies allerlei überflüssige Stricke angebracht, damit man keinen Augenblick vergesse, daß er der Herr ist. Wer Hamburg kennt, der hat auch zu der Metropole Großbritanniens den Schlüssel, nur daß sich die deutsche Stadt zu der englischen verhält, wie die Kreideskizze zum ausgeführten Bilde; in der Woche der krasseste Egoismus in brutalster Form und Sonntags eine noch scheußlichere Abfütterung des Gewissens und der Moral durch widerwärtigsten Puritanismus der übrigens seine Wurzeln im Volke hat, weil er sich mit Gewalt nicht aufrecht erhalten ließe. England will das reichste Land der Erde sein und jeder Engländer der reichste Engländer; das ist zugleich Staats- und Privatprincip, um das sich Alles dreht, und das allerdings einen Riesenbau zu Stande gebracht hat, der dem römischen Weltreich an Großartigkeit gleich ist, es aber an Solidität bei weitem übertrifft. Allein um welchen Preis! Ich weiß nicht, ob Du Dich der Geschichte noch erinnerst, die Gurlitt*) einmal mit einem seiner sogenannten Freunde, einem Hamburger Banquier, auf Helgoland passirte. Er fand die Wirthshausrechnung zu unverschämt, sein „Freund" kam darüber hinzu und sagte, statt ihm gegen den Preller beizustehen: „Lieber Gurlitt, eine Rechnung bezahlt man bloß, man sieht sie nicht durch!" Gurlitt war das ganz gesund, da er sich immer zu solchem Volk drängt, aber an und für sich betrachtet, gehört sie zu dem Niederträchtigsten, was mir je vorgekommen ist, und in London wollte sie mir gar nicht aus dem Kopf. Der Arme soll hier gar nicht existiren, der Penny, der dem preußischen Silbergroschen gleich steht, ist die kleinste Münze, wer seine Bedürfnisse nicht bestreiten kann, mag zu Grunde gehen, Gottes Kirchhof ist groß. Der Sclave ist für frei erklärt, damit sein Herr der letzten Pflichten gegen ihn los und ledig wird und sich, wenn er ihn an Leib und Seele ausgequetscht hat, nicht mehr um ihn zu bekümmern braucht, wie Griechen und Römer mußten. Ob es ihn entschädigt, daß man ihn nicht niederstechen darf und ihn, wenn er einmal durch Zufall einen Treffer macht, auf der Börse als Bruder willkommen heißt, bleibe dahingestellt. Uebrigens glaube ich gern, daß die historische Größe der Nation, wie die der Individuen, auf einer und derselben Bedingung beruht, nämlich auf dem unerschrockenen Egoismus, der nichts als sich selbst kennt.

*) Der Maler, ein Freund Hebbel's.

Digitized by Google

Dies Alles ist nicht etwa Ausdruck einer verdrießlichen Laune oder gar miserabler Erfahrungen. Mir ging es in London persönlich so gut, wie es einem nur gehen kann, wenn man beständig einen alten Freund an der Seite hat. Engländer*) und seine Frau thaten Alles für mich, was nur in ihren Kräften stand; ich erhielt meinen Kaffee zwar nicht um sieben Uhr Morgens, wie sie Abends befahlen, aber doch halb Neun, denn früher erhob die Lady, die so gnädig war, ihnen als Köchin zu dienen, sich nicht vom Lager, ich erhielt ihn auch nicht gut, aber doch schlecht. O, laß Deine Marie in Gold fassen und ihr die Nase mit Edelsteinen besetzen; ich weiß erst jetzt, was wir an ihr haben, ihr wären in ganz England die Dienstbotenprämien gewiß, wenn es deren gäbe! Doch das nebenbei zur Erinnerung an die stolze Britin, die mein Zimmer besorgte, und die vielleicht die heruntergekommene Lady Milford aus Schiller's „Kabale und Liebe" gewesen ist. Im Uebrigen hat sich Engländer förmlich für mich aufgeopfert und sich mir von des Morgens früh bis Mitternacht zur Verfügung gestellt, doch mag es auch für ihn gut gewesen sein, daß wir uns einmal wieder gesehen haben. Er fühlt sich hier höchst unbehaglich, obgleich er viel Geld verdient und schaudert vor dem Gedanken, in englischer Erde ruhen zu sollen; ebenso Freiligrath, bei dem ich einen Abend zubrachte und in dem ich einen sehr wackern Burschen kennen lernte. Im Grunde denken Alle wie ich, wenn auch der Eine und der Andere aus der Noth eine Tugend macht. Bei Schlesinger war ich in einer Soiré, wo ich Kühne und Frau traf; es ließen sich dort wohl zwanzig Menschen mir vorstellen, Maler, Musiker, Generäle u. s. w., unter Anderem Einige, die sich für alte Bekannte ausgaben, obgleich ich sie nie gesehen hatte. Auf Deine Gesundheit wurde getrunken: bei Engländer, jeden Tag, und bei Freiligrath. — — —

Euer altes

Nux.

Hoffentlich ist der Tag nicht mehr ferne, wo die gesammte Correspondenz Friedrich Hebbel's, die reich und von bleibendem Werthe ist in geistiger und menschlicher Hinsicht, jenem kleinen Kreis des deutschen Volkes in Buchform dargeboten werden wird, welcher Idealismus und Geist genugsam hat, um ein tiefsinniges literarisches Werk zu verstehen und sich an ihm zu erfreuen und zu erheben.

Feuilleton.

Passée.

Von John Paulsen.

Uebersetzung aus dem Dänischen.

Sie erwachte, streckte sich gähnend und rieb wie ein verwöhntes Kind den Kopf an den mit Spitzen besetzten Kissen. Dann einen Blick auf die Uhr, die auf dem kleinen Toilettentisch neben ihrem Bett lag. Erst elf Uhr! Die Vorstellung hatte gestern Abend so lange gedauert, und sie hatte eine anstrengende Rolle gehabt. Nein, es war noch zu früh um aufzustehen. Sie hatte ja heute auch keine Probe. Noch ein Stündchen Schlummer! Sie sah nach den Fenstern, ein grauer Dämmerschein stahl sich durch die herabgelassenen Gardinen, der Herbstregen verursachte ein einförmiges, melancholisches Geräusch an den Fensterscheiben. Bei solchem Unwetter ist es besonders behaglich, noch im warmen Bett zu liegen. Sie nahm eine andere, bequemere Lage ein und versuchte weiter zu schlafen, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Die dumme Kritik konnte sie nicht vergessen! O, sie hätte am liebsten dem rothhaarigen, einfältigen Herrn N. in der „Theaterrevue" die Augen ausgekratzt.

„Passée" war der Ausdruck, den er über sie gebraucht hatte. Freilich war die Kritik in der letzten Zeit etwas zurückhaltender, mit dem Lobe sparsamer gegen sie geworden, aber dies war das erste Mal, daß es Jemand gewagt hatte, sie an ihr Alter zu erinnern, sie zu tadeln, die unfehlbare, vergötterte Primadonna der Hauptstadt.

Sie klingelte heftig nach ihrem Mädchen. Eine halbe Stunde darauf saß sie in einem rothen Schlafrock am Frühstückstische; aber weder der Anblick des reich gedeckten Tisches, noch der Lorbeerkränze an den Wänden, Erinnerungen an die Triumphe ihrer Benefize, vermochten sie zu erheitern; sie blieb verstimmt.

Sie nahm die Morgenzeitungen zur Hand, sie enthielten keine, auch nicht die flüchtigste Erwähnung ihrer Person, waren ihr folglich langweilig. Sie warf sie bei Seite, erhob sich und öffnete ihr Bücherspind. Es enthielt nur wenige Werke: einige unaufgeschnittene Bände von Shakespeare und Goethe, einige moderne Theaterstücke, in denen sie dankbare Rollen hatte, einige lyrische Gedichtsammlungen und Compositionen, ihr von jungen Bewunderern in der Künstlerwelt gewidmet — und dann ein Wörterbuch.

Sie öffnete es. Sie war nicht sehr stark im Französischen, aber sie hatte doch eine unheimliche Ahnung davon, was das fatale Wort bedeutete. Aber sie wollte volle Gewißheit darüber haben. „Passée — vorbei, zu Ende, verblüht."

„Verblüht!"

Sie machte unwillkürlich dieselbe zornige Bewegung, mit der sie auf der Bühne so große Wirkung erzielte, wenn sie in der bekannten Tragödie ihrem treulosen Geliebten den Dolch in die Brust stößt. Das Lexikon fiel ihr aus der Hand, ohne daß sie es merkte ...

Verblüht ....?

Sie stürzte vor den großen Spiegel, der sie in ganzer Figur zeigte und versuchte es, mit den Händen ihre Taille zu umspannen, aber es ging nicht. Seit vielen Jahren hatte sie das Kunststück nicht mehr machen können. Mit einer Sylphide konnte man sie nicht mehr vergleichen — und doch hatte „ein junger Dichter" einmal von ihr gesungen, daß sie „wie eine Sylphide, von Grazien gefolgt, über die Bühne schwebe!" Ihre zunehmende Korpulenz konnte dem Publikum nicht mehr verborgen bleiben. Sie hatte die besten Pariser Corsetts gekauft, die sie wie ein Eisenpanzer einengten und sie kaum Luft holen ließen, wenn sie in den großen Scenen ihre Stimme anstrengte. Das that weh und schadete ihrer Gesundheit, aber was half es? Der Schein mußte gewahrt bleiben. Oder sollte sie vielleicht nächsten Sommer eine Hungerkur durchmachen? Vielleicht hätte sie dann das Glück, bezaubernd mager zu werden à la Sarah Bernhardt! Etwas mußte versucht werden. Dies abscheuliche „Passée"!

Sie hatte ihre Figur im Spiegel kritisirt, nun betrachtete sie ihr Gesicht, forschend, ängstlich und neugierig zugleich, als wenn sie es zum ersten Male sähe. So sieht der kundige Arzt den Patienten an, wenn er das Stadium der Krankheit erspähen will. Leider — war das Gesicht auch zu voll, aber die Fülle beeinträchtigte nicht die Feinheit ihrer Züge, sie ließ nur das Grübchen in der Wange, das „Amorettennest", wie der junge Dichter es nannte, noch stärker hervortreten. Sie lächelte mechanisch — aber es stand ihr nicht so gut wie früher. Es bildeten sich dabei an den Augen einige wunderliche strahlenförmige Runzeln, die sie alt machten — ja alt. Sie probirte das Lächeln verschiedene Male, aber das Resultat blieb unabänderlich dasselbe, immer dieselben häßlichen Falten. Und ihr Teint — das sah sie jetzt — war nichts weniger als schön. Das Tageslicht zeigte, wie der unbarmherzigste Kritiker, wie rauh, grau und fleckig derselbe war. Diese abscheulichen starken Schminken, wie hatten sie ihre „Rosenfarbe" zerstört! — auch ein Ausdruck des jungen Dichters. Sie wollte sie nicht mehr gebrauchen, sie konnte sich leicht pudern.

Aber wie schön noch die dunklen Augen waren; die konnten den Kampf mit Jedem aufnehmen. Sie hatten einen gewissen schwärmerischen Madonnenausdruck, der ihnen stets eigen war, gleichviel, ob ihr eine Liebeserklärung auf der Bühne gemacht wurde, oder ob sie beim Conditor ihre Lieblingspastete aß.

Die Augen glänzten vielleicht etwas weniger als früher, aber daran war der treulose Lieutenant B. schuld, das Ungeheuer mit Schnurrbart und in Uniform — er hatte, ohne sie davon zu benachrichtigen, sich ganz plötzlich mit der reichen Banquierstochter verheirathet. Das Publikum sollte aber nie merken, daß die Augen weniger intensiv strahlten. Der schwarze Schatten unter denselben hatte eine prächtige Wirkung.

*) Siegmund Engländer: ein Freund Hebbel's aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Wien.

Digitized by Google

Und ihr Haar — sie trat einen Schritt zurück, um es besser im Spiegel betrachten zu können, während sie es auflöste und wie zwei Cascaden über Hals und Schultern fallen ließ —, gab es wohl dunkleres, glänzenderes? Einzelne Silberfäden an den Schläfen wollte sie nicht sehen.

Das Schönste ließ sie bis zuletzt. Sie betrachtete ihre Lippen. Sie hatten noch den feinen, mädchenhaften Zug, der ihre Klagen als „Gretchen" und als „Desdemona" so rührend wahr erscheinen ließ und die Dichter zu Lobeshymnen inspirirt hatte. Nur wenn sie schlechter Laune war, zogen sich die Lippen auf entstellende Weise nach unten — mit ihrer schlechten Laune quälte sie aber nicht das Publikum, die blieb „hinter den Coulissen".

Gott sei Dank, sie war doch noch keine Ruine! Sie konnte sich noch mit den Meisten messen. Sie wollte den Scribenten der „Revue" ganz vergessen.

Das Dienstmädchen kam herein mit einem Brief.

„Vom Theaterdirector," sagte sie hinausgehend.

Als die Primadonna den Brief gelesen hatte, saß sie erst ganz still und lachte dann unheimlich: „Der Unverschämte!" — Sie steckte die Finger in den Mund und biß darauf, eine alte Unsitte von der Kinderzeit her, wenn sie sich über etwas ärgerte. Dann zerriß sie zornig den Brief in kleine Stücke. Der Theaterdirector hatte sie in höflichem Geschäftsstil davon benachrichtigt, daß „Gretchen" das nächste Mal von dem jungen, blonden Fräulein Stella gegeben werden würde, das neulich ein so glückliches Debüt hatte, ihre, der Primadonna, Erscheinung eigne sich nach Ansicht der Kritik nicht mehr zur Darstellung von Goethe's junger Sünderin.

Hahaha! Man nahm ihr also ohne Weiteres ihre Lieblingsrolle.... Man fand sie also zu alt, um das Gretchen zu spielen.... Es fehlte nur noch, daß der Theaterdirector ihr befehlen würde, in's „würdige Fach" überzugehen und Frau Marthe's Partie zu übernehmen.... Sie ging erregt auf und ab. O, wie haßte sie diese Stadt, in der man nicht verstand, daß es noch eine andere Schönheit als die des Körpers gibt, daß Herz und Genie ewig jung bleiben! Fünfzehn Jahre hatte man anbetend, huldigend als Sclave ihr zu Füßen gelegen. Das Publikum hatte ihr zugejubelt, sobald sie sich auf der Bühne sehen ließ, noch ehe sie ein Wort gesprochen; die Kritik hatte laut ihren Ruhm verkündet, Bildhauer hatten ihre Büste modellirt, die in allen Kunstläden ausgestellt war, Dichter hatten ihr ihre Werke gewidmet, Componisten die ihrigen mit ihrem Bild geschmückt, ja sogar die Industrie hatte sich ihres glückbringenden Namens bemächtigt und darnach ihre Producte benannt — vom Modewaarenhändler an bis zum Conditor.

Und jetzt — so plötzlich — ganz unvermuthet — machte der Sclave sich frei — verabscheuungswürdige Residenz! Und weshalb? — Lächerlich! — Etwas Corpulenz und einige graue Haare — das der ganze Grund!

Sie verfiel plötzlich in heftiges Weinen und rang die Hände ganz ohne Theaterpathos. Sie fühlte sich gedemüthigt wie eine Königin, der man brutal das Scepter aus der Hand reißt. War ihre Seele nicht noch eben so begeistert, ihr Gang eben so leicht, war ihre Stimme nicht noch im Vollbesitz ihres berühmten „Silberklanges"? Entzückte die Ristori nicht noch mit 60 Jahren? Da draußen in den alten Culturländern verstand man es, über ein gealtertes Aeußere hinwegzusehen, sich an dem glühenden Ausbruch eines ewig jungen Genies zu erfreuen. Und sie war ja kaum 40 Jahre alt, also im besten Alter (ihr Taufschein sagte 46, aber was bedeuten ein paar Jahre mehr oder weniger?).

Sie raste den ganzen Tag, schloß sich ein und wollte Niemand von ihren Bekannten sehen. Am nächsten Morgen schrieb sie an den Theaterdirector und drohte ihm mit ihrem Abgange, falls man ihr ihre beste Rolle „stehlen würde". Sie wollte „Gretchen" spielen. Sie konnte die schändliche Beleidigung nicht überleben. Sie wartete und wartete. Kein Brief! Der Theaterdirector hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihr auf ihre Drohung zu antworten, so lächerlich und ungefährlich schien sie ihm. Sie verlor ja ihre Pension, wenn sie contractbrüchig wurde, und er wußte, daß die Rücksicht darauf sie fest genug fesselte. Das gab ihr den Gnadenstoß. Sie veranlaßte einige junge Journalisten, in den Zeitungen darauf aufmerksam zu machen, welches „himmelschreiende Unrecht" die Direction ihr durch diese neue Rollenbesetzung zugefügt hatte — Alles vergeblich.

Der Tag der Vorstellung kam, mit der jungen Debütantin im „Faust". Der schreckliche Abend, vor dem sie sich schon so viele Tage gefürchtet hatte! Sollte sie zu Hause bleiben — oder hingehen und Zeuge sein des Triumphes ihrer Rivalin? — Nein, sie hielt es zu Hause nicht aus! Die Minuten vergingen qualvoll langsam. Sie sah jeden Augenblick nach der Uhr — die Uhr war sieben. Nun ging der Vorhang auf, jetzt kam Gretchen auf die Bühne; — o diese abscheuliche Person, die ihr ihre Rolle gestohlen hatte! — nun kam die Scene mit Faust. — Ja, wie sehr sie wohl dem Theaterdirector den Hof gemacht hatte!... Wer weiß, ob das Verhältniß zwischen ihnen das reinste ist! Jedenfalls wäre sie nicht das erste junge Mädchen gewesen, welches eine neue Rolle für einen Preis gekauft hatte, der — — —

Ja, sie mußte das Theater besuchen. Diese Qual, diese Ungewißheit war unerträglich! Möglich wäre es ja immerhin, daß es besser ablief, als sie fürchtete. Vielleicht wurde sie Zeuge einer Niederlage mit Pauken und Trompeten, statt eines Triumphes. Sie schickte ihr Mädchen, um ein Billet für die Galerie zu kaufen, wo sie unerkannt sitzen konnte. In die Schauspielerloge wollte sie nicht, um Alles in der Welt. Sie würde nur falsches Mitleid erleben, schadenfrohes Bedauern auf den Gesichtern der Collegen lesen — o, sie kannte sie Alle — sie gönnten ihr nicht — — sie konnte sich auf Niemand verlassen.

Sie band einen alten Mantel um, setzte einen unkleidsamen Hut, statt des runden Federbaretts, das sie sonst trug, auf und verhüllte das Gesicht durch einen dichten Schleier. In dem Costüm glich sie ganz ihrer Collegin Frau A., wenn diese würdige Tanten oder alte Mädchen gab. Niemand würde sie erkennen. Sie ließ das Mädchen zu Hause und ging allein. Wie die meisten Schauspielerinnen wohnte sie in der Nähe des Theaters, der Weg war kurz. Sie vermied aber doch die Hauptstraße mit ihren vielen Passanten und tagheller Beleuchtung, sie wählte eine Seitenstraße am Wasser entlang. Sie war einsam, von den spärlichen Bäumen fiel trockenes Laub, die Erde war vom Regen aufgeweicht, sie blieb fast stecken im Schmutz. Das Wetter war kühl und kündigte den ersten Schnee an. Eine alte Frau sprach sie an um eine kleine Gabe „um Gottes willen". Sie gab ihr, ohne sich zu bedenken, ihr ganzes Kleingeld. Die Alte entfernte sich mit tausend Segenswünschen. Die Primadonna wurde über ihre eigene Güte gerührt, bat aber im selben Athemzuge Gott, doch „die Andere" diesen Abend Fiasco machen zu lassen.

„Das Publikum kann mich ja nicht entbehren." Gleich darauf fand sie ihr Gebet gottlos. Ihr fiel ein, wie sie selbst das erste Mal mit Zittern und Beben vor die Lampen getreten war, wie freundlich alle gegen sie gewesen, wie alle ihre Freundinnen Gott gebeten, daß es ihr recht sehr gut gehen möchte — es wurde ihr plötzlich ganz weich zu Muthe. Sie hatte fast Mitleid mit der armen Debütantin, die heute Abend denselben schrecklichen Kampf mit dem Publikum ausfechten sollte, diesem großen Kinde, dessen Launen unberechenbar sind, schroff zwischen Liebe und Haß wechselnd.

„Aber warum will sie mich jetzt schon beim Publikum verdrängen? Sie ist ja jung genug, sie zählt zwanzig Jahre, sie hätte noch leicht warten können.

Das Theater war voll, das Publikum in der festlichen Stimmung, die ein Debüt, ein Benefiz oder ein neues Stück eines beliebten Dichters immer hervorruft. Sie kam mitten im zweiten Act und nahm ihren Platz auf der Galerie ein zwischen einer alten, dicken Hökerfrau, die nach „wohlriechendem Wasser" duftete, und einem aufgeschossenen Jungen mit dünnem, hellem Haar und einer blauen Brille. Beide äußerten laut ihren Unwillen darüber, daß sie mitten im Act gestört wurden.

Es war leicht zu merken, daß die junge Debütantin sich schon einen Platz in der Gunst des Publikums erobert hatte. Es wurde kräftig applaudirt, in der Zwischenzeit hörte man das gedämpfte, bewundernde Flüstern, die tiefen, von der Spannung zurückgehaltenen Athemzüge, Aeußerungen, die der Schauspieler so gut kennt und die ihn tiefer ergreifen, als der lauteste Beifall — vielleicht weil diese Huldigung so unfreiwillig ist.

Digitized by Google

Die Primadonna fuhr zusammen bei jeder Beifallsbezeugung, die ihrer Rivalin zu Theil wurde. Jede riß gleichsam ein Blatt aus ihrem Ehrenkranz und fügte neue Lorbeeren zu dem der anderen. Jetzt ertönte ein lebhaftes „Bravo!“ Sie kam sich eigenthümlich gedemüthigt vor und zog unwillkürlich den Schleier dichter vor das Gesicht. Die Hökerfrau sah sie erstaunt an.

Dabei überkam sie eine eigenthümliche Wehmuth beim Anblick ihrer jungen, schönen Rivalin, der die fieberhafte Aufregung des Debüts, die Freude über die Gunst des Publikums gleichsam eine höhere Schönheit verlieh — etwas Verklärendes, Strahlendes, Inspirirtes.

„Ja, nun glänzest du,“ dachte sie, „aber die Jugend wird verschwinden, die Schönheit auch! Auch dir wird die Zeit einmal das unerbittliche »Passée« ins Ohr flüstern.“

Der Act war zu Ende. Man hörte aus dem Parket jenes Summen und Gebrause, das wie fernes Getöse der Wellen klingt. Jeder wollte seine Stimme ertönen lassen in dem großen lobpreisenden Orchester. Aber ach, der Name, der nun begeistert auf allen Lippen war, in allen Tonarten gepriesen wurde, war nicht mehr der ihrige!

Ob wohl einer, auch nur ein einziger in diesem großen Saal, der bis dahin die Zahl ihrer Bewunderer nicht hätte fassen können, diesen Abend sich ihrer erinnerte, sie gar vermißte?

Oder war sie vielleicht ganz vergessen? Ihre Nachbarin, die Hökerfrau, holte eine fettige Papierdüte vor, worin sie ihr Abendessen hatte, es bestand aus Butterbrod, kleinen Kuchen und Bonbons. Sie war so freundlich, die Primadonna zu bitten, sich etwas davon zu nehmen. Diese lehnte mit einem kurzen: „Nein, ich danke,“ ab, was die gute alte Frau nicht wenig ärgerte. Der Schuljunge holte aus seiner Tasche einen großen Apfel, der ihm prächtig mundete. — Man fing im Orchester an, die Instrumente zu stimmen zur Zwischenactsouvertüre. Sollte sie nun nach Hause gehen? — Nein, sie wollte leiden, noch mehr leiden, sie wollte die Wollust des Schmerzes genießen, eine blutende Wunde erweitern. Man stirbt nicht an solchen Schmerzen, das wußte sie — sie geben nur einen bitteren Nachgeschmack.

Von Act zu Act war sie Zeuge der sich stets steigernden Begeisterung für ihre Nebenbuhlerin. Sie wunderte sich selbst, daß sie es ertragen konnte. Dazu in der drückenden Atmosphäre der Gallerie, eingeengt durch die dicke Hökerfrau und die spitzen Ellenbogen des Schuljungen. Endlich kam dann die große Gefängnißscene. In derselben begeisterte die Debütantin alle zu stürmischem Beifall. Sogar die Primadonna zollte gegen ihren Willen ihren Tribut zu dem Triumph; hingerissen von dem großartigen Spiel vergaß sie es einen Augenblick, die Rivalin zu hassen und huldigte athemlos der Künstlerin in ihr. Das war Genie, Gold mit dem rechten Klang — es war vergeblich, das zu leugnen. Selbst wenn sie wie jener dänische König dem Meere gebieten würde, ruhig zu sein, es würde doch aus innerer Naturnothwendigkeit sich erheben, alle Dämme durchbrechen. — — Ja, das war Genie! — Nach der Todtenstille, in der man jeden Seufzer hörte, folgte ein donnernder Applaus. Die Herren im Parket erhoben sich, sie klatschten Beifall, sodaß die engen Handschuhe platzten und die Damen in den Logen winkten begeistert mit den Taschentüchern und Theaterzetteln. Und sie versteckte sich in ihrer Ecke zwischen der Hökerfrau und dem Schuljungen mit dem Apfel. Sahen nicht alle sie an? Regnete es nicht Steine und Spottreden? O, wo sollte sie sich verbergen, wo?

„Ja, das war doch einmal etwas anderes, als das dicke Fräulein N. mit ihrem dummen Lächeln,“ sagte die Hökerfrau. Die Primadonna neigte blitzschnell das Haupt, als wenn sie einen Schlag in's Gesicht bekommen hätte. Ihr eigener Name war genannt worden.

Der Beifall blieb der Debütantin treu, er stieg und sank wie Wellen, nur einmal unterbrochen von einem qualvollen Aufschreien; — alle Operngläser wurden nach der Galerie gerichtet.

„Wasser! — Es wird Jemand ohnmächtig. Wasser!“

Die Hökerfrau suchte unter ihren Vorräthen nach etwas „Stärkendem“, aber alle Hülfe war schon überflüssig. Mit einer letzten Kraftanstrengung erhob sich die Primadonna. Sie bahnte sich einen Weg an der dicken Hökerfrau und ihren Mundvorräthen vorbei und erreichte den Corridor. Dort war ein offenes Fenster. Gegen dasselbe lehnte sie sich, schlug den Schleier zurück und athmete begierig die frische Abendluft ein. Ein Theaterbeamter erkannte sie und machte in der Ueberraschung eine ungeschickte Verbeugung. Sie sah ihn nicht einmal an, es war ihr Alles gleich. Die frische Luft stärkte sie, sie stieg langsam die Treppen hinunter und erreichte die Straße. Dort blieb sie stehen und betrachtete sinnend das große, erleuchtete Theater, in das die neue Königin heute ihren jubelnden Einzug gehalten; die Thränen stürzten ihr unwillkürlich aus den Augen und ihre Lippen flüsterten ein altes Wort aus ihrer Schulzeit, das dunkel in ihrer Erinnerung auftauchte:

„Alles ist eitel, — vergänglich wie Gras.“ —

Ein eiliger Zeitungsjunge stieß sie in seinem Lauf an. Sie wich ihm mechanisch aus, ohne es zu merken. Tief seufzend ging sie wieder den einsamen Weg am Wasser. Sie schlich langsam, beherrscht von einer großen Schlaffheit, die durchweichte Erde schien wie ein Sumpf unter ihren Füßen zu schwanken. Sie konnte noch früh genug nach Hause kommen — nach Hause in die Leere — voller Lebensüberdruß. O diese Müdigkeit, schlimmer als die des Körpers! Sie setzte sich auf eine Bank, die hart am Wasser angebracht war. Ein scharfer Nordwind wehte, die Wellen schlugen mit langen, klagenden Tönen gegen den Strand, das trockne Laub wurde von den Bäumen geschüttelt und vom Winde in großen, immer wachsenden Haufen ihr zu Füßen geweht. Sie erinnerte sich all der Blumensträuße, die man ihr einst zugeworfen hatte — diese gelben, dürren Blätter waren dazu die Parodie.

Plötzlich stand sie auf und trocknete ihre Thränen, denen sie in der Einsamkeit freien Lauf gelassen hatte, und ging noch einige Schritt näher an die See, sich scheu umsehend. Nein, sie dachte nicht daran, sich das Leben zu nehmen, dazu liebte sie zu sehr des Lebens „süße Gewohnheit“, auch hatte sie zu oft in der Dichtung mit den Selbstmordgedanken gespielt, als daß sie sie hier in Wirklichkeit hätten übermannen können. Sie schöpfte nur etwas Wasser in die hohle Hand und wusch ihre vom Weinen gerötheten und angeschwollenen Augen. Dann ging sie heimwärts.

Vor ihrer Thür blieb sie stehen und zögerte zu klingeln. Alle, auch das Dienstmädchen, mußten gleich merken, welche Demüthigung ihr heute zu Theil geworden; sie fürchtete die inquirirenden Blicke ihres Mädchens. Während sie noch unschlüssig dastand, gewahrte sie plötzlich einen kleinen schwarzen Gegenstand, der ihr zu Füßen lag. Sie hob ihn auf. Es war ein Damenhandschuh. Eine Frauenhand trug ihn einmal, er war warm, weich und duftend gewesen, wie die weiße Haut, die er umschloß, liebeswarme Lippen hatten ihn geküßt und nun, nun lag er da alt und schmutzig auf der Straße, so daß jeder Vorübergehende darauf treten konnte.

„Passée!“ flüsterte sie und warf den Handschuh in den Rinnstein.

Aus der Hauptstadt.

Die XXVI. Sonderausstellung in der Nationalgalerie.

Als Peter Cornelius von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen wurde, erwartete man von seinem Einflusse einen neuen Aufschwung der religiösen Monumentalmalerei. Seiner Leiche folgte im Jahre 1867 als einziger directer Schüler und unbedingter Anhänger seines ästhetischen Glaubensbekenntnisses M. Lohde, der Regenerator der Sgraffitomalerei, und am 5. Juli 1887 ist mit Carl Gottfried Pfannschmidt der letzte Vertreter der neudeutschen Schule zu Grabe getragen worden. Die Nationalgalerie widmet ihm ihre XXVI. Sonderausstellung und gibt Gelegenheit, noch einmal zu constatiren, wie edles Streben bei tüchtigem Können erfolglos bleibt, sobald es dem Bewußtsein des Mitlebenden ein abgestorbenes Ideal aufdrängen will. Man betritt die Räume im oberen Stock der Nationalgalerie mit pietätvoller Vorstimmung, man durchschreitet sie mit dem wachsenden Gefühl der Andacht und man verläßt sie mit einem Seufzer der Erleichterung.

Es ist unmöglich, sich mit all den Darstellungen aus der christlichen Mythe in Gruppen und Posen im Einzelnen zu beschäftigen. Sie sehen einander so ähnlich, die raffaelischen Köpfe zeigen einen so unveränderlichen Familientypus, die Falten der Gewänder fallen in so gleichmäßigen Massen, daß man sich mit diesen den Bedingungen der Wirklichkeit entrückten Schildereien nur generell abfinden kann.

Digitized by Google

Carl Gottfried Pfannschmidt ist der protestantische Vertreter des Nazarenerthums. Er hat das Menschenmögliche versucht, das Reich der Farben für das Lutherthum zu erobern. Es ist ihm gelungen, eine ganze Reihe norddeutscher Andachtsstätten mit seinen Altarbildern und Glasfenstern zu schmücken, populären Erfolg hat er nur da gehabt, wo er mit seinen idealen Abstractionen zugleich von der Farbe abstrahirte und sich auf den Zeichenstift beschränkte. Und doch ist er mit beträchtlichen, durch ernste Schulung verstärkten Mitteln an seine Aufgabe herangegangen. Der Protestantismus ist nun einmal keine Religion, sondern ein exegetisches System, das an die Legende nicht glaubt, sondern sie kritisch beleuchtet und die Handlung symbolisch verflüchtigt. Für die bildenden Künste ist er der denkbar sterilste Boden.

Cornelius hat einmal zu seinem Schüler Lohde gesagt: „Wenn Sie malen, malen Sie um Himmelswillen nicht auf den Pinsel hin! Der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst geworden, er führte von der Natur ab zum Manierismus." So hat denn die ganze Schule keinen einzigen Coloristen, sondern nur Colorirer aufzuweisen, die correcte, mit Farben ausgefüllte Umrißzeichnung ist ihre höchste Errungenschaft.

Pfannschmidt's ganzes Schaffen steht unter der Herrschaft der religiösen Idee und des Stils. Das Thatsächliche eines geschilderten Vorganges hat für ihn nur insofern Bedeutung, als in ihm irgend ein Glaubensartikel symbolisirt, eine göttliche Inspiration versinnlicht wird, Christus stirbt am Kreuz nur gerade soviel, als zur Erlösung nöthig ist, die Löwen in der Löwengrube Daniels sehen genau so furchtbar aus, als die gehörige Inscenesetzung des Wunders verlangt. All seine Personen agiren nicht unter dem Einfluß starken persönlichen Empfindens, sondern nach höheren Gesetzen und Eingebungen. Ja, wenn es irgend möglich ist, agiren sie überhaupt nicht, sondern verharren in stiller Betrachtung oder mäßig verzückter Ekstase. So erzielt denn Pfannschmidt im typischen Einzel-, höchstens im ruhigen Gruppenbild seine schönsten Erfolge. Die Idee lebt sich im affectlosen Kopfe, in der statuarischen Pose, im arrangirten Faltenwurf aus. Die Form der Darstellung steht unter der uneingeschränkten Herrschaft des Stils, der bei Pfannschmidt niemals die unangenehmen Kennzeichen der Manier annimmt, weil er durch ein außerordentlich feines Schönheitsgefühl controlirt wird. Die Unbefangenheit der Naturbeobachtung geht dabei allerdings in die Brüche. Unter den vielen ausgestellten Studien ist kein einziges im Moment erfaßtes, naiv wiedergegebenes Augenblicksbild. In jedem Studienkopf steckt embryonisch der Petrus oder Paulus des intendirten Altar-, Wand- oder Fensterbildes, in jeder Kindergruppe der unvermeidliche Jesus und Johannes. Das ganze Arrangement verlangt schon im Entwurf nach einem Schrein, nach einer Bogenfüllung, nach einem Maaßwerk. Wo eine solche Einfassung nicht durch vorangegangene Bestellung gegeben ist, da schafft sie sich der Künstler, wie in seinen illustrativen Zeichnungscyklen, selbst, um sein ideales Werk von der profanen Wirklichkeit abzugrenzen.

Und trotzdem und alledem ist es nicht zu leugnen: der Besucher der Pfannschmidtausstellung bewegt sich in einer eigenartigen Welt der Schönheit, die allerdings nicht die seine ist. Von den dicht behängten Wänden herab erzählt ihm eine durch und durch harmonische Künstlernatur von dem Alltagsleben weit entrückten Personen und Ereignissen, hinter denen sich ein hohes, unnennbares Etwas birgt. Es überkommt einen wie eine Art Neid einem Manne gegenüber, der im Stande ist, sein Auge von all den Erdenwirren ab einer von den Gesetzen des Guten und Schönen allein beherrschten Phantasiewelt zuzuwenden und an sie als die einzig wirkliche zu glauben.

Man hat die religiöse Malerei vielfach auf den Aussterbeetat gesetzt. Wir glauben den neueren Erscheinungen gegenüber annehmen zu dürfen, daß sie inhaltlich und formell neue Bahnen eingeschlagen hat. Das eigentliche Andachtsbild ist allerdings ein Anachronismus. Aber Fritz v. Uhde hat bewiesen, daß man die Gestalt des am Kreuze gestorbenen socialen Reformators mitten unter die Mühseligen und Beladenen unserer Tage versetzen kann, ohne bei Empfindungsfähigen auf ein ungläubiges Lächeln zu stoßen. Und Munkacsy und Zimmermann haben es mit Erfolg versucht, dem legendarischen Vorgang zu einer in der Erscheinung glaubwürdigen historischen Wirklichkeit zu verhelfen.

Georg Malkowsky.

Opern und Concerte.

„Sulamith" von Rubinstein. — Russische Nationaloper im Victoriatheater.

Die vorletzte musikalische Woche gehörte den Russen. Am 4. Mai kam im letzten Symphonieabende der Königlichen Capelle Rubinstein's „biblisches Bühnenspiel: Sulamith" als Concertoper zur Aufführung; und am siebenten begann die „Russische Nationaloper" ihr Gastspiel im Victoriatheater. Ueber „Sulamith" habe ich in der „Gegenwart" im Jahre 1883 ausführlich berichtet, nach der ersten Vorstellung in Hamburg unter des Componisten Leitung. Meine damals ausgesprochene Ueberzeugung, daß „Sulamith" kein geistliches, aber ein sehr liebenswürdiges Musikwerk, keine Bühnen-, sondern eine Concertoper sei, ward durch diese letzte Aufführung vollkommen bestärkt. Obwohl König Salomo, Sulamith und ihr geliebter Schäfer im Gesellschaftsanzuge sangen, den Rubinstein so sehr haßt, gegen den er sich so energisch erklärte*), so war dennoch der Eindruck ein entschieden günstigerer und nachhaltigerer, als der in Hamburg, wo die biblischen Personen im orientalischen Costüm ihre sehr modernen Gefühle austauschten, und die Handlung sich nicht vom Fleck bewegte.

Die Aufführung war eine ganz vortreffliche; Fräulein Leisinger (Sulamith) entzückte die Hörer durch ihre so reine schöne Stimme, durch den gefühlvollen Vortrag, den Herren Ernst (Schäfer), Schwarz aus Weimar (Salomo) und Krolop (Hauptmann) muß der Componist zu Danke verpflichtet sein, daß sie ihre so schweren Aufgaben (die Tenorpartie bewegt sich immer in den höchsten Lagen) mit so schönem Gelingen durchführten. Chor und Orchester hielten sich wacker unter Herrn Deppe. Das Publikum bewies günstigste Stimmung; „Sulamith" wird nunmehr gewiß auch in anderen Städten zur Aufführung gelangen.

Die „Russische Nationaloper" rechtfertigt ihren Namen nur insofern, als sie russische Opern in der Originalsprache zu Gehör bringt. Von den Mitgliedern der Künstlergesellschaften, die in den Kaiserlichen Theatern von Petersburg und Moskau den officiellen Namen führen, wirken nur einige in den Berliner Vorstellungen; der größere Theil ist aus verschiedenen Provinzbühnen, die im Sommer ihre Pforten schließen, angeworben; das ganze Unternehmen ist auch ein rein privates, von einem in der russischen Kunstwelt nur wenig bekannten Herrn Lubimow in Scene gesetztes. Immerhin bot die erste Aufführung großes Interesse; man bekam endlich Glinka's Oper „Das Leben für den Czaren" zu hören, die 1836 componirt, in Deutschland vielfach genannt, niemals gekannt war. In der Zeit ihres Entstehens studirten die russischen Musiker noch in Deutschland, Glinka in Berlin unter Dehn, dem strenger Classiker und eifrigsten Vertreter des Contrapunktes. Und die Stimmführung der Chöre und die Behandlung des Orchesters im „Leben ꝛc." läßt überall die vorzügliche Schule erkennen. Aber Glinka war nicht etwa nur ein trockener schulgerechter Musiker, sondern auch ein bedeutendes erfinderisches Talent; ein reizendes Orchesterstück „Kamerinskaja" hat in fast allen deutschen Orchesterconcerten das Bürgerrecht erworben und „Das Leben für den Czar" enthält viele interessante und einige sehr schöne Nummern. Allerdings gehört die Musik der höheren lyrischen Gattung an, nicht der dramatischen; der Text bietet auch keine andere Grundlage. Er spielt 1613. Die Polen haben einen Czaren Wladislaw auf den russischen Thron gesetzt, die Russen wollen einen nationalen Herrscher; der Bauer Susannin wirbt für seinen Gutsherrn Romanow, der Bräutigam seiner Tochter schlägt die Polen; diese überfallen Susannin, von dem sie wissen, daß er Romanow's Aufenthalt kennt. Er verspricht, sie nach dem Kloster zu führen, wo der künftige Czar sich bis zur Krönung verborgen hält, wählt aber weite Umwege und sendet inzwischen seinen Pflegesohn, einen Waisenknaben, um den Czar zu warnen; er wird von den Polen getödtet, aber sein Herr ist gerettet, und zieht in Moskau ein. Dies die Hauptgrundlage der Handlung, in welcher die Liebe der Tochter des braven Susannin und ihres Bräutigams nur als patriarchalische Beigabe erscheint; daß diese Handlung den heutigen Anforderungen an eine fünfactige Oper, die vierthalb Stunden ($7-10^1/_2$) dauert, nicht genügt, bedarf keiner Beweisführung. Und daß die Musik dennoch so viel Antheil fand, zeugt für ihren inneren Werth. Unter den Mitwirkenden gefielen die Sopranistin Fräul. Vera Offrosimova, die Altistin Frau Meriowkina und der Tenorist Sokolow sehr gut. Die erste Vorstellung war überfüllt (das Theater faßt an 4000 Menschen); und wenn auch in den anderen der Besuch sich bedeutend geringer zeigte, so war er doch immer zahlreich genug, um bei der so trüben Stimmung der Gemüther, und in der vorgerückten Jahreszeit regen Antheil des Publikums zu bewähren.

Heinrich Ehrlich.

*) In einem offenen Briefe verlangte er vor einigen Jahren, daß selbst die älteren Oratorien auf einer „geistlichen Bühne" im Costüm gegeben würden; die Aufführung in „weißer Cravatte" und „mitunter excentrischen Damentoiletten" hätten ihn immer zum „entschiedenen Proteste" gestimmt.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Franz Liszt.

Erinnerungen einer Landsmännin

von

Janka Wohl.

Deutsche Originalausgabe.

8°. **Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.**

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.

In unserem Verlage erschien:

Maiglöckel.

Gedichte in schlesischer Mundart

von

Max Heinzel.

Preis geh. *M* 1.60, f. gebd. *M* 2.40.

Ferner erschien von demselben:

In Sturm und Wetter.

Dichtungen (hochdeutsch)

von

Max Heinzel.

Preis geh. *M* 1.60, f. gebd. *M* 2.40.

Breslau, Verlag von Jos. Max & Comp.

Handelsschule zu Berlin.

Fischerbrücke 25.

Dr. Lange, Direktor.

Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

Soeben erschien:

Ein Frauenloos.

Roman

von

Julius Grosse.

16 Bogen 8. eleg. broch. *M* 3.—

Dieser neueste Roman des beliebten und gerngelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Grundzüge

der

mathematisch-physikalischen Theorie

der Musik

von

Theodor Wittstein,

Dr. phil. und Professor.

gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 1/1 1/2 1/3 1/4 =Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — *M* 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Verlag von Franz Vahlen in Berlin.

Soeben ist erschienen:

Brandenburg-Preußens

Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung.

Dargestellt

im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten

von

Dr. Adolf Stölzel,

Präsidenten der Justizprüfungscommission, vortragendem Rathe im Justizministerium, ordentlichem Honorarprofessor an der Universität zu Berlin.

2 Bände. 80 Bogen. gr. 8. Geh. 22 M., geb. 26 M.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M.* — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 *M.* — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M.* — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M.* — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M.* — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M.* — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 *M.* — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M.* — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M.* — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal. 25 Bde., neu, 20 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 26. Mai 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Basis der Nationalitätsidee. Von V. R. — Die Fortschritte in der Elektrotechnik während des Jahres 1887. Von Franz Bendt. — **Literatur und Kunst:** Zur Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit. Von Eduard von Hartmann. — Was ist Kunstkritik? Von Paul Johannes Rée. (Schluß.) — Vom Burgtheater und Volkstheater. Von K. Wiener. — **Feuilleton:** Der Onkel Minister. Von Antonio Caccianiga. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte. — Notizen. — Inserate.

Die Basis der Nationalitätsidee.

Jüngst hat uns Karl Schurz, der berühmte Führer der Deutschen von Nord-Amerika einen Besuch abgestattet. Die auserlesene Gesellschaft, die sich in Berlin zu einem Festessen um ihn versammelt hatte, begrüßte ihn als den „Vertreter des Staatsideals, welches er aus dem Heimathlande in das liebgewordene Adoptivland übertragen." Karl Schurz aber sagte in seiner Dankesrede: „Wir Deutschgeborenen in Nord-Amerika sind dem großartigen Gemeinwesen, welchem wir angehören in Liebe und Treue ergeben; aber die Liebe zu der jungen Braut hat keineswegs die Liebe zu der alten Mutter beeinträchtigt. . . . . Ich knüpfe daran den Wunsch, daß es mir vergönnt sein möge, Sie drüben auf der anderen Seite des Oceans einmal als Gäste zu begrüßen. Ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß nicht allein die Deutsch-Amerikaner, sondern auch der Eingeborne der mächtigen und im höchsten Sinne patriotischen und hochherzigen Nation Ihnen ein herzliches Willkommen entgegenbringen wird."

Wenn der berühmte Staatsmann von der „Liebe zur alten Mutter" spricht, so heißt das für uns: er hat in seinem Herzen sich „Deutsches Nationalgefühl" erhalten; nennt er aber gleich darauf seine „im höchsten Sinne patriotische Nation", so hat ihm dieses ehrende Beiwort doch sicher eine Empfindung eingegeben, welche wir nach unserer Anschauung als „amerikanisches Nationalgefühl" bezeichnen müssen. Wie nun? Ein Mann, und in diesem Falle ein Mann, dessen hervorragende Tüchtigkeit außer allem Zweifel steht, hätte zweierlei Nationalgefühl? Ist nicht Nationalgefühl etwas Ausschließendes schon seiner Natur nach, etwas in dem Grade Ausschließendes, daß sich der Chauvinismus an der Seine und an der Weichsel, an der Tiber und an der Spree und nicht zum wenigsten an der Donau und ihren Nebenflüssen seiner bemächtigt hat, um damit die Welt in Feindschaft und Fehde zu stürzen? Und hier liegen zwei „Nationalitäten" friedlich vereint in einer Brust, beide stark ausgeprägt; denn Karl Schurz ist kein Mann der Phrase und fühlt ehrlich, was er ausspricht.

Die Erklärung dieses scheinbaren Widerstreites läßt sich finden, wenn man auf den Ursprung des Nationalitätsgedankens zurückgeht. Angesichts der erregten Nationalitätsdebatten in England, Oesterreich und nicht zum wenigsten allenthalben in Deutschland, dürfte kaum eine Untersuchung zeitgemäßer erscheinen, als diese, und es ist lohnend, sie anzustellen, auch auf die Gefahr hin, liebgewordene Gefühlsanschauungen selbst da zu verletzen, wo man mit Gründen überzeugen kann.

In früheren Geschichtsperioden waren oft mehrere Jahrhunderte dazu nöthig, um eine einzige Idee auszureifen. Bezüglich ihrer hat der spanische Schönredner und Volksmann Emilio Castelar recht, wenn er sagt: „Bei einem Ueberblick über die Weltgeschichte muß uns Eines Wunder nehmen: die geringe Zahl von Ideen gegenüber dem reichen Mosaik der Thatsachen. An einer einzigen Idee zehrt ein ganzes Jahrhundert." Aber auf die raschlebige Zeit, welche binnen fünf Jahrzehnten Elektricität und Dampfkraft zu bewältigen verstand, paßt dieser Ausspruch nicht mehr. Das 19. Jahrhundert hat allein zum mindesten vier große Gedanken gezeitigt. Die Abklärung eines verschwommenen Skepticismus zu wohlbegründeter Weltanschauung auf religiösem Gebiete, die Beseitigung der socialen Schranken zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen und eine wenigstens gerechtere Vertheilung des Lebensgenusses in der civilisirten Welt, die Heranziehung der weitesten Kreise zur Selbstentscheidung ihres Schicksals auf dem Gebiete der Politik und auf allen Gebieten eine annähernd unbeschränkte Entwickelung der Individualität. Unter die letztgenannte Culturidee fällt, so widersprechend dies klingen mag, der Begriff der „Nationalität", soweit derselbe nämlich die Entwickelung des Einzelnen durch das Medium einer Gesammt-Individualität zu erreichen strebt.

Bei Feststellung des Begriffes „Nationalität", d. i. Zugehörigkeit zu einer Nation bietet sich zunächst eine Schwierigkeit, die man eine nationale nennen könnte. Die deutsche Buchdefinition des Wortes „Nation" bezeichnet dieselbe nämlich als „einen nach Abstammung, Geburt, Sitte und Sprache zusammengehörenden Theil der Menschheit." Das ist aber durchaus nicht identisch mit dem englischen „nation" und dem französischen „nation"; beides bedeutet nämlich die Gesammtheit der Angehörigen eines unter einer Regierung stehenden Staates, also etwa, was wir Deutschen ein Volk nennen. Umgekehrt bezeichnen „people" und „peuple", was der deutsche Sprachgebrauch unter Nation versteht, also den Cultur- im Gegensatz zum Staatsbegriffe, wie sie Bluntschli fixirt hat.

Sehen wir zunächst, was es mit der Abstammung der modernen Culturnationen für eine Bewandtniß hat. Die ersten Ansätze zur Bildung von Nationalitäten lassen sich, wenn auch in unbestimmten Zügen, an der Grenze des Alterthums antreffen. Am Ausgange der historisch wenig aufgeklärten Periode der Völkerwanderung treten sie gleichsam mit unter den Resultaten auf, welche diese großartige Bewegung gezeitigt hat. Da hatte denn das „italienische" Volk, das übrigens bis heutigen Tages noch keine eigentliche gemeinsame Sprache besitzt — die Literarsprache ist nicht die Sprache des Volkes, und für dialektische Zerrissenheit weit über die bei uns landläufigen Begriffe

Digitized by Google

hinaus spricht wohl nichts deutlicher, als daß Torquato Tasso übersetzt worden ist, und zwar von Balestieri in's Mailändische, in's Venetianische von Mondini, in's Bolognesische von Negri, in's Neapolitanische von Fasano, in's Calabresische von Cossentino, in's Bergamaskische von Assenica und noch öfter — da hatte das italienische Volk die Grundlagen seiner späteren Gestaltung durch Auffaugung des stark individualistischen Stammes der Longobarden erhalten. Die stolzen Spanier müssen sich die Aufnahme der Westgothen und Sueven, späterhin die starke Vermischung mit Mauren und Juden nachweisen lassen. Es treten aber um das Jahr 400 n. Chr. zum ersten Male die modernen Unterscheidungen in die sog. romanische, die vermeintliche germanische und die slavische Nationalität auf. Die folgende Periode trifft die romanischen Völker bereits als fertige Mischlingsvölker an. Auf Italien behielt indessen das „Römische Kaiserthum deutscher Nation" seinen tiefgehenden Einfluß, und in Frankreich spielte die Vermischung wenigstens in den Grenzländern lustig fort.

Auf England wirkte die angelsächsische Eroberung kaum mehr, als die späteren Zuzüge der Normannen und Franzosen. Indessen damit war seine nationale Größe, die lediglich auf dem Handel beruht, noch lange nicht constituirt. „Schon im 12. Jahrhundert," sagt Friedrich List, „führten politische Verhältnisse flandrische Wollenweber nach England; später kamen vertriebene Italiener nach London, um Geld- und Wechselgeschäfte einzurichten. Aus Flandern und Brabant wanderten zu verschiedenen Zeiten ganze Massen von Manufacturisten ein. Aus Spanien und Portugal kamen verfolgte Juden, aus den Hansestädten und aus dem sinkenden Venedig Kaufleute mit ihren Schiffen, Handelskenntnissen, Capitalien und mit ihrem Unternehmungsgeiste. Noch bedeutender wurde die Einwanderung von Capitalien und Manufacturisten in Folge der Reformation und der religiösen Bewegungen in Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Deutschland, Italien und Holland." Rechnet man hierzu den neuen Anstoß zur Einwanderung, den die nach der Revolution auf dem Continent sich ausbreitende Reaction nothwendig geben mußte, so beweist nach alledem der stark ausgeprägte englische Nationalcharakter, mit seiner Nationalsprache und Nationalliteratur nichts, — als welch immensen Einfluß Fictionen auf die menschliche Entwicklung auszuüben vermögen!

Was Deutschland betrifft, so hatten schon während und bald nach der Völkerwanderung bekanntlich slavische Elemente fast die Hälfte des deutschen Gebietes inne. Erst unter Heinrich dem Finkler begann die rückläufige Bewegung, und es muß zugestanden werden, daß unsere östlichen Provinzen noch heutigen Tages von kaum mehr als germanischem Halbblute besetzt sind. Es sei hier an eine Aeußerung der „Nordd. Allgem. Ztg." erinnert, welche an leitender Stelle sagt: „Schärfer noch wie heute standen sich die Gegensätze Deutschthum und Slaventhum in offenem leidenschaftlichem Kampfe gegenüber; aber die alles überbrückende Zeit führte zu einer Verschmelzung beider Stämme, woraus der Kern des preußischen Volkes, der Kern, in dem das specifische Preußenthum wurzelt, aus dem es seine letzte Nahrung zieht, hervorgegangen ist." Und dann: ob das heutige Berlin den französischen Refugies gar so wenig verdankt.

Daß aber die eigentlichen Russen fast ebensoviel mongolisches, als arisch-slavisches Blut in sich fassen, ist bekannt; von der Composition des russischen Reiches aus einer Unzahl fremder Völkerschaften gar nicht zu reden.

So ist denn bei keiner der hervorragenderen europäischen Nationen das reale Element einheitlicher Abstammung vorhanden. Wenn sich dieselben deshalb heute, pochend auf ihren „Nationalstolz", gegen jede Beimischung oder Verschmelzung mit fremden Elementen sträuben wollen, ja sogar die Naturalisation solcher unmöglich zu machen suchen und mit einer gewissen schlechtangebrachten Verachtung auf die plebs undique conflata Nord-Amerikas blicken, so möge ihnen doch zum Trost für das schließlich nicht ausbleibende Mißlingen dieses Strebens das Wort Dahlmann's in Erinnerung treten: „Unser Glaube an den geistigen Vorzug der reinen ungemischten Bevölkerung erscheint als ein werthloser Aberglaube. Schon Attila und Rom widerlegen ihn."

Und in der That, könnte das Axiom von der Unübertrefflichkeit unvermischter Eigenart besser ad absurdum geführt werden, als durch die auf Waffenkunst begründete und durch Staatskunst befestigte Herrschaft des kleinen Römervolkes? Konnte die Nothwendigkeit einer politischen Einigung aller gleichartigen Stämme behufs größerer cultureller Leistungsfähigkeit treffender verworfen werden, als durch die unvergleichlichen Leistungen des Griechenvolkes? Und endlich, soll wirklich die Nationalität als ein entscheidender Factor für die Ausbreitung der Cultur gehalten werden gegenüber den Leistungen des Alexandrinischen Weltreiches?

Gerade nicht das nationale, sondern das internationale Band erwies sich als der maßgebende Factor räumlich steigender Culturentwickelung; beruht doch die ganze moderne Civilisation nicht auf den Einzelerrungenschaften der großen Culturvölker, sondern auf ihrer innerlichen Verknüpfung durch das Weltreich des großen Alexanders und ihrer Verpflanzung auf das Völkermaterial des Mittelalters durch das Imperium Romanum. Wenn aber vollends die neue Cultur auf dem Christenthum beruht, welches so gerne eine jede Nation in ganz besonderer Beziehung für sich in Anspruch nimmt, so möge man doch bedenken, daß gerade das Christenthum von Grund aus weltbürgerlich ist.

Ja, und doch pocht der Neugrieche auf seine Vorfahren, die alten Helenen, obgleich weder durch Abstammung, noch nach Charakter ein mehr als loser Zusammenhang mit ihnen sich nachweisen läßt. Dem Tschechen geht das ehemalige große Böhmenreich nicht aus dem Kopfe, wogegen er sich aber gar nicht mehr entsinnen kann, daß dasselbe mit sehr geringen Unterbrechungen nur ein deutscher Vasallenstaat war. Der Ungar greift fast 1000 Jahre in seiner Geschichte zurück, um für seine Ideen vom „ungarischen Globus" Anerkennung zu finden. Der Bulgare ist stolz darauf, daß Völker gleichen Namens einst das oströmische Reich bedrängen halfen.

Also, um auf die oben erwähnte Buch-Definition zurückzukommen, mit der Abstammung ist es nichts. Zweitens: durch Geburt zusammengehörig. Wem fiele hier nicht Beaumarchais' Wort ein: „Quest ce qu'un noble? Un homme qui s'est donné la peine de naître."

Ferner: durch Sitte zusammengehörig. Nun mag es aber doch wenig „Sitten" geben, welche Großstädtern und Bauern derselben Nation und zwar nur dieser betreffenden Nation gemeinsam sind.

Endlich: durch Sprache zusammengehörig. Dies dürfte doch aber nur auf die Sprache der Literatur Bezug haben, nicht auf die Sprache des Volkes. Hier sei an das Beispiel des Italienischen erinnert und weiterhin daran, daß wohl eher ein Plattdeutscher mit einem Holländer oder Vlämen, als mit einem Schwaben der Sprache nach zu einer Nation dürfte gerechnet werden.

So zeigt sich die Unzulänglichkeit dieser Definition an allen Ecken und Enden. Ueberall findet man ihre Principien durchbrochen. So gibt es z. B. ein Land, auf dessen politischer Bühne ziemlich gleichzeitig ein Hausner als Führer der Polen, ein Rieger und Brauner als Tschechen-Apostel, ein Fiskra und Chlumetzky als Deutschliberale erscheinen. Wir haben da in Böhmen heute Fürsten von „Svarcemberg", wir haben in Ungarn „Kapossy's" (Kohns). Es bleibt aber bei Lichte betrachtet von der ganzen Definition nichts als eine Art Lichtenberg'schen Messers, eines Messers ohne Klinge, dem das Heft fehlt. Und doch ist diese Definition als die richtige anerkannt!

Es ist seltsam: das 19. Jahrhundert, welches die angemaßten Privilegien einzelner Klassen desselben Volkes weggefegt hat wie Spreu vor dem Winde, hat die Anmaßungen der Völker selbst nicht nur bestehen lassen, sondern sogar in außerordentlicher Weise genährt.

Wo findet nach alledem aber die Nationalitätsidee ihre reale Basis oder doch wenigstens ihre factische historische Genesis, in Wirkung derer sie kraftvoll in die Erscheinung trat?

Die höchste Entwickelung der Individualität ist und

Digitized by Google

bleibt der Endzweck aller menschlichen Cultur. Bei Völkern niederer Culturstufe aber ist der Einzelne nicht im Stande, seine Individualität erfolgreich geltend zu machen. Er lehnt sich zunächst an die Familie, sodann an den Stamm, weiterhin manchmal an eine rein ideelle Gemeinschaft (wie die Religion), wo aber diese nicht ausreicht, an eine directe Interessengemeinschaft, die eine gemeinsame Sprache ausbildet und gleichzeitig als Grund des Schutzbedürfnisses sich durch Herrschaft über die Stärkeren zur politischen, zur staatlichen Gemeinschaft in der untersten Form gestaltet. Derlei Gemeinschaften nun schließen sich gegeneinander ab und bekämpfen sich. Der Sieger unterjocht den Besiegten, degradirt ihn — siehe das Kastenwesen — oder vermischt sich mit ihm. Der untergebene Stamm verschwindet, aber der Obsiegende ist unvermerkt ein ganz neuer geworden.

So bilden sich sowohl politische, wie nationale Collectiv-Individualitäten: hier Staaten, Reiche, dort Völker, Nationalitäten. Während aber Anfang und Ende der ersteren historisch erforscht und bis auf den Tag ihrer Geburt angegeben werden können, sind die letzteren in ihren einzelnen Entwickelungsstadien niemals klar, meist gar nicht zu verfolgen. Denn das Schicksal politischer Gemeinheiten beruht auf Thatsachen, der Lebenslauf nationaler Collective auf Fictionen. Still und unvermerkt entwickelt sich die Nationalität lange Zeit: plötzlich steht sie fertig da, fertig und überhaupt existent nämlich erst in dem Augenblick, in welchem sie der Gesammtheit, wie den einzelnen ihrer Angehörigen als etwas Besonderes, von anderen Gemeinwesen Verschiedenes zum Bewußtsein gekommen ist. Dieses Bewußtsein aber ist, wie jeder Act des Gefühlslebens, nicht völlig real, sondern mehr oder minder eingebildet, fingirt. Darin liegt der Urgrund der Stärke, aber auch jener der Schwäche aller Nationalitätsideen.

Dem Alterthum war eine Nationalität in unserem Sinne völlig fremd. Das Mittelalter kannte sie ebensowenig. Die starken internationalen Religionskräfte auf der einen, das alleinherrschende Legitimitätsprincip auf den anderen Seiten mußten ihre Entwickelung geradezu ausschließen. Erst die große Revolution gab den Anstoß zur Schöpfung der Nationalitätsidee, indem sie mittelst Durchbrechung jener beiden Grundsätze ihr den Boden schuf. Es war der Revolution größter Sohn, Napoleon I., der als ihr eigentlicher Schöpfer bezeichnet werden kann. Er nannte sie zuerst laut und deutlich beim Namen, er zog sie zuerst aus dem Bereich der Ideen in die praktische Wirklichkeit herab, er machte sie zuerst zum politischen Axiom und er und immer wieder er hat das politische System, das er auf ihrer Grundlage zu begründen verstand, am weitesten ausgebreitet.

Und wie empfindlich für die Anhänger der althergebrachten ideellen Nationalitätstheorieen, daß dieser Napoleon, der zuerst die Nationalität der Franzosen entdeckte, gar kein Franzose, sondern ein Corse war! Welch eine Ironie der Weltgeschichte aber, wenn man gar die Geschichte der corsischen „Nationalität" verfolgen wollte! Corsikas Ureinwohner waren Iberer. Diese vermischten sich bald mit Phöniciern, dann mit Karthagern; 700 Jahre war darauf Corsika römisch; ein ferneres Jahrhundert hielt es der germanische Stamm der Vandalen besetzt; es folgten sodann Griechen, Gothen, Franken und Sarazenen. Erst 1077 kam es unter italische Herrschaft, zunächst des Papstes, dann Pisas, endlich Genuas. Von diesem erwarb erst 1768, also kaum ein Jahr vor der Geburt des mächtigsten aller Franzosen (sic!), Napoleons, Frankreich die Herrschaft über die Insel.

Der Corse Carlo Buonaparte hatte von der schönen Maria Lätitia Ramolino acht Kinder. Diese Patrizierfamilie machte eine glänzende, märchenhafte Carriere. Aber ihre Familiengeschichte ist deshalb auch der greifbare Ausdruck für den revolutionären Charakter der ganzen Napoleonischen Epoche. Daß aber eben diese Epoche die Nationalitätsidee im heutigen Sinne geschaffen hat, das mögen sich doch ja diejenigen merken, die da meinen, direct nach dem reinen Menschenthum streben zu sollen, und die die Nationalität und ihre Betonung in neuester Zeit als einen culturfeindlichen Rückschritt bezeichnen wollen. Die Nationalitätsidee involvirt keinen Rückschritt. Sie ist eine echte Tochter der Revolution, und sie ist als bewußtes, bewegliches, freieres und bildungsfähigeres Element an die Stelle des starren Legitimitätsprincips getreten, das mit seiner eisernen Kralle die Welt darnieder hielt.

Hier ist der Punkt, an welchem einerseits die culturelle Bedeutung, andererseits der historisch-politische Einfluß des Nationalitätswesens zu Tage tritt. Was zunächst den letzteren betrifft, so bediente sein Schöpfer Napoleon sich seiner einfach als einer selbstgeschaffenen neuen Rechtsbasis, die ihm die Stelle der mangelnden Legitimität ersetzte. Er sprach von dem Selbstbestimmungsrecht des Volkes; indem er diesem aber durch seine Thronbesteigung jählings ein Ende bereitete, setzte er an Stelle desselben kühn die Fiction der Nationalität, die sich dem zum Franzosenkaiser gewordenen Corsen freilich wie von selbst aufdrängte. Der Glanz seiner Waffen mußte das französische „Nationalgefühl" werden, der „Nationalstolz", das Gefühl für „Nationalehre".

Aber Napoleon wurde die Geister nicht los, die er gerufen hatte. Der Nationalitätendruck Frankreichs erzeugte Gegendruck; zunächst in England; rasch wurde sich auch das urlegitime preußische Königthum klar darüber, welch ein gewichtiger neuer politischer Factor in dem Nationalitätswesen geboten war. Es war Ein- und Nachwirkung Napoleonischer Thätigkeit, daß Schiller's Tell, Fichte's Reden, Jahn's Turnerei in die Erscheinung traten. Der Schöpfer des Nationalitätsgedankens mußte aber dieser Kraft, die er geschaffen, schmählich erliegen.

Gegen das neue Princip trat die Reaction ein. Naturgemäß ging sie von Oesterreich aus, dessen Bestand an bunten Ländern gefährdet war, wenn die Nationalitätsfackel hineingeschleudert und angefacht wurde. Darum bekämpfte Metternich die „Nationalitäten" überall, in Polen, in Italien, in Deutschland; freilich vergebens. Denn seine Reaction rief wiederum Gegendruck hervor und das Resultat war die Revolution von 1848.

Und wieder bemächtigte sich ein Ehrgeiziger des Gedankens. Das „Nationalitätsprincip" spielt bekanntlich in den „Idées Napoleoniennes" eine große Rolle. Wenn es aber einer meisterhaft verstand, seine Ideen in der Praxis gründlich ad absurdum zu führen, so war es Napoleon le Petit, wie ihn Victor Hugo wohl mit Unrecht nannte. Denn er nahm keinen Anstand in Mexiko ein französisches Reich mit österreichischer Spitze zu versuchen, sich der selbstproklamirten Einigung Italiens mit allen Kräften zu widersetzen und an Preußen die „Nationalisirung" Deutschlands um den Preis zu bieten, daß die deutschen Rheinlande an Frankreich abgetreten würden. Wie sein großer Onkel erlag auch er dem Ausreifen der Nationalitätsidee in Deutschland.

Aber unter ihm und durch ihn vollzog sich noch eine Erweiterung der Nationalitätsidee. Er erweiterte nämlich die Fiction der Species zu der des Genus; er sprach von „verwandten Nationen", deren Vormacht Frankreich werden sollte. Dieser Pan-Romanismus, war fast ebenso lächerlich als der heutige Pan-Slavismus, dessen Förderung sich nunmehr Rußland zur Aufgabe gestellt zu haben scheint. Als vor wenigen Jahren der panslavistische Agitator Aksakow starb, war in allen Blättern zu lesen, daß an dessen Familie Namens der „sechs verbündeten" Slavenvölker in Wien, Tschechen, Polen, Kroaten, Slovenen, Serben und — vermuthlich — Slovaken eine Beileidsadresse gerichtet wurde, dieselbe aber in französischer Sprache abgefaßt werden mußte, um sowohl den condolirenden „Verbündeten", als der betroffenen Familie verständlich zu bleiben. Ists doch auch die unbefangendste Heiterkeit hervorzurufen geeignet, daß bei allen bisherigen panslavistischen Congressen eine Verständigung nur in französischer oder — deutscher Sprache zu erzielen war. Wir fragen billig: wo bleibt hier die „Nationalität"? Wo sind ihre Grenzen, wo ihr Anfang und Ende? Wahrlich, diese Fragen zu beantworten wäre ein nicht minder dankbares Problem, als die ähnliche seiner Zeit von attischen Sophisten vielfach be-

Digitized by Google

handelte Frage, mit welchem Haar denn eigentlich ein Mensch anfange, ein Kahlkopf zu sein.

Nach alledem kommen wir also zu dem Resultate: daß die „Nationalität" nur als historisch-politischer Factor real ist, im Uebrigen aber eine Fiction, nicht weniger eine Fiction, wie es z. B. der Adel ist.

Aber deshalb sind wir weit entfernt davon, die Bedeutung dieser Idee zu unterschätzen. Sie ist kaum wesentlich geringer, als es seiner Zeit die der Religion war, später die der reinen Staatsidee und als es binnen Kurzem die der Socialreform sein wird. Sie hat bereits eine bedeutende Rolle gespielt, als Gegengewicht gegen die Reaction Metternich's; sie wirkt augenblicklich, was viele nicht sehen wollen, weiter zur Demokratisirung des Volkes und sie ist sicher noch eine große Rolle in der culturellen Entwickelung zu spielen berufen.

Wer wollte auch leugnen, daß die kleinen Slavenvölker während der letzten Jahrzehnte gerade dank dem Nationalitätsgedanken, der freilich nicht nur bei ihnen, — man sehe auf Frankreich — oft zum „Nationalitätsschwindel", zum Chauvinismus ausartet — außerordentliche Fortschritte gemacht haben! Der Nationalitätsgedanke, so lange er nicht in der Praxis als politisches Axiom auftritt, ist ein idaler Gedanke und scheint heute vor Allem geeignet den Blick des Einzelnen von seinen Kirchthurmsinteressen ins Weitere zu lenken.

Keine der Fictionen, welche auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes bisher Einfluß geübt haben, vermochte sich zu einer dauernden zu gestatten. Die Nationalitätsidee ist heute der entscheidende politische Factor, so wie es in den Kämpfen des Mittelalters die Religion gewesen ist. Naturgemäß ergibt sich daraus die Aufgabe für jedes Volk, sie bei sich daheim zu pflegen und erstarken zu lassen, damit sie eine Waffe sei, die den gleichen der Feinde siegreich begegnen könne.

Mainz, Mai 1888. V. R.

Die Fortschritte in der Elektrotechnik während des Jahres 1887.

Von Franz Bendt.

Dieser Aufsatz wurde nicht geschrieben, um ein gewöhnliches Jahresreferat zu bieten, wie wohl der Titel vermuthen läßt, sondern deshalb, weil die Menge der Erfindungen — seien es nun neue Maschinen, neue technische Methoden oder principielle Fortschritte — im genannten Jahre eine besonders große ist; so daß allein in wirthschaftlicher Hinsicht auch für den technisch nicht unterrichteten Leser eine Darstellung von Interesse sein dürfte.

Man wird sich erinnern, daß gegen Schluß des Jahres 1886 die Zeitungen Berichte über die Versuche des Ingenieurs van Rysselberghe brachten. Es war demselben gelungen, jede Grenze für die Uebertragung der Sprache durch das Telephon zu überwinden. So hatten auf der Linie New-York-Chicago, also auf einer Strecke von 1625 km, sich selbst Laien gut verständigen können, ja die Klangfarbe war so genau wiedergegeben, daß Bekannte sich an der Stimme erkannten. Seitdem sind in Europa und besonders im deutschen Reichspostgebiete auch weit entfernte Orte nach dem System Rysselberghe mit einander verbunden worden, und das Telephon wurde ein gleichstarker Concurrent des Telegraphen. Bei Apparaten, wie den genannten, welche dem praktischen Leben gewidmet sind, spricht der Kostenpunkt beträchtlich mit, ja ist wohl an erster Stelle zu berücksichtigen. Je länger daher die Linien wurden, um so dringender wurde das Gebot bei einem Maximum der Belastung mit einem Minimum von Leitungen auszukommen. Im telegraphischen Verkehr ist diese Aufgabe längst gelöst und es gelingt auf einem Drahte mehrere Telegramme gleichzeitig zu befördern (Mehrfachtelegraphie). Dasselbe wurde nun für den Telephonverkehr beansprucht. Es ist denn auch den Constructeuren gelungen, Schaltungen herzustellen, mit deren Hülfe es möglich ist gleichzeitig „mehrfach" zu sprechen, und wenn es verlangt wird, während dessen zu depeschiren. Solche Einrichtungen sind von Laugdon-Davies und Edison in mehreren Patenten unter den Namen „Phonopore", „Elektrophon" und „Phonoplex" beschrieben worden. Im Verkehr der Weltstädte hat das Telephon allmählich eine so große Verbreitung gefunden, daß es bald unmöglich sein wird, die Zahl der Luftlinien noch zu vermehren. Die Leitungen werden daher in die Erde verlegt werden müssen, wo sich bereits eine große Menge für die Zwecke der Telegraphie und der elektrischen Beleuchtung befinden, welche sich vielfach kreuzen oder mit einander parallel laufen. Man hat nun bemerkt, daß die Ströme, welche in den Kabeln fließen, sich gegenseitig stören und man besorgt, bei zunehmender Verdichtung des Kabelnetzes möchte diese Fehlerquelle sehr groß werden. Gemäß dem Spruche, „der Vorsichtige baut vor", welchen der Elektrotechniker besonders zu beherzigen hat, sind daher Seitens der technischen und physikalischen Vereinen Commissionen gebildet worden, welche zu untersuchen haben, wie genannte Schwierigkeiten zu überwinden sind. Diese Untersuchungen sind auch deshalb wichtig und dringlich, weil für die nächste Zeit ein Aufschwung in der elektrischen Beleuchtungsbranche zu erwarten ist, wodurch wiederum die Zahl der Kabel sich vermehren muß. Bisher wurde zur Beleuchtung großer Plätze, der Straßen und der öffentlichen Gebäude die Bogenlampe verwendet, für geschlossene, im besonderen für Privaträume, die Glühlichtlampe. Letztere wurden in „Parallelspaltung" und in einer Lichtstärke von ca. 10—40 Normalkerzen in Anwendung gebracht. Es ist nun kürzlich der Firma Siemens & Halske gelungen, Lampen für „Hintereinanderschaltung" zu construiren in einer Stärke von 50—100 Normalkerzen, welche an Stelle der theueren und der täglichen Regulirung bedürftigen Bogenlampen treten werden, wodurch der Preis des elektrischen Lichtes sich stark ermäßigen dürfte. — Unter den vielen Vorrichtungen, welche die Elektrotechnik geschaffen hat, sind es die Accumulatoren — bekanntlich Apparate, in denen die elektrische Energie aufgespeichert und bewahrt werden kann —, in welche die Techniker ihre größte Hoffnung setzen; besonders nachdem es möglich geworden war, durch die Dynamomaschinen Ströme von beliebiger Stärke zu entwickeln. Sie sind berufen, in alle Gebiete der Technik einzugreifen! Schon vor einigen Jahren versuchte Reckenzaun, und zwar mit Erfolg, Wagen mit Accumulatoren zu betreiben; jetzt, nachdem die Versuche von Huber in Hamburg publicirt worden sind, kann die Frage, ob es möglich ist, mit Nutzen elektrische Bahnen mit Accumulatorenbetrieb zu verwenden, wohl als gelöst betrachtet werden. Die Zeit der Pferdebahnen würde also vorüber sein, wenn die Elektrotechniker nicht immer von Neuem mit allerhand Vorurtheilen zu kämpfen hätten.

Ihren höchsten Triumph haben die genannten Apparate in dem neuesten Zweige der Elektrotechnik gefeiert, in dem von Ehilu Thompson, v. Bernados und Olscewski unter dem Namen „Elektrophaest" beschriebenen elektrischen Schmelz- und Löthverfahren. Seit Jahrtausenden verstehen es die Völker, die Metalle mit Hülfe des Feuers zu bearbeiten und diese Methode hat im Laufe der Zeit alle Phasen durchlaufen, die nur möglich sind. Durch die Verwendung des elektrischen Stromes für genannten Zweck, öffnet sich diesem wichtigen Theile der Technik ein neuer Cirkel. Der Werth der Erfindung ist allüberall sofort erkannt worden. Baron Rothschild kaufte die Patente für Frankreich an und dasselbe geschah für Deutschland von der Dresdener Bank. In Berlin werden übrigens Demonstrationswerkstätten eröffnet werden, um das neue Verfahren den Industriellen vorzuführen.

Wir wollen nun eine kurze Schilderung der Methode des Herrn v. Bernados aus Petersburg geben, über welche die ausführlichsten Referate vorliegen.

Soll ein invalider Dampfkessel oder ein anderer Maschinentheil elektrisch verlöthet werden, so ist es zunächst nöthig, einen Strom von der eben für diesen Zweck verlangten Stärke und Spannung zu erzielen, damit der elektrische Lichtbogen die ent-

Digitized by Google

sprechende Temperatur, Länge und Querschnitt habe. Diesen erhielt v. Bernados, nach vielen Versuchen, durch eine neuconstruirte Accumulatorenbatterie von sehr großer Oberfläche, welche durch eine Ueberschlußmaschine geladen wurde. Die Batterie, die aus vielen Zellen besteht, gestattet eine beliebige Schaltung, so daß der Strom nach Gebrauch regulirt werden kann. Der negative Pol der Batterie wurde nun mit dem Werkstücke verbunden, so daß das ganze Werkstück selbst die negative Elektrode bildet! Der positive Pol steht durch einen Kabel mit einem Kohlenstifte in Verbindung. Berührt man mit dem Kohlenstifte die defecte Stelle des Metallstückes und entfernt dann die Kohle um einige Millimeter, so bildet sich der bekannte Lichtbogen, gegen dessen Glanz eine schwarze Glastafel schützt. Wo der Lichtbogen das Metall berührt, schmilzt dasselbe wie Wachs! Die großen Vortheile, welche die elektrische Bearbeitung, gegenüber der älteren Methode gewähren, sind zunächst, daß nur die Stelle schmilzt, welche unmittelbar vom Lichtbogen getroffen wird, und daß auch die schwer schmelzbarsten Metalle im Augenblicke zerfließen. Ganz neu ist aber die nun erreichte Möglichkeit, nicht nur gleiche Metalle, wie z. B. Kupfer mit Kupfer, sondern auch ungleiche Metalle mit einander ohne Zwischenmittel verlöthen zu können! Dieser letzte Umstand wird für die Entwickelung der Werkzeugtechnik von hervorragender Bedeutung sein. Auch für die chemische Industrie ist der Fortschritt nicht abzusehen, denn es ist jetzt möglich, für gegebene Zwecke, Eisenkessel innen mit Blei und kupferne Gefäße mit Platin dauerhaft zu überziehen.

Wie ungeheuer wichtig die neue Erfindung für die Technik ist, läßt sich am besten durch die Worte kennzeichnen, mit denen Prof. Rühlmann sein Referat über diesen Gegenstand vor der Elektrotechnischen Gesellschaft zu Berlin schloß: „Während man auf dem Gebiete der Kunst die Leistungen des Helenenvolkes um die Zeit des Perikles noch immer als unerreichte Muster hinstellt, haben wir in der Erkenntniß der Naturgesetze und den bewußten Anwendungen derselben einen wirklichen Fortschritt der modernen gegenüber der antiken Cultur zu verzeichnen. Kommende Jahrhunderte werden dem, was in diesen Richtungen in unseren Tagen geleistet worden ist, gewiß volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Erfindung der Bearbeitung der Metalle unter Zuhülfenahme der Elektricität wird dann wahrscheinlich als ein Ereigniß verzeichnet werden, welches unmittelbar neben der Erfindung der Dampfmaschine, des Telegraphen, des Fernsprechers, des elektrischen Lichtes und der elektrischen Kraftübertragung genannt wird."

Die durch die Verbesserung der Accumulatoren gegebene Möglichkeit, elektrische Ströme in ihrer Spannung und Stärke leicht und schnell reguliren zu können, dürfte auch auf die Entwickelung der Elektrochemie von Einfluß sein. Es ist das derjenige Zweig der Elektrotechnik, welcher der Menschheit noch kostbare Früchte schenken wird. Ueberall, wo man bisher versucht hat mit den mächtigen Strömen, welche die Dynamomaschinen uns liefern, auf die Materie einzuwirken, hat man eine reiche Ausbeute gehabt. Es ist daher geradezu unverständlich, wie spröde sich im Allgemeinen das Großcapital dieser großartigen Entwickelung gegenüber verhält; obgleich es wohl kein Gebiet geben dürfte, innerhalb dessen ein Erfolg sicherer zu erwarten ist, als hier!

Wenn die meisten Zweige der Elektrotechnik zu ihrer Entwickelung und industrieller Verwendung großer Mittel bedürfen, so erlaubt wiederum der viel genannte Accumulator auch den elektrischen Betrieb im Handwerke. Es werden daher zweifellos die Accumulatoren für die Volkswirthschaft der Zukunft von hoher Bedeutung sein; eine Meinung, welche auch schon von Werner Siemens auf der Berliner Naturforscherversammlung geäußert wurde. Der Handwerker, dem durch die Großindustrie immer mehr der Boden entzogen wird, erhält in dem genannten Apparate einen mächtigen Bundesgenossen; weil er ohne große Kosten im Stande sein wird, sich Arbeitskraft in beliebiger Menge zu verschaffen. Dann ist aber die Muskel des Arbeiters entlastet und er kann in seiner Specialität durch die Geschicklichkeit seiner Hand dasjenige leisten, was die Massenfabrikation nicht vermag!

Die Dynamomaschine, welche uns nun seit 21 Jahren mit gewaltigen Strömen versorgt, hat im verflossenen Jahre eine bemerkenswerthe Veränderung erlitten. Bekanntlich besteht die Maschine aus dem Elektromagneten und dem Anker, der beweglichen Theile, in dem die Ströme inducirt werden. Der Anker bewegte sich bisher zwischen den Elektromagneten und erschien in zwei Formen, als Ring und als Trommel. Die erstere Einrichtung rührt von Pacinotti und Gramme, die letztere von Hefner v. Alteneck, dem Oberingenieur der Firma Siemens & Halske, her. — Die geschilderte Anordnung der zwei Maschinentheile ist neuerdings durch die Untersuchungen englischer Ingenieure, besonders durch Kapp und Hopkinson, in Mißcredit gekommen; welche zeigten, daß der Magnetismus der Elektromagnete nicht hinreichend ausgenutzt würde. Die Firma Siemens & Halske hat nun diese Mängel durch Construction „der Innenpol-Maschine" mit Erfolg zu verhindern versucht. In der neuen Maschine liegen jetzt die Elektromagnete im Inneren und um diese dreht sich ein ringsömiger Anker. Die Firma hat also ihre Trommeleinrichtung aufgegeben und den Gramme'schen Ring adoptirt. — Auch andere Constructeure sind zu dieser neuen Anordnung gelangt, welche sich übrigens besonders für Großmaschinen eignet. — Wird eine Dynamomaschine nicht geradezu durch die Fallkraft des Wassers in Thätigkeit versetzt, so muß sie durch eine Dampfmaschine betrieben werden. Hierbei wird die Wärme zunächst in mechanische Arbeit und diese dann, also erst im zweiten Processe, in Strom umgesetzt. Edison ist es nun kürzlich gelungen, ein Princip zu entdecken und darauf hin eine Maschine zu construiren, mit welcher man direct Wärme in Strom verwandeln kann; es ist „der pyromagnetische Motor und Stromerzeuger". Der berühmte Erfinder macht auf die Eigenschaft des Eisens aufmerksam, daß die Magnetisirungsfähigkeit desselben mit wachsender Temperatur abnimmt; und nutzt diese Erscheinung in folgender Weise aus. Ein Eisencylinder, welcher von einem Solenoid (einer Drahtrolle) umgeben ist, wird in den Wirkungsbezirk eines Magneten geführt, wodurch ersterer selbst magnetische Eigenschaften erhält. Erwärmt man während dessen den Eisencylinder, dann nimmt seine magnetische Kraft ab und durch diesen Wechsel in der Intensität entstehen im Solenoid Inductionsströme. Diese Ströme sind es, welche zur Verwendung gelangen. Die Bewegung des Ankers — welcher aus mehreren Eisencylindern besteht —, und die Erwärmung seiner einen Hälfte wird durch heiße Luftströme erzielt. Edison meint, daß sein Stromerzeuger, wegen der directen Ueberführung von Wärme in Strom, eine große Zukunft haben wird. Hierzu ist aber zu bemerken, daß der „Stromerzeuger" sehr viel schwerer ausfallen wird, als die Dynamomaschine. Nach Rühlmann würde ein solcher, welcher im Stande ist, 30 Stück „16-Kerzenlampen" zu speisen, ein Gewicht von 2000—3000 kg haben.

Die interessanteste und werthvollste Verwendung finden die Dynamos bei der Kraftübertragung. Es wird hierbei die primäre Maschine durch irgend eine Kraftquelle, z. B. einen Wasserfall, in Thätigkeit versetzt, und Strom erzeugt. Diesen überführt man durch Leitungen auf die secundäre Maschine, welche wiederum mechanische Arbeit leistet. Bei der Kraftübertragung geht aber Arbeit verloren und es ist von Wichtigkeit, diesen Verlust festzustellen und sodann zu versuchen, denselben zu verkleinern. — Vor zwei Jahren wurden solche Versuche in großartiger Form auf Kosten des Herrn v. Rothschild und unter der Leitung von Marzel Deprez zwischen Kreil und Paris ausgeführt. Deprez hatte sich die Aufgabe gestellt, 200 Pferdestärken auf 56 km mit 50 Proc. Nutzeffect zu übertragen. Das Resultat dieses Versuches war kein ganz zufriedenstellendes. Auch auf dem Gebiete der Kraftübertragung haben die wenigen Jahre einen erfreulichen Fortschritt gezeitigt. So ist es kürzlich möglich gewesen, auf der Strecke zwischen Kriegsstetten und Solothurn (8 km) die Kraft eines Wasserfalles von ca. 50 Pferdestärken mit einem Nutzeffect von 75 Procent zu übertragen. Diese so außerordentlich günstigen Zahlen sind Anfangs viel-

Digitized by Google

fach bezweifelt worden; durch neue Messungen hervorragender Sachverständiger wurden sie aber als richtig befunden.

Das „Geburtsjahr" des Telephons ist auch dasjenige des Phonographen (1877). Der erste Apparat hat sich seitdem als ein nothwendiges Verkehrsinstrument überall eingeführt, der andere ist in Vergessenheit gerathen und findet sich nur noch als Demonstrationsapparat in den physikalischen Cabinetten. Und mit welchen Hoffnungen wurde nicht gerade der Phonograph bei seinem Bekanntwerden begrüßt! — Es verbreitete sich nun am Schlusse des verflossenen Jahres das Gerücht, daß Edison, der Vater des vielbesprochenen Apparates, sich wieder mit seinem Schmerzenskinde beschäftigt hätte, und daß seine Versuche jetzt abgeschlossen seien. Sofort wendeten auch andere Constructeure ihre Aufmerksamkeit dem Phonographen zu und in kurzer Zeit wurden mehrere Patente hierzu ertheilt. — Inzwischen ist auch die Einrichtung des verbesserten „Edison'schen Phonographen" bekannt geworden. Der Apparat wird, um eine möglichst regelmäßige Bewegung zu erzielen, durch einen kleinen elektrischen Motor betrieben. Das „Phonogramm" drückt eine Metallschneide in einen Wachscylinder ein, den man zuvor auf die Trommel des Instrumentes aufzuschieben hat. Ist das „Phonogramm" vollendet, dann wird der Wachscylinder in besonderen Versandbüchsen verschickt. Nach den Berichten soll die Sprache des neuen Phonographen sehr deutlich, aber leise sein, so daß nur ein Hörer zur selben Zeit das Phonogramm empfangen kann. Es hat sich in Amerika, wie Armin Tenner mittheilt, auf Grund dieser Verbesserung eine seltsame Industrie entwickelt, die auch wohl bald unsere „Kleinen" erfreuen wird. Man setzt nämlich dort in Puppenköpfe kleine Phonographen ein, die durch ein Uhrwerk getrieben werden, und nicht nur „Papa und Mama", sondern ganze Sätze rufen.

Literatur und Kunst.

Zur Geschichte der Philosophie der neuesten Zeit.

Von Eduard von Hartmann.

In dem Kampfe um's Dasein, welchen die Bücher miteinander führen, sind es auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie zwei, welche als Sieger hervorgegangen sind: der einbändige Leitfaden von Schwegler-Koeber und der dreibändige Grundriß von Ueberweg-Heinze.*) Das erstere Buch hat die Concurrenz der Grundrisse von Dühring und Vincenz Knauer, welche in den siebziger Jahren in mehreren Auflagen erschienen, jetzt vollständig überwunden, und auch der im vorigen Jahre erschienene Leitfaden des Baaderianers Rabus wird trotz sorgsamer Arbeit und mannigfacher Vorzüge doch in Folge des besonderen Standpunktes seines Verfassers kaum im Stande sein, in ernstlichem Wettbewerb um die Gunst des lebenden Geschlechtes zu treten. Das zweite Werk von Ueberweg-Heinze hat eigentlich nur einen Nebenbuhler gehabt, den zweibändigen Grundriß von Erdmann, dessen drei Auflagen in den Jahren 1866, 1869 und 1877 erschienen; alle übrigen in den letzten beiden Jahren herausgekommenen Werke behandeln nur einzelne Abschnitte aus der Geschichte der Philosophie und nicht deren Gesammtumfang, wie z. B. Zeller's Geschichte der Philosophie in Deutschland (2. Aufl. 1875) oder desselben Grundriß der Geschichte der griechischen Philosophie (2. Aufl. 1886) oder Falckenberg's Grundriß der Geschichte der neueren Philosophie seit Nicolaus von Kues*). Gewiß ist es höchst wünschenswerth, daß durch immer neue Darstellungsversuche der Wettstreit rege erhalten wird, denn nur diesem verdanken wir es, daß Deutschland anderen Ländern ebenso in der Bearbeitung der allgemeinen Geschichte der Philosophie wie in der Herstellung von Conversationslexiken voranschreitet. Aus diesem Gesichtspunkte ist es auch sehr zu bedauern, daß ein so treffliches Werk wie das Erdmann'sche, welches namentlich für zusammenhängende Lectüre gewisse unbestreitbare Vorzüge besitzt, seit elf Jahren keine neue Durchsicht erfahren hat, vermittelst deren es auf der Höhe des Wettbewerbes zu bleiben vermöchte.

Die beiden Werke von Schwegler-Koeber und Ueberweg-Heinze concurriren nicht miteinander, da sie zu wesentlich verschiedenen Zwecken bestimmt sind. Das erstere ist seit Jahrzehnten das bequemste Mittel zur Gewinnung einer vorläufigen allgemeinen Uebersicht über das ganze Gebiet und das beliebteste Paukbuch zur Wiederholung für Studenten, welche irgend eine Prüfung in der Philosophie als Nebenfach abzulegen haben. Das letztere hingegen ist das unentbehrliche Nachschlagebuch und Repertorium für alle, welche im Bereiche der Philosophie ernstlich arbeiten wollen, da es zugleich möglichst vollständige bibliographische Nachweise bietet. Diese Nachweise sind so eingerichtet, daß sie von einem, welcher bloß zusammenhängende Darstellung zur Lectüre sucht, ohne Unbequemlichkeit überschlagen werden können, und daß die wichtigeren Schriften über denselben Gegenstand oder die Hauptwerke jedes Autors durch gesperrte Schrift hervorgehoben sind. Wer also nur die wichtigeren Erscheinungen kennen zu lernen wünscht, findet hierbei ebenso seine Rechnung wie derjenige, welcher zwar keine der angeführten Schriften liest, aber sich wenigstens freut, das möglichst vollständige Verzeichniß derselben zu besitzen — und der letzteren sind in unserer notizenfrohen Zeit nicht wenige.

Der Schwegler'sche Leitfaden schloß ursprünglich mit Hegel und übersprang das Mittelalter; Koeber hat der Philosophie der Gegenwart durch Hinzufügung zweier Paragraphen über die Philosophie Schopenhauer's und des Berichterstatters wenigstens in beschränktem Maße Rechnung getragen und hat zwischen der alten und neueren Philosophie eine Brücke geschlagen durch Einschaltung einer kurzen Uebersicht über das Christenthum und die Scholastik. Es ist leider eine nicht abzuleugnende Thatsache, daß die protestantischen Studenten sich um mittelalterliche Philosophie nicht zu kümmern pflegen und deshalb auch deren nähere Berücksichtigung in einem Leitfaden nicht verlangen. Dennoch darf es als eine wesentliche Verbesserung des Buches bezeichnet werden, daß die bisher bestandene Lücke, wenn auch nur in der nothdürftigsten Kürze, jetzt gefüllt ist, da doch mancher durch die hier gefundenen Andeutungen und Hinweise sich zu näherer Bekanntschaft mit der Philosophie des Mittelalters angeregt fühlen dürfte. Ebenso war es unbedingt nothwendig, die Nichtberücksichtigung Schopenhauer's durch Schwegler abzustellen, was von Koeber in geeigneter Weise geschehen ist. Im Uebrigen hat der Herausgeber sich eine pietätvolle Zurückhaltung auferlegt und sich auf die erforderlichen Nachträge und ganz vorsichtige Retouchen beschränkt. Dieses Verfahren ist gewiß bei einem Buche von so altbewährtem Rufe nur zu loben. Immerhin dürfte jedoch bei einer abermaligen Durchsicht an manche nicht mehr zu rechtfertigende Eigenthümlichkeiten in schonender Weise die bessernde Hand angelegt werden können. Ich will beispielsweise nur darauf hindeuten, daß Schwegler bei Schelling die Uebergangsperiode von der Identitätsphilosophie zur positiven Philosophie als einen besonderen Standpunkt auffaßt, ebenso wie er die Identitätsphilosophie von dem Doppelsystem der Naturphilosophie und des transcendentalen Idealismus, und von beiden wieder den Hervorgang aus Fichte unterscheidet, also fünf Perioden oder Standpunkte herausrechnet, anstatt sich mit zweien zu begnügen.

Das Werk von Ueberweg-Heinze hat zwar die Anlage und den Grundcharakter bewahrt, den ihm der Verfasser auf-

*) Geschichte der Philosophie im Umriß. Ein Leitfaden zur Uebersicht von Dr. Albert Schwegler. 14. Aufl., durchgesehen und ergänzt von Dr. R. Koeber. Stuttgart, Karl Conradi. — Friedrich Ueberweg's Grundriß der Geschichte der Philosophie. 7. Aufl., bearbeitet und herausgegeben von Max Heinze, o. Prof. d. Phil. a. d. Univ. Leipzig. Berlin, Mittler & Sohn. Theil I und II 1886, Theil III 1888.

*) Leipzig, Veit & Co.

Digitized by Google

geprägt hat, es hat aber im Laufe der verschiedenen Auflagen beträchtliche Erweiterungen und Zusätze erfahren. So ist z. B. der Umfang des dritten Theiles allein um etwa 200 Seiten gestiegen, von denen der Löwenantheil auf die Philosophie seit Hegel's Tode entfällt. Die nachfolgenden Betrachtungen beschränken sich deshalb auf die Philosophie der neuesten Zeit, da sich über die früheren Perioden bereits ein festeres Urtheil herausgebildet hat, während die Ansichten über die uns zunächst liegende Zeit noch großentheils in der Schwebe sind. Vor Erdmann's Grundriß zeichnet sich die Heinze'sche Darstellung trotz viel größerer Knappheit der Behandlung dadurch aus, daß eine Uebersicht der gegenwärtigen Philosophie in den verschiedenen außerdeutschen Ländern angefügt ist, und daß die deutsche Philosophie der Gegenwart übersichtlicher und sachgemäßer gruppirt ist. Erdmann's Darstellung ist aus einem Abschnitt über die Auflösung der Hegel'schen Schule in der ersten Auflage hervorgewachsen; sie nimmt aber diesen Begriff der Hegel'schen Schule viel zu weit, wenn sie nicht nur Weiße und J. H. Fichte sondern auch Günther, Drobisch und Benecke darunter befaßt. Sie unterläßt es, die Schulen der übrigen Philosophen der Hegel'schen nebenzuordnen, reißt die Rückweisungen auf frühere Systeme und die Fortbildungen früherer Systeme innerhalb jeder Schule auseinander, und gelangt so dazu, manche Philosophen an zwei verschiedenen Stellen zu behandeln. Systematiker, deren Werke dem jetzt lebenden Geschlecht schon ganz unbekannt sind, wie Chalybäus, Ulrici, George, sind von Erdmann mit ausführlichen Darstellungen von 4—10 Seiten bedacht, während Namen wie Kirchmann, Steudel, Frohschammer, Wundt noch ganz fehlen und Planck nur eben erwähnt ist. Während einige Historiker und Kritiker ohne systematische Bedeutung, z. B. Kuno Fischer und Trendelenburg auf fünf, resp. zehn Seiten behandelt sind, ist Ueberwegs Name noch kaum genannt, und die in den siebziger Jahren viel genannten Lange und Dühring sind viel ausführlicher besprochen, als sie es nach dem Maßstabe ihrer gegenwärtigen Bedeutung verdienen.

Im Gegensatz hierzu heben sich bei Heinze die Anhänger Hegel's, Herbart's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Benecke's klar von einander ab, und neben dieselben rücken die Gruppen der Aristoteliker und Neukantianer. Diesen Schulen früherer Philosophen treten alsdann in drei weiteren Paragraphen drei andere Gruppen gegenüber: der speculative Theismus, der Materialismus im Anschluß an die Naturwissenschaften und die Versuche neuer Systembildungen. Hiermit ist in dem schwer zu übersehenden Gebiet eine Ordnung geschaffen, welche in der Hauptsache von allen künftigen Bearbeitern wird festgehalten werden müssen, sofern dieselben eine gewisse Vollständigkeit anstreben und sich nicht mit Hervorheben der Spitzen der Entwickelung begnügen wollen. Es ist jedoch zu bemerken, daß auch bei Heinze noch die Gruppe der speculativen Theisten nicht mit derjenigen der Materialisten und Naturalisten, zu welcher sie als Gegenstück gehört, räumlich zusammengestellt, sondern zwischen die Schulen Hegel's und Herbart's eingeschoben ist. Der Anlaß hierzu kann nur darin gesucht werden, daß die Ueberschrift dieses Paragraphen lautet: „Gegner Hegel's und speculativer Theismus"; Gegner Hegel's sind aber alle übrigen Philosophen der Mitte dieses Jahrhunderts in größerem oder geringerem Maße, und die älteren speculativen Theisten zeigen verhältnißmäßig noch die größte Verwandtschaft zu Hegel.

Auch im Einzelnen kann ich der Einordnung mancher Philosophen nicht zustimmen. So sind z. B. unter Anhängern Hegel's Feuerbach und Planck aufgeführt, während ersterer zu den Materialisten, Sensualisten und Naturalisten, letzterer zu den speculativen Theisten gehört und innerhalb dieser Gruppe in demselben Sinne einen Ausfluß der Schelling'schen Naturphilosophie repräsentirt, wie Weiße und Deutinger einen Ausfluß des späteren Schelling'schen Standpunktes. Dagegen gehört der Aesthetiker Zeising unter die Hegelianer und hat mit dem Herbart'schen Ideenkreise gar nichts zu thun. In der Kant'schen Schule wäre wohl eine deutlichere Sonderung zu empfehlen zwischen verschiedenen Gruppen, nämlich erstens den Kantianern strengerer Observanz, zweitens den realistischen Empiristen, welche zum Materialismus hinneigen oder in denselben münden, drittens den idealistischen Sensualisten und Empiristen, welche die Brücke zum Positivismus Comte's schlagen, und viertens den mehr speculativen Idealisten, welche mehr oder weniger bereits als „Fichteaner" zu bezeichnen sind. So ist z. B. Bergmann als ein dem älteren Fichte nahestehender Denker richtig charakterisirt, sollte aber eben deshalb mit Schuppe und dessen Geistesverwandten zusammengerückt sein, da die Fichteaner und Kantianer sicherlich weit enger zusammengehören als die in einem Paragraphen vereinigten Anhänger Herbart's, Schopenhauer's und Benecke's. Wenn aber einmal die Rubrik „Fichteaner" eingerichtet wird, so würde ich Stirner als den antiethischen Solipsisten und Harms als den ethischen Idealisten dorthin verweisen, den letzteren trotz seines erkenntnißtheoretischen Realismus, weil er immer betont hat, daß nach seiner Auffassung der ethische Idealismus das Entscheidende bei Fichte sei und daß Fichte nur darum erkenntnißtheoretischer Idealist gewesen sei, weil er dies für die unentbehrliche Grundlage und Sicherstellung des ethischen Idealismus gehalten habe. Fritz Schultze scheint mir bei den Darwinisten eine passendere Stelle zu finden als bei den Neukantianern.

Der Abschnitt, welcher die Ueberschrift trägt: „Der Materialismus und die Naturwissenschaften", umschließt schon jetzt zum Theil einen Inhalt, welcher durch diesen Titel nicht ganz gedeckt wird. Czolbe ist zwar vom Materialismus ausgegangen, aber durch den Hylozoismus hindurch zu einem mehr speculativen Panpsychismus gelangt. Die unter der Bezeichnung „Darwinismus" zusammengefaßten Theorien über den Gang der Entwickelung in der organischen Natur gehören weit weniger der Naturwissenschaft an, als sie ein Stück moderner Naturphilosophie auf Grundlage einer mechanistischen Weltanschauung darstellen. Wilhelm Wundt gehörte wohl in seinen früheren Arbeiten einer naturwissenschaftlich zu nennenden Richtung an, hat aber mit seiner Logik und Ethik das Gebiet der eigentlichen Philosophie betreten und könnte eher zu den Neukantianern als zu den Materialisten gezählt werden. Dagegen vermißt man in diesem Abschnitt Feuerbach, der durch den Sensualismus hindurchging und bei dem entschiedensten Materialismus mündete, und Dühring, dessen „Wirklichkeitsphilosophie" der nackteste Materialismus mit den üblichen Attributen eines naiven Realismus und trivialen Optimismus ist und hinter anderen materialistischen Systemen (wie z. B. Wiener's „Grundzügen der Weltordnung") an Originalität und an Sorgsamkeit der Durchführung entschieden zurücksteht. Auch der antiteleologische Realist von Kirchmann, dessen Verdienste übrigens nicht auf dem Gebiete metaphysischer Systembildung, sondern ausschließlich auf demjenigen der Aesthetik, Erkenntnißtheorie und Ethik liegen, wird nur hier seinen Platz finden können, zumal er manche auffallende Berührungspunkte mit Czolbe zeigt. Der Titel dieses Abschnittes müßte dann allerdings etwas weiter gefaßt werden, etwa: „Materialismus, Sensualismus, Positivismus und empiristischer Realismus".

Vielleicht würde es zur Erleichterung der Uebersicht dienen, wenn „die ältere und die neuere Naturphilosophie" unter einem besonderen Paragraphen zusammengefaßt würde, so daß die Fäden, durch welche beide verknüpft sind, deutlicher hervortreten. Die ältere Naturphilosophie ist jetzt im § 31 mit allerlei Schellingianern und sogar mit Baader und Krause vereinigt, ohne als besondere Gruppe hervorzutreten. Denker und Forscher wie Burdach, Oersted, Carus, Nees von Esenbeck hätten wohl eine etwas eingehendere Berücksichtigung verdient, da sie ebenso wie Oken mit ihren Nachwirkungen stark bis in die Gegenwart hereinreichen. Joh. Müller und Humboldt müßten vor dem Darwinismus, nicht nach demselben besprochen werden, da gerade Häckel, der Hauptvertreter der darwinistischen Naturphilosophie in Deutschland, mit durch die Einflüsse dieser Männer zum Ungenügen an der officiell gelehrten Naturwissenschaft und zu erweitertem Gesichtskreise geführt worden ist. Auch Fechner bekennt, von Okens Naturphilosophie tiefe Eindrücke erhalten zu haben, während Lotze sich wesentlich ableh-

Digitized by Google

nend und feindlich sowohl gegen die ältere wie gegen die neuere Naturphilosophie stellt. Unter der neueren Naturphilosophie dürften auch wohl die neueren Forschungen über Sensitivität, Somnambulismus und Mediumismus nebst den meist voreilig daran geknüpften Theorien (Hellenbach, du Prel) einige Beachtung verdienen, welche zum Theil auf eine Fortsetzung der von Schopenhauer inaugurirten Restauration des Inderthums hinauslaufen.

Der „speculative Theismus" ist ein ganz charakteristisches Product der romantischen Restaurationsperiode in den ersten zwei Dritteln dieses Jahrhunderts, welche nach dem rein philosophischen Aufschwung von Kant bis Hegel eine Anlehnung an den positiven Gehalt des Christenthums suchte. Die beiden Männer, welche diese Reaction inaugurirt haben, sind Baader und Schelling; diejenigen zwei, welche den größten Einfluß innerhalb derselben gewonnen haben, sind Weiße und der jüngere Fichte. Auch Krause und Schleiermacher gehören diesem Kreise an, welche indessen ebenso wie Baader nicht mehr zur Philosophie der Gegenwart gerechnet zu werden pflegen. Trahndorff kann nirgends anders als unter diesem speculativen Theismus seinen Platz finden; er darf als ein Geistesverwandter des späteren Standpunkts des älteren Fichte betrachtet werden. Auch Steudel gehört hierher, dessen redliches Wahrheitsbestreben wohl eine kurze Charakteristik verdient hätte. Daß Carriere diesem Kreise angeschlossen ist, kann nur gebilligt werden; daß mit ihm auch Planck aus der Gruppe der Hegelianer hierhin hätte versetzt werden sollen, war schon oben erwähnt. Daß Weiße hinter J. H. Fichte und Ulrici besprochen wird, anstatt Beiden vorangestellt zu werden, scheint mir nicht sachgemäß; wenn er auch einige Jahre jünger als Fichte ist, so war er doch in der ersten Hälfte der 30er Jahre schon ein einflußreicher Systematiker, während Fichte's Einfluß erst mit den späteren Werken dieses Autors seit 1850 seinen Höhepunkt erreichte. Weiße ist ein hochbegabter speculativer Denker, der nur leider auf irrige Bahnen gerathen ist, J. H. Fichte nur ein mäßiges Talent, das sich durch ausdauernden Fleiß zu achtungswerthen Leistungen emporgeschraubt hat; Ulrici ist kaum ein Talent zu nennen. Auch hinsichtlich der philosophischen Begabung verdient darum Weiße an der Spitze dieser Gruppe zu stehen, da Trahndorff nicht zur Veröffentlichung einer systematischen Darstellung seines Standpunkts gelangt ist. Auf katholischer Seite gehört zu Baader und Günther als Dritter der speculative Systematiker Deutinger, dessen Leistungen die Geschichte der Philosophie noch gar nicht gerecht geworden ist.

Das Schlußglied in der Gruppe der speculativen Theisten bilden endlich Fechner und Lotze, insofern eigenartig, als sie eine theistische Metaphysik mit den Ansprüchen der inzwischen erstarkten modernen Naturwissenschaft zu vereinigen suchen. Bei Fechner mißlingt übrigens diese angestrebte Vereinigung vollständig, so daß eine unüberbrückte Kluft zwischen den beiden in einem Schriftsteller nebeneinanderwohnenden Seelen bestehen bleibt. Bei Lotze gelingt sie nur scheinbar dadurch, daß die berechtigten Ansprüche der naturwissenschaftlichen Denkweise zwar mit Worten anerkannt, in der That aber durch die Eingliederung im System auf allen Hauptpunkten mißachtet werden. Fechner sowohl wie Lotze sind in ihrer christlich-theistischen Grundtendenz wesentlich und in erster Reihe durch Weiße bestimmt, wie auch beide offen und unumwunden anerkennen, und gehören schon dadurch zweifellos zu dieser Gruppe. Fechner's Verdienste liegen ausschließlich auf Seiten der exakten Forschung, während er als Metaphysiker ein phantastisch-mystischer Dilettant und nichts weniger als Systematiker ist. Lotze hat die in seiner Jugend gepflegte Beschäftigung mit Pathologie und Physiologie später ganz aufgegeben und seine Lebensaufgabe darin gesucht, auf Grund Weiße'scher Voraussetzungen den Herbartianismus gründlich und von innen heraus zu überwinden und zum speculativen Theismus umzubilden. Dem nächsten Jahrhundert wird vermuthlich der gesammte speculative Theismus als ein wesentlich einheitliches System erscheinen, an dem viele Denker mit unerheblichen Nüancen gemeinsam gearbeitet haben; unter diesen aber werden drei Namen wie Anfang, Mitte und Ende hervorleuchten, Weiße, J. H. Fichte und Lotze, hinter denen die übrigen als Chorus zurücktreten. Weiße hat mit seinen drei Hauptwerken dem System des speculativen Theismus die Grundlage der Metaphysik, Aesthetik und Religionsphilosophie gegeben; Fichte hat es durch seine Ethik, Anthropologie und Psychologie ausbauen helfen, und Lotze hat es nach Seiten der Logik, Methodologie, Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie und Philosophie der Geschichte vollendet.

Die pantheistische Färbung des Theismus ist allen Gliedern dieser Gruppe gemein, und tritt um so deutlicher hervor, je speculativer die Anlage und Durchführung ist; nur die Katholiken derselben mühen sich, diese pantheistische Consequenz des speculativen Denkens mehr oder weniger zu unterdrücken. Auch darin stimmen alle Glieder dieser Gruppe überein, daß sie den Anspruch erheben, neue philosophische Systeme zu entwickeln, und es liegt deshalb in diesem Anspruch ebensowenig wie in der pantheistischen Färbung des Theismus oder in dem mißglückten Versuch eines Ausgleichs der speculativen und naturwissenschaftlichen Denkweise ein Grund, Fechner und Lotze von dieser Gruppe abzusondern, wie Heinze thut, und vorzugsweise als neue Systembildner zu behandeln. Beide sind nur der letzte Abendschimmer der romantischen Restauration des christlichen Theismus in der deutschen Philosophie, woraus sich ihr Ansehen in allen an dieser Reaction interessirten Kreisen zur Genüge erklärt.

Diese ganze Restaurationsepoche aber ist sammt ihrem Gegenstück, dem metaphysikfeindlichen Materialismus, Sensualismus und Positivismus, nur eine wesentlich unphilosophische Episode, welche den geradlinigen Fortgang der großen speculativen Entwickelung von Kant bis Hegel und Schopenhauer unterbrechen mußte, um dem von so unerhörten philosophischen Anstrengungen erschöpften deutschen Volksgeist eine Spanne Zeit zum Verarbeiten des Errungenen und zum Athemholen für weiteren Anstieg zu gönnen.

Es liegt auf der Hand, daß jede Art der Anordnung und Eintheilung eines so verwickelten Stoffes ihre Unzulänglichkeiten mit sich bringt, und daß deshalb gerade bei der Gruppirung dem subjectiven Ermessen ein gewisser Spielraum bleibt. Die geäußerten Abweichungen schließen deshalb auch keineswegs einen Tadel oder Vorwurf gegen das Werk in sich. Aber ein solches Unternehmen, das streng genommen die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigt, kann nur dann die möglichste Vollkommenheit erreichen, wenn Jeder an seinem Theile bereit ist, sein Scherflein beizutragen und seinen abweichenden Ansichten Ausdruck zu geben.

Was ist Kunstkritik?

Von Paul Johannes Rée.

(Schluß.)

Einen ganz ähnlichen Weg habe ich einzuschlagen, um in das Wesen der Kunst einzudringen. Ich muß ihre Werke kennen, muß wissen wie, wodurch und unter welchen Verhältnissen dieselben entstanden sind, muß mich also mit ihrer Geschichte bekannt machen. Ohne Kenntniß der Kunstgeschichte verstehe ich weder ein Kunstwerk der Vergangenheit, noch vermag ich die Kunst meiner eigenen Zeit wirklich zu begreifen. Nur durch die geschichtliche Betrachtung wird uns ein wirkliches Verständniß vermittelt. Es genügt nicht, sich gleich an die Werke der großen Meister zu wenden, die unmittelbar unser Gefallen erregen, also etwa direct an die Sixtinische Madonna, um einen Einblick in das Wesen der italienischen Malerei der Renaissance zu erhalten. Wir empfinden dann wohl die Größe und Hoheit dieser Kunst, aber kommen eben über ein allgemeines ästhetisches Empfinden und dunkles Ahnen nicht hinaus, und die aufmerksamste Betrachtung bringt uns der Erkenntniß des Gesetzes, nach dem das Werk gebildet ist, nicht näher. Bei Beschränkung auf die Werke der Blüthezeit laufen wir Gefahr,

Digitized by Google

einseitig und befangen im Urtheil zu werden, denn es kann ein und dasselbe classische Kunstwerk bei den verschiedenartigsten Naturen dieselbe Bewunderung finden, die Ursache der Bewunderung in jedem aber eine andere sein. Es ist ja die charakteristische Eigenthümlichkeit aller classischen Schöpfungen, daß sie das Widerstrebende in sich harmonisch vereinigen und sich dadurch der übereinstimmenden Billigung solcher erfreuen, deren Urtheile sonst stets auseinander gehen. So kann der eine die Zeichnung, der andere die Farbe bewundern, der dritte durch den Inhalt, wieder ein anderer durch die Naturlebendigkeit entzückt sein, ohne daß er sich wie bei einem Werke, in dem eine Seite besonders betont wäre, davon Rechenschaft zu geben vermöchte. Denn hier durchdringt sich eben alles zu einer höheren Einheit, wie in dem reinen Krystalle sind die Spuren des Werdens völlig verwischt. Das Einzelne ist im Ganzen aufgegangen und daher wird dieses mit jenem leicht von solchen verwechselt, die ohne zu wissen, was das Wesen der Kunst ausmacht, vor einem solchen Werke stehen. Der Chemiker vermag den Krystall wieder in seine einzelnen Bestandtheile aufzulösen, der Kunsthistoriker aber vermag das Werden zu verfolgen, von einem einzelnen Kunstwerke, indem er zunächst die verschiedenen Vorarbeiten des Künstlers zu demselben, dann dessen übrige, jenem vorausgehenden Arbeiten betrachtet und schließlich den Künstler in seiner Zeit zu begreifen sucht, von einer ganzen Kunstepoche, indem er dieselbe erkennt als das Product der vorausgehenden Zeiten und so immer weiter zurückgeht, bis er vor der Wiege der Kunst steht. Den Lebensgang der Kunst von hier aus zu verfolgen ist die Aufgabe der kunstgeschichtlichen Forschung, sie hat uns zu zeigen, wie aus kleinen Anfängen in allmählicher Entwicklung Großes und Bedeutendes hervorgegangen ist, und wie dieses zerfiel, um nach Jahrhunderten in anderer Gestalt wieder neugeboren zu werden. Zugleich hat sie darauf hinzuweisen, welche äußeren und inneren Momente für den Entwicklungsgang maßgebend waren.

Wenn wir bei einem Volke, in einer Zeitperiode diese oder jene Stoffkreise vertreten finden, wenn uns hier diese, dort jene Auffassung der Natur entgegentritt, wenn zu einer Zeit mehr der Gedankengehalt, zu einer anderen mehr der Formenreiz betont ist, oder bei einem Meister die Farbe bei einem anderen die Zeichnung das charakteristische Ausdrucksmittel ist, so müssen wir das alles zunächst aus der äußeren Geschichte der Zeit, des Volkes, des einzelnen Individuums erklären, aus den Culturzuständen, der Religion, den allgemeinen Lebensanschauungen, den besonderen Sitten und Gebräuchen, dann aus der Art und Natur des Landes, dessen allgemeiner landschaftlicher Charakter und dessen animalische und vegetabilische Welt die Phantasie des Künstlers in ganz bestimmter Weise befruchteten. Damit hängen auch zusammen die Studien über das Material, das dem Künstler zur Verfügung stand und dies führt direct zur Beschäftigung mit den verschiedenen Techniken, die nöthig waren zur Bewältigung des letzteren, damit dasselbe das Schöne zum Ausdruck zu bringen fähig wurde. Nur die Kenntniß aller dieser Dinge befähigt uns, den Standpunkt einer vergangenen Zeit einzunehmen, was nöthig ist, wenn wir ihren Werken gerecht werden wollen. Für die ästhetische Würdigung einer vergangenen Kunst ist die kunstgeschichtliche Kritik die nothwendige Grundlage. Sie ist aber auch die wichtigste Bedingung für die Beurtheilung eines zeitgenössischen Werkes. Denn kennen wir die Vergangenheit und ihre Leistungen und haben das Wesen unserer Zeit erfaßt, dann sind uns drei Größen gegeben mit deren Hülfe wir die Unbekannte zu finden vermögen. Wissen wir, unter welchen Einflüssen, mit welchen Mitteln ein von uns als charakteristisch nud bezeichnend für eine vergangene Epoche erkanntes Kunstwerk zu Stande gebracht ist, und sind uns zugleich klar über die Aufgaben unserer eigenen Zeit, so haben wir damit auch einen Maßstab gewommen zur Beurtheilung ihrer Kunst. Wäre jene Kenntniß eine absolute, hätten die drei bekannten Größen die reine Objectivität, die den Zahlenwerthen eigen ist, so ließe sich mit Hülfe des Regeldetrisatzes das Kunstgesetz gewissermaßen durch einfache Rechnung finden. Aber unser Wissen ist kein absolutes, sondern Stückwerk, d. h. stets mit subjectivem Meinen durchsetzt, daher kann auch von einer rein objectiven Kunstkritik keine Rede sein. Aber es hat sich nunmehr gezeigt, worauf es ankommt, auf welchem Wege man überhaupt zur Objectivirung gelangt, wie man von der Vereinzelung zur Allgemeinheit aufzusteigen vermag. Das Streben des Kunstkritikers muß darauf gerichtet sein, jenen Größen immer mehr Bestimmtheit zu geben, diese so klar und scharf wie möglich zu fixiren, immer tiefer einzudringen in den Geist der Zeiten, immer genauere Kunde sich zu verschaffen von den Werken ihrer Kunst. Unermüdlich forschend muß er bestrebt sein, dem wirklichen Thatbestande näher und näher zu kommen, immer weiter vom Meinen zum Wissen vorzudringen. Fühlt er auch, daß er Wahrheit nie zu erringen vermag, daß jede neue Errungenschaft ihn nur weiter und weiter treibt, so kann ihm doch das Gefühl die höchste Befriedigung geben, daß jedes gewonnene Plus an Objectivität eine asymptotische Annäherung an die Wahrheit bedeutet.

Wir haben bisher nur der Thätigkeit des Kunsthistorikers gedacht und gezeigt, unter welchen Gesichtspunkten er die Werke, wie sie im Laufe der Zeiten entstanden sind, zu betrachten hat. Jener muß aber eine andere vorausgegangen sein, denn ehe der Kunsthistoriker sein Augenmerk auf die Werke der Kunst im Besonderen zu richten vermag, muß er wissen, welche von den Aeußerungen des Menschen als Kunstäußerungen zu betrachten seien. Wer gibt ihm die Antwort auf diese Frage? Im Reiche der Erscheinungen findet er sie nicht und wendet sich daher an die Philosophie, deren Aufgabe es ist, das Bleibende im Wechsel zu finden, das immanente Princip der Sache, die sich im Laufe der Zeit in ewig wechselnde Formen kleidet. Die Philosophie geht daher auch nicht von den Kunstwerken aus, um die Kunst zu finden, sondern sucht die Quelle aufzudecken, aus der zu allen Zeiten Kunst geflossen ist. Diese Quelle liegt im Menschen, und es gilt ihm daher, des Menschen Wesen zu ergründen. Wie kommt der Mensch überhaupt zu künstlerischer Gestaltung, wie unterscheidet sich diese Thätigkeit specifisch von allen anderen? Darüber muß der Philosoph Klarheit schaffen. Er untersucht und erforscht die geistigen und sinnlichen Kräfte, die das Wesen des Menschen ausmachen, sowohl jene, die dieser gemein hat mit anderen Naturwesen, als auch die, welche ihn davon unterscheiden, ergründet in der Metaphysik das Wesen der Vernunft, in der Logik das des Verstandes und dringt mit Hülfe der Psychologie in das Wesen der Seele ein. Hat er auf diesem Wege das Reich der Schönheit, dessen Ursprung die Phantasie ist, entdeckt, so gilt es, dieses Gebiet in allen Theilen gründlich zu durchforschen. Das ist die Aufgabe der Aesthetik, die tief in der Metaphysik wurzelt, so daß das ästhetische Urtheil unmittelbar von dem philosophischen Standpunkte abhängt. Die Objectivität des letzteren bestimmt den Grad der Objectivität, den das ästhetische Urtheil für sich beanspruchen darf. Da es nun keinen Standpunkt gibt, in dem nicht das Ich eine Rolle spielt, dessen Wille sich eben für jenen entschieden hat, so bleibt auch hier stets ein Rest von Subjectivität übrig, so vermag auch das am strengsten durchgeführte philosophische System den Geschmack in seinem freien Walten nicht zu unterdrücken, sondern nur zu zügeln. Ist er echt, so wird die Zügelung ihm seine ursprüngliche Kraft nicht rauben, sowie ein edles Roß gebändigt und dressirt nicht seinen Stolz verliert.

Der Mensch nimmt in der Welt eine Doppelstellung ein, sein ganzes Dasein bewegt sich zwischen zwei Polen. Er ist einmal Naturwesen wie Pflanze und Thier, gebunden an die äußeren Gesetze der Natur, abhängig vom Zufall der Geburt, der Erziehung, der äußeren Umstände, aber es lebt in ihm ein Geist der Freiheit, der ihn hoch emporhebt über die natürlichen Dinge und mit den Schwingen des Gedankens und der Phantasie bis an das Reich des Unendlichen trägt. Indem der Mensch in und mit der Natur lebt, empfindet er doch zugleich, daß seine Bestimmung eine andere ist als ein nur natürliches Dasein zu führen; er fühlt sich als über der Natur stehend und macht sie sich unterthan. Er macht sich ihre Kräfte dienstbar, schaltet und waltet mit ihr nach eigenem Ermessen,

Digitized by Google

das Thier und die Pflanze müssen ihm Nahrung und Kleidung liefern, dem Boden entlockt er reiche Frucht, daß sie ihn sättige, Berge werden abgetragen, Wälder ausgerodet, damit er sich Häuser baue, die wilden Gegenden werden urbar gemacht und rauhe Pfade ebnet er seinem Fuße, das wilde Element des Feuers bannt er in seinen Herd, daß es ihn wärme und seine Speisen bereite, die wilden Wasser weiß er zu dämmen und zu regeln, daß sie das Land befruchten und Lasten tragen. Sein Verstand, seine Klugheit besiegt die übermächtigen Kräfte. In der Natur handelt Alles nach Trieben, dunkel und unbewußt, der Mensch aber erkennt die Gesetze nach denen sich Alles vollzieht und erlangt dadurch die Mittel, der Natur Herr zu werden. Aber der Mensch will nicht nur eine Welt, über die er das Zepter führt, er will auch eine solche, die seinem Geiste angemessen ist. Die größten Siege, die sein erfinderischer Sinn über die Natur davon trägt, an denen ja besonders unser Jahrhundert so reich ist, gibt ihm keine volle Befriedigung, denn es fehlt ihm seine Heimath, die Welt seines Geistes. Doch wo findet er sie? Sie liegt nicht fertig da, sondern soll erst von ihm erschaffen werden. Das ist die eigentliche, die hohe Aufgabe des Menschen, erst dadurch wird er zu dem wozu er berufen ist. Wo das Menschliche sich regt ist auch der Trieb dazu zu finden. Er äußert sich in Religion, in Wissenschaft und Kunst. Die erstere erschafft ihm jene Welt durch den Glauben, durch diesen steigert sich sein ganzes Wesen in eine jenseitige, d. h. außer aller Erfahrung liegende Welt hinein, hier findet er den Frieden, den er sucht, hier leben die Geister, die seine Ideale sind, hier fühlt er sich selig und beglückt. Stimmen sind aus jener Welt herübergedrungen, haben von deren Wesen geoffenbart und dadurch dem Glauben Halt und Stütze gegeben. Derselbe ist durchaus subjectiv, durch Gründe läßt er sich nicht vermitteln, er schlummert in der Tiefe des Herzens und steigt von da unmittelbar zur Gottheit empor. Während der Glaube das Jenseits erfaßt, baut sich die Wissenschaft ihre Welt auf der breiten Grundlage der Erfahrung auf. Auch sie sucht nach einer Gewißheit wie der Glaube, aber es soll keine Gewißheit des Gemüthes sein, sondern eine solche, die den Verstand befriedigt, sie sucht nach Gründen, mit denen sie überzeugt, selbst der verlockendste Schein der Wahrheit läßt sie unberührt, wenn nicht mit Gründen dafür eingetreten zu werden vermag. So baut die Wissenschaft das ganze Reich unseres Verstandes aus, entwickelt die Anlagen desselben, erforscht die Gesetze, welche uns die Erscheinungen erklären und zeigt uns die ganze Welt der Erfahrung im Lichte des menschlichen Geistes. Die Natur hört auf, uns als etwas Fremdes, Aeußerliches gegenüber zu stehen, sondern zeigt sich als ein wundersames Zusammenwirken unendlich vieler geistigen Kräfte, die den in uns schlummernden durchaus verwandt sind. Aber es ist das Wesen der Wissenschaft, sich fort und fort zu entwickeln, sich nie mit dem Errungenen zu begnügen, sondern unaufhaltsam weiter zu forschen, denn je tiefer wir in das Wesen der Dinge eindringen, um so größer werden die Aufgaben, deren Lösung uns obliegt, um so mehr erkennen wir, wie viel wir doch eigentlich nicht wissen, und wie oft endet das wissenschaftliche Streben mit der Erkenntniß, daß wir nichts wissen können. Trotz der Riesenarbeit, die schon am Bau der Wissenschaft verrichtet ist, ist die verfängliche Frage des Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ unbeantwortet geblieben. Wir schweben immer zwischen Wissen und Glauben. Da taucht aus dem tiefsten Grunde unserer Natur die Phantasie auf und schafft uns den Schein, als sei die Wahrheit wirklich geworden, erzeugt in uns Gestalten, die einer anderen Welt angehören und doch im Ganzen dieselben Formen und Eigenschaften zeigen wie die Dinge dieser Welt. Das ist die Welt des Schönen. Treffend hat Schiller darum die Kunst eine Bürgerin zweier Welten genannt. Von der Phantasie geleitet werden wir wie durch den Glauben hoch emporgehoben, aber wir verlieren uns nicht in das Jenseits, sondern berühren dasselbe nur mit der Stirn, während die Füße noch den Boden der Wirklichkeit unter sich fühlen. Der Widerspruch des Glaubens und des Wissens ist gehoben, im Genusse des Schönen wissen wir, indem wir glauben. Indem uns die Phantasie den Schein des Ideales hervorzaubert und dadurch für unsere Sinne seine Wirklichkeit zur unmittelbaren Gewißheit macht, wird uns überhaupt die Welt des Idealen näher gerückt. Das aber ist unsere eigentliche Heimath. In sie zu blicken, vergönnt uns die Kunst, die mit geheimnißvollem Zauber den Schleier lüftet, den die Gottheit über sie gedeckt. Ein ahnungsvoller Trieb leitet den Künstler, sie zu suchen, durch seine Werke beweist er, ob er sie gefunden hat. Derselbe Trieb bestimmt den Laien, sich dem ästhetischen Genießen hinzugeben, sich von der wirklichen Welt abzuwenden und in die Kunstwelt zu versenken, in der er zu finden hofft, was er in jener entbehrt. Je nachdem er nun in dieser findet, was er sucht, je nachdem sich dieselbe in dem Lichte zeigt, die seinem individuellen Empfinden entspricht, wird sie sein Gefallen oder Mißfallen erregen, ohne daß er sich des Wodurch und Warum so recht bewußt wäre. Aus keinem anderen Triebe aber soll auch die Thätigkeit des Kunstkritikers entspringen, denn nur dann kann er fruchtbringend wirken, nur dann vermag er sowohl den Künstler als den Laien zu befriedigen. Schönheit zu finden soll er ausgehen. Kein stoffliches Interesse irgend welcher Art darf bestimmend auf ihn einwirken, keine Vorliebe für eine bestimmte Formensprache, Manier, Auffassungsweise seinem Urtheil die Richtung geben, er hüte sich vornehmlich, als Sittenprediger aufzutreten und ein ethisches Urtheil für ein ästhetisches auszugeben. Denn wie manches, dem gegenüber der Lehrer der Tugend und der Moralität ein strenges „Cave“ rufen muß, ist, in den Dienst der Schönheit gestellt, geradezu erforderlich, um die höchsten Wirkungen zu erzielen. Nur wo das Gemeine frei und zügellos waltet und, weil es sich der Darstellungsmittel der Kunst bedient, sich anmaßt, Kunst zu sein, kann er seine Donnerstimme erheben, nicht als Kunstkritiker, sondern als der Hüter des Reiches der Schönheit, von dem alles Niedrige fern gehalten werden muß.

Nicht nach dem Was sondern allein nach dem Wie hat er als Kritiker zu fragen, wenigstens nach jenem stets in Beziehung zu diesem. Tadelt er den Stoff, so darf das nie an sich geschehen, sondern nur in Bezug auf die Art und Weise wie er aufgefaßt und verwerthet ist oder weil er etwa der Individualität des Künstlers, der ihn wählte, nicht entspricht, wie wenn z. B. ein Meister der seiner ganzen Anlage nach für das Genre befähigt ist, sich an religiöse und historische Stoffe macht, wenn ein Plastiker einen Stoff wählt, der nur eine malerische Behandlung verträgt oder wenn der Dramatiker einen Stoff behandelt, der sich nur für den Roman eignet und dergleichen mehr. Dem Kritiker gelte der bedeutungsvolle Satz, daß alles Wirkliche vernünftig ist, denn nur dann vermag er sich vom stofflichen Interesse zu befreien. Ist er zu der Erkenntniß gelangt, daß derselbe Geist, der in den großen Dingen und Thaten lebt und webt auch das kleinste und unbedeutendste durchzieht, wird er nichts für zu unbedeutend halten, um in das Reich des Schönen emporgehoben zu werden. Die ganze Wirklichkeit wie sie ist, mit allen ihren Schatten und Fehlern ist darum ebenso geeignet Träger der Schönheit zu sein wie die von einer höheren Idee getragene Gestaltenwelt der Mythologie und des Glaubens. So stellten die Griechen nicht nur Götterbilder dar, sondern ein sich die Siegesbinde umlegender jugendlicher Athlet, eine sterbende Amazone, wie wir solche von Polyklet kennen und die auch unter den Werken des Phidias genannt werden, und viele andere rein menschliche Stoffe dienten nicht minder als die der Götterlehre entlehnten dazu, das Schöne zu verwirklichen. Nichts ist verkehrter als die Behauptung, die Schönheit, die uns aus einem Madonnenbilde entgegenstrahlt, sei im Wesen eine andere als etwa diejenige, die wir in Bildern der Niederländer Brower, Teniers, Ostade finden, deren Lieblingsgegenstände zechende und raufende Bauern waren. Der Stoffkreis, aus dem der Maler des Madonnenbildes schöpfte, steht zwar hoch über der dunstigen Atmosphäre der niederen Alltäglichkeit, an den die letzteren sich wandten, aber die Aufgaben beider war dieselbe, die Materie in Schönheit umzuwandeln. Auf die Darstellung kommt es an. Was nützt es, wenn der erhabenste Gedanke, die reinste Idee nur unvollendet zur Erscheinung gekommen sind. Ein solches Werk

Digitized by Google

vermag zwar Andacht zu wecken und mancherlei didaktischen Zwecken dienen zu können, Freude am Schönen ruft es nicht hervor, der Schönheit bringt es uns nicht näher. Das aber ist der Zweck, die Aufgabe der Kunst. Daß es eine Stufenleiter im Reiche des Schönen gibt wie in der Wirklichkeit ist nicht zu leugnen, und immer wird es die höchste Aufgabe der Kunst bleiben, das Erhabene, Große und Bedeutende darzustellen, denn es ist ja die Aufgabe des Menschen, das Kleinliche und Zufällige mehr und mehr von sich abzustreifen und sich im Allgemeinen und Großen heimisch zu fühlen. Aber wie der im kleinen Kreise wirkende Mensch, der die Pflicht, die jener ihm auferlegt, voll und ganz erfüllt, höher zu schätzen ist, als der zur Lösung der idealsten Aufgaben Berufene, der den Pflichten, deren Erfüllung seine höhere Stellung von ihm fordert, vergißt, so gilt auch das Kunstwerk, dessen Stoff der niedersten Sphäre entlehnt aber in echt künstlerischer Weise durchgebildet ist, weit mehr als jenes, dem eine große Idee innewohnt, das aber diese nicht in eine ihrem Wesen entsprechende Form gekleidet zeigt. — Es schien mir um so wichtiger auf diesen Punkt etwas näher einzugehen, da so vieles sich für Kunstkritik ausgibt, was doch im Grunde nur als Untersuchung des Stoffes auf seinen ethischen Gehalt anerkannt werden kann. —

Aber auch jene Urtheile, die aus der Untersuchung der Werke in Bezug auf ihre technische Vortrefflichkeit hervorgehen, können nicht den Anspruch auf kunstkritische Bedeutung erheben. In diesen wird natürlich stets der Laie hinter dem Künstler zurückstehen. Ob die Wahl des Materials die rechte, ob dessen Behandlung seinen specifischen Eigenschaften angemessen ist, ob die Wirkungen, die gerade dieses einem Anderen gegenüber auszuüben vermag, in der richtigen Weise ausgenutzt und verwerthet sind und so vieles Andere mehr, vermag natürlich stets derjenige am besten zu beurtheilen, der selbst damit umgegangen und durch viele Versuche und eine reiche Erfahrung zur Kenntniß der charakteristischen Eigenthümlichkeiten gelangt ist, also der Künstler. Aber dieses macht nur eine Seite der Kunstkritik aus, oder gehört vielmehr zu ihren Vorarbeiten, das Wesen der Sache trifft es nicht. Denn es kann ein Werk die wunderbarsten technischen Vorzüge aufweisen, Sicherheit der Zeichnung und der Formbehandlung, Correctheit der Durchführung aller Theile und genaueste Beobachtung aller Feinheiten, die das Material darbietet, und braucht doch nichts von dem zu besitzen, was es zu einem schönen Werke stempelt. Es unterscheidet sich dann von dem gelungenen Werke des Handwerkers nur durch seinen Zweck und steht dann hinter diesem zurück, da dieses den seinen zu nützen, erreicht, aber jenes den, eine ästhetische Wirkung auszuüben, verfehlt hat, also zwecklos ist. Daß der Grad der technischen Vollendung einen Maßstab bieten solle zur ästhetischen Würdigung, ist eine ganz unhaltbare Annahme. Man könnte tausend Beispiele für eines bringen, die eine solche Behauptung für alle Urtheilsfähigen entkräften würde. Aus solchen Anschauungen entspringen die einseitigsten und verkehrtesten Urtheile, wie sie vielfach über Meister allerersten Ranges gefällt werden. Wer an der Schale der Dinge klebt statt in den Kern einzudringen, kann nie zu einem richtigen Urtheil gelangen.

Die einzige Aufgabe des Kunstkritikers ist, den Spuren des Schönen nachzugehen und nach den Gesetzen der Schönheit den Werth des Kunstwerkes zu bestimmen. Was Schönheit ist, muß er empfinden und wissen zugleich, denn die Empfindung allein bildet die Brücke, die den Menschen mit der Kunst verbindet, und wo kein Wissen ist, da fehlt auch das Vermögen, seinem Urtheile den Charakter des Allgemeinen und Notwendigen und damit Kraft der Ueberzeugung zu geben. Jene muß er besitzen, hat er sie nicht, so bleibt ihm stets die Kunst ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln, dieses kann er erwerben und zwar wie wir sahen mit Hülfe der Geschichte und der Philosophie. Das auf solcher Grundlage gefällte Urtheil kann zwar nicht als ein absolutes gelten, da ja das Wissen keine volle Objectivität besitzt, aber es ist doch ein solches, das von dem Standpunkte des Wissens aus als nothwendiges und daher als kritisches betrachtet werden kann. Nur dem höheren Wissen braucht es zu weichen. Aber dieses muß wieder mit einer lebendigen Empfindung gepaart sein, denn so wahr es ist, daß ohne Wissen aus der Empfindung allein ein richtiges Urtheil entspringen kann — müht sich doch oft der Mann mit seinem logischen Denken vergebens ab, wo dem Weibe das Gefühl unmittelbar das Rechte eingibt — so wahr ist es auch, daß ohne Empfindung das gründlichste Wissen nicht zu einem richtigen Urtheil verhilft. So wenig wie das Kunstwerk vermag auch das Kunsturtheil aus der Reflexion zu entspringen, aber diese ist nöthig, damit es die Form erhalte, um vom Verstande erfaßt werden zu können, wie das Schöne in die Erscheinung treten muß, um für unsere Sinne da zu sein. Die sinnliche Gewißheit ist uns die unmittelbarste, und so wohnt auch dem Kunstwerke eine größere Uebergangskraft inne als der Kritik. Daher braucht auch echte Kunst Kritik nicht zu fürchten und ist die Behauptung, die Zersetzung der Kunstempfindung in Reflexion schade der Kunst, sie gleiche dem rauhen Froste, der die zarten Blüthen tödte, grundfalsch. Was echt und gut ist, hat durch Kritik noch nie gelitten, mag dieselbe auch noch so vernichtend gewesen sein. — Den größten Widerspruch wird stets der künstlerische Genius erfahren, der zum ersten Male seine kräftigen Schwingen regt, aber welches Genie ist jemals durch Kritik vernichtet, ja auch nur beeinträchtigt worden? Vielmehr hat das Genie stets bewiesen, daß es Kraft genug besitzt, alle jene Kritiker zu Boden zu schleudern, die da vergessen, daß wir kein starres, zahlenmäßiges Kunstgesetz haben, mit dem wir ohne Weiteres an die Werke heranzutreten brauchen, sondern daß wie die Kunst so auch das Kunstgesetz für uns ein ewig werdendes und sich entwickelndes ist, und daß es eben der Genius ist, dessen Thun jene Fortentwicklung bewirkt.

Daher findet auch die Kritik in dem Werke des Genius ihre Grenze. In diesem ist ja das Gesetz erfüllt und etwas Neues, Ungeahntes aufgetreten, wofür im Wissen kein Maßstab zu finden ist. Der Trieb, die Empfindung in Reflexion umzusetzen, löst sich in Bewunderung und Liebe auf. Daß der Erkenntniß des Gesetzes die künstlerische That des Genius vorausgeht, lehrt uns die Geschichte. Darum ruft auch Schiller in Begeisterung aus: „Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt."

Vom Burgtheater und Volkstheater.

Wien, Mitte Mai.

Die Wintersaison ist vorüber und so dürfte es an der Zeit sein, einen Rückblick auf das Vergangene zu werfen. Zuerst einige Zahlen! Das K. K. Hofburgtheater hat im Jahre 1887 Alles in Allem, also auch die kaiserliche Subvention mit eingerechnet, rund 670,000 Gulden eingenommen und etwas mehr als 650,000 Gulden verausgabt, der verbleibende Ueberschuß beträgt somit nicht ganz 20,000 Gulden. Für ein Privatunternehmen wäre das nicht viel, es entspräche nicht einmal den landläufigen Begriffen vom bürgerlichen Gewinn und noch weniger dem Risico, welches mit jedem Theater überhaupt verbunden ist, die colossale geistige Arbeit bliebe unbezahlt. Anders verhält sich dies bei einem Hoftheater und speciell bei dem Wiener Burgtheater. Ein Hof- oder Landestheater hat vornehmlich künstlerische Zwecke; der materielle Erfolg, wenn er nicht nach einer oder der anderen Seite ein besonders relatanter ist, tritt in die zweite Reihe. Das Burgtheater hat Zeiten gehabt, in welchen es mit seinen Gewinnen Parade machen und die Deficitlöcher der kaiserlichen Hofoper zum Theile verstopfen konnte. Das war damals, als Laube jede äußere Ausstattung mit Verachtung von der Bühne wies und eine Saaldecoration einmal im Cinquecento und das andere Mal in einem modernen Stücke verwenden ließ; wo Helm — Helm blieb, ob in Burgund oder in Deutschland; wo nur falsche, wohlfeile Stoffe gebraucht und Cachirarbeit verwendet wurde. Das ist jetzt anders. Ich erinnere mich, an dieser Stelle erzählt zu haben, daß die neue Ausstattung des „Wallenstein" 40,000 Gul-

Digitized by Google

den, eine einzige Rüstung des Max Piccolomini, die Herr Kraſtel zudem nur zwei- oder dreimal trug, weil sie ihm zu schwer war, 1500 Gulden gekostet hat; ich kann aber auch ein Beispiel aus dem letzten Winter bringen. Granichstädten's „Galante Könige", die es nicht über drei Aufführungen brachten, hauptsächlich deshalb, weil das Einerlei der Handlung in den vier, den einen „Lustspielabend" bildenden Stücken das Publikum ermüdet und die stark gewürzte Luft in solcher Anhäufung den Athem beklemmt, haben 3000 Gulden an Ausstattungskosten consumirt. So ist es jetzt jedesmal, noch im alten Burgtheater, das man nun doch im nächsten Herbst verlassen wird. Man kann sich denken, wie es im neuen gehalten werden wird. Märchenhaft soll die Pracht der Sachen sein, die jetzt schon für das neue Haus hergestellt sind und die Generalintendanz kann nichts Klügeres thun, als noch und so viel anschaffen zu lassen, als die zur Verfügung stehenden Kräfte fertig bringen, denn das geht mit dem ganzen Neubau auf Rechnung des überaus reichen Stadterweiterungsfonds, während späterhin das Burgtheater für alle Auslagen aufzukommen haben wird. Wie? Diese Frage getraue ich mich nicht zu beantworten, sie wird den Verwaltern des neuen Hauses unter allen Umständen und selbst bei den besten Einnahmen schwere Sorgen machen, wenn sie überhaupt zu lösen ist und wenn das später beizustellende scenische Material so schön und reich sein soll, wie dasjenige, welches jetzt die Magazine des Herrn Fux füllt.

Allein nicht bloß die ungleich splendidere Ausstattung hat in den letzten Jahren starke Wirkung auf die Kassen des Burgtheaters geübt, das Regime Wilbrandt war in diesem Punkte überhaupt nicht glücklich. Die zahlreichen Durchfälle und die Monotonie des Repertoires führten in seinen ersten Jahren sogar zu der unerhörten Thatsache eines beträchtlichen Deficits und wären alle Stücke, die er aufführen wollte, vom Baron Bezecný ebenso geduldet worden, wie dies Seitens des Baron Hofmann der Fall war, so hätte man vielleicht das Publikum vom Burgtheater ganz und gar verscheucht. Es war ein Glück, daß der jetzige Intendant gerade in diesem Punkte schwerer hörte als sein Vorgänger. Auch dafür kann ich ein drastisches Beispiel aus der jüngsten Zeit geben. Wilbrandt nahm von Ferdinand von Saar ein Trauerspiel „Thassilo" an, der Generalintendant ließ es liegen, wie er auch Triesch's „Nixe", der man bei jeder Wiederholung mit kameradschaftlichen Reclamen zu Hülfe kommt, hatte liegen lassen. Inzwischen ist Wilbrandt gegangen, Herr von Saar verlangte die Aufführung. Der Generalintendant machte dieselbe von dem Resultate der Leseprobe abhängig. Bei dieser wurde die Tragödie dem Archive für die Ewigkeit einverleibt. Solche Dinge haben sich gar häufig zugetragen, aber die Kritik schwieg dazu, weil sie Wilbrandt wohlwollte; mit Recht, denn er war trotz Allem und Allem ein vornehmer Geist, und Alle, die nach ihm kommen wollten, standen tief unter ihm. Sein Regime hat glänzende Lichtpunkte, im Ganzen war es kein glückliches. Und der Abschluß hat gar befremdet. Als er bei Antritt des Amtes jedes Recht auf Pensionsbezug von sich wies, hat man allerorten über diese falsche Noblesse gelächelt; als er bei seinem jähen Abgang sich eine Abfindung von 9000 Gulden auszahlen ließ, sah man sich, von diesem Widerspruch befremdet, mit einem anderen Lächeln an. Das Räthsel ist nicht schwer zu lösen. Wilbrandt lernte während seiner Directionszeit das Geld erst kennen, er hatte einen hohen Gehalt und ungefähr 4000 Gulden betrugen seine jährlichen Autortantièmen während seiner Directionsjahre. Er sah sich eines Besseren belehrt und war am Ende gescheidter als am Anfange.

Der Etat des Burgtheaters wird auch durch einige merkwürdige Engagements beleuchtet. Herr Tyrolt bezieht eine Gage von 9000 Gulden und hat dafür im Jahre 1887 90 Mal gespielt, er erhielt also 100 Gulden für jedes Auftreten. Vergleicht man dagegen die Bezüge, die Leistungen und die Anziehungskraft eines Sonnenthal, Hartmann, Thimig, Gabillon, einer Wolter, Hohenfels, Gabillon ꝛc., so muß man über die Bescheidenheit Dieser geradezu staunen, sie hätten, nach jenem Maß gemessen, das Recht auf das Vielfache ihrer jetzigen Bezüge. Machtvolle, aber unzulässige Einflüsse haben in diesem Winter zu den ebenso zwecklosen Engagements der Frau Albrecht und des Fräulein von Kola geführt. Welche Rollen soll Frau Albrecht spielen? Junge? Dazu ist sie, mit Verlaub, zu alt. Reife Damen? Dieses Alter ist überreich besetzt. Alte? Ich sehe, wie Frau Albrecht sich abwendet. Ja, wenn das Talent übermächtig wäre, da müßte man beide Augen vom Budget abwenden und sagen: Haltet sie fest! Aber daran glauben selbst ihre Anwälte nicht, denen hauptsächlich daran gelegen war, daß die Dame in Wien verbleibe. Oder Fräulein von Kola. Ihr Vater ist General, ein militärischer Freund desselben in hoher Stellung verwendet sich für das Fräulein, sie wird engagirt, mit Rücksicht auf ihre Jugend und ihren Fleiß. Andere sagen, zur Aushülfe, weil derzeit Noth an Sentimentalen sei. In einem Jahre rückt Fräulein Reinhold ein und sie und Fräulein Barsescu, die in diesem Winter gewaltig in die Höhe ging, werden das Fach der Sentimentalen mehr als genügend ausfüllen. Wird man Fräulein von Kola dann wieder entlassen? Wer das glauben könnte! Die Gönner der Dame und der Frau Albrecht wissen ganz gut, daß das Hereinsetzen der Beiden in das Burgtheater viel mehr Mühe gekostet hat, als später wird aufgewendet werden müssen, um die Verträge dieser Künstlerinnen erneuern zu lassen. Die beiden Engagements kosten über 12,000 Gulden. Aber eine Heldenmutter hat man noch nicht gefunden, trotzdem das Fach seit dem Tode der Frau Rettich verwaist ist und schon Frau Röckel aushelfen muß. Nun, eine so gute Repräsentantin dieses Faches wie Frau Albrecht als Salondame und Fräulein von Kola als Sentimentale wird es noch in Deutschland und Oesterreich geben. Oder sind die Heldenmütter ausgestorben?

Das Novitätenrepertoire hatte ein seltsames Caliber und ein curioses Geschick. Es ist nicht eine einzige Novität von großer Bedeutung gebracht worden — mag sein, daß es keine gibt; man sieht sie auch auf anderen deutschen Bühnen nicht. Neuscenirungen sind in großer Masse versprochen worden, gehalten wurde aber nur „König und Bauer" von Lope, und das veraltete Tendenzstück von Halm, „Der Fechter von Ravenna". Die Reprise, sonst kaum zu begreifen, ist durch die gigantische Leistung der Wolter als Thusnelda und den lebendigen Caligula des Herrn Robert eine Sehenswürdigkeit geworden. Auch „Galeotto" von Echegaray verdankt seinen Verbleib im Repertoire ausschließlich der Darstellung, in welche Herr Sonnenthal eine seiner außerordentlichsten Gestalten eingefügt hat. Ueberhaupt wäre bei dieser Gelegenheit einmal ein Wort über den Erfolg einer Novität im Burgtheater zu sagen. Auf der kaiserlichen Schauspielbühne fällt ein Stück niemals so durch wie anderswo, es muß schon eine Mißgeburt schlimmster Art sein, wenn sich das Publikum schweigend verhält. Sonst gibt es immer etliche Beifallssalven, die der Darstellung oder eigentlich nur den Darstellern und demjenigen gehören, was sie aus Eigenem für das Stück thun. Würde man diese Thatsache bloß zum Troste der verunglückten Autoren verwenden, so wäre dagegen nichts weiter zu bemerken. Aber sie wirkt leider auf die Theaterleitung als Täuschung in dem Sinne zurück, daß man solchen Autoren auch Tantièmen vom Beifall gewährt. So kommt es, daß schlechte Stücke gehalten werden und auf dem Repertoire bleiben. Diese Hartnäckigkeit führt in manchen Fällen sogar zur Verführung des Publikums, das da glaubt, ein Stück müsse sehenswerth sein, weil es so oft angesetzt wird. Ist man eines Autors persönlicher Freund, so kann man den Versuch machen, die Sache zu forciren, wobei der Sonntag ein willkommener Helfer ist, denn am Sonntag ist das Burgtheater immer voll. Aber man sollte doch die vorhandenen Kräfte und ihre Wirkung unterscheiden von der Sache, für die man sie einsetzt. Daß das Burgtheater so glänzende Kassenerfolge aufweist und daß seine Mitglieder die besten Künstler unter allen deutschen sind, sollte nicht zu Anstrengungen für alltägliche Zwecke, sondern nur für die höchsten Aufgaben der Kunst führen. Gerade die Noth an bedeutenden Novitäten wäre die ausgiebigste Rechtfertigung für weitgehende Bemühungen, das alte classische Repertoire neu zu beleben. Wenn es wahr ist, daß „Wilhelm Tell" und „Faust" und der „Richter von Zalamea" die glänzendsten Kassenausweise bringen — und das ist wahr! — warum nicht rüstig vorwärts auf dieser Bahn, warum nichts Dauerndes für das Volk, und nur die Jagd nach Eintagsfliegen, weil sie neu sind! Die Folgen der Richtung, welche das Burgtheater jetzt einschlägt und die insbesondere dem Wesen des Herrn Sonnenthal zusagt, sind in Wien und in Deutschland noch nicht zu erkennen, weil die Richtung hier zu neu ist, aber man kann sie in Paris studiren und bis zum grausigen Realismus eines Zola herab verfolgen. Und dabei ist diese dramatische Literatur in Frankreich noch in die Wolle des nicht nachzuahmenden französischen Chics gehüllt, während sie bei uns, fremd wie sie uns ist, nur ihre roheste

Digitized by Google

Seite hervorkehrt. Ich bin beileibe kein Gegner der Franzosen, im Gegentheil, sie haben mich und so viele meiner Gesinnungsgenossen oft erfreut; aber wie das Théâtre français noch lange nicht seine Pforten allen Novitäten eines Sardou, Meilhac u. s. w. öffnet, so sollte das Burgtheater einen doppelten Riegel haben; was die deutsche Sitte compromittirt, ist zu vermeiden.

Soll ich die Novitäten namentlich aufzählen? „Goldfische" von Schönthan mit einem Heiterkeitserfolge; „Gräfin Lambach" von Lubliner (Durchfall); „Eine alltägliche Geschichte" von Costetti, ein entsetzlicher, roher und unpoetischer Conflict mit ansprechender Mache, gehalten durch das Spiel Sonnenthal's; „Unter vier Augen", ein Einacter von Fulda, reizend gemacht und von Herrn Hartmann und Fräul. Hohenfels reizend gespielt; „Eine Lection", angeblich von der Königin von Italien, in jedem Falle langweilig; „Eine Schachpartie", eine romantische Rittergeschichte von Giacosa, in welcher die Jüngeren, Fräul. Formes und Herr Reimers, Lorbeeren pflückten; der aufgewärmte „Diener zweier Herren" von Goldoni, mit Herrn Thimig als Triumphator; „Der selige Paul" von Klapp (eclatanter Durchfall); „Abbé Constantin" von Halévy, nach der zweiten Vorstellung unter allerlei Krankheitsvorwänden vom Repertoire gestrichen.... Viel Arbeit! Was in Jahresfrist davon geblieben sein wird? Wenn Etwas bleibt!

Nachdem sich für das neue „Volkstheater" endlich ein feuriger Pächter gefunden, ist es vielleicht an der Zeit, ein Wort über das Unternehmen zu sprechen. Kurz gefaßt, müßte man sagen, es sei beinahe aussichtslos. Die Bedingungen, unter welchen es geschaffen wurde, lassen weder ein künstlerisches, noch ein materielles Gedeihen erwarten. Theater, welche ihrer künstlerischen Aufgabe, ein Element der Erziehung zu sein, obliegen sollen, bedürfen allüberall der dauernden materiellen Unterstützung des Staates, der Stadt oder einer anderen Corporation. So ist es in Wien, Berlin, Frankfurt, selbst in Paris. Die Einseitigkeit, welche einem derartigen Institute in einer gewissen Richtung anhaften muß, erklärt die Erscheinung. Die Gründer des „Deutschen Volkstheaters" haben sich aber nicht zusammengethan, um alljährlich soundsoviel für die Subvention des innerhalb ihres Programmes schaffenden Theaters zu gewähren, sondern sie bauen das neue Haus und richten es ein, verlangen aber vom Unternehmer, daß er durch einen entsprechenden Pachtschilling ihr Capital verzinse. Herr Emerich von Bukovics, den sie für diesen Zweck eingefangen haben, kennt die Wiener Verhältnisse im Speciellen sehr schlecht und wird seinen Irrthum alsbald bitter zu bereuen haben. Die einzelnen Punkte des Programmes der Gründer, die ihm als ebenso viele Pachtbedingnisse mitgegeben wurden, widmen das „Deutsche Volkstheater" von vornherein dem Untergange. Die Herren verlangen billige, im Vertrage fixirte Eintrittspreise, fordern aber ein gediegenes Personal. Das ist ein unlösbarer Widerspruch. Woher soll der Director wirkliche Künstler nehmen, die eine hohe Gage begehren und sie auch bereitwillig von jedem Theater erhalten, wenn er selbst auf geringe Einnahmen angewiesen ist? Die Gründer haben freilich herausgerechnet, daß das Theater bei den von ihnen fixirten Preisen 2000 Gulden einnehmen könne. Das ist aber eine Summe, die das Burgtheater, auch mit Einschluß der Quote aus dem Abonnement niemals und selbst das viel größere Theater an der Wien nur äußerst selten erreicht. Und doch sind die Preise dieser Theater um die Hälfte und mehr höher, als in dem neuen Volkstheater. Herr v. Bukovics wird froh sein, wenn er in guten Zeiten eine Einnahme von 600 Gulden per Abend durchschnittlich erzielt. Das gibt einen Etat, wie er den kleinen Verhältnissen der letzten unter den Wiener Bühnen, des Theaters in der Josefstadt, entspricht. Wie soll aber daraus Herr von Bukovics seine Regie bestreiten? Herr Blasel ist sein Theater, Herr von Bukovics wird bloß Director seines Theaters sein. Herr Blasel gibt bloß die Posse, Herr von Bukovics soll und muß das deutsche und das fremde Lustspiel und Schauspiel, die Posse und das Volksstück cultiviren. Engagirt er für diese Fächer schlechte Schauspieler, so geht Niemand in das Theater, denn die Wiener legen den Hauptaccent auf eine tadellose Darstellung und ein rundes Ensemble; er kann aber aus seinen Einnahmen gute, d. h. theure Schauspieler nicht bezahlen. Wie sich das Wiener Publikum in einem solchen Falle verhält, beweist das grausame Geschick des Carltheaters.

Und nun das Programm. „Schau- und Lustspiel, Posse, Volksstück, mit Ausschluß der Operette." Das gute Schau- und Lustspiel hat im Großen und Ganzen seine berufene Stätte im Burgtheater, die neue Bühne wird nur die Brosamen aufzulesen haben und jenes Pariser Genre, für welches die Hofbühne verschlossen bleibt. Von diesen französischen Abfällen hat das Stadttheater, nachdem es selbst unter Laube's Hand mit dem eigentlichen Schau- und Lustspiel zweimal abgewirthschaftet, zuletzt unter Leitung des nunmehr verstorbenen Bruders des zukünftigen Volkstheaterdirectors gelebt; ein Theater für dieses Genre, doch nur für dieses, ist, eine kleine, aber glänzende Truppe vorausgesetzt, möglich und kann sogar rentiren. Allein das deutsche Schau- und Lustspiel, der „arme Heinrich" von Pöhnl und dergleichen sind nur eine Gewähr für den Ruin. Was weiter das Volksstück und die Posse betrifft, so ist der Mangel an talentvollen Autoren zu groß, als daß eine Bühne ihre Existenz zum größten Theile darauf stellen könnte. Anzengruber, der übrigens in den letzten Jahren auch gar kein Glück mehr hatte, ist der einzige. Und wenn er in jedem Jahre ein gutes Stück liefert, so gibt das im Maximum 20 Abende, der Rest ist Null, denn seine älteren Stücke oder die Possen anderer guter Autoren wird man erfolglos aufwärmen. Ja, wenn die Schauspieler für Nestroy da wären! Aber es existirt in ganz Wien und auch in der Provinz Keiner, der Laune und Spott genug hätte, um wieder auch nur Eine Nestroy'sche Gestalt neu zu beleben. Vielleicht hofften die Gründer des Volkstheaters, daß jetzt die Dichter erstehen werden; ebenso gut könnten sie Promessen zu den großen Loosziehungen als sichere Gewinnste ausgeben. Eine gewissenhafte Prüfung der obwaltenden Verhältnisse läßt für das „Deutsche Volkstheater" nur die französische Salonfrivolität als theatralisches Terrain offen. Die Herren Gründer scheinen im tiefsten Grunde ihrer Seele derselben Ueberzeugung zu sein und haben deshalb Herrn Emerich von Bukovics zu ihrem Director erkoren. Er hat lange in Paris gelebt, vielleicht versteht er davon Etwas. Vom deutschen und wienerischen Volke weiß er offenbar nicht viel, sonst hätte er sich nicht in den Pacht gewagt. Und das deutsche Schauspiel und das Wiener Volksstück werden, wenn man, pour l'honneur du drapeau, ihnen zu Liebe einen ersten Zusammenbruch nicht scheut, vom Repertoire des neuen Volkstheaters verschwinden, kaum sie daselbst erschienen sind.

Wir müssen heute sagen: Armer Bukovics! erklären uns jedoch mit Freuden bereit, eines Besseren belehrt, dereinst zu rufen: Seht nur, wie reich Herr von Bukovics im Deutschen Volkstheater geworden!

Wenn er es geworden. X. Wiener.

Feuilleton.

Der Onkel Minister.

Von Antonio Caccianiga.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte.

Im Dörfchen *** in der nördlichen Lombardei herrschte eine außergewöhnliche Aufregung. Habt Ihr jemals, meine Leser, an die Wände eines Bienenkorbes geklopft?... Drinnen erhebt sich lautes Gesumm, welches deutlich die Beunruhigung erkennen läßt, die sich der Bienen bei dem plötzlichen, den arbeitsamen Frieden ihres Lebens störenden Geräusch bemächtigte. So ging es jetzt in jenem stillen Winkel dieses Landes. Unter den einfachen, schlichten Dorfbewohnern konnte man eine ungewohnte Bewegung wahrnehmen, ein Hinundher von eiligen, neugierigen Leuten, die unterwegs stehen blieben und mit den Nachbarn Fragen und Ausrufe des Erstaunens wechselten. All' dieses ungewohnte Leben war die Folge eines einfachen Privatbriefes, den ein Minister an seinen Bruder geschrieben hatte.

So lautete der Brief:

„Liebster Bruder!

Ich schreibe Dir ganz insgeheim im tiefsten Vertrauen (eine Stunde später wußte das ganze Dorf den Brief auswendig), da ich den sehnlichen

Digitized by Google

Wunsch hege, ein paar Tage ganz ruhig im Kreise meiner Familie, die ich seit Jahren nicht gesehen, zuzubringen und ein wenig Landluft in meinem lieben Heimathdorfe zu athmen. Von einem lärmenden, unruhvollen Leben ermüdet und ermattet, von den menschlichen Leidenschaften, welche das öffentliche Leben verbittern, angeekelt, komme ich, um mich neu zu stärken und zu erfrischen, zu Euch in's Vaterhaus, das mir die glücklichen Erinnerungen meiner Jugendjahre wiedererwecken wird. Nach jenen bedeutungsvollen Mailänder fünf Tagen bin ich in Militärdienst getreten und habe, wie Du weißt, eine lange und schwere militärische Carrière durchgemacht. Sodann ging ich in's diplomatische Corps über und weilte öfter in fernen Ländern. Endlich kam ich durch Stimmenmehrheit meiner Wähler in's Parlament und fand so eines schönen Tages — oder vielmehr eines schlechten Tages —, daß ich, ich weiß nicht wie, Minister sei! ... Und so bin ich, immer von den wichtigsten Geschäften überhäuft, alt geworden, ohne in mein Dorf zurückzukehren und dort die Erholung zu suchen, deren ich doch wahrlich bedarf! Sobald nun aber für diese Saison mein stürmischer Lauf durch Congresse, hundertjährige Jubiläumsfeierlichkeiten, Enthüllungen von Denkmälern, landwirthschaftliche Versammlungen und Ausstellungen beendet sein wird, hoffe ich, mich für einige Tage von den öffentlichen Angelegenheiten frei machen zu können. Ich hoffe mich dann endlich etwas auszuruhen, mein Vaterhaus wiederzusehen und Euch alle an mein Herz zu drücken. Du kannst Dir nicht denken, wie überdrüssig ich der beifalljubelnden, klatschenden und hochrufenden Volksmengen, der wehenden Fahnen, der die Nationalhymne hervordonnernden Musikcorps, und vor Allem der Reden von Bürgermeistern und Ortsvorstehern bin. Alles dieses liegt mir furchtbar schwer im Magen. Thue mir also, bitte, den einzigen Gefallen, meine Ankunft geheim zu halten, damit mir ein festlicher Empfang oder irgend eine sonstige ehrenhafte Demonstration erspart bleibe. Ich bitte Euch alle dringend darum! ...

Aus Deinem letzten Brief ersehe ich mit Freuden, daß Sandrino seine juristischen Studien zu Eurer Zufriedenheit absolvirt hat. Um Deinen Wunsch zu erfüllen, bin ich gern bereit, ihn mit mir nach Rom zu nehmen und ihm eine passende Stelle anzuweisen. Grüße Schwägerin Julia und unsere Freunde von mir. Auf baldiges Wiedersehen! Ich telegraphire noch den Tag meiner Ankunft. Es grüßt Dich Dein Bruder."

Mit ihren letzten Worten schaden sich die Minister immer! ...

„Grüße Schwägerin Julia und unsere Freunde!" Da der Minister sich diese unvorsichtigen Worte entschlüpfen ließ, hatte er die vorhin anempfohlene Verschwiegenheit selbst zu Schanden gemacht. Vielleicht wußte er nicht, daß seine Schwägerin Julia das wandelnde Tageblatt des Dorfes war und daß in jenem kleinen Nest sämmtliche Einwohner seine Freunde waren. Indem sein Bruder also diesen letzten Auftrag ausführte, hatte er der Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Ministers die weitmöglichste Verbreitung gegeben.

Die Erwartung war somit auf's Höchste gespannt; Alle nahmen sich vor, sich möglichst an den großen, mächtigen Landsmann heran zu machen. Jeder hoffte auf Grund früherer Beziehungen ihm irgend eine Person oder Sache empfehlen zu können. ! Die Ehrgeizigsten beschlossen, sich für einen Orden oder wenigstens für eine Medaille in Erinnerung zu bringen. Der Bürgermeister ging mit dem Gedanken um, von ihm besondere Subsidien für das Dorf zu verlangen; der Lehrer hoffte auf Avancement, der Gemeindesecretär auf eine Gratification, der Arzt auf einen Gehaltszuschlag und der Pfarrer wollte die Hülfe des Staates für die Erbauung des neuen Kirchthurmes erbitten. Die Frauen bereiteten Fahnen und Teppiche zum festlichen Schmuck der Balcons, und Lichte zur Illumination. Hier und da hörte man aus den Häusern vereinzelte, langgezogene Klagelaute von Trompeten und Clarinetten hervordringen — es sollte entschieden nicht ohne das Getöse der bäuerischen Instrumentalmusik abgehen.

Vergebens hat der Bruder des Ministers Alle, die Discretion zu wahren und von jeder Demonstration abzustehen. Aus seinem eigenen Hause ging die Bewegung hervor. Donna Julia ließ die Möbel im Salon und das Kupfergeschirr in der Küche glänzend putzen, die Fußböden und Treppen scheuern, die Gardinen waschen und verproviantirte das Haus auf's Neue mit Delicatessen.

Und wie bereitete sich Sandrino auf seine bevorstehende Abreise nach Rom vor?

* * *

Sandrino botanisirte auf dem Hügel, mit Vorliebe in der Nähe eines weißen Häuschens, welches anmuthig am Saum eines Gehölzes lag. Mit Wonne durchkostete er den Frieden und die Einsamkeit der weiten Landschaft, horchte auf das Summen der Insecten, das Rauschen der Zweige, den Gesang der Vögel, beschaute aufmerksam die fernen, malerischen Linien der Berge oder die weite, zu seinen Füßen sich ausdehnende Ebene, die sich am Horizont im Herbstnebel verlor.

Sein Vater hatte ihn Jura studiren lassen, um aus ihm einen Advocaten, einen Staatsanwalt oder Präfecten, vielleicht auch einen Deputirten und Minister, wie sein Onkel es war, zu machen. Sandrino hatte sich den väterlichen Wünschen gefügt und hatte jetzt, trotz seiner Antipathie gegen Codex und Pandekten, die nöthigen Examina bestanden. Seine Neigung und Liebhaberei waren indeß Studium der Natur und Liebe zu ihr.

Seine Kinderjahre hatte er auf diesen Hügeln zugebracht, hatte hier mit seiner Cousine Schmetterlinge gejagt und die Erinnerung an dieses freie Umherstreifen und manchen raschen Lauf war ihm stets eine sehr liebliche geblieben. Die Schule hatte sie getrennt; Annina war in ein Pensionat gegangen, er kam in die Stadt auf's Gymnasium. Als er nach Beendigung seiner juristischen Studien in Pavia mit dem Doctorhute wieder heimkehrte, fand er sein Cousinchen herangewachsen, schön und bescheiden. Auch sie erinnerte sich, wie er, der köstlichen Umherstreifereien früherer Jahre, auch sie hätte sie gerne wieder aufgenommen, wenn nicht die Gesetze der Schicklichkeit es verboten und die beiden jungen Leute gezwungen hätten, einen etwas formelleren Ton mit einander anzunehmen.

Kaum war der Brief des Ministers angekommen, welcher die Kunde von Sandrino's baldiger Abreise nach Rom brachte, so fühlte er das unwiderstehliche Verlangen, an der Gartenmauer des weißen Hauses zu botanisiren. Er bestieg den Hügel und ging bis an's Gehölz. Unterwegs sammelte er wohl einige Pflänzchen, aber an der gewohnten Stelle angelangt, gab er die Jagd nach seltenen Exemplaren auf und schaute in die leere Luft hinaus. Er sah wirklich nicht mehr aus wie ein Botaniker, eher wie ein seinen Lieblingsstern suchender Astronom. Da sein Stern nun aber nicht am Horizont oder vielmehr am Fenster aufgehen wollte, entschloß er sich zu klingeln. Gleich darauf öffnete ihm Annina's Mutter und empfing ihn mit freundlichen Worten:

„Sandrino, wie schön! Bitte, treten Sie näher. Was für Nachrichten bringen Sie uns?

„Schlechte!"

„Wie so, schlechte?"

„Ich komme, um Abschied zu nehmen," erwiderte der junge Mann bewegt.

Der Frau Mathilde zog sich das Herz zusammen, es war ihr unmöglich weiter zu fragen. Sie führte ihn in's Wohnzimmer, wo Annina mit ihrer Handarbeit saß, hieß ihn Platz nehmen, setzte sich ebenfalls und fand endlich den Muth, ihrer Tochter die traurige Nachricht mitzutheilen.

Das junge Mädchen wurde bleich wie Linnen.

Nach einer kurzen Pause fragte Frau Mathilde wieder den jungen Mann:

„Also Sie wollen uns verlassen? .. Und wohin gehen Sie denn?".

„Ich gehe nach Rom mit meinem Onkel."

„Mit dem Minister?"

„Ja, mit dem Minister. Wir erwarten ihn in ein paar Tagen hier zum Besuch."

Bei dieser neuen Nachricht wurde nun Frau Mathilde erst todtenbleich, dann roth wie eine Pfingstrose.

Es herrschte ein langes Stillschweigen. Jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und hatte den Anderen nichts mehr zu sagen.

Sandrino heftete auf Annina einen langen schmachtenden Blick, der offenbar sagen sollte: „Wir sind zu unglücklich! Die Natur hat uns für einander bestimmt, die Gesellschaft — trennt uns!" ... Sie konnte einer herabrollenden Thräne nicht wehren und versuchte sie hinter der Hand

Digitized by Google

zu verbergen; sie wollte einen Seufzer unterdrücken, aber die wogende Brust verrieth ihre innere Erregung. Frau Mathilde hing bitteren Erinnerungen getäuschter Hoffnungen nach. In ihrer Jugend hatte sie den Onkel Sandrino's geliebt. Er war ihr durch die politischen Ereignisse des Jahres 48 entrissen worden und seit der Zeit hatte sie ihn nicht wieder gesehen. Da sie hörte, er sei dem Heere einverleibt, heirathete sie den im Dorfe ansässigen Notar. Dieser starb bald nach der Geburt Annina's. Die scharfsichtige Mutter hatte die gegenseitige Zuneigung ihrer Tochter und Sandrino's erkannt und sich darüber gefreut. Aber jetzt sah sie die zarte Empfindung plötzlich rauh zerstört und im Herzen der Tochter ihre eigene schmerzliche Jugenderfahrung sich wiederholen: Verlust der ersten Liebe!

Endlich brach sie das Schweigen und sagte zu Sandrino gewandt:

„In Rom werden Sie unter der Protection Ihres Onkels rasch Carrière machen und, wie er, ganz erfüllt von dem Rausch des öffentlichen Lebens, werden Sie bald Ihr stilles Heimathdorf vergessen haben!"

Annina seufzte tief; der junge Mann antwortete:

„In Rom, fern von meinem lieben Dorf, werde ich sehr einsam und unglücklich sein. Sie wissen sehr wohl, daß ich niemals nach Größe gestrebt habe. Ich bin einziger Sohn und habe Vermögen genug, um sorgenlos leben zu können. Ich habe nie einen anderen Wunsch gehegt als den, eine glückliche, mit meinem väterlichen Erbtheil zufriedene Familie zu gründen. Mein Vater denkt anders und sagt mir jeden Tag auf's Neue: Was willst Du eigentlich in diesem elenden Dorfe beginnen? Du hast ganz nette Kenntnisse erworben, suche jetzt sie Dir zu Nutze zu machen. Du mußt Dich nicht, wie ich, der schrecklichen Oede der kleinen, häuslichen Angelegenheiten opfern. Zu diesen gewöhnlichen Geschäften genüge ich, Du solltest Dir einen befriedigenderen Beruf wählen und in die Fußstapfen des Onkels treten. Sieh doch, wie der in wenigen Jahren bis zur höchsten Macht gelangt ist und Ehren und Geld dabei verdient hat, während ich mein Lebelang wie ein echter Dummkopf den Landwirth gespielt habe, wobei ich nicht einmal Profit hatte, um mich für all' die Verdrießlichkeiten zu entschädigen. Höre Du meinen erfahrenen Rath, laß Dich von Deinem Onkel in die diplomatische Carrière einführen, Du wirst es mir später noch Dank wissen, Dir's gerathen zu haben.... Jetzt frage ich Sie, was kann ich darauf antworten?..."

Hier wurde die Unterhaltung durch den plötzlichen Eintritt von Sandrino's Vater unterbrochen. Dieser hatte soeben ein Telegramm von seinem Bruder erhalten, welches ihn für den morgenden Tag anmeldete. Darob hocherfreut kam der Landwirth zur Frau Mathilde, um sie zu bitten, den morgenden Abend mit ihrer Tochter bei ihm in Gesellschaft des Ministers zuzubringen. Für die ihr zugedachte Ehre verbindlich dankend, schlug die Wittwe zuerst kurzweg ab. Nachdem sie aber gehört, daß die Einladung ein specieller Wunsch des Ministers selbst sei, und daß er sich in seinen Briefen stets nach ihr erkundige, konnte sie doch dem Verlangen ihn wiederzusehen nicht länger widerstehen und nahm mit vieler Höflichkeit an. Obgleich über 40 Jahre alt, war sie immer noch eine schöne Frau und konnte Jedem gefallen, um so mehr also vielleicht dem Minister. Wenn er sie frei fand, konnte er sich möglicher Weise entschließen, einen im zwanzigsten Jahre angefangenen Roman zu Ende zu führen, der damals aus politischen Gründen abgebrochen worden war wie in einem Zeitungsfeuilleton, während das Herz wahrscheinlich unter die letzte Zeile das übliche: „Fortsetzung folgt" gesetzt hatte.

Also bereitete sich das Dorf zum feierlichen Empfang Sr. Excellenz vor, welche glaubte, im strengsten Incognito anzukommen. Aber ohne sein Wissen und Willen sprachen alle Zeitungen von der Reise des Ministers, die so viele Leidenschaften wach rief und Hoffnungen auf Aemter und Ehren, ja, sogar alte, halbvergessene Liebesgedanken erweckte, während sie andererseits drohte, den Faden einer neuen, aus der Wurzel der alten erblühten Herzensangelegenheit jäh zu zerreißen. Ein Correspondent einer der vornehmsten und verbreitetsten Zeitungen, der seinen naiven Lesern gerade nichts zu erzählen wußte, hatte sich ausgedacht, der Reise des Ministers einen politischen Beweggrund unterzuschieben. Daraufhin brachten die Organe der Opposition fulminante Artikel und gaben der Regierung in dieser Angelegenheit die besten Rathschläge.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie I: Die Hölle. Metrisch übertragen von Dr. med. **Carl Bertrand.** (Heidelberg, Gustav Köster.) — Wenn nach dem Ausspruche von K. Bartsch „nur immer neue Uebersetzungsversuche allmählich zu dem Ziele einer nach Form und Inhalt möglichst treuen, lesbaren Verdeutschung Dante's führen können", so müssen wir dieses Buch schon aus diesem Grunde freundlich begrüßen. Ein alter Herr, dessen Lebensberuf durch ein halbes Jahrhundert hindurch es war, „nicht Verse zu schmieden, sondern kranke Menschen gesund zu machen", hat es geschrieben als Anregung für sich selbst, in der Freude, welche die innige Beschäftigung mit dem großen Dichter seinem Alter gewährte, und mit der liebevollen Hingebung, die ein tiefes Eindringen in den Geist des Dichters und in das Verständniß seiner Zeit von selbst erzeugen mußte. Seine Freunde haben ihn, der sich schon durch eine Uebersetzung des Carme dei Sepolcri von H. Foscolo bekannt gemacht hat, überredet, dieses Werk einer schönverbrachten Mußezeit zu veröffentlichen, und sie haben sich damit um die Verbreitung der Dante-Kenntniß in unserem Volke verdient gemacht. Denn die Uebersetzung, in reimlosen Jamben geschrieben, liest sich leicht und verständlich und ist von sprachlicher Formenreinheit. Hinsichtlich der Treue der Wiedergabe hat sich der Verfasser nicht an das strenge Witte'sche Princip gehalten, daß jedes Wort des Dante in seiner Stelle möglichst zu belassen und wiederzugeben sei, sondern hat mehr dem Geiste der deutschen Sprache Rechnung getragen. Ein erläuterndes Vorwort und Anmerkungen geben dieser Wiedergabe vollständige Selbständigkeit.

Wogen der Sündfluth. Eine Novellensammlung in zwei Theilen von **O. von Oberkamp.** (Berlin, Wilhelm Issleib.) — Einzelne dieser neuen Novellen von der Verfasserin der „Karyatiden" sind wieder trefflich gelungen, so besonders „Die Willi" im ersten Theile und alle drei Stücke des zweiten Theiles. Das Dämonische in der weiblichen Natur, das dem Manne das Herz zerfleischt und mit kalter Grausamkeit nur nach Erfüllung des eigenen ungestüm begehrenden Ich strebt, findet in der erstgenannten Novelle einen plastischen Ausdruck. Die drei Novellen des zweiten Theiles schildern dagegen die entsagungsvolle, aufopferungsfreudige Liebe des Weibes und sind, ihrem ganzen Aufbau nach, wie auch hinsichtlich der feurigen, kräftigen, stets nach bewegten Scenen drängenden Darstellung besonders gelungen. Das in ihrem Lebensglücke arg geschädigte Mädchen, das „In der elften Stunde" schließlich allen Haß und alle Bitterkeit gegen den Urheber ihres Unglückes über der mächtig wieder emporflammenden Liebe vergißt, die prächtige „Russalka", die mit ihrem praktischen und klugen Sinne lieber dem Geliebten entsagt, als daß sie ihn in seiner Lebensbahn störte und schließlich die mit einem Heiligenschein umwobene Hanna in „Die Erlöserin", die sich, um den Geliebten vom Sündenpfade abzulenken, für ihn am Kreuze opfert, sind schöne und poetisch empfundene Weibesgestalten. Die letztgenannte Novelle besonders regt mächtig an und erschüttert durch das mystisch-symbolische Element, das sie durchzieht. In allen Stücken ihres neuen Buches, selbst in den beiden ersten Novellen des ersten Theiles, die wir, weil wir sie in der Anlage für mißrathen halten, nicht genannt haben, offenbart die Verfasserin entschieden ein originelles Talent und eine fast männliche Darstellungskraft, die denn auch ihre Erzeugnisse weit über die Mittellinie der modernen novellistischen Production hinaushebt. o. b.

Der medicinische Verlag von **Louis Heuser in Neuwied und Berlin** hat neuerdings einige überaus interessante Bereicherungen erfahren. **Die Lungengymnastik** von Dr. med. **Th. Huperz** ist eine populär geschriebene Anleitung zur diätetischen Pflege und gymnastischen Ausbildung der Athmungsorgane mit Einschluß der Verwerthung der Lungengymnastik für die Heilung des Stotterns. Nach theoretischen Erörterungen über die mechanischen und chemischen Vorgänge beim Athmen werden die Folgen einer andauernden mangelhaften Thätigkeit der Lungen aufgezeigt, woran sich eine Hygiene der Wohnung, Kleidung, Beschäftigung und die Diätetik des Athmens schließt, wie sie durch allgemeine körperliche Ausbildung der Athmungsorgane und durch specielle (Schreber'sche) Lungengymnastik erzielt wird. Von heilsamem Einfluß auf Gesunde und Kranke möge auch die Schrift von **C. F. Kunze-Halle: Ueber die Diät** sein. Die Nahrungsmittel aus dem Thier- und Pflanzenreiche werden hier einzeln auf ihre Verdaulichkeit und ihren Nährwerth geprüft, die Diät in Bezug auf die Luft, auf Gewohnheiten und Arbeiten besprochen und zumal bei einzelnen Krankheitszuständen. Wir können das Werkchen, das viel Neues enthält, Gesunden und Kranken empfehlen.

Das schwierige Problem. Humoreske von **J. H. Detmold.** Illustrirt von **E. Klein.** (Stuttgart, Lutz.) — Die köstliche Satire des Advokaten Detmold von Anno 1844 in einem hübsch ausgestatteten Neudruck. Ist auch manche, namentlich politische Anspielung veraltet, so bleibt doch der Humor dieser vormärzlichen „Randzeichnung", worin die Spießbürger von Flachsenfingen über die Renovation ihrer beschmutzten Venus berathschlagen, ewig jung und frisch.

Digitized by Google

Inserate.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Flandern und Brabant.
Episches und lyrisches von **Pol de Mont**, übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Flemmich.** Preis eleg. broch. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.

Aus den Tagen der Hansa.
Drei Novellen von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. ℳ 12.—, eleg. geb. ℳ 15.—

Ein Skizzenbuch von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Facsimile des Verfassers ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

Freiburg i. B. **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.
Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Beachtenswerthe Sittenschilderungen des bedeutendsten Russischen Satirikers.

Soeben erschien:

„Des Lebens Kleinigkeiten."

Bilder und Typen aus dem Russischen Leben von **N. Schtschedrin** (M. J. Saltykow). Autor. Uebers. v. Joh. Eckardt. Preis 3 ℳ 60 ₰. **Gebr. Behre's** Verlag in **Hamburg.**

Ausführliche Besprechung dieses interessanten Werkes in Nr. 15 (Seite 230 bis 232) der „Gegenwart".

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Dr. G. H. Theodor Eimer,
Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen,

Die Entstehung der Arten
auf Grund von
Vererben erworbener Eigenschaften
nach den
Gesetzen organischen Wachsens.

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

I. Theil.

Mit 6 Abbildungen im Text.
Preis: 9 Mark.

Roman-Manuscripte
interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.
Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

König Elf's Lieder.
Eine lyrische Rhapsodie
von
Gustav Kastropp.
Dritte, veränderte Auflage.

Oktav. Geheftet ℳ 1. 50. Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt ℳ 2. —

Die Lieder dieses Cyklus sind zum großen Theil von überraschender Schönheit, so frisch, zart und sinnig, daß man ausrufen muß: Das ist die echte Lyrik! **Heimgarten.**

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Bad Reinerz

bei Glatz in Schlesien, klimatischer, waldreicher ***Höhen-Kurort*** von 568 m. Seehöhe, mit den Erfordernissen eines ***Terrain-Kurorts,*** besitzt drei kohlensäurereiche, alkalisch-erdige ***Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche***-Bäder und eine vorzügliche ***Molken-*** und ***Milchkur-Anstalt.*** Reinerz ist demnach angezeigt bei sämmtlichen Krankheiten auf anämischer Basis: Krankheiten des Blutes, des Nervensystems, Magen-, Darm-Katarrhen, Reconvalescenz, Herzschwäche und Herzfehlern mit beginnender Compensationsstörung, Fettleibigkeit, Tuberkulose. Ferner bei idiopathischen Katarrhen der Athmungsorgane und chronischen Entzündungen der Lungen und des Rippenfells, chronischen Krankheiten der weiblichen Sexualorgane und sämmtlichen exsudativen Prozessen. **Angenehmer Sommeraufenthalt.**

Saison vom 1. Mai bis 1. October.

Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende, reich illustrirte No. 24 aus der Kollektion der Europäischen Wanderbilder — Preis 50 Pf. — besagt das Nähere.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges für Nervenleidende und Reconvalescenten. Inhalationen für Hals- und Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt in stets **frischer Füllung** während des ganzen Jahres.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition: Berlin N.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 2. Juni 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die französischen Verfassungswirren. Von Karl Walcker. — Fortschritte der Schiffsdampfmaschine. Von Gustav van Muyden. — **Literatur und Kunst:** Neue Poetiken. Von M. Carriere. — Friedrich Spielhagen's neuer Roman. Von Erwin Bauer. — Dänische Maler. Von L. Marholm. — Geflügelte Worte in fünfzehnter Auflage. Von J. Kriebitzsch. — **Feuilleton:** Der Onkel Minister. Von Antonio Caccianiga. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Die französischen Verfassungswirren.

Von Karl Walcker.

Das Boulanger-Treiben des Jahres 1888 gehört zu den seltsamsten Agitationen, die jemals bei irgend einem Volke und zu irgend einer Zeit vorgekommen sind. Trotzdem ist die ganze Sache, in ihren culturgeschichtlichen Zusammenhängen betrachtet, viel weniger unerklärlich, wie es auf den ersten Blick scheint.

Es gibt im Wesentlichen in der ganzen gebildeten Welt drei verschiedene Standpunkte, von denen aus die französische Geschichte beurtheilt wird, nämlich der französisch-chauvinistische Standpunkt Thiers' und Anderer, der antifranzösisch-chauvinistische Standpunkt R. v. Mohl's und anderer Schriftsteller verschiedener Nationalitäten und der wissenschaftliche, objective Standpunkt, der z. B. von H. v. Sybel und R. v. Gneist vertreten wird. Die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des französischen Chauvinismus ist weltbekannt und sie wird oder wurde wenigstens von manchen Franzosen selbst zugegeben. 1862 machte ich z. B. auf der Fahrt von Paris nach Straßburg in einem Eisenbahnwaggon die Bekanntschaft eines Advocaten am Pariser Cassationshofe. Dieser Gelehrte verstand kein Wort Deutsch, hatte indeß eine Schrift Savigny's in einer Uebersetzung gelesen und sagte mir aus eigenem Antriebe, ohne jede Provocation meinerseits: „Wir Franzosen stehen bei den Deutschen im Rufe oberflächlich zu sein. Es ist aber auch etwas Wahres an diesem Vorwurfe." Sogar aus der Zeit nach dem Kriege sind ähnliche Aeußerungen zu verzeichnen. Die gediegene, 1887 begründete Revue d'économie politique gab 1887 zu, daß die deutsche, historisch-ethische Richtung der Nationalökonomie in England, Italien, Amerika und selbst in Frankreich, überhaupt in der ganzen Welt zur Herrschaft gelangt. R. v. Mohl, eine sonst so maßvolle und vornehme Natur, verstieg sich dagegen 1859 in einem wissenschaftlichen Werke zu der Behauptung, daß die Romanen freiheitsunfähig seien. Als ob Montesquieu, Turgot, Bastiat, die Protestanten der französischen Schweiz und die Refugiesfamilien Preußens freiheitsunfähig wären! Die von Anderen vorgebrachte Phrase, Frankreich sei der Erbfeind Deutschlands, ist ähnlich seicht und unhaltbar, als wenn Jemand Oesterreich als den Erbfeind Preußens, Bayerns und Italiens bezeichnen wollte, weil Oesterreich mit diesen Staaten wiederholt Krieg geführt habe.

Menschlichem Ermessen nach ist in den nächsten Jahren, vielleicht sogar Jahrzehnten, eine gesunde innere Entwickelung Frankreichs, die Genesung des schwer kranken französischen Staatsorganismus, unwahrscheinlich. Sollte sie jedoch eintreten, so wäre sie auch im deutschen Interesse mit Freuden zu begrüßen; denn die Weltcultur und die deutsche Ausfuhr nach Frankreich würden dabei gewinnen und ein wahrhaft großer französischer Staatsmann müßte nothwendiger Weise ein Gegner des Revancheschwindels sein. Sind doch beide Nachbarstaaten bereits 1884 in der ägyptischen Frage zusammen gegangen. Sogar französische Stimmen haben mit Recht das Wohlwollen gerühmt, welches der deutsche Reichskanzler wiederholt, z. B. bei der tunisischen und ägyptischen Frage, für Frankreich an den Tag gelegt hat. Die Revancheidee widerspricht dem wohlverstandenen Staatsinteresse Frankreichs selbst. Frankreich hat noch weniger ein nationales, geographisches oder historisches Recht auf das geraubte Elsaß-Lothringen, wie einst Heinrich VI. von England ein Recht auf Paris, überhaupt auf Frankreich besaß, der sich wenigstens auf das Erbrecht seiner Mutter, einer französischen Königstochter, berufen konnte. Noch heute gehören die normannischen Inseln zu England. Alle europäischen Großstaaten haben, freiwillig oder gezwungen, Land abgetreten. Man denke z. B. an Frankreich im Jahre 1814 und 1815, an Dünkirchen und die jonischen Inseln, an Warschau und Neuenburg, an Lombardovenetien, an Alaska und Kuldscha. Es ist, beiläufig bemerkt, sehr wahrscheinlich, daß Rußland am Amur und Frankreich in Hinterindien früher oder später gezwungen sein werden, occupirtes chinesisches Gebiet dem wieder erstarkenden rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben. Schon Ludwig XIV. und Napoleon I. wurden vom vereinigten Europa in ihre Schranken zurückgewiesen, und nicht bloß Preußen-Deutschland und (bis zu einem gewissen Grade) Italien, sondern auch das englische Weltreich, Oesterreich-Ungarn, Rußland und, zuletzt, nicht am wenigsten, die Vereinigten Staaten sind Frankreich mit seiner fast stationären Bevölkerung längst über den Kopf gewachsen. In Wirklichkeit ist ein Sieg des Panslawismus über die mächtige europäische Friedensliga, hinter der in gewissen Fällen noch die englische Flotte stehen dürfte, natürlich nicht zu befürchten. Nimmt man indeß hypothetisch an, daß die Träume der französischen Chauvinisten sich verwirklichten, so wäre es um die Selbständigkeit Frankreichs geschehen. Wenn das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Italien überwunden, und zwar für immer überwunden wären, so würde Frankreich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit nicht gerade formell, wohl aber thatsächlich ein russischer Vasallenstaat werden, und mit der traditionellen katholischen Clientel Frankreichs im Orient wäre es für immer vorbei. Die Katholiken des Orients würden ähnlich behandelt werden, wie die Protestanten Livlands. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß diese wichtigen, wenngleich trivialen Wahrheiten früher

Digitized by Google

oder später in Frankreich nach Gebühr anerkannt werden. Eine heilsame Krisis, ein Sichselbstbesinnen Frankreichs ist auf verschiedenen Wegen denkbar, nicht bloß nach einem etwaigen Friedensbruche der Revancheschreier und neuen deutschen Siegen, sondern auch im Frieden in Folge der steigenden Schwierigkeiten der inneren Politik und der steigenden Macht der französischen Socialisten. Ganz unabhängig von einander brachten zwei gut unterrichtete deutsche Zeitschriften, ein ultramontanes Organ und ein nicht ultramontanes, antisocialistisches Gewerkvereins-Organ 1888 Ausführungen darüber, daß die französischen Arbeitermassen nahe daran wären, in's Lager der Socialisten überzugehen. Die socialistischen Utopien können zwar in Frankreich ebenso wenig siegen wie anderswo. Es ist jedoch nicht undenkbar, daß die socialistische Schwierigkeit und andere Schwierigkeiten abkühlend auf den Revancheschwindel wirken und die herrschenden Classen im Interesse ihrer Selbsterhaltung zu einer staatsmännischen Reformpolitik zwingen werden.

Die politische Unfreiheit ist in Frankreich sehr alten Datums. Abweichend von den alten Germanen litten schon die heidnischen Gallier an einer drückenden Adels- und Priesterherrschaft, die sich in veränderter Gestalt bis in's Mittelalter und die spätere Zeit fortpflanzte und zu den Ursachen der Albigenser- und Hugenottenkämpfe gehörte, bei denen es sich keineswegs um rein religiöse Dinge handelte. Zu beiden Reformparteien gehörten vorzugsweise, wenngleich nicht ausschließlich, das reiche und gebildete Bürgerthum und der gebildetste Theil des Adels. Leider waren die Hugenotten nicht immer frei von engherziger, puritanischer Griesgrämigkeit; und einzelne machten sich als Steuerpächter verhaßt. Trotzdem hatte Napoleon I. Recht, als er auf St. Helena in seinen Gesprächen mit dem Grafen Las Cases Franz I. wegen seiner Parteinahme gegen statt für die Reformation, seiner Reformirten- und Lutheranerverbrennungen tadelte. Auch hier konnte man mit jenem berühmten französischen Criminalisten sagen: »Cherchez la femme!« Dieses Weib war die sittenlose und unredliche Mutter Franz I., welche ihren schwachen Sohn systematisch demoralisirte und zu seinen Protestantenverfolgungen aufhetzte. Sie hat Frankreich noch mehr geschadet als Katharina von Medici (die ebenfalls eine Italienerin war), als Frau von Maintenon und die spanische Kaiserin Eugenie, welche im Bunde mit den Jesuiten ihren „kleinen Krieg" von 1870 anzettelte. Zu der bekannten Mißregierung Ludwigs XIV., XV. und XVI. kamen noch sonstige traurige Dinge. Ranke und andere Historiker sprechen den Verdacht aus, daß der Herzog von Burgund, der Vater Ludwigs XV., vom Herzoge von Orleans vergiftet wurde, daß das Gold und die Agenten Philippe Egalité's wesentlich zur großen Revolution beitrugen, und daß die Unpopularität Marie Antoinette's zum großen Theil die Folge der Médisance ihrer Schwäger, des nachmaligen Ludwigs XVIII. und Karls X., war. Der französische Königsmord von 1793 war von einer noch viel schlimmeren Zerreißung aller sittlichen Traditionen begleitet wie der englische von 1649. Taine's bekanntes Werk über die Anfänge des neuen Frankreichs ist nicht frei von einer gewissen reactionären Tendenz; aber der berühmte Verfasser hat Recht, wenn er von einer „jakobinischen Eroberung" Frankreichs spricht. Das Wort „Eroberung" sagt sogar zu wenig, denn die Gallier wurden von den Römern und den Franken relativ viel besser behandelt wie die Franzosen von den Jakobinern. Danton und Consorten raubten Frankreich und Belgien ganz systematisch aus; und auf die Liste der Emigranten, deren Güter eingezogen wurden, kamen viele Personen, die Frankreich, ja, ihren Wohnort gar nicht verlassen hatten, aber irgend einem Jakobiner unbequem waren. Die Jakobiner bereicherten sich ferner durch Assignatenwucher, sie kauften mit fast werthlosen Assignaten die sogenannten Nationalgüter, die eingezogenen Güter der Kirche, der wirklichen und angeblichen Emigranten. Trotz manchen anerkennenswerthen Verwaltungsreformen war ferner die Regierung Napoleons I. mit ihrer unersättlichen Eroberungssucht der Entwickelung gesunder wirthschaftlicher und politischer Zustände ungünstig. Noch unter Ludwig XVIII., zur Zeit des sogenannten weißen Schreckens, fanden im Süden Frankreichs blutige Protestantenverfolgungen statt, und noch 1870 schwebten die Protestanten in Gefahr, niedergemetzelt zu werden. Karl X. begünstigte die Jesuiten, und das sogenannte Guizot'sche Corruptionssystem ist richtiger als das System Ludwig Philipps selbst zu bezeichnen, der kurzsichtig und kenntnißlos genug war, um seine Sache auf solche Mittel statt auf staatsmännische, populäre Reformen zu stellen. Napoleon III. hat sich Verdienste um die Wiederbewaldungen, Vicinalwege und die Milderung des französischen Prohibitivzollsystems erworben; im Allgemeinen schwankte er jedoch, trotz seinen dictatorischen Neigungen, haltlos hin und her. Die Kammern der dritten Republik sind nicht nach dem hohen Census der Zeit der Restauration und Ludwig Philipps gewählt; aber das Sinnen und Trachten der heutigen Parlamentsparteien seit 1871 erinnert doch, von rühmlichen individuellen Ausnahmen abgesehen, nur allzusehr an das kurzsichtig-egoistische Treiben der Politiker jener Zeiten. Die auf die 1870er und 80er Jahre bezüglichen Klagen eines so sachkundigen und conservativen Staatsmannes wie Léon Say erinnern auffallend an die classischen, aus den 1820er und 1840er Jahren stammenden Schilderungen P. L. Courier's und Bastiat's.

Auch im 18. und 19. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit, waren wohlmeinende Männer verschiedener Klassen und Parteien redlich bemüht, die französischen Zustände zu verbessern; aber ihre Bemühungen haben wenig Erfolg gehabt, und dies Fiasco beruhte in der Regel nicht auf Zufälligkeiten, sondern auf tief liegenden Gründen. Das deutsche Sprichwort: „Mit den Wölfen muß man heulen" hat, mit einem Körnlein Salz verstanden, einen guten Sinn. Selbst der charakterfesteste Politiker, überhaupt Mann, muß die Interessen, ja die Lieblingsvorurtheile desjenigen Menschenkreises, in dem er sich dauernd oder vorübergehend aufhält, in tactvoller Weise schonen. In der Theorie wird dieser Satz in Frankreich nicht gerade übertrieben, wohl aber in der Praxis, in der häuslichen Erziehung und im öffentlichen Leben. Feine Kenner Frankreichs, wie K. Hillebrand und H. Heine, haben diesen Grundschaden mit Recht betont und auf seinen engen geschichtlichen Zusammenhang mit dem geisttödtenden, allem selbständigen Denken feindlichen, mehrhundertjährigen Despotismus der Bourbons und der Jesuiten hingewiesen. Aus diesem Grunde würde ein großer französischer Staatsmann, selbst ein vom Glücke begünstigter Land- oder Geldaristokrat mit angeborener großer Clientel, unter sonst gleichen Umständen viel schwerer durchdringen wie ein gleich begabter deutscher oder englischer Fürst oder Staatsmann, der sich an ein gebildetes Publikum wenden kann, welches mit der Muttermilch den echt conservativen und zugleich echt liberalen, reformfreundlichen Geist der gesunden Kritik, den Geist Luther's und Kant's, Stein's, Hardenberg's und A. Smith's, eingesogen hat. Selbst tüchtige französische Staatsgelehrte haben noch immer kein rechtes Verständniß dafür, daß das bloße Wählen und Gewähltwerden, das Reden oder gar das Intriguiren, der Handel mit Patronage, das Erhaschen persönlicher Vortheile und das sportmäßige Ministerstürzen nicht den constitutionellen Staat machen; daß es beim Constitutionalismus vor Allem auf die Ehrenämter der Selbstverwaltung, auf das selbständige und rationelle wirthschaftliche und politische Denken, auf zahllose Arten gemeinnütziger Selbstthätigkeit ankommt. Es ist z. B. charakteristisch, daß in Deutschland die Freihandelspartei, trotz den zeitweiligen Niederlagen, die sie, nicht ohne eigene taktische Fehler, erlitten hat, doch eine mächtige Partei ist, mit der gemäßigte wie extreme Schutzzöllner ernstlich rechnen müssen und wirklich rechnen, während die französische Freihandelspartei fast nichts zu sagen hatte und hat.

Nur in solchen und ähnlichen culturhistorischen Zusammenhängen war und ist ein Boulanger überhaupt möglich. Im Deutschen Reiche, in England, in Schweden und selbst in Oesterreich-Ungarn und in Italien wäre eine solche Erscheinung einfach unmöglich.

Digitized by Google

Fortschritte der Schiffsdampfmaschine.

Von Gustav van Muyden.

In England wüthet die Manie der „Tage" fast ebenso arg als im Deutschen Reiche und es gibt beinahe keinen Stand oder Beruf, dessen Angehörigen sich nicht für verpflichtet erachten, im Laufe des Sommers an irgend einem Orte zusammenzutreten und ihre Gefühle persönlich auszutauschen. Unsere Vettern jenseits des Kanals verfahren indessen insofern praktischer als wir, als sie die Vorträge, welche auf solchen „Tagen" das Licht der Welt erblicken sollen, vorher drucken und an die Theilnehmer vertheilen. Diese können sich daher in aller Gemüthsruhe die Sitzungen „schenken" und sich den Freuden des Frühstückes ohne Gewissensbisse hingeben. Sicherlich nachahmenswerth.

Auf diese Weise erhielten wir einige Zeit vor dem Tagen der hochangesehenen Institution of Naval Architects ein sehr interessantes „Paper", welches auf's Schlagendste beweist, daß man mit der Annahme fehl geht, es seien gewisse ältere Erfindungen gleichsam als abgeschlossen zu betrachten und man könne daran nicht mehr bessern. Beim Anblick einer stehenden Dampfmaschine oder einer Locomotive überkommt wohl die Mehrzahl der Menschen das Gefühl, diese Gebilde seien auf dem höchsten Punkt ihrer Entwickelung angelangt und es sei ein weiterer Fortschritt auf diesem Gebiete geradezu undenkbar. Dies ist jedoch nicht der Fall und es hat die Dampfmaschine im Allgemeinen und die Schiffsmaschine insbesondere in den letzten Jahren Verbesserungen erfahren, die auf die Entwickelung der Oceandampfschifffahrt sowie der Kriegsmarine von unberechenbarem Einfluß gewesen sind.

Dies ergibt sich unter anderem aus besagtem „Paper" von Frank C. Marschall, in dessen Maschinenbauanstalt gegenwärtig die größten existirenden Dampfmotoren der Fertigstellung nahen, und welcher daher in hohem Grade befugt erscheint, in dieser Sache das Wort zu ergreifen. Als Schriftsteller ist er dagegen eine unbedeutende Größe und es liegt in seinem gedachten Vortrage Alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Wir wollen versuchen, aus dem Wust das herauszufinden, was für unsere Leser von Interesse sein könnte.

Die völlige Umgestaltung, welche die Schiffsmaschine in letzter Zeit erfuhr, ist auf drei Hauptursachen zurückzuführen:

1) Die Anwendung des Stahles beim Kesselbau und die Verbesserung in der Verdichtung des Abdampfes;

2) Die sich allmählich bahnbrechende Anwendung des sogenannten künstlichen oder forcirten Zuges;

3) Die drei- und vierfache Expansion.

Ueber den ersten Punkt wollen wir aus einem triftigen Grunde kurz hinweggehen. Wir würden nämlich durch ausführliche Angaben unsere Leser langweilen. Nur so viel sei gesagt: Der Stahl hat, weil widerstandsfähiger als das Eisen, die Erhöhung des Dampfdruckes in den Kesseln ermöglicht, woraus folgt, daß man entweder mit einem kleineren Stahlkessel dasselbe erzielt, als mit einem größeren eisernen, oder mit einem gleich großen bedeutend mehr erreicht.

Interessanter ist schon der forcirte Zug. Unseren Lesern ist nicht unbekannt, daß die verhältnißmäßig kleine Locomotive nur deshalb zu solchen Kraftleistungen befähigt ist, wie wir sie täglich beobachten können, weil der aus dem Schornstein mit Gewalt herausgestoßene Dampf hinter sich einen luftleeren Raum erzeugt, den die Luft sofort zu füllen bestrebt ist. Diese Luft, welche durch den Aschkasten eintritt, muß aber ihren Weg durch die Roststäbe der Feuerung nehmen, was eine Anfachung des Feuers zur höchsten Gluth und wiederum eine ungeheure Dampfentwickelung zur Folge hat.

Bei den Niederdruck-Schiffsmaschinen fällt, wie begreiflich, da der Dampf nicht aus dem Schornstein entweicht, dieser künstliche Zug fort, und so ist man seit einigen Jahren bestrebt, denselben durch verschiedene Mittel zu ersetzen, die freilich das an sich schon ungemüthliche Leben im Maschinenraum zu einem noch ungemüthlicheren gestaltet haben. Wie verfährt man, um den künstlichen Zug zu erzeugen? Die Sache ist ziemlich verwickelt. Zunächst verwandelt man den Heizraum selbst in eine möglichst luftdichte Kammer. Sodann preßt man mittelst kleiner Dampfmaschinen in diese Kammer fortwährend Luft hinein, so daß Maschinisten und Heizer in einer Atmosphäre leben müssen, welche an diejenige einer Taucherglocke erinnert. Die Preßluft gelangt endlich aus dem Heizraum in die Feuerungen der Kessel und erzeugt hier ein Feuer, welches man der Gluth in den Hochöfen an die Seite stellen kann. Unter der Einwirkung der ungeheuren Hitze verflüchtigt sich das Wasser wie von der Aprilsonne beschienener Schnee. und es wird die erzeugte Dampfmenge mindestens verzweifacht, Das Ergebniß des künstlichen Zuges wird wohl am Besten durch den Umstand veranschaulicht, daß es bisweilen dadurch gelang, auf jedem Quadratmeter der Feuerung in einer Stunde 500 Kilogramm Kohle zu vertilgen, das heißt so viel wie zum Betriebe einer Maschine von 500 Pferdestärken erforderlich ist. Es leuchtet ein, daß man also mit Hülfe des künstlichen Zuges im Stande ist, entweder eine sehr mächtige Maschine aus einem kleinen Kessel zu versorgen und dadurch viel Raum im Schiffe zu gewinnen, oder unter Beibehaltung der alten Kessel die Leistungsfähigkeit einer vorhandenen Maschine erheblich zu steigern.

Allerdings fand der künstliche Zug bisher eigentlich nur auf Torpedobooten und schnellen Kreuzern Anwendung, und dort auch nur wenn es gilt, in einem gegebenen Augenblick eine große Geschwindigkeit zu erzielen. Doch glaubt der erwähnte Fachmann annehmen zu dürfen, daß er binnen Kurzem zu den unentbehrlichsten Erfordernissen jedes schnellfahrenden Dampfers gehören werde. Die Gründe, welche er für seine Ansicht in's Treffen führt, sind folgende:

Der künstliche Zug gestattet, wie eben bemerkt, die Kesselanlage und demnach die mitzuschleppende Wassermenge zu verkleinern; er gestattet ferner die Einhaltung eines gleichmäßigen Dampfdruckes bei jeder Temperatur und bewirkt endlich eine ausgezeichnete Lüftung des Maschinenraums. Letzterer Vortheil ist bei den Schiffen, welche die Tropen befahren, nicht gering zu veranschlagen.

Wir kommen nun zu den Veranstaltungen zur besseren Verwerthung der in dem Dampf steckenden Kraft. Unsere Leser werden sicherlich in den Berichten über Probefahrten von Dampfschiffen, z. B. von Schichau'schen Torpedobooten, von dreifacher Expansion gelesen haben, ohne sich vielleicht über die Sache genaue Rechenschaft abzulegen. Glücklicherweise ist sie sehr einfach und mit wenigen Worten auseinandergesetzt.

Bei den alten Niederdruckmaschinen entwich der Dampf, obwohl er noch sehr kräftig war, unmittelbar in den Condensator, um hier wieder zu Wasser verdichtet zu werden. Da kam man auf den Gedanken, denselben erst in einen zweiten, größeren Cylinder zu leiten und hier nochmals wirken zu lassen. So entstand die sogenannte Compoundmaschine oder Maschine mit zweifacher Expansion. Sehr bald fand man aber, daß der aus dem zweiten Cylinder kommende Dampf noch nicht ausgetobt habe und sehr gut noch weiter wirken könne. Daher die Motoren mit dreifacher Expansion, die sich von den eben erwähnten im Wesentlichen nur durch einen dritten Cylinder unterscheiden. Ja die Leute sind in allerletzter Zeit noch klüger geworden und bauen Maschinen mit vierfacher Expansion. Eine für eine englische Yacht im Jahre 1886 gebaute derartige Maschine leistet in Bezug auf Brennstoffersparniß das Unglaublichste. Sie verbraucht nämlich für jede Pferdekraft und Stunde nur 450 Gramm Kohle!

Heute sind nicht bloß die Torpedoboote, sondern fast sämmtliche neugebaute Panzerschiffe und die meisten transatlantischen Dampfer mit dreifachen Expansionsmotoren ausgestattet. So sparsam arbeiten diese allerdings nicht ganz, wie der letztgenannte; doch bringt man es auf 700 Gramm, während die größeren Schiffsmaschinen noch vor vierzig Jahren $3^1/_2$ Kilogramm, also fünf Mal mehr, verzehrten. Zugleich sind die Maschinen um die Hälfte leichter geworden.

Digitized by Google

Diese Kohlenersparniß ist keine bloße Geldfrage, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte. Hängt doch die Leistungsfähigkeit, z. B. der Kreuzer der Kriegsmarine, von der Kohlenmenge sehr wesentlich ab, die sie mitzuführen vermögen, während die Verminderung des Kohlenverbrauchs erst die eigentliche Oceandampfschifffahrt ermöglicht hat. Dampfer mit Maschinen von 10—13000 Pferdestärken, wie sie heute gang und gäbe sind, waren aus einem sehr einfachen Grunde noch vor zwanzig Jahren unmöglich. Sie hätten nämlich zu der siebentägigen Fahrt zwischen Irland und New-York 4000 Tonnen Kohlen an Bord nehmen müssen und es wäre kein Raum für Passagiere und Fracht übrig geblieben!

Der Fortschritt ist also in jeder Hinsicht geradezu überwältigend. Doch darf man sich nicht verhehlen, daß die Schiffsmaschine, wie der Dampfmotor überhaupt, trotzdem in mancher Beziehung noch zu den unvollkommensten Werkzeugen gehört, welche der Mensch ersonnen hat. Von der im Brennmaterial steckenden Kraft nützt er im allergünstigsten Falle zehn Procent aus. Andererseits nimmt er auf Schiffen gerade den allerbesten Raum ein und ist auf Torpedobooten und Avisodampfern so umfangreich, daß für die Unterbringung der Mannschaft kaum noch Raum übrig bleibt.

Wir kommen endlich zu den Fortschritten in der Gesammt-Leistungsfähigkeit der Schiffsmotoren.

Vor 20—30 Jahren gehörten Maschinen von 500 Pferdestärken zu den Ausnahmen und wurden als Wunder angestaunt. Dann stieg man allmählich bei Oceandampfern und Panzerschiffen auf 5000 Pferdestärken hinauf; doch datirt der eigentliche Aufschwung auf diesem Gebiete erst vom Jahre 1881. Diesen Aufschwung in Bezug auf die Handelsdampfer veranschaulicht folgende Tabelle, bei welcher aber leider Marshall, als richtiger Engländer, nur die Schiffe des Vereinigten Königreiches berücksichtigt hat. Es weisen auf die Dampfer:

America	7,354	Pferdestärken.
Aurania	8,500	"
Alaska	10,000	"
Servia	10,300	"
City of Rome . . .	11,870	"
Oregon (untergegangen)	13,300	"
Etruria und Umbria je	14,321	"

Letztere sind also 28 Mal stärker als die größten Dampfer aus unserer Jugendzeit. Uebertrumpft werden sie jedoch demnächst durch zwei Schiffe, welche die Inman-Gesellschaft bauen läßt. Die dreifachen Expansionsmaschinen dieser Schiffe sind nämlich auf 18,000 Pferdestärken veranschlagt!

Die Schiffe des Norddeutschen Lloyd und der französischen Compagnie transatlantique halten sich in bescheideneren Grenzen. Sie begnügen sich mit 7—8000 Pferdestärken, was übrigens nach der Ansicht hervorragender Fachleute — wir nennen nur Director Ziese von der Schichau'schen Werft — viel richtiger sein soll.

Nicht ganz so gewaltig war die Steigerung der Kraft bei den Panzerschiffen der Neuzeit, wenn wir von den Bauten der Italiener absehen. Längere Zeit galten die deutschen Schlachtschiffe König Wilhelm, Kaiser, Deutschland, wie auch die französischen bezw. italienischen Panzerschiffe Inflexible und Amiral Duperré, Dandolo, Duilio mit ihren 8000 Pferdestärken für unübertroffen. Seit 1885 ist indessen England, dessen Schiffe bis dahin unter der Maschinenkraft der eben erwähnten geblieben waren, bemüht, es den Handelsdampfern nachzumachen. Es weisen nämlich auf:

Imperieuse	10,180	Pferdestärken.
Rodney	11,160	"
Bembow	10,850	"
Howe	11,725	"
Victoria, Sanspareil, Nile, Trafalgar je .	12,000	"

Weit übertrumpft werden diese so gewaltigen Fahrzeuge wiederum von den Panzerschiffen, welche die italienische Regierung bei englischen Firmen in Bestellung gegeben hat. In den Jahren 1881 und 1882 liefen Italia und Lepanto vom Stapel, deren Maschinenkraft auf 18,000 Pferdestärken angegeben wird. Damit nicht zufrieden, werden die Italiener die Welt demnächst mit drei Schiffen überraschen, von denen Re Umberto und Sicilia je 19,500 und gar Sardegna 22,800 Pferdestärken aufweisen!

Von fachmännischer Seite wurde mehrfach hervorgehoben, es sei unmöglich, so ungeheure Kräfte voll und nutzbringend auf eine Schraube zu übertragen, es habe eben Alles, auch die Dampfkraft, seine Grenzen. Diesem berechtigten Einwand suchen die Erbauer dieser Colosse durch Einrichtungen zu begegnen, welche allerdings geeignet erscheinen, denselben zum Theil zu entkräften. Die Maschinenkraft ist nämlich getheilt. Es sind die Schiffe mit zwei Schrauben versehen, deren jede wiederum von zwei von einander unabhängigen Dreifach-Expansionsmaschinen gedreht wird, was nebenbei den Vortheil gewährt, daß man beim bloßen Kreuzen nur die hintere Maschine arbeiten zu lassen braucht. Die volle Kraft tritt nur im Ernstfall in Thätigkeit.

Nicht minder bemerkenswerth sind übrigens die Fortschritte in der Anwendung der Dampfkraft auf Verrichtungen, die auf Schiffen bisher Menschenhänden anvertraut werden mußten. Der Dampf verrichtet hier alle schweren Arbeiten, sogar das Laden der Geschütze und das Steuern, und dies hat, wie man sich denken kann, gestattet, die Schiffsbesatzung zu verkleinern. So erhält „Sardegna" außer den vier Motoren für die Schraube nicht weniger als 58 kleinere Dampfmaschinen mit 78 Cylindern. Wer sich darin zurecht findet, darf das Prädicat eines guten Kopfes für sich in Anspruch nehmen.

Doch darf man trotz dieser gewaltigen Fortschritte, wie oben bemerkt, der Thatsache die Augen nicht verschließen, daß es noch viel zu thun gibt, um den Dampfmaschinenbetrieb ökonomischer zu gestalten. Es fehlt aber andererseits nicht an Stimmen, welche, die Unmöglichkeit einer Verbesserung in dieser Richtung behauptend, auf die gleichsam neu aufgetauchte, noch viel gewaltigere Kraft, die Elektricität, ihre Hoffnung setzen und meinen, es würde über kurz oder lang gelingen, diese so viele Vortheile bietende Kraft an die Stelle des Dampfes zu setzen. Doch ist dies Zukunftsmusik und wir haben uns hier damit nicht zu befassen.

Literatur und Kunst.

Neue Poetiken.

Von M. Carriere.

Die Aesthetik Eduard von Hartmann's zeigte uns auf erfreuliche Weise wie der Verfasser sich in den Zusammenhang der Entwicklung stellte, seine Lehre vom Schönen an das anknüpfte, was seit hundert Jahren von der deutschen Philosophie auf diesem Gebiet erarbeitet worden; er behielt was die kritische Prüfung bestanden, und reihte seine eigenen Gedanken fortbildend daran. Und es ist wahrlich Zeit, daß wir in den Geisteswissenschaften es den Naturforschern gleich thun, die auch nicht meinen, es müsse jeder von vorn anfangen und seine absonderliche Ansicht von den Dingen neben die Errungenschaft der Vorzeit stellen, vielmehr eignet da jeder sich den Erwerb der seitherigen Arbeit an und fügt das Seine als einen frischen Baustein hinzu. Aber das können wir von zwei neuen Büchern über die Dichtkunst nicht sagen, weder von der Poetik Wilhelm Scherer's*), noch von dem Handbuch der Poetik, in welchem Hermann Baumgart**) eine kritisch-historische Darstellung der Theorie der Dichtkunst

*) Berlin, Weidmann.

**) Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

ankündigt. Aristoteles und Lessing sind es, an die Baumgart sich hält, an die er seine Erörterungen anknüpft, allerdings zwei Pfeiler im Bau jeder Aesthetik; aber was nun durch die Romantiker, durch Hegel und seine Schüler, durch die Schriften über Wesen und Form der Poesie von dem Unterzeichneten, von Gottschall und in dem Schlußband von Vischer's Aesthetik geleistet ist, das alles scheint für ihn nicht vorhanden, und ich glaube kaum, daß er selber behaupten wird, er habe das alles durch freie Darstellung stillschweigend beseitigt und durch Besseres ersetzt; denn er hat manche Probleme, an deren Lösung wir uns versucht, gar nicht einmal berührt, geschweige das Vorliegende übertroffen. Scherer ist noch einen Schritt weiter gegangen. Er will nicht traditionelle Lehren überliefern, er will in das Wesen der Poesie auf neuen, eigenen Wegen eindringen. Wir werden ihm auf diesem Wege folgen, und sehen was er da gefunden hat. Groß angelegt und reich an Entdeckungen nennen seine Freunde das Werk, und es zeigt sich auch hier wieder, daß von allen Männern der Wissenschaft in neuerer Zeit es keiner so gut verstanden hat wie er, seine Erzeugnisse ausposaunen zu lassen, ich will nicht sagen, daß er das absichtlich hervorgerufen, aber seine Anhänger haben sich eifrig gezeigt, mit den gewaltigsten Preisreden seine Schriften zu begleiten. Aus der Erwähnung Goethe's an Schiller, daß er Einiges im „Faust" aus der ursprünglichen Prosa in Verse gebracht und dadurch stilisirt habe, machte er einen ganzen Urfaust in Prosa. Vergebens sagten wir Anderen, daß ungereimte Stellen, wie das Glaubensbekenntniß, im hymnischen Rhythmenschwung der Goethe'schen Jugend geschrieben seien, daß Stellen wie: „o sähst du voller Mondenschein" oder „meine Ruh' ist hin" nicht aus Prosa erst gereimt, sondern in ihrer dichterischen Form geboren seien; — die Anhänger Scherers betheuerten: eine solche Untersuchung wie von ihm sei seit F. A. Wolf's Prolegomenen zu Homer nicht geführt worden; als nun ein Manuscript aus der ersten Weimarer Zeit entdeckt wurde, da sollte zwar Scherer's Ergebniß nicht stichhaltig, aber seine Methode doch musterhaft gewesen sein; und als Wilhelm Creizenach sich gegen dies Treiben aussprach, ward ein Wort wie Leichenschändung gegen ihn gebraucht. Gegen solchen „Berlinismus" kann man dann wieder in Süddeutschland scharfe Worte hören.

Nach meiner Ansicht hat weder Scherer eine systematische und vollständige Poetik, noch Baumgart ein Handbuch derselben uns geboten, aber schätzbare Beiträge haben sie geliefert, jeder in seiner Weise. Auch mir war und ist Scherer ein geistvoller, kenntnißreicher, darstellungsgewandter und anregender Mann, und er bleibt es auch im vorliegenden Buche; aber ich glaube, er würde vor der Herausgabe es weiter durchgebildet haben; denn jetzt vermissen wir eine Darlegung der unterscheidenden Stilprincipien in der Lyrik, dem Epos, dem Drama, eine Lehre vom eigenthümlichen Bau dieser Dichtarten, ja eine Darlegung der poetischen Darstellungsmittel, der Bildlichkeit der Rede und des Verses, wie ich solche als das plastische und musikalische Element der Poesie aus ihrem Begriffe schon vor 40 Jahren entwickelt habe, wie das auch Vischer und Gottschall ähnlich ausführten. Auch Baumgart hat sich daran nicht gekehrt; auch er weiß uns darüber also nichts zu sagen.

Scherer sagt von der Poetik des Aristoteles: trotz der Beschränkung auf das Griechische sei sie doch nicht daran gebunden, sondern dringe so sehr auf die Wahrheit und das Wesen der Dinge, daß vieles unumstößlich sei; indeß ist ihm Aristoteles „nicht Naturforscher genug, sondern zu sehr Gesetzgeber". Er suche die wahre Tragödie, das wahre Epos. Dafür soll man verschiedenen Arten des Epos, der Lyrik, des Dramas gerecht werden. Die wahre Poesie zu finden sei eine unlösbare Aufgabe; die Poetik soll die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche vollständig beschreiben in ihrem Hergang, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen. Aber ist das nicht Literaturgeschichte, abgesehen im Ergehen von Möglichkeiten, und woraus sollen diese erschlossen werden als aus dem Wesen der Poesie? Durch die philosophische Richtung sei die Aesthetik stark außer Contact gekommen mit der Literaturgeschichte; aber hat sich nicht thatsächlich seit Lessing, Winckelmann und namentlich bei Hegel die Theorie durchaus an der Hand der Geschichte entwickelt, und sind nicht Vischer und ich auf dieser Bahn weiter gegangen? Haben wir wirklich von Goethe oder Shakespeare statt lebendiger Charakteristiken nichts zu sagen gewußt als „schwungvoll" und so weiter? Ist wirklich in der vergleichenden Darstellung des griechischen, indischen und germanischen Epos, der antiken und der modernen Tragödie kein individuelles Bild entworfen? „Die philologische Poetik soll der früheren Betrachtungsweise gegenüberstehen, wie die historische und vergleichende Grammatik seit Jakob Grimm der gesetzgebenden Grammatik vor ihm gegenübersteht." Aber sucht die historische und vergleichende Grammatik nicht auch nach Gesetzen der Sprachbildung und Entwickelung? In den Naturwissenschaften handelt es sich um das was ist, in der Philosophie aber handelt es sich auch noch um das was sein soll. Ist denn das eine Ethik, die nur erzählt wie gehandelt worden ist und bei den verschiedenen Völkern gehandelt wird, oder sagt sie vielmehr aus der Vernunft und dem Gewissen heraus wie gehandelt werden soll? Gibt es denn kein Gebot der Pflicht, keinen Unterschied von Gut und Bös, von Vollkommen und Unvollkommen? Sollen wir in der Aesthetik den Unterschied von Schön und Häßlich aufgeben und nur berichten was alles gemalt, gemeiselt, componirt und gedichtet wird, ohne eine Werthunterscheidung eintreten zu lassen, ohne aus der Fülle des Mannigfaltigen das allgemein Gültige, Vernunft- und Naturgemäße herauszufinden? Wie ein Sittengesetz, so gibt es auch ein Kunstgesetz; beide immer klarer zu erkennen, nach ihnen das Thatsächliche der Erfahrung zu bemessen, nach ihnen dann auch zu thun und zu bilden, zu dichten und zu trachten ist unsere Aufgabe. Die Kunst wie die Philosophie stellen das Seiende, aber auch das Seinsollende dar. Statt dessen bietet uns Scherer viel flaches Geplauder.

Doch betrachten wir lieber was er uns Neues bringt, es ist ja auch manches Vortreffliche.

Er bespricht zunächst die gebundene und ungebundene Rede, und sagt: nicht alle Poesie sei kunstmäßige Anwendung der Sprache, nicht alle kunstmäßige Anwendung der Sprache sei Poesie. Er betrachtet dann in Hauptabschnitten den Dichter und das Publikum, die Stoffe, die innere und die äußere Form, und hier kommen die Dichtungsarten, die Composition, die Sprache, die Metrik zu kurzer Erwähnung. Gerade in Bezug auf Metrik, auf griechische, mittelalterliche, neudeutsche Verskunst hatte ich Belehrung erwartet, aber das Semester war wohl zu Ende!

Neu und erfreulich ist die Untersuchung über den Ursprung der Poesie. Nachahmungstrieb und angeborener Sinn für Tact und Harmonie hat schon Aristoteles in der Menschennatur gefunden. Die Verbindung von Tanz und Gesang ist der Ausdruck der Lebenslust, wie der religiösen Feier; Tact und Rhythmus entwickelt sich namentlich wo mehrere zusammen tanzen und singen. Das Tanzen ist aus dem Springen hervorgegangen, und zu diesem, wie zum Singen treibt die Menschen die erregte Gemüthsbewegung, das gesteigerte Lebensgefühl; das Wort des Liedes kommt erklärend zum Stimmungsausdruck hinzu. Mit Rücksicht auf ein Publikum soll dessen Gefühl ähnlich erregt werden; das Publikum will vergnügt und unterhalten sein, und seine Forderung wirkt bestimmend auf den ausübenden Künstler. So tritt die Poesie unter die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten der Menschheit; aber auch der religiöse Cultus zieht sie in seinen Kreis, und da will man durch sie von den alltäglichen Sorgen erlöst, über das Irdische erhaben in höherer Region frei aufathmen. Scherer selbst zieht die Summe seiner Erörterungen: „Poesie entspringt aus den primitiven Aeußerungen der Freude, Singen, Springen, Lachen; sie fließt aus angenehmer Stimmung und will solche erregen; das stärkste angenehme Gefühl des Naturmenschen ist das erotische; vermuthlich waren es daher erotische Erregungen, die den Menschen zur ältesten Poesie führten."

Daß das Erfreuliche, Große Gegenstand der Poesie geworden, erscheint naheliegend; aber wie kommt's, daß sie auch

Digitized by Google

Unangenehmes darstellt, daß das Unangenehme in ihr angenehm wird, der Schmerz Vergnügen macht? Ohne rechte Ordnung bringt Scherer Mannigfaches hervor. Thränen entlasten, im Aussprechen des Schmerzlichen liegt ein Trost, und das kunstreiche Aussprechen concentrirt die Seele auf eine Thätigkeit, welche selbst schon eine Stimmungsänderung mit sich bringt. Der Klagegesang um den Todten erneut ja auch die angenehme Vorstellung was er uns war, und im Schlachtgesang erfreut neben dem Weh der Wunden die Siegeslust. Auch kann der Dichter das Böse, Leidvolle schildern, um Abscheu zu erregen und zum Kampf dagegen aufzufordern. Es kommt das Contrastgefühl hinzu, und das Häßliche kann auch dargestellt werden um Lachen zu erwecken. Ebenso kann die Freude an der Richtigkeit und Vortrefflichkeit der Darstellung uns mtt dem widerwärtigsten Gegenstand versöhnen. Das Neue befriedigt unsere Wißbegierde, und auch das Schauerliche hat als Gemüthserschütterung seinen Reiz gegenüber dem Gewöhnlichen. Der Kampf, die Anstrengung, die Verwickelung ergötzen uns um so mehr, wenn endlich die Spannung sich löst, die Erwartung befriedigt wird. Hieran schließt sich, was Schiller über die Freude am Tragischen gesagt und nach ihm die Aesthetik weiter entwickelt hat, die ja viel Aehnliches wie Scherer bei anderem Anlaß auch gesagt hat. Er bleibt dabei: Die Poesie entspringt aus der Heiterkeit und will Vergnügen bereiten; aber sie wirkt auch auf den Willen, sie ist auch eine Trösterin der Menschheit. So ist sie von Wichtigkeit für das Leben, sie bietet Ergötzlichkeit, Belehrung, Erbauung und Veredelung und gewinnt auch einen Tauschwerth; der Spielmann empfängt Geschenke, der Dichter Honorare, und da verbreitet sich Scherer über den Erfolg der Bücher, über Verleger, Sortimenter und Recensenten.

Weitere Erörterungen behandeln die Verschiedenheiten der Dichter und des Publikums, das unterbrochene und ununterbrochene Arbeiten, die schaffenden und genießenden Seelenkräfte, die Bedingungen des Gefallens. Als Stoffe erscheinen die äußere oder physische, die innere oder sittliche Welt und das Phantasiegebiet der Ahnungen und Wunder. Das Stoffbereich der Poesie ist damit gleich dem der Wissenschaft. Doch sind die poetischen Motive der überwiegenden Mehrzahl nach humaner Natur mit Verkettung der inneren und äußeren Welt. Da zählt denn nun Scherer eine Menge derselben auf; ich weiß nicht was damit gewonnen wird; doch sieht er hier gerade einen Vorzug seiner Poetik.

Die Poesie muß auswählen; ob mehr Subjectives sich dem Stoff anhaftet, ob der Gegenstand reiner erscheint, das bedingt den Hauptunterschied. Den portraitartigen Naturalismus stellt er vortrefflich dem typischen Realismus zur Seite, der die bleibenden Verhältnisse der Menschheit in den Charakteren zur Anschauung bringt; das Individuum wird Repräsentant der Gattung. In der menschlichen Rede unterscheidet Scherer dann Monolog, Vortrag, Dialog; das bedingt ihm den Unterschied des Lyrischen, Epischen, Dramatischen; aber statt einer gründlichen Theorie gibt er nur noch zerstreute Bemerkungen, ich hebe die beste hervor: „Die wirkende Person, die äußere und innere Welt vereinigt, ist Mittelpunkt der Poesie".

Wenden wir uns zu Baumgart. Auch bei ihm vermisse ich die philosophische Entwickelung, die aus dem Wesen der Poesie die Darstellungsmittel wie die Formen als etwas Nothwendiges erkennen läßt, während daneben eine geschichtliche Betrachtung zugleich der Mannigfaltigkeit des Lebens gerecht wird, dessen originale Triebkräfte sich nur innerhalb der allgemeinen Normen entfalten. Er beginnt mit einer Kritik von Lessing's Laokoon, reiht daran den Aristotelischen Begriff der Nachahmung, und kommt zunächst zu Untersuchungen über die Ballade und die gnomische Dichtung, wo sowohl Fabel und Parabel wie Satire und Epigramm besprochen werden. Es geschieht dies auf geistvolle Weise und namentlich hat er in der Betrachtung Goethe'scher Balladen und in der Vergleichung von Bürgers Lenore mit dem Schottischen „Wilhelms Geist" in Herder's Volksliedern einen bewundernswerth feinen dichterischen Sinn gezeigt. In dieser Umgebung wird dann auch von der Lyrik gelegentlich geredet; einen eigenen Abschnitt hat ihr Baumgart nicht gewidmet, und so ist denn von der Ode, von Pindar nirgends die Rede, während doch sonst die umfassende Kenntniß der griechischen Dichtung und die Analyse ihrer Meisterwerke zu den Vorzügen des Werkes gehört, um deretwillen schon es gelesen zu werden verdient. Auch Shakespeare's, und überhaupt der englischen Literatur wird, wie der großen deutschen Dichter oft und eingehend gedacht; dagegen vermissen wir die Berücksichtigung der Romanen, Calderon und Lope sind gar nicht erwähnt, Corneille, Ariost, Cervantes gelegentlich; die Hebräer, die Inder und Perser sind übergangen; nur Molière wird als Meister der Charakterkomödie gewürdigt.

Epos und Drama bilden den Kern des Buches. Ich habe hier unterschieden zwischen unseren Thaten und Erlebnissen. Die That geht aus unserem Willen hervor; dieser setzt sich einen Zweck und greift bestimmend in die Welt ein um ihn auszuführen, er geräth dadurch in Kampf und Verwickelung mit anderen Lebenskräften, zerschellt an ihrem Widerstand oder trägt den Sieg davon. Das ist dramatisch. Unsere Erlebnisse aber sind das, was sich an uns und um uns ereignet, indem wir unsere Wege gehen, Berührungen mit anderen, die weder von ihnen, noch von uns beabsichtigt waren, die uns zufallen; eingeflochten in den Weltzusammenhang sehen wir uns durch ihn bedingt, und nehmen was er uns bietet zum Stoff unseres Wirkens. Die Poesie der Begebenheit ist das Epos. Ich habe dies an Ilias und Odyssee, wie an Hermann und Dorothea, an Don Quixote, wie an Wilhelm Meister nachgewiesen, den Stilunterschied in der inneren und äußeren Form beider Dichtungsarten betont. Meine Erwartung, daß die neueren Poetiken bestreitend oder zustimmend darauf eingehen würden, ist getäuscht worden.

Am ausführlichsten verweilt Baumgart beim Drama, und hier bietet er eine Fülle vorzüglicher Analysen alter und neuer Dichtungen. Bei der Betrachtung des Tragischen wendet er sich mit philologischer Akribie als Kenner des Aristoteles gegen die von Jakob Bernays begründete Auffassung der Katharsis in Aristoteles Poetik: daß der Denker nicht die Reinigung und Läuterung der Gemüthsbewegungen, der Furcht und des Mitleides, sondern die Entladung und Befreiung des Gemüthes von ihnen im Sinn gehabt. Baumgart kommt zur Ueberzeugung, daß Aristoteles gelehrt: Ihrem stofflichen Inhalt nach ist die Tragödie vermögend, Furcht und Mitleid zu erwecken; die dichterische Behandlung soll eine solche sein, daß in dem Kunstwerk die leidvollen Empfindungen, die der Stoff in Uebertreibungen oder Verkümmerungen enthalte und hervorrufe, von allen diesen störenden, entstellenden Beimischungen und Trübungen gereinigt und befreit werden, da vollende sich die Wirkung der Dichtung damit, daß die Tragödie den Zuhörer in der höchsten und lautersten Gemüthsverfassung entlasse, erfüllt vom Wohlgefühl des in sich Vollendeten, des Schönen.

Friedrich Spielhagen's neuer Roman.

Von Erwin Bauer.

Es ist ein eigenes Ding um die Macht weltbeherrschender geschichtlicher Ideen: als Zwangsgeburten der historischen Entwickelung tauchen sie auf, nur Wenigen erkennbar, wachsen und erobern sich Individuen und Völker, von den Einen leidenschaftlich verfochten, von Anderen ebenso leidenschaftlich bekämpft, von einer kleinen Minderheit allein in ihrer ganzen Bedeutung verstanden und gewürdigt, und beugen endlich selbst die Widerhaarigsten unter ihren Bann! Wer hätte es noch vor einigen Jahren für möglich gehalten, daß Friedrich Spielhagen, der Verfechter des socialen Freisinns par excellence, der theoretische Fortschrittler und Socialdemokrat, welcher noch vor zwei Jahren von der „Gartenlaube" dazu ausersehen ward, durch seinen Roman „Was will das werden?" der altersschwachen Demokratie in der Literatur wieder auf die Beine zu helfen und den verlorenen Posten der 1848er Ideen zu

Digitized by Google

vertheidigen, — daß Friedrich Spielhagen sich vor der Macht des Nationalitätenprincips bücken und — statt seine fürstlichen und adeligen Bastarde wiederum an der Unmöglichkeit scheitern zu lassen, die sociale Gleichberechtigung zum Gemeingut der Gesellschaft und Völker zu machen, — einen geschichtlichen Roman mit nationalem Hintergrunde schreiben würde? Und noch dazu einen Roman, der das aristokratische „Noblesse oblige“*) als Titel und Motto führt? Es geschehen selbst am dürren Holze Zeichen und Wunder, und unsere Krypto-Republikaner lernen allmählich begreifen, daß das Feldgeschrei nicht mehr „hie adelig! hie bürgerlich!“ lautet, daß es für die Welt und ihre Geschichte ganz gleichgültig geworden ist, ob in diesem oder jenem Kleinstaate die höfisch-conservative Tradition herrscht oder die liberale Opposition an's Ruder gelangt, daß die Lösung der socialen Frage nicht mehr darin bestehen kann, dem Herrn von Kunz gewisse Vorrechte zu nehmen und sie dem Bürger Hinz zuzusprechen, und vor Allem daß in der Gegenwart und noch mehr in der Zukunft das Individuum mit seinem Wollen und Können, mit seinem Leid und seiner Freude, mit seinem Haß und seiner Liebe nicht mehr die Hauptrolle spielt oder spielen wird, sondern nur noch als winziges Theilchen im Ganzen, als Atom der Gesammtheit, Volk genannt, Daseinsberechtigung erlangen und Geltung haben kann. So hat denn auch die Muse Spielhagen's, von der Eingebung erleuchtet, daß an die Stelle des Begriffes „Gesellschaft“ der Begriff „Volk“ getreten ist und daß die Generation, der die Zukunft gehört, für die Geschicke des Einzelnen nur insofern Interesse hat, als sie in das Geschick des allgemeinen Ganzen verwoben sind, begonnen, sich aus dem Joche der Idee „der freien Selbstbestimmung des Individuums“ auszuspannen und sich den in unserem Erdtheil gährenden, vorerst noch latenten Nationalitäts- und Völkerconflicten zuzuwenden. Freilich, das dürre Holz kann nur verspätete Schößlinge treiben, deren Grün mit der saftigen Fülle der Keime, so am grünen Holze sprießen, nicht wetteifern kann, und Spielhagen's national-historischer Roman ist darum nicht mehr und nicht weniger als ein interessanter Versuch, ein zeitgemäßes Thema aufzugreifen und die zwischen dem Dichter und der Leserwelt eingetretene unleugbare Entfremdung zu überbrücken. Aber dieser Versuch ist, trotzdem er kaum über die ersten Anläufe zur Höhe der zeitgenössischen Forderungen hinausgeht, überaus lehrreich und zeigt die schwachen und die starken Seiten des Dichters so deutlich, daß er ohne Frage das Recht eingehender Würdigung für sich in Anspruch nehmen darf. Und dies um so mehr, als es sich um das Werk eines unserer eigenartigsten Schriftsteller handelt.

Uns scheint es, als habe Spielhagen in „Noblesse oblige“ mit dem Trotze und mit der Berechtigung des schöpferischen Talentes dem deutschen Volke sagen wollen: „Ich gehöre trotz aller meiner bisherigen Werke voll und ganz zu Euch; wie ich im Sturm und Drang des Kampfes der modernen Gesellschaftsideen gegen die Ueberlieferungen des feudalen Mittelalters unter den Jungen einer der Besten und Muthigsten war und als der Geschichtsschreiber des inneren politischen und ständisch-socialen Zwistes gelten durfte, so will ich Euch beweisen, daß ich mit meinem Volke die Wandlung zum Neuen mitgemacht habe und geeignet bin, jetzt, wo der historisch überhaupt nur mögliche Ausgleich der Einzelinteressen erreicht und die politische Einigung erlangt ist, meine Feder in den Dienst der Zeitfragen der Zukunft zu stellen, die sich in socialer Hinsicht um die Gegensätze von Capital und Arbeit und in politischer Hinsicht um das Alles beherrschende Nationalbewußtsein drehen.“ Wir können es natürlich nicht wissen, ob der Dichter sich selbst, bewußt oder unbewußt, die Frage in diesem Sinne gestellt hat: die Antwort, aus der wir sie herausgelesen, liegt jedoch vor uns, und „Noblesse oblige“ enthält alle Momente, die uns berechtigen, dem Verfasser einen derartigen Gedankengang in den Mund zu legen. Und es wäre nicht das erste Mal, daß Friedrich Spielhagen nach dem Höchsten greift, wie es freilich auch nicht das erste Mal ist, daß er sein Ziel nur halb erreicht! ....

*) Noblesse oblige. Roman in drei Büchern. Leipzig, L. Staakmann.

„Noblesse oblige“ ist ein Mittelding zwischen einem historischen und einem modernen Romane. Die geschichtlichen Vorgänge und die Schilderungen historischer Zeitverhältnisse und Persönlichkeiten bilden nur die Bühne und die Coulissen, auf denen sich das eigentliche Drama der Handlung abspielt; diese selbst aber ist durchweg modern — sie schildert das Ringen einer leidenschaftlich-selbstsüchtigen Frauenliebe gegen den Druck der Großmacht Geld und den Zwang des erwachten Volksbewußtseins, sowie das aufopfernde Entsagen einer trotz dieser Liebe reinen und großen Seele zu Gunsten der kleinen und der großen Allgemeinheit, der Familie und der Nation. Das innere Leben des Romans, das demselben ein spannendes psychologisches Interesse verleiht, ist somit von seiner äußerlichen Hülle zu scheiden. Der Kritiker vermag ihn vom historisch-nationalen und vom rein psychologischen Standpunkte aus zu beurtheilen und muß doch zugestehen, daß — so unabhängig das Eine vom Anderen durch den Dichter entwickelt und zu Ende geführt wird — doch Beides harmonisch ineinander greift, in glücklicher Lösung des Problems, Fragen der Jetztzeit in das Gewand der Vergangenheit zu kleiden. Die Zeit, in welche Spielhagen die Handlung in „Noblesse oblige“ verlegt, ist das letzte Jahr der Napoleonischen Gewaltherrschaft in Europa: während die riesige Armee des Imperators in der sarmatischen Tiefebene verblutet, zucken in Deutschland die ersten Regungen des Völkerfrühlings, den die Befreiungskriege bringen sollen. Der Ort der Handlung ist Hamburg, wo die französische Willkür rücksichts- und schrankenlos herrscht und in der Seele eines Perthes gluthvoll und mächtig der Gedanke der Befreiung aus eigener Kraft durch die Einigung des nationalgesinnten Deutschlands auflebt, wo die Kosaken Tettenborns den Taumel zeitweiligen Freiheitsgefühls hervorrufen, und wo Davoust's Tyrannei nach der Rückkehr der Franzosen ein Schreckensregiment ausübt, bis die Vernichtung der Macht seines Herrn und Kaisers ihn zum Verlassen der verödeten Hansestadt zwingt. Das Thema der Handlung ist aber trotzdem ein modernes, weil der Haß zwischen Franzosenthum und Deutschthum heute ebenso stark und unausgeglichen vorhanden ist, wie er vor 75 Jahren emporloderte, und weil das, was uns unsere Geschichte seit dem großen Jahre 1870 immer kraftvoller und unveräußerlicher geschenkt hat, das Bewußtsein, ein großes, eigen geartetes Volk zu sein, welches mit dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit aller Stämme auch das Gefühl der unabhängigen Selbstbestimmung gegenüber den anderen Völkern gewonnen hat, damals in gleicher Stärke unter dem Drucke der demüthigenden Fremdherrschaft in Deutschland auflebte, die Gemüther beherrschte und das Thun und Lassen der Einzelnen bestimmte. Und wenn schon das Thema des Romans: daß der einzelne Mensch, je höher er aus der Menge emporragt, desto weniger an sich selbst denken darf und sein eigenes trotziges Wollen und heißes Wünschen der großen und edlen Sache unterordnen muß, ein zeitgemäßes ist, wie viel mehr muß es seine psychologische Durchführung sein, zumal Egoismus, Temperament und Opferfähigkeit des Menschenherzens den Wandlungen der Weltgeschichte ihrem Wesen nach nicht unterworfen sind! So ist denn auch die Heldin des Romans, Frau Minna Billow, die Tochter des Senators Warburg, Blut von unserem Blute und heute ebenso wahr und greifbar, wie zu Beginn dieses Jahrhunderts. Sie liebt als Mädchen mit der Gluth und Treue der ersten heißen Liebe den fremden Offizier, den ritterlichen Marquis d'Héricourt, dem sie sich mit Zustimmung des Vaters verlobt hat, bevor er seinem Kaiser in den Feldzug nach Rußland gefolgt ist. Der Gedanke, daß diese ihre Liebe eine sündhafte und unnatürliche ist, kann ihr nicht kommen, weil sie für's Erste nur Weib und nichts als Weib ist. Da tritt ihr als erstes störendes Hinderniß das materielle Interesse der Familie entgegen. Der Vater ist ruinirt und kann nur durch die Intervention des reichen englisch-hamburgischen Kaufmanns Theodor Billow gerettet werden. Billow aber verlangt als Preis für seine Hülfe die Hand Minna's. Der alte Warburg unterschlägt die Briefe seiner Tochter an ihren Bräutigam und umgekehrt die Briefe d'Héricourt's an Minna, und die schlimmen Nachrichten, die von der großen Armee nach Ham-

Digitized by Google

burg gelangen, lassen in ihm die sophistischen Scheingründe zur Rechtfertigung dieser Unterschlagung in demselben Maße erstarken, als für ihn die Aussichten, die ihm eine Verbindung seines Kindes mit dem Offizier des allmächtigen Franzosenkaisers gewähren könnten, sinken und die Chancen Billow's steigen. Minna, welche die erste Werbung des sinnlichen, rohen und egoistischen Billow zurückweist, geräth immer mehr in Zwiespalt mit sich selbst. Sie zweifelt keinen Augenblick an der Liebe und Treue ihres fernen Verlobten, obgleich sie sich das Ausbleiben seiner Briefe nicht erklären kann, aber sie muß gegenüber den Klagen des Vaters, daß sie ihn nicht retten wolle, obschon sie es könne, daran irre werden, ob das Recht ihrer Leidenschaft nicht gegen die natürlichen Pflichten gegen die Familie verstoße. Denn es gilt nicht allein den Kaufmann und Senator Warburg vor dem Bankerott zu retten: die Vereinigung der geliebten Schwester Johanna mit dem jungen Sandström hängt davon ab, daß ihm Billow eine Stelle in seinem englischen Hause gibt; der Bruder Georg, der gezwungen worden, mit den Franzosen gegen Moskau zu ziehen, hat die erste Gelegenheit zur Desertion ergriffen und harrt im fernen Rußland der Mittel, die ihm die Heimkehr ermöglichen sollen; diese Mittel aber kann wiederum nur Billow geben. Die brutale Macht des Geldes zieht alle Fäden, welche ihm vom Geschick in die Hände gegeben worden sind, über dem Haupte Minna's zusammen, und sie kämpft sich in schweren, blutigen Thränen zum Entschlusse durch, ihre Liebe und sich dem Wohle der Familie zum Opfer zu bringen. Dazu kommt, daß sie in der Zeitung liest, ein Marquis d'Héricourt, der nach dem Rückzuge der großen Armee als Diplomat nach Wien gesandt worden, habe sich verheirathet, und daß sie annehmen muß, dieser Marquis sei ihr Verlobter. Minna gibt Billow brieflich zu verstehen, daß sie ihren Widerstand gegen seine Werbung aufgebe, und die ganze Familie fährt nach Schloß Warnsoe, ein altes, herrliches Rittergut, dessen heruntergekommene adelige Besitzer dasselbe dem Geldprotzen Billow verkauft haben. Hier, wo von dem Portal des Schlosses Minna die Worte „Noblesse oblige“ in goldenen Lettern entgegenblinken, findet sie die Ruhe und die scheinbare Gewißheit, daß ihre Hingabe an das schöne und edle Werk der Errettung und Sicherstellung ihrer Familie den Treubruch an dem Geliebten wettmache. Die Regungen des Herzens werden durch eine ebenso sophistische wie gezwungene Erweiterung des in dem Wahrspruche „Noblesse oblige“ liegenden Gedankens übertäubt, und Minna Warburg kehrt als Verlobte Theodor Billow's nach Hamburg zurück. Hier schließt das erste Buch.

Eine alltägliche Geschichte! In der That, das erste Buch enttäuscht: der Conflict ist nicht neu und mit einer Weitschweifigkeit ausgesponnen, die Spielhagen sonst fremd ist. Den Leser ergreift stellenweise Langeweile, um so mehr, als die Geschichte Minna's bis hierher zu wenig bietet, um den Kampf des Individuums gegen das nach seinem Besitze, nach seiner Unterjochung lüsterne Capital zu erschöpfen, und zu viel enthält, um als einfache Liebesgeschichte ad acta gelegt zu werden. Vor Allem aber ist sich der Leser sofort klar, daß der Titel „Noblesse oblige“ so unglücklich wie möglich gewählt ist: denn weder deckt sich der altadelige Wahrspruch, dessen Bedeutung und Inhalt festumrissen und bestimmt sind, mit dem Thema des Romans, noch ist der Dichter in seinem Bestreben, den in „Noblesse oblige“ liegenden Gedanken zu verallgemeinern, überzeugend und erfolgreich. Es ist und bleibt dies, sowie die ganze Episode Warnsoe, eine jener aristokratischen Marotten, an denen die Romane des demokratischen Verfassers so überaus reich sind. Läßt sich indeß dieses Mißverhältniß zwischen Inhalt und Titel des Romans leider auch am Ende desselben nicht dementiren, so findet Spielhagen sich sonst mit Beginn des zweiten Buches überraschend schnell wieder: die Diction wird belebt, die Conflicte schürzen sich spannend und einzelne Capitel mahnen an das Beste, das der Dichter je geboten. Hamburg ist von den Russen befreit, und wir sehen Frau Minna Billow als Repräsentantin eines glänzenden Hauses wieder, in dem sich Alles versammelt, was Patriotismus und Franzosenhaß zusammengebracht hat. Denn Minna hat, da das Unglück ihrer Ehe sie gelehrt, daß die große und edle Sache, der sie ihr Herz geopfert, nichts sei im Vergleich zu der moralischen Schuld, die sie auf sich geladen, als sie einem verhaßten Manne die Hand reichte, eine neue, viel größere und edlere Sache zu der Ihrigen gemacht: die Sache des Vaterlandes. Und dasselbe bedarf seiner Söhne und Töchter, denn die Franzosen kehren zurück und über Hamburg zieht eine schwere traurige Zeit herauf. Der feige Billow, den Minna vergeblich auf die große Aufgabe, die seiner als Deutscher und als Bürger und Senator seiner Vaterstadt harre, hingewiesen, um in gemeinsamem patriotischen und opferwilligen Streben auch eine Annäherung zu einander anzubahnen, flieht nach England und läßt seine Frau, nachdem er ihre Würde auf das Brutalste verletzt, zurück. Minna gibt sich nun ganz der Sorge und Arbeit für die Vaterstadt hin und findet an ihrem Bruder Georg eine Stütze, dessen Liebe zu seiner Schwester so groß ist, wie sein Haß gegen die Franzosen. Hamburg fällt indeß, trotz tapferster Vertheidigung; Georg zieht mit der hanseatischen Legion fort, und Minna bleibt, einsam und schiffbrüchig, aber erfüllt von dem Gedanken zurück, daß sie sich, als Theil des Ganzen, diesem nicht entziehen dürfe und treu ihren patriotischen und allgemeinmenschlichen Pflichten leben müsse. Und nun tritt mit Beginn des dritten Buches der zweite Conflict ein, in den Minna gerathen muß. Sie opfert sich in der von den Franzosen besetzten Stadt als Krankenpflegerin geradezu auf, sorgt für ihren Vater, rettet ihn aus dem Gefängniß durch eine kühne Unterredung mit Davoust (beiläufig bemerkt, eine vorzüglich geschriebene Scene) und erniedrigt sich soweit, für den erkrankten Vater Erdarbeiten an den Schanzen zu verrichten. Hierbei wird sie von einem rohen Franzosen insultirt und — d'Héricourt erscheint, um sie zu retten. Das Wiedersehen wirft den ganzen künstlichen Bau, den sie in sich selbst zur Betäubung des Herzens errichtet hat, über den Haufen: das Herz schreit, daß sie ihn liebe, stärker, inniger als je; der Kopf aber sagt ihr, daß sie ihm nicht mehr so unbefangen gegenüberstehe wie ehedem — sie, die deutsche Patriotin, dem Erbfeinde ihres Volkes. Inzwischen ist ihr Vater plötzlich gestorben, sie erfährt durch einen Zufall von der Unterschlagung ihrer Briefe, und d'Héricourt's Mund bestätigt ihr, daß er ihr treu geblieben: ein Namensvetter von ihm war es gewesen, der sich verheirathet hatte. Minna kämpft einen schweren Kampf durch und denkt einen Augenblick an eine Lösung des Conflictes durch Selbstmord; aber ihr alter treuer Arzt macht sie darauf aufmerksam, daß sie ein Kind unter dem Herzen trage, daß ihr Leben nicht mehr ihr gehöre. Die Pflicht siegt; Minna verläßt Hamburg, nachdem sie eine Nacht am Krankenbette d'Héricourt's, der im Duell ihretwegen schwer verwundet worden, gewacht und geht nach Warnsoe, wo sie einem Knaben das Leben schenkt. Die Mutter macht dann noch einen Versuch, den Ausgleich mit dem Vater ihres Sohnes zu finden. Er scheitert an der unbeschreiblichen Gesinnungsrohheit Billow's; das Kind stirbt, und Minna verbrennt die Schiffe hinter sich: sie eilt in das zur Uebergabe bereite Hamburg an die Seite des Geliebten, bereit, ihm, nach Lösung ihrer Ehe mit Billow, nach Frankreich zu folgen. Indeß, dieser Entschluß konnte nur eine Verirrung sein: der Einzug der deutschen Truppen in Hamburg, die Triumphe, die ihr tapferer Bruder als Offizier an der Spitze der Freiheitskämpfer feiert, der nationale Jubel, der Alt und Jung, Groß und Klein mit Begeisterung erfüllt, erwecken auf's Neue in ihr das Gefühl der Hingehörigkeit an ihr Volk, und der Schmerz und die Verachtung, mit denen der geliebte Bruder sich von ihr wendet, als er sie an der Seite des Franzosen sieht, zeigen ihr den Abgrund des Nationalitätenunterschiedes, der zwischen ihr und d'Héricourt gähnt. Sie flieht an's Meer, wo sie das Eintreffen ihres Gatten erwartet. D'Héricourt, der sich mit Georg ausgesöhnt hat und entschlossen ist, durchdrungen von der völkerversöhnenden Aufgabe des Allgemeinmenschlichen, Minna zu erringen und mit ihr, fern von den sich befehdenden und hassenden Nationen ein abgeschiedenes Leben zu führen, eilt ihr nach, begleitet vom Bruder. Die harmonische Lösung scheint gegeben, doch der Dichter läßt sie nicht zu, in der sehr

Digitized by Google

richtigen Erkenntniß, daß dieser Ausgang erst der eigentliche Anfang des Conflictes sei, vor den das dritte Buch Minna und d'Héricourt gestellt: ein furchtbarer Sturm treibt das Schiff, auf dem Billow landen will, heran und schleudert es auf ein Riff; d'Héricourt eilt zu seiner Rettung und wird von einer herabstürzenden Raa getödtet; Billow ertrinkt, Minna aber zieht sich für immer auf Schloß Warnsoe zurück. Also der Zufall regelt die Fäden, welche das Leben scheinbar unentwirrbar verknüpft!

Der Schluß seiner Romane ist von jeher Spielhagen's schwächste Seite gewesen: hier übertrifft er sich selbst und macht seinen Roman „Noblesse oblige" zum Torso. Mußten wir die Durchführung des ersten Conflictes: Minna im Ringen mit dem Gelde Billow's, als unvollständig behandelt bezeichnen, so müssen wir die Lösung des zweiten, größeren Conflictes: Minna im Zweifel über die Entscheidung zu Gunsten ihrer Liebe zum Feinde oder ihres Pflichtgefühles gegenüber dem Vaterlande, als geradezu verfehlt, oder richtiger, als gar nicht erfolgt betrachten. Die Frage stand so: wer hat Recht, der über allem Menschlich-Engen und National-Beschränkten stehende großherzige Kosmopolit d'Héricourt oder das mit jeder Faser ihrer Treue und ihres Wesens am deutschen Vaterlande hängende Weib, dem in schwerer Zeit gleichzeitig mit ihrer Nation das Bewußtsein der eigenen Volksseele aufgegangen? Und diese Frage hat der Dichter nicht beantwortet, er hat sie nur eingeleitet und geistreich für und wider discutirt. Erst die Ehe Beider hätte ihre Entscheidung bringen können! So glänzend gerade das dritte Buch entworfen und geschrieben ist, so wenig befriedigt der Ausgang: das große Fragezeichen, das der Dichter hinter dem Gedanken, wem die Zukunft gehöre, der kosmopolitischen Idee oder dem Nationalitätsprincip, unbeantwortet stehen läßt, überträgt das Gefühl der Unklarheit und Unentschiedenheit, dem der Verfasser verfallen ist, auch auf den Leser! Aber auch die psychologische Motivirung der Handlungsweise und des Schicksales Minna's läßt Bedenken aufsteigen. Das Unglück, das sie heimsucht und ihr Loos schließlich zu einem tragischen gestaltet, wird durch ihren Treubruch an d'Héricourt begründet. Aber wird dieser Treubruch nicht durch den Dichter selbst in einer Weise entschuldigt, die wohl innere Zweifel bei der Heldin gestatten, aber ihr trauriges Schicksal vor dem Leser nicht rechtfertigen können? Und erklärt der Dichter nicht selbst Minna's zeitweilige Fahnenflucht zum Feinde ihres Volkes als keine Schuld, wenn er den Repräsentanten des letzteren ihr den Geliebten zum Schluß selbst zuführen läßt? Die Halbheit in der Mischung der Farben und in der Zeichnung der Charaktere, die so oft in den Schöpfungen Spielhagen's keine rechte Liebe und keinen rechten Haß, keine rechte Freude und keinen rechten Schmerz aufkommen läßt, zeigt sich auch hier. Dennoch hat „Noblesse oblige" gerade eine Reihe von Charakteren aufzuweisen, deren realistische Zeichnung dem Dichter vortrefflich gelungen ist; so der alte Warburg, so Billow, der alte Neddermeyer, der Arzt Boutin und die historischen Gestalten Perthes, Davoust, Tettenborn u. s. w. Der Marquis d'Héricourt ist eine romantische Idealgestalt, die ebenso sympathisch wie phantastisch gezeichnet ist und sich auf dem, im Großen und Ganzen getreuen historischen Hintergrunde abhebt, wie sich etwa ein Capitel aus „Paul und Virginie" aus einem Romane von Alphonse Daudet abheben würde.

Alles in Allem bedeutet „Noblesse oblige" schwerlich einen Fortschritt Spielhagen's nach den vielen Rückschritten in seinen letzten Romanen. Aber dieses neueste Werk unseres berühmten Romanciers, das von seiner Eigenart am vollendetsten die fesselnde, ja hinreißende Diction im zweiten und dritten Buche davongetragen hat, ist uns werthvoll als Anfang einer neuen Schaffensperiode seines Geistes. Und da es neben dem Versuche, der Jetztzeit und ihren Forderungen gerecht zu werden, auch den Stempel seines philosophischen Wissens, seiner Erfindungsgabe und seiner schaffenden Phantasie in ungeschwächter Lebendigkeit trägt, so erweckt es in uns die Hoffnung, daß ihm in derselben Richtung bald ein weiteres und einwandfreieres Product seiner Muse folgen werde.

Dänische Maler.

Von L. Marholm.

Es war auf dem vorigen Pariser „Salon". Das kleine Bild hing ganz in einer Ecke, umgeben von lauter durchsichtigen, leuchtenden Farben, von lauter nichtssagenden, anspruchsvollen Sujets. Eigentlich war es in einer glücklichen Ecke. Denn es wurde gleichsam noch ruhiger in der Farbe, noch einheitlicher inmitten all' der Buntheit, gleichsam noch tiefer und inhaltvoller inmitten der declamatorischen Leerheit, die sich zufällig rundherum zusammengefunden. Und immer stand eine kleine Schaar stiller, standhafter Betrachter davor. Es war ein ganz schlichtes Bild: eine bescheidene Stube mit trockenen Gräsern, Kupfertellern, Blumenstativen, Pianino, einem runden Tisch vor dem altmodischen Sopha und um denselben herum einige lebhaft discutirende Männer und Frauen — Portraits dänischer Maler — die Gruppe außerordentlich ausdrucksvoll, beleuchtet von dem gedämpften Licht einer Lampe, deren voller Schein die prächtig gemalten trinkbaren und naschbaren Dinge auf dem Tische in's beste Licht setzte. Und rund herum eine weiche, warme, etwas tabaksgeschwängerte Luft, eine zarte, grauröthliche Dämmerung, die aus den Ecken aufstieg; die Lichter am Pianino glänzten wie matthelle Flecke und über Allem lag ein Schmelz in den Tönen, ein Friede, ein beschaulich-angeregtes Wohlsein im geselligen Kreis, woraus eine seltene, malerische Ausdrucksfähigkeit und eine heitere, feinfühlige Seele sprach. Das Bild war von der Kopenhagener Gemäldesammlung angekauft und der Maler hieß Viggo Johansen.

Jetzt duften keine Akazien und springen keine Kastanienblüthen und wir wandeln nicht durch den süßen, üppigen Frühling von Paris zum Industriepalast, die lange leuchtende Zeile der Champs-Elysées entlang, die blendend daliegt, wie entfärbt von Licht; aber auch hier umgibt uns Frühling — ein anderer Frühling, kühler, schlichter, ohne Ueppigkeit und doch voller Duft, voller feuchter, fruchtbarer Wärme, voll spitzenhaft zarten, gelblichen Grüns; ein Frühling, wie man ihn nur auf Inseln kennt, wo die Ausdünstung des Meeres wie ein zarter Schleier in der Atmosphäre schwebt, wo die Frische des Meeres eine Vegetation hervorruft, die saftig ist ohne Farbenpracht. Das ist dänischer Frühling. Und wir schlendern behaglich hin in der milden Luft über den Hauptplatz Kopenhagens nach Charlottenburg, wo die jährliche Kunstausstellung stattfindet. Hier drinnen ist eine andere Stimmung, als da draußen. Viel fahle Farben, viel landschaftliche Schwermuth, viel Grauwetter-, Gewitter- und Regenluft; — all' die stille, naturversunkene Melancholie, die über der jungen dänischen Malerrichtung liegt.

Da trifft etwas unser Auge — etwas Unbestimmtes, Farbentiefes, röthlich Blaues, das auf unsere Nerven wirkt, ehe noch unser Bewußtsein es aufgefaßt. Ein Bild voller Luft, warme, blaue, herbstliche Abendluft, wie vollgesogen von der Feuchtigkeit des Meeres. Sie zittert in leiser Schwingung hell und durchsichtig zwischen den Schornsteinen des Bauernhauses, das sich frei und weiß von der Luftperspective abhebt, sie ballt sich dicht und tiefblau zusammen über der See. Auf dem Dorfweg, der am Bretterzaun vorbei zur kleinen Bucht führt, schlendern zwei Männer an einander vorüber, langsam, in jener halb schläfrigen Verträumtheit, die Einen an warmen Sommerabenden überkommen kann. Ihr Gang in den schweren Holzschuhen, die Haltung der nach vorn überhängenden, wie herabgesunkenen Schultern hat etwas Passives; der, den man von vorn sieht, hat einen großen rothen Bart und sinnende Augen — echte Dänen vom Lande. Die blaue Luft schwimmt in den tiefrothen, fast violetten Reflexen der untergegangenen Sonne, der Himmel ist so hoch, die See so tief in ihrer warmen Farbe, die Dünste aus Erde und Meer steigen auf wie ein fast unsichtbarer Schleier und eine Stille liegt über Allem, daß man die Holzpantoffeln im Sande knirschen zu hören meint.

Das ist Viggo Johansen in seinen Freiluftbildern.

Digitized by Google

Er hat alles Mögliche gemalt: Interieurs zu allen Tagesstunden, Landschaften in allen Beleuchtungen, Vortreffliches und Geringfügigeres — aber immer ist jenes unbeschreibliche Etwas in seinen Bildern, das wie ein feiner, fluctuirender Hauch über Allem liegt und von Allem ausgeht — die bewegte Atmosphäre; jene Atmosphäre, gesättigt von Feuchtigkeit, nicht klar und dünn wie die der Binnenländer, sondern sichtbar, körperhaft, einem leichten Gazeschleier gleich, der die Umrisse vertönt und die Linien rundet, die bewegte, feuchte Luft des kleinen Inselandes, in dem der Sturm so schneidend scharf und das Sonnenlicht so unendlich weich ist.

Viggo Johansen mit seinem feinen Sinne für Luftwirkungen, seiner schlichten Wiedergabe des Gesehenen, seinem immer regen, immer hingebenden Naturgefühl ist keine vereinzelte Erscheinung in der dänischen Kunst; er ist gewissermaßen der Gesammtausdruck für die Bestrebungen einer ganzen Gruppe, der Begabteste, vielleicht auch der Unmittelbarste unter denen, die das Dänische in seiner Eigenart darzustellen suchen. Die ältere dänische Malweise, die noch die Akademie beherrscht, war ein Kunstproduct, aus Deutschland und Italien importirt, vielseitig, glänzend, man denke nur an Professor Bloch's bedeutende und mannigfaltige Leistungen, ohne das individuelle Gepräge ganz bestimmter und begrenzter Voraussetzungen und Verhältnisse — eine Hauptstadtkunst in einem kleinen Lande, das große Vorstellungen von sich hat. Seitdem ist das kleine Land immer kleiner geworden und die Hauptstadt hat viel von ihrer Herrschaft über die Provinz verloren. Vor Allem der bedächtige, strebsame, geistig geweckte Bauernstand hat sich in eine bewußte Opposition gegen das vergnügungssüchtige, plapperhafte, veränderliche Kopenhagenerthum gesetzt, vereinzelter bricht derselbe Zug in allen Schichten der Bevölkerung durch. Die jüngeren Maler halten sich mit Vorliebe auf dem Lande, in den kleinen Städten, an der Küste auf, inmitten des Volkes und der Natur, aus der sie hervorgegangen; sie wollen nichts Anderes, als wahr sein, wahr auf einem ganz kleinen Gebiete, das ihnen unerschöpflich dünkt und wohl auch Mannigfaltigkeit genug hat, wenn nur die menschliche Natur die Schmiegsamkeit der Sinne besäße, feine und feinste Verschiedenheiten zu erfassen und nicht immer wieder durch starke Gegensätze und gröbere Anregungen stimulirt werden müßte. Dänische Maler wie: Ancher, Locher, Niß, Viggo Johansen, Julius Paulsen, Zacho, Mols bringen die dänische Volksindividualität in der Kunst zum Ausdruck; vielseitige Talente voll Eleganz und Leichtigkeit, wie Tuxen und Kröyer das jüngere, angeregte Kopenhagenerthum. Hinter ihnen steht die Phalanx der Alten, die akademische Professorengruppe mit ihrer genauen Zeichnung, ihrer glatten Farbe, dem Oeldruckmäßigen, das für unser Auge jetzt über diesen Bildern liegt — mit ihrem altgewordenen und zum Theil mumisirten Talent.

Die diesjährige Ausstellung bringt nichts besonders Hervorragendes, nichts, was man frappirend nennen könnte, aber so, wie sie ist, mit dem Gepräge des Durchschnittsmäßigen, ohne den ängstigenden Zug einer äußersten Anspannung — gleichsam in ihrer Arbeitsjacke und mit etwas von der Einförmigkeit des Alltags über sich — so gibt sich die dänische Kunst in ihrer Unmittelbarkeit. So ist sie charakteristisch. Diese Bilder in halbgroßem Format, die nebeneinander hängen, ohne einander zu verdrängen, mit jenem unbestimmbar Dämmerigen über sich, für das das Wort Schwermuth schon zu schwer ist — sie sind dänisch. Zwischen ihnen nimmt sich Tuxen's große Leinwand, die die Hinterwand bedeckt: »Fischer an der Nordküste Frankreichs", trotz ihrer malerischen Vorzüge sonderbar fremd und unpersönlich aus. Diese flache Küste, über der die blaugraue, feuchte Nachtluft liegt, der nasse Strand mit den ihren Fang heranschleppenden, undeutlichen Gestalten, die Fischergruppe im Vordergrunde, breitschulterige Männer mit scharfen Zügen — das Alles ist vortrefflich gemalt, aber es gehört nicht hierher, und in dieser Umgebung berührt es nicht gerade wie ein falscher, aber wie ein unreiner Ton. An diesem Eindruck läßt sich ermessen, wie echt empfunden die nationale Kunst in Dänemark ist. Tuxen's Strandbild hat dasselbe geschickt Gemachte, elegant Gruppirte, wie sein bekanntes Riesengemälde: „Die dänische Königsfamilie" mit all ihren Kindern und Kindeskindern auf den europäischen Thronen. Tuxen ist kühn und glücklich in der Behandlung der Farbe; welch prachtvolles Farbenconcert ist nicht sein königliches Familienbild, wie fein sind die Töne, wie zart die Uebergänge im Strandbild. Aber was in seinen Bildern fehlt, das ist die tiefe, reine Aufrichtigkeit eines Viggo Johansen, Niß, Zacho, Julius Paulsen, die sich ganz gibt und uns ganz nimmt. Das, worin man sich vertiefen kann, weil es Tiefe hat, eine anspruchslose, träumerische Tiefe, die sich zögernd, wie mit einem leisen Schauder erschließt. Ein solches Bild hat Julius Paulsen, ein junger, vielseitiger Maler hier, ein Bildchen eher als ein Bild: „Nach dem Gewitter". Nichts als eine Wiese im Abendlicht, mit langem, feuchtem, gelagertem Gras, ein Ziehbrunnen in der Mitte und ganz fern am Horizont eine Hütte, mit ihrem eckigen Profil sich abzeichnend gegen eine blaßgelbe Fluth von Licht, durchsichtiges, seliges Licht, das kein Ende zu nehmen scheint in der Ferne, und über demselben dichtgeballte, in der stillen Luft festhängende, grauviolette Gewitterwolken, und durch sie hindurchschimmernd dasselbe flüssige Licht, streifenweise, blaß und blässer, bis es sich hoch am Himmel vertönt. Es ist die Poesie der Landschaft selbst mit ihrer Schwermuth, ihrer Einsamkeit, ihrer geheimnißvollen Stille, festgehalten in diesem Bild. Paulsen ist außerdem vortrefflicher Portraitmaler, er weiß das Eigenthümliche, das Geheimniß eines Kopfes zu fassen, wie das Geheimniß einer Landschaft, und weniger guter Figurenmaler. Die Figurenmalerei, das componirte Bild liegt überhaupt den dänischen Malern nicht, wenn man Tuxen ausnimmt, diesen Weltmann in der Pinselführung, und Kröyer, der seine Gestalten gerne ganz in Atmosphäre hüllt und in Atmosphäre vertönt, sie zum Gegenstand der Wirkung von Sonne, Mond oder künstlicher Beleuchtung machend; das eigentlich Nackte hat in diesem Land der verschämten Sinnlichkeit und wachsamen Prüderie keinen nennenswerthen Vertreter.

Von Kröyer ist diesmal nur ein zart ausgeführtes Portrait eines jungen Mädchens in Pastell auf der Ausstellung. Das ist schade, denn Kröyer ist der phantasievollste unter den dänischen Malern, ein leichtes, bewegliches Künstlerblut, immer empfänglich, immer productiv, beeinflußt von der neufranzösischen Richtung, die die Gegenstände in Luft schwimmen und verschwimmen sieht, und doch selbständig, naiv und raffinirt, jung zu einem Namen in Skandinavien und Frankreich gekommen, begabt mit einem Blick, der Alles sieht, mit einer Hand, der Alles glückt. Seine Vielseitigkeit ist außerordentlich, seine künstlerische Kühnheit nicht gering, immer liebenswürdig und — was so selten ist in unserer Zeit — er besitzt einen Fond von Heiterkeit, der oft in einer sehr putzigen, wenn auch immer dänisch gedämpften Weise in seinen Bildern durchbricht. So in seinen Kohlenzeichnungen aus einer dänischen und einer spanischen Schenke, so in seinem ganz von Mittagssonnenlicht vollgesogenen Bild vom Skagener Strand mit den drolligen Gestalten badender Kinder — ein Bild, in dem die verschiedenen zarten Nüancen von Blau und Gelb in Himmel, Meer und Sand eine ganz eigenthümliche Wirkung, die Vorstellung großer Hitze hervorbringen. Er hat es gewagt, eine Herrengesellschaft, die einem Quartett lauscht — lauter Portraits bekannter Kopenhagener Persönlichkeiten — in dichte Rauchwolken gehüllt, zu malen, in so dichte, daß man den Rauch förmlich wallen sieht, daß die Lichter zu matthellen Flecken cernirt sind und es wie ein grünlich-grauer Schleier zwischen dem Beschauer und diesen charakteristischen Köpfen hängt. — Und er hat sich damit ergötzt, am Strande hingelagerte Fischer in nebliger Nacht, ja — neblig ist nicht der rechte Ausdruck, nur ein ganz dünner, weißlicher Hauch, die Ausdünstung von Meer und Land liegt über dem Bild — und in einer Beleuchtung darzustellen, von der man nicht weiß, woher sie kommt. Eine wunderliche, sich kreuzende Beleuchtung, halb Mondlicht, halb Leuchtfeuer, die sich mit ihren blassen Reflexen in den Farben der Kleider spiegelt und das Verhüllte in der Perspective mit einer undeutlichen Helle übergießt. Unter den jüngeren dänischen Malern

Digitized by Google

besitzt Kröyer die lebhafteste Sensibilität und die größte Vielseitigkeit der künstlerischen Persönlichkeit.

Ancher und Locher, die Maler der See, der Küste und jütländischer Fischertypen, haben: ersterer ein heimkehrendes Boot, von drei Männern in Oelkleidern gerudert, das durch das grünlich durchsichtige, schaumgekrönte Meer Einem entgegenschießt, letzterer ein großes Strandbild von Skagen, etwas fahl und flach in der Farbe gebracht. Von Thorwald Niß ist eine kleine Marine da, an der man sich nicht sattsehen kann. Nichts, als Himmel und Meer — kein Boot, kein Vogel; am Horizont hinauf laufen bleichröthliche Reflexe an langen Wolkenstreifen, den Zeugen des Sturmes, der sich mit Sonnenuntergang gelegt hat, ein kleiner, verflogener Wolkenfetzen segelt oben am Himmel und die See, durchsichtig silberblau, rollt in langen Wellen aus, die sich gemächlich durcheinanderwälzen, von endlosen Schaumketten bewipfelt. Ganz vorn gleiten die letzten Ausläufer weithin über den flachen Strand. Alles ist Helle, Flüssigkeit, Durchsichtigkeit und fern am Horizont steigen die nächtlichen Dünste, eine flache Schicht über dem Wasser auf.

Wo die dänische Kunst ganz echt, ganz Ausdruck der Volksseele ist, da ruht sie wie in einem stillen Brüten über einem ganz einfachen, ganz alltäglichen, fast dürftigen Motiv. Ein Stückchen flachen Landes mit grauem Himmel und weiter Fernsicht — weit und grau, wie die Sehnsucht, ein kleines Interieur voll anspruchsloser Gemüthlichkeit, aber mit einer Innerlichkeit, einer seelenvollen Hingabe erfaßt, in der sich verräth, mit wie zarten Nervenfasern das Herz des Malers an dem, was ihm eignet und was er eignet, hängt!

Bissen's großes und großstiliges Bild „Triebsanddünen in Jütland", mit seinen blaßgelben, langgestreckten Hügeln, den blaßgrünen Sandhaferbüscheln, dem bleigrauen Himmel und dem großen Blick auf das Meer ist dänische Landschaft, aber nicht recht modern dänisch gefühlt; Holsöe's, Interieur in Abenddämmerung dagegen, mit dem durchsichtigen Licht, das durch die Blattpflanzen am breiten Fenster fällt, mit der grünlich weißen Dämmerung, die in der Stube webt, den grünen Sammetmöbeln, dem weichglänzenden Mahagoni des Claviers und der Console und dem stillen jungen Mädchen, das am Fenster in einem Blatt liest, — das ist dänisch, dänisch in dem Schimmer von Wehmuth, der über diesem Frieden liegt, dänisch in der fast weichlichen Behandlung der Farbe, dänisch in dem Sichhineinwickeln in Dämmerung und webenden Duft.

Denn die Dänen sind ein Volk, das resignirt hat. Ist ein Land dazu gelangt geographisch immer kleiner und kleiner, politisch immer unbedeutender und unbedeutender zu werden — dazu eingezwängt zwischen gewaltige Nachbarn von agressivster Thatkraft, so verliert und verwischt sich seine Volksindividualität entweder vollständig, oder sie bildet sich um. Ein Volk voll Regsamkeit und Muth, für dessen Jugend alle Wege zu nationaler Begeisterung, zu politischer Geltung und weitschauenden Unternehmungen verschlossen sind, ein Volk von Privatleuten wird auch in seiner Kunst, sofern sie aufrichtig und wirklicher Ausdruck seines Wesens ist, einen ganz privaten Charakter haben. Es wird das, was ihm geblieben ist, seine Scholle und sein Heim mit einer Gemüthstiefe umfassen, die sich unter anderen Umständen in anderen Eigenschaften umgesetzt hätte. Aesthetiker durch Tradition, Gefühlsmenschen durch die Verhältnisse, will das junge Geschlecht mit einer fast kränklichen Feinfühligkeit nichts anderes vorstellen, als was es ist. Daher seine überraschende Natürlichkeit in der Kunst, das Natürliche als das Selbstverständliche. Keine großen Sujets mehr, keine imponirenden Stoffe, keine abstracten Gesichtspunkte .... nein, das unbedingteste Sichauffichselbststellen, auf sich selbst Besinnen, in sich selbst Versenken. Ganz charakteristisch legt sich das dar in zwei Portraits von Vater und Sohn, des alten, berühmten Bloch, der ein Damenportrait gebracht hat, lecker in der Farbe, delicat in der Behandlung, etwas geleckt, Malerei unter dem Gesichtspunkte des Schönen und seines Sohnes, der den Vater portraitirt hat. Welche Energie in der Auffassung des letzteren, in der Modellirung des Kopfes und der Hände, welch unbarmherziger Blick für das Wirkliche. Das kleine Bild, in einem warmen bräunlichen Ton gehalten, brennt sich dem Gedächtniß ein; man sieht es, so oft man daran denkt. Das Nächste unmittelbar erfassen, danach streben die Jungen; mehr oder weniger sind sie Alle geborene Psychologen und geborene Stimmungsmenschen zugleich. Wie charakteristisch sind nicht die Nüancen des geistlichen Gepräges in Thomsen's „Pastorenmittag", wie viel Beobachtung und Schelmerei ist nicht in den „Zufälligen Gästen", wo in dem Gruß des jungen Mannes und der Pastorentochter eine ganze stille Liebesgeschichte liegt.

Historienmaler sind die modernen Dänen nicht. Oder ja — doch einer ist es und ganz auf seine eigene Manier. Christian Zahrtmann ist nicht nur der eigenwilligste und originellste unter den dänischen Malern, er ist überhaupt einer der größten Querköpfe, die den Pinsel führten. Er hat sich in einem ganz seltenen Grade dagegen verhärtet mit Anderer Augen zu sehen, mit Anderer Gehirn zu denken und bestehende Anschauungen über sich Macht gewinnen zu lassen. Ein zäher Wille, der sich mit keinen anderen Motiven einläßt, als die ihm Spaß machen, ein feiner kecker Geist, dem eigentlich nur das Ungewöhnliche das Selbstverständliche ist, eigentlich nur das, was alle gangbaren Meinungen auf den Kopf stellt, Spaß macht. Ein Spaß, den er dann auch bis auf die Neige auskostet. Er malt Salomo und die Königin von Saba in einem drei Spannen hohen Bilde: den weisen prachtliebenden König als einen ernsthaften, pedantischen Knaben, die verführerische Königin als eine trockene, gelehrte Dame gesetzten Alters und gesetzten Sinnes. Sie wollen Beide nichts als ihren Verstand aneinander reiben, sie sitzen da, kühl bis in's Herz hinein, einander belauernd, der schmalwangige, hohläugige Rabbinerzögling und die denkende ältere Person in ihrem persischen Schlafrock. Aber das ist naiv, wie die Erzählung selbst, das post nicht und schielt nicht. Und all die persisch-orientalische Pracht ringsum hat etwas Primitives, Dürftiges, woran wir mit Behagen fühlen wie herrlich weit wir es inzwischen gebracht — bis auf den Parfümirungsapparat zu ihren Füßen, aus dem die dünnen Rauchwölkchen aufsteigen und ihre Nasen kitzeln. Oder er malt Aspasia mit der Büste ihres todten Sohnes — ein majestätisches Ungeheuer an Corpulenz mit einem gefaßten großen Schmerz in den breiten Zügen, in denen man sich die Spuren früherer Schönheit denken kann.

Aber das sind nur kleine Zerstreuungen. Im Ernst hat Zahrtmann nur einen Stoff, an dem sein Herz hängt, den er nicht müde wird zu studiren, an dem er immer neue Momente entdeckt. Das ist die Geschichte der zwanzigjährigen Gefangenschaft Eleonora Christinen's, der Tochter Christian des Vierten und Gemahlin Uhlfeldts, die sie selbst in ihrem „Jammergedächtniß" beschrieben hat. Diese freudige Renaissancenatur, voll von einer Lebenskraft, die durch nichts zu zerstören war, einer der geradesten, mächtigsten und freiesten Frauengeister — sie ist für Zahrtmann eine Art Incarnation des Menschenthums im Weibe, die tapfere und fromme Bejahung zum Leben in einer ganzen Natur, an der er sich immer wieder gegen die Einwirkung der Schlaffheit und Krankhaftigkeit des gegenwärtigen Geschlechtes auf sein eigenes Wesen stählt. In seinem Atelier hängt in einer Ecke das lebensgroße Originalportrait Eleonore Christinen's und ihm gegenüber ein Gemälde von ihm selbst, das diese Ecke darstellt, von zwei Riesenkerzen beleuchtet, die auf dem Tisch unter dem Bilde brennen und die hohe Frauengestalt wie ein Altarbild hervortreten lassen. Sein schönstes Bild von ihr — voll von seltenem Schmelz in den weichen bräunlichen Tönen — stellt sie dar im Gefängniß, Nachts, im Bette sitzend, den Blick in's Licht geheftet, das von einem Schirm beschattet auf dem Tische brennt, eine volle Matrone mit gefaßten, sinnenden, großen Zügen. Eine unendliche Wärme, ein tiefer Friede liegt über dem Bild, das weiße Bett, die bunte Decke, die dunkle Mauer sind gelbröthlich überglänzt und zwischen Licht und Schatten sitzt die Gestalt der alten Frau, ruhig, unbeweglich, als hätte sie viele, viele lange Nächte so gesessen.

Digitized by Google

Zahrtmann, der so prächtige junge Frauenköpfe unter seinen Studien hat, benutzt junge Frauen fast nie zu den Bildern, die er ausstellt, es müßte denn sein, daß er sie einmal mit strotzenden Brüsten als Urweiber in ihrer Mutterschaft malt. Ein reflectirender Geist sucht er im Weib die Persönlichkeit, die ja erst in den späteren Jahren ganz entwickelt ist. Er stellt es dar, wie es geworden ist im Leben und durch das Leben, mit den Unschönheiten in den abfallenden Formen und mit der anziehenden Ausprägung der seelischen Züge.

Die anderen dänischen Maler stehen in Gruppen zusammen, er steht allein, ganz er selbst, die ausgeprägteste Physiognomie unter den Vertretern einer Kunst, die nicht Aufsehen erregen, sondern aufrichtig sein will, nicht blendet, aber lebt.

Geflügelte Worte in fünfzehnter Auflage.

Von J. Kriebitzsch.

Seitdem Georg Büchmann zuerst im Jahre 1864 ein Buch unter dem Titel „Geflügelte Worte" herausgegeben hat, versteht man in Deutschland allgemein unter diesem Ausdruck den in jenem Buch behandelten Stoff, d. h. man nennt geflügelte Worte die in weiten Kreisen Deutschlands dauernd gebrauchten Ausdrücke, Aussprüche und Worte aus verschiedenen Sprachen, deren literarischer Ursprung oder deren historischer Urheber sich angeben läßt. Nur diesen genau und fest bestimmten Stoff hatte Büchmann von Anfang an vor Augen, die unübersehbare Fülle von Sprichwörtern, Sinnsprüchen, Mottos, Fremdworten und anderen gebräuchlichen Redensarten, deren Urheber nicht zu ermitteln sind, zu sammeln, lag ihm vollständig fern, und damit hat auch bis heute das Buch nicht das Geringste zu thun. Obwohl nun der Verfasser einer jeden neuen Auflage seiner Schrift eine Bemerkung vorausschickte, die den Begriff „Geflügelte Worte" erklärte, wie er ihn gefaßt wissen wollte, ist er doch mit einer Fluth von Briefen überschüttet worden, in denen ihm alle möglichen herrenlosen Worte, deren Ursprung nicht nachgewiesen ist, zur Aufnahme angeboten wurden. Und heute noch hat der jetzige Herausgeber, Herr Walter Robert-Tornow in Berlin, mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, ja, in einer vielgelesenen Zeitschrift hat Letzterem gegenüber sogar jüngst Jemand behauptet, daß in der angeführten Begriffsbestimmung eine Willkür und Vergewaltigung läge, und daß Niemand das Recht habe, „ein Wort der deutschen Sprache so in Beschlag zu nehmen, daß es nur in dem von ihm gebrauchten Sinn verstanden werden dürfe." Hierauf ist zu erwidern, daß Büchmann dies 20 Jahre lang gethan hat und zwar mit größtem Erfolge und unter allgemeiner Zustimmung. Büchmann hat den Namen eben erfunden für übliche nachgewiesene, nicht für nachzuweisende Citate. Jener Anonymus will nämlich auch die Redeweisen unbekannten Ursprunges Geflügelte Worte nennen, und so „diesem Ausdruck einen objectiven Begriff unterlegen". Nun kann zwar Niemand dazu gezwungen werden, den betreffenden Begriff in dem durch Büchmann üblich gewordenen Sinn aufzufassen, aber ob einer mit dieser neuen Begriffsbestimmung vielen Anklang finden wird, ist doch mindestens vorerst noch sehr zweifelhaft. Jedenfalls wird Herr Robert-Tornow nichts dagegen haben, wenn ein Anderer auch die herrenlosen gebräuchlichen Worte sammelt, — wie es übrigens schon Manche gethan haben und neuerdings wieder Herhold in seinem Buch „Lateinischer Wort- und Gedankenschatz" (Hannover, Hahn) — dem die nachgewiesenen Citate enthaltenden Werke wird das wenig oder keinen Abbruch thun. Wenn aber weiter in jenem Artikel behauptet wird, daß Robert-Tornow den betreffenden Ausdruck nur gelten lasse für diejenigen Redeweisen, deren Ursprung „Büchmann und er" nachgewiesen haben, so betone ich, daß zu jeder Zeit Verfasser sowohl, als Fortsetzer bereit gewesen sind, ein von Anderen nachgewiesenes übliches Citat aufzunehmen.

Doch kehren wir zu dem Werke Büchmann's selbst zurück. Vor einigen Monaten ist eine neue, die 15. Auflage desselben erschienen, die zweite von Robert-Tornow bearbeitete. Es war wohl Niemand geeigneter und befähigter dazu, das Buch nach Büchmann's Tod weiterzuführen, als dieser Berliner Gelehrte, der sieben Jahre lang mit dem Verfasser vereint das Werk herausgegeben hatte, und dem daher derselbe für seine Beihülfe auch in den Vorreden seit dem Jahre 1879 stets seinen besonderen Dank ausgesprochen hatte.

Die neueste Auflage weist nach dem Register gegenüber der vierzehnten mehr als 200 neu hinzugekommene Citate und eine große Menge von Zusätzen und Verbesserungen auf: sie umfaßt daher auch jetzt 523 Seiten, während die vierzehnte nur 453 Seiten stark war. — Zu großem Dank ist man dem Herausgeber verpflichtet, daß er dem Register eine besondere Sorgfalt zugewendet hat, so daß dasselbe jetzt erst als ein zuverlässiger Schlüssel zu dem Buch angesehen werden kann: man findet jetzt dasselbe Citat an verschiedenen Stellen dieses Verzeichnisses, da vielfach nach den aus dem Zusammenhang herausgenommenen Einzelworten auf die betreffende Seite in dem Buch hingewiesen ist. Auch ist das Register nun mit größeren Lettern gedruckt.

Ueberflüssige Parallelstellen sind in Menge getilgt, z. B. bei dem Worte gutta cavat lapidem, zu dem noch die 13. Auflage je eine Stelle aus Ovid, Tibull und Lucrez anführte, die einen ähnlichen Gedanken enthielt. Mit Recht hat Robert-Tornow schon in der Vorrede zur 14. Auflage gesagt, daß in Zukunft nur solche Parallelstellen Aufnahme finden sollen, „die für die Genesis oder die Wandlung des Geflügelten Wortes von wesentlicher Bedeutung sind."

Mit wie großer Sorgfalt hier dem Ursprung jedes einzelnen Wortes nachgegangen wird, möge man aus der Behandlung sehen, die z. B. das neu aufgenommene Wort Afflavit deus etc. auf S. 366, die „Panik" S. 432 erfahren hat; mit wie peinlicher Gewissenhaftigkeit Verbesserungen und Zusätze eingefügt sind, kann man aus der Art erkennen, wie nun das Wort „Nach Jemandes Pfeife tanzen" besprochen wird.

Auch muß man es mit Freuden begrüßen, daß der Fortsetzer bemüht gewesen ist, an den verschiedensten Stellen die Eigenart eines fremdsprachlichen Citates durch eine entsprechende deutsche Uebersetzung den Lesern nahezurücken; so wird S. 235 das Wort parturiunt montes, nascetur ridiculus mus wiedergegeben mit: „Wie das Gebirg' auch kreißt, es kommt nur 'ne schnurrige Maus 'raus", und S. 310:

„Quando conveniunt Ancilla, Sibylla, Camilla
Garrire incipiunt et ab hoc et ab hac et ab illa"

übersetzt:

„Wenn Minchen, Tinchen, Linchen mal vertraut beisammenstehn,
Gleich geht es los mit Plappern über Die und Die und Den!"

An anderen Stellen freilich, an denen eine wörtliche metrische Uebersetzung den Inhalt des Wortes nicht genügend erklärt haben würde, ist sie wieder vermieden und dafür eine prosaische Umschreibung des Citates eingetreten, wie bei Sint Maecenates u. s. w.

Wie oben gesagt, hat das Buch ausschließlich den Zweck, die nachgewiesenen Citate zu sammeln und zu besprechen: dies ist nun freilich cum grano salis zu verstehen; es hat dies Bestreben Büchmann niemals gehindert, mit weiser Beschränkung auch einige bisher noch ihrem Ursprung nach unbekannte Worte aufzunehmen, da ihm „begründete Aussicht vorhanden schien, durch fortgesetztes Suchen auf die Spur der Urheber zu kommen" (Vorrede vom Jahre 1874). Deren Zahl ist zwar wohl mit der Zeit geringer geworden, doch an einigen Stellen finden sie sich auch noch in der 15. Auflage; so heißt es S. 112 nach Besprechung des Wortes „Sprecathen": „Wer nannte danach München »Isarathen«?", so wird S. 142 von dem Wort: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft" nur gesagt, daß es in Berlin auf Schleiermacher zurückgeführt werde, und dann hinzugefügt: „Wo findet es sich aber in dieser Form zuerst gedruckt?"

Digitized by Google

Wie leicht kann man sich doch betreffs der Herkunft der geläufigsten Worte täuschen! Man nehme nur die drei: Solamen miseris socios habuisse malorum, Tempora mutantur nos et mutamur in illis und Quidquid agis, prudenter agas et respice finem. Von diesen hört man immer und immer wieder behaupten, sie fänden sich bei einem alten Dichter, während sie doch sämmtlich erst im Mittelalter entstanden sind. — Für alle solche Worte diejenige Stelle zu finden, an der sie zuerst vorkommen, oder denjenigen zu ermitteln, der sie zuerst ausgesprochen hat, war natürlich eine Aufgabe, deren Lösung eines Menschen Kraft nicht gewachsen war; es ist bekannt, daß Büchmann, seitdem er sein Buch begonnen, von vielen Hunderten fortgesetzt unterstützt worden ist mit Zusätzen und Berichtigungen, so daß er schon im Jahre 1879 in der „Gegenwart" den bekannten „600 Correspondenten" überschriebenen Artikel veröffentlichen konnte. Und dieser Antheil der Deutschen an dem Buche hat nicht nachgelassen: der Briefwechsel Büchmann's wies schließlich 900 Namen auf, und auch Robert-Tornow erwähnt in der Vorrede zur 15. Auflage, es seien mehr als 1000 Wünsche zur Vermehrung und Berichtigung eingelaufen. — Auch von diesem Buch, der Lebensarbeit Büchmann's, gilt eben im weitesten und ausgedehntesten Sinn das Urtheil, das jener selbst einmal über ein anderes Werk gefällt hat: „Ein überaus und auf jeder Seite anziehendes Buch", „das Buch muß und wird gelesen werden". — Ja, die Geflügelten Worte, die nun schon mit der 14. Auflage in 65,220 Exemplaren verbreitet waren, werden, von kundiger Hand geleitet, von vielen Tausenden gebildeter Deutschen geliebt und geschätzt, von vielen Hunderten bereichert, auch in ihrem neuesten Gewande weitere Verbreitung finden und alle schon entstandenen oder etwa noch entstehenden Plagiate — das ist gewiß zu erwarten — überdauern.

Feuilleton.

Der Onkel Minister.

Von Antonio Caccianiga.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Nolte.

(Schluß.)

Inzwischen hatte der Minister einen geschlossenen Wagen genommen und zu größerer Vorsicht die Fenstervorhänge herabgelassen, um möglichst ungesehen und insgeheim in's Dorf zu gelangen. Während der Wagen im schlanken Trab der Pferde dahinrollte, war der große Staatsmann eingeschlummert und träumte von der Wonne und dem Frieden der ländlichen Einsamkeit. Da schreckte er plötzlich aus seinen schönen Träumen auf bei der krachenden Detonation etlicher Böllerschüsse, die den Unglücklichen an die Höllenmaschine Fieschi's und die Bomben Orsini's erinnerten. Auf die Schüsse folgte die Nationalhymne von dröhnenden Posaunen und kreischenden Clarinetten gespielt, mit der üblichen Begleitung der großen und kleinen Trommel und den nicht endenwollenden Beifallssalven der Volksmenge. Er schob die Vorhänge zurück, steckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah — schrecklicher Anblick! — einen mit grünen Zweigen und Inschriften geschmückten Triumphbogen, darunter eine große Menschenmenge und eine lange Queue ländlicher Vehikel, welche alle nach der Auszeichnung trachteten, ihn als Ehrenescorte begleiten zu dürfen.

Durch Vermittelung seines Bruders war dem Minister eine Rede vom Bürgermeister erspart geblieben; in seinem Unglück erschien ihm dieses schon wie ein beträchtlicher Gewinn. Als er in's Dorf hineinfuhr, erkannte er das stille Nest nicht wieder; er sah nichts als Teppiche und Fahnen. Die Tricolore, zu der er in seiner Jugend geschworen, die zu vertheidigen er sich muthig den Oesterreichern entgegengestürzt hatte, jene Tricolore, einst als Symbol der Freiheit so heiß ersehnt, verfolgte ihn jetzt mit solcher Beharrlichkeit, daß er sich ihr nicht einmal auf den stillen Höhen seiner Berge entziehen konnte. Zwei lächelnde Träume hatten seine Jugend umfangen, die Liebe eines Mädchens und die Hoffnung auf Befreiung des Vaterlandes. Der am leichtesten erfüllbare war zerronnen, der scheinbar unerreichbare war zur Wirklichkeit geworden und zwar zu einer so realistischen, daß er fast unter dem Druck ihrer fortwährenden Demonstrationen erliegen zu müssen glaubte.

Durch förmliche Staubwolken und unter dem betäubenden Lärm des Hurrahrufens, der Musik, der Böllerschüsse und des Glockengeläutes endlich zu Hause angelangt, mußte er die Spitzen der Behörden empfangen, mußte Unzähligen die Hand drücken, lächeln, fragen, antworten, sich liebenswürdig und dankbar für den festlichen Empfang, geehrt und beglückt durch die ihm dargebrachte Ovation zeigen.

Dann drückte er noch alle Familienglieder, junge und alte, an die Brust, begrüßte herzlich die Dienerschaft, die Bauern, ihre Kinder, Verwandte und Bekannte und bat endlich um Erlaubniß, sich in sein Zimmer zurückziehen zu dürfen. Dort angelangt, schloß er die Thür durch zweimalige Drehung des Schlüssels ab, sank erschöpft auf's Sopha, seufzte tief und fühlte das Bedürfniß, die Glieder zu recken und einmal frei, aus tiefster Brust aufzuathmen.

Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Aber die Nationalhymne tönte ihm immer noch in den Ohren; die Mißklänge der Clarinette hatten seine Nerven gereizt, an Schlaf war nicht zu denken. Nachdem er, so gut es gehen wollte, sich einigermaßen ausgeruht hatte, trat er an's Fenster und öffnete es. Dieser war für ihn der seligste Augenblick des ganzen Tages. Er fühlte die reine, balsamische Heimathsluft auf seiner heißen Stirn; er erkannte ihren süßen Duft und es schien ihm, als ob jener Hauch der Bergluft den Nebel vertriebe, der ihm den Geist umdüsterte. Die vergangenen Jahre waren wie hinweggezaubert, er vergaß die blutigen Schlachten, die heftigen Wortkämpfe des Parlaments, die fieberhafte Arbeit im Ministerium, er sah auf sie zurück wie auf einen bösen Traum. Und in der That die Gipfel seiner Berge, die Häuser auf den Hügeln, das dunkle Laub der Gehölze hatten sich alle nicht verändert. Er erkannte das gewisse weiße Häuschen auf der Anhöhe, er athmete mit Wollust den Duft des frischgemähten Heues ein, er sah gerührt auf den väterlichen Garten und auf den Weinberg, der noch voller Trauben hing. Er blieb lange entzückt am Fenster stehen und schaute auf das Panorama, welches so beredt zu seinem Herzen sprach.

Endlich öffnete er seine Zimmerthüre, um seinen Bruder und seinen Neffen zu empfangen, und befragte sie gleich nach Frau Mathilde.

„Sie erwartet Dich unten," antwortete der Bruder. „Ich habe sie heute zum Essen eingeladen."

„Ah! und da kommt sie schon selbst," unterbrach der Minister und eilte der Annina entgegen, welche gerade die Treppe heraufkam und bei dieser unvermutheten Begegnung feuerroth wurde.

Der Bruder zupfte den Minister am Aermel und flüsterte:

„Du irrst Dich ... diese ist ihre Tochter."

Der Minister sah seinen Irrthum gleich ein, wußte ihn aber zu verdecken mit der üblichen Promptheit hoher Angestellter, wenn sie bemerken, daß sie eine Dummheit gesagt haben. Er nahm ihre Hände in die seinen, sah ihr gerührt in's Antlitz und sagte:

„Ganz ihre Mutter ... in ihrem Alter ..."

Das Wiedererwachen so vieler Erinnerungen, der Anblick einer immer frischen, jährlich sich erneuenden Natur, die Wahrnehmung, daß da draußen Berge, Hügel, Gehölze, Häuser, Luft und Licht, Alles unverändert, noch gerade so wie vor Jahren bestand, hatten dem Minister die Gedanken verwirrt. Er hatte für einen Augenblick vergessen, daß die Menschen leider nicht dasselbe Glück haben, und hatte in dem jungen Mädchen seine achtzehnjährige Mathilde wiederzusehen gemeint. Jetzt ging er die Treppe hinab und sah sie wirklich; er konnte sich indeß nicht verhehlen, daß, obgleich sie noch schön war, sie doch nicht mehr ganz dieselbe wie damals sei. Mit chevalereske Höflichkeit wußte er auch diesen Eindruck zu verbergen. Er nahm ihr sehr liebevoll die Hand, hielt sie in einem langen Druck fest, sah sie zärtlich an und wiederholte zum Oefteren:

„Wissen Sie noch? .... Wissen Sie noch? .... Ach, die schönen Jugendjahre, die nimmer wiederkehren!" Und dabei strich er sich selbst mit der Hand über die Stirn und den kahlen, nur noch von einigen

Digitized by Google

weißen Haaren umsäumten Kopf. Ja, die Jahre waren auch an ihm nicht spurlos vorbeigegangen! Die Zeit, menschliche Leidenschaften und harte Kämpfe hatten Furchen auf sein Antlitz gegraben.

Die Tischgesellschaft bestand aus einigen engeren Freunden; es herrschte ein heiterer, offener, herzlicher Ton. Zuerst drehte sich die Unterhaltung um die Vergangenheit und die Jugendbekannten, dann sprach man von Politik, von dem Wohle Italiens und der Größe Roms, und alle beneideten Sandrino, der unter der mächtigen Protection seines Onkels bald eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben einnehmen würde. Wenn hiervon die Rede war, schlug Annina die Augen nieder und seufzte.

Der Minister, der es natürlich gewohnt war, sehr scharf zu beobachten, ertappte manchen innigen Blick zwischen Sandrino und Annina und hatte bald das Geheimniß ihrer Liebe durchschaut.

Abends wurde das Dorf illuminirt und ein Feuerwerk abgebrannt, wie die Aeltesten im Dorfe sich nicht erinnern konnten, es je in gleicher Herrlichkeit gesehen zu haben.

Vor dem Zubettegehen sagte der Minister zu seinem Bruder:

„Morgen wollen wir von der Zukunft Sandrino's reden. Ich bin ganz entschlossen, ihn mit mir nach Rom zu führen, indeß möchte ich erst ein Wörtchen mit ihm allein sprechen. Er möge morgen früh in mein Zimmer kommen, ich will ihm einmal gehörig die Wahrheit sagen! Unsere Jugend verliert ihren Compaß, ihre Richtschnur; ich will den Jungen auf den rechten Weg bringen. Inzwischen gute Nacht."

Die Umstehenden erwiderten: „Gute Nacht! Angenehme Ruhe!" und gingen alle glücklich und voller Hoffnung für die Zukunft zu Bett — mit Ausnahme von Annina.

* * *

Am anderen Morgen ließ der Minister zeitig Sandrino rufen und sagte ihm:

„Sag' mir ganz aufrichtig .... gehst Du gern nach Rom?"

„Ich? Ja .... natürlich!" entgegnete der junge Mann sehr kühl.

„Und was gedenkst Du in Rom zu thun? fragte der Onkel. „Vielleicht den ganzen Tag auf dem Corso zu schlendern und zu rauchen, allen schönen Damen den Hof zu machen ... und Billard zu spielen?"

„I Gott bewahre!" unterbrach der Jüngling rasch. „Ich will dort ernstlich arbeiten, mir eine Stellung in der Welt erringen!"

„So, eine Stellung! Und was für eine Stellung zum Beispiel? ... Du wirst gewiß nicht wollen, daß ich Dir in meinen Bureaux ein Amt gebe, welches Du nicht verdienst, und Du kannst auch unmöglich verlangen, daß ich einen meiner Angestellten wegschicke, um Dir Platz zu machen. Du mußt ja wissen, daß dergleichen nicht geschieht, nicht geschehen kann ... was auch die Organe der Opposition darüber sagen mögen. Also wo zum Henker hoffst Du Eingang zu finden?"

„Je, nun!" antwortete jener und starrte mit offenem Munde die Zimmerdecke an.

Sein Onkel beobachtete ihn aufmerksam und fuhr dann fort:

„Wir wollen einen Fall setzen, wir wollen annehmen, Du fändest im Bureau irgend eines Ministeriums eine Anstellung als Beamter der dritten Classe, wohin hoffst Du dann zu gelangen?"

„Ich weiß nicht! ... Ich verstehe so wenig von diesen Sachen."

„Nun, so will ich's Dir sagen. Nach zwanzigjähriger wahrer Zwangsarbeit wirst Du nicht so viel verdienen, um eine Familie ernähren zu können. Du wirst die schönsten Jahre Deines Lebens in dumpfer Zimmerluft, stundenlang auf hartem Sessel vor dem Pult sitzend, unter stetiger Aufsicht eines Vorgesetzten zugebracht haben. Fürwahr ein schönes Leben!"

„Und Papa bildet sich ein, ich könnte mit Deiner Protection eine brillante Carrière machen ...."

„Nun, er irrt sich. Aber setzen wir den Fall, daß er Recht hätte. Nehmen wir an, Du seiest ein großer, ein außerordentlicher Geist — einer von denen, die sich überall Bahn brechen, die eine seltene, ungewöhnliche Befähigung für die Diplomatie haben und der Regierung ganz besondere Dienste zu leisten im Stande sind; nehmen wir an, daß das Glück Dir lächelt und daß Du Präfect von Neapel, Senator, Minister wirst! ... Würdest Du damit zufrieden sein? ... Ich denke, denn ich hoffe nicht, daß Du nach einer noch höheren Würde trachtest! ... Nun, wenn Du es so weit gebracht hast, dann bemitleide ich Dich im Voraus — denn Du wirst stets unglücklich sein!

„Höre zu, mein Junge, die diplomatische Carrière ist ein harter, schwerer Weg, voll scharfer Steine und Dorngestrüpp. Sie ist ein fortwährender Kampf, der die Kräfte verzehrt, das Herz verödet, jede innige Empfindung zerstört, der uns zu den Schmeicheleien der Undankbaren verurtheilt, der uns den Haß und die Verwünschungen der enttäuschten Ehrgeizigen und Habsüchtigen, der demaskirten und beleidigten Intriganten einbringt. Wir müssen alle Tage mühsam im Schlamme der menschlichen Leidenschaften waten und auf Schlangen treten!

„Nun wirst Du mir erwidern, daß es doch auch schöne Tage gibt: das dem Ruhm dargebrachte Jauchzen, die Befriedigung der Macht, des Berühmtseins. Ach, mein lieber Freund, Alles dieses wiegt die verlorenen Güter nicht auf ... die Freiheit, die Liebe, die Wissenschaft, kurz ein Leben, das, wenn es auch Stürme kennt, doch auch Meeresstille hat und friedliches, ruhiges Glück im Schooße der Familie!

„Meine Generation hat Alles erdulden müssen, um ein einiges Italien zu schaffen. Unser Leben war dieser Idee geweiht. Wir wollten siegen oder sterben, und es war der Mühe werth, denn ein unfreies Volk, ein Volk von Sclaven, ist nur wie eine Herde Vieh. Mit Gottes Hülfe haben wir gesiegt, und trotz all' unserer Fehler und Dummheiten haben wir jetzt ein einiges Italien. Ihr Glücklicheren braucht es jetzt nur noch zu erhalten und zu verbessern. Jetzt sind es nicht mehr die Minister, die das Wohl Italiens fördern, sondern vielmehr die Privatpersonen, welche durch Verbesserung und Förderung der Landwirthschaft, der Industrie, der Kunst und des Handels, durch Gründung von ehrlichen, gebildeten, arbeitsamen Familien zum Wohle des Ganzen jeder an seiner Stelle beitragen werden. Wenn uns die Pflicht ruft, unserem Vaterlande auch in öffentlichen Angelegenheiten zu dienen, dürfen wir sie nicht unerfüllt lassen, sondern müssen bereit sein, gewisse langweilige aber nothwendige Aemter anzunehmen. Aber wir müssen diese Aemter als eine unvermeidliche Bürde und nicht als Stufenleiter für den Ehrgeiz oder das Interesse ansehen. Dies Ziel sollten sich alle jene Männer stecken, welche das Brod der Regierung nicht zu essen brauchen. Glücklich sie und glücklich das Vaterland, wenn sie ihr Ziel recht verstehen und recht erstreben. Was Dich betrifft, Sandrino, — soll ich Dir ganz offen sagen, was ich an Deiner Stelle thun würde? ... Ich würde Annina heirathen, eine rechtschaffene Familie gründen, meine Felder verbessern und so dem Staate dienen, indem ich den Ertrag des Bodens verdoppelte. Das sociale Leben darf den natürlichen Instinkten nicht widersprechen, sondern soll sie verstärken. Bei der Wahl des Berufes sollen wir nicht den Ehrgeiz befragen, sondern unsere angeborenen Neigungen, die, in rechter Weise ausgebildet, nur günstige Resultate geben und Glück und Zufriedenheit zur Folge haben werden. Bei Dir liegen diese vor der Thüre, geh' doch nicht, sie in der Ferne zu suchen ... Du liebst Annina. Sie ist ein braves, schönes Kind. Heirathe sie, ihr werdet glücklich sein."

„Aber, lieber Onkel, wer hat Dir denn gesagt, daß ich Annina liebe?"

„Niemand ... Wenn man es mir gesagt hätte, könnte ich daran zweifeln; ich hab' es mit eigenen Augen gesehen und ich irre mich selten. Willst Du vielleicht Deine Liebe zu ihr in Abrede stellen?"

„Das kann ich nicht ... Aber was wird mein Vater sagen, wenn ich seine Pläne für meine Zukunft zerstöre?"

„Dein Vater ist, wie alle schlichten, einfachen Männer, glücklich, ohne es zu wissen. Ich will ihn schon aufklären. Es wird mir gewiß nicht schwer fallen, ihn zu überzeugen, daß er stets glücklicher gewesen ist als sein Bruder, der Minister!"

„Es ist also nicht mehr Deine Absicht, mich mit nach Rom zu nehmen?"

„Im Gegentheil, wir reisen morgen. Auch diejenigen, die dem Vaterlande dienen, indem sie unter dem Dache bleiben, wo sie das Licht der Welt erblickten, müssen doch Italien bereisen. Es ist ein so schönes Land ... und dann, sein Vaterland kennen zu lernen, ist eine Pflicht für Jeden, in dessen Macht es steht, und zugleich eine sehr nützliche Schule. Dann kannst Du Dich auch mit den Dir noch unbekannten Verhältnissen vertraut machen; Du hast dann noch Zeit über die wichtige Frage der

Digitized by Google

Berufswahl nachzudenken. In einem Monat darfst Du dann wählen zwischen einer Anstellung und einem schönen Hochzeitsgeschenk für Deine Braut. Gefällt Dir mein Vorschlag?"

Statt aller Antwort warf sich Sandrino dem Onkel an die Brust. Am nächsten Tage reisten sie ab. Nach einem Monat kehrte Sandrino in's Dorf zurück. Er brachte ein prächtiges Hochzeitsgeschenk des Ministers an Annina mit; diese wurde mit völliger Zustimmung seines Vaters seine Braut. Er war glücklich, Rom gesehen zu haben ... glücklicher, wieder zu Hause zu sein und machte sich mit Ernst daran, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu verwerthen und ein ausgezeichneter Landwirth zu werden.

Neulich schrieb ihm sein Onkel von Rom einen langen Brief, dessen Inhalt man in diese kurzen Worte zusammenfassen könnte: Laß mir die Zimmer mit der Aussicht auf die Hügel herrichten. Endlich kann ich mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen und wünsche meinen Lebensabend in meinem friedlichen Dorfe, im Kreise einer glücklichen Familie zu beschließen.

Notizen.

Im Verlag von Robert Lutz, Stuttgart, sind einige neue Bändchen der „Sternenbanner-Serie" erschienen. „Unterwegs und Daheim" enthält gute Uebersetzungen kurzer Geschichten des in Deutschland bereits wohlbekannten amerikanischen Humoristen Mark Twain, in denen er voll' ursprünglichen Humors erzählt und mit schonungsloser Satire menschliche Schwächen, wie auch allerlei auf beiden Seiten des Oceans eingenistete Mißbräuche, geißelt. Findet er dann einmal, daß sein Ton zu ernst wird, so lacht er plötzlich über seinen Ernst. Seine Auffassung deutscher Verhältnisse ist zuweilen geradezu drollig unbefangen. Der dritte Band enthält in meist guter Uebersetzung von M. Jacobi eine Anzahl kurzer Erzählungen neuerer amerikanischer Schriftsteller, wie Aldrich, Bishop, Deming, Stockton und Anderen. Seit der Zeit Cooper's, der das deutsche Lesepublikum mit Amerika als mit einem poetisch interessanten Indianergebiet bekannt machte, sind Bret Harte und Mark Twain die am meisten in Deutschland gelesenen amerikanischen Schriftsteller, doch haben diese, und besonders der Erstere fast nur die wilden, ungeregelten Zustände geschildert, wie sie vor Jahren in Kalifornien herrschten. Die hier genannten anderen Schriftsteller schildern aber, zumeist in humoristischer Weise, das gesellschaftliche Leben, wie auch manche Eigenheiten des Amerikanerthums in scharf und richtig gezeichneten Lebensbildern. Wo sie sich von diesem Gebiete entfernen und auf anderem als amerikanischen Boden den Schauplatz ihrer Schilderungen verlegen, ist ihre Auffassung eine eigenartig praktisch amerikanische. Besonders gilt dies von Aldrich und Stockton. In J. S. of Dale finden wir ein tiefer gehendes und mehr poetisch angelegtes Talent von unbefangen kosmopolitischer Denkart; auch beherrscht dieser junge Autor bei klarer Darstellungsgabe eine schwungvolle, farbenreiche Sprache, die in der Uebersetzung wenig verloren hat. Er verbindet Pathos mit Humor. Der vierte Band, „Kuriose Geschichten" von derselben Uebersetzerin, ist ganz den kurzen Geschichten Frank Stockton's gewidmet, der stets humoristisch, klar und spannend erzählt und eine besondere Fähigkeit besitzt, selbst höchst unwahrscheinliche Situationen mit allen Zuthaten der Wahrscheinlichkeit auszuschmücken. Der fünfte Band „Leben auf dem Mississippi" von Mark Twain enthält vom Besten, was aus der Feder dieses beliebten Autors geflossen ist. Nach einer kurzen Vorrede über Leben und Gewohnheiten des Autors, gibt er eine vortreffliche Schilderung des Riesenstromes und seines Gebietes, Skizzen aus der Geschichte seiner Entdeckung, Beobachtungen über seine Eigenheiten, um daran anschließend ein Bild seines eigenen Lebens zu entrollen, dessen Zusammenhang mit dem Riesenstrome und der Entwickelung der Schifffahrt darauf. Die Schilderung der Lehr- und Dienstjahre, welche er erst als werdender, dann als regulärer Lotse auf dem Strome durchlebte, wie auch der ganzen „Lotsenwissenschaft" ist unvergleichlich klar und scharf und könnte stellenweise für ein populär verfaßtes technisches Werk gelten, während sich doch immer wieder der humorvolle Erzähler geltend macht. Besonders groß ist er hier in der Erfindung aufregender und spannender Situationen und köstlich ist seine Beschreibung eines Menschen, der ein „zu gutes Gedächtniß" hatte. Die Uebersetzung ist von U. Brachvogel und im Ganzen gut, obwohl zuweilen deutsche Ausdrücke für beibehaltene englische Wörter leicht zu finden wären. — Den Schluß des Bandes bildet Mark Twain's Erzählung „Königthum auf dem Mississippi", ein Theil seines „Huckleberry Finn" und doch eine abgeschlossene Erzählung, welche seiner Zeit, gleichzeitig mit ihrem Erscheinen in Amerika, die „Gegenwart" ihren Lesern in Frank Siller's Uebersetzung brachte, welche auch in diesem Bändchen zum Abdruck gelangt ist. s.

Die Gouvernante. Erzählung von S. Melnec. (Jena, Costenoble.) — Seit Currer Bell's „Waisen von Lowood", Birchpfeiffer'schen Andenkens, sind die Romane zahllos, in denen die Gouvernante eine ebenso rührende, als erhebende Hauptrolle spielt. Daß sie von dem „problematischen" Hauslehrer Spielhagen's noch nicht entthront ist, beweisen die Romane der Marlitt, Werner u. s. w. und auch die vorliegende, übrigens hübsch erzählte Geschichte. Auch sie wendet sich in erster Linie an mitfühlende Leserinnen, und diese werden der unstreitig sehr begabten Verfasserin ihren Beifall nicht versagen.

Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretzschmar. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Die soeben erschienene erste Abtheilung des zweiten Bandes bespricht ausschließlich kirchliche Werke: Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten, Cantaten, und darunter auch wenig oder gar nicht bekannte Schöpfungen, die noch ungedruckt oder wenigstens noch nicht aufgeführt sind. Da aber unsere Chorvereine immer tiefer in die Schätze unserer älteren Kunst hinein greifen, so dürfte sich dies Verhältniß bald ändern, und dann wird man um so lieber diesen trefflichen musikästhetischen Commentar consultiren. Meister Bach und seine „Passionen", Händel, Mendelsohn werden eingehend behandelt, aber auch die Neuesten. Verdi's Requiem findet warme Anerkennung. Nicht einverstanden trotz Wagner's Spott sind wir mit Kretzschmar's unbedingter Verwerfung von Rossini's Stabat. Die Urtheile sind im Uebrigen durchweg gerecht und voll feiner Bemerkungen und durch zahlreiche Notenbeispiele belegt. Die Ausstattung des schmucken Bändchens ist von jenem Geschmack, an den uns der Verlag gewöhnt hat.

Wien, von Friedrich Schlögl. (Städtebilder und Landschaften aus aller Welt, Nr. 33—37). (Zürich, Cäsar Schmidt.) — Als billigster Reisebegleiter und zugleich als eine Erinnerung an die besuchtesten Städte und Gegenden verschiedener Länder erscheint unter obigem Gesammttitel eine Reihe von Schilderungen, worunter die eben genannte, die Geschichte und Entwickelung der herrlichen Kaiserstadt an der Donau behandelnd, einen hervorragenden Platz einnimmt. Der Name des Autors, den wir den Lesern dieser Wochenschrift wiederholt als Specialisten für Darstellung des Wienerthums vorgeführt, leistet hinlänglich Gewähr für eine gediegene Leistung. Mit einem umfassenden Wissen ausgestattet, entrollt der Verfasser, bei einem meisterhaften Stil, dem einige kleine Austriacismen gut zu Gesicht stehen, ein Bild seiner Vaterstadt von ihren ersten Anfängen in grauer Vorzeit bis auf die jüngste Gegenwart. Vom „Reiseführer" hat sein Werk sozusagen nur die äußeren Umrisse geliehen, ohne damit in den bevormundenden und gleichsam vorurtheilenden Ton gewöhnlicher Reisehandbücher zu verfallen. Während man diese gern aus der Hand legt, nachdem sie einem in der Fremde die nöthigen Dienste geleistet, wird man Schlögl's Buch, nach gewonnener Kenntniß Wiens, zur Richtigstellung seiner Eindrücke und zum Befestigen der zu beherzigenden Daten gern zu Rathe ziehen. Wie alle seine übrigen Wienerbücher liest sich auch dieses überaus angenehm, und das warme Herz, das ihm für seine Geburtsstadt schlägt, läßt man sich wohl gefallen, da gleichzeitig ein offener Blick für Ungeziemendes und Bedauerliches, sei es in früherer oder späterer Zeit, dem Autor stets zu Gebote steht. Viele schöne Züge aus dem reichen Leben der Donaustadt hat seine farbenkundige Hand hinzuzaubern verstanden, und daß der Schalk nicht selten auch zu Worte kommt, gewährt dem Büchlein einen besonderen Reiz. Nachdem es über „längst vergangene Zeiten" und über „Mittelalterliches" in raschen, aber wohl übersichtlichen Zügen berichtet, bringt es „aus den folgenden Jahrhunderten" und „aus halbvergangener Zeit" eben so ausführliche wie charakteristische Schilderungen. Wien selbst und dessen Bewohner werden alsdann in einem besonderen Abschnitt, dem umfassendsten des ganzen Buches vorgeführt und entfalten sich in einer anmuthenden Lebendigkeit, die noch durch die Beigabe vortrefflicher Illustrationen wesentlich erhöht wird. Erwünscht wird Schlögl's Buch nicht nur denen sein, die gern durch Unterhaltung belehrt sein wollen, auch Freunde der Special- und Localgeschichte werden darin mannigfache Anregung finden und dem Verfasser Dank wissen für die reichhaltigen Hinweise auf die betreffenden Quellenwerke. w. b.

Heinrich Heine's Autobiographie. Herausgegeben von Gustav Karpeles. (Berlin, R. Oppenheim.) — Der unermüdliche Heine-Apostel macht hier denselben Versuch, ein Dichterleben aus den Werken, Briefen und Gesprächen zu construiren, den z. B. Eduard Engel an Byron versucht hat. Freilich ist hier das Material viel umfassender ausgewählt und so geschickt gruppirt, daß das Selbstbildniß Heine's allerdings in voller Farbenpracht und echter Innerlichkeit gemalt erscheint. Die da und dort allzu subjective Beleuchtung wird man gern in den Kauf nehmen und sich daran erfreuen, denn hier schiebt sich zwischen Dichter und Leser kein vorlauter Commentator, kein fremder Biograph. Wir haben nur mit Heine zu thun, dem echten, ganzen Heine, wie er war, sich gab und zuweilen auch wie er von der Nachwelt sich drapirte. Kein Zweifel, daß diese verdienstvolle Compilation zur Kenntniß und Würdigung des neuerdings wieder stark angefochtenen Poeten einen grundlegenden Beitrag liefert.

Arnold der Mönch. Novelle von Ed. Oehmke. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Eine halb socialistische, halb culturkämpferische, moderne und doch wieder romantische Novelle, immerhin aber mit so viel Poesie erzählt, daß wir nicht lange nach der Möglichkeit dieser Geschehnisse und Figuren fragen und sie gerne gelten lassen. Der Verfasser hat Talent, das ist sicher, aber will er Leser von heute interessiren, so muß er mehr auf dem Boden der Wirklichkeit stehen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Sternbanner-Serie:

Amerikanische Humoristen und Novellisten.

Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruderheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
= II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
= III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story“:** Aldrich, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.
= IV. **Stocktons Kuriose Geschichten.**
= V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

Friedrich Chopin.

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 *M*.

Leipzig. Breitkopf & Härtel.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik“, des „Wesens des Geldes“ u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — *M* 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf“, darf krittelnd „wunderlich“ mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M*. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M*. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 *M*. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M*. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**“, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlag von **Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

König Elf's Lieder.

Eine lyrische Rhapsodie

von

Gustav Kastropp.

Dritte, veränderte Auflage.

Oktav. Geheftet *M* 1. 50. Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt *M* 2. —

Die Lieder dieses Cyklus sind zum großen Theil von überraschender Schönheit, so frisch, zart und sinnig, daß man ausrufen muß: Das ist die echte Lyrik! **Heimgarten.**

Verlag von **Carl Conradi** in **Stuttgart.**

Geschichte der Philosophie im Umriss.

Ein Leitfaden zur Uebersicht

von **Dr. Albert Schwegler.**

14. Auflage neu durchgesehen und ergänzt bis Karl Robert Eduard von Hartmann

von **Dr. R. Köber.**

gr. 8°. broch. 4 Mark.

Handelsschule zu Berlin.

Fischerbrücke 25.

Dr. Lange, Direktor.

Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum **einjährig-freiwilligen** Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

Bulgarische Frage!!

Soeben erschien:

Die Balkanländer.

Von

E. von Laveleye,

Professor an der Universität Lüttich.

Deutsch von **E. Jacobi.**

Erster Band. 416 Seiten. gr. 8°. Preis 7 *M* 50 *Pf*.

Verlag von CARL REISSNER in Leipzig.

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Bad Homburg

½ Stunde von Frankfurt a. M.

Wirksamste Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit) **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moorbäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie Massage.) Kaltwasser-Heilanst. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester. Militair-, Concerte. Theater. Réunions. Illuminationen, Feuerwerke. Saisonfeste. **Mineralwasser-Versandt** in stets frischer Füllung während des ganzen Jahres.

Königliches Bad Oeynhausen.

Haltestelle für sämmtliche Züge der Bahnlinien Berlin-Köln und Löhne-Vienenburg. **Saison vom 15. Mai bis 1. October. Thermalbäder vom 1. Mai ab. Naturwarme kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder aus kräftigen Soolquellen; Sool-Inhalatorium; Douchen; Wellenbäder; Gradirluft; Massiren; Orthopädisch-gymnast. Institut.** Bewährt gegen Rückenmarksleiden, Lähmungen, Rheumatismus, Nervenleiden, Anämie, Herzleiden etc. **Bade- und sonstige Einrichtungen ersten Ranges.** Die Curcapelle besteht vom 1. Juni bis 1. September aus 35 Musikern. Amtliches Nachweisungs-Bureau für Wohnungen im Curgarten. Prospecte gratis. **Königliche Bade-Verwaltung.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Franz Liszt.

Erinnerungen einer Landsmännin

von

Janka Wohl.

Deutsche Originalausgabe.

8°. **Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.**

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.

Hierzu eine Beilage von Gebrüder Paetel in Berlin.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition: Berlin N.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 9. Juni 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England und der Dreibund. Von Karl Blind. — Die Aufhebung der Sclaverei in Brasilien. Von W. Breitenbach. — Die Erziehung zum Naturgenuß. Von Otto Buchwald. — **Literatur und Kunst:** Namensspielerei in der neuesten „Goethephilologie". Von H. Düntzer. — Aus Kaiser Wilhelms Lehr- und Wanderjahren. Von Bruno Gebhardt. — Vom organischen Wachsthum der Lebewelt. Von A. Passow. — **Feuilleton:** Auf Leibrente. Von A. Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Einacterabend des Schauspielhauses im Wallnertheater. Von M. — Offene Briefe und Antworten: Noch einmal Mackenziana. Von Dr. med. Alanus. — Inserate.

England und der Dreibund.

Von Karl Blind.

Europa geht einem Zustande entgegen, oder es befindet sich vielmehr schon mitten darin, wie einst zu Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I. Diesmal ist die Gefahr zweifacher Art. Sie droht einerseits von Osten her, wo sich seit Peters I. Tagen die Weltherrschaftsgelüste immer anmaßlicher in der Richtung nach Konstantinopel, nach Oesterreich-Ungarn, bis in's Herz unseres ehemaligen Reichs- und Bundesgebietes, und nach Indien hin ausgebildet haben. Andererseits knüpft im Westen an den dort fortwährend gährenden Rachetrieb ein Streben nach Beseitigung des Freistaates an, welches im Falle des Erfolges leicht zu dem schon von Gortschakoff geplanten, von Skobeleff befürworteten Bündnisse Rußlands mit Frankreich führen würde. Da heißt es, alle Kräfte gegen die doppelte Gefahr sammeln.

Die in der deutschen Presse vielberufene, in ihren Einzelheiten aber, wie es scheint, wenig allgemein gekannte Schrift des Generals Bogdanowitsch bezeichnet Rußland als „den besten, als den einzigen Freund Frankreichs". Deutschland, Oesterreich und England werden als die Feinde genannt. „Unsere guten Beziehungen zu Deutschland," heißt es da, „ließen sich begreifen, so lange Preußen ein kleiner Staat war. Jetzt sind diese guten Beziehungen ein grober Fehler unserer Staatsmänner und stehen im Widerspruche mit dem Gefühle des ganzen russischen Volkes, welches unbewußt versteht, daß der Deutsche sein gefährlichster Feind ist. Deutschland ist durch einen glücklich geführten Krieg geschaffen worden; ein unglücklicher Krieg kann es vernichten." . . .

Damit der Leser sich dies ordentlich einpräge, ist letzterer Satz durch Sperrschrift hervorgehoben. Im weiteren Verlauf wird gesagt: „Der Krieg zwischen Deutschland und Rußland ist eine offene Frage, und in Anbetracht der für Deutschland vorliegenden Nothwendigkeit, uns die Handelsmärkte der Balkanhalbinsel zu entreißen, und des gegenseitigen Hasses zwischen Deutschen und Russen, ist der Krieg unvermeidlich."

Den Franzosen wird in der Schrift angedeutet, daß sie nicht bloß gegen Deutschland am Rhein, sondern auch gegen England in Aegypten, ja, in Indien, wo sie einst zuerst Besitzungen gehabt, Rache zu nehmen haben. Mit der Türkei und mit Persien möchte der Verfasser dagegen Rußland gut Freund sein und sogar ein Bündniß abschließen lassen. Ob die schöne Erklärung: „Wir müssen wieder nach der Bulgarei hinein . . .; wir müssen eine vollständige Unabhängigkeit der Bulgarei, aber unter der ausschließlichen Schutzherrschaft Rußlands, verordnen," freilich geeignet wäre, die Pforte zu gewinnen, mag dahingestellt bleiben. Gleich der Türkei soll auch Rumänien in's russische Bündniß gezogen werden — und zwar unter Ausstoßung des Königs Karl, welcher mit den Magyaren in einen Topf geworfen wird. Als Belohnung soll Rumänien sich Siebenbürgen beilegen dürfen. Die neulichen Vorgänge in und um Bukarest, während deren schon das Haupt eines Gegenkönigs durch die Donaunebel künstlich geförderter Unruhen sichtbar wurde, zeigt die Planmäßigkeit, mit welcher die russischen Sendlinge arbeiten.*)

So wetterleuchtet und gewittert es schon seit einiger Zeit von Ferne her zwischen Ost und West. Ein ähnliches Schauspiel ergab sich zwischen 1868 und 1870, wo der große Durchbruch erfolgte — nur daß damals die Gefahr lediglich auf einer Flanke zu liegen schien. Was freilich die Beust'sche Verrätherei, was eine französisch gesinnte Partei am Turiner Hofe, was selbst die Eiderdänen im Falle einer im Beginn des Krieges von Deutschland verlorenen Hauptschlacht zu thun im Stande gewesen wären, und welche Stellung dann Rußland eingenommen hätte: das mag sich Jeder selbst ausdenken.

*) Alliance Franco-Russe et la Coalition Européenne. Par un Général Russe. Paris 1887.

*) Es finden sich in der erwähnten Flugschrift übrigens eine Anzahl höchst lächerlicher Schnitzer; u. A. die Behauptung: „England erhalte seine Flotte aus seinen indischen Einkünften!" (Die Ausgaben und Einnahmen im indischen Budget gleichen sich nahezu aus, und die Kosten der englischen Flotte haben mit demselben gar nichts zu thun.) Ferner sind eine Menge Orts- und andere Namen französisch ganz verunstaltet; wir hören von Angra-Pewen, Kamerum, Ahal-Teke, Pendeh, Puerirout (Heri-Rud), Clydam (Clive) u. s. w. Durch einen Zufall kam uns ein früher Abzug durch eine französische Hand zu, welche in einem längere Zeit vorhergegangenen Briefe, zwar in vorsichtiger Fassung, aber theilweise in denselben Worten das künftige russisch-französische Bündniß an die Wand malte, wie die spätere Schrift des russischen Generals. Der betreffende Pariser Schriftsteller, der früher an die Ungefährlichkeit Boulanger's glaubte, ja, ihn für nützlich hielt, ist seitdem freilich von diesem Vorurtheil abgekommen. Er wünscht den demagogisch-cäsaristischen General jetzt lieber „kurzweg an die Mauer gestellt" zu sehen. „Gesegnet sei der Tag, wo dies geschieht!" fügt er hinzu. Durch das erwähnte Zusammentreffen ist uns übrigens doppelt klar geworden, welches die Pariser schriftstellerischen Zusammenhänge der Bogdanowitsch'schen Schrift sind.

Digitized by Google

Unser Volk hat damals gesiegt, wie in der Geschichte noch nie gesiegt worden ist. Heute steht das Deutsche Reich mit Oesterreich-Ungarn und Italien als ein eiserner Schutzwall zusammen; aber dafür liegen nun die Gefahren zugleich links und rechts. Schon vor Jahren haben wir in der „Gegenwart" die Ueberzeugung ausgesprochen, daß unter solchen Verhältnissen nichts unterlassen werden sollte, was bei ausbrechendem Kampfe den Sieg so rasch und so durchschlagend wie nur möglich gestalten würde. Von Stockholm bis nach Bukarest und Konstantinopel — so schrieben wir damals — müßte die Vervollständigung der eisernen Bündnißlinie mit allem Eifer erstrebt, nicht minder aber das an Streitkräften zur See so starke, an Geldmitteln so unerschöpfliche England als Freund und Bundesgenosse gewonnen werden, sobald eine gegen Deutschland, Oesterreich und Italien freundlich gesinnte Regierung in London am Ruder sei.

Man hat indessen drüben gerade in Kreisen, welche der Regierung nahe zu stehen schienen, bisher vielfach einen Ton gegen die Engländer angeschlagen, den wir nur aus Herzensgrund beklagen können. Wären die scharfen Worte lediglich gegen die von Herrn Gladstone vertretene, den russischen Plänen förderliche, Deutschland und Oesterreich gehässig abgünstige Richtung gefallen, Niemand konnte, das wissen die Leser dieses Blattes wohl, mehr damit einverstanden sein, als wir. Ein 35jähriger Aufenthalt in England hat unserer vaterländischen Gesinnung gewiß keinen Abbruch gethan. Der Verkehr mit hervorragenden Männern aller Parteien des Vereinigten Königreiches hat uns in die Lage gesetzt, bei vielen Hauptfragen die tieferen Beweggründe zu erforschen, durch welche die Haltung der verschiedenen Führer oft uneingestanden geleitet wird. Nicht leicht geben wir uns daher einer Täuschung hin — gewiß keiner Täuschung, wenn es sich um die Stellung Deutschlands zu England handelt.

Nun denn, sagen wir es kurz heraus: die Engländerhetze, welche da und dort, wenn auch nicht von den Besten und Einsichtigsten, betrieben worden ist, erscheint uns als eine große Thorheit, eine große Ungerechtigkeit, ein großer politischer Fehler. Die beiden stamm- und sprachverwandten Völker, von denen das eine aus unserem Schooße hervorgegangen ist, sind mit den Waffen im 18. und 19. Jahrhundert gegen französische Anmaßung zusammengestanden und haben die Unabhängigkeit der europäischen Völker gerettet. Krieg hat Deutschland im Laufe der Jahrhunderte mit allen seinen Nachbarn geführt. England ist ihm in schweren Zeitläuften ein werthvoller Freund und Bundesgenosse gewesen. Sollen wir die Ursache sein, daß das anders werde?

Man spricht von einem „kalten Empfang", welcher der Königin Victoria unlängst in Berlin zu Theil geworden. Die Empfänge, welche Majestäten bereitet werden, sind uns nicht von sonderlichem Belang; allein wenn jene Aufnahme wirklich eine kalte und auf England als solches gemünzt war, so muß auch das als ein grober Verstoß bezeichnet werden. Von der Königin Victoria kann man jedenfalls, auf Grund guter Erkundigung, sagen — und wir sprechen da nach unseren Grundsätzen gewiß ohne die geringste Voreingenommenheit —, daß sie im schleswig-holsteinischen und französischen Kriege ebenso auf der richtigen Seite stand, wie im amerikanischen Unionskrieg. Wenn sie in den, von uns stets für verwerflich gehaltenen Kriegen gegen Arabi Pascha und die Südafrikanische Republik allem Anscheine nach der Angriffspolitik zugethan war, so berührt das jedenfalls Deutschland nicht näher. Auch ist die freisinnige öffentliche Meinung in England mit Schärfe dagegen aufgetreten und hat in Bezug auf Transwaal schließlich eine vollkommene Umkehr, in Bezug auf Aegypten eine immerhin bedeutsame Wendung erzwungen.

Man hat den Namen der Königin Victoria mit der Battenberg'schen Heirathsangelegenheit zusammenbringen wollen; mit welchem Rechte, bleibe dahingestellt. Fürstliche Vermählungen sind in neuerer Zeit indessen gewiß nicht von entscheidender Bedeutung für den Gang der staatlichen Dinge. Ist es übrigens nicht recht lächerlich — auch hier sprechen wir gewiß mit vollkommenster Unparteilichkeit, — daß eine deutsche Kaisers-tochter nicht die Freiheit haben sollte, ihre Hand einem deutschen Prinzen nach ihrer eigenen Neigung zu reichen, während russische Czaren und Großfürsten, oft für politische Zwecke, sich Lebensgefährtinnen unter deutschen Prinzessinnen ausgesucht haben und aussuchen, und verwandtschaftliche Bande die fürstlichen Häuser Rußlands, Dänemarks, Griechenlands und Englands mit einander verknüpfen? Soll der große Sieg von 1870/71 nicht einmal die Wirkung gehabt haben, Preußen aus der schmachvollen Lage eines „Vorder-Rußland" zu befreien und für eine deutsche Kaiserstochter eine Heirathserlaubniß des moskowitischen Groß-Popen und Autokraten unnöthig zu machen?

Man weiß, daß die Königin Victoria mit aller Entschiedenheit für die feste Zurückweisung der russischen Uebergriffe ist — daß sie die Anschauungen des Hauptes der jetzigen conservativen, durch die liberalen Unionisten gestützten Regierung theilt, von welchem die Aeußerung herrührt: das Bündniß der Mittelmächte sei eine frohe Botschaft; die österreichische Schildwache stehe jetzt auf dem Walle; und wenn die Zeit komme, werde auch England nicht an seinem Platze fehlen. Der Hof und das Ministerium Salisbury, mit welchem die unter Lord Hartington's Führung wirkenden freisinnigen Reichsfreunde auch in den großen auswärtigen Fragen Hand in Hand gehen, sind im Punkte der Zurückdrängung Rußlands ebenso einig, wie in der Frage der Erhaltung der Reichseinheit gegenüber dem irischen Sonderbund.

In beiden Beziehungen vertritt Gladstone die entgegengesetzte Richtung. Er hat bisher, wenn auch als ein Gegner Deutschlands und Oesterreichs, weil Freund Rußlands, so doch wenigstens als für Italien günstig gesinnt gegolten. Aber selbst der beachtenswerthe Umstand, daß das von dem sogenannten Protestanten Parnell und anderen, katholischen Ligaführern geeignete, von dem bekannten Unterhausmitgliede W. O'Brien geleitete „United Irland" soeben wieder Garibaldi und die übrigen Vorkämpfer für Italiens Einheit als „Umsturzmänner und Mörder, welche den Heiligen Vater um seine weltliche Herrschaft beraubten", gebrandmarkt hat, vermag Herrn Gladstone nicht von der Sonderbündelei abzubringen, welche ihm als Mittel dienen soll, wieder in's Amt zu gelangen. So ist er denn auf die abschüssige Ebene gerathen, wo er zuletzt ebenso feindlich gegen Italien sein muß, wie gegen Deutschland und Oesterreich.

Doch er zählt glücklicher Weise nicht mehr. Das Bündniß der freisinnigen und der conservativen Reichsfreunde ist von unzerreißbarer Festigkeit. In diesem stählernen Netze windet sich die der deutschen Einheit ebenfalls im Herzen feindliche Liga vergebens. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß der gegenwärtigen Regierung eine lange Dauer beschieden ist. Das ist nicht bloß unsere persönliche Meinung, sondern auch, wie wir aus besten Quellen wissen, diejenige einer Anzahl der entschiedensten Gegner der großen Unionspartei. Es ist, unter Anderen, die feste Ueberzeugung desjenigen früheren Cabinetsministers, welcher, nächst Gladstone, den Hauptantheil an der Entwerfung der im Jahre 1886 eingebrachten Bill zur Auflösung der Union gehabt hat. So scharf ausgeprägt seine Ansichten sind, so wenig gibt er sich einer Täuschung über die Aussichten hin. An geschichtsphilosophische Betrachtungen gewöhnt, hat er die Aufrichtigkeit, wenigstens unter Freunden und näheren Genossen unverblümt zu erklären, daß noch Jahre vergehen werden, ehe nur an neue allgemeine Wahlen zu denken ist. Was aber diese bringen werden, darüber enthält er sich wohlweislich der Prophezeiung. Auch von anderer, sich offen äußernder Führerseite haben wir das Geständniß vernommen, daß die Möglichkeit wohl denkbar sei, es werde dies Parlament seine ganze siebenjährige Zeitdauer bis zum Jahre 1893 durchmachen.

Alles liegt daher günstig für ein künftiges Zusammenwirken der Mittelmächte mit England im Falle der Noth. Keine Streitfragen trennen uns von den Engländern. Die paar Ansiedelungen, welche Deutschland endlich noch gewonnen hat, sind, wenn auch von Einzelnen uns mißgönnt, für ein über den siebenten Theil des Erdballes gebietendes Weltreich

Digitized by Google

wahrlich nicht der Eifersucht werth. Der englische Dreizack aber kann, wenn es sich darum handelt, im Schwarzen Meere und in der Ostsee einen Schlag zu führen, immer noch Gewaltiges leisten. Lasse man sich nicht irre führen von der Selbstherabsetzung, in welcher der Engländer in öffentlichen Dingen, wie im gewöhnlichen Verkehr, sich gern ergeht. Das ist oft nur als ein Sporn gemeint für die Säumigen oder für die auf die einfache, nicht gebührend geschulte und geordnete Volkskraft allzusehr Vertrauenden; oft auch nur als eine Maske gegenüber den Fremden. Wir kennen die großen Mängel der englischen Streitmacht zu Land. Wir wissen aber auch, daß das aus den Tagen von Waterloo stammende Wort des französischen Marschalls („Das englische Fußvolk ist das erste der Welt; nur gut, daß es dessen nicht Mehr gibt!") die Tapferkeit dieser, selbst in ihrem Frauengeschlechte höchst muthigen Nation im Wesentlichen auch heute noch richtig malt.

Englands regelmäßiges Heer zählt allerdings nicht mehr als etwas über 200,000 Mann — diese jedoch in stets kriegsbereitem Zustande, immer fertig zum Abgange nach irgend welchem Theile der Welt. England hat außerdem zu Hause an Ersatzmannschaften für die Linie, an Volkswehr und an Freiwilligen (letztere, an Zahl etwa 226,000 Mann, indessen nur im Inlande verwendbar) eine weitere Gesammtkraft von etwa 415,000 Mann. Es besitzt in Indien ein Heer von Eingeborenen, unter englischer Führung, von 134,000, und weiter eine soldatisch bewaffnete, eingeborene Polizeimannschaft von 160,000 Mann. Ein gegenwärtig nicht zur Anwendung kommendes, bei Eintritt einer Landesgefahr jedoch leicht aus der Rüstkammer zu nehmendes Gesetz gestattet überdies der Regierung, im Einklang mit der Landesvertretung die Wehrpflicht in England selbst zur allgemeinen zu machen. Ohne daß wir dies als eine irgendwie wahrscheinliche Maßnahme betrachten möchten, ist England, wie man sieht, doch keineswegs so ganz schlecht gewaffnet, wie man wohl jenseits des Kanals oft annimmt. Die Iren aber kämpfen unter englischer Leitung bei auswärtigen Kriegen wie die Teufel; darin hat sich, trotz der Liga, durchaus nichts geändert.

Vieles wäre noch zu sagen; doch Manches läßt sich einstweilen besser nur denken. Unsere Ansicht geht dahin — und wir sprechen sie nicht leichtweg ohne Kenntniß aus, — daß die heutige englische Regierung, auch ohne durch ein Bündniß dazu gehalten zu sein, ihre Geschwader wird erscheinen lassen, sobald Oesterreich und Italien, im Verein mit der Türkei, feste Stellung gegen einen russischen Einbruch nehmen. Wir sind ferner überzeugt, daß ein Einvernehmen zwischen dem Deutschen Reiche und England dringend wünschenswerth ist, und daß, sobald dies erreicht wird, auch Schweden und Spanien in den großen Friedens- oder Wehrbund sich würden einreihen lassen. Darum sei es nochmals gesagt: „Weg mit der thörichten Engländerhetze, die nur dem Feinde zu gute kommt!"

Die Aufhebung der Sclaverei in Brasilien.

Von W. Breitenbach.

Aus der südamerikanischen Kaiserstadt Rio de Janeiro kommt die frohe Botschaft von der Aufhebung der Sclaverei. Das neue Ministerium Alfredo hat der Kammer einen Gesetzentwurf vorgelegt, welches die sofortige und bedingungslose Aufhebung der Sclaverei forderte. Zum großen Erstaunen haben sowohl Abgeordnetenhaus wie Senat das Gesetz angenommen; die Regentin hat als Stellvertreterin des noch immer in Europa weilenden erkrankten Kaisers das Gesetz sofort durch ihre Unterschrift sanctionirt. Bei dieser Gelegenheit ist es angebracht, einen kurzen Rückblick auf den Weg zu werfen, auf dem dieses Ziel endlich erreicht worden ist.

Schon unter der portugiesischen Colonialherrschaft wurden zahlreiche Negersclaven aus Afrika nach Brasilien gebracht. Es entwickelte sich ein regelrechter Menschenhandel mit allen seinen Scheußlichkeiten. Derselbe wurde von Jahr zu Jahr größer, in dem Maße nämlich, als die Sclaverei der Eingeborenen unterdrückt wurde. Schon am 6. Juni 1755 wurden durch ein Gesetz die eingeborenen Indianer mit den Eingewanderten als gleichberechtigt hingestellt; ausgenommen waren nur einige besonders wilde Stämme, namentlich die Botokuden, die erst viel später gegen Verfolgungen und gegen Sclaverei geschützt wurden.

Der erste Schritt zur Beseitigung oder doch zur Verminderung der Negersclaverei wurde erst im Jahre 1831 gethan. Namentlich infolge anhaltenden und energischen Drängens — und auch wohl Drohens — von Seiten Englands wurde in dem genannten Jahre die weitere Einfuhr von Negersclaven aus Afrika gesetzlich untersagt. Es hat darnach noch lange Jahre gedauert, bis die Forderung dieses Gesetzes erfüllt wurde. Noch kam manches mit unglücklichen Schwarzen beladene Schiff von Afrika nach Brasilien, auch ohne daß die englischen Kreuzer es abgefaßt hätten, noch wurden im transoceanischen Sclavenhandel große Vermögen erworben. Allein nach und nach nahm dieser schändliche, grausame, unmenschliche Menschenhandel doch ab und thatsächlich dürften seit 25—30 Jahren keine Negersclaven mehr aus Afrika gekommen sein.

Im Lande selbst stand inzwischen die Sclaverei noch in vollster Blüthe. In den großen Städten (Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, S. Paulo ꝛc.) fanden öffentliche Sclavenmärkte statt, der interprovinzielle Sclavenhandel war lebhaft entwickelt, die Peitsche war das vornehmste Erziehungsmittel für die Schwarzen, Sclavenjagden mit besonders dazu dressirten Bluthunden auf entlaufene Sclaven waren noch häufig. Da die Kinder der Sclaven dem Stande der Mutter zu folgen hatten, also auch Sclaven waren, so nahm im Lande selbst die Zahl der Sclaven trotz des Einfuhrverbotes nicht ab, sondern eher zu. Bei der sehr weitgehenden Blutmischung zwischen Schwarzen und Weißen in Brasilien entstanden bald zahlreiche hellerfarbige Mischlinge, oft von so heller Farbe, daß sie kaum von Weißen zu unterscheiden waren. Es gab daher nicht nur schwarze Sclaven, sondern auch braune, gelbe und fast weiße.

Der zweite bedeutsamste Schritt auf dem Wege zur völligen Abschaffung der Sclaverei datirt aus dem Jahre 1871 und ist wohl direct auf das persönliche Eingreifen des jetzigen Kaisers Don Pedro II. zurückzuführen. Das damalige Ministerium Rio Branco legte den Kammern vor der Reise des Kaisers nach Europa den Entwurf eines sogenannten Abolitionsgesetzes vor, der denn auch am 28. September 1871 unter dem endlosen Jubel des ganzen Volkes zum Gesetz erhoben wurde. Die Tribünen des Sitzungssaales waren buchstäblich überfüllt vom Publikum und als dann endlich die Abstimmung bekannt wurde, da brausten donnernde Jubelrufe durch das Haus und der Ministerpräsident Rio Branco wurde mit Blumen fast überschüttet. In den nächsten Tagen fanden in Rio de Janeiro großartige Festlichkeiten statt, die Millionen kosteten und sich in mehr oder minder glänzender Weise in allen Städten und Ortschaften des weiten Reiches wiederholten. Dieses Gesetz vom 28. September 1871 bestimmte, daß von dem genannten Tage an keine Sclaven mehr geboren werden sollten. Die Kinder von Sclaven sollten fortan frei sein! Bis zu ihrer Mündigkeit blieben sie bei dem Herrn ihrer Mutter; darnach konnten sie thun und lassen was ihnen beliebte. Gleichzeitig wurde ein staatlicher Emancipationsfonds gegründet, aus dem nach bestimmten Grundsätzen Sclaven freigekauft werden sollten. Die Geldmittel zu diesem Fonds kamen aus einer Sclaventaxe, aus einer auf den Verkauf von Sclaven gelegten Steuer und aus Staatslotterien.

Infolge der Wirksamkeit des Gesetzes Rio Branco's, einer Verbindung mit den aus dem Emancipationsfonds flüssig werdenden Mitteln und der Privatwohlthätigkeit mußte somit die Zahl der Sclaven von Jahr zu Jahr abnehmen und man konnte leicht berechnen, daß am Anfang des kommenden Jahrhunderts die Sclaverei völlig verschwunden sein werde. Natürlich war die Abnahme eine sehr geringe und allmähliche. Im

Digitized by Google

Jahre 1873 waren 1,542,230 Sclaven immatrikulirt, im Jahre 1882 deren 1,346,648, so daß die Zahl um 145,582 abgenommen hatte. Davon entfielen 132,777 auf Todesfälle; etwa 15,000 sind durch den Emancipationsfonds losgekauft worden, der Rest entfällt auf freiwillige Freilassungen. Das Tempo des Verschwindens der Sclaverei war dennoch in den Jahren 1872—1882 ein sehr langsames.

Das folgende Jahr 1883 brachte in dieser Hinsicht eine gewaltige Veränderung, eine ungeahnte Beschleunigung dieses Tempos. In der kleinen Provinz Ceará, die im Jahre 1880 noch etwa 18,000 Sclaven hatte, war es gelungen, bis zum 25. März 1883 allen diesen Sclaven die Freiheit zu verschaffen. Ceará war die erste sclavenfreie Provinz des Kaiserreiches! Das Beispiel Cearás wirkte im ganzen Lande wie der in das Pulverfaß gefallene Funke; in allen Provinzen suchte man es der kleinen Schwester nachzuthun. Es bemächtigt sich des Volkes jetzt ein wahrer Befreiungstaumel. Ueberall im Lande entstehen Vereine, welche Geld zum Loskauf von Sclaven sammeln; junge, ehrgeizige Schriftsteller und Redner, die sich schnell und mühelos Stellung und Ruhm erwerben wollen, machen Propaganda für die Sclavenbefreiung, Theatervorstellungen, Concerte und Bazars werden veranstaltet, die Zeitungen eröffnen Sammellisten, Privatpersonen schenken zur Feier ihres Geburtstages u. dgl., oder um ihre Humanität in helles Licht zu setzen, ihren Sclaven freiwillig die Freiheit, in einzelnen Provinzen werden besondere Gesetze zur Beförderung und Beschleunigung der Emancipation erlassen, specielle Fonds angelegt und, durch die öffentliche Meinung dazu gedrängt, beschäftigt sich auch die Kammer aufs Neue mit dieser Angelegenheit. Von jetzt ab ist die Sclavenfrage in die erste Reihe der innerpolitischen Fragen getreten und jedes Ministerium hat nothgedrungen zu derselben Stellung nehmen müssen, namentlich seitdem der Chef der großen liberalen Partei des Landes, Staatsrath Gaspar Silveira Martins, die Aufhebung der Sclaverei als die erste und dringendste Forderung des liberalen Programms hinstellte. Jedes Ministerium hat einen Gesetzentwurf betreffend die Beseitigung der Sclaverei eingebracht, sogar die conservativen Ministerien der letzten Jahre haben sich dem nicht entziehen können. Diese Entwürfe wollten die Sclaverei im Jahre 1890 oder auch 1895 aufhören lassen, mit der Bedingung, daß die freigelassenen Sclaven gehalten sein sollten, noch einige Jahre (3—5) gegen Lohn bei ihren bisherigen Herren zu arbeiten. Erst nach Ablauf dieser Zeit sollte ihnen der Freibrief übergeben werden. Man wollte damit den Uebergang von der Sclaverei zur schrankenlosen Freiheit weniger schroff und unvermittelt machen und den Sclaven Gelegenheit geben, sich allmählich an den neuen Stand der Dinge zu gewöhnen. Die Sclavenbesitzer konnten während dieser Frist erkennen, wieviele ihrer ehemaligen Sclaven auch in Zukunft bei ihnen als Arbeiter bleiben würden und sich event. nach einem Ersatz für die weggehenden Arbeitskräfte umsehen.

Alle auf dieser Grundlage aufgebauten Gesetzentwürfe sind von der Kammer abgelehnt worden. Schließlich forderte das erst im April zur Regierung gekommene neue Ministerium Alfredo die sofortige und, wie es heißt, bedingungslose Aufhebung der Sclaverei, und Abgeordnetenhaus und Senat stimmten sofort bei. Ob wirklich die Sclaverei „bedingungslos" aufgehoben ist, d. h. ob die bisher stets festgehaltene mehrjährige Arbeitsfrist in Wegfall gekommen ist, läßt sich mit Sicherheit noch nicht erkennen; es scheint aber nach dem Wort „bedingungslos" der transatlantischen Kabeldepeschen zu urtheilen, so zu sein. Demnach gäbe es in diesem Augenblick in Brasilien keine Sclaven mehr! Der Beschluß der brasilianischen Kammer ist ein gewaltiger Fortschritt auf dem Gebiete der Humanität und der Civilisation. Welche wirthschaftlichen Folgen dieser Beschluß für die kommenden Jahre haben wird, ist natürlich noch nicht zu übersehen. Nur das ist bestimmt zu sagen, daß dieselben bedeutende, in das Leben der Nation tief einschneidende sein werden. Auf den großen Plantagen wird ein Mangel an Arbeitern eintreten, für welchen die Besitzer Ersatz suchen müssen. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß man namentlich von der Provinz São Paulo aus den erneuten Versuch machen wird, Deutsche als Plantagenarbeiter ins Land zu ziehen. Jedem solchen Versuch ist von vornherein energisch entgegenzutreten! Seien wir deshalb auf der Hut; weisen wir alle derartigen Verlockungen ab. Für eine deutsche Colonisation taugen einzig und allein die nicht kaffeebauenden Südprovinzen Brasiliens, in denen ja schon so viele Landsleute eine neue, glückliche Heimath gefunden haben. Wie aber auch die wirthschaftlichen Folgen der nun zur Thatsache gewordenen Aufhebung der Sclaverei in Brasilien sein mögen, wir freuen uns als Menschen dieser Thatsache und wünschen aus ganzem Herzen, daß dem schönen Lande ein dauernder Gewinn aus derselben erwachse.

Die Erziehung zum Naturgenuß.

Von Otto Buchwald.

Wenn es möglich wäre, von Zeit zu Zeit eine Statistik aller Derjenigen aufzustellen, welche während der schönen Jahreszeit zu ihrem Vergnügen reisen oder auf irgend einem von der Natur begünstigten Erdenfleck ein paar behagliche Wochen verleben, so würde sich unzweifelhaft eine stete Zunahme ergeben. Die Zeit, wo eine Reise nach Italien, in die Schweiz, ja selbst in nähere Gegenden auch im Leben der Begütertsten ein epochemachendes Ereigniß war, ist längst vorüber. Extrazüge und Rundreisebillets ermöglichen auch den mäßig Bemittelten eine Fahrt in die schöne Ferne. Mag nun auch die Langeweile, das Bedürfniß nach Abwechselung, ja selbst die Mode, welche eine Sommerreise nahezu unter die Gradmesser der gesellschaftlichen Stellung einer Familie rechnet, viele in der Sommerzeit in's Gebirge oder an die See führen: im Allgemeinen wird man doch annehmen dürfen, daß die Freude an den Schönheiten der Natur, das Verlangen, den Zauber mannigfaltiger Eindrücke auf sich wirken zu lassen, weitaus die Mehrzahl auf einige Zeit von der Heimath fortdrängt.

Hat in dieser Richtung, verglichen mit früheren Zeiten, Naturverständniß und Naturgenuß eine Steigerung erfahren, so ist jener bescheidenere Sinn, welcher der Natur auch in der gewohnten, alltäglichen Umgebung ihre immer neuen Reize abzulauschen versteht, der sich am üppigen Wogen eines Getreidefeldes oder an der prächtig gestalteten Krone eines Baumes erfreut, mit stillem Wohlbehagen dem Frühlingsschlag der Drossel und des Finken lauscht oder das muntere Treiben der über der Wiese und dem Fluß jagenden Schwalben beobachtet, diese stille Genußfreudigkeit ist einem großen Theil der Gebildeten abhanden gekommen und der niederen Bevölkerung wenigstens in den Städten fast ganz entschwunden.

Kein Wunder! dem modernen Leben fehlt die Beschaulichkeit. Jene vielbeklagte Nervosität, erzeugt und gefördert durch die Vielseitigkeit der öffentlichen Interessen und den ermüdenden Genuß gesellschaftlicher Zerstreuungen, läßt die heitere Ruhe nicht aufkommen, welche die Grundbedingung dieser Art von Naturgenuß ist. Wohl fährt und geht man spazieren, aber wie viele haben in dem Menschengewühl, welches die Promenaden und Parkanlagen unserer Groß- und Mittelstädte in eine Art Ameisenhaufen verwandelt, offene Augen für die Schönheiten der Natur? Eine auffallende Toilette erregt mehr Aufmerksamkeit, als ein im Frühlingsschmuck prangendes Blumenbeet oder ein von Blüthen übersäeter Strauch.

Und da, wo die äußeren Verhältnisse günstiger sind, in den kleinen Städten und auf dem Lande, fehlt vielfach das Verständniß, welches wie jede Fähigkeit entwickelt und gebildet werden muß. Die lange Vernachlässigung oder nebensächliche Behandlung der Naturwissenschaften im Jugendunterricht hat sicherlich viel dazu beigetragen, daß auch in den gebildeten Kreisen die Freude an jenem Naturgenuß, den selbst eine mit Reizen dürftig ausgestattete Umgebung täglich zu bieten vermag, verhältnißmäßig selten angetroffen wird.

Digitized by Google

Noch auffälliger ist der Mangel bei der niederen Bevölkerung. Man kann geradezu sagen, daß bei ihr an die Stelle des Naturgenusses der Naturaliengenuß getreten ist. Wohl hat der städtische Arbeiter, welcher die ganze Woche über in seine Fabrik oder Werkstatt gebannt ist, das Bedürfniß, am Sonntag sich und den Seinigen eine Erholung zu verschaffen; aber er sucht sie meist nicht mehr in einer Wanderung durch Wald und Flur, nicht mehr auf einem schattigen Plätzchen am Wiesensaum oder am rauschenden Fluß, sondern, wie die überfüllten Restaurationen in der Nähe großer und kleiner Städte beweisen, beim Genuß von Bier und Branntwein. Dann wird der größte Theil des Wochenlohnes verschwelgt, in erregter Stimmung über Gott und die Welt raisonnirt und der Jugend, deren Anwesenheit kaum einen Zwang auferlegt, ein schädliches Beispiel gegeben. Der Erfolg einer solchen Festtagserholung ist nicht eine Erfrischung des Leibes, nicht eine Aufheiterung des Gemüthes, wie sie der Verkehr mit der Natur hervorbringt, sondern ein überladener Magen, ein schwerer Kopf, Unlust und Unfähigkeit zur Arbeit am nächsten Tage — ganz zu schweigen von schlimmeren Excessen, die vor dem Strafrichter ihren Abschluß finden.

Besser steht es mit der ländlichen Arbeiterbevölkerung, wenn auch hier gegen früher eine Verschlimmerung eingetreten ist. Die Art ihrer Thätigkeit weist sie täglich auf die Natur hin, und weil ihre Lage abhängig ist von dem Ertrage des Bodens, so ist das Interesse an der Natur zugleich ein Existenzinteresse. Aber man würde fehl gehen, wenn man annähme, daß neben dieser selbstsüchtigen Erwägung jene reinere Freude an der Natur, welche nicht nach Geldwerthen rechnet, keinen Platz fände. Die Bauersfrau sieht mit Lust das Gedeihen des Jungviehs, ohne an den Preis zu denken, den Fleischer und Federviehhändler zahlen werden; im Garten fehlt neben den Obstbäumen nicht der Zierstrauch, noch längs des Bohnen- oder Kartoffelbeetes die Blumenrabatte. Sind dies von jener ideelleren Freude an der Natur auch nur Spuren, die man mit Rücksicht auf Brauch und Gewohnheit nicht zu hoch anschlagen darf, so beweisen sie doch, daß der Sinn für Naturgenuß, wie sehr er auch durch die ganze Zeitrichtung verkümmert sein mag, in einem großen Bruchtheil der Bevölkerung nicht ganz erloschen ist.

Eine Wiederbelebung und Wiedererweckung dieses Sinnes halte ich für eine wichtige Aufgabe, denn es liegt in ihm ein sittliches Moment von großer Bedeutung. Wer in der Jugend daran gewöhnt worden ist, liebevoll das Leben der Thiere zu beobachten und an ihrem Wohlbefinden sich zu erfreuen, der wird sich kaum zu den abscheulichen Rohheiten vergessen, gegen welche die Thierschutzvereine jahraus jahrein ankämpfen müssen, und wer die Entwickelung einer Blume oder eines Setzlings mit Theilnahme zu verfolgen gelernt hat, den wird jene Vandalenneigung, junge Bäume an der Landstraße umzubrechen, schwerlich anwandeln. Ja, ich gehe noch weiter in der Werthschätzung des Naturgenusses. Ich bin überzeugt, daß die Wiederbelebung der Empfänglichkeit für denselben viel dazu beitragen würde, jene Unzufriedenheit, welche die sociale Frage in der Gegenwart so brennend gemacht hat, einzudämmen. Denn das gesteigerte Bedürfniß nach Genüssen, wozu leider die Reichen und vielfach auch der Mittelstand durch ihr Beispiel nur allzusehr anregen, und die Unmöglichkeit, dasselbe zu befriedigen, erzeugen Unzufriedenheit, Neid und Klassenhaß, Empfindungen, die einem großen Theil der Unbemittelten fremd bleiben würden, wenn die Freude an der Natur jene kostspieligeren und theilweise auch entsittlichenden Zerstreuungen wieder in den Hintergrund drängte. Oder sollte nicht die größere Genügsamkeit der armen ländlichen Bevölkerung, deren Lohnverhältnisse erheblich ungünstiger sind, als die der städtischen Arbeiter, ein wesentlicher Grund sein, weshalb die Lehren der Socialdemokratie bei ihr einen so wenig günstigen Boden finden?

Die Jugend muß mehr zum Naturgenuß erzogen werden, besonders da, wo die äußeren Verhältnisse nicht von selbst die Neigung dazu fördern. Es ist auch in den gebildeten Kreisen in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen einem Knaben, der in einer Großstadt aufwächst, und einem, der das Glück hatte, wenigstens einen Theil seiner Jugend auf dem Lande zu verleben. Was diesem sich von Kindesbeinen an gleichsam aufdrängt und vertraut wird, bleibt jenem ohne Anleitung fremd und unverständlich. Noch schärfer ist der Gegensatz in den unteren Schichten. Wenn aber wahr ist, was einmal behauptet wurde, daß Arbeiterkinder in den Großstädten aufwachsen, die nie ein Saatfeld, nie eine blühende Wiese zu Gesicht bekommen, so liegt hier ein schwerer Uebelstand vor, der dringend Abhülfe erheischt.

Der Unterricht allein, selbst der geschickteste, kann die Liebe zur Natur nicht einflößen; er kann nur das Interesse wecken und die Fähigkeit zu beobachten schärfen; jene Empfindung aber wird nur durch den lebendigen Verkehr mit der Natur erzeugt. Hat nun die Schule mit Rücksicht gerade auf diejenigen Kreise, von denen eine selbständige Anregung dazu nicht erwartet werden kann, die Pflicht, etwa durch Klassenspaziergänge, durch botanische Excursionen u. s. w. jene entschwundene Freude am Naturgenuß in der heranwachsenden Jugend wieder zu beleben? Die Frage wird jedenfalls sehr abweichend beantwortet und vielleicht auch von solchen, welche ihre Bedeutung voll würdigen, verneint werden — schon aus dem Grunde, weil die Lösung der Aufgabe, so leicht sie auch auf dem Lande und in kleinen Städten wäre, in Großstädten, welche doch besonders in Betracht kommen, auf die erheblichsten äußeren Schwierigkeiten stoßen würde.

Aber ein anderer, weniger zweifelhafter Weg ist bereits eingeschlagen: ich meine die Feriencolonien. Ihre sanitäre Bedeutung ist wohl hinreichend gewürdigt, weniger ihre ethische. Daher hat man auch lediglich kränkliche oder schwache Kinder berücksichtigt; die Wohlthat aber sollte auf möglichst viele Kinder der ärmeren großstädtischen Bevölkerung ohne jene Rücksicht ausgedehnt werden. Um dieses Ziel zu erreichen, müßte allerdings das Interesse für die Feriencolonien ein allgemeineres sein, vor allem dürften die Kosten nicht bloß durch Privatwohlthätigkeit aufgebracht werden, die, für denselben Zweck Jahr für Jahr in Anspruch genommen, leicht ermüdet. Die so verwendeten Summen würden in mehr als einer Hinsicht gute Zinsen tragen. In dem Herzen manches Kindes, das jetzt in düsterer Kellerwohnung zwischen rauchgeschwärzten Fabrikgebäuden aufwächst und von früh auf nur die drückende Noth des Lebens, wenn nicht Schlimmeres, sieht, würde die Erinnerung an einige schöne Tage, in freier Natur verlebt, tiefere Wurzeln schlagen und den einmal geweckten Sinn für die einfachen und erhebenden Freuden des Naturgenusses nicht wieder entschlummern lassen.

Balzac, der feine Kenner des menschlichen Herzens, sagt in einer seiner Erzählungen, die Vorliebe für Blumen verrathe eine schöne Seele, und fast alle zartfühlenden Leute besäßen diese Vorliebe. Man kann diesen Satz umkehren und mit einer gewissen Verallgemeinerung sagen: der Verkehr mit der Natur verschönt und veredelt die Seele, er verbannt den Hang zur Rohheit und lehrt Güte und Sitteneinfachheit. Daher sollte die erzieherische Thätigkeit — und wer ist davon ausgeschlossen? — sich besonders da, wo äußere Schwierigkeiten kein Hemmniß bilden, angelegen sein lassen, den Sinn für jenen einfachen Naturgenuß, welcher zu seiner Befriedigung keiner schweizer Alpen und italienischen Seen bedarf, nach Kräften zu wecken und so der materiellen Genußsucht, dem Krebsschaden unserer Tage, entgegenzuwirken.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Namensspielerei in der neuesten „Goethephilologie".

Von H. Düntzer.

Als Wilhelm Scherer für den höheren Schwung, den er der Goetheforschung geben wollte, den Namen „Goethephilologie" erfand, wurde dies von dem Chor gläubiger Anhänger fast wie eine rettende That gefeiert; denn sein αὐτὸς ἔφα hatte eine ungeheure Macht erlangt. Bis dahin hatte man die auf die allseitige Erforschung des Geistes eines fremden Volkes gerichtete Wissenschaft Philologie genannt. Ursprünglich war der classische Name auf die Völker des classischen Alterthums beschränkt, aber da man dieselbe Art der Behandlung mehr oder weniger umfassend auch auf das Morgenland und dessen einzelne Völker, dann auch auf die Länder des neueren Europa anwandte, so entstanden neben der classischen, der griechischen und römischen, Philologie eine größere Anzahl Schwesterwissenschaften, die von dem einzelnen Volke oder dessen Sprachen die unterscheidenden Namen erhielten. Aber Niemand war es eingefallen, eben weil es dem Begriffe dieser Wissenschaft widersprach, das von allen neueren Sprachen angenommene Fremdwort auf die Behandlung eines einzelnen, wenn auch noch so bedeutenden Schriftstellers anzuwenden; man sprach nicht von einer Homer-, Sophokles-, Plato-, Aristoteles-, Shakespeare-, Dantephilologie, sondern freute sich des den Sinn, so weit es einem Worte überhaupt möglich ist, treffend bezeichnenden deutschen Namens. Scherer war es, der bei seinem große Dinge verkündenden Auftreten als Goetheforscher dem überkommenen Namen Gewalt anthat, als wäre damit etwas erreicht, als wäre nicht schon längst erkannt, daß die strenge philologische Behandlung auch von der Goetheforschung angewandt werden müsse, wobei freilich die besondere Weise derselben sich eben aus dem Bestreben, dieser Forderung ganz gerecht zu werden, herausbilden mußte, wie es ja auch bei den verschiedenen Philologien, bei der classischen in einem sehr langen, für ihre Schwestern bahnweisenden Verlaufe der Zeit, geschehen, und noch heute ist diese Entwickelung kaum bei einer ganz vollendet. Lange, ehe Scherer als „ein neuer König aufkam", wurde die philologische Behandlung auf den großen Dichter, ja zum Theil noch früher auf andere deutsche Dichtungen angewandt. Schon im Jahre 1850 habe ich eine philologische Erläuterung des „Faust" geliefert, aus welcher so viele Bäche und Bächlein unmittelbar oder mittelbar geflossen sind, wenn auch manche Jüngere sie nur dem Namen nach kennen. Diese Unkenntniß hat es allein ermöglicht, daß es neuerdings in einem Literaturblatte als ein besonderes Verdienst Schröer's gepriesen wurde, dieser habe den zweiten Theil dem Verständnisse näher gebracht, während bei ihm die Zahl der neuen und zugleich wahren Erklärungen verschwindend klein ist neben außerordentlich vielen, fast unglaublichen Entstellungen.

Von den manchen Verirrungen der Scherer'schen „Goethephilologie", welche den Sinn für das einfach Natürliche, das auch allein das Wahre ist, immer verödender überschwemmt, will ich heute nicht reden, nur des Mißbrauches gedenken, welcher neuerdings mit dem Namen dramatischer Personen getrieben wird. Jakob Minor hat im achten Goethe-Jahrbuche eine neue Ansicht über den Vornamen entwickelt, den Goethe dem Faust gegeben. Bei der Jagd, die man in Goethe's Dichtungen auf persönliche Beziehungen macht, ist es kaum zu verwundern, daß man auch aus den Fällen Gewinn zu ziehen suchte, wo der Dichter sich mit den überlieferten Namen eine Veränderung erlaubt hat. Den Grund, weshalb Goethe den Faust nicht mit der Sage Johann, sondern Heinrich nenne, hätten die Erklärer richtig erkannt; Minor führt an erster Stelle von Loeper, an zweiter mich an, obgleich ich viele Jahre früher die Sache bemerkt und wohl bezeichnender geäußert hatte, der Dichter habe das besonders in der Anrede (und nur in dieser findet sich der Vorname) etwas unedle und bedientenhafte „Johann" gemieden. Thümmel's „Reise in die mittägigen Provinzen Frankreichs" und Göschen's darauf gegründete, von Goethe in einer Xenie verspottete „Reise von Johann" waren freilich damals noch nicht erschienen. Minor's statistische Bemerkung, Faust werde nur dreimal, in zwei Versen der zweiten Gartenscene und in dem schließlichen „Heinrich! Heinrich!" von Gretchen mit seinem Vornamen angeredet, ist nicht richtig. Die Anrede findet sich außerdem in der letzten Scene noch zweimal (4186 und 4254). Der Entwurf hatte es in dieser noch an acht Stellen. Daß in der späteren gereimten Fassung der Gebrauch der Anrede beschränkt worden, muß als entschiedener Vorzug gelten. Goethe fand eine Veranlassung, dem Faust einen Vornamen zu geben, erst da, wo die innigste, zarteste Liebe Gretchens zum Ausdruck gelangen sollte. Daß „der große Hans", wie Faust selbst sich früher (2372) bezeichnet, nicht als Vorname zu fassen sei, habe ich bereits im Jahre 1850 bemerken müssen, und ist seitdem wohl allgemein anerkannt. Goethe hatte sich keineswegs gleich Anfangs vorgenommen, dem Faust einen abweichenden Vornamen zu geben (er kannte aus der Sage nur Johann; denn der Vorname Georg findet sich nicht von dem Faust des Volksbuches und des Puppenspieles), er bedurfte eines solchen bei der Anrede Gretchens in der zweiten Gartenscene, die mit ihrer Bitte: „Versprich mir, Heinrich!" und Faust's Antwort: „Was ich kann!" beginnt. Der Vers hätte auch Johann gestattet, dabei würde aber das folgende „Was ich kann!" einen Mißklang gebildet haben. Wir müssen wohl glauben, daß er hier, um den Bedientennamen zu meiden, zu dem wohlklingenden, leichtfließenden Heinrich griff. In der zweiten Stelle wäre freilich „Dir, Johann, muß es auch so sein" an sich möglich gewesen, aber der Dichter hatte sich einmal für den edlen Namen Heinrich entschieden und Johann hätte wie ein kalter Wasserstrahl den Ausdruck zärtlichster Liebe erkältet. Nicht anders verhält es sich mit den beiden ersten Stellen der Schlußscene: „Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!" und: „Heinrich! Mir grauts vor dir." Die erstere heißt im Entwurf: „Ach, Heinrich, könnt' ich mit dir in alle Welt!", die andere: „Mir grauts vor dir, Heinrich!" Und nun gar der am Schluß verhallende Abschiedsruf verzweifelnder Liebe: „Heinrich! Heinrich!" Da wäre ein „Johann! Johann!" völlig unmöglich gewesen. Uebrigens hat Goethe auch sonst den Namen Johann, den er selbst neben seinem Rufnamen Wolfgang führte, immer gemieden; selbst wo er in der Anrede den Namen eines Bedienten brauchte, verwandte er nicht diesen, sondern den ihm besonders beliebten Namen Wilhelm. Eine Ausnahme bildet die 1812 in Teplitz gedichtete „Wette". In den „Aufgeregten" heißt der Bediente der Gräfin Georg. Der „Großkophta" gibt natürlich den Bedienten französische Namen, La Fleur und St. Jean (bei letzterem dachte Goethe wohl an den in „Wahrheit und Dichtung" geschilderten Diener von Thoranc), nur der verschmitzte Junge der Marquise wird Jäck (Verkleinerung von Jacob) genannt. Hans heißt ein Reiter von Götz, Karl der Kellner im Posthause der „Stella". Doch Minor beruhigt sich nicht dabei, daß der Dichter statt des absichtlich gemiedenen Johann den edleren Namen Heinrich gewählt.

Schröer's Bemerkung, Goethe habe den Namen Heinrich willkürlich gewählt, weist er zurück, um dann zur Behauptung überzugehen, dieser habe seine Namen nicht immer willkürlich gewählt. Geradezu willkürlich ist dies eigentlich wohl nie geschehen, immer war ein wenn auch noch so nebensächlicher Beweggrund mit im Spiele. Doch hören wir, welche Beispiele Minor für die persönliche Beziehung der Veränderung von Namen (denn nur um eine solche handelt es sich) aufzuführen weiß. Goethe hatte in seiner Dramatisirung der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" statt der überlieferten Verkleinerung „Götz" den vollen Namen „Gottfried" gesetzt. Zu Minor's Freude hat Hermann Grimm neben anderem auch entdeckt, daß dies „mit deutlichem Bezug auf Herder" geschehen. Minor glaubt dies nicht erst begründen zu müssen. Daß Schiller in den „Räubern" dem Pfarrer den

Digitized by Google

Namen seines geliebten Jugendlehrers, des Pfarrers Moser, gibt, ist als Bezeigung seiner Dankbarkeit gar wohl erklärlich, wenn dies auch nur dem Eingeweihten verständlich war. Dagegen lag die Anerkennung des berühmten Geschichtschreibers der Schweiz, dem er bei seinen Vorarbeiten zum „Tell" so viel zu verdanken hatte, am hellen Tage, wenn er in dem diesem Helden gewidmeten Volksschauspiele Stauffacher nach Mittheilung der Kunde von der Ermordung des Kaisers sagen läßt: „Ein glaubenswerther Mann, Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen," wobei zu bemerken, daß Müller während der Dichtung des „Tell" in Weimar war, ja ein Stück desselben nach Berlin mitnahm, um es dem darauf harrenden Iffland zu übergeben. Nicht für den weiteren Kreis der Leser war es bestimmt, wenn Goethe im „Götz" dem wackeren Knechte, den die Lebensbeschreibung nicht mit Namen nennt, nach seinem Straßburger Freunde Franz Lerse nannte, dessen tüchtiges Wesen er in dieser liebend ausgeführten Person darzustellen suchte. Nicht so freundlich und harmlos deutete er in der Bauernhochzeit desselben Stückes anagrammatisch in dem Assessor Sapupi, dem „verfluchten schwarzen Italiener", auf den cassirten Assessor von Papius, der den Stich so empfindlich fühlte, daß der damals, wie man sagt, in Münster als Weinhändler lebende Mann eine Verleumdungsklage wider ihn anstrengen wollte. Wenn der Bruder Martin in gewisser Weise einen Vorläufer Luther's darstellen sollte (vgl. meine Erläuterungen S. 69 f. 4. Aufl.), so versteht man, daß Goethe berechtigt war, ihm dessen Vornamen zuzutheilen. Aber was hat denn Gottfried von Berlichingen in aller Welt mit Johann Gottfried Herder zu thun, der Ritter von deutscher Kraft, Treue und Redlichkeit, der in den traurigen Zeiten des nur zur Unterdrückung geschaffenen Landfriedens, weil er kein Unrecht duldet, seinen Untergang findet, mit dem von tiefster Anschauung des Volksgeistes erfüllten und in ihm den unversiegbaren Quell aller wahren Dichtung verehrenden Herder zu thun, dem Bewunderer Shakespeare's, vor dessen Bilde er Goethe oft umarmt hatte, den er würdig hielt, einmal sein Denkmal aus unseren Ritterzeiten in unserer Sprache aufzustellen? Wie würde Herder den Schnickschnack verhöhnt haben, hätte ihm der Dichter der Dramatisirung von Götzens Lebensbeschreibung verrathen, daß er, was geradezu toll wäre, den Ritter Gottfried genannt, um auf Herder hinzuweisen, dessen Vornamen Goethe kaum gekannt haben wird, jedenfalls war er nicht so vertraut mit ihm, daß er ihn Gottfried anredete. Eine solche tolle, von Niemand zu ahnende Beehrung, die dazu, da der Held schmählich untergeht, von übelster Vorbedeutung wäre, Goethe zuzuschreiben, halten wir für eine Versündigung an dessen Verstand und Geschmack. Dieser stellte später den überkommenen Namen Götz wieder her, da er einsah, daß derselbe keineswegs, wie er früher gemeint hatte, der Würde des Schauspiels widersprach, da er nicht als herabsetzende Verkleinerung gefühlt wurde.

Minor schreitet selbstbewußt weiter: „Der Held des Goethe'schen Singspiels heißt in der Quelle »Edwin«. Goethe nennt ihn »Erwin«, mit deutlichem Bezug auf seinen vergötterten Erwin von Steinbach." Was aber hat der verliebte Jüngling, der seine kleine Stelle treu versieht, um sich und seine Mutter zu erhalten, auch gute Aussicht für die Zukunft hat, aber durch die Kälte der Geliebten zur Flucht getrieben wird, mit dem genialen Künstler, Goethe's „heiligem" Erwin, irgend gemein? So wenig wie der „Edwin" der Goldsmith'schen Romanze mit Edwin, dem Bruder des Königs Athelstan, dem Großmeister der Freimaurer. Ja wenn dieser Erwin noch ein gottbegabter Künstler wäre! Niemand hat das Recht, Goethe die Albernheit zuzuschreiben, er habe den Meister des Straßburger Münsters dadurch ehren wollen, daß er einem immerhin guten, verliebten Jüngling, den ein Mädchen zur tollen Flucht verleitet, dessen Namen gab. Auch änderte Goethe nicht allein den Namen des Liebenden, die Geliebte, bei Goldsmith Angelina, taufte er Elmire um und deren neugeschaffene Mutter nannte er Olympia, den Freund Bernardo, da das deutsche Bernhard ihm nicht genügte. Sollte der Name Erwin auf eine Person hindeuten, so müßte es auch wenigstens Elmire, wofür demnach Minor noch auf die Suche gehen müßte. Der Name Elmire gefiel dem Dichter so, daß er ihn auch noch in „Wilhelm Meister" der ältesten Tochter des Polterers gab. Statt des ungewöhnlichen „Edwin" setzte Goethe den Namen des Straßburger Meisters, der ja eigentlich nur Vorname war, wenn auch seine Nachkommen ihn als Zunamen beibehielten; daß Jemand darin eine persönliche Beziehung auf jenen wittern werde, konnte er nicht ahnen. Uebrigens scheint sich Minor wenigstens nicht erinnert zu haben, daß der Name „Edwin" Goethe einen Streich gespielt; denn 1822 nannte dieser in der „Campagne in Frankreich" den Zwergkönig mit diesem Namen statt Eckwald. Sollte es gelingen in irgend einer Sage Edwin als Zwergkönig nachzuweisen, so würde man freilich glauben können, einen besonderen Grund gefunden zu haben, weshalb Goethe diesen Namen nicht dem Helden seines Lustspiels gab.

Als drittes, etwas abweichendes Beispiel führt Minor den Lerse in „Götz" an. Wie es sich damit verhalte, haben wir gesehen. So weit Minor's „deutliche Belege, daß Goethe die Namen nicht immer willkürlich gewählt hat". Niemand bezweifelt, daß dieser bei der Wahl eines Namens auch einmal durch eine persönliche Beziehung bestimmt worden sei, nur muß diese offenkundig vorliegen und darf nicht abgeschmackt sein, wie es in den beiden ersten von Minor angeführten willkürlich angenommenen Beispielen der Fall sein würde. Ehe er sich zu Heinrich Faust wendet, gedenkt er der in Schröer's zweiter Ausgabe eingeschobenen Bemerkung Weinhold's, daß „Heinrich und Margarethe sich im Kalender den 12., 13. Juli folgen, eigentlich beide kirchlich auf den 12. Juli fallen." Die Thatsache ist nicht genau richtig angegeben; in den Kalendern fällt Margaretha durchweg auf den 13., bei Heinrich wechseln sie zwischen dem 12., 13. und 14. Minor erklärt sich mit Recht gegen einen solchen Einfluß des Kalenders auf Goethe; selbst die bei Katholiken sich leicht aufdrängende Bemerkung, daß die Namenstage Margaretha und Heinrich unmittelbar aufeinanderfallen, würde ihn nicht haben bestimmen können, den Geliebten Gretchens Heinrich zu nennen.

Und Minor's Entdeckung! Zum Namen Heinrich hat Goethe's Freund Friedrich Heinrich Jacobi Pathe gestanden, mit Beziehung darauf, daß „dieser ihn im Sommer 1774 mit Spinoza zusammengeführt". Der angeführte Grund ist eine thatsächliche Unwahrheit. Nicht Spinoza's wegen hatte er Jacobi endlich aufgesucht; ebensowenig ist er durch diesen mit Spinoza bekannt geworden. Schon im vorigen Jahre hatte Merck ihm Höpfner's Spinoza geliehen, und er den Freund gebeten, diesen länger behalten zu dürfen, um zu sehen, „wie weit er dem Menschen in seinen Schachten und Erdgängen nachkomme". Jacobi selbst äußert im Jahre 1812, Goethe habe (1774) in der Laube zu Bensberg „über Spinoza, ihm unvergeßlich, gesprochen." Er tauschte damals mit ihm seine Ansicht über diesen als Gottesleugner verketzerten Philosophen aus und derjenige, der in Faust's Sinne den Spinoza pries, war Goethe, nicht Jacobi, der eben einen außerweltlichen Gott nicht aufgeben konnte, wogegen Goethe, wie sein Faust, entschiedener Pantheist war, Gott nur in der Natur, nicht außer derselben fand. Und dennoch soll Goethe so thöricht gewesen sein, seinem Faust an der Stelle, wo er sein pantheistisches Glaubensbekenntniß ablegt, den Vornamen Jacobi's zu geben. Aber damit ist Minor's Unkenntniß noch nicht erschöpft! Wie nannte denn Goethe seinen Jacobi, welchen Vornamen gaben ihm Verwandte und Freunde? Hieß er ihnen etwa Heinrich oder Heinz? Minor hätte doch wissen müssen, daß er allgemein Fritz hieß, daß Goethe ihn mit diesem Namen von Johanna Fahlmer, von der Gattin und den Schwestern bezeichnen hörte. Schon im ersten Briefe spricht er ihn „lieber Fritz" an; den 21. März 1775, wo er die betreffende Scene des „Faust" nicht bloß geschrieben, sondern schon Jacobi vorgelesen hatte, bittet er ihn: „Bleib bei mir, lieber Fritz!"; darauf im April, als des Freundes Verdammung seiner „Stella" ihn schmerzlich aufgeregt hatte, fragt er in bitterer Laune: „Friderice Fritzel, wie ist Dir?" Noch im October 1782 beginnt er: „Lieber Fritz! Laß mich Dich noch einmal, und wenn du willst, zum letztenmal so nennen." Und trotz alledem soll Goethe durch den Vornamen Heinrich darauf deuten, daß er bei Faust seinen

Digitized by Google

Freund Jacobi im Sinne habe! Ich will gar nicht davon reden, daß Jacobi ihm seine Vermischung mit dem Pantheisten Faust, dem Verführer Gretchens, übel gedankt haben würde, aber wie kann man einen solchen sich selbst, wenn man die Verhältnisse kennt, thatsächlich widerlegenden Einfall vor verständigen Lesern zu äußern wagen? Ich weiß es, daß Goethe auch den jüngeren Stolberg, obgleich er ihn regelmäßig „Fritz" nannte, später auch wohl einmal ausnahmsweise mit dem anderen Namen Leopold bezeichnete, aber es ist dies eben nur eine spätere Ausnahme. Den jüngeren Jacobi hat er nie und nimmer Heinrich genannt und Jacobi unterzeichnete sich noch im Jahre 1811 in einem Briefe an den Freund „Dein alter Fritz". Damit ist denn die Gleichung „Heinrich Faust = Friedrich Heinrich Jacobi" entschieden abgethan. Sollte sich Minor vielleicht durch Jean Paul's späte Briefe an Jacobi haben irre führen lassen, die freilich mit zu dem Schönsten gehören, was wir diesem verdanken. Dieser beginnt seinen vierten Brief: „Geliebter Heinrich! Lasse Dich mit diesem Zaubernamen citiren, den du von dem besten und sternischsten König Heinrich IV. von Frankreich geerbt; und wegen dieser Magie wurd' auch der in meiner Brust anwohnende Leitgeber so genannt." Diese Magie ließ ihn auch, da er auf Jacobi's Büchern den Vornamen Friedrich Heinrich fand, den zweiten ohne Weiteres wählen, da er eben aus persönlicher Verbindung nicht wußte, welcher von beiden sein Rufname war.

Beruht so die Annahme, Faust sei nach Jacobi Fritz genannt, auf einem doppelten thatsächlichen Irrthum, so scheint es auch auffallend, daß ein so fester Goethekenner, wofür Minor doch gelten will, sich bei dem Rufe „Heinrich, Heinrich!" nicht des „Werther" erinnerte. In der freilich erst später eingefügten Erzählung von dem aus Liebe wahnsinnig gewordenen Schreiber ruft die Mutter: „Heinrich, Heinrich, wo steckst du?" Hier wurde der Name doch gewiß ohne Beziehung gewählt, weil er dem Dichter sich zu seinem Zwecke ungesucht darbot, da er anspruchslos, leicht fließend und wohlklingend war. Und im „Faust" wird es sich ebenso verhalten.

Minor wendet sich schließlich zu dem Namen Lila, der in Goethe's Gedicht „Pilgers Morgenlied" eine Rolle spiele. Das thut er aber nicht. Den Namen Lila führte Luise von Ziegler allgemein, seit Herr von Reutern sie unter demselben besungen hatte; ob als Schäferin mit Beziehung auf Wieland's „Idris", wissen wir nicht zuverlässig. Lila war einer der geläufigsten Namen in Liebesliedern und selbst auf der Bühne, wie ja Goethe noch seine „gute Frau" Lila nannte. Solche Liebesnamen flogen den Damen gleichsam zu. So besang Merck die Hofdame von Roussillon als Urania, J. G. Jacobi die Fahlmer als Adelaide. Goethe nannte seine Lili Belinde, die Namen Psyche und Olympia waren geläufig. Goethe's gerade nicht sehr empfindsame Schwester Cornelia Friederike Christiane unterschrieb sich in Briefen an Kestner Sophie, was nur darauf beruhen kann, daß man ihr diesen ihr wohlgefälligen Namen beigelegt hatte.

Nicht auf Minor's Rechnung kommt es, sondern es war einer der Einfälle Scherer's, wenn im Namen des schuftigen Satyros kein Geringerer als Herder gefunden wurde, durch Kunststücke, die ich längst ausführlich zergliedert habe. Aber auch da, wo nicht die fadenscheinigste Spur auf einen Namen deutet, hat man Personen ausgewittert. Das Stärkste dieser Art ist Scherer's Behauptung, in den Versen Faust's I, 89 ff.:

> Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
> „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen:
> Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
> Auf bade, Schüler, unverdrossen
> Die ird'sche Brust im Morgenroth."

sei der Weise Herder. Und doch ist diese als geniale Entdeckung in den Himmel gehobene Deutung so haltlos wie kindisch. Wie hätte es dem Dichter einfallen können, seinen längst entschwundenen Zeiten angehörenden Faust als Spruch des Weisen eine nur sehr entfernt ähnliche Aeußerung Herder's anführen zu lassen, die noch gar nicht gedruckt war, von der auch kaum anzunehmen, daß dieser sie schon in Straßburg ihm mitgetheilt hatte? Nein, unter dem Weisen kann nur derjenige gemeint sein, dessen geheimnißvolles Buch er eben aufgeschlagen hat, der etwas abweichend von der Ueberlieferung gedachte Nostradamus. Herder würde Goethe bitter verspottet haben, hätte er ihm vertraut, daß er ihm mit dieser Allen unverständlichen Aeußerung eine Ehre habe erzeigen wollen. Aber Scherer beweist, daß Nostradamus nicht gemeint sein könne. „Vielmehr macht das bei Nostradamus gefundene Zeichen den dunklen Anspruch eines anderen Weisen klar." Von einem Klarmachen eines dunklen Spruches ist hier nicht die Rede, sondern das Erkennen geht bloß auf die Wahrheit der Mahnung, die er jetzt lebhaft empfindet. Davon, daß das Buch des Nostradamus bloß die Zeichen, die Sigilla enthalten habe, kann nicht die Rede sein, es gab nach Goethe's Annahme, wie ähnliche Bücher, auch Anweisung, wie man wirklich die Geister heraufbeschwören könne, ja der Dichter hatte dabei die seinen Vierversen vorgesetzte Mahnung des Nostradamus an seinen Sohn im Sinne, die Kenntniß der Himmelszeichen genüge zur Weissagung nicht, hinzutreten müsse der nur Wenigen gegebene prophetische Geist. Bei der ganz freien Ausführung dieser Mahnung liegt die bei den Geisterbeschwörern gangbare Ansicht zu Grunde, die Morgenröthe sei die dazu geeignetste Zeit, weil bei Aufgang der Sonne die magische Gabe in größter Menge ausgebreitet werde. Davon führt ein bekanntes Zauberbuch den Namen Crepusculum matutinum. Berühmt war auch bei den Alchymisten Jakob Böhme's „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang", deren Titel auf das neue von ihm geschaute Licht deutete. Goethe selbst gedenkt in einem Briefe aus Venedig vom 3. October 1786 dieses Buches in einer Weise, die zeigt, daß er es gekannt, ja Bodmer hatte, wie er am 12. August 1777 an J. Schinz schreibt, von Steinbrüchel vernommen, daß dieser den ersten Unterricht in Böhme's „Aurora" empfangen hat. Wir bedürfen daher zur Deutung des Morgenrothes keiner weiteren Beziehung. Der Weise denkt natürlich bei dem Morgenroth, der zur Magie günstigen Morgenstunde, an den Aufenthalt in der freien Natur vor Sonnenaufgang; das „Baden im Morgenroth" ist ebenso zu verstehen, wie vorher Faust's „Baden im Thau des Mondes". Die von Scherer herangezogene Stelle in Herder's später erschienener „Aeltesten Urkunde" ist ganz fremdartig. Dieser setzt die erste Offenbarung Gottes, den Anfang der Menschenbildung, in die Zeit des ersten Aufgangs der Morgenröthe, und ermahnt den Jüngling, sich bei jedem Aufgang der Sonne an jene erste Offenbarung zu erinnern, „sich hinzufühlen in die Urzeit der Schöpfung". Das ist himmelweit verschieden von der im Gegensatze zur „trockenen Sinnen" gedachten Weihe des Aufgangs der Morgenröthe in der von Geistern belebten, die Seele erfrischenden Natur. So hat auch hier die „literarische" Erklärung den Sinn des Dichters völlig entstellt. Erich Schmidt selbst gesteht, daß Scherer in dem Heft „Aus Goethe's Frühzeit" manche Combinationen „mit etwas tumultuarischer Kühnheit aufgepflanzt" habe, meint aber, die „großen Züge der angewandten und klar erörterten Methode müßten in Ehren bleiben." Aber gerade die Methode, insofern sie Scherer eigenthümlich ist, einen Einfall mit aller Gewalt durchzusetzen, müssen wir als ein loses Spiel betrachten, welches leider in der Wissenschaft manches Phantom geschaffen, das sie aus ihrem, der klaren Wahrheit geweihten Heiligthum verscheuchen muß — noch mehr die ähnlichen oder noch schlimmeren Versuche seiner Schüler.

Aus Kaiser Wilhelms Lehr- und Wanderjahren.

Von Bruno Gebhardt.

Als Kaiser Wilhelm seine Augen zum ewigen Schlafe schloß, und eine ganze Welt in unzähligen Kundgebungen der Trauer sich sein Bild vor Augen zu stellen strebte, da klangen aus allen Schilderungen seines Charakters die Worte wieder, mit denen die unvergessene Königin Luise den Knaben zeichnete: einfach, bieder und verständig. Es ist das beste Kenn-

Digitized by Google

zeichen wahrer Größe, daß sie aus den einfachsten Bedingungen erklärt werden kann; ein räthselhafter Charakter wird den Blick leichter auf sich ziehen, kann ihn dauernd fesseln, darf interessant genannt werden, aber kaum jemals groß. Der große Charakter setzt sich aus wenigen, deutlich hervortretenden, stark und kräftig entwickelten Zügen zusammen, auf deren Walten und Wirken alle Erscheinungen sich zurückführen lassen. Kein deutlicheres Beispiel, als die beiden Brüder, die zuletzt auf dem preußischen Throne saßen. So wenig das geschichtliche Urtheil schwanken kann, wer der Größere war, so sehr geht es auseinander, jeden der beiden Fürsten zu charakterisiren. Friedrich Wilhelm IV. ist zweifellos eine ausgeprägte problematische Natur, ganz in dem Sinne, wie sie Goethe bezeichnete; Kaiser Wilhelm stand, wie er selbst oft genug neidlos anerkannte, in Vielem dem Bruder nach, aber in ihm waren weit mehr die Bedingungen vorhanden, die den großen Herrscher bilden. Alle intimeren Kundgebungen, die aus seinem Leben bekannt geworden sind, haben nur immer neue Beweise dafür beigebracht, daß die Grundzüge seines Wesens, wie sie in der Kindheit Tagen von der fein beobachtenden Mutter erfaßt wurden, unveränderlich geblieben sind und den Schlüssel zur Erklärung seiner Entwickelung bieten. Auch die neuesten, mit größtem Danke zu begrüßenden Beiträge zu seinem Leben, die das Natzmer'sche Buch*) beibringt, beweisen dies für eine Zeit, aus der bis jetzt verhältnißmäßig wenig bekannt war, und die doch um so wichtiger ist, als da sich der Jüngling zum Manne entwickelte.

In erster Reihe wird das Natzmer'sche Buch die militärischen Kreise interessiren, ganz natürlich bei der hervorragenden Stellung, die Oldwig von Natzmer im Heere einnahm, und auch der Briefwechsel mit dem damaligen Prinzen Wilhelm dreht sich am häufigsten um rein militärische Fragen, die dem Prinzen auch Zeit seines Lebens am nächsten lagen. Daneben aber findet sich doch eine Reihe höchst interessanter Correspondenzen, theilweise von historischem Werthe, welche politische Ereignisse betreffen. Der orientalische Krieg von 1828, die Julirevolution mit ihren Folgen, besonders die Schwierigkeiten, welche aus dem Uebertritt der polnischen Flüchtlinge auf preußischen Boden entstanden waren, die Kölner Wirren finden Beachtung und Besprechung. An Persönlichkeiten treten uns direct mit eigenen Briefen oder indirect in Erwähnungen wohl so ziemlich alle entgegen, die am Hofe und im Heere eine Rolle spielen, so daß das ganze Werk uns treffend in den Geist der damaligen Zeit zurückversetzt. Besonders, was ja auch das Markanteste war, die thurmhohe Freundschaft mit Rußland, das Streben des Kaisers Nikolaus sich selbst in die inneren Angelegenheiten des preußischen Staates zu mischen, das den sonst gewiß zurückhaltenden Friedrich Wilhelm III. sogar zu der ungeduldigen Aeußerung veranlaßte: „Ich werde in meinem Lande Gesetz und Ordnung aufrecht zu halten wissen, ohne die Hülfe und Rathschläge Rußlands. Der Kaiser möchte doch nur im eigenen Hause die nöthigen Vorkehrungen treffen, damit nicht Wiederholungen von 1825 in Rußland und 1830/31 in Polen stattfinden. Ich werde dem Kaiser nie vorschreiben, was er bei sich zu thun und welchen Personen er sein Vertrauen zu schenken habe; aber ich werde auch nie gestatten, daß der Kaiser sich diese Uebergriffe bei mir erlaubt," wird durch mannigfache Aeußerungen und Thatsachen belegt, und die damaligen Erfahrungen haben in den Tagen von Olmütz Natzmer zu einer Denkschrift veranlaßt, die vor der Verbindung mit Rußland laut genug warnt. Zu dem viel umstrittenen Capitel von der Wirksamkeit Schön's liefert Natzmer, der als commandirender General mit ihm in Königsberg zusammen wirkte, sehr beachtenswerthe Beiträge (II. 86 ff.), wie überhaupt der Geschichtsschreiber der neueren Zeit Manches aus dem Buche entnehmen kann. Aber, um mit dem Herausgeber zu sprechen, da die Briefe des Kaisers „die Krone aller seinen Helden betreffenden Mittheilungen sind," dürfen auch wir uns mit dem besonderen Hinweise auf diese beschränken, um von dem werthvollen Inhalt des Buches Kunde zu geben und unsere Leser zur Kenntnißnahme des ganzen einzuladen. Allerdings erhoffen wir in naher Zeit aus dem Natzmer'schen Nachlaß noch mehr und noch interessantere Veröffentlichungen, die auf Wunsch des Kaisers während seiner Lebenszeit unterblieben, so vor allem das Capitel von seiner Liebe zu Elise Radziwill und seiner Entsagung, vielleicht das einzige Capitel dieses harten und arbeitsreichen Lebens, das von einem Strahl der Poesie umflossen ist.

Die Briefe aus den jüngeren Jahren enthalten mancherlei Neuigkeiten aus Hof und Gesellschaft und Mittheilungen persönlicher Natur, aus denen besonders interessiren mag, daß der Kaiser einen Krüppelfinger hatte, durch eine Verwundung auf der Jagd im Jahre 1819. Politischen Inhaltes ist ein Brief vom December 1821. Es war damals von einem Bündnisse zwischen England und Oesterreich gegen Rußland die Rede; der Prinz glaubt nicht daran, da ihm die Zwecke des Bündnisses unerklärlich wären. Wenn Rußland die Türkei besiegt, würden jene es an der Ausbeutung seines Sieges hindern wollen? „Uebrigens," fährt er fort, „bin ich ganz mit Ihnen einverstanden, daß eine Theilnahme Preußens an diesem Kampfe für uns und unser System sehr glücklich wäre; denn gewiß ist uns nichts gefährlicher als ein langer Frieden. Man sehe unseren politischen Standpunkt an: unsere körperliche Schwäche ist erschreckend, wenn man die Nachbarstaaten dagegen betrachtet. Wir müssen dieser Schwäche also durch intellectuelle Kräfte zu Hülfe kommen und diese müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden. Bei einem langen Frieden wird dies Erhalten aber sehr schwer und daher wäre der genannte Krieg ein sehr erwünschtes und passendes Mittel sich aufzufrischen; denn ein jeder andere Krieg geht zu leicht gleich auf Gefährdung der Existenz bei unseren Verhältnissen." Man sieht, der Prinz urtheilt nicht ohne Vorsicht in erster Reihe als Militär, dem vor dem Einrosten graut. In demselben Briefe findet sich eine Stelle, die, man möchte sagen, in nuce eine Regierungsmaxime des späteren Herrschers in sich schließt: „Sie werden wissen, daß der Kronprinz Präses der Kommission ist, welche über provinzial-ständische Verfassung Arbeiten und Vorschläge einreichen soll. Es ist ein eigen Ding, den Thronerben damit zu beauftragen, da er genöthigt ist, sich jetzt schon auf das Bestimmteste über seine Ansichten auszusprechen, die der Nation dadurch bekannt werden. Spätere Ansichten bei reiferem Alter, die vielleicht mit den jetzigen in Widerspruch stehen, können leicht dazu dienen, sich ein Dementi zu geben."

Von höchster Wichtigkeit ist ein Brief vom 31. März 1824. Mit tiefster Bitterkeit beklagt der junge Fürst die damalige politische Lage: „Hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?" Er macht kein Hehl daraus, daß die damalige Regierung die Schuld an der Mißachtung, in der der Staat steht, trägt; er betont, „was damals bei den drei Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun" und schließt: „Wenn man nichts mehr sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?" Es ist dieser Brief ein lehrreiches und werthvolles Document für den Entwickelungsgang des Prinzen, für sein lebhaftes Gefühl für die Ehre des Staates und der Nation, die er im Gegensatz zu mancher anderen damaligen leitenden Größe auf dem allein richtigen Wege selbstständigen Handelns suchte. Der Tod des Kaisers Alexander berührte ihn tief; er nennt ihn einen herrlichen Mann, eine großartige Seele, einen Herrscher im wahren Sinne des ganzen Wortes. Nach der Rückkehr aus Petersburg, wo der Prinz den Leichenfeierlichkeiten beiwohnte, weiß er mancherlei von der Thronrevolution zu erzählen; nichts ist amüsanter als das Wort, das in dortigen Adelskreisen häufig ge-

*) Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. I. Theil: 1820—32; II. Theil: 1832—39. Gotha, F. A. Perthes.

Digitized by Google

hört wurde: Das Ereigniß vom 26. December sei besonders traurig für den Adel, pour notre noblesse qui jusqu' à présent a été si pure. Es bezeugt eine geringe Geschichtskenntniß, setzt er hinzu, oder eine eigenthümliche Naivetät und Illusion. Widersprechen ging da nicht, weil es Wahrheiten zu Tage gefördert hätte, die lieber ungesagt bleiben, doch wahr sind.

Inzwischen war die Julirevolution eingetreten und in ihrem Gefolge die revolutionären Erscheinungen auf dem Continent. Erst drei Jahre später äußert sich der Prinz. Nach seiner Ansicht ist die Thatlosigkeit der alten Monarchien gegenüber der Revolution das Allerschlimmste, aber dieses Uebel entstammt ihm schon aus jenen Zeiten, wo die Souveräne mit der großen Revolution paktirten, statt sie zu bekämpfen. „Diese beispiellose Anerkennung ist unauslöschlich aus der Geschichte und die jetzt lebenden Souveräne haben wohl nicht daran gedacht, welch' eine Zukunft sie ihren Nachfolgern durch dieses aufgestellte Beispiel bereiten! Dies aufgestellte Beispiel wird für die Revolutionspartei ein Panier werden, das gezeigt ohne sonderliche Anstrengung die Massen in Bewegung setzen wird. Dies sind meine Befürchtungen für die Zukunft; rosig sind sie nicht." Daß der Prinz der Revolution gegenüber einen streng legitimistischen Standpunkt einnimmt, kann natürlich nicht Wunder nehmen; denselben als berechtigt zugegeben und die Zeitverhältnisse in's Auge gefaßt, ist das Urtheil zweifellos verständig; die aus der gegenseitigen Eifersucht der siegreichen Allianzstaaten entspringende Nachsicht gegen Frankreich im Jahre 1815, auf die der angezogene Brief ebenfalls hinweist, hat einen Zustand beständiger Gefahr für die Ruhe Europas geschaffen.

In dem bekannten literarischen Streit, wer der Stifter der Landwehr war, der durch die Schrift von Voigt über Alexander Dohna entstanden war — dieser nimmt für seinen Helden unter Beihülfe von Klausewitz die Ehre der ergriffenen Initiative in Anspruch, was Klausewitz in Ranke's Zeitschrift und Boyen in den „Beiträgen zur Kenntniß des Generals Scharnhorst" mit Recht bestritten — äußert sich Prinz Wilhelm sehr bemerkenswerth: „Boyen's Antwort auf Voigt's Schrift ist vortrefflich. Letztere verleugnet allerdings nicht ihre Tendenz und ihren Souffleur. (Schön!) Ich möchte aber noch die Voigt'sche Schrift passiren lassen; aber die Aeußerung, daß Scharnhorst überhaupt nicht der Mann gewesen sei, der eine solche Idee (der Nationalbewaffnung) habe erfassen können, ist so unerhört plump und unwissend, daß ich keine Worte dafür finde." Der Streit und die Schrift ist bloß ein Glied einer ganzen Kette von Polemiken, die im Erscheinen der Schön'schen Denkwürdigkeiten ihren Höhepunkt erreichten und noch heute die historischen Kreise beschäftigen; deshalb interessirt auch das Urtheil über Scharnhorst besonders. Aus dem Jahre 1835 liegt ferner ein Brief des Prinzen vor, in dem er dem Freunde einen ausführlichen Bericht über seine Mission nach Wien zur Thronbesteigung Kaiser Ferdinands erstattet. Mit großer Einsicht wird die gefährliche Lage des Kaiserstaates bei dem eigenthümlichen Thronwechsel geschildert, und die Bedeutung seiner Sendung, ganz wie es Metternich in einigen Depeschen that, dahin präcisirt, daß der preußische Hof dem übrigen Europa zum Beispiel zeigen wollte, „daß wenn selbst ein solcher Herr Kaiser sei, alle Verhältnisse zu ihm unverändert bleiben würden." Das interessanteste Schriftstück aus der Feder des Fürsten ist aber ohne Zweifel der Brief vom 18. April 1838 aus Anlaß der Kölner Wirren. „Sie berühren in Ihrem Schreiben einen Sturm anderer Art," heißt es dort, „der diesen Augenblick die Welt in religiöser Beziehung bewegt und rufe ich mit Ihnen aus: Der Himmel bewahre uns vor einem Kriege um solcher Ursachen! Während man alle politischen Verhältnisse mit eingestecktem Schwert hat sich umgestalten und alle Traktate mit Füßen hat treten lassen, wird man doch nicht zum Kriege schreiten, um die Lehre des Friedens zu vertheidigen? Religionskriege würden uns völlig in's Mittelalter versetzen, weil der Fanatismus unausbleiblich sein würde und mit ihm alle damaligen Greuel! Mit Ruhe und Consequenz wird sich alles ausgleichen, aber freilich nicht in so kurzer Zeit, wie Viele träumen möchten. Nur keine Gewaltschritte gegen Rom; sollte das dortige Haupt hors de saison sein, so wird dies die Zeit lehren, aber darauf hinarbeiten darf man nicht, wenn man eben nicht Religionskriege herbeiführen will. Leider gibt es Personen, die dies wohl möchten und das sind unsere Frömmler à la tête und warum? Weil sie sich gern an die Spitze der evangelischen Kirche und somit auch über die Gouvernements stellen möchten. Von diesen Leuten droht uns stets Gefahr." Das sind treffliche Worte, die besonders im Schlußsatze heute mehr wie je Geltung haben und Beachtung verdienen. Wie übrigens damals die Stimmung in den maßgebenden Kreisen war, zeigt die Aeußerung Bunsens: „Ranke, Raumer und das ganze große Publikum, ebenso wie der Kronprinz, theilen meine Ansicht. Es herrscht ein allgemeines Gefühl der Freude, daß der preußische Adler doch endlich seinen Flügelschlag hörbar gemacht hat." Daß der Kronprinz damals zu den Culturkämpfern gehörte, ist besonders merkwürdig. Von der Werthschätzung, die Natzmer bei dem Prinzen genoß, legen alle bisher angeführten Briefe Zeugniß ab, wobei zu bedenken ist, daß die vertraulichsten noch zurückbehalten sind. Als Natzmer 1839 aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied nahm, hatte der Prinz Gelegenheit seiner Verehrung offenen Ausdruck zu geben. Er findet es recht, wenn auch mit Bedauern, daß der General sich in jenem Moment zurückziehe, wenn seine Gesundheit ihm nicht erlaube einen etwaigen Feldzug mitzumachen. „Aber," fährt er fort, „da wir keine Aussicht mehr zum Kriege haben, so hätte ich wohl gewünscht, daß Sie länger noch dem Könige und dem Staate Ihre Dienste gewährt hätten, da ja im Frieden so viel darauf ankommt, wie man das Material zum Kriege vorbereitet und wer es ist, der dies thut."

Verstandesklarheit, besonnenes Urtheil, maßvolle Ruhe schon in den Tagen der Jugend, hohes Pflichtbewußtsein spricht aus allen Schreiben des verstorbenen Kaisers, die in den beiden Bänden abgedruckt sind, werthvolle Documente der Erinnerung an diesen unvergeßlichen Fürsten und seinen Werdegang. Es ist übrigens bis jetzt immer behauptet worden, daß man auf allen Seiten mit den größten Hoffnungen und Erwartungen der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. entgegensah; daß Prinz Wilhelm im Gegensatz zu seinem Bruder unterschätzt wurde. Daß in militärischen Kreisen doch auch andere Anschauungen Raum gewonnen hatten, dafür möge nur eine einzige Aeußerung sprechen. General Block, der Commandirende des pommerschen Armeecorps, schrieb am 20. Mai 1838 an Natzmer: „Erlaube, daß ich Dich von Stettin nach Berlin führe. Bei meinem Hiereintreffen fand ich den guten König so verändert, daß inniger Kummer mein Herz erfüllte. Gestern sah er dagegen wieder so wohl aus, daß meine Besorgnisse schwanden. Solche Bemerkungen werden um so tröstlicher, wenn man einen Blick auf Personen und Verhältnisse wirft, die in's Leben treten, wenn der dritte Friedrich Wilhelm nicht mehr der Zeitlichkeit angehört. Gott halte diesen Zeitpunkt recht weit von uns entfernt. Sein Beginn kann uns nicht mit freudigen Hoffnungen erfüllen. Viel, und hier und da auch wohl mit Recht, wird über das jetzt Bestehende geklagt, doch wie wird künftig die jetzige Zeit mit ihren Mängeln zurückgewünscht werden."

Aus dem Testamente Friedrich Wilhelms III. wird gerade jetzt die Natzmer'sche Mittheilung interessiren, daß der König bestimmt hatte, seine und der Königin Leiche sollen so lange in Charlottenburg bleiben, wie eines seiner Kinder und Enkel, die ihn gekannt, am Leben sein würden. Alsdann stelle er es dem Regenten anheim, ihn mit der Königin in die Königliche Gruft im Dom setzen zu lassen.

Digitized by Google

Vom organischen Wachsthum der Lebewelt.

Von A. Passow.

Der Tübinger Professor Th. Eimer bekennt sich zwar im Allgemeinen zum Darwinismus; im Einzelnen aber weicht er wesentlich von demselben ab. Sein neuestes Werk*) enthält Aelteres und Neues in glücklichster Mischung. Es ergänzt und berichtigt fremde Forschungen durch eigene Beobachtungen. Es sucht den Lehrsatz von der Einheit der Lebewelt dadurch zu befestigen, daß er dem Zufall, dem der Darwinismus eine große Rolle in der Gestaltung der Naturerscheinungen zuschreibt, jegliche Bedeutung abspricht und sich nachzuweisen bestrebt, daß im Weltall Alles und Jedes auf festgeregelten Gesetzen beruht. Und in der That spricht die Ordnung, die Harmonie der Welt für die Herrschaft der Gesetzmäßigkeit. Wenn der Zufall regierte, wäre Unordnung vorhanden. Und so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser keinen Antheil hatte an der Entstehung jener Mannigfaltigkeit der Lebewelt, welche, sich in zahllose größere und kleinere Gruppen theilend, Familien, Gattungen, Arten und Einzelwesen hervorrief und sich namentlich darin thätig erweist, daß sie jede, auch die kleinste Kreatur auf dem weiten Runde unseres Erdballes nicht etwa als eine fabrikmäßig angefertigte Copie ihrer Vorfahren, sondern als ein Originalwerk unter Benutzung älterer Vorlagen darstellt.

Ist die Organismenwelt ein Ganzes, so gelten für alle Glieder die nämlichen Grundgesetze, und andererseits müssen unter dieser Voraussetzung die Regeln, nach denen das Leben jedes einzelnen Gliedes verläuft, auch für die Gesammtheit maßgebend sein. Haben sie doch alle ein charakteristisches Gemeingut, das Gemeingut der Zelle! Wie das Individuum entweder aus „einer“ oder aus „vielen“ Zellen, jedenfalls aber aus einer Summe von Zellen besteht, so ist die Art eine Summe von Individuen, die Gattung eine Summe von Arten und die Familie eine Summe von Gattungen. Mit anderen Worten: die Lebewelt ist ein Organismus mit vielen Organen; ein Baum mit zahllosen Aesten, Zweigen und Blättern.

Auf der hieraus sich ergebenden Annahme fußend, daß ihn die Entdeckung der den Aufbau eines einzigen Thieres oder einer Pflanze bewirkenden Gesetzmäßigkeit, den Schlüssel zum Verständniß der Gesetze der ganzen organischen Welt verschaffen würde, wandte sich Professor Eimer zu Anfang der siebziger Jahre der Beobachtung der Mauereidechse zu. Dieses kleine Geschöpf benutzte er zum Ausgangspunkt einer langen Reihe gewissenhafter Forschungen an anderen Lebewesen, die ihn sämmtlich zu dem Ergebniß führten, „daß die physikalischen und chemischen Veränderungen, welche die Organismen durch die Einwirkung der Umgebung, durch Licht oder Lichtmangel, Luft, Wärme, Kälte, Wasser, Feuchtigkeit, Nahrung u. s. w. erfahren, und welche sie vererben, die ersten Mittel zur Gestaltung der Mannigfaltigkeit der Organismenwelt und zur Entstehung der Arten sind. Aus dem so gebildeten Material macht der Kampf um's Dasein seine Auslese. Jene Veränderungen äußern sich aber einfach als Wachsen. Wie die Individuen wachsen, so ist die ganze Formenwelt der Organismen aus einfachen Anfängen herangewachsen.“

Demgemäß würde die Lebewelt in all' ihren Theilen gleichmäßig, einförmig, zusammenhängend, kurzum in geschlossener Phalanx aufgerückt sein, hätte nicht die Verschiedenartigkeit des Klimas, des Bodens und der Ernährung, die jedem Ort und jeder Zeit ihr Maß in unablässig wechselnder Mischung zuertheilt, hier hemmend, verkümmernd, herabdrückend, dort mehr oder minder fördernd und beschleunigend eingewirkt und auf diese Weise den ursprünglich gleichartigen Stoff bald einseitig, bald vielseitig ausgebildet. Diese Ungleichheit des gesetzmäßigen Wachsens führte naturgemäß zu einer langen Stufenleiter höchst verschiedenartiger Wachsthumsergebnisse.

*) Die Entstehung der Arten auf Grund vom Vererben erworbener Eigenschaften nach den Gesetzen organischen Wachsens. Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt. Jena, Gustav Fischer.

Das ist Professor Eimer's Erklärung für die Entstehung der Arten; wir müssen zugeben, daß sie sehr klar, sehr einleuchtend ist. In seinem Buche nennt er dieselbe „meine Theorie des organischen Wachsens der Lebewelt“. Und sodann sagt er: „der Umstand mag für sie sprechen, daß sie so einfach ist, wie etwas Wahres sein muß. Diese Einfachheit aber dürfte gerade die Ursache davon sein, daß bisher kein Vertreter der Entwickelungslehre das Wort gefunden hat, sie auszusprechen. Eine Frage, welche von so außerordentlicher Tragweite ist, schien mit außerordentlichen Mitteln gelöst werden zu müssen. Vielleicht wird man auch meine Auffassungen, nachdem sie die erste übliche Stufe der Kritik: sie seien unbegründet, überwunden haben, in die zweite übliche vorrücken lassen und sagen, sie seien längst ausgesprochen und bekannt und dann in die dritte — sie seien selbstverständlich. Ich hoffe mich der dritten Stufe einst zu freuen und werde mich ihrer freuen, auch wenn unter dem »selbstverständlich« die Anerkennung meiner eigenen Kunst leiden sollte.“

Ist diese Wachsthumslehre richtig, so müssen im Leben der Arten, wie in dem der Einzelwesen Eigenschaften nachzuweisen sein, die nicht durch Auslese entstanden sind und die für das betreffende Individuum oder für dessen Art keinen Nutzen haben. Und in der That erscheint uns der ganze Vorgang des Entstehens, Seins und Vergehens, mit allen seinen Jugend- und Alterserscheinungen bei Thier und Pflanzen in seiner allgemeinen Gleichartigkeit nichts anderes zu sein, als Wachsthumsergebnisse, die auch dann sich in der nämlichen Reihenfolge äußern würden, wenn die Lebewelt sich unter dem Einfluß gleichartiger Lebensbedingungen einförmig entwickelt hätte. Auch in dieser Beziehung ist das Einzelwesen ein Miniaturbild der Art, und die Art ein Miniaturbild des Ganzen. Was bei dem Individuum sich in Jahren begibt, das erheischt bei der Art einen Zeitraum von Jahrtausenden.

„Die Theorie von dem Heranwachsen der Lebewelt und von der Entstehung der Arten,“ heißt es in unserem Buche, „muß zur Umbildung einer Form nach physiologischen Grundsätzen je nach dem vorliegenden Falle die Forderung von ungeheuren Zeiträumen stellen, von Zeiträumen, gegenüber welchen jene paar tausend Jahre ägyptischer Culturgeschichte kaum ein Augenblick zu sein brauchen, verglichen mit dem individuellen Wachsen einer Pflanze oder eines Thieres.“ Das erschwert ihre Beleuchtung, aber sie macht dieselbe nicht unmöglich. — „Ich kann Beweise beibringen, welchen in kurzer Zeit in ihrer Wirkung sich abspielende Einflüsse zu Grunde liegen,“ sagt der Verfasser.

In ungemein anschaulicher Weise belehrt uns der Verfasser zunächst über den, Eigenschaften und Abänderungen hervorrufenden Einfluß des Lichtes auf alle Organismen. Er beruft sich sodann auf den gewichtigen Einfluß der Temperatur und endlich auf den der Ernährung. Eine Fülle von Beispielen steht ihm zu Gebote, von denen gar viele durch eigene Naturbeobachtung auf weiten Reisen oder Daheim gewonnen, im hohen Grade bemerkenswerth sind. Mit Nachdruck wendet er sich gegen die Annahme, daß die Färbung bei Menschen, Thieren und Pflanzen eine Folge der Anpassung und der Naturzuchtwahl sei. — Die Dunkelfärbung der Haut der Afrikaner schreibt er lediglich der Arbeit der Sonne zu. Die Nachkommen grüner Pflanzen pflegen durch Entziehung des Lichtes schon in der nächsten Generation farblos zu werden. Wie tiefgreifend die Einwirkung des Lichtes auf die gesammte physikalische Zusammensetzung des Pflanzenkörpers ist, beweist die Thatsache, „daß manche tropische Pflanzen, wie z. B. südamerikanische Bougainvilleaarten, in den europäischen Treibhäusern, in Folge des ungenügenden Lichtes, trotz aller Anwendung der Wärme, nicht oder nur unvollkommen blühen.“ Zudem hat das Licht eine unverkennbare Einwirkung auf die Wachsthumsrichtung und somit auf die ganze Gestaltung der Pflanzen. Auch gehört hierher das erste Entstehen der Kraftfarben in der Haut vieler Thiere, z. B. von Reptilien, welche deutlich auf Grund erhöhten Kreislaufes in der warmen Sonne auftreten und in der Kälte schwinden und welche mit durch Zuchtwahl zu den bleibenden, glänzenden Farben in der Haut südlicher Thiere

Digitized by Google

geführt haben. Ferner sind auch sämmtliche Thiere der Dunkelfauna zu nennen, welche in Folge von Mangel an Licht farblos geworden sein müssen, indem ihre nächsten, am Tageslicht lebenden Verwandten gefärbt sind. „Die Pigmentlosigkeit ist unbestreitbar eine erworbene, sich vererbende Eigenschaft. Niemand wird ernstlich annehmen wollen, daß zufällig pigmentarme Individuen der betreffenden Arten, Männlein und Weiblein, überall in die Höhlen gekrochen seien und dort auf Grund der geschlechtlichen Mischung und auf Grund der Auslese farblose Geschlechter begründet hätten."

Nicht minder hoch als den Einfluß des Lichtes schlägt Professor Eimer den der Temperatur an; so weist er namentlich auf den unmittelbaren Einfluß hin, den das tropische Klima auf bestimmte Eigenschaften der Thiere, insbesondere auf deren Haarkleid schon in kurzer Zeit auszuüben pflegt. Das Klima auf Neuseeland soll die Bildung einer längeren, stärkeren Wolle begünstigen. In Indien verändern sich unsere Hunderassen schon nach zwei Generationen. Die Gestalt wird kleiner, die Nase spitzer, die Glieder schlanker. An der Guineaküste werden die Ohren der Hunde lang und steif wie bei Füchsen, zu deren Färbung sie sich auch neigen. Ein Aufenthalt von drei Jahren genügt, um dort aus einem hübschen Hund einen häßlichen zu machen. Die von Professor Eimer citirte Angabe Bosmanns, daß an jenem Gestade das Gebell der eingeführten Hunde schon nach drei, vier Generationen zum Geheul ausartet, möchten wir durch den Hinweis auf eine Bemerkung ergänzen, die der amerikanische Schriftsteller Holmes in einer seiner philosophischen Plaudereien über die Stimme der weißen Bewohner der Vereinigten Staaten macht. Er sagt, daß dieselbe den Wohllaut ihrer europäischen Vorfahren eingebüßt habe und jetzt durchweg den scharfen Ton klirrender Münze besitze.

Für die bedeutsame Umbildungskraft der Nahrung bringt der Verfasser schlagende Beispiele in's Feld. Höchst bemerkenswerth ist es, daß die Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge durch die Fütterung der Raupen abgeändert werden kann. Noch auffälliger aber sind die Ergebnisse, welche unter den Bienen durch ein größeres oder geringeres Maß von Nahrung erzielt werden. Bekanntlich ist bei diesen Insecten die Geschlechtslosigkeit der Arbeiterinnen die Folge der Thatsache, daß sie während ihres Larvenstandes spärliches Futter erhielten; hätten ihre sie pflegenden Genossinnen ihnen in den ersten acht Tagen ihrer Entwickelung eine größere Nahrungsmenge gereicht, sie wären zu Königinnen herangewachsen; die Künste des Honigeintragens, des Zellenbaus, der Bedienung ihrer Herrin und der Pflege der Brut hätten sich nicht in ihnen entfaltet; dafür aber würden sie eine Reihe von jenen Eigenschaften erhalten haben, kraft derer eine Bienenkönigin der Mittelpunkt ihres Staates und die Erhalterin der gesammten Art ist. Es ist nicht nur die äußere Form und Gestaltung der Biene, welche je nach der Quantität der Nahrung, größer wird oder kleiner bleibt; es sind vornehmlich auch die geistigen Fähigkeiten, die durch verschiedenartige Wartung nach entgegengesetzten Richtungen hin, beliebig in's Dasein gerufen und entwickelt werden. Fürwahr ein starker Beweis für die Macht der äußeren Verhältnisse und der Erziehung! — Durch sie kann bei vollkommneren wie bei unvollkommneren Lebewesen die eine Hälfte jener Geisteskräfte, die sie von ihren Vorfahren mit auf den Weg bekamen, zurückgedrängt und erstickt werden, während sie bei der anderen Wachsthum und Gedeihen fördert. „Die Vererbung erworbener Eigenschaften" gilt dem Verfasser unseres Buches als eine unumstößliche Thatsache. Es vererben sich nach seiner Ansicht nicht nur die Grundeigenschaften des Ganzen, der Familie, der Gattung und der Art; nein, auch individuelle Eigenschaften. Doch erhält ihr Vererbungstrieb durch das Beharrungsvermögen des Arten- und Gattungstypus eine beträchtliche Abschwächung. Bemerkenswerth ist, daß die Nachkommen die Eigenschaften des Vaters wie der Mutter meist rein und nur selten gemischt zu besitzen pflegen. Schwarze und blonde Eltern erzeugen zusammen nicht so leicht Kinder, deren Haarfarbe einen mittleren Ton trägt, sondern wieder schwarze und blonde. Erst wenn die Nachkommen diese Mischung lange fortsetzen, wird allmählich eine mittlere Rasse entstehen können.

Der Vermuthung des Verfassers, daß im Vererben erworbener Eigenschaften die männliche Präponderanz die größere Rolle spiele, bedarf wohl noch, ehe sie zur Gewißheit wird, gar mancher Forschungen. Erstens scheint uns die Behauptung, daß die männlichen Einzelwesen stets in der Entwickelung eine höhere Stufe einnehmen, als die zu ihnen gehörenden Weibchen, vielleicht bei den Menschen, aber nicht bei den Thieren ausnahmslos zuzutreffen. Die Bienenkönigin bringt erst bei Erschöpfung ihrer Kraft Drohnen hervor. Die Arbeiterinnen und Weisel-Eier sind höherwerthig als die Eier, aus denen diese Männchen hervorgehen. Bei den Raubvögeln steht offenbar auch das Weibchen auf einer höheren Stufe. Augenscheinlich folgte die Natur beim Bilden männlicher und weiblicher Individuen dem Princip der Arbeitstheilung; sie gab ihnen verschiedene Functionen ohne die eine im Rang über die andere zu setzen. Ihre wechselseitige Stellung erinnert vielmehr an die sich einander ergänzende Thätigkeit der Hand und des Fußes, des Auges und des Ohres.

Der Verfasser führt zur Stützung seiner Hypothese von der stärkeren Vererbungskraft der Väter die Thatsache an, daß sich die große Unterlippe der Habsburger bei der herrschenden Linie von Rudolf I. bis auf den heutigen Tag vererbte. Dieser Beweis, bei dem er natürlich die Unterbrechung des Mannesstammes durch Maria Theresia mit in Anrechnung zieht, würde erst dann volle Kraft erhalten, wenn nachzuweisen wäre, daß in der gleich langen Linie der mütterlichen Erbschaftsmitgift keine derartig beharrliche Eigenschaft aufgetreten ist. Leider sind nur in höchst seltenen Fällen Familien im Stande, durch gute Vorfahrenbilder der Richtung der Vererbung körperlicher Aehnlichkeiten nachzuforschen; bei geistigen Eigenschaften ist eine solche Aufspürung selbst bei geschichtlichen Persönlichkeiten schwierig, geschweige denn bei Privatpersonen; wie Wenige von uns haben nicht die dunkelste Ahnung, wie ihr Urgroßvater und Urgroßmutter äußerlich und innerlich geartet waren. Wo aber eine derartige Kenntniß einigermaßen vorhanden ist, da läßt sich häufig ein Ueberspringen der Eigenschaften von den Vätern auf die Töchter und von diesen wieder auf die Söhne nachweisen. In Norddeutschland pflegt man zu behaupten, daß bei einer harmonischen Ehe allemal die älteste Tochter dem Vater, der älteste Sohn der Mutter nacharte.

Feuilleton.

Auf Leibrente.

Von A. Roderich.

Zwei Mal hatte er seine guten Freunde schon getäuscht, dieses Mal aber lag er wirklich im Sterben. Es ist hier nämlich die Rede von dem pensionirten städtischen Beamten und Junggesellen Lorenz Winzel. Er selber klagte nicht darüber, daß er jetzt sterben sollte, denn er wußte wohl, daß Andere klagen würden, wenn er jetzt nicht stürbe. Das hing aber so zusammen: Lorenz Winzel hatte seine Eltern nie gekannt, und er erinnerte sich nicht, daß er in seiner Kindheit jemals fröhlich gespielt hatte. Als er acht Jahre alt war, kam er zu fremden Leuten, in seinem fünfzehnten Jahre kam er zu noch fremderen Leuten, und 16 Jahre später erhielt er eine Schreiberstelle in der städtischen Verwaltung. — Lorenz Winzel war ein schüchterner, grämlicher, kränklicher Mensch, der sich selber für gänzlich überflüssig hielt. Er hat niemals etwas sehnlich erhofft und niemals etwas herzlich geliebt.

In seinem 45. Jahre wurde er wegen überhand nehmender Kränklichkeit mit einer kleinen Pension außer Dienst gesetzt und schloß damals mit dem Uhrmacher Hinrich Thede, bei dem er eine Dachkammer bewohnte, den Vertrag einer sogenannten Leibrente. Er übergab sein kleines Vermögen, das er theils von seinen Eltern geerbt, theils sich von seinem

Digitized by Google

winzigen Gehalte erspart hatte, in sichere Aufbewahrung mit der notariell beglaubigten Bestimmung, daß es unmittelbar nach seinem Tode dem Uhrmacher Hinrich Thede voll und ganz auszukehren sei. Dagegen hatte dieser contractlich die Verpflichtung übernommen, den Lorenz Winzel für den Rest seines Lebens mit Wohnung, Beköstigung und Bedienung zu versehen, als ob er ein Mitglied der Thede'schen Familie sei.

Bereits im ersten Jahre dieser Abmachung schien Lorenz die in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen zu wollen. Er ward ernstlich krank, und Herr Thede ging mit dem Gedanken um, sich einen größeren Laden zu miethen. Lorenz ward aber wieder besser, und wenn ihm auch das Thede'schen Ehepaar wegen der demselben bereiteten Täuschung keine directen Vorwürfe machte, so bemerkte der stille Lorenz doch sehr wohl, daß man in diesem Falle mit seinem Benehmen nicht ganz zufrieden war.

Unangenehmer aber ward Herrn Winzel's Verhältniß zu seinen Wirthen, als er im vierten Jahre seiner Leibrentenschaft während eines besonders heftigen Anfalles seiner Krankheit von einem renommirten Arzte bereits in aller Form aufgegeben und dennoch nicht gestorben war.

„Einfach lächerlich!" hatte der renommirte Arzt gesagt; das Ehepaar Thede aber hatte diese neue „Uhzerei", wie Frau Thede es nannte, dem unzuverlässigen Lorenz Winzel sehr übel genommen. Der Gehülfe des Uhrmachers Thede nämlich hatte sich mit dessen einziger, nicht mehr ganz jungen Tochter Grethe verlobt und zwar unter der Voraussetzung, daß er sich mit dem Nachlasse des sterbenden Leibrentners selbständig etabliren könne. Nun aber hatte ja der chicaneuse Herr Winzel die Voraussetzung und damit die Verlobung zu nichte gemacht und der nicht mehr jungen, aber noch recht häßlichen Grethe ihre letzte Lebenshoffnung zerstört.

Von da ab ging es dem armen Manne nicht besonders gut im Thede'schen Hause, und er fühlte sich überflüssiger als je. Er wußte recht gut, und man gab's ihm überdies noch oft genug deutlich zu verstehen, daß er seinen Einsatz längst herausgeholt hatte, und als er freiwillig fast seine ganze winzige Pension, die er sonst für Kleidung, Feuerung, Medicamente und andere kleine Bedürfnisse verwendete, noch extra seinen Wirthen zu zahlen sich verpflichtete, da sagte Frau Thede weiter nichts als: „Na, geben Sie her, ist ja ganz egal, ein Tropfen oder zwei Tropfen auf'n heißen Stein!"

Nun aber ging's wirklich zu Ende mit dem Lorenz Winzel. Der neue Arzt hatte Nachmittags zu Frau Thede gesagt: „Es steht sehr schlecht, machen Sie sich keine Hoffnung!"

„Was?! Holt er's wieder durch?!" hatte Frau Thede herausgeplatzt. Sie hatte den Arzt falsch verstanden.

„Ich sage," entgegnete dieser mit einem strengen Blicke, „es steht sehr schlecht mit dem Kranken, er lebt keine 24 Stunden mehr."

Frau Thede war heftig erschrocken darüber, daß sie so unüberlegt dem Arzte einen Blick auf eine etwas unsaubere Stelle ihrer Herzenskammer gestattet hatte. Sie bemühte sich nun eiligst, mit allerlei in der Nähe befindlichen Gerümpel den unsauberen Fleck zu bedecken. Sie zählte in hastiger Zungenfertigkeit eine Menge von schönen Dingen auf, die der liebe Herr Winzel während seiner langjährigen Anwesenheit in ihrem Hause schon genossen, und beschwor den etwas mißtrauisch blickenden Arzt, ihr doch um Gottes willen zu sagen, wodurch sie denn nun die letzten Stunden des guten, lieben alten Herrn erleichtern könne.

„Wenn Sie wirklich etwas für ihn thun wollen," sagte der Arzt, „so nehmen Sie ihm einen tüchtigen Wärter, der mit einem so schwer Kranken vernünftig umzugehen weiß."

Frau Thede versprach hoch und heilig, wenn es nöthig wäre, zehn oder zwölf Wärter der allerbesten und theuersten Sorte für den lieben, guten alten Freund nehmen zu wollen und eilte, sobald der Arzt fortgegangen war, zu ihrem Manne.

„Hinrich, nu sollen wir auch noch 'n Wärter nehmen!"

„So? Was sagt denn der Doctor?"

„Höchstens 24 Stunden hat er noch zu leben, — und denn noch 'n Wärter!"

„24 Stunden? Na, dann könnten wir's eigentlich riskiren; was kost't denn woll so'n Wärter?"

„Ganz egal! Medicin hat der Doctor auch noch mal wieder verschrieben, und solche Wärter sind habgierige Menschen, die ziehen die Kranken länger hin, damit sie mehr verdienen, — Hinrich, die eine Nacht könntest Du bei ihm wachen."

„Ich?!"

„Ja, Du! Was so'n Wärter kann, das kannst Du auch."

„Ja, ja, aber heut Abend ist ja der Scatclub bei Kloberich."

„Dann gehst Du nicht hin!"

„Kost't drei Mark Strafe."

„Dann will ich Dir was sagen, Hinrich. Nächste Woche ist der Club ja doch bei uns, dann tausch' Du mit Kloberich und laß sie heut Abend hierher kommen."

„Das is'n Idee, Frau! Dann will ich schon wachen! Das ist 'n sehr gute Idee! Ich schick' gleich den Burschen rum un bestell' mir die Scatonkels. Dann sorg' Du für'n Happen Abendbrod und 'n vernünftigen Grog von Cognac." —

Halb neun Uhr Abends war's, als der Mützenmacher Klitz, der Schlossermeister Ruhle und der Mechaniker Kloberich beim Uhrmacher Thede zum Scat erschienen. Der Hausherr setzte zunächst seine Gäste von dem Umstande in Kenntniß, der die veränderte Scatclubordnung veranlaßt hatte.

„Er liegt da drinnen," sagte er mit einem Blicke nach dem Nebenzimmer, „es genirt Euch doch nicht?"

„Nee," sagte Schlossermeister Ruhle, „wenn ich man gute Karten kriege, genirt's mich nicht."

„Wenn's aber den kranken Herrn genirt?" meinte Mützenmacher Klitz.

„Oh bewahre," beruhigte ihn der Hausherr, „der liegt schon drei Stunden vor sich weg."

Zehn Minuten später saßen die vier Herren am Spieltisch und scateten, rauchten, tranken und lärmten gemüthlich darauf los. Um elf Uhr setzte Frau Thede eine ungeheure Schüssel voll belegtem Butterbrod auf einen Nebentisch, überzeugte sich, daß noch genügend heißes Wasser, Cognac und Zucker vorhanden war und wünschte den Herren eine „wohlschlafende Nacht". Darauf sagte sie drei Mal sehr laut, sie wolle doch noch erst mal wieder nach dem lieben Herrn Winzel sehen, der, wie sie wünsche und bestimmt hoffe, es auch diesmal noch wieder durchholen würde, und begab sich in's Krankenzimmer. Sie beugte sich über die bleiche, abgezehrte Gestalt und verspürte kaum noch einen Athem; sie erfaßte die herabhängende eisig kalte Hand und flüsterte wie beruhigt vor sich hin: „Nein, so ist er die anderen Male doch nicht gewesen." Darauf schlich sie auf den Zehen aus dem Zimmer.

Eben hatte Herr Klitz von Neuem zu geben begonnen, und Herr Kloberich hatte seine ersten fünf Karten mit besonders regem Interesse besehen, als plötzlich aus dem Krankenzimmer ein lautes Stöhnen erscholl. Herr Thede legte seine Karten auf den Tisch und wollte eilig in's Nebenzimmer.

„Halt!" rief Herr Kloberich, „erst dies Spiel aus!"

„Aber hörst Du denn nicht — —?"

„Nein," rief Herr Ruhle, der auch schon fünf sehr verhängnißvolle Karten in der Hand hielt, „erst dies Spiel aus!"

„Aber der arme Mann stöhnt ja so jämmerlich," warf Herr Klitz ein.

„Dann hätt' er 'n bischen früher stöhnen sollen, — ich hab' die Vorhand, — Thede, 'n Solo is es!"

Herr Kloberich behielt seinen Solo und klopfte im Triumphe über den unzweifelhaften Sieg seiner colossalen Karte jedesmal, wenn er eine ausspielte, mit der Faust auf den Tisch, daß das Stöhnen des kranken Mannes kaum vernehmlich blieb. „Trumpf, Trumpf, Trumpf! so — 21 habt Ihr — Treff-Solo mit drei — Schneider — 60! — Thede, anschreiben! Halt, erst anschreiben! So! nu woll'n wer mal nach den alten Herrn schaun!"

Die Vier begaben sich nun bedächtig in's Nebenzimmer und fanden den Kranken jammervoll stöhnend und mit den Händen wild um sich greifend. Man sah, wie er sich vergeblich abmühte, sich aufzurichten.

„Er kann keine Luft kriegen, er muß sitzen!" sagte Herr Klitz.

„Ja," bestätigte Hinrich Thede, „das hat der Doctor auch zu meiner Frau gesagt, wenn er so nach Luft giert, dann muß ihn Einer festhalten, daß er gerade aufsitzen kann."

Digitized by Google

„Jä, wer soll ihn denn festhalten, Thede," fragte Kloberich, „denn hätt'st Du Dir lieber anstatt Scatspieler drei Arbeitsleute bestellen sollen."

„Hm, ja," entgegnete etwas kleinlaut der Hausherr, „wir sind ja zu Vier und Drei spielen bloß zur Zeit, kann ihn denn nicht immer der Stillsitzer festhalten?"

Dieser Vorschlag löste die schwierige Frage so praktisch und einfach, daß er sofort angenommen ward. Die vier Männer packten darauf den Kranken, daß er laut aufschrie, und richteten ihn zum Sitzen in die Höhe.

„So," sagte nun der Mechaniker Kloberich, „wer muß nu Karten geben?"

„Thede muß geben."

„Na, denn geht nur 'rein! Thede, gib' Karten und komm' denn wieder her, ich halt' ihn so lange."

Dieser so zweckentsprechende Befehl ward prompt ausgeführt, und nach kurzer Uebung schon lösten die tüchtigen und gelehrigen Männer einander in regelmäßigen Runden ab; während drei spielten, hielt immer der vierte, der überflüssige Stillsitzer, den Kranken im Bette aufrecht.

Freilich brachte diese ungewohnte und doch auch etwas störende Nebenbeschäftigung für die eifrigen Scatspieler manche Unbequemlichkeit mit sich, und leider schien der kranke und undankbare Herr Lorenz Winzel das Opfer der vier Männer noch dadurch vergrößern zu wollen, daß er jedesmal, wenn er von einer in die andere Hand überging, noch lauter stöhnte und keuchte und noch wilder mit den Armen in der Luft herumkämpfte.

Jetzt war's gerade der Mützenmacher Klitz, der die Wache bei dem Kranken hatte. Er war selber von etwas schwächlicher Constitution und fand es recht kalt in dem Krankenzimmer. Außerdem reizte ihn der Tabaksqualm, der sich mit der Zeit aus dem Spielzimmer hierher verzogen hatte, zum Husten. Es fröstelte ihn, und Herr Klitz war fest überzeugt, daß er sich im Dienste der Menschlichkeit eine Erkältung von unübersehbaren Folgen zuziehen würde. Er hatte schon mehrere Male verlangend nach der Matratze geblickt, die zur besseren Erwärmung des schon halb erstarrten Kranken über die dünne Federdecke des Bettes gebreitet war.

„Erlauben Sie, Herr Winzel," sagte der fröstelnde Herr Klitz, ließ den jammernden Kranken für einen Augenblick zurücksinken, nahm rasch die wärmende Matratze vom Bette und wickelte sich hinein. „So, Herr Winzel, nu kommen Sie man wieder her, mich hat zu doll gefroren." Er wollte seinen Schützling eben wieder in die Höhe zerren, als einige Ausrufe im Nebenzimmer Herrn Klitz's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

„Grand — schwarz!" schrie Herr Thede mit lauter Stimme. „Halt, nee," verbesserte er sich schnell, „schwarz nicht — ich sag' bloß den Schneider an!"

„Das gilt nicht!" rief Herr Ruhl, „angesagt ist angesagt — schwarz mußt Du machen!"

„Hab' ich nicht nöthig — es ist noch nicht ausgespielt — Schneider sag' ich an!"

„Gilt nicht — gilt nicht — schwarz hat er angesagt — schwarz muß er machen!"

Herr Klitz ließ den halb aufgerichteten Kranken wieder sinken und eilte in's Spielzimmer. Da stand ja auch für ihn Großes auf dem Spiele, und er mußte sein Recht zur Geltung bringen. Er stürzte unter die tobenden Parteien, warf einen schnellen Blick in Thede's Karten und schrie noch etwas lauter als die Anderen: „Schwarz muß er machen!"

Hinrich Thede sah nun bald ein, daß er trotz seiner vortrefflichen Veranlagung auf die Dauer nicht mit Erfolg gegen eine Majorität von drei solchen Schreiern antoben könne. Er mußte sich also endlich herbeilassen, das ursprünglich angesagte Spiel zu halten, und bald folgte dem lauten Toben eine tiefe Stille, in der Thede unter begieriger Aufmerksamkeit der Gegner zögernd und nachdenklich sein zweifelhaftes Spiel begann.

Fast im selben Augenblicke, da Herr Klitz das Krankenzimmer so plötzlich verlassen hatte, war durch die gegenüberliegende Thüre eine Mädchengestalt hereingeschlüpft und hatte sich auf den Stuhl neben dem Bette des Sterbenden gesetzt. Der Sterbende aber lag ruhig; sein Todeskampf war zu Ende und noch für einen einzigen Augenblick war ihm die Besinnung zurückgekehrt.

In diesem einzigen Augenblicke umfaßte er noch einmal den ganzen Kreislauf seines Lebens und starres Entsetzen ergriff ihn. Er ließ keinen Einzigen zurück, der seiner in Liebe gedenke, und er wußte Keinen, der dort seiner harrte. „Ach," sprach er mit schon gebrochener Stimme, „wie traurig ist es, allein zu leben, und wie entsetzlich, allein zu sterben!"

Da fiel sein umherirrender Blick auf die Mädchengestalt neben ihm. Er erkannte Gretchen, die Tochter seines Wirthes, und streckte ihr zum Abschiede die Hand hin. Das Mädchen ergriff sie und preßte, vom Schmerze überwältigt, ihr Antlitz auf die Hand. Sie sah ihr eigenes Schicksal vor sich — so einsam und allein würde sie auch einst sterben, — und ihr heißer Thränenstrom netzte die Hand des Verzweifelnden. Da zuckte ein Strahl der Verklärung durch die schon gebrochenen Augen, und mit letzter Anstrengung hauchte der Sterbende: „Weinst — Du — um — mich?"

Das Mädchen sank auf die Knice nieder und barg das Gesicht an der Brust des Greisen. Er legte die Hand auf ihr Haupt und stammelte: „Gott segne Dich!"

Dann zog ein Schimmer von Ruhe und Glück über das bleiche, abgezehrte Gesicht, ein Blick voll dankbarer Ergebenheit strahlte aus den nach oben gewandten Augen, und sie schlossen sich für immer.

Inzwischen hatte Hinrich Thede im Verlaufe seines unfreiwilligen Spieles mit wachsendem Ingrimme gesehen, daß dasselbe höchst wahrscheinlich für ihn verloren gehen würde, und als Kloberich ihm unter einem wahren Triumphgeheule die letzte Karte, die Treff-Sieben mit dem zu Dritt besetzten König wegstach, da schlug Hinrich Thede wüthend mit der Faust auf den Tisch und verlangte die Ungültigkeitserklärung des ihm aufgezwungenen Spieles. Das aber wollten die Gegner in keinem Falle zugeben, und bald war der Streit wieder heftig entbrannt. Als der Protokollführer Ruhle dem sehr aufgeregten Herrn Thede trotz dessen heftigen Protestirens das verlorene Spiel abschreiben wollte, riß der zuletzt Genannte gewaltsam das Protokoll an sich, über welche Gewaltthätigkeit besonders Kloberich, der am meisten gewonnen hatte, in lebhafte Wuth gerieth.

Es war gar nicht abzusehen, welches Ende der Streit genommen hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke Gretchen mit Thränen überströmtem Gesichte in's Zimmer getreten wäre. „Er ist todt!" rief sie mit vor Schmerz und Erregung zitternder Stimme.

Die vier Männer verstummten plötzlich und begaben sich auf einen Wink Thede's in das Nebenzimmer. Sie stellten sich um das Lager, auf dem Lorenz Winzel wie ruhig schlummernd lag.

„Jawohl, er ist todt," sagte endlich Herr Klitz.

Hinrich Thede fühlte sich plötzlich sehr weich gestimmt. Am Tage der Beerdigung seines Leibrentners konnte er contractlich dessen Nachlassenschaft erheben. Er fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen und sagte: „Jä, nu ist er todt! Er war doch 'n guter Mensch und wir haben viel von ihm gehalten. Seht mal, wie meine Tochter weint! Gretchen, hol' Mutter her! Kinders, es freut mich nur, daß wir ihm seine letzten Stunden noch so schön erleichtert haben, — und hier ist das Protokoll, Ruhle, schreib' mir meintswegen den Grand ab — aber, nehmt's mir nicht vor ungut, Kinders, — was wollen wir nu noch Scat spielen, wenn's Herz doch nicht dabei ist — ich sag' die letzten drei Runden an!"

Aus der Hauptstadt.

Einacterabend des Schauspielhauses im Wallnertheater.

Der Einacter in seiner prägnantesten Form ist das dramatische Epigramm, er verlangt in Dialog und Handlung vor Allem knappe Pointirung. Legt man diesen strengen Maßstab an, so genügt keines der vom Schauspielhausensemble auf der Wallnerbühne zur Darstellung gebrachten Stückchen den angedeuteten Ansprüchen. Und doch stand der Abend im Großen und Ganzen unter einem günstigen Stern. Es gelang den Dichtern und Darstellern mit wenigen Ausnahmen jenen Contact mit dem Publikum zu gewinnen, der behagliche Stimmung erzeugt und ernste Bedenken nicht aufkommen läßt.

Digitized by Google

Eine Ueberraschung nicht durchweg angenehmer Natur hat uns Paul Heyse bereitet. Der Verfasser erfreut sich trotz mancher dramatischer Mißerfolge eines so befestigten literarischen Credites, daß man eher an seinem eigenen Urtheil, als an seiner Zahlungsfähigkeit zweifelt. Wenn Paul Heyse einen Einacter schreibt, so erwartet man entweder ein Abends zwischen acht und neun Uhr in aller Geschwindigkeit gelöstes sociales oder psychisches Problem, oder eine geistreiche Causerie im Stil des Alfred de Musset. „In sittlicher Entrüstung" ist eine Art dramatischen beefteas, ein Lustspiel derberer Gattung in concentrirter Form. Es handelt sich um einen jungen schüchternen Advocaten, der von seiner Angebeteten, deren Schwester und Schwager in eine mündliche Erklärung seiner schriftlich dargelegten ernsten Absichten hineingezwungen wird. Er ist ein anerkannt tüchtiger Redner, leidet aber an einer heiligen Scheu, in eigener Sache zu plaidiren. Man muß ihm erst den Gegenstand seiner Neigung als herzlose Kokette schildern, ja, man muß demselben eine strafbare Neigung zu dem leiblichen Schwager andichten, um in dem schüchternen Seladon die für den Anwalt in eigener Sache nöthige sittliche Entrüstung zu erzeugen. Schließlich gelingt's, und das Verfahren wird nach dem Wunsche der Braut zu einem in der verwegensten Bedeutung des Wortes mündlichen. Die anspruchslosen Menschen auf der Bühne hatten es mit einem ebenso anspruchslosen Publikum zu thun. Gerade in dem Moment, als Letzteres ob des vielen Redens im ersten Drittheil des Stückchens ungeduldig werden wollte, setzte eine Komödie der Irrungen ein, die sich in dem Augenblick, als man sich auf Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit besinnen wollte, plötzlich entwirrte. Man stutzte, lachte und hielt es für vortheilhafter, ohne Besinnung zum zweiten Gange überzugehen.

„Im Reiche der Mütter" von Fritz von Saltken kann es sich nach allen Regeln der Kunst und Erfahrung selbstverständlich auch nur um's Heirathen handeln. Der unglückliche Eheprätendent muß Mutter und Großmutter passiren, ehe er auf dem Umweg über die Urgroßmutter zu dem Gegenstande seiner Neigung gelangt. Natürlich sind all' die Damen von altem Adel und sehen auf den „ungeborenen" Archäologieprofessor mit souveräner Verachtung herab, bis die Ahne sich darauf besinnt, daß sie eigentlich eine née Müller und somit berechtigt ist, ihrer Urenkelin zu einer Heirath aus Liebe zu verhelfen. Daß, um zu diesem ersehnten und nicht unerwarteten Resultat zu gelangen, von zwei früheren, von Mutter und Großmutter protegirten Bewerbern, der Eine sterben, der Andere sich verloben muß, will uns für einen harmlosen Einacter zu viel des Guten scheinen. Die sothane traurige événements anzeigenden Briefe und ein wenig überflüssige sentiments am Schlusse würden sich ohne Nachtheil für das Ganze beseitigen lassen.

„Die Ehestifterin" von Oskar Justinus leidet an dem Cardinalfehler, ein schon unzählige Male durch zwei bis fünf Acte gezerrtes Thema in einem Acte abhandeln zu wollen, für den es auch nicht einmal ausreicht. Die Ehestifterin, die ihre Lieblingsbeschäftigung bewußt auf den im Stillen Geliebten ausdehnt und sich dabei unbewußt (?) selbst in die Ehe hineinstiftet, gehört zu dem eisernen Bühnenbestande, den man nicht ungestraft antastet. Oskar Justinus hat sich auf die Gefahr dieses Eingriffes in die alte dramatische Schatzkammer besonnen, als es schon zu spät war. Um sich nun nicht umsonst bemüht zu haben, hat er zu allerlei unerlaubten Hülfsmitteln gegriffen. Um die seit 18 Jahren Getrennten und sich trotz räumlicher und zeitlicher Trennung unentwegt Liebenden zusammen zu führen, bedarf es einer Stuccaturausbesserung am Hause der mittelalterlichen Thisbe, eines aus dem Bauer des gelehrten Pyramus entflogenen Kanarienvogels, einer nihilistisch angehauchten heirathsfähigen Nichte, verschiedener durch Ueberfluß an Zucker und Mangel an Mocca verdorbener Tassen Kaffee und schließlich eines unerschöpflichen Redeflusses von Seiten besagten botanischen Professors. Das ist entschieden zu viel, wenn man in der Blüthe seiner Jahre befreundet gewesen und sich eine nicht genau bestimmte, aber nicht unbeträchtliche Zeit vis à vis gewohnt hat. Ein paar Berliner Redensarten markiren den Versuch, dem Ganzen ein Localcolorit zu geben, aus dem die russische Nihilistin in Berlin W rettungslos herausfiel und das Stück trotz einmaligen und einstimmigen Hervorrufes des Verfassers mit sich riß.

Ungemischte Freude hatten wir an der letzten Nummer des überreichen Menüs. Lothar Clement hat sich durch einen mißglückten Bühnenversuch nicht abschrecken lassen, und sein Muth hat sich belohnt. „Die Prüfung" zeugt von kräftigem dramatischen Temperament und nimmt einen ernsten Anlauf zu energischer Charakterzeichnung. Der seine schulmeisterliche Pedanterie verwünschende und doch beim Anblick der ersten besten Plötzausgabe in das Lehrhafte verfallende Pädagoge ist eine köstliche Bühnenfigur. Um die Tochter seiner Wirthin, einer ehrsamen Schneidersfrau, vor dem ihr drohenden Gouvernantenthum zu retten, heirathet er sie frisch von der Stelle weg und macht das unglückliche Kind, dem der Unterschied des transitiven und intransitiven Verbums ein unlösbares Räthsel bleibt, trotzdem zur Frau Doctorin. Da sich in der Erreichung dieses Zieles der Ehrgeiz der Frau Mama erschöpft und der Papa Schneidermeister das Ganze als ein „Fatum" betrachtet und sich „nischt daraus macht", so senkt sich der Vorhang zwischen einer glücklichen Familie und einem zufriedenen, Beifall spendenden Publikum.

Der Einacterabend im Wallnertheater lieferte dem Unbefangenen den erneuten Beweis, daß das Schauspielhausensemble in geeigneter Weise ergänzt, richtig gruppirt und mit überlegener Regiekunst geleitet, jeder Aufgabe gewachsen ist. Wer über einen Komiker wie Herrn Vollmer, über eine Naive wie Fräulein Conrad, über eine Alte wie Frau Seebach verfügt, kann ruhig abwarten, bis die übrigen Kräfte sich in die ihnen neuen, zum Theil unbehaglichen Rollenfächer hineingearbeitet haben. Von der Direction Anno ein plötzliches Regenerationswunder verlangen zu wollen, ist ungerecht. M.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal Mackenziana.

In Nr. 17 der „Gegenwart" veröffentlicht Herr Dr. Bernheim einen Aufsatz „Mackenziana", welcher auch von der Pflanzenkost handelt und speciell gegen die Schrift eines ehemaligen akademischen Lehrers der Medicin gerichtet ist, worin S. M. dem Kaiser Friedrich eine vegetabilische Diät empfohlen wird. Dieser Vorschlag entspricht der Theorie des verstorbenen Professors Beneke in Marburg, der die Entstehung des Krebsleidens auf eine Ueberernährung mit allzu eiweißreicher Kost zurückführt. Der berühmte Chirurg Professor von Esmarch in Kiel und der unlängst verstorbene Bouchardat, Professor der Hygiene an der Universität Paris, haben diese Theorie für richtig gehalten. Herr Dr. Bernheim hingegen meint, der Krebs entstehe durch Mikroorganismen, wofür er jedoch nicht den Schatten eines Beweises bringen kann. Er möge nur nach diesen Mikroorganismen suchen! Vielleicht ergeht es ihm dann, wie dem Herrn Dr. Scheuerlen in Berlin mit seiner Entdeckung des „Krebsbacillus", der sich schließlich als ein unschuldiger Saprophyt entpuppte.

Herr Dr. Bernheim meint ferner, daß der Vorschlag, den Krebs mit einer vegetabilischen Diät zu behandeln, „anscheinend nicht aus vielfachen, erfolgreichen gleichen Curen abgeleitet wird, sondern lediglich aus theoretischen Gründen zu resultiren scheint." Herr Dr. Bernheim weiß also nicht, daß thatsächlich ein Londoner Arzt, Dr. William Lambe (1765—1847) mit der vegetabilischen Diät „vielfache, erfolgreiche" Curen an Krebskranken ausgeführt hat. Er hat diese Curen in seinen Werken „Reports" und „Additional reports on regimen, 1814" beschrieben, und die Erfolge, welche er erzielte, können um so weniger bezweifelt werden, als ein früherer Gegner Lambe's, der Dr. Abernethy, welcher selbst ein Werk über bösartige Geschwülste geschrieben hatte (Surgical observations on tumours), sich durch den Augenschein von den glänzenden Erfolgen des Lambe'schen Verfahrens überzeugte und dann mit jener Ehrlichkeit, welche den Engländer auszeichnet, dem Dr. Lambe unumwundene Anerkennung zollte und seinen Irrthum eingestand; er empfahl dringend eine allgemeinere Anwendung dieser Curmethode.

Aber diese Aerzte sind nun schon lange todt und ihre Erfahrungen sind vergessen. Höchstens sagt die Geschichte der Medicin, Dr. Lambe und Dr. Abernethy hätten „geglaubt", den Krebs heilen zu können. Ja, wenn sie irgend ein heroisches Arzneimittel oder irgend eine kühne Operation erfunden hätten — dann hätten Tausende die Sache nachgemacht! Aber eine langwierige diätetische Cur ist weder nach dem Geschmacke der Kranken, noch nach dem der Chirurgen. Man muß nur den menschlichen Charakter kennen, um das erklärlich zu finden.

Wenn Herr Dr. Bernheim behauptet: „eine Schädigung wäre entschieden ein vegetarisches Regime, das den Zellen das zum Aufbau ihres Leibes so nöthige, eiweißhaltige Material schmälern würde," — so ist er in einem Irrthum befangen, der früher allerdings sehr verbreitet war. Man weiß jetzt, daß die Pflanzenkost Eiweiß genug liefert, namentlich die Stoffwechseluntersuchungen von Scheube und Playfair haben dies festgestellt, nicht zu vergessen den größten deutschen Forscher auf dem Gebiete der Ernährungsphysiologie, Professor von Voit in München, der erst im vorigen Jahre in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft erklärte: „Die im hiesigen physiologischen Institute ausgeführten Versuche haben ergeben, daß es ganz gut möglich wäre, mit Vegetabilien allein, wenn man sie richtig auswählt, einen kräftigen Arbeiter zu ernähren." — Um wie viel mehr einen Kranken!

Den Vegetariern vorzuwerfen, daß in ihren Schriften keine Statistik zu finden sei, halte ich für unbillig, denn mit kleinen Zahlen kann man keine Statistik machen, und die Vegetarier sind nicht zahlreich. Hier aber handelt es sich gar nicht um die Vegetarier und den Vegetarismus, sondern um die Heilwirkungen der Pflanzenkost. Man braucht gar kein Vegetarier zu sein, um einzusehen, daß die vegetabilische Diät in manchen Krankheitsfällen eine ganz eminente Heilkraft besitzt. Ich habe ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben: „Die Pflanzenkost als Heilmittel", welches soeben in Berlin erscheint und hoffentlich einige Klarheit über dieses wichtige Thema verbreiten wird.

Dr. med. Ulanus.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart"

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Eisenbahnreform

von

Eduard Engel.

Groß 8°. 4 ℳ.

Ein **revolutionirendes Werk** von unberechenbarer praktischer Tragweite. Eine vernichtende Kritik des bisherigen Eisenbahn-Tarifwesens und der Vorschlag eines **völlig neuen Personentarifs.**

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Das Preussische Staatsrecht

auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts

dargestellt von

Dr. Herm. Schulze.

Erster Band. Zweite Auflage.

XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. ℳ 12; fein geb. ℳ 13.50.

(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Im Verlag von **A. G. Liebeskind. Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Musikant von Tegernsee.

Hochlandsgeschichten von

Maximilian Schmidt.

der gesammelten Werke 6. Band. Preis brosch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.

Herr Professor Matth. Schmid hat die Güte gehabt, dieses neue Werk des so beliebten Erzählers mit einer herrlichen Characterstudie zu schmücken.

Catalog 30

enthaltend **Curiosa, Schöne Literatur, Genealogie, Heraldik, Almanache,** erschien soeben. **Gratis u. franco.**

Rich. Sattler's Antiquariat

Braunschweig.

= Bücher-Ankauf. =

Verlag von **Gustav Foek** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — — **Goethe's** Italienische Reise. Ill. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Cornellie,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bad Reinerz in der Grafschaft Glatz Preussisch-Schlesien hat dieses Jahr seine 119. Saison als Brunnen-Kurort begonnen. Es ist verbunden mit einer der grössten Milch- und Molken-Anstalten Deutschlands, besitzt drei alkalisch erdige Eisen-Säuerlinge und zwei grosse Badehäuser für Mineral-, Moor- und Douche-Bäder. Es wurde voriges Jahr von 3197 Kurgästen und 2718 Erholungsgästen und Durchreisenden besucht. Der Kurmittel-Verbrauch bezifferte sich auf rund 24,700 Mineral-Moor und 13,000 Douche-Bädern, ferner 15,000 Liter Ziegen- und Schafmolken und 13,500 Litern dergleichen Milch. Es liegt 568 Meter über dem Spiegel der Ostsee in einem schönen und geschützten Waldthale, leider noch von den Endeisenbahnstationen Glatz 24 km und Nachod 20 km entfernt. Von der Stadt gleichen Namens führt eine mit 80 bis 100jährigen Bäumen bestandene, gut gepflegte, 15 Minuten lange Allee nach dem Bade. Schon am Eingang derselben bei der Brücke über die Weisstritz, welche das Thal durchfliesst, entfaltet sich dem Auge ein entzückendes hochromantisches Bild nach den nahen Bergen. Das Bad ist ringsum meist von bewaldeten Höhen umgeben. Die Nadelholzwaldungen wenigstens 10,000 Hektare gross, haben auf das Klima und die Reinheit der Luft neben der hohen Lage erheblichen Einfluss. Reinerz ist ganz besonders angezeigt für Krankheiten der Ernährung- und Constitution, der Verdauungs- und Bewegungs-Organe, sowie des Kreislaufes und Nervensystems. Die Kureinrichtungen sind durchgängig in grossem Stile angelegt und stehen auf der Höhe der Zeit. Zwischen dem 4 grosse, 2 kleine und verschiedene Wartesäle enthaltenden Douche-Hause, einem Wasserthurm mit 25 m Fallhöhe und dem gegen 70 Badezellen enthaltenden Badehause befindet sich ein Palmenhaus mit vorzüglicher Conditorei zum Aufenthalt für Kurgäste. Dasselbe ist mit einem reichhalt. Lesecabinet ausgestattet.

Den Badehäusern gegenüber befindet sich im Anschluss an den geräumigen Kurgarten die gegen 160 m lange geräumige Wandelbahn mit Bazar und Tonhalle, welche letztere mit einem Doppelorchester nach aussen und nach innen versehen ist. Die 25 Mann zählende Kurkapelle spielt bei schönem Wetter in der äusseren Halle die Promenaden-Concerte, bei ungünstigem in der inneren, da die Kurgäste in diesem Fall ihren Spaziergang und ihre Kur in der Wandelbahn zu erledigen pflegen. Ausserdem finden wöchentlich Quartett-Musik und Symphonie-Concerte statt. Für ein kleines ständiges Theater ist gesorgt und eine 5000 Bände zählende Bibliothek vorhanden. Die Promenaden des Bades sind weit ausgedehnt und nahe sowie ferne reizend gelegene Ausflugsorte nach Auswahl vorhanden. An Wohnungen ist kein Mangel.

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

Zimmer-Gymnastik.

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

Zweite Auflage.

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren.

1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

Soeben erschien und steht **gratis** und **franco** zu Diensten:

Katalog 197:

Geschichte

und ihre Hilfswissenschaften.

Wilhelm Koebner

(L. F. Maske's Antiquariat.)

Breslau, Schmiedebrücke **56.**

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 16. Juni 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das preußische Abgeordnetenhaus in der letzten Legislaturperiode. Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Tropenbesiedelung und Akklimatisation. Von Moritz Alsberg. — **Literatur und Kunst:** Heinrich von Stein. Von Fritz Poske. — Altes und Neues im heutigen Ornament. Von Peter Jessen. — Ignatius Donnelly und seine Shakespeare-Chiffre. Von C. A. Honthumb. — **Feuilleton:** Ein Vater. Von Björnstjerne Björnson. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Das Lutherfestspiel in Berlin. Von M. — Notizen. — Inserate.

Das preußische Abgeordnetenhaus in der letzten Legislaturperiode.

Von Fritz Olzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die am 26. Mai d. J. geschlossene dritte Session des preußischen Landtages war voraussichtlich die letzte der 16. Legislaturperiode, welche damit thatsächlich ihren Abschluß gefunden hat. Verfassungsmäßig beendet wird dieselbe erst durch die Auflösung des Landtages, welche zum Zweck der Neuwahlen bis zum November d. J. erfolgen muß. Die 16. Legislaturperiode bestand aus drei Sessionen, vom 14. Januar bis 30. Juni 1886 mit 96 Sitzungen, vom 15. Januar bis 14. Mai 1887 mit 55 Sitzungen und vom 14. Januar bis 26. Mai 1888 mit 63 Sitzungen. Die erste Session war die letzte, welche von unserem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm persönlich eröffnet wurde. Das Abgeordnetenhaus arbeitete in der ganzen Legislaturperiode unter ungünstigen Verhältnissen, die Concurrenz des Reichstages drückte durch eine Reihe hochwichtiger Verhandlungen, die zweite und dritte Session waren zudem von außergewöhnlichen Ereignissen erfüllt, wodurch die Sitzungen unterbrochen wurden, in die zweite Session fiel die heftige Wahlbewegung für den deutschen Reichstag und in die dritte der Tod unseres Kaisers. Für die parlamentarischen Geschäfte hatten diese Ereignisse die Folge, daß einzelne Gegenstände äußerst rasch abgewickelt werden mußten, namentlich der Staatshaushalt wurde so rasch durchberathen, daß derselbe nicht mehr Zeit in Anspruch nahm, als früher allein der Cultusetat.

Beim Schluß der 15. Legislaturperiode hatte die conservativ-nationalliberale Mehrheit einen Bestand von 244 Mitgliedern, die Neuwahlen im Herbst 1885 ergaben für dieselbe 272 Mitglieder, also in einem Hause von 433 Mitgliedern eine ansehnliche Mehrheit. Mit Rücksicht auf diese Mehrheit, wodurch die Grundbedingung des für unsere gegenwärtigen Verhältnisse allein zuträglichen Zustandes gegeben war, darf die Zusammensetzung des Hauses eine befriedigende genannt werden. Das parlamentarische Grundverhältniß war auf eine gesunde Basis gestellt. Das Gepräge erhielt die conservativ-nationalliberale Mehrheit dadurch, daß die Deutsch-Conservativen allein nicht die Mehrheit hatten, sondern daß sowohl der Zutritt der nationalliberalen, als der freiconservativen Partei nöthig war. Ein Cartell ist zwischen den Mehrheitsparteien für das Abgeordnetenhaus niemals geschlossen worden, ein Cartell, d. h. ein Bündniß zu gegenseitiger Unterstützung, Wahrung des Besitzstandes und zu gemeinsamer Action wurde von den Mehrheitsparteien bei den Reichstagswahlen im Jahre 1887 abgeschlossen, fast überall durchgeführt und erzielte die bekannten glänzenden Erfolge. Aber wenn die Mehrheitsparteien auch formell kein Cartell abschlossen, so bestand dasselbe thatsächlich schon vor dem Reichstagscartell von Beginn der neuen Legislaturperiode an. Ein solches stillschweigendes Cartell war die Vorbedingung und Grundlage einer gedeihlichen Thätigkeit, wozu die thatsächlichen Verhältnisse die stärkste Aufforderung gaben. Das Bündniß der Mehrheitsparteien vollzog sich regelmäßig bei den großen Fragen und es erwies sich eine festere Verbindung als unnöthig. Dieselbe wäre vielleicht sogar schädlich gewesen, da die einzelnen Parteien in ihrer grundsätzlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit größeren Einfluß im Lande und eine Bedingung ihres Wachsthumes haben. Die Mehrheitsparteien ließen in Anbetracht der ernsten politischen Lage Gegensätze in den Hintergrund treten und es erwiesen sich alle im Laufe der Legislaturperiode hervortretenden Differenzen gegenüber den gemeinsamen großen Aufgaben als untergeordnet. Die Gewähr der Dauer des Zusammenhaltens der Mehrheitsparteien ist nur dann vorhanden, wenn die Nationalliberalen und Freiconservativen, welche in der Zusammensetzung der Mehrheit die Partei der Vermittelung und Mäßigung darstellen, von der Regierung consequent und energisch unterstützt werden. Nur unter dem Zeichen des gemäßigten Conservatismus und des gemäßigten Liberalismus wird das Cartell der Mehrheitsparteien Aussicht auf Bestand und Erfolge haben, unter diesem Zeichen aber nicht als willkürliches Gebilde, von dem man sagen darf: „Car tel est notre plaisir“, sondern als ein gesundes Product der thatsächlichen politischen Verhältnisse erscheinen. Ein solches Cartell ist eine Nothwendigkeit und erfolgt aus der Natur der politischen Lage, in solchem Cartell verkörpert sich der Zug nach nationaler Einigkeit und positiver Arbeit.

Werfen wir einen politischen Rückblick auf die verflossene Legislaturperiode, so finden wir, daß die Hauptgegenstände der Session 1886 die Polengesetze, das kirchenpolitische Gesetz und die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf Westfalen waren. Die Session 1887 befaßte sich hauptsächlich mit der kirchenpolitischen Vorlage und Ausdehnung der Verwaltungsreform auf die Rheinprovinz. Die Session 1888 wies als Hauptgegenstände der Verhandlungen das Volksschullastengesetz, die Verlängerung der Legislaturperioden und die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf Schleswig-Holstein auf.

Die Polengesetze. Als der preußische Staat Polen erwarb, war dasselbe durchaus wirthschaftlich verwahrlost, es gab in Polen eine kleine Schaar von besitzenden und herrschen-

Digitized by Google

den Familien, die übrige Bevölkerung befand sich im Zustande der niedrigsten Sclaverei. Aus diesem verwahrlosten Lande ein wohlhabendes Land zu schaffen, konnte nur der intelligenten und energischen preußischen Verwaltung gelingen. Das Land blühte unter Preußen wieder auf, Wohlstand trat wieder ein, aber mit dem Wohlstande auch die polnische Opposition. Die Erinnerung an die unglücklichen Zeiten traten bald bei den Polen zurück und man träumte von Wiederherstellung des Königreiches Polen. Naturgemäß mußte der preußische Staat als deutscher und Culturstaat die Polen mit der preußischen Monarchie zu assimiliren versuchen, jedoch konnte von Assimilirung seit langer Zeit keine Rede mehr sein, dieselbe ging sogar zurück und das polnische Element überfluthete das deutsche. Die Gründe hierfür sind die verschiedensten. Vor Allem polnische Einwanderung, die Massenbewegung vom Osten nach dem Westen, die ausgezeichnete Organisation der polnischen Gesellschaft, die deutsche Gutmüthigkeit und Uneinigkeit, die deutsche Gewohnheit, die eigene Regierung zu bekämpfen, die deutsche Bewunderung alles Ausländischen, oder wie Bismarck sagte, die Befähigung des Deutschen, nicht nur aus der eigenen Haut heraus, sondern auch in die eines Ausländers hineinzufahren und die Stellung der katholischen Kirche, welche eine national-polnische Einrichtung war. Alle diese Umstände vereint brachten es fertig, das deutsche Element zu verdrängen und das polnische immer mächtiger zu machen. Der Polonismus blieb auch keine provinzielle Frage der Provinz Posen, sondern ergriff auf der Brücke des Culturkampfes auch Oberschlesien und Westpreußen und war durch seine ultramontanen Reserven zu einer drohenden Macht geworden, so daß es sich um die Sicherung unseres östlichen Staatsgebietes handelte. Das sah man endlich in Preußen ein, man sah, daß es sich um einen Kampf um die Existenz handle, der aufgenommen werden mußte. Fürst Bismarck nahm den Kampf auf als großen politischen Kampf, als einen alten Kampf von 1000 Jahren um die Herrschaft von Deutschen und Polen in dem Gebiete zwischen Elbe und Weichsel und legte dem Landtage die Polengesetze vor, das 100 Millionengesetz und die Schulgesetze vor. Die Mehrheitsparteien vertraten den nationalen Gedanken und brachten nach harten Kämpfen die Polengesetze zum Wohle Preußens zu Stande.

Die Verwaltungsreform wurde bedeutend ausgedehnt. Der Minister v. Puttkamer hat das Glück, die Selbstverwaltungsgesetze, welche für die östliche Hälfte des preußischen Staates bereits in den siebziger Jahren geschaffen wurden, auch auf die westliche Hälfte zu übertragen. Nachdem die Selbstverwaltungsgesetze 1884 auf Hannover, 1885 auf Hessen-Nassau übertragen waren, kamen 1886 Westfalen, 1887 die Rheinprovinz und 1888 Schleswig-Holstein an die Reihe. Die Verwaltungsreform verfolgt drei Ziele: Ausdehnung der Selbstverwaltung, Einführung von Rechtscontrolen in die Verwaltung, Decentralisation derselben und Heranziehung der Laien. Die eingeschlagenen Wege sind folgende: Neugestaltung der Selbstverwaltungskörper in Kreis und Provinz, Ordnung der Verwaltungsgerichtsbarkeit und veränderte Organisation der allgemeinen Landesverwaltung. Durch die Verwaltungsreform haben die drei betroffenen Provinzen eine bessere Vertretung im Provinziallandtage statt nach Ständen, nach wirthschaftlichen Interessengruppen, Ausdehnung der Rechte der Selbstverwaltungsorgane, bessere Vertretung der Bevölkerung im Kreistage, den Kreisausschuß neben dem Landrathe und die Verwaltungsgerichtsbarkeit, welche gesetzlichen Schutz gegen Polizeiverfügungen gibt, erhalten. Das sind Aenderungen und Verbesserungen, welche tief in das Leben eingreifen und demselben auf eine lange Reihe von Jahren eine bestimmte Richtung geben werden. Die Verhandlungen im Hause nahmen mit Rücksicht darauf, daß in den früheren Jahren wiederholt die maßgebenden allgemeinen Grundsätze durchberathen und festgestellt worden, keinen großen Umfang an.

Bei den Verhandlungen über die kirchenpolitischen Vorlagen im Jahre 1886 und 1887 griff der Reichskanzler entscheidend und glücklich ein. Einzelnen Vorschlägen, so namentlich der Aufhebung der Staatsprüfung, der Duldung der Lesung stiller Messen und der Spendung der Sacramente stimmte fast das ganze Haus zu, andere Punkte, die Beseitigung der Mitwirkung des Staates bei der Vorbildung der Geistlichkeit, die Zulassung der Orden und die Preisgebung der Jugenderziehung erschienen einer Minderheit mit Recht höchst bedenklich. Die beiden Gesetze haben nicht die Bedeutung des Abschlusses der Revision der kirchenpolitischen Gesetze, wohl aber die des Abschlusses des kirchenpolitischen Kampfes. Die Erklärungen und Handlungen des Papstes und der preußischen Staatsregierung lassen nicht daran zweifeln, daß beide den Frieden aufrichtig wollen. Ob die beiden Gesetze einen dauernden Frieden zur Folge haben werden, ist zweifelhaft, jedenfalls wünscht die Minderheit des Abgeordnetenhauses, welche gegen die Gesetze stimmte, daß ihre Ansicht sich als irrig erweisen und daß die gefaßten Beschlüsse zur Beruhigung und Befriedigung des Landes, zu einem dauernden Frieden führen mögen.

Der Hauptgegenstand der dritten Session, das Volksschullastengesetz, gelangte erst nach überraschenden Zwischenfällen und einem wechselvollen parlamentarischen Schicksal zur Annahme. In der Commission des Abgeordnetenhauses hatte eine conservativ-clericale Mehrheit dasselbe so verschlechtert, daß der Inhalt in keiner Weise befriedigen konnte, erst die Abänderungen durch das Herrenhaus ließen dasselbe annehmbar erscheinen. Die Gemeinden werden um 20 Millionen Mark jährlich entlastet und das Schulgeld darf nur dort, wo der Staatszuschuß den Ausfall an Schulgeld nicht deckt, in Höhe des nicht gedeckten Ausfalles erhoben werden. Das Volksschullastengesetz liefert den Beweis, daß die Absicht vorhanden ist, die Einnahmen der neuen indirecten Steuern, soweit als möglich, zur Entlastung der Gemeinden und der Steuerzahler zu verwenden.

Die Verlängerung der Legislaturperioden von 3 auf 5 Jahre, welche in den Jahren 1851—1858 häufig vergebens versucht wurde, ist endlich nach erbitterten Kämpfen zu Stande gekommen. Von 28 constitutionellen Staaten Europas haben 9 eine drei-, 7 eine vier-, 1 eine fünf-, 10 eine sechs- und 1 eine siebenjährige Legislaturperiode, das republikanische Frankreich und Belgien haben eine vierjährige, Italien hat fünfjährige Legislaturperioden, das liberale England, das classische Land constitutioneller Verfassung, verwandelte nach reiflicher Ueberlegung unter Georg I. die dreijährige in eine siebenjährige Legislaturperiode, Ungarn hat neuerdings die Legislaturperioden verlängert, dagegen finden wir kein Beispiel, daß ein Staat die Legislaturperioden verkürzt hätte. Abgesehen von Preußen haben die größeren deutschen Bundesstaaten längere Legislaturperioden als die dreijährige und es besteht in diesen Staaten ganz allgemein mit dieser Verfassungseinrichtung Zufriedenheit. Die längeren Legislaturperioden haben höchst zweifelhafte Nachtheile, aber sichere Vortheile gegenüber den kurzen. Die Verlängerung der kurzen Legislaturperioden liegt im gleichmäßigen Interesse der Wähler und der gesetzgebenden Versammlungen. In Folge der vielen an sie gestellten Anforderungen sind die Wähler wahlmüde, daher die geringe Theilnahme an den Wahlen. Die Stimmungen und Auffassungen der Bevölkerung klärt sich innerhalb einer längeren Periode besser ab und kommt demnach richtiger zum Ausdruck. Die häufigen Wahlen regen die politischen Leidenschaften in bedeutendem Maße auf und steigern und verschärfen die politischen Gegensätze, der Wahlkampf ist die Zeit der politischen Brunnenvergiftung. Längere Legislaturperioden wirken auf die Selbständigkeit der Volksvertretung günstig ein und bieten mehr Garantie für reine Arbeitsjahre, gründlichere und bessere Erledigung der Geschäfte und größere Stetigkeit der Entwickelung in politischer Beziehung. Diese Gründe veranlaßten die Mehrheitsparteien, dem Vorgange des Reichstages folgend, auch für Preußen fünfjährige Legislaturperioden zu beschließen.

Die Finanzlage des Staates hat sich im Laufe der Legislaturperiode so verbessert, daß anstatt des Fehlbetrages, an den man seit Jahren gewohnt war, die dritte Session einen so erheblichen Ueberschuß aufwies, daß sowohl die Ausgaben im Ordinarium und Extraordinarium des Etats erhöht, als auch endlich oft vorgetragene Wünsche des Abgeordnetenhauses

Digitized by Google

erfüllt werden konnten. Die in der letzten Session vorgelegte Uebersicht der Staats-Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1886/1887 ergab kein Deficit, das Jahr 1887/88 ließ durch die Mehreinnahmen der Eisenbahnverwaltung, die Nachsteuer resp. Verbrauchsabgabe für den Branntwein, die Ueberweisungen aus dem Reiche, die directen und indirecten Steuern einen effectiven Ueberschuß von 28 Millionen Mark erwarten. Der Etat für 1888/89 übertrifft im Ordinarium den vorjährigen um 55 Millionen Mark an Mehrüberschuß resp. Minderausgabe. Für neue Verwendungen bleiben etwa 26 Millionen Mark disponibel, die im Wesentlichen erfolgen sollen: Zur Aufbesserung der Gehälter der Geistlichen aller Bekenntnisse mit 759,000 Mark, zur Aufhebung der Relictenbeiträge der Beamten mit 6 Millionen Mark, für Erleichterung der Gemeinden in ihren Volksschullasten mit 10 Millionen Mark (1. October 1888 bis 1. April 1889), und für außerordentliche Schuldentilgung. Der Etat läßt mit Zuversicht auf die Dauer günstiger Finanzverhältnisse Preußens rechnen.

Die Verstaatlichung der Eisenbahnen ist zur völligen Durchführung gelangt. Die großartigen Erfolge unserer Eisenbahnpolitik haben bis auf wenige Ausnahmen fast alle seitherigen Gegner bekehrt und von der Nützlichkeit der Verstaatlichung für das Gesammtwohl überzeugt. Die Einkünfte der Eisenbahnen decken nicht nur die Zinsen der Staatsschuld, sondern haben in der verflossenen Legislaturperiode große Ueberschüsse zur Befriedigung anderer Staatsbedürfnisse und die Möglichkeit gegeben, zahlreiche Nebenbahnen zu bauen und dadurch Landestheile aufzuschließen, welche unter dem Privat-Eisenbahnsystem die Vortheile einer Eisenbahnverbindung noch lange hätten entbehren müssen.

Außer diesen Hauptgegenständen der letzten Legislaturperiode ist noch ein reichhaltiger Stoff zur Verhandlung gekommen und nicht ohne Ergebniß geblieben. Es können hier nur einige der bedeutenderen Gegenstände kurz angeführt werden: Erweiterung des Gemeindewahlrechtes, Einführung des geheimen Stimmrechts bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause und zu den Communalvertretungen, Gewährung größerer Freiheit, Selbständigkeit und reichlicherer Mittel an die evangelische Kirche, Gleichstellung der Lehrer an den nichtstaatlichen höheren Lehranstalten mit denen an Anstalten staatlichen Patronats, Abänderung des Gesetzes über die Wittwen- und Waisenkassen für Elementarlehrer, Verhütung der Ausbeutung der wirthschaftlich schwächeren Klassen bei Geld- und Creditgeschäften, Schutz der Landwirthschaft gegen Hochwild, Haltung des deutschen Reichstages bezüglich der Militärfrage, Nothstand der Landwirthschaft, Reform der directen Steuern, sodann die Gesetze über den Nordostsee-Canal, die Canäle Dortmund-Unterems und Mittel- oder Oberspree und die Verbesserung der Oder und Spree, über Einführung des Grundbuches in der Rheinprovinz, Theilung von Kreisen in Posen und Westpreußen, Feststellung der Leistungen für Volksschulen, Heranziehung von Militärpersonen zu Abgaben für Gemeindezwecke, Erlaß der Wittwen- und Waisengelder der unmittelbaren Staatsbeamten, Abgrenzung und Organisation der Berufsgenossenschaften, bezw. der Betriebsunfälle in Land- und Forstwirthschaft und Fürsorge für Beamte in Folge von Betriebsunfällen und schließlich das unerledigte Gesetz über die Kosten der Königlichen Polizeiverwaltungen.

Aus der gegebenen Uebersicht über die Verhandlungen der abgelaufenen Legislaturperiode läßt sich erkennen, daß das Ergebniß ein befriedigendes zu nennen und daß die Mehrheitsparteien alle Veranlassung haben, mit Befriedigung zurückzublicken. Viele für das Land wohlthätige Gesetze sind durch die Verständigung der Regierung mit den Mehrheitsparteien zu Stande gekommen und eine nicht kleine Zahl von Aufgaben ist gelöst oder doch wesentlich gefördert worden, deren Erfüllung die Mehrheitsparteien schon lange erstrebt haben. Wenn die Wähler die Verhandlungen und Ergebnisse der abgelaufenen Legislaturperiode und das Verhalten der Parteien ruhig prüfen und die nöthigen Lehren daraus ziehen, wird die schon seit längerer Zeit den gemäßigten Parteien günstige Volksstimmung, welche auf der Erkenntniß von der Nothwendigkeit starker Mittelparteien beruht, in immer weiteren Kreisen feste Wurzel fassen und werden hoffentlich die nächsten Wahlen zum Vortheile einer ruhigen und sicheren Fortentwickelung unserer Zustände und damit zum Wohle unseres Vaterlandes zu einer weiteren Stärkung der gemäßigten Parteien führen.

Tropenbesiedelung und Akklimatisation.

Von Moritz Alsberg.

Unter den Fragen, die gegenwärtig die deutschen Politiker beschäftigen, nimmt diejenige, welche die Nutzbarmachung des neuerworbenen überseeischen Besitzes durch Colonisation, sowie überhaupt die Erschließung der Tropenländer anlangt, eine hervorragende Stelle ein. Wir haben bereits früher in dieser Zeitschrift*) darauf hingewiesen, daß in Europa die Zahl der Geburten diejenige der Todesfälle gegenwärtig um 3—3½ Millionen pro Jahr übersteigt, und daß in demselben Verhältniß, wie die europäische Bevölkerung an Zahl zunimmt, die im Allgemeinen dünnbevölkerten und zum größten Theil uncultivirten Gebiete der heißen Zone für die Cultur der Menschheit und die Zukunft der weißen Rasse eine von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung erlangen müssen. Indem man darauf rechnet, daß die besagten überseeischen Territorien einen Theil des europäischen Bevölkerungsüberschusses aufnehmen und zugleich unserem Erdtheile Nahrungs- und Genußmittel zuführen werden, indem ferner noch durch den in diesen Ländern zu betreibenden Plantagenbau viele für die europäische Industrie unentbehrliche Rohstoffe beschafft und indem auch durch die allmähliche Civilisirung der Eingeborenen dem Handel und Gewerbefleiß der europäischen Völker neue Absatzgebiete eröffnet werden sollen — auf diese Weise hofft man die Nachtheile, welche für unseren Erdtheil aus dem Mißverhältniß zwischen seiner von Jahr zu Jahr an Zahl zunehmenden Bevölkerung und seiner entweder gar nicht oder nur in geringem Maße steigerungsfähigen Nahrungsmittelproduction sich mit Nothwendigkeit ergeben müssen, einigermaßen wieder auszugleichen. Aber freilich um die oben angedeuteten Zwecke zu erreichen, um die Tropenländer für die europäische Cultur nutzbar zu machen — der Erreichung dieses Zieles steht ein nicht zu unterschätzendes Hinderniß entgegen, nämlich der Umstand, daß bei der weißen Rasse der Uebergang aus einem Lande mit gemäßigtem in ein solches mit heißem Klima sich in vielen Fällen nicht ohne Schädigung der Gesundheit vollzieht. Das Wesen jener Anpassung an ungewohnte klimatische Verhältnisse, welche man als „Akklimatisation" bezeichnet, näher kennen zu lernen, jene Gesundheitsstörungen, welche für den Europäer aus dem Wechsel des Klimas und der Lebensweise sich ergeben und über deren Natur man bis jetzt noch nicht völlig im Klaren ist, genauer zu erforschen — das sind Probleme, deren hervorragende, ebensowohl theoretische wie praktische Bedeutung auf den während der beiden letzten Jahre zu Berlin und Wiesbaden abgehaltenen Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte zur Constituirung einer besonderen „Section für medicinische Geographie, Klimatologie und Tropenhygieine" geführt hat und denen auch wir im Nachfolgenden einige Betrachtungen widmen wollen.

Wie wir bereits andeuteten, ist es die Beseitigung, bezw. Abschwächung der aus dem Wechsel vom gemäßigten zum heißen Klima für die Gesundheit des Europäers sich ergebenden Schädlichkeiten, sowie insbesondere die Bekämpfung des Sumpffiebers als derjenigen Krankheit, welche dem in Tropenländern wohnenden Europäer am häufigsten verhängnißvoll wird — diese Aufgaben sind es, von denen der Erfolg oder Nichterfolg der europäischen Colonisation innerhalb der Tropen in erster Linie abhängig ist. Ehe wir jedoch in die Erörterung dieser Fragen

*) Vergl. den Artikel „Die Uebervölkerung der Erde" in der „Gegenwart" Jahrgang 1886, Nr. 47 und 48.

Digitized by Google

eintreten, dürfte es wohl zweckmäßig sein, zunächst einige ziemlich allgemein verbreitete irrige Vorstellungen bezüglich des Tropenklimas zu berichtigen. Als eine solche durchaus irrthümliche Vorstellung ist es zu bezeichnen, wenn vielfach angenommen wird, daß die Tropenzone in ihrer Totalität für den Europäer auf die Dauer zum Aufenthalt sich nicht eigne. Die Verschiedenheit der geographischen Configuration, der Bodenbeschaffenheit, der Bewässerung und Vegetation, sowie vor Allem die verschiedene Erhebung über dem Meeresspiegel bedingen vielmehr, wie aus den Berichten der Forschungsreisenden auf's Unzweifelhafteste hervorgeht, sehr erhebliche Differenzen in den klimatischen Verhältnissen der einzelnen tropischen Länder und fehlt es nicht an Belegen dafür, daß solche Gegenden, welche in Folge der sumpfigen Beschaffenheit des Erdbodens eine Brutstätte der Malaria (Sumpffieber) darstellen, und solche, in denen günstige Terrainverhältnisse das Auftreten der besagten Seuche verhindern, häufig unmittelbar aneinandergrenzen. Auch unterliegt es nach dem Gesagten keinem Zweifel, daß es durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der für den weißen Ansiedler innerhalb der Tropen gegebenen Lebensbedingungen in vielen Fällen möglich sein wird, bei der Gründung einer Ansiedelung die Wahl so zu treffen, daß die in gesundheitlicher Hinsicht wenig empfehlenswerthen Localitäten vermieden werden. — Daß an und für sich die weiße Rasse dazu befähigt ist, sich den verschiedensten klimatischen Verhältnissen anzupassen — diesen Schluß würden wir, selbst wenn auch gar keine Beispiele von in neuerer Zeit bewirkter erfolgreicher Akklimatisation der in tropische Gegenden eingewanderten Europäer vorlägen, schon aus der Thatsache ziehen müssen, daß die Arier (Indogermanen), deren Ursitze wir mit größter Wahrscheinlichkeit nach Centralasien, jedenfalls aber in ein von strenger Winterkälte heimgesuchtes Gebiet verlegen müssen, nicht nur den weitaus größten Theil von Europa bevölkert und selbst auf Island und Grönland sich angesiedelt, sondern auch in den Sumpfniederungen Bengalens der Gluth der Tropensonne trotzend Staatswesen gegründet haben. Freilich wissen wir nicht, welche Opfer an Menschenleben jene vorgeschichtliche Besiedelung Indiens durch die eingewanderten Arier erfordert haben mag; andererseits muß aber doch jedenfalls in Betracht gezogen werden, daß der Indogermane, wenn er heutzutage tropische Gegenden occupirt, den aus dem ungewohnten Klima sich für ihn ergebenden Schädlichkeiten nicht hülflos preisgegeben ist, daß er vielmehr in den von der Gesundheitspflege und Heilkunde ihm dargebotenen Hülfsmitteln einen nicht zu verachtenden Schutz gegen die besagten nachtheiligen Einflüsse besitzt. — Doch davon sogleich. Was die Entscheidung der Frage anlangt, ob ein Volk in einem von ihm occupirten Gebiete sich zu behaupten, bezw. dasselbe mit Erfolg zu colonisiren im Stande sei, so wird gewöhnlich das numerische Verhältniß der Todesfälle zur Zahl der Geburten als das ausschlaggebende Moment betrachtet. Man geht von der Voraussetzung aus, daß, wenn die Zahl der ersteren die der letzteren übersteige, eine ersprießliche Colonisation nicht möglich sei, daß vielmehr in einem solchen Falle — dem Feuer vergleichbar, welches durch Zufuhr von neuem Brennstoff unterhalten wird — nur durch eine stets sich wiederholende Zufuhr von neuen Auswanderern die Bevölkerung auf dem status quo erhalten und dementsprechend das Colonisationswerk ohne fortwährende Opfer an Menschenleben nicht ausgeführt werden könne. Indessen ist diese Auffassung, wenn man derselben eine nur über wenige Jahrzehnte oder gar Jahre sich erstreckende Statistik zu Grunde legt, nicht ganz zutreffend. Selbst dann nämlich, wenn in den neubesiedelten Gebieten unter den zuerst daselbst sich niederlassenden Europäern in Folge der primitiven Zustände, welche sie daselbst antreffen, und in Ermangelung jener hygienischen Vorkehrungen, welche für die Erhaltung der Gesundheit von höchster Bedeutung sind, die Sterblichkeitsziffer Anfangs eine beträchtliche ist, so ergibt sich aus diesem Umstande doch keineswegs der Schluß, daß auch unter den folgenden Generationen von Ansiedlern das Verhältniß der Anzahl der Todesfälle zur Zahl der Geburten ein ebenso ungünstiges sein werde. Vielmehr deuten zahlreiche Beobachtungen darauf hin, daß diejenigen Ansiedler, welche sich den klimatischen Verhältnissen angepaßt haben, die von ihnen erworbene Widerstandsfähigkeit gegen schädliche klimatische Einflüsse auf ihre Nachkommen vererben. Als ein sehr wichtiges Moment kommt auch mit in Betracht, daß die späteren Generationen von Ansiedlern nicht solche Entbehrungen auszuhalten haben wie diejenigen, welche in den betreffenden Gebieten die Pionierdienste verrichteten, sowie der Umstand, daß mit zunehmender Cultur hygienische Einrichtungen in höherem Grade, als dies bei der Begründung der Niederlassung der Fall zu sein pflegt, Berücksichtigung finden. Alle diese Umstände liefern eine Erklärung für die in den verschiedensten, von Europäern innerhalb der Tropen gegründeten Ansiedelungen gemachte Beobachtung, daß auch in jenen Fällen, wo die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten Anfangs um ein Erhebliches übersteigt, das besagte Verhältniß sich doch allmählich zu Gunsten der letzteren verändert und somit die Stellung der Bevölkerung in den betreffenden Gebieten von Jahr zu Jahr eine günstigere wird. So hat — um die soeben constatirte Thatsache durch einige Beispiele zu belegen — in Algerien, dessen erfolgreiche Colonisirung noch vor wenigen Jahrzehnten als eine hoffnungslose Aufgabe betrachtet wurde, der Census von 1870 bereits ein nicht auf Neueinwanderung, sondern auf der Vermehrung der Geburten im Verhältniß zur Zahl der Todesfälle zurückzuführendes Wachsthum der Bevölkerungsziffer ergeben. Ebenso wie nach de Quatrefages in dem besagten Gebiete eine dem Klima des Landes angepaßte Rasse im Entstehen begriffen ist, ebenso beweisen die neueren statistischen Erhebungen über die weiße Bevölkerung von Guadeloupe, daß auf dieser, in ihren tiefer gelegenen Theilen höchst ungünstige klimatische Verhältnisse darbietenden westindischen Insel die Zahl der Geburten, welche hinter derjenigen der Todesfälle Anfangs sehr erheblich zurückblieb, neuerdings letztere beträchtlich übertrifft. Auch dürfen die unter dem Namen „les petits Blancs“ bekannten Ansiedler von Isle de France (Bourbon), ferner die im tropischen Brasilien lebenden Nachkommen von Europäern, sowie die Colonisten des australischen Queensland als Belege für die Möglichkeit einer vollständigen Akklimatisation der weißen Rasse innerhalb der Tropenländer angeführt werden. — Daß übrigens bei der Auswahl des Terrains für die in den neuen Ansiedelungen anzulegenden Ortschaften, bezw. Städte mit der größten Vorsicht zu Wege gegangen werden muß, hierfür fehlt es nicht an Beweisen. So unterliegt es nach den auf Guadeloupe gemachten Erfahrungen keinem Zweifel, daß auf der besagten Insel die relativ hohe Sterblichkeit gewisser Gemeinden lediglich auf die Auswahl eines ungünstigen Terrains für die Anlegung der betreffenden Ortschaften zurückzuführen ist. Während die Holländer einen entschiedenen Mißgriff begangen haben, wenn sie bei ihrer ersten Ansiedelung auf Java für die Anlage der Stadt Batavia ein von Sümpfen umgebenes, von der heißen Tropensonne bebrütetes Terrain wählten — eine Wahl, welche es sehr erklärlich macht, daß in der besagten Handelsempore Cholera und bösartiges Wechselfieber gegenwärtig noch Jahr für Jahr Hunderte von Menschenleben dahinraffen — im Gegensatz hierzu muß es als ein außerordentlich glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß die Begründer der sehr gesunden Hafenstadt Durban (Port Natal) an der vom heißen Mozambiquestrom bespülten, eine tropische Vegetation aufweisenden Küste von Südostafrika die besagte Stadt nicht unmittelbar an der von Mangrovebüschen umgebenen, Sumpfmiasmen aushauchenden Bai von Natal, sondern vielmehr in einiger Entfernung von derselben anlegten und die Stadt durch eine kurze Bahnstrecke mit dem Meeresufer, wo sich nur die unentbehrlichsten Gebäude befinden, in Verbindung setzten.

Wir haben im Vorhergehenden darauf hingewiesen, daß die Salubrität eine Niederlassung in nicht geringem Grade von der Wahl der Localität für die zu begründenden Ortschaften und Städte abhängig ist und daß mit dem Zunehmen unserer Erkenntniß von den Bedingungen, welche die Gesundheit des in den Tropen ansässigen Europäers beeinflussen, es wohl möglich sein dürfte, die denselben bedrohenden Gefahren durch Auswahl eines geeigneten Terrains für die zu begründenden

Digitized by Google

Wohnplätze und Ortschaften um ein Erhebliches zu vermindern. Indem wir aber den Einfluß erörtern, den die Terrainverhältnisse auf die Gesundheit des in Tropenländern angesiedelten Europäers ausüben, berühren wir zugleich einen für die Beurtheilung der Akklimatisationsfrage überaus wichtigen Punkt, nämlich das bis zu gewissem Grade durch locale Verhältnisse bedingte Auftreten von verheerenden Seuchen. Was die Beziehung der Letzteren zur Akklimatisation anlangt, so liefert Hans Buchner in einer kürzlich erschienenen Schrift*) wichtige Information über die Disposition, welche verschiedene Menschenrassen gegenüber verschiedenen Ansteckungskrankheiten an den Tag legen. Indem der besagte Gelehrte die zuerst von M. von Pettenkofer aufgestellte Unterscheidung der Infectionskrankheiten (d. i. Krankheiten, deren Entstehung auf der Uebertragung eines specifischen Giftes oder Ansteckungsstoffes beruht) in ektogene und endogene Infectionen, — d. i. in solche Seuchen, wo die Uebertragung der Krankheit durch außerhalb des Menschen- oder Thierkörpers gebildete Krankheitskeime bewirkt wird und in solche, wo innerhalb des menschlichen Körpers oder beim Thiere gebildete Ansteckungsstoffe die Uebertragung der Seuche von Individuum zu Individuum vermitteln — indem Buchner diese Unterscheidung seinen Untersuchungen zu Grunde legt, gelangt er zu dem Schluß, daß die Angehörigen der weißen Rasse und diejenigen der Negerrasse gegenüber den Infectionskrankheiten ein gegensätzliches Verhalten aufweisen. Während nämlich die schwarzen Eingeborenen der Tropenländer sowie auch die meisten übrigen farbigen Bewohner der in Rede stehenden Gebiete im Allgemeinen eine bemerkenswerthe Widerstandsfähigkeit gegenüber den auf ektogener Infection beruhenden Seuchen, insbesondere gegenüber der Malaria in allen ihren mannigfaltigen Formen als: Wechselfieber, remittirende und Gallenfieber, perniciöse Fieber u. s. w. an den Tag legen, verhalten sich die besagten farbigen Rassen gegenüber den durch endogene Infection hervorgerufenen Krankheiten nicht im gleichem Maße resistent. Es ist vielmehr bekannt, daß die Eingeborenen der Tropenländer durch Lungenschwindsucht und Blattern und sogar durch Krankheiten, die wie Masern und Influenza (Grippe) sich für den Europäer nahezu oder gänzlich ungefährlich erweisen, die aber bei dem Neger in weit bösartigerer Form auftreten als bei den Angehörigen der weißen Rasse, häufig zu Tausenden dahingerafft werden. Dagegen kehrt sich, wenn wir das Verhalten des innerhalb der Tropen lebenden Europäers — bezw. dessen Nachkommen — gegenüber den beiden soeben erwähnten Kategorien von Krankheiten in's Auge fassen, das Verhältniß geradezu um. Während der weiße Tropenansiedler von jenen Seuchen, denen der farbige Eingeborene nicht selten in außerordentlicher Zahl zum Opfer fällt, wenig oder gar nicht heimgesucht wird, sind es gerade die durch ektogene Infection, d. i. durch die Einwirkung der außerhalb des menschlichen Körpers im Erdboden und Wasser gebildeten Krankheitskeime hervorgerufenen Seuchen, welche sich für Ersteren als gefährlich erweisen. — Worauf das im Vorhergehenden erwähnte gegensätzliche Verhältniß beruht, hierüber sind wir bei dem gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntnisse noch nicht vollständig im Klaren; indessen ist es, wie wir hier beiläufig erwähnen wollen, nicht unwahrscheinlich, daß gewisse Verschiedenheiten in der Zusammensetzung des Blutes sowie die Ernährungsverhältnisse dabei mit in's Spiel kommen. Was ersteren Punkt anlangt, so haben die von dem französischen Gelehrten Morel vor Kurzem angestellten Untersuchungen ergeben, daß die Angehörigen der schwarzen Rasse in einer bestimmten Quantität Blut eine erheblich größere Anzahl von rothen Blutkörperchen aufweisen als diejenigen der indoeuropäischen (weißen) Rasse und daß der Gehalt des Blutes an weißen Blutzellen bei den beiden besagten Rassen sich umgekehrt verhält. Daß andererseits auch die Ernährung auf den Widerstand, welchen die Angehörigen verschiedener Rassen gegenüber den Ansteckungskrankheiten an den Tag legen, einen wichtigen Einfluß ausübt — diese Thatsache kann kaum bezweifelt werden. Mit Sicherheit wissen wir dies z. B. von der Beri-Beri, jener merkwürdigen, neuerdings in Japan und Ostindien immer mehr Ausbreitung gewinnenden, meist chronisch verlaufenden Krankheit, die für die ganz oder theilweise von Fleischkost sich ernährenden Europäer jener Länder sich weit weniger gefährlich erweist als für die daselbst ansässigen, von Pflanzennahrung lebenden Eingeborenen.

Daß die im Vorhergehenden erwähnte Widerstandsfähigkeit der Negerrasse gegenüber den auf ektogener Infection beruhenden Seuchen im Wesentlichen als das Ergebniß einer ganz allmählich sich vollziehenden Anpassung der besagten Rasse an die klimatischen Verhältnisse der Tropenländer zu betrachten ist und daß andererseits eine erfolgreiche Akklimatisation des Europäers in den von der Malaria heimgesuchten Tropenländern wenigstens für die nächste Zukunft nur dann möglich sein wird, wenn es gelingt, Mittel und Wege zur Bekämpfung der letzterwähnten Seuche ausfindig zu machen — hierüber kann nach dem Gesagten ein Zweifel wohl aufkommen. Auch liegt es auf der Hand, daß hier der Punkt ist, wo zwei anscheinend so heterogene Fragen wie diejenige, welche die Erschließung der Tropenländer durch Akklimatisation der eingewanderten Europäer, bezw. deren Nachkommen anbetrifft und diejenige, welche der modernen Lehre von den im Erdboden, Wasser und in der Luft enthaltenen Bakterien oder Spaltpilzen bezüglich der Natur der als Erreger der Malaria zu betrachtenden winzigen Organismen zur Beantwortung vorliegt, sich auf's Innigste berühren. Indem die auf dem zuletzt erwähnten wissenschaftlichen Gebiete in neuerer Zeit gemachten Fortschritte über das Wesen des Sumpf- und Wechselfiebers, bezw. über die dem Auftreten und der Verbreitung der Seuche zu Grunde liegenden Ursachen Aufschlüsse liefern, leisten sie zugleich jenen Bestrebungen Vorschub, deren Zweck darin besteht, die bisher nur zum geringsten Theile erschlossenen tropischen Gebiete der europäischen Cultur tributpflichtig zu machen. Wenn auch die dem Auftreten der Malaria zu Grunde liegenden Ursachen bis jetzt noch nicht mit einer jeden Zweifel ausschließenden Sicherheit festgestellt wurden, so lassen doch, wie wir bereits andeuteten, die neueren Forschungen keinen Zweifel darüber bestehen, daß ein im Sumpfboden bezw. im Sumpfwasser enthaltender, entweder mit der eingeathmeten Luft oder mit dem Trinkwasser in den menschlichen Körper gelangender niederer pflanzlicher Organismus jene unter dem Gesammtbegriff der Malariaerkrankung zusammengefaßten Erscheinungen hervorruft. Auch liefern die neueren bakteriologischen Untersuchungen, insofern durch dieselben festgestellt wurde, daß speciell die im Erdboden stattfindenden Fäulnißprocesse zur Entstehung und Vermehrung der krankheiterregenden (pathogenen) Spaltpilze führen — diese Untersuchungen liefern bereits gewisse Anhaltepunkte, aus denen sich voraussichtlich Maßregeln ergeben werden, welche dahin zielen, die Entstehung der als Erreger der Malaria zu betrachtenden niederen pflanzlichen Gebilde zu verhindern, bezw. einzuschränken. — Um statt der Fäulniß die Verwesung der im Erdboden enthaltenen organischen Substanz herbeizuführen und auf diese Weise die Entstehung von Fäulnißorganismen, bezw. von krankheiterregenden Pilzen zu verhindern — um dieses Ziel zu erreichen, ist es nach Wollny von Wichtigkeit, dem Erdboden möglichst viel Sauerstoff in Form von athmosphärischer Luft zuzuführen, was durch eine bestimmte Bearbeitung desselben (möglichste Auflockerung des Ackerlandes, bezw. Aufhäufelung der Ackerkrume, um dieselbe für Luft möglichst zugänglich zu machen) bewerkstelligt werden kann. Auch liegt es auf der Hand, daß durch einen zu beträchtlichen Feuchtigkeitsgehalt des Erdbodens — einen Gehalt, wobei die im Erdboden enthaltene Luft durch Wasser verdrängt wird — die Verwesungsprocesse hintangehalten werden und die Entwicklung von Fäulnißpilzen und krankheiterregenden Bakterien begünstigt wird. Die Eigenschaft gewisser Stoffe (Metallsalze, Aetzkalk, concentirte Salzlösungen u. dergl.) die Zersetzungsvorgänge im Erdboden nach dieser oder jener

*) Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infectionskrankheiten und über Akklimatisation. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. Neue Folge. Serie II, Heft 18. Hamburg, 1887.

Digitized by Google

Richtung hin zu beeinflussen, kann unter Umständen ebenfalls zur Einschränkung der in demselben sich abspielenden Fäulnißvorgänge, die zugleich zur Entstehung von krankheiterregenden Organismen Veranlassung bieten, nutzbar gemacht werden. Wenngleich die klimatischen Faktoren: Bodentemperatur und Bodenfeuchtigkeit sich naturgemäß der Regulirung entziehen, so wird es sich doch ermöglichen lassen, indirect auf dieselben einen Einfluß auszuüben, theils dadurch, daß man die für die Ausnutzung derselben maßgebenden physikalischen Eigenschaften des Bodens abändert, theils indem man die Operationen des Ackerbaues und der Plantagenwirthschaft in ihrer Ausführung den jeweils herrschenden klimatischen Verhältnissen anpaßt. Auf die außerordentlich mannigfaltigen Wechselbeziehungen, in die Klima und Boden zu einander treten, kann einerseits durch die Wahl geeigneter Localitäten für die Bodencultur (in den der vollen Gluth der Mittagssonne ausgesetzten Oertlichkeiten erreicht die Bodentemperatur einen höheren Grad als in mehr geschützten Localitäten; an Abhängen wird sich die Drainirung des Bodens leichter bewerkstelligen lassen als auf ebenem Terrain u. s. w.) andererseits durch die Wahl der Jahreszeit für die besagten Operationen ein wichtiger Einfluß ausgeübt werden, wobei stets danach getrachtet werden muß, daß nicht die Fäulniß, sondern die Verwesung bei dem Zerfall der organischen Stoffe im Erdboden eintrete.*)

So viel über die Grundsätze der Bodenbearbeitung, wie sie die neuere bakteriologische Forschung behufs Verhinderung, bezw. Einschränkung der im Erdboden sich abspielenden Fäulnißvorgänge und der aus letzteren sich ergebenden gesundheitlichen Schädlicheiten festgestellt hat — Grundsätze, die für die Bekämpfung des Sumpf- und Wechselfiebers (Malaria) und somit auch für die den colonisirenden Völkern obliegende Cultivirung tropischer Gebiete von allerhöchster Wichtigkeit sind. Und auch noch in anderer Weise dürfen wir hoffen, dem furchtbarsten jener Feinde, welche die Gesundheit und das Leben des in den Tropenländern angesiedelten Weißen bedrohen, einen erfolgreichen Widerstand entgegenzustellen. In dieser Beziehung erscheint uns dasjenige besonders verheißungsvoll, was die neueren physiologisch-chemischen Untersuchungen bezüglich des Einflusses festgestellt haben, den Sauerstoff und sauerstoffreiche Substanzen (Wasserstoffsuperoxyd, übermangansaure Verbindungen, chlorsaures Kali u. dergl.) auf das Zellenleben des thierischen Organismus ausüben. Speciell dem activen Sauerstoff (Ozon) kommt, wie neuere Forschungen ergeben haben, die Eigenschaft zu, den Gewebszellen des menschlichen Körpers im Kampfe gegen die Malaria neue Kraft zuzuführen, die oxydirende (verbrennende) und absondernde Thätigkeit, vermittelst deren die Zellen des lebenden Organismus den in den menschlichen Körper eingedrungenen Malariapilz zu eliminiren suchen, zu unterstützen.**) Entsprechend dem soeben Gesagten ist es die Sauerstoff- und Ozonbehandlung, die ebenso wie sie schon vor einiger Zeit von Alexander Pöhl (St. Petersburg) bei Choleraepidemien in Vorschlag gebracht wurde, so auch neuerdings von Lender als therapeutisches Agens, bezw. als vorbeugendes Mittel im Kampfe gegen die den weißen Tropenansiedler bedrohende Malaria empfohlen wird, wobei freilich die Frage, in welcher Form die Lebensluft zur Verwendung kommen soll, ob in den Wohnhäusern der von Malaria heimgesuchten Tropenländer Ozon entwickelt oder ob statt des gewöhnlichen Trinkwassers daselbst ozonisirtes Wasser genossen werden soll, zukünftigen Erwägungen vorbehalten bleiben muß.

Die vorhergehenden Bemerkungen dürften wohl genügen, um darzuthun, daß der Kampf gegen die Malaria, diese verbreitetste aller Seuchen, welche den weißen Tropenansiedler heimsuchen, keineswegs als ein hoffnungsloser aufzufassen ist, daß es vielmehr mit dem Zunehmen der wissenschaftlichen Erkenntniß wohl gelingen dürfte, Mittel und Wege zur Beseitigung, bezw. Einschränkung der den Europäer innerhalb der Tropen bedrohenden gesundheitlichen Schädlichkeiten ausfindig zu machen. Daß die aus der Malaria für den weißen Tropenansiedler sich ergebenden Gefahren **vollständig** beseitigt werden könnten, wenn es gelingen sollte, eine Schutzimpfung mit abgeschwächtem Malariagifte (nach dem Principe der von Pasteur befürworteten Milzbrand- und Hundswuth-Schutzimpfungen) herzustellen — das ist ein Punkt, auf den wir hier nur beiläufig hinweisen wollen. Andererseits sei hier besonders hervorgehoben, daß wir die Verbesserung der Verhältnisse, in denen der weiße Tropenansiedler lebt, sowie die Herstellung von Anlagen, welche der Gesundheitspflege dienen, als ein für die Herabsetzung der Mortalitätsziffer und für die Herbeiführung einer erfolgreichen Akklimatisation außerordentlich wichtiges Moment zu betrachten haben. Was diesen Punkt anlangt, so lehren zahlreiche Beispiele, daß die fortschreitende Cultur, indem der Plantagen- und Ackerbau in vielen Tropenländern ein Drainiren der Ländereien nothwendig macht, an und für sich schon auf die Salubrität der betreffenden Gebiete einen günstigen Einfluß ausübt. Daß neben dem Austrocknen von Sümpfen und der Versorgung der neuen Ansiedelungen mit gutem Trinkwasser eine den klimatischen Verhältnissen entsprechende Einrichtung der Wohnungen für den Gesundheitszustand des innerhalb der Wendekreise lebenden Europäers von höchster Wichtigkeit ist — dies bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

*) Vergl. hierüber die Abhandlung: „Ueber die Beziehungen der Mikroorganismen zur Agricultur" im „Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde", Jahrg. 1887, Bd. I, Nr. 15 und 16.

**) Daß wir die eliminirende, d. i. auf Beseitigung, bezw. Unschädlichmachung der in den Menschen- oder Thierkörper eingedrungenen Spaltpilze gerichtete Thätigkeit der Zellen am besten durch zweiatomigen und dreiatomigen Sauerstoff unterstützen — zu diesem Schluß drängen die Helmholtz'schen Untersuchungen, denen zufolge, sobald diese Gase eine Spaltung erleiden und ein Austausch ihrer elektrischen Ladungseinheiten nach außen stattfindet, ein elektrischer Strom entsteht. Letzterer ist aber, wie zahlreiche Beobachtungen beweisen, das stärkste Erregungsmittel der absondernden Nerven, welches wir kennen. — Eine weitere Stütze erhält die neuerdings in Vorschlag gebrachte Verwendung des activen Sauerstoffes (Ozons) zur Bekämpfung der Malaria auch durch die Untersuchungen, welche C. Wurster über das Vorkommen dieses Gases im Menschen- und Thierkörper, sowie über die Wirkungen, welche dasselbe auf die Gewebe und Organe des thierischen Organismus ausübt, kürzlich vorgenommen hat. Für die große Bedeutung, welche speciell dem Sauerstoffe bei der Unschädlichmachung von im menschlichen Körper sich ansiedelnden krankheiterregenden Pilzen zukommt — hierfür sprechen die von dem letzterwähnten Gelehrten gemachten Beobachtungen über die Einwirkungen, welche das sauerstoffreiche Wasserstoffsuperoxyd bei gleichzeitiger Anwesenheit von Kochsalz und Milchsäure auf das thierische Eiweiß ausübt. Da die rothen Blutkörperchen als die Sauerstoff- (bezw. Ozon-)träger des Blutes zu betrachten sind, so stimmt damit das Ergebniß der zuvor erwähnten Untersuchungen Morel's, denen zufolge die schwarze Rasse — also gerade diejenige Menschenrasse, welche der Einwirkung des Malariapilzes den größten Widerstand entgegenstellt — in einem bestimmten Blutquantum eine größere Anzahl von rothen Blutzellen enthält als die weiße Rasse. Bemerkenswerth ist auch die Thatsache, daß man durch Einwirkung des sauerstoffreichen Natriumnitrits auf Eiweiß und auf Blutfarbstoff farbige Producte erzielt hat, welche den Pigmentirungen von Haut und Haar des Menschen ähnlich sind. Angesichts des Umstandes, daß gerade die Pigmentbildung in gewissen, zwar noch nicht genügend aufgeklärten, aber doch an und für sich nicht in Abrede zu stellenden Beziehungen zur Einwirkung des Tropenklimas steht, und da aus unseren obigen Auseinandersetzungen hervorgeht, daß die mit Pigmentablagerung in der Haut besonders reich ausgestatteten farbigen Rassen gegenüber den auf ektogener Infection beruhenden Seuchen widerstandsfähiger sind als die relativ pigmentarme weiße Rasse — angesichts dieser Thatsachen kann wohl kaum bezweifelt werden, daß man sich auf dem richtigen Wege befindet, wenn man die Wirkung, die der active Sauerstoff auf das Zellenleben des Menschen und der Thiere ausübt, für die Bekämpfung der Malaria zu verwerthen sucht. C. Wurster deutet, wie wir hier noch einschalten wollen, die bei fieberhaften Erkrankungen mehrfach beobachteten günstigen Wirkungen der Zufuhr activen Sauerstoffes, welche sich im Weichwerden und der Verlangsamung des Pulses, in der Erregung von Appetit und Schlaf, dem Verschwinden des Fiebers u. s. w. äußern, indem er annimmt, daß die durch den dreiatomigen Sauerstoff gereizten protoplasmatischen Nervenelemente der Schleimhaut des Athmungs- und Verdauungsapparates auf die Blutgefäße der äußeren Haut und die übrigen Organe einwirken.

Digitized by Google

Letztere sind im Allgemeinen nach dem Typus des in Indien üblichen Bungalowhauses, d. h. so anzulegen, daß die durch eine Veranda geschützten Wände des Hauses dem Einflusse der Sonnenstrahlen nicht direct ausgesetzt sind und daß zugleich der freie Durchzug der Luft durch die Wohnräume in keiner Weise behindert wird. Was den zuletzt erwähnten Punkt anlangt, so ist eine stete Luftbewegung, auch wenn die Lufttemperatur, wie dies in den Tropen häufig der Fall, der Blutwärme nahezu gleichkommt, doch von großem Vortheile, da durch die Berührung der Körperoberfläche mit stets erneuten Luftmassen die Abdunstung des menschlichen Körpers — ein für die Erhaltung der Gesundheit hochwichtiger Vorgang — befördert wird. Auch dürfte es für unsere weit fortgeschrittene moderne Technik kein allzu schwieriges Problem sein, eine Einrichtung herzustellen, welche unter Benutzung der jeweiligen motorischen Kräfte durch directe Luftzuführung, sowie eventuell auch durch künstliche Kälteerzeugung (nach dem Principe der auf Schiffen für den Transport von frischem Fleische hergestellten Kühlräume oder auf anderem Wege) das Wohnhaus des Europäers in Tropenländern kühl zu erhalten geeignet ist. Zur Erreichung des letzterwähnten Zweckes eignen sich übrigens auch gewisse, bis jetzt noch so gut wie gar nicht bekannte Vorrichtungen, so vor Allem die Herstellung eines doppelten Daches. Da, wo die besagte Dachconstruction wegen Mangel des dazu erforderlichen Baumateriales nicht angängig ist, kann man durch ein unter dem Dache von Wand zu Wand ausgespanntes Segeltuch die Kühlhaltung der Wohnräume bewerkstelligen. Daß ebensowohl die Kleidung wie die Ernährung des Tropenansiedlers den klimatischen Verhältnissen der Tropenländer sich anpassen muß, bedarf keines Beweises. Von hervorragender Bedeutung für die Erhaltung der Gesundheit des in Tropenländern wohnenden Weißen ist ferner die Pflege der Hautthätigkeit durch Bäder. Für den Tropenbewohner ist es um so wichtiger, die Thätigkeit der Haut möglichst anzuregen, als dieses Organ für die innerhalb der heißen Zone weniger in Betracht kommende Thätigkeit der Lungen als Ausscheidungsorgan einzutreten hat. Als einen Punkt von ganz besonderer Wichtigkeit wollen wir endlich noch darauf hinweisen, daß sich der in den Tropen Lebende der größten Mäßigkeit im Genusse von Spirituosen zu befleißigen hat, und daß, wenn Excesse in Baccho schon in Ländern mit gemäßigtem Klima auf die Dauer nicht ohne Schädigung der Gesundheit ertragen werden, dieselben für den Tropenbewohner geradezu verderblich sind. Für die Richtigkeit des letzterwähnten Satzes liefert u. A. die Thatsache einen unwiderleglichen Beweis, daß die Sterblichkeit unter den in Indien stationirten englischen Truppen auf weniger als die Hälfte zurückgegangen ist, seitdem der Verkauf von geistigen Getränken in der Nähe der Baracken und Zeltlager nicht mehr geduldet wird und seitdem statt des früher üblichen Branntweins Rationen von Thee und Kaffee unter die Mannschaften vertheilt werden.

Daß die im Vorhergehenden angedeuteten hygienischen Maßregeln und Grundsätze für die Gesundheit der weißen Tropenansiedler und die Akklimatisirung der Europäer innerhalb der Wendekreise von höchster Wichtigkeit sind, hierfür lassen sich zahlreiche Belege anführen, auf deren Erörterung wir jedoch an dieser Stelle verzichten müssen. Dagegen dürfen wir unsere Betrachtungen nicht zum Abschlusse bringen, ohne eine für die Colonisation der Tropenländer überaus wichtige Maßnahme — nämlich die Einrichtung von medicinisch-naturwissenschaftlichen Beobachtungsposten, wenn wir sie so nennen dürfen — zu befürworten. Indem man ärztlich und naturwissenschaftlich gebildete Männer anstellt, welche über die in verschiedenen Tropengebieten vorherrschenden Krankheiten, über die Sterblichkeitsverhältnisse, über die Erfolge gewisser Behandlungsmethoden und neuer hygienischer Einrichtungen, sowie über die meteorologischen Erscheinungen und deren Beziehungen zu den Erkrankungen Erfahrungen sammeln — auf diese Weise dürfte man wohl innerhalb weniger Jahrzehnte über das Wesen der aus dem Tropenklima für den Europäer sich ergebenden Gesundheitsschädigungen genauere Aufschlüsse erlangen, als diejenigen sind, welche uns gegenwärtig zur Verfügung stehen.

Literatur und Kunst.

Heinrich von Stein.

Von Fritz Poske.

Vor zehn Jahren wurde in diesen Blättern über ein Buch berichtet, welches den Titel führte: „Die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie von Armand Pensier.“ Das Buch war das Erstlingswerk eines jugendlichen Schriftstellers, der nun seit einem Jahre nicht mehr zu den Lebenden gehört. Kraft des poetischen Empfindens und Klarheit des philosophischen Denkens fanden sich in jener Schrift zur Hervorbringung einer überraschend neuen Kunstform vereinigt; in ihr sprach sich eine eigenartige Persönlichkeit aus, die ihr Ziel und ihr Glück in die Gewinnung einer idealen Weltanschauung setzte und die Frage nach dem, was einzig dem Dasein Werth geben kann, mit seltener Leidenschaft, Wahrhaftigkeit und Energie des Gedankens ergriff.

Bei hervorragenden Menschen pflegt mit einer gewissen Naturgesetzlichkeit bereits das Erstlingswerk alle die Keime zu enthalten, welche erst im Laufe eines langen Lebens sich herrlich zu entfalten bestimmt sind. Je reicher eine Persönlichkeit beanlagt ist, desto enger sind diese Keime in dem Jugendwerke, gleichsam noch in gemeinschaftlicher Samenhülle, zusammengedrängt. Werke dieser Art tragen dann wohl den Charakter des Schwerverständlichen, Aphoristischen, und gehen zunächst ohne Wirkung an der mitlebenden Generation vorüber. Erst nach Jahrzehnten, wenn jene Keime sich zu voller Blüthe entwickelt haben, wendet sich das Interesse der Jugendschöpfung zu — mit freudiger Genugthuung werden dann in ihr die Züge der späteren und reiferen Werke wiedererkannt.

Karl Heinrich von Stein, am 12. Februar 1857 zu Koburg geboren, war zwanzigjährig, als er die „Ideale des Materialismus“ verfaßte. Wenig über dreißig Jahre alt wurde er einer schaffensfreudigen Thätigkeit entrissen, als er eben erst zu dem beglückenden Bewußtsein einer nachhaltigen Wirkung gelangt war. Nach einer kürzeren Docentenschaft in Halle war er seit dem Sommer 1884 an der Berliner Universität habilitirt. Hier hatte er sich, neben der Darstellung der neueren Philosophie, namentlich der Aesthetik zugewendet und ein selbständiges System entworfen, dessen Grundzüge durch die hingebende Arbeit dankbarer Schüler in Kurzem der allgemeinen Kenntniß dargeboten werden sollen. Das Geheimniß der Wirkung dieser Vorlesungen bestand darin, daß es sich für Stein nicht um ein formales System von Begriffen handelte, wenn er über Aesthetik sprach, sondern daß sich ihm im künstlerischen, speciell im dichterischen Schaffen das Wesen des Reinmenschlichen verkörperte. Schiller's Satz, daß der Dichter der einzige wahre Mensch sei, war in seiner Aesthetik lebendig geworden. Seine Vorträge über die Aesthetik der deutschen Classiker übten dadurch eine unwiderstehliche Anziehung aus, daß die Persönlichkeiten der beiden Heroen unserer Nation als Vorbilder edelster Menschlichkeit vor den Seelen der Zuhörer, wie durch Zauberkraft heraufbeschworen, wahr und wesenhaft sich darstellten.

Als Schriftsteller hat Heinrich von Stein in dem einen Jahrzehnt, das ihm zum Schaffen gegönnt gewesen ist, voll gehalten, was er in seiner ersten Schrift versprochen. Manche von den Keimen, die dort bereits kenntlich waren, sind in dieser Zeit zu weiterer Entwickelung gelangt. Die eigenthümliche Verbindung von poetischer und philosophischer Begabung, welche schon damals hervortrat, zeigte sich auch in der Entschiedenheit, mit welcher Stein einem heute viel genannten, aber kaum gekannten Denker der Vergangenheit sich zuwandte. Giordano Bruno war der Philosoph, zu welchem eine unverkennbare geistige Verwandtschaft ihn hinzog. Mit einer starken Empfindung für das Tragische in Welt- und Menschenschicksal fand er hier eine freudig erregte, ja im höchsten Sinne heitere Lebensstimmung verbunden. Schon in seiner Habilitations-

Digitized by Google

schrift in Halle: „Ueber die Bedeutung des dichterischen Elementes in der Philosophie des Giordano Bruno" kam seine Sympathie mit dem Nolaner als Wiederbelebung und Erneuerung von dessen Lebensauffassung zum Ausdruck. Noch bestimmter geschah dies in der ausführlichen Abhandlung: „Der Wahn eines Helden", welche (1882) in der „Internationalen Monatsschrift" (Chemnitz) erschien.

Von entscheidendem Einflusse aber auf Stein's Entwickelungsgang wurde die enge Beziehung zu Richard Wagner, in die er seit dem Jahre 1879 getreten war. Anfangs als Erzieher des einzigen Sohnes dem Hause angehörend, fühlte sich der Jüngling bald mit Ehrfurcht und Liebe zu der gewaltigen Persönlichkeit des an der Schwelle des Greisenalters stehenden Meisters hingezogen. Hier gewann er die tiefe Ueberzeugung von dem Werthe der Kunst für eine edler geartete Cultur; der Möglichkeit einer solchen Cultur war von da an sein ganzes Denken und Sinnen zugewendet. Vor Allem an ihn richtete sich auch das Vermächtniß Richard Wagner's: für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen — das Reinmenschliche mit dem ewig Natürlichen in harmonischer Uebereinstimmung zu erhalten. Die künstlerische Thätigkeit der Umgebung, in welche ein günstiges Geschick ihn geführt hatte, ermuthigte ihn zu neuen eigenen Dichtungen. Zwölf Gespräche historischen Charakters wurden als „Dramatische Bilder" unter dem Titel „Helden und Welt" (Chemnitz 1883) veröffentlicht. Ein Brief des Verfassers an Richard Wagner und eine Antwort desselben sind dem Buche als Einführung vorangestellt und sprechen es auf's Bestimmteste aus, daß es die Aufgabe der Kunst sei, die nationale Cultur zu fördern, indem der durch die Kunst zum Schauen befähigte Blick der Wirklichkeit zu besonnener Lebensführung zugewendet werde. „Können wir die Welt nicht aus ihrem Fluche erlösen, so können ihr doch thätige Beispiele der ernsthaftesten Erkenntniß von der Möglichkeit der Errettung gegeben werden" (Wagner). Von den vier Gruppen dieser „Dramatischen Bilder" gehört die erste der Welt der Hellenen an (Solon und Krösos; Timoleon; Alexander), die zweite der römischen Geschichte (der Fluch des Hannibal; Cornelia; der junge Imperator), die dritte dem „Christenthum" (die heilige Katharina; Luther 1545; aus dem großen Kriege), die vierte der neuen Zeit (Denker und Dichter; die Tochter Cromwell's; Heimathlos). In allen diesen Dialogen erscheint das Reinmenschliche im Kampfe mit feindlichen Mächten, sei es der Welt, sei es des eigenen Innern; in allen wird die Möglichkeit festgehalten, daß das Ideale im Menschen sich siegreich zu behaupten im Stande ist und in die Wirklichkeit gestaltend einzugreifen vermag. „Ein Staat aus gemeinsamer Arbeit in heiliger Freundschaft, und ein Volk, dem durch Liebe und edelste Natur der Sitte schöne Vollkommenheit stärker als der Bann der Eide gälte — wohl ist das, o König Krösos, ein Gedanke, den es sich verlohnt zu fassen, und ginge man auch einsam mit ihm einher und schritte unverstanden, ja ungehört von dannen." So spiegelt sich in den Worten des Solon das hehre, vom Verfasser erschaute Culturbild und erglänzt aufs Hellste in dem Ausblicke des Bruno (in „Denker und Dichter"): „Heimath des Menschen schiene dann die Erde, nicht mehr ein Wirrsal fremdzungiger neidvoller Länder, des Menschen Heimath zu kurzem Aufenthalt, zu muthvollem, besonnenen Verweilen und mildem, verklärenden Vorüberziehn."

Von so erhabenen Zielen geleitet, gab Heinrich von Stein auch in den „Bayreuther Blättern" (dem Organ des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins) dem Gedanken der „Regeneration" durch eine Reihe von tiefdurchdachten, warm empfundenen Aufsätzen Ausdruck. Er ging den Keimen edlerer Culturgestaltung nach, welche die Vergangenheit darbot; so entstanden die historischen Essays: „Luther und die Bauern", „Shakespeare als Richter der Renaissance", „Ueber Werke und Wirkungen Rousseau's", „Ueber Goethe's Wanderjahre", „Jean Paul". Daran schlossen sich in neuester Zeit die schon erwähnten Vorträge über die „Aesthetik der deutschen Klassiker" und eine Reihe von „Schopenhauer-Scholien", in denen mit besonnenster Klarheit eine Deutung des positiven Gehaltes in der Philosophie Schopenhauers gegeben wurde. Die pessimistische Verurtheilung des sichtbaren Weltendaseins wird von Stein, wie auch von Wagner, nur auf bestimmte Formen dieser Sichtbarkeit bezogen, „denen gegenüber aber beständig der Gehalt des künstlerischen, schöpferischen Gemüthes die Möglichkeit eines Anderen, Besseren verbürgt." — An derselben Stelle erschien auch ein größerer Aufsatz „Ueber die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen", der durch eine posthume Veröffentlichung unter dem Titel „Sprache und Cultur" (B. B. 1888, I) noch eine werthvolle Ergänzung erfahren hat. Gemeinsam mit C. Fr. Glasenapp endlich stellte Stein in einem „Wagner-Lexikon" (1883) die Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagners in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften zusammen, dem Todten eine Huldigung darbringend, die dem Lebenden als Gabe zu seinem siebzigsten Geburtstage bestimmt gewesen war.

Ein größeres wissenschaftliches Werk des Frühvollendeten bezieht sich auf die „Entstehung der neueren Aesthetik" (Cotta, 1886). Die Schrift verfolgt die Entwickelung des ästhetischen Denkens von Boileau bis Winckelmann; sie behandelt nacheinander den französischen Classicismus, die Richtung auf das Natürliche bei den Briten, bei Dubos, Diderot und Rousseau, endlich die Auffassung der ästhetischen Probleme durch Schweizer, Italiener, Deutsche. Die staunenswerthe Gründlichkeit und der überlegene Scharfsinn dieser Darstellung sind von maßgebender Seite nachdrücklich hervorgehoben worden. Was aber vielleicht noch nicht hinreichend gewürdigt worden ist, das ist der Gehalt an selbständigen, ästhetischen Ausführungen, welche dem Werke über den Rang einer historischen Untersuchung hinaus die Bedeutung einer originalen Leistung auf dem Felde der ästhetischen Wissenschaft selber verleihen. Der Aesthetik wird die Aufgabe zugewiesen, das volle Verständniß des Kunstwerks zu vermitteln. Sie soll den Gehalt der genialen Anschauung des Künstlers in ihren Beziehungen zu der Gesammtheit des geistigen Lebens erkennen lassen. Die idealistische Aesthetik im Sinne Heinrich von Steins hebt hervor, daß eine innerlich entstandene künstlerische Absicht das Bestimmende im künstlerischen Schaffen ist; sie führt den Gehalt des Kunstwerks auf eine ursprüngliche gestaltende Kraft im menschlichen Gemüth zurück, welche mit großer Bestimmtheit uns in uns selber das Maß des Besseren und Höheren angibt, und nicht die Unterdrückung des Gefühles durch die Vernunft, sondern die Steigerung der Gefühle zu großen wahrhaftigen Erlebnissen des Gemüths bedeutet. Die Schrift zeigt, wie die Spuren dieser Auffassung im Entwickelungsgange der ästhetischen Principien mit wachsender Stärke zum Vorschein kommen, wie aber erst bei Winckelmann ein bestimmter Begriff von den schöpferischen Kräften des künstlerisch empfindenden Gemüthes ins Bewußtsein tritt. Sie liefert ferner im Schlußabschnitt eine Kritik des Idealbegriffes und weist nach, daß zwar auch Winckelmann noch keine genaue Definition dieses Begriffes hatte, daß er aber durch seine Art, die Antike zu sehen und zu beschreiben, zuerst uns Ideale im heutigen Sinne gegeben hat. Das Werk endet mit dem Hinweis auf die Kunstanschauung Goethes und Schillers, die sich als eine Verallgemeinerung dessen darstellt, was Goethe einmal im Hinblick auf die bildende Kunst ausgesprochen hat: der Stil ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, insofern es uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greifbaren Gestalten darzustellen.

Die idealistische Aesthetik Heinrich von Steins berührt sich innig mit der Aesthetik Schillers. Aber sie hebt sich von ihr zugleich in einer wesentlichen Beziehung ab. Stein bringt zu seinen ästhetischen Anschauungen einen anderen philosophischen Hintergrund als Schiller, deutlicher gesagt einen volleren Begriff von Wirklichkeit. Es ist bedeutsam, daß die Dissertation „Ueber Wahrnehmung", welche der jugendliche Philosoph (1877) verfaßte, mit Kant beginnt und mit Dühring schließt. In der Schule Dührings, des „Wirklichkeitsphilosophen", hat Stein jenen Wirklichkeitsbegriff sich zu eigen gemacht, der die Welt nicht als eine bloße „Idee des Geistes", sondern als ein einheitliches „System von Dingen und Vorgängen" erfaßt. Ihm löst sich daher der Zwiespalt von Natur und Geist, von Sinnen-

Digitized by Google

welt und Geisterreich in die Ahnung eines großen Zusammenhanges auf, welcher Sein und Werden, Ruhe und Bewegung, Materie und Gemüth in Einklang mit einander setzt. Dem Künstler aber fällt eine hohe und einzige Aufgabe zu: den Sinn der Dinge darzustellen. „Er setzt Wahrheit an die Stelle der Wirklichkeit. Er weckt gleichsam die Seele des Wirklichen und leiht ihr seine Sprache." — „Dieser Idealismus ist bloßen Träumereien unverwandt und richtet sich vielmehr mit Ernst und gerechtem Sinn auf Deutung und Gestaltung der Natur."

Welche Tiefe ethischen Gehaltes die hier angedeutete Weltanschauung in sich birgt, das auszuführen war ein Herzenswunsch des Dahingeschiedenen, dessen Erfüllung ihm versagt geblieben ist. Aber ein herrliches Vermächtniß ist uns zu Theil geworden: in einer Anzahl von Dichtungen, theils Gesprächen, theils Erzählungen, hat diese Weltanschauung eine wirkungsvollere Darstellung gefunden, als es in der Form eines philosophischen Systemes möglich gewesen wäre. Wie Stein im Kunstwerk den höchsten Ausdruck des Menschlichen erkannte, so versprach er sich auch von dem, was er der Welt zu sagen hatte, vornehmlich in der Form des Kunstwerkes einen tieferen Eindruck auf die Gemüther. Den Haupttheil der hinterlassenen Dichtungen bilden dramatische Scenen aus dem Leben der „Heiligen", in welchen das innerste Empfinden dieser der heutigen Menschheit fremdesten Gestalten mit wunderbarer Kraft der Sympathie ergriffen und als unvergängliches Zeugniß edelster Menschlichkeit herausgehoben wird, während in den sich anschließenden „Erzählungen" eine Reihe von Problemen des zartesten Seelenlebens eine Behandlung im Sinne der von Stein ersehenen und ersehnten besseren Cultur erfahren. Das Erscheinen dieser Dichtungen steht noch im Laufe dieses Jahres bevor.

Dem von ihm gefeierten Winckelmann glich Heinrich von Stein durch die Gabe künstlerischen Schauens, der sich überdies das Vermögen poetischen Bildens gesellte; an Winckelmann's plötzlichen Hingang erinnert sein frühzeitiger, aus der Fülle der Gesundheit ihn fortraffender Tod. Nicht als ungeziemend mag es daher gelten, der tief ergreifenden Worte zu gedenken, mit welchen Goethe jenes Hinganges uns getröstet: „Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig." Ja, in die Trauer um den Verlorenen darf sich die erhebende Freude mischen, daß ein Mensch von so unbedingter Hoheit des Denkens und Empfindens unter uns gelebt hat. Heinrich von Stein war eine jener seltenen, sonnenhaften Naturen, die wie Winckelmann, wie Schiller, erhaben über Allem, was uns Erdgeborene bändigt, dazu berufen erscheinen, das Ideal vom Himmel auf die Erde herabzuführen. Wahrlich unser Volk ist noch zu Großem ausersehen, da es solche Naturen hervorzubringen vermag.

Altes und Neues im heutigen Ornament.

Von Peter Jessen.

Die ornamentale Erfindung unserer Tage steht im Banne der Vorzeit wie kein anderes Gebiet unserer Thätigkeit. Die Vorbilder der älteren Stilarten, welche täglich reichlicher an's Licht treten, die Muster aus dem nahen und fernen Osten, welche mehr und mehr Gemeingut werden, scheinen die Schöpferkraft unserer eigenen Phantasie zu lähmen; die Ungeduldigen, der Nachahmung müde, verzweifeln schon an allem Fortschritt unserer Kunstübung, da der eigene Stil der neuen Zeit so gar lange auf sich warten lasse. Nur eine künstlerische Sintfluth könne uns von dieser Last des Ererbten erlösen. Und allerdings scheinen manche Beobachtungen solchen Klagen Recht zu geben. Um so aufmerksamer sollte man alle selbständigen Versuche, die Keime des Neuen, verfolgen.

Als einziges Heilmittel hat man lange die Natur, den ewigen Jungbrunnen aller Formen, empfohlen. Aus ihm hat jeder Stil der Vorzeit sich bereichert; die Art, wie Blume und Blatt, Gethier und Mensch aufgefaßt und verwerthet werden, macht den wesentlichen formalen Unterschied der Kunstepochen aus. Allein gerade hier zeigt sich am deutlichsten unsere Abhängigkeit: alle heutigen Versuche, die Naturformen in das Ornament einzuführen, treten Anfangs wie eine ganz neue That auf, lassen aber sehr bald erkennen, wie der Erfinder sich durch Zufall oder Neigung der einen oder der anderen älteren Auffassung anschließt, wie seine Phantasie wider Willen in den Bann der Ueberlieferung geräth. Vor allem bestimmt die Nationalität auch heute die schöpferische Thätigkeit des Künstlers, bald hemmend und bald fördernd.

Wir wissen alle, worauf das Uebergewicht der Franzosen in allen decorativen Zweigen während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beruhte. Was auch die Revolution vernichtet haben mochte, es blieben doch noch hundertfältige Reste der lange gepflegte Kunstfertigkeiten, es blieb auch das Verständniß für die Formenwelt der vergangenen Generation. Ludwig XVIII. suchte auch in der Kunst das achtzehnte Jahrhundert zu restauriren; das Rococo stand wieder auf, zwar ohne eigene Lebenskraft, aber doch mächtig genug, um auch den übrigen Völkern Europas seine Formen aufzunöthigen. Die Zeichner und Handwerker in Paris hatten noch die ausgeführten Prachtstücke der jüngsten Vorzeit vor Augen; daneben bereicherten sie sich aus der umfassenden ornamentalen Literatur, welche im 17. und 18. Jahrhundert in Paris entstanden war. Damals hatten die Architekten, die Zeichner und Maler ihre Erfindungen den Fachgenossen durch den Kupferstich in großer Fülle mitgetheilt; unternehmende Verleger hatten die Entwürfe der großen Meister, der Bérain, Marot, Oppenord u. s. f. in Einzelblättern, Heften oder Gesammtwerken verbreitet; hier lag eine fast unerschöpfliche Fundgrube offen. Aus dieser Quelle begannen in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die Pariser Zeichner zu schöpfen; man bildete die älteren Vorlagen nach und schloß verwandte Erfindungen daran an. Das Hauptwerk jener Schule, von Rieſter zusammengestellt, nannte sich selbst ausdrücklich: „Ornamente, entlehnt aus den vier Stilarten", der Renaissance, dem Louis XIV., dem Rococo und dem Louis XVI.

Und diesen historischen Boden haben die vielen thätigen Pariser Zeichner auch in den folgenden Jahrzehnten nicht verlassen. Man schaltete mit dem Stoffe nicht mit antiquarischer Treue und versuchte nicht, die Stilepochen der Vorzeit auch in der Nachahmung streng zu sondern; erlaubt schien jede Combination, welche gefiel, welche der immer noch unverwüstliche nationale Geschmack gut hieß. Da rollt sich etwa eine streng geschwungene Ranke, mit derbem Akanthus umlaubt und von zarten Blüthen umspielt, an dem einen Ende nach Art der Renaissance wie ein Lederriemen streng zusammen und klingt an der Gegenseite in einen flüchtigen Rococoschnörkel aus; in den Lücken hangen bald classische Trophäen, bald natürliche Fruchtbündel; die Figuren schmiegen sich auf demselben Blatte hier gefällig dem Ornamente an und treten dort mit keckem Naturalismus derb und unvermittelt dazwischen. Diese bestechenden Erfindungen, als deren Hauptmeister Liénard berühmt geworden ist, haben sich auch bei uns in Werkstatt und Unterricht fest eingewurzelt und selbst gegen alle Theorien und alle neudeutschen Kunstformen ihren Platz behauptet. Leider sind die Nachahmer weit mehr als die Franzosen selbst geneigt, alle diese Andeutungen wörtlich zu nehmen und jedes noch so verwegene Motiv ohne Weiteres auf Möbel, Geräthe oder Gefäße zu übertragen, ohne Rücksicht auf die Beschränkung, welche hier durch den Gebrauchszweck oder den Stoff des einzelnen Gegenstandes geboten wird.

Die französische Kunst ist bis heute dieser Tendenz treu geblieben. Wer Paris besucht, sollte nicht versäumen, in dem jungen Musée des arts décoratifs im Industriepalast die dort angekauften Entwürfe und Studien des ehrwürdigen Galland, des Altmeisters der heutigen französischen Decorationskunst, zu betrachten. Gleich gewandt als Zeichner und als Maler im

Digitized by Google

Figürlichen und Ornamentalen, beherrscht er das ganze Material der älteren Stilwandlungen und weiß es ohne Zwang jedem heutigen Bedürfniß anzubequemen; er belebt und vertieft aber zugleich die überlieferten Motive durch das Studium der lebendigen und der leblosen Natur; der menschliche Act, das Wachsthum der Pflanze oder ein unscheinbares Stückchen Papier, verschieden aufgerollt und in diesen zufälligen Spiralen wieder und wieder gezeichnet, sind ihm Anregungen der Phantasie. Es ist äußerst lehrreich, wie sich hier das Neue auf den alten Stamm propft.

Wenn in Frankreich die Tradition zur leitenden Macht geworden ist, unterstützt durch die große Zahl der bequem zugänglichen nationalen Kunstdenkmäler, so hat man dagegen in England bei dem Beginne der kunstgewerblichen Reform die Fäden zur Vergangenheit nicht ohne große Opfer wieder anknüpfen können. Das Land war nicht reich an ganz mustergültigen älteren Vorbildern; außer in gothischer Zeit hatte das englische Kunsthandwerk, meist vom Ausland befruchtet, es nur gelegentlich zu classischen Werken gebracht. Als daher nach den Erfahrungen der ersten Weltausstellung seit dem Jahre 1851 ein gewaltiges System gewerblicher und künstlerischer Belehrung über das Land gespannt wurde, kaufte man aus dem ganzen Continent Schätze jeder Technik und jedes Stils zusammen und verbreitete sie zur Lehre und zur Nachachtung durch Museen und Publicationen bis in alle Provinzen. Allein dem gesunden Sinne der Engländer sagte die Nachahmung fertiger Typen nicht lange zu. Von Anfang an im Princip, bald auch in praktischen Versuchen regt sich der Gedanke, mit Hülfe der heimischen Flora neue und eigenthümliche Gebilde zu Wege zu bringen. Vor Jahrhunderten hatten ja schon die gothischen Meister in ihren Steinarbeiten und Glasfenstern den Epheu, das Eichblatt, die Distel plastisch und malerisch verwerthet; hier schien der Weg gewiesen zu sein. Nun wurden die heimischen Blättertypen gesammelt, aufgespannt, umrissen und rhythmisch geordnet; die Blüthen und Kelche werden zerpflückt, auf ihre Grundform geprüft und danach in fünftheilige, sechsblätterige oder sonstwie regelmäßige Rosetten und Sterne zerlegt; man sucht diese Elemente so einfach wie möglich zu gestalten, um sie desto mannigfacher zu Friesen, Füllungen oder Grundmustern combiniren zu können.

Allerdings ist man der Gefahr nicht entgangen, durch zu viel Abstraction einförmig zu werden. Man verschmähte grundsätzlich alle natürlichen Zufälligkeiten, die Verschiebung, Biegungen, Ueberschneidungen, durch welche für das unbefangene Auge die Pflanze ihren Reiz gewinnt; man hatte Form und Farbe, Umrisse und Gliederung schematisirt und der Natur gleichsam ihren Duft entzogen. Und um diesen reizlosen Elementen durch die Zusammensetzung Anmuth zu geben, fehlte den englischen Zeichnern die Uebung und der ererbte Geschmack, welche allein die ornamentale Phantasie entfesselt und regelt. Ein Beispiel statt vieler. Wenn der Grieche ein Band, einen Fries verzieren will, so wählt er einen fortlaufenden Mäander, ein Flechtband oder eine wohlgegliederte Reihe von Spiralen und Palmetten, welche nach diesem oder jenem Rhythmus an einander geschlossen sind. Der moderne Gothiker begnügt sich, dasselbe Element, ein Blatt oder einen Kelch, ganz unvermittelt so oft hart neben einander zu stellen, wie der Fries lang ist. Kein Wunder, daß man dieser künstlichen Naivität schnell überdrüssig wird. Denn überdies ist der Sinn für die Blumenwelt, ja für die Natur im Ganzen in der englischen Gesellschaft weit mehr verbreitet als bei uns. Wer hier zu Lande eine Blume bei sich zu führen pflegt, wird für einen Stutzer angesehen; dem Engländer ist die Freude daran erlaubt und selbstverständlich. Als nun obendrein die japanische Kunst die Reize einer unbefangenen Naturauffassung doppelt schätzen lehrte, hat der Schematismus im Pflanzenornament nicht lange bestehen können. Aus den neuesten englischen Fliesen, aus Tapeten oder aus den jüngsten Publicationen haben auch wir Gelegenheit zu ersehen, wie der natürliche Zweig und die lebendige Blüthe in der Decoration immer bewegter zur Erscheinung kommen; man darf erhoffen, daß sich hier die Gegensätze der japanischen Zufallsornamentik und des starren gothischen Zwanges nach und nach ausgleichen und ergänzen werden. Das letzte Wort hat die englische Kunst noch nicht gesprochen.

Wir Deutschen haben länger als die übrigen Nationen unter der Alleinherrschaft einer einzelnen Stilrichtung gestanden. Wie lange ist es denn, daß in Berlin die griechischen Formen auch im Ornament ausschließlich Geltung hatten; erst vor kaum zwanzig Jahren hat sich unser Auge auch für die Einzelheiten der Renaissance geöffnet, in denen der Oesterreicher und der Süddeutsche schon lange heimisch waren. In Wien hatte die kunstgewerbliche Reform sich durchaus an den reineren, aber weniger entwicklungsfähigen italienischen Formen herangezogen; in München stand eine große Gruppe thätiger Künstler seit lange dem späten Mittelalter und den Anfängen der deutschen Renaissance nahe. Das Jahr 1876 mit der ersten deutschen Kunstgewerbeausstellung löste die landsmannschaftlichen Schranken und stellte die Münchener Richtung an die Spitze der ganzen deutschen Kunst. Aber diese Kunst trug fortan einen alterthümelnden Zug. Oft genug verspottet, wenn ihre Möbel und Geräthe den Ansprüchen des Heute arg zuwiderliefen, konnte sie auch in den Einzelformen die alten Muster nicht vergessen; auch das Blattwerk mußte nach Dürer's Art gestaltet sein. Selbst wo man die Pflanzenwelt unmittelbar zu benutzen glaubte, haben die alten Vorbilder den Blick getrübt. Es liegt heute ein großes Werk vor, das hierfür besonders lehrreich ist.

Der unternehmende Wiener Herausgeber Martin Gerlach läßt unter dem Titel „Die Pflanze in Kunst und Gewerbe" ein umfangreiches Sammelwerk erscheinen, welches die Formen der heimischen Flora zugleich in natürlicher Erscheinung und in ornamentaler Verwendung vorführen will. Die Rollen sind auf mehrere Künstler vertheilt: Maler stellen die einzelne Pflanze im Gesammtbilde und in ihren Einzelheiten dar; ein ausgezeichneter Erfinder, Anton Seder, bildet systematisch aus Blume, Blatt und Strauch die verschiedensten Anwendungen: Friese, Füllungen und farbige Flächenmuster jeder Art, plastische Ornamente, Gefäße und Geräthe jeder Technik. Das Alles mit Phantasie, Laune und Geschmack in Zeichnung, Farbe und Erfindung, weit erhaben über die beschränkten und meist starren Versuche der englischen Zeitgenossen; eine Arbeit, welche der deutschen Kunst alle Ehre macht.

Aber auch dieser vielseitige Erfinder hat seine allgemeine Richtung von der Schule empfangen, von welcher er ausging. Das Vorbild der späten Gothik und der deutschen Renaissance ist in Blatt und Blüthe, Stengel und Ast immer wieder erkennbar. Freilich nicht zum Schaden des Nachkommen: denn jener Lenz der deutschen Kunst hat auch im ornamentalen Laub ein unübertroffenes Leben gezeitigt. Just als nach 1500 die antiken Muster hereinbrachen, hatte sich im Norden auf naturalistischer Grundlage eine ganz eigene Formenwelt entwickelt; gedrungenes Blattwerk auf der Fläche, in der Baukunst, an Möbeln, Geräthen und Gefäßen; die kräftigen Aeste und vollen Blüthen überwucherten selbst die architektonischen Glieder; man erinnere sich der Capitelle und Säulenschäfte, des Gefäßfußes, der Holzfüllungen und vor Allem der mannigfachen Art, in welcher Dürer mit diesem Blattwerk der Spätgothik zu spielen wußte. Das deutsche Ornament ist niemals selbständiger und eigenthümlicher gewesen.

Im Ganzen also ist es nur zum Gewinn, wenn sich die heutigen Zeichner zunächst in diese Schule begeben haben, da wir doch einer Stütze bedürfen. Nur sollte man daneben um so aufmerksamer die Ansätze neuer Motive und Bildungen pflegen, die sich hier und dort erkennen lassen. Ein ornamentales Sammelwerk, welches jener deutschen Encyklopädie des Pflanzenornaments kurz voraufgegangen ist, gestattet gerade in dieser Richtung einen Ausblick. Derselbe Herausgeber, Martin Gerlach, hat vor einigen Jahren unter dem Schlagwort „Allegorien und Embleme" eine bunte Reihe malerischer und decorativer Erfindungen von verschiedener Hand vereinigt, welche in Fachkreisen eines der gangbarsten Vorlagewerke geworden sind. Die Embleme der Zünfte, Gewerke und vieler Berufsarten und Lebensäußerungen, welche der eine der stattlichen Bände vorführt, wollen nicht antiquarisch getreu, son-

Digitized by Google

dern von moderner Phantasie sein und scheinen oft nur Vorwand für das reichliche Beiwerk der heraldischen Zier, der Kränze und Schilde und des Laubschmuckes. Auch hier ist das „Altdeutsche" im Ganzen die Grundlage, da auch hier die Erfinder, voran wieder Anton Seder, von München ausgegangen sind. Auch der andere Theil des Werkes, die Allegorien, haben oft der lebhaften Phantasie der Maler nur den Anstoß gegeben: Künstler aus Süd und Nord gestalten in buntem Wechsel bald die hergebrachten Begriffe und Begriffsreihen, die Tugenden und Laster, die Lebensalter, die Temperamente und Jahreszeiten, bald auch neu ersonnene, modernste Abstractionen, die Civilisation, die Tyrannei, die Elektricität. Im Ganzen zielt man mehr auf schlagende decorative Wirkung, auf das rein Malerische, als auf geistige Vertiefung, und sucht durch gefällige Umrahmung die ornamentale Verwerthung zu erleichtern.

Gerade deshalb aber kann sich das Ornament hier in der That erheblich bereichern. Statt des nichtssagenden Linienspiels, statt des stummen Blattwerkes bietet sich die beredte und thätige Menschengestalt, hier doppelt beredt, weil sie als Symbol auch den Geist beschäftigt, weil sie in das Spiel der Formen Beziehungen verwebt, welche auch die höchste Stufe des ästhetischen Wohlgefallens, das „Schöne der Reflexion," rege machen. Was einstmals heiligstes Symbol gewesen, der Stierschädel, der Widderkopf, ja manche christliche Motive, sind im Laufe der Zeit bedeutungslos geworden; um so nöthiger wäre unseren Zierformen gerade an diesem Punkte eine Bereicherung und Vertiefung.

Allerdings wird nur ein echter Künstler das Richtige treffen; es gilt, einfach und verständlich zu sein, ohne trivial zu werden. Unter den Kräften, welche für das Gerlach'sche Sammelwerk thätig waren, hat sich besonders ein Talent immer mehr hervorgethan. F. Stuck, ein Meister von scharfem Auge und sicherer Hand, hat zugleich alle Mitbewerber an Laune, Witz und Humor der Erfindung erheblich überholt. Er übt das Recht, unabhängig und neu zu sein, sei es an Symbolen oder an allegorischen Begriffen. Soll er die fünf Sinne darstellen, so tummelt sich ein Kind mit einer mächtigen Biene, welche sein Ohr durch ihr Summen reizt, sein Auge erschreckt und sich in die Blume verkriecht, deren Duft der lose Knabe einsaugt: er geht dem Dufte nach und muß den Stich des Thieres fühlen, das ihm jedoch, endlich gefangen, seinen Honig zum Kosten lassen muß. Wie bunt gewählt nebenher die Reihe der Symbole für die fünf Sinne: das Posthorn, der Zwicker, die Rosette, das zerspaltene Herz und die schwellende Frucht. Oder es gilt die vier Temperamente: wieder macht sich ein Kindchen an einer Glaskugel zu schaffen, die ihm die Welt bedeutet: der Sanguiniker blickt in lebhafter Verehrung zu ihr auf, der Choleriker nimmt ein Aergerniß und hebt schon den Stein, sie zu zerstören; der kleine Phlegmatiker läßt Wind und Wetter darüber hingehen, ohne sich zu regen, indeß die Melancholie nur ihren Trümmern nachsinnt. Als Lieblingsthiere daneben der leichte Schmetterling, der gallige Puter, die träge Schnecke und der schwarze Unglücksrabe. Auch an den Emblemen übt dieselbe gesunde Laune ihr Spiel: neben dem Wappen der Kürschner jagen ein Paar lustiger Bursche dem Hasen das Fell ab, den „Brandweinern" ist als Wappenhüter ihr bester Kunde, der Bruder Lustig mit der bedenklichen Nase, nicht erspart worden; im Zeichen der Buchhändler fehlen neben Feder und Tinte auch die „Krebse" nicht.

Kein Wunder, daß ein tüchtiges Talent auch nach dem Schlusse jenes Sammelwerkes einen Herausgeber fand: die „Karten und Vignetten," welche F. Stuck für M. Gerlach gezeichnet hat*), zeigen die Begabung des Erfinders in einer Reihe von Blättern, an welchen nicht nur der Fachmann, sondern jeder Freund der Kunst seine Freude haben kann. Einladungen, Festkarten, Menus, Anzeigen und ähnliche Aufgaben sind die Motive; Alles breit und sicher gezeichnet, von einem Auge, das auch das tägliche Leben mit keckem Blicke erfaßt, und einer Hand, welche auch im Spiel ornamentaler Linien nicht ungeübt ist. Nur einige Beispiele. Es gilt ein fröhliches Fest: die Champagnerflasche knallt; der aufspritzende Schaum wird zu zierlichen Blättern, der Pfropfen zur Blume, und aus den höchsten Schaumperlen gestalten sich neckische Amoretten, die losen Gottheiten dieses Trankes. Oder mit dem Kork springt auch Freund Amor selbst aus der entsiegelten Flasche. Ein anderes Mal ist es ein Eisvergnügen: die glatte Decke, auf der sich die Paare tummeln, hält die Flußnixe selbst mit starken Händen. Wo die Fortuna ihr Horn ausschüttet, springt neben den Kränzen und den Geldsäcken auch ein derbes Glücksschwein mit hervor; nicht nur die alte Dreiheit, Wein, Weib und Gesang, oder die Großmacht Amor werden in Wappen, Kopfleisten, Schlußvignetten mit allerhand neuen Zügen ausgestattet, sondern auch die Allerneuesten, etwa die Radfahrer, erhalten Wappen und Schild. Und man sehe erst, wie übermüthig unter den häuslichen Anzeigen die Hochzeit und die Taufe zu ihrem Rechte kommen.

Kurzum, hier ist eine sehr erhebliche Fülle echter Erfindung in den Dienst des Ornaments getreten; es ist die Sache der kunstgewerblichen Fachzeichner, diese Anregungen nutzbar zu machen. Erst wenn die Gedanken von heute in so entschiedener Sprache vorgetragen werden, können sie nach und nach gegen die beengende Uebermacht des Alten aufkommen. Freilich gehört nicht nur Talent, sondern unentwegte Selbstzucht dazu, um nicht das Modische, sondern das wahrhaft Moderne zu treffen und zu gestalten; nur dann hat das neue deutsche Ornament eine Zukunft.

*) Wien, Gerlach & Schenk.

Ignatius Donnelly und seine Shakespeare-Chiffre.

Von C. A. Honthumb.

In der „Gegenwart" vom 10. December 1883 (Nr. 50, Band XXXII) besprachen wir unter dem Titel „Eine neue Entthronung Shakespeare's" die Arbeit eines Amerikaners, Ignatius Donnelly, früheren Bundessenators, der schon seit einer Reihe von Jahren in Hastings, im Staate Michigan, sich lediglich mit literarischen Arbeiten, namentlich mit Shakespearestudien beschäftigend, ein umfangreiches Werk veröffentlichte, in welchem er glaubte, den unumstößlichen Beweis geliefert zu haben, daß Francis Bacon die sogenannten Shakespeare'schen Werke verfaßt hat. Das Werk war damals noch nicht erschienen und wir beschränkten uns, individuell uns jeglichen Urtheiles enthaltend, auf den sehr ausführlichen Bericht eines Professor Thomas Davidson in Chicago, der sich im Laufe des Herbstes mehrere Tage in Hastings aufgehalten hatte und der nicht nur den größten Theil des Manuscriptes durchgesehen, sondern dem Donnelly auch einen vollen Einblick in seine umfassenden Vorarbeiten und Studien, die Art und Weise, wie er das Material für die Beweise seiner Theorien gesammelt, gewährt und den ganzen Apparat zum Aufbau seiner neuen literarischen Entdeckung offen dargelegt hatte. Einzelne offenbar von Donnelly selbst geschriebene oder inspirirte Artikel über die literarische Entdeckung, namentlich die angebliche Entdeckung einer Chiffreschrift waren bereits im Laufe des Sommers in verschiedenen Zeitschriften erschienen und sogar eine der vornehmsten und conservativsten amerikanischen Monatsschriften „The North American Review" brachte einen sehr umfangreichen und erschöpfenden Artikel über die angebliche Chiffreschrift. Professor Davidson hatte, wie er selbst offen bekannte, die Reise nach Hastings angetreten mit der vollen Ueberzeugung, in Donnelly einen literarischen Charlatan oder wohl gar einen offenbaren Betrüger anzutreffen und kennen zu lernen, und erklärt, daß es seine directe Absicht gewesen sei, den Mann mit seinen unglaublichen Theorien und literarischen Entdeckungen zu entlarven. Der ungläubige Saulus kehrte jedoch beinahe als gläubiger Paulus von Hastings zurück; allerdings nur beinahe, denn wenn er auch Herrn Donnelly das denkbar beste Zeugniß ausstellte, den unermüdlichen Fleiß und die Ausdauer

Digitized by Google

bei den außerordentlich mühsamen und complicirten Vorarbeiten anerkannte und jeglichen Gedanken an einen versuchten literarischen Betrug von vornherein ausschloß, behielt er sich doch in seinen Urtheilen gewisse Reservationen vor, namentlich in Bezug auf die Chiffreschrift, in Betreff derer er eine dreifache Alternative aufstellte, indem er sagte, Donnelly habe entweder wissentlich und mit Absicht einen riesigen literarischen Schwindel ausgeheckt, oder er habe in seinem blinden Eifer sich selbst getäuscht oder aber schließlich, er habe wirklich die geheimnißvolle Chiffresprache entdeckt; zum Schlusse aber erklärt er ausdrücklich, daß er die letztere Version zum mindesten für möglich halte, nur sei er im Zweifel darüber, ob die Methode der Chiffreschrift eine wirklich systematische sei.

Das betreffende Buch liegt jetzt wirklich gedruckt vor und führt den Titel: „The great Cryptogram: Francis Bacons Cipher in the so-called Shakespeare Plays. By Ignatius Donnelly. Chicago, R. S. Peale & Co.“ Also über tausend stattliche Octavseiten hat Herr Ignatius Donnelly geschrieben und über zehn Jahre mühsamer, aufregender Arbeit daran geopfert, um den Ruf William Shakespeare's zu vernichten und Francis Bacon auf eine ungeahnte literarische Höhe zu erheben, ihn als den eigentlichen Schöpfer der Shakespeare'schen Werke hinzustellen. Wenn aber Herr Ignatius Donnelly die vernichtenden Kritiken liest, die von allen Seiten auf ihn und sein Buch hinabhageln und das nicht bloß beißend satirische Kritiken, die den Mann einfach als literarischen „Crouk“ hinstellen, sondern auch ernste, wohlmeinende Besprechungen, in denen in logischer Schärfe die absolute Haltlosigkeit seiner Bekämpfungen, die vollständige Hinfälligkeit seiner Prämissen, namentlich aber die geradezu unbegreifliche Systemlosigkeit in seiner sogenannten Chiffreschrift nachgewiesen wird, und wenn er nicht so vollständig sich in die Ueberzeugung, eine großartige literarische Entdeckung gemacht zu haben, hineingearbeitet hat, daß er allen vernünftigen Argumenten unzugänglich ist, muß er sich jetzt wohl seufzend zugestehen, daß er sich in seinem Enthusiasmus bei dem Gedanken, eine große literarische Entdeckung gemacht zu haben, zu unverzeihlichen Illusionen und Täuschungen hat hinreißen lassen.

Das Donnelly'sche Werk umfaßt, wie wir das schon in dem ersten Artikel auseinandergesetzt, zwei Theile: „The Argument“ und „The Demonstration“. Im ersten Theile entwickelt er seine Theorie, daß Bacon der eigentliche Verfasser der Shakespeare'schen Werke ist, und zwar weist er zuerst nach, daß Shakspere, wie der Mann von Stratford heißt, den „Shakespeare“ nicht geschrieben haben kann, weil derselbe ein ungebildeter roher Bursche und ein Betrüger gewesen; dann versucht er aus inneren und äußeren Gründen, den schon vor ihm von Miß Delia Bacon, Judge Holmers, Mrs. Pott und anderen Baconisten angeführten Argumenten neue und zum Theil recht überraschende beifügend, den Beweis zu liefern, daß Francis Bacon der Verfasser ist, und die dritte Abtheilung der Argumente enthält eine Anzahl Parallelstellen aus den anerkannten Bacon'schen Schriften und den sogenannten Shakespeare'schen Werken. Um den wirklichen Werth dieser Argumente zu beurtheilen, muß man es sich zunächst klar machen, daß über den äußeren Lebensgang William Shakespeare's nur sehr wenig bekannt geworden, resp. auf uns gekommen ist. Von den biographischen Daten steht nur sein Todestag fest und Alles, was wir aus seinem Leben wissen, läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen, daß er als armer Abenteurer nach London kam, sich der Bühne zuwandte, Theater-Manager wurde, Stücke, die mit seirem Namen als Verfasser erschienen, aufführen ließ, Geld machte, Grundeigenthum kaufte, New Place zu Stratford am Avon erbaute, sich nach Stratford zurückzog, dort noch mehrere Jahre in großem Wohlstande lebte und dann starb. Das sind die nackten Thatsachen, alles Andere ist Legende, Ueberlieferung, bloße Vermuthung. Donnelly macht aber von vornherein den großen Fehler, daß er alles Legendenhafte und Ueberlieferte einfach als Thatsache annimmt, daß er selbst bei den problematischsten biographischen Einzelheiten, die er in irgend einer phantastischen Lebensbeschreibung Shakespeare's gefunden, diese mit dem apodiktischen: „es ist erwiesen“ einführt und auf solchen zweifelhaften Prämissen seine weiteren Schlüsse aufbaut. Noch mehr abgeschwächt werden seine Argumente dadurch, daß fast aus jedem Satze die tendenziöse Gehässigkeit des Verfassers gegen Shakespeare so deutlich hervortritt, daß man nicht nur „die Absicht merkt und verstimmt wird“, sondern auch zugestehen muß, daß die ganze Beweisführung von einer ernsthaften Kritik nicht als richtig und triftig anerkannt werden kann; Donnelly hält sich in echter Parteikläppermanier nur an die Thatsachen und Ueberlieferungen, die ihm eine Handhabe bieten, den „Mann von Stratford“ mit Koth zu bewerfen, und zieht aus deren problematischen Prämissen Schlüsse, die sofort hinfällig werden, wenn man andere ebenso glaubwürdige biographische Ueberlieferungen dagegen hält.

Es ist ja richtig, daß ein directer Beweis, daß die Shakespeare'schen Werke von dem Stratforder William Shakspere herrühren, nicht vorliegt, daß es immerhin merkwürdig ist, daß ein Mann, der erwiesenermaßen keine irgendwie bemerkenswerthe Erziehung genossen, von dem auch nicht eine Linie selbstgeschriebenen Manuscriptes vorliegt, und dessen ganzer autographischer Nachlaß in vier Unterschriften besteht, die in ihrer Verschiedenheit und Verschrobenheit wohl den Gedanken rechtfertigen könnten, daß der Mann überhaupt nicht schreiben konnte, der keine Bibliothek besessen, der weder Rechtswissenschaft, Medicin oder Geschichte studirt, diese reiche Fülle großartiger dramatischer Dichtungen verfaßt haben sollte; ebenso mißlich ist es, diese Unwahrscheinlichkeiten dadurch zu decken, daß man sagt, William Shakespeare sei eben ein gottbegnadetes Genie gewesen, das nicht nöthig gehabt habe, zu studiren. Aber ebenso wenig wie ein positiver Beweis vorliegt, daß Shakespeare der Verfasser „seiner Werke“ ist, ebenso wenig ist bis jetzt der negative Beweis geliefert worden, daß Shakespeare seine Werke nicht geschrieben hat. Die Möglichkeit der positiven Thatsache ist ja da, wir wissen nur nicht, wo, wie und wann Shakespeare sich die unbedingt nöthigen sachlichen Kenntnisse erworben hat, die der Verfasser der Shakespeare'schen Werke besessen haben muß; über eine lange Reihe von Jahren im Leben Shakespeare's fehlt uns jegliche Nachricht, und möglich ist es ja, daß er sich während dieser Periode mit der phänomenalen Leichtigkeit eines Genies die mannigfachen positiven Kenntnisse angeeignet hat; wir wissen ferner, daß Shakespeare in stetem Verkehre stand mit den genialsten Menschen seiner Zeit, und als aufgeweckter Kopf hat er sicherlich aus diesem intimen Verkehre mit den Gelehrten und Literaten großen Nutzen gezogen.

Donnelly's Versuche nun, Francis Bacon zum Verfasser der Shakespeare'schen Werke zu machen, sind unserer Ansicht nach ebenso wenig stichhaltig, wie seine Beweise dafür, daß Shakespeare nicht der Verfasser ist, und auch die mühsam zusammengetragenen sogenannten Parallelstellen aus den authentischen Werken Bacon's und den Shakespeare'schen Dichtungen tragen durchaus nicht dazu bei, die Bacon-Theorie zu bestätigen. Man stößt ja in den Werken von Zeitgenossen sehr häufig auf ähnliche Gedanken und Ideen, auf dieselben ungewöhnlichen Wortbildungen und Satzconstructionen u. s. w., und ganz richtig bemerkt ein Kritiker, daß Donnelly dasselbe Verfahren mit demselben Erfolge auch bei den übrigen Zeitgenossen Shakespeare's, bei Marlow, Fletcher, Middleton, Marston, Peele ꝛc. hätte anwenden, d. h. ebenso zahlreiche sogenannte Parallelstellen in den Werken dieser Schriftsteller und den Werken Shakespeare's auffinden können.

Während man dem ersten Theile des Donnelly'schen Werkes, den „Argumenten“, noch insoweit eine gewisse logische Berechtigung beimessen kann, daß die Bacon-Theorie, so unwahrscheinlich und unmotivirt sie auch sein mag, doch noch immer eine offene und discutirbare ist, scheint der ganze zweite Theil, die „Demonstration“, in der That nichts weiter zu sein, wie ein Hirngespinnst, der reine Rattenkönig fixer Ideen, die Arbeit eines Phantasten, der sich in den Kopf gesetzt hat, eine große Entdeckung gemacht zu haben, und bei den Versuchen, diese Entdeckung der übrigen Welt klar zu machen, schließlich ganz in der fixen Idee aufgeht, für sich selbst moralisch davon

Digitized by Google

überzeugt ist, aber in seinen „Erklärungen" allmählich den festen Boden unter den Füßen verliert und wie ein steuerloses Schiff auf dem Meere hin und her treibt. Donnelly basirt seine Chiffreentdeckung auf den typographischen Eigenthümlichkeiten und Unregelmäßigkeiten in der Folio-Ausgabe von 1623 und er will darin aus den Unregelmäßigkeiten im Druck, der falschen Paginirung der Seiten, dem unmotivirten Gebrauche verschiedener Schriftarten (Antiqua und Italic) und der sonderbaren Verwendung der Klammern ([ ]) das mathematische Gesetz einer Chiffresprache entdeckt haben. Dieses Gesetz ist aber so complicirt und abstrus, daß es absolut unmöglich ist, ohne Beifügung ganzer facsimilisirter Druckseiten der Folio-Ausgabe den Lesern eine Idee dieser angeblichen Chiffreschrift klar zu machen. Basirt ist das System auf einer Anzahl sogenannter Wurzelzahlen, die er aus den Paginazahlen zweier Stücke in der Folioausgabe ableitet und aus den sogenannten Modificationszahlen, die Bezug haben auf die Anzahl der Worte in einer bestimmten Columne und der Anzahl der erwähnten typographischen Unregelmäßigkeiten in dieser Columne. Mit diesen Wurzel- und Modificationszahlen manipulirt er nun in einer Weise herum, die thatsächlich Niemand versteht, und er hat sich da ein System zurechtgelegt, durch das er schließlich irgend ein Wort, das er gerade braucht, herauszählen kann. Die Methode, mit der er sein System „arbeiten" läßt, ist mehr wie naiv: einmal läßt er die in Cursivschrift und in Klammern gedruckten Worte aus, das andere Mal zählt er sie mit, dann zählt er vorwärts, beim nächsten Worte wieder rückwärts und jeden Augenblick führt er eine neue Regel ein, ohne jedoch irgend welche Gründe für die Verschiedenheit dieser Methoden anzuführen oder ein System in diesen Abweichungen klar zu legen. Das ganze Geheimniß dieser sogenannten Chiffresprache ist einfach das, daß Donnelly zuerst das Wort, das er gebrauchen will, aufsucht und dann erst eine Methode herausfindet, wie man durch Anwendung seiner Wurzel- und Modificationszahlen das betreffende Wort herauszählt; geht's nicht durch Addition, versucht er's mit der Subtraction, sind Worte zuviel da, zieht er die eingeklammerten ab, zu wenig, zählt er sie zu und das Alles ohne System, ohne Regel, ohne Methode, wenigstens hat bis jetzt noch Niemand in den complicirten Erklärungen Donnelly's auch nur die Idee eines mathematischen Gesetzes entdecken können. Donnelly hat sich eben vollständig in eine fixe Idee verrannt und, um diese Idee durchzuführen und aufrecht erhalten zu können, hat er sich ein so complicirtes und abstruses System zurecht gelegt, das er selbst in seinem Eifer natürlich für richtig hält, das aber von einer unbefangenen Kritik als absolut haltlos, als eine willkürliche Wort- und Zahlenspielerei erklärt werden muß.

Nach Donnelly's Theorie hätte also Francis Bacon diese Chiffreschrift in der Folioausgabe arrangirt. Zu dem Zwecke müßte er jedenfalls den Druck vollständig beaufsichtigt und jede Correctur eigenhändig besorgt haben, da natürlich jede Verschiebung einer Linie und die Verstellung eines Wortes das ganze künstliche System zerstört haben würde. Die Folioausgabe von 1623 ist aber in Wahrheit ein Monstrum typographischer Fahrlässigkeit, der Text ist allem Anscheine nach aus den einzelnen Rollen der Schauspieler zusammengesetzt, so daß vielfach die von den betreffenden Schauspielern in ihre Rollen eingetragenen Notizen mit in den Text aufgenommen sind; dabei ist die Ausgabe an verschiedenen Plätzen gesetzt worden und scheinbar sind darin überhaupt gar keine Satzcorrecturen gemacht worden, so daß also schon alle äußeren Gründe dagegen sprechen, daß diese nachlässig gesetzte uncorrigirte und fehlerhafte Ausgabe eine so wichtige Geheimschrift enthalten sollte, bei der der typographische Satz natürlich mit pünktlichster Genauigkeit hätte corrigirt werden müssen.

Das stärkste Argument gegen die Existenz der prätendirten Chiffreschrift ist der Inhalt und die Tendenz dieser in Chiffern enthaltenen „Erzählung" selbst. Im ersten Theile seines Werkes hat Donnelly Francis Bacon als einen hochherzigen, vielgerühmten und humanen Charakter hingestellt; der Verfasser der Erzählung muß aber gerade das Gegentheil gewesen sein, ein niedriger, schmutziger, hinterlistiger Charakter, ein Verleumder und Ehrabschneider der schlimmsten Sorte, ein Mensch, der sich nur im Schmutz wohl fühlt. Zum Beweise bringen wir hier ein Bruchstück aus der von Donnelly herauscalculirten „Erzählung"; dasselbe behandelt die Krankheitsgeschichte William Shakspere's und lautet etwa folgendermaßen: „Er ist, wie ich höre, gegenwärtig sehr krank; er thut jetzt in Sack und Asche Buße für die Ausschweifungen in seinen Jugendjahren. Seine Börse ist wohlgefüllt mit dem Golde, das er für die Spiele erhält. Die Spiele werden sehr bewundert, ziehen viele Zuschauer an und verursachen eine große Ernte von Früchten in Gestalt von Schillingen und Pencen. Man glaubt, daß er alle Ländereien bei New Place für sich ankaufen wird. Wir kennen ihn Alle als einen schlächterartig groben und gemeinen Gesellen, und es ist nach unserer Meinung nicht möglich, daß er die Spiele selbst geschrieben haben kann, dazu besitzt er nicht Witz genug und dazu hat er zu wenig gelernt. Die Sujets der Spiele gehen weit über sein Verständniß hinaus; man glaubt hier aber, daß Ihr Vetter von St. Albans (Francis Bacon war auch Baron von Verulam und Viscount St. Albans. A. d. R.) sie geschrieben. Mit ihm (Shakspere) kann es nicht lange mehr dauern. Er ist vollständig herunter, und ich vermuthe, daß er an einer ganz scheußlichen, unheilbaren Krankheit leidet; so sieht er wenigstens gerade aus; dieser Tage begegnete ich ihm, und obschon ich ihn doch genau kenne, hätte ich ihn beinahe nicht wieder gekannt, so sehr ist er verändert. Er ist noch nicht mehr wie 33 Jahre alt, aber er sieht in seiner Jugend schon aus wie ein abgelebter Greis. Seine Wangen sind weiß, seine Stimme hohl, seine Hände trocken, sein Haar grau, sein Gang schwach, und seine Zunge wackelt bei jedem Schritt. Am Nacken hat er eine ekelhafte Wunde, die jetzt zugeheilt ist und einen Auswuchs, eine Art Gallengeschwür, die jeden Tag größer wird und seine Kräfte schwächt. Er schmeichelt sich selbst mit der Hoffnung und Erwartung, daß er wieder genesen wird. Obschon noch nicht mehr wie 33 Jahre alt, ist sein Rücken gekrümmt und sein Bart und Haupthaar fangen schon an, grau zu werden; Jeder würde ihn jetzt schon für einen sehr alten Mann halten. Er hat große Geschwüre, so dick wie meine Faust an der Kehle und unter dem Kinn; er ist schon krank und in steter Behandlung der Aerzte; er leidet an mehreren gefährlichen Krankheiten; er hat das Zipperlein im großen Maß und ich höre, daß er auch an der Schwindsucht leidet, man glaubt auch, daß er an der scheußlichen Krankheit, der sogenannten Franzosenkrankheit, leidet, welche eine der unheilbarsten aller Krankheiten ist; es gibt in Wahrheit kein Gegenmittel dagegen. Die Krankheit wurde, wie ich höre, unter der Regierung König Heinrichs, des Vaters unserer jetzigen Königin, im Jahre 1515 hier eingeschleppt. In dem Kriege gegen Frankreich kamen unsere Fußsoldaten nach Holland und den Niederlanden und als der König und seine Soldaten nach England zurückkehrten, brachten sie die Krankheit auch in dieses Land."

Das Bruchstück möge genügen. Es ist allerdings eine starke Zumuthung, daß Donnelly uns glauben machen will, daß der große Philosoph Francis Bacon ein solches ekelhaftes, gehässiges Zeug geschrieben haben sollte; jedenfalls hat Herr Donnelly durch die Behauptung, daß Francis Bacon diese schmutzigen Gehässigkeiten geschrieben haben soll, den großen Philosophen, den er im ersten Theile seines Buches bis in den Himmel erhoben, in diesem zweiten Theil zu einer ganz elenden verächtlichen Creatur degradirt. Thatsächlich hat also Donnelly in diesem zweiten Theil das Gebäude, das er im ersten Theile mit so großer Mühe aufgebaut, wieder umgerissen und dadurch, wenn auch gewiß unabsichtlich, der Bacon-Theorie nicht nur nicht genügt, sondern sie wesentlich abgeschwächt. Man kann sogar mit voller Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß, wenn die angebliche Donnelly'sche Chiffreerzählung echt sein und von Francis Bacon herrühren sollte, dieses den unumstößlichen Beweis liefern würde, daß Francis Bacon die Shakespeare'schen Werke nicht geschrieben haben kann.

Herr Ignatius Donnelly hat sich einfach gründlich blamirt und hat sich sein Todesurtheil selbst geschrieben!

Digitized by Google

Feuilleton.

Ein Vater.

Von Björnstjerne Björnson.

Autorisirte Uebersetzung.

Der Mann, von dem hier erzählt wird, war der mächtigste in seinem Kirchspiel; er hieß Thord Överaas. Er stand eines Tages im Amtszimmer des Pastors aufrecht und ernst.

„Ich habe einen Sohn bekommen," sagte er, „und will ihn taufen lassen."

„Wie soll er heißen?"

„Finn, nach meinem Vater."

„Und die Pathen?"

Er nannte die angesehensten Männer und Frauen aus seiner Verwandtschaft.

„Hast Du sonst noch Wünsche?" fragte der Pastor und sah ihn an.

Der Bauer zögerte etwas mit der Antwort.

„Ich wünschte, daß er allein getauft würde," sagte er.

„Das heißt an einem Wochentage?"

„Nächsten Sonnabend 12 Uhr Mittags."

„Wünschest Du sonst noch etwas?" fragte der Pastor.

„Nichts weiter."

Der Bauer drehte die Mütze, als wenn er gehen wollte. Der Pastor stand auf.

„Noch dies," sagte er und ging an Thord heran, nahm seine Hand und sah ihn fest an; „gebe Gott, daß das Kind Dir Segen bringt!"

Sechzehn Jahre nach dem Tage stand Thord wieder im Zimmer des Pastors.

„Du hältst Dich gut, Thord," sagte der Pastor, er fand ihn ganz unverändert.

„Ich habe auch keine Sorgen," antwortete Thord.

Hierzu schwieg der Pastor, nach einer Weile fragte er: „Was führt Dich heute Abend zu mir?"

„Ich komme heute Abend wegen meines Sohnes, der morgen confirmirt werden soll."

„Er ist ein gewitzter Junge."

„Ich wollte Herrn Pastor nicht bezahlen, bis ich hörte, der Wievielte er in der Kirche sein wird."

„Er wird der Erste sein."

„Ich hörte schon so — und hier sind 10 Thaler für den Pastor."

„Wünschest Du sonst noch etwas?" fragte der Pastor und sah Thord an.

„Sonst nichts."

Thord ging.

Wieder vergingen acht Jahre. Da entstand eines Tages großer Lärm vor dem Hause des Pastors; viele Männer kamen und Thord voran. Der Pastor sah von seiner Arbeit auf und erkannte ihn.

„Du kommst heute in Begleitung Vieler."

„Ich komme, um das Aufgebot für meinen Sohn zu bestellen; er wird Karin Stosliden heirathen, die Tochter Gudmunds, der hier steht."

„Sie ist das reichste Mädchen der Gegend."

„Es heißt so," antwortete der Bauer und strich sich das Haar mit der einen Hand.

Der Pastor saß eine Weile in Gedanken versunken, er sagte nichts, trug die Namen in die Listen ein und ließ die Männer unterschreiben. Thord legte drei Thaler auf den Tisch.

„Ich bekomme nur einen," sagte der Pastor.

„Weiß wohl; aber er ist mein einziges Kind — ich wollte es gut machen."

Der Pastor nahm das Geld.

„Du bist jetzt zum dritten Mal Deines Sohnes wegen bei mir, Thord."

„Nun bin ich aber auch mit ihm fertig," sagte Thord, legte seine Brieftasche zusammen, empfahl sich und ging. Die Männer folgten ihm langsam.

Vierzehn Tage darnach ruderten Vater und Sohn bei ruhigem Wetter über die See nach Storliden, um sich wegen der Hochzeit zu besprechen.

„Die Ruderbank liegt nicht fest unter mir," sagte der Sohn und stand auf, um sie gerade zu rücken. In demselben Augenblicke gleitet das Brett fort, auf dem er steht; er greift mit den Armen um sich, schreit auf und fällt in's Wasser.

„Halte Dich am Ruder!" rief der Vater, stand auf und hielt es ihm hin. Nachdem der Sohn einige Schwimmbewegungen gemacht hatte, wurde er steif.

„Warte ein wenig," rief der Vater und rudert stärker. Da wendet sich der Sohn hintenüber, sieht den Vater lange an — und versinkt.

Thord wollte es nicht recht glauben, er hielt das Boot an, starrte auf den Punkt hin, wo der Sohn versunken war, als wenn er wieder zum Vorschein kommen müßte. Einige Blasen stiegen auf, dann noch einige, schließlich eine große, welche zerplatzte — und die See lag wieder spiegelblank da wie vorher.

Zwei Tage und zwei Nächte sah man den Vater an derselben Stelle umherrudern, ohne daß er aß oder schlief; er suchte nach der Leiche seines Sohnes. Endlich am Morgen des dritten Tages fand er sie und wanderte, ihn auf den Armen tragend, über die Berge nach seinem Hofe.

Es war wohl ein Jahr vergangen seit dem Tage. Da hörte der Pastor spät an einem Herbstabend, wie Jemand tastend an der Hausthür nach dem Schlosse suchte. Der Pastor öffnete die Thür, herein trat ein großer, magerer, gebeugter Mann mit weißem Haar. Der Pastor sah ihn lange an, bis er ihn erkannte; es war Thord.

„Kommst Du so spät?" sagte der Pastor und blieb vor ihm stehen.

„Ach ja; ich komme spät," sagte Thord und setzte sich. Der Pastor setzte sich auch und wartete; es blieb lange still.

Dann sagte Thord: „Ich habe etwas mitgebracht, das ich gerne den Armen geben möchte als Legat, das meines Sohnes Namen tragen sollte." Er stand auf, legte das Geld auf den Tisch und setzte sich wieder. Der Pastor zählte es.

„Das ist viel Geld," sagte er.

„Es ist der halbe Werth meines Hofes, ich habe ihn heute verkauft."

Der Pastor blieb lange sitzen, ohne zu sprechen; endlich fragte er milde: „Was gedenkst Du nun zu thun, Thord?"

„Etwas Besseres."

Sie saßen eine Weile still, Thord mit zu Boden geschlagenen Augen, der Pastor ihn ansehend.

Endlich sagte der Pastor leise und langsam: „Jetzt glaube ich, daß Dein Sohn Dir endlich Segen bringen wird."

„Ja, jetzt glaube ich das auch selbst," sagte Thord und sah auf, zwei Thränen liefen über sein Gesicht.

Aus der Hauptstadt.

Das Lutherfestspiel in Berlin.

Hans Herrig hat sich in seiner Schrift Luxustheater und Volksbühne über die Ziele eines zu begründenden wahrhaft nationalen Dramas ausgesprochen. Sein Lutherfestspiel ist in einer Reihe deutscher Städte zur Aufführung gekommen, und somit ist die praktische Probe auf die theoretische Formel gemacht. Für Berlin hat der Superintendent August Trümpelmann mit seinem Volksschauspiel Luther und seine Zeit den ersten Erfolg des populären Nationaldramas eingeheimst. Er hat das Glück gehabt, daß sich Polizei und Studentenschaft in gleichem Grade für sein Stück interessirten, und das Interesse der Ersteren ist der schließlich doch noch gestatteten Aufführung entschieden zu Gute gekommen. Der Beweis für die Lebensfähigkeit des Volksschauspieles ist durch die Berliner Probe nicht geliefert: Dichter, Darsteller und Publikum scheinen zu einer solchen gleich wenig geeignet.

Digitized by Google

In der Theorie des Volksschauspieles steckt ein richtiger, keimkräftiger, wenn auch nichts weniger als neuer Gedanke. Wenn sich das Volk für das Drama interessiren soll, muß es sich selbst auf der Bühne geschildert sehen, darin liegt das offene Geheimniß des stets sicheren Erfolges von „Egmont", „Wilhelm Tell" und „Wallensteins Lager". Die moderne Bühnenleitung spielt in instinctivem Feingefühl für das Zugkräftige mit dem Arrangement von Massenscenen, aus denen sich volksthümliche Typen herausheben, ihren besten Trumpf aus. Dazu bedarf sie allerdings eines Poeten vom Schlage eines Schiller oder Goethe, das heißt mit anderen Worten: das Volksschauspiel ist da, sobald sich der Volksdichter gefunden hat.

Herr Superintendent August Trümpelmann ist dieser Volksdichter nicht, wie denn aus der Mitte des sterilen modernen Protestantismus heraus für das Kunstschaffen überhaupt kein Heil zu erwarten sein dürfte. Er hat die Fühlung mit dem Volke viel zu sehr verloren, als daß er sich ihm in irgend welcher Form verständlich machen könnte. Wenn die Volksscenen des ersten Bildes des Trümpelmann'schen Dramas „Vor den Thoren Erfurts" einen Erfolg erzielt haben, so ist es einzig und allein der durch die Censurstriche nothwendig gewordenen Ueberarbeitung Wildenbruch's zuzuschreiben. Die eigene Arbeit Trümpelmann's ist matt und leblos. Der Ablaß verlangende, von den Humanisten geschützte Jude als Motiv des Ausbruches gegen Tetzel ist eine in der Studirstube ausgeheckte Unmöglichkeit. Ein vor einer Kirchthür tobender Volkshaufe gibt mit seinem charakterlosen Lärm absolut kein richtiges Bild von der Bilderstürmerei, und Luther ist mit Karlstadt und Genossen wahrlich nicht so leicht fertig geworden, wie Herr Trümpelmann meint. Wenn man eine gewaltige Zeit wie die der Reformation in Einzelscenen schildern will, dann muß man mit viel rücksichtsloserer und treffsicherer Faust zugreifen, als sie dem protestantischen Theologen zur Verfügung steht. Daß er sich mit dem Intriguenspiel der deutschen Fürsten noch leichter und äußerlicher abfindet, müssen wir wieder dem Theologen auf das Conto schreiben, so daß wir uns immer ängstlicher nach dem Dichter umzusehen anfangen, mit dem wir es doch eigentlich zu thun haben sollten. Auch in der Herausarbeitung der denkbar wirksamsten Bühnengestalt Luthers können wir ihn nicht entdecken. Was in den Reden des Reformators packt, sind seinen Schriften entnommene Kernworte, die wie echte Steine aus der Talmifassung der geistlichen Kanzelberedtsamkeit herausleuchten. Von dem Dichter, dessen Gestaltungskraft an der markigen Gestalt Luther's scheitert, ist für die Volksbühne nichts zu erwarten.

Auch in der Wahl der Darsteller liegt ein Mißgriff. Das Volk auf die Bühne gebracht durch das Volk für das Volk, so heißt die Zauberformel, von der man eine Regeneration des nationalen Theaters erwartet. Die Studentenschaft aber ist am allerwenigsten geeignet, das Volk zu repräsentiren. Das beweist schon die eine Beobachtung, daß der Darsteller Luther's eine leicht erkennbare Copie des Königlichen Hofschauspielers Ludwig lieferte. In Oberammergau spielen die Leute sich selbst, der Berliner Student kann es im günstigsten Falle versuchen, mehr oder weniger berühmten Berufsschauspielern so nahe als möglich zu kommen. Das heißt nicht eine Volksbühne schaffen, sondern dem jugendlichen Dilettantismus Gelegenheit zur Bethätigung geben.

Die erste Aufführung des Volksschauspieles im Victoriatheater ist von stürmischem Beifall begleitet gewesen, der schließlich in der Absingung des Lutherliedes „Eine feste Burg ist unser Gott" gipfelte. Das wäre ein volksthümlicher Erfolg, wenn das Volk im Publikum überhaupt vertreten gewesen wäre. Aber die Berliner Studentenschaft spielte vor einem Parterre von Professoren und Theologen. Sie spielte außerdem vor einer Zuhörerschaft, die es für ihre Pflicht hielt, gegen eine Polizeimaßregel zu demonstriren.

Wir würden uns mit diesem Gelegenheitsfestspiel nicht so eingehend beschäftigt haben, wenn es der Verfasser nicht eingestandener Maßen versucht hätte, aus ihm ein „Volksstück" herauszuarbeiten. Damit hat er sich auf die Wege Hans Herrig's begeben, dem ein gewisses Zielbewußtsein nicht abzusprechen ist. Wir haben es demgemäß für unsere Pflicht gehalten, darauf aufmerksam zu machen, daß Verfasser, Darsteller und Publikum den ersten Anforderungen der Volksbühne nicht entsprechen, d. h. mit dem Volk im eigentlichen Sinne des Wortes nichts zu thun haben.

M.

Notizen.

Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland. Von Heinrich Vierordt. (Heidelberg, C. Winter). — Mit vorliegenden Gedichten ist der talentvolle badische Dichter nach einer mehrjährigen Pause wieder vor die Oeffentlichkeit getreten und hat den Kennern seiner früheren Schöpfungen eine Ueberraschung bereitet. Während seine bisher erschienenen Dichtungen die Natur, Sage und Geschichte des deutschen Heimathlandes und des Nordens zum Gegenstand wählten und von durchaus germanischem Geiste durchweht waren, sehen wir hier den Dichter den klassischen Boden betreten, die Stätten und Denkmäler der antiken Cultur und Kunst besingen. Daß nicht hier, sondern eben im germanischen Norden die eigentliche Heimath der Vierordt'schen Muse ist, darauf scheint uns allerdings Manches in diesen Dichtungen aus Italien und Griechenland hinzuweisen. Manches erscheint etwas reflectirt, verstandesmäßig kühl, nicht so unmittelbar die Phantasie und das Gefühl ergreifend, wie wir es sonst bei Vierordt gewöhnt sind. Die Kraft und Tiefe seines poetischen Könnens scheint uns stellenweise durch fremden Stoff zurückgedrängt; allerdings an anderen Stellen bricht sie in alter Frische hervor. Je mehr das specifisch klassische Element und Localcolorit zurück- und das allgemein menschliche hervortritt, desto mehr steigert sich die poetische Kraft und erhebt sich in einzelnen Gedichten auf die volle Höhe des Könnens; dies gilt auch insbesondere für die Parthien, wo nordische und deutsche Elemente hereinragen, wie z. B. in dem Gedicht „Geibels Andenken". Für einzelne schwächere Parthien werden wir reichlich entschädigt durch die besonderen Vorzüge, welche gerade diese Dichtungen aufzuweisen haben. Dazu rechnen wir vor Allem, daß der Dichter es verstanden hat, gemäß der Goethe'schen Forderung: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's", dem südlichen und antiken Stoffe sich anzupassen, ohne seine heimische, dichterische Eigenart aufzugeben. Dadurch haben diese Dichtungen ein originelles, individuell-charakteristisches Gepräge erhalten und zeigen eine eigenthümliche Verbindung des germanischen und classischen Elementes, die ihnen einen besonderen Reiz verleiht. Die warme Begeisterung und das tiefe Verständniß für Land und Leute, Geschichte und Kunst der classischen Lande, tritt uns überall entgegen; aber vor allen nachahmerischen, „antikisirenden", „classicistischen" Tendenzen in Auffassung, Stil und Sprache hat sich Vierordt wohl gehütet. Ein weiterer Vorzug der „Akanthusblätter" ist der einheitliche Charakter, der gemeinsame Grundton, der hindurchgeht und die einzelnen, nicht direct zusammenhängenden Gedichte zu einem geschlossenen künstlerischem Ganzen verbindet. Und schließlich liegt auch in der Anziehungskraft, die der Gegenstand ausübt, ein Vorzug dieser Sammlung. Denn jene erhabenen Stätten und Denkmäler des classischen Alterthums, die uns von Jugend an geistig vertraut und bekannt sind, sehen wir hier vom Dichter in begeisterten Worten gefeiert, so manche Stelle aus der Geschichte und Kunstgeschichte Italiens und Griechenlands in lebendig-anschaulichen Bildern vorgeführt, so manches köstliche Stück südlichen Bodens in stimmungsvoller Schilderung dem geistigen Auge nahe gerückt. — Zwei Gedichte hätten aus dieser Sammlung wegbleiben können. „Philister-Urtheil" und „Todtenklage". Verse, wie sie in letzterer vorkommen, z. B.: „Ist das Weh auch allgemein, dauernd ist der Ruhm allein" oder „In der Götter Schooß er ruht, nur die Todten haben's gut" sind doch etwas trivial. Der Verfasser muß sich überhaupt vor „volksthümlichen" Tendenzen in Ausdrucksweise und Versmaß hüten, man kommt dabei zu leicht in's Triviale. Um einiges besonders gelungene hervorzuheben, so rechne ich „Die Insel der Cäsaren" (Tiberius in der blauen Grotte von Capri und Napoleon auf Elba) zu den besten episch-lyrischen Gedichten Vierordt's; auch „Tiberius auf Capri" ist recht gut. Ein interessantes Beispiel dafür, daß dem Dichter auch das Niedlich-Graziöse und der schalkhafte Ton zu Gebote stehen, liefert das reizende kleine Gedicht „Amorettenverkauf"; während wir wiederum zwei seiner besten, von musikalischem Wohllaut erfüllten lyrischen Stimmungsbilder in der „Idylle" und „Der Hahn auf dem Schiffe" finden. Friedr. v. Goeler-Ravensburg.

Rauch. Sechs Novellen aus dem Alltagsleben. Von Luise Westkirch. (Berlin, Alexander Duncker.) — Es ist schon an sich anerkennenswerth, wenn eine schriftstellernde Dame aus dem Salon in die Kellerwohnungen hinabsteigt und sich davon überzeugt, daß auch dort Leute wohnen, die Erzählenswerthes empfinden und erleben. Gehört doch ein eigener Reinlichkeitssinn dazu, um sich da unten in Schmutz und Kehricht fleckenlos zu erhalten. Der Verfasserin ist es gelungen, in jeder dieser sechs Novellen ein realistisches Genrebildchen zu geben, dessen reines Colorit nicht nur die scharfsichtige Beobachterin, sondern auch die poesivolle Künstlerin verräth. Stets handelt es sich um einen ernsten Wendepunkt in einem eng begrenzten Dasein, der durch ein Aeußerliches bestimmt — mag es nun ein Shawl, ein Kinderkuß oder ein Lied sein — eine seelische Umwälzung bewirkt. Luise Westkirch könnte ihren männlichen Genossen vom realistischen Glaubensbekenntniß zum Muster dienen in der strengen Sichtung des durch Beobachtung gewonnenen Materials. Sie überschreitet niemals die Grenze des ästhetisch Zulässigen in der Schilderung des Accessoirs. Die kernige Sprache des Volkes erscheint insoweit gemildert, als für die Genießbarkeit des Dialoges nothwendig ist. g. m.

Das Buch Weinsberg. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. Zweiter Band. (Leipzig, Alphons Dürr.) — In Band 32, Nr. 32 der „Gegenwart" haben wir den ersten Band des Buches Weinsberg ausführlicher gewürdigt; der nun vorliegende zweite schließt den Text ab, und es steht nur noch ein Erläuterungsband aus. Alles was wir dem ersten Bande nachrühmten, können wir auch dem zweiten nachrühmen: dieselbe sorgfältige Edition, das gleiche vorsichtige Verfahren in der Auswahl des Mittheilenswerthen, eine reiche Fülle gelehrter Anmerkungen und ein für den Germanisten wichtiges Register. Die Erzählung der Lebensschicksale des biederen Hermann Weinsberg und seiner weitverzweigten Familie setzt beim Jahre 1552 ein und schreitet bis 1578 fort — das Original allerdings noch bis 1587, doch bleibt dieser Theil von der Ausgabe ausgeschlossen. Hermann hat noch manche schwere Schicksale durchzumachen, nicht zum wenigsten in einer zweiten Ehe, die recht unglücklich ausfällt, aber auch freudige Erfahrungen bleiben nicht aus, besonders gewinnt er das Ansehen seiner Mitbürger in hohem Grade und wird zu wichtigen und leitenden städtischen Aemtern berufen. Allerdings begann Köln damals von seiner Höhe herabzusinken, aber es bleibt immer noch genug von der früheren Stellung zurück, um die Schilderung von Weinsberg's öffentlicher Thätigkeit zu einer nicht unwichtigen Quelle nun auch für ein etwas weiteres Gebiet der deutschen Geschichte zu machen. Daneben tritt nach wie vor das persönliche Element in seiner vollen typischen Bedeutung auf und gewährt den gleichen Reiz, wie das Studium des ersten Bandes.

b. g.

Digitized by Google

Inserate.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind erschienen:

Lieder und Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. 16. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk 5.—.

Neue Balladen von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 3.—.

Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg geb. mit Goldschn. Mk. 3.—. (Neu.)

„Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Man weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung . ." (Staatsanzeiger f. Württ.)

Soeben erschien in **zweiter Auflage** und ist wieder in allen Buchhandlungen vorräthig:

LEONIE.

Roman von Erwin Balder.

283 Seiten. Preis: 4 Mark.

Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.

Neuer Verlag
von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Rudolph von Ihering,

Geist des Römischen Rechts

auf den

verschiedenen Stufen seiner Entwickelung.

3. Theil, 1. Abtheilung.

Vierte, verbesserte Auflage.

XXVIII u. 397 S. gr. 8. Preis ℳ 10; fein geb. ℳ 11.50.

Mit diesem Bande, der durch eine längere, neue Vorrede des Verfassers eingeleitet wird, liegen nunmehr die bisher erschienenen 4 Theile des berühmten Buches in vierter, verbesserter Auflage vor. Das angehängte Sachregister über das ganze Werk ist vervollständigt und dadurch das frühere Quellenregister entbehrlich geworden.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Dr. G. H. Theodor Eimer,
Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen,

Die Entstehung der Arten

auf Grund von

Vererben erworbener Eigenschaften

nach den

Gesetzen organischen Wachsens.

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

I. Theil.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

Zimmer-Gymnastik.

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

Zweite Auflage.

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren.

1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Grundzüge
der
mathematisch-physikalischen Theorie
der Musik
von
Theodor Wittstein,
Dr. phil. und Professor.
gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

Verlag von **Robert Lutz, Stuttgart.**

Sternbanner-Serie:

Amerikanische Humoristen und Novellisten.

Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruderheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
" II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
" III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story":** Aldrich, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.
" IV. **Stocktons Kuriose Geschichten.**
" V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Flandern und Brabant.
Episches und lyrisches von **Pol de Mont,** übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Flemmich.** Preis eleg. broch. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.

Aus den Tagen der Hansa.
Drei Novellen von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. ℳ 12.—, eleg. geb. ℳ 15.—

Ein Skizzenbuch von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Facsimile des Verfassers ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—

Freiburg i. B. **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Handelsschule zu Berlin.
Fischerbrücke 25.
Dr. **Lange,** Direktor.
Die Schule hat die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Befähigung zum **einjährig-freiwilligen** Militair-Dienst. Gewissenhafte Pensionen für Schüler werden nachgewiesen.

In unserem Verlage erscheint:

Die Gemälde-Galerie
der
Königlichen Museen zu Berlin.
Mit erläuterndem Text
von
Julius Meyer und **Wilhelm Bode.**
Herausgegeben von der
General-Verwaltung.

Die ersten beiden Lieferungen, je 6 Einzelblätter und 7 resp. 4 Bogen Text enthaltend, sind erschienen; alle folgenden werden ebenfalls je 6 Einzelblätter und durchschnittlich 4 Bogen Text bringen. Gross-Folioformat. Jährlich werden zwei bis drei Lieferungen ausgegeben.

Preis jeder Lieferung 30 ℳ. — Ausserdem werden abgezogen in grösstem Folioformat:

Künstler-Ausgabe: Remarque-Drucke auf japanischem Papier mit eigenhändiger Unterschrift der Künstler in 25 in der Presse numerirten Exemplaren. Preis der Lieferung 100 ℳ.

Vorzugs-Ausgabe: auf chinesischem Papier mit breitem Plattenrande in 80 in der Presse numerirten Exemplaren. Preis der Lieferung 60 ℳ.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 23. Juni 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kaiser Friedrich † — Die Gründung eines „Internationalen Erziehungsrathes". Von L. Mittenzwey. — Die geschichtliche Stellung der heutigen Medicin. Von Dr. med. L. Philippson. — **Literatur und Kunst:** Junge Literatur. Von Wilhelm Goldbaum. — Der internationale Schutz der Literatur und Kunst. — Zur Geschichtsphilosophie. Von Karl Jentsch. — **Feuilleton:** Brennende Liebe. Novellette von P. Hann. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Gurlitt's Kunstsalon. Von G. M. — Inserate.

Kaiser Friedrich †

Die Trauerflöre, die Cypressenreiser,
Die jüngst vor Deinem Vater sich gebeugt,
Wir bringen sie auch Dir, o todter Kaiser,
Und unser Herz, das unsern Gram bezeugt.

Zum Sterben reif stiegst Du empor zum Throne,
Wie Todesgruß klang uns're Huldigung.
Du aber griffst mit frischem Muth zur Krone
Und mit dem Scepter schienst Du wieder jung.

Verheißungsvoll von Deinem leisen Munde
Hat Deine Botschaft an Dein Volk getönt,
Sie träufte Balsam in so manche Wunde,
Und Ostern ward durch Deine Huld verschönt.

Wir sahen schon von Deinem Lager weichen
Die finstern Mächte, die Dein Glück gestört,
Und sahn Dich wieder mit dem Laub der Eichen,
Glorreicher Held von Königgrätz und Wörth!

Ein Reich des Friedens und des Ewig-Schönen
Schien uns durch Deine Weisheit neu bescheert
Und Mars im frohen Reigen der Kamönen,
Doch stark, daß er dem Friedensstörer wehrt.

Liebreicher Vater warst Du unserm Volke,
Das schon in Dir den milden Herrscher preist, —
Da zuckt der Wetterstrahl aus düstrer Wolke,
Und wieder fühlen wir, daß wir verwaist.

Stark bis zuletzt und doch vom Tod getroffen,
Ein Leichnam, den der Wille nur belebt,
So zwischen Schmerz und Pflicht und Gram und Hoffen
Hast Du gekämpft und hohes Ziel erstrebt.

Du Frühlingskaiser, ruh' von Deinem Ringen!
Was Du, ein Sterbender, gewollt, wird sein!
Ein Lebender wird es dereinst vollbringen,
Zum Segen wird Dein Todeskampf gedeih'n!

Digitized by Google

Die Gründung eines „Internationalen Erziehungsrathes".

Von L. Mittenzwey.

Unter der Bezeichnung „Internationaler Erziehungsrath" hat sich jüngst eine Vereinigung von Männern gebildet, welche nichts Geringeres bezweckt, als die Erziehung zu „internationaler Einheit in pädagogischen Grundsätzen", insbesondere auch in der Erziehung zum Patriotismus. In dem Aufrufe heißt es unter anderen: „Den handgreiflichsten Beweis des Mangels an internationaler Einheit in pädagogischen Grundsätzen liefert das Kriegsübel, — die Masse, die die Masse tödtet. Bei diesem handgreiflichst wunden Punkte des Weltverkehres muß also der Hebel angesetzt werden, um die verlangte Einheit auf dem ganzen Gebiete der Erziehung herbeizuführen. Nicht länger darf jener Patriotismus, der zur Zeit überall die Militärbudgets zu ungekannter Höhe treibt, das große Wort reden auch bei der Erziehung des Kindes. — Jene patriotische Gesinnung, die bis jetzt die rohe Gewalt anbetet, ist es, welche die patriotisch-friedlichen Grundsätze unterdrückt. Viele, viele Lehrbücher (z. B. der Geschichte), viele, viele Lehrer halten fest am alten Schlendrian, mit Vorliebe die Gegensätze zwischen Volksstämmen und Nationen, und dementsprechend den kriegerischen Geist zu pflegen. — So wie die Sachen jetzt liegen, darf es keinen Augenblick länger bleiben. Nicht länger dürfen die Kanonen die letzte Entscheidung bei den Völkern bilden. — —" Der Aufruf selbst ist gleichzeitig in sieben Sprachen geschrieben, und das provisorische Comité zeigt Vertreter aus zehn verschiedenen Ländern; vertreten sind die Vereinigten Staaten Nordamerikas, ferner Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Irland, Niederland, Oesterreich-Ungarn, Schweden und die Schweiz. Die Unterzeichner, 31 an der Zahl, gehören den verschiedensten Ständen an; es sind vertreten: Juristen, Geistliche, Schulinspectoren, Lehrer an Gymnasien und Volksschulen, Militärs, Schriftsteller, Herausgeber von Zeitschriften ꝛc. Auch haben sich, wie im Prospecte gesagt wird, einige Unterrichtsbehörden günstig über das Unternehmen ausgesprochen.

Es muß allerdings zugegeben werden, daß häufig nur die Verherrlichung des Krieges und die Weckung des kriegerischen Sinnes als Hauptfactor der patriotischen Erziehung angesehen wird; und wenn man sich daher bemüht, dieser irrigen und so nachtheiligen Auffassung allen Ernstes entgegen zu arbeiten, so ist dies sicher gut zu heißen. Verfolgen wir diesen Gedanken etwas weiter.

Der echte Patriotismus wird zwar immer auf die Bewahrung und Förderung des dem Volke und Staate eigenen Besitzthumes, sei dies nun äußeres, wie Land, oder inneres, wie Sprache, Sitte, Recht, gerichtet sein; er wird eine Hauptaufgabe darin finden, die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des eigenen Volkes zu wahren und drohende Gefahren abzuwehren — mithin bleibt Kriegstüchtigkeit, so lange Gefahren drohen, eine Nothwendigkeit für ein Volk — doch ein Volk, welches von echt-patriotischer Gesinnung beseelt ist, wird billiger Weise auch die Selbständigkeit anderer Völker achten und niemals die Bahn der Eroberung beschreiten, niemals die Ursache zu einem Kriege sein; die Kriegsmacht darf daher auch nur Mittel, niemals Zweck sein. Wenn sich ein Volk im Kampfe um ein menschenwürdiges Dasein gegen einen rohen Angriff wehrt, so hat es eine menschenwürdige Schuldigkeit gethan. Doch es müßte unablässig dahin gearbeitet werden, daß solche bestialische Angriffe nicht mehr vorkämen, daß man diese Auswüchse der Menschennatur, dieses Stehenbleiben auf einer mehr oder weniger tiefen Stufe der Barbarei tief verdammen und allgemein anerkennen würde, daß der Mensch zu etwas Edlerem geboren ist. Unablässig müßte dahin gearbeitet werden, daß nicht, wie so vielfach geschieht, die werthvollsten Kräfte des Volkes an Gut und Blut ausgebeutet würden, um die roheste Seite der menschlichen Natur — den Krieg — zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen; daß statt der Cultur der Bajonette die Cultur des Geistes die Oberhand gewinne.

Man betrachtet im gemeinen Leben den Krieg und den Kriegerstand als etwas Herrliches. Das Schlachtfeld, vor dem der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllen muß, preist man als das Feld der Ehre. Die kriegerischen Thaten gelten als die höchsten Leistungen des Staatsbürgers und heben ihn hinauf aus dem großen Haufen in den Adel. Der Tod auf der Wahlstatt wird gepriesen als das schönste Ende. „Kein schönerer Tod ist in der Welt, als wer vom Feinde erschlagen." Das im Kampfe vergossene Blut befleckt nicht die Hand des Vergießenden, sondern es reinigt sie und macht das Eroberte zum rechtmäßigen Besitze, denn der Ausgang eines Massenzweikampfes offenbart den göttlichen Willen*) und spricht das Urtheil aus über das Recht oder Unrecht der Kämpfenden; der Krieger ist nur ein Werkzeug des strafenden Gottes (Attila und Napoleon I. nannten sich „Gottesgeißel"). Zwar ist der Frieden ein Segen für ein Volk, doch jeder Frieden ist in sich ein fauler Frieden und bedarf des Kriegsgewitters zur Luftreinigung.**) — Jeder Fortschritt muß erkämpft werden, und jede verbesserte staatliche Institution ist mit Blut gekittet, mithin ist der Krieg eine Nothwendigkeit, er ist ein Läuterungsproceß der Menschheit. — Wäre diese Deduction richtig, so bedürfte es keiner ferneren Worte, doch sie kann es nicht sein.

Der Krieg ist niemals zu rechtfertigen, weder vom empirischen, noch vom psychologischen, weder vom moralischen, noch vom religiösen, weder vom nationalökonomischen, noch von irgend einem anderen Standpunkte aus. Nicht vom empirischen, denn die Erfahrung lehrt, daß der Segen des Krieges ein eingebildeter ist; man spricht zwar im gewöhnlichen Leben: der Krieg muß sein, denn er bewahrt vor Verweichlichung, er bewahrt ferner vor Uebervölkerung, er führt die Herzen zu Gott. Der Krieg macht jedoch nicht physisch stark, sondern er ruinirt die physische Kraft; gar viele Krieger tragen den Keim zu mancher Krankheit in sich und die nachfolgenden Generationen, durch kranke Eltern erzeugt, haben noch darunter zu leiden. Er bewahrt ferner nicht vor Uebervölkerung, denn wenn von den zwei Millionen, welche 1870/71 im Felde standen, nicht Einer zurückgekehrt wäre, der Unterschied in Hinsicht auf die Bevölkerungsdichte würde kaum gefühlt worden sein. Die Erfahrung lehrt ferner, daß der Krieg nicht humanisirend, nicht bessernd wirkt; es ist zwar Thatsache, daß während des Krieges und solange die Gefahr droht, sich so manches Herz im Gebete wieder zu Gott wendet, welches vorher wenig nach Gott fragte, doch nach dem Verschwinden der Noth und Gefahr ist's in der Regel beim Alten, ja oft noch schlimmer, weil der Krieg den Menschen psychologisch nothwendig verroht; mithin ist auch der Krieg nicht zu rechtfertigen vom moralischen Standpunkte aus. Er ist es auch nicht vom psychologischen. Man hat zwar die psychologische Begründung nachzuweisen versucht in dem Soldatenspiele der Knaben und gesagt, die Kriegslust sei angeboren. So gern zwar die Knaben die Kräfte gegenseitig messen und auch manche Schneeballschlacht liefern, so liegt ihnen doch nichts ferner als Tod und Sterben, nichts liegt ihnen ferner, als Blut fließen zu sehen. Das Kind mag beispielsweise selbst nicht einmal das Schlachtvieh tödten sehen — Ausnahmen sind nicht normal, — so sehr es sich sonst auf das „Schlachtfest", da es Wohlleben, des Kindes höchsten Genuß, im Gefolge hat, freut; noch mehr würde die Tödtung von Menschen seinen Gefühlen widerstreiten. Die Balgereien

*) Vgl. Dr. Lasson, „Das Culturideal und der Krieg": „Der Ausgang des Krieges ist immer gerecht, ein wahres Gottesurtheil. — — Der Krieg ist das Universalheilmittel für den Staat, der erst den Menschen zum Menschen, d. h. zum vernünftigen Naturwesen macht. — Darum ist der Nationalhaß etwas Edles und Gutes, denn der Nationalhaß erhält die dauernde Möglichkeit des Krieges."

**) Vgl. Hegel (Bd. X): „Der Krieg als der Zustand, in welchem mit der Eitelkeit der geistlichen Güter und Dinge, die sonst eine erbauliche Redensart zu sein pflegt, Ernst gemacht wird, hat die Bedeutung, daß durch ihn die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheit erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulniß bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Frieden versetzen würde."

Digitized by Google

der Kinder sind nichts als übersprudelnder jugendlicher Uebermuth, welcher unter günstigen Verhältnissen von selbst in gesunde Bahnen einlenkt. Dauert diese Neigung auch bei Erwachsenen noch fort, dann fehlt die Selbstbeherrschung, diese Tugend, welche sowohl jeder Einzelne, als jedes Volk besitzen sollte. Die Scheu vor Menschenblut ist natürlich; sie wird freilich großentheils überwunden, wenn man der Jugend zeigt, wie der kürzeste und sicherste Weg zu dem Pantheon der Nation über das Schlachtfeld führt. Auch alle ferneren psychologischen Beweise, die wir jüngst für die Nothwendigkeit des Krieges beigezogen fanden, sind nicht im Stande, die Feuerproben der Vernunft zu bestehen. Der Hinweis auf die Kämpfe der Elemente in der Natur ist ebenso wenig zutreffend als der Hinweis auf die Kämpfe in der eigenen Brust. Vom nationalökonomischen Standpunkte aus kann der Krieg deshalb nicht gerechtfertigt werden, weil ein Volk durch ihn verarmt. Franklin z. B. sagt: „O, welch' einen Zuwachs von Lebensannehmlichkeiten könnte die Menschheit erlangt haben, wenn alles im Kriege verbrauchte Geld zu nützlichen öffentlichen Unternehmungen verwendet worden wäre." Vom religiösen und besonders vom christlichen Standpunkte aus kann das Urtheil über den Krieg kein günstigeres werden, obgleich die Religion den Deckmantel zu dem kriegerischen Treiben hat hergeben müssen. Das Christenthum lehrt die Feindesliebe und Duldsamkeit; es sieht alle Menschen als Kinder Gottes an und verlangt von seinen Bekennern, alle Menschen mit selbstvergessender Liebe zu umfassen. Den Buchstabengläubigen sei aber zu bedenken gegeben, daß es nach Matth. 26, 52 verboten ist, das Schwert zu ziehen und daß Gott weder Bajonnette noch Vierundzwanzigpfünder schuf; würde er doch sonst nicht Alles für sehr gut befunden haben (Genesis I, 31).

Der Krieg ist selbst nach Darwin'schen Grundsätzen, „daß der Kampf um's Dasein das Mittel sei, durch welches die Menschheit sich nothgedrungen fortentwickelt," nicht zulässig, weil die ewige unaufhaltbare Fortentwickelung die größte Vervollkommnung, welche folgerichtig auch den Krieg nicht beibehalten darf, zum Endresultate hat.

Daß viele der verbesserten Institutionen erst Folgen des Krieges sind, ist leider zu bedauern. Zu bedauern ist, daß man die Zeichen der Zeit nicht verstand (Matth. 16, 3), daß man oft bloß das für praktisch hielt, was theoretisch längst todt und verfault war. Goethe läßt seinen Alba sprechen: „Muß nicht eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zuständen nicht mehr entspricht? Man lügt nicht ungestraft einer veralteten Institution junge Lebenskraft und die Fähigkeit an, die Welt im ewigen gestrigen Gleise zu erhalten." Die Verbesserungen sind somit auch nicht Folgen des Krieges; weil man sich den Forderungen des Zeitgeistes als Forderungen aus bloßer Oppositionssucht feindselig gegenüberstellte, so mußte Gewalt gegen Gewalt kämpfen. Ein Strom läßt sich zwar ein neues Bett anweisen, doch er läßt sich nicht abdämmen. — Und dies ist auch der Grund, weshalb der Krieg noch fortbesteht; weil eben die Staatswissenschaft in ihren Folgen noch so weit hinter der Rechtswissenschaft zurück ist, weil die Entscheidungen politischer Processe dem Kriege oder dem Aufstande, nämlich dem Zufalle oder der Gewalt überlassen werden. Wir meinen nun, so wie sich Mensch gegen Mensch nach Recht und Pflicht verhalten soll und Eigenhülfe nicht zulässig ist, so müßten es auch Völker gegen Völker halten, d. h. alle Staatenstreitigkeiten sind wie Privatstreitigkeiten durch Tribunale (Congresse) — Völkertribunale — zu lösen. — Dieser Gedanke ist nicht neu; der Franzose St. Simon hat zu Anfang der vierziger Jahre ein derartiges Bild der Zukunft entworfen. Die Hauptgedanken seines Werkes: „Oeuvres de St. Simon par Olinh Rodrigues. Paris 1841" sind etwa kurz folgende: Das Tribunal wird unter dem Namen Neutonischer Rath von 21 Auserlesenen der Menschheit gebildet, ernannt wird derselbe durch allgemeine Abstimmung. Jedes Land des Erdkreises wählt einen speciellen Neutonischen Rath für sich. Die Räthe der verschiedenen Gegenden des Erdkreises haben durch permanente Abgeordnete in steter enger Beziehung zu einander zu bleiben. In allen Räthen ohne Ausnahme führt der vornehmste Mathematiker den Vorsitz. — Die Menschheit hat sich nach einer dreifachen Seite zu entwickeln; nach der Richtung der Vernunft bildet sie die Wissenschaft aus als ihr Dogma; nach der Richtung der Macht bildet sie die Industrie aus als ihren Cultus und nach der Richtung der Liebe bildet sie die Politik aus als ihre Religion. — Alle gesellschaftlichen Institutionen haben zum Zwecke die Vervollkommnung des moralischen, physischen und intellectuellen Zustandes. — Die gesellige Hierarchie besteht aus Theoretikern oder Gelehrten, aus Praktikern oder Industriellen und aus Regierenden oder Priestern. — Die Religion ist die Liebe zur Menschheit und die Glückseligkeit für die Menschheit. Die Menschheit und die Welt leben in Gott. — Die Menschheit soll eine einzige Familie unzähliger Kinder bilden. So wird an die Stelle der bisherigen fruchtlosen nationalen Kämpfe nach und nach ein allgemeiner Frieden treten. — Die Gesellschaft in ihrer Gesammtheit wird befaßt durch die Religion und findet in dieser Ordnung, dieser Harmonie, diesem Zusammenwirken den Willen und die vollständige Offenbarung Gottes. — Alle Menschen werden arbeiten und sich alle als Arbeiter einer großen Werkstätte betrachten, deren Arbeiten den Zweck haben, den menschlichen Geist der Vorsehung anzunähern. — Der höchste Neutonische Rath wird die Arbeiten leiten nach den Gesetzen der allgemeinen Attraction. — Alle Neutonischen Räthe werden die Trennungslinie genau beobachten, welche die geistliche Macht der Erde von den weltlichen Regierungsgewalten scheidet. — Sobald die allgemeinen Wahlen des höchsten Rathes und seiner Unterbehörden werden in's Werk gesetzt sein, wird die Geißel des Krieges für immer von Europa weichen u. s. w.

Man wird finden, daß diese Ideen mit denen des Internationalen Erziehungsrathes, dessen Gründung (wie bereits eingangs erwähnt) in Angriff genommen ist, in mancher Hinsicht verwandt sind. Noch sei erwähnt, daß auch in verschiedenen Ländern verwandte Vereinigungen bestehen, so in den Vereinigten Staaten eine „Allgemeine Friedens-Union", in Dänemark ein „Friedens-Verein", in England eine „Internationale Friedens- und Schiedsgericht-Gesellschaft" u. a. —

Man wird einwenden, daß bei der Einrichtung von Völkertribunalen ꝛc. diejenige Macht, welche sich nicht gutwillig fügt, auch durch Gewalt, d. h. durch Krieg zur Anerkennung der Beschlüsse genöthigt werden müsse — Inter arma silent leges — der Krieg mithin nicht zu vermeiden sei. Man wird einwenden, daß diese Abgeordneten auch aus Menschen, die mit menschlichen Fehlern und Schwächen behaftet sind, bestehen werden, diese ganzen Bestrebungen überhaupt eine thörichte Selbstüberschätzung in sich schließen.

Wir meinen nun, wenn in allen Ländern in Unterricht und Erziehung, durch Haus und Schule, durch Kirche und Presse ꝛc. die Weckung feindseliger Simmung zwischen den einzelnen Staaten und Völkern unterbliebe, so daß der Patriotismus nicht zum Ultrapatriotismus ausartete, so wäre schon sehr viel gewonnen. Welche großen Vorurtheile bestehen doch noch hinsichtlich der Beurtheilung fremder Nationen! — Ferner wird, wo Viele und zwar aus verschiedenen Nationen über Krieg und Frieden zu entscheiden haben, jedem ruchlosen Kriege vorgebeugt werden. Die Kriege werden nach und nach immer seltener werden und endlich ganz aufhören. — Zur Seltenerwerdung der Kriege wird auch ferner die staunenswerthe Vervollkommnung der Angriffswaffen beitragen, denn wenn die Verbesserung in der bisherigen Progression fortschreitet, so kann es vielleicht dahin kommen, beispielsweise Paris beschießen zu können, ohne französisches Gebiet zu betreten. — Hauptsächlich wird aber dazu beitragen, daß durch den zunehmenden Völkerverkehr die ererbten und anerzogenen nationalen Antipathien allmählich schwinden und somit die trennenden Schlagbäume zwischen den Völkern fallen werden. Wenn gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht ꝛc. (Volapük nicht zu vergessen) angenommen ist, wenn die Association immer weiter um sich greift und die Interessen der verschiedenen Nationen mit den großen Gesammtinteressen zusammenfallen, dann werden die Völker einander nicht mehr so feindlich gegenüber-

Digitized by Google

stehen, sondern sich durchdringen und durch tausend Fäden verbunden innig zusammenhängen. Deshalb ist jeder neue Schienenweg, jede neue Telegraphenlinie, jede neue Beseitigung der Hindernisse für freie Ein- und Ausfuhr ein directes Beförderungsmittel der allgemeinen Wohlfahrt; sie sind Glieder jener großen Kette, welche die Menschen umschlingt und sie zu Brüdern und Theilnehmern einer großen Familie macht.

Es ist zwar richtig, daß ein junger Mensch große Männer und mit ihnen große Ziele vor Augen haben muß, es daher auch Pflicht der Erzieher ist, den Blick der Jugend immer und immer wieder nach jenen hohen Gestalten, nach jenen Tempelsäulen der Menschheit hinzulenken, aber man befürchte nicht, daß mit dem Streben nach Beschränkung des Krieges das Heldenthum verschwinde: der Heldensinn wird trotzdem nicht verloren gehen, sondern seine Schlachten schlagen auf dem Gebiete des Geistes. Das Ideal des Weisen, des Gesetzgebers, des Reformators muß so viel gelten als das des Kriegers; ja, es muß noch mehr gelten; der sein Vaterland vertheidigende Soldat handelt kraft des Gesetzes der Nothwehr und wird von seinem Gegner kraft desselben Gesetzes getödtet. Der Held des Geistes verzichtet auf den Kampf, dessen Entscheidung durch die brutale Kraft bedingt ist; er opfert sich seiner Idee und verzichtet, oft auch wenn sich die Möglichkeit dazu böte, auf seine Vertheidigung. Die selbstlose Abwendung vom Irdischen, die reine Hingebung des eigenen Ichs und der köstlichen Güter an die göttliche Wahrheit ist das Fundament dieses Heldenthums, und darin beruht die nachgerühmte Größe und Stärke.

Der Nationalismus ist also nicht die vollendetste Form, aus ihm hat der Kosmopolitismus hervorzugehen, wohnt doch nicht nur der christlichen, sondern beinahe allen Religionen in dem Glauben an die Abstammung von einer Menschenfamilie ein Zug von Weltbürgerthum bei. Ein Patriotismus, welcher sich vorurtheilsvoll durch Mauern von dem Umgange mit Nachbarvölkern abschließt, ist ein kranker und verirrter. Gerade die edelsten Männer und größten Wohlthäter der Menschheit haben ihre Wohlthaten für Alle gespendet, sie haben uns belehrt und gezeigt, daß der Kosmopolitismus nicht auf Kosten des Nationalismus vernachlässigt werden darf. So will z. B. das Christenthum nicht Schranken zwischen den Nationen ziehen, sondern es will, daß dahin gewirkt werde, daß diese Schranken mehr und mehr fallen, daß ein Hirt und eine Herde werde.

Man möchte vielleicht einwenden, daß dieses Weltbürgerthum identisch sei mit Heimathlosigkeit, daß die Heimathlosen aber immer die Werkzeuge der bösen Mächte, immer die Mameluken — mögen sie nun von rother oder schwarzer Farbe sein — der Menschheit gewesen seien, doch dem ist nicht so; bei diesen ist die Basis eine ganz falsche, sie sind, wenn auch keine territoriale Macht, so doch eine nach monarchischen Principien geleitete, von unbegrenzter Herrschsucht erfüllte, blindlings folgende Corporation.

Widerstrebe man also nicht dem göttlichen Berufe, die Menschheit ihrer Vollendung zuzuführen, denn es ist unmöglich, den Strom der Zeit aufzuhalten, unmöglich, Gottes weiser Führung des Menschengeschlechtes sich dauernd zu widersetzen. Suche man den Irrthum zu berichtigen, daß Liebe und Pflege des Eigenen nicht möglich sei, ohne Haß und Bekämpfung des Fremden. Ja, die Vaterlandsliebe ist nur soweit eine wahre und echte, als sie rein ist von dem Hasse und der Verachtung anderer Nationen. Man erwäge, daß Erziehung zur Kriegslust noch lange keine Erziehung zur Vaterlandsliebe ist, ja, daß wahrer Patriotismus niemals zur Kriegslust erziehen kann, weil dieselbe, wie Dr. Bartholomäi*) sagt, immer der Ruin der Völker ist.

Der Ausgangspunkt aller Bildung müssen sein die allgemeinen Gesetze des Menschenrechts, der Moral, der Humanität.

Wünschen wir daher dem „Internationalen Erziehungsrathe" das beste Gedeihen.

*) „Die Gemüthsbildung" S. 117: „Alle Völker, die untergegangen sind, verdanken nur dem Umstande den Untergang, daß sie den Menschen zum Mord und Todtschlage erzogen haben."

Die geschichtliche Stellung der heutigen Medicin.

Von Dr. med. L. Philippson.

Die zahlreichen Beobachtungen und Entdeckungen auf dem gesammten Gebiete der Medicin, welche heutzutage die Tages- und Wochenblätter sich befleißigen möglichst schnell und ausführlich allen Kreisen der Gesellschaft mitzutheilen, ist nur derjenige im Stande richtig zu verstehen und ihrer Bedeutung nach zu würdigen, welcher eine klare Vorstellung hat von der Phase der Entwickelung, in der sich die moderne Medicin befindet. Zwar ist dieselbe noch jung, etwa 30—40 Jahre alt, sie hat aber trotz dieser kurzen Zeit eine so charakteristische Richtung angenommen, daß sie sich scharf gegenüber der Vergangenheit kennzeichnet.

Von den Spaltpilzen (Bacterien, Bacillen) hat Jedermann gehört — sie sind es, auf welche in den letzten Jahrzehnten sich das Hauptinteresse sowohl des Forschers wie des Arztes concentrirt: ersterer um das geheimnißvolle Dunkel der Ursachen der Krankheiten zu lüften, letzterer um für sein Handeln am Krankenbette eine festere Grundlage zu gewinnen. Beide hoffen, daß durch die Entdeckung von der innigen Beziehung, welche zwischen den Spaltpilzen und vielen Krankheiten besteht, der richtige Weg zur Lösung so vieler Jahrtausende alten Probleme der Medicin gefunden worden ist. Diese Probleme beziehen sich im Wesentlichen darauf, die Ursachen der Krankheiten zu finden, und das ist nothwendig für ein zielbewußtes, rationelles Behandeln derselben. Bis vor 30 Jahren ist aber keine der betreffenden Fragen mit Erfolg in Angriff genommen worden — und doch stellte man von jeher an die Heilkunde Forderungen, die vollständig zu erfüllen die Lösung jener Fragen eben erst als Voraussetzung hatten. Wenn daher die Leistungen der Medicin in so vieler Hinsicht mangelhaft und ungenügend waren, so war das eben nur ein Zeichen der jeweiligen Lücken in ihrer wissenschaftlichen Entwickelung. Von den Hülfesuchenden wird aber im Allgemeinen eine ideale Vollendung dieser Wissenschaft vorausgesetzt, mit welcher dann ihre reellen Erfolge einen so starken Contrast bilden, daß dieselben häufig genug gering geschätzt, wenn nicht gar verachtet werden. In dieser Beziehung nimmt die Medicin eine ganz andere Stellung ein als andere Naturwissenschaften — und nur die Beachtung dieser Thatsache läßt eine richtige Würdigung der historischen Bedeutung der heutigen Medicin zu.

Betrachten wir beispielsweise die Physik und die Chemie. Beide dürfen ungestört durch dringende Forderungen des praktischen Lebens auf dem Felde wissenschaftlicher Thätigkeit arbeiten und bieten die reichen Früchte ihrer Entdeckungen und Erfindungen als freiwillige Geschenke der Menschheit dar, welche ihnen stets Dankbarkeit für das Empfangene beweist. Anders die Heilkunde. Sobald Kranke da waren, wollten sie geheilt werden, obgleich die Wissenschaft noch gar keine Zeit gehabt hatte, das Wesen und die Ursachen der Krankheiten zu studiren, eine Aufgabe, welche doch schwieriger zu lösen war, als die, mit der sich die Wissenschaften der anorganischen Welt befaßten. Die Medicin hätte gleich vollkommen aus dem Haupte Aesculaps springen müssen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, um den Forderungen der leidenden Menschheit gerecht werden zu können. Die Lage der Medicin hat gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der Philosophie und der Staatswissenschaften. Sobald die Begriffe Gott, Welt, Seele sich entwickelt hatten, sobald Gemeinden, Staaten gebildet waren, sollte die Philosophie erschöpfende Antworten auf jene zum Theil unlösbaren, zum Theil erst nach langen mühsamen Vorarbeiten lösbaren Fragen geben, sollte der Staatsmann das sociale Leben nach rationellen Grundsätzen leiten, die doch erst die höchste Vollkommenheit der Geistes- und Naturwissenschaften wird lehren können.

Da nun aber jene Wissenschaften auf die ihnen vorgelegten Fragen Antwort geben mußten, obgleich ihr positives Wissen so gering war, so schaffte man sich eine breitere Grundlage, indem man das aus einer geringen Anzahl von Beobachtungen

Digitized by Google

abgeleitete Gesetz verallgemeinerte und durch Kühnheit das ersetzte, was an Vernunft dabei verloren ging. Auf jener Grundlage wurde alsdann ein Lehrgebäude errichtet, in das man nur einzutreten brauchte, um auf jede Frage Antwort zu erhalten. Daß ein auf so unsicherer Basis ruhendes Gebäude leicht zusammenstürzte, sowie durch die Entdeckung neuer Thatsachen daran gerüttelt wurde, konnte nicht Wunder nehmen, ließ aber doch nicht den Muth und die Ausdauer der Gelehrten erlahmen, stets ein neues wieder aufzuführen; waren ja die an sie gestellten Ansprüche dieselben geblieben. So ging es in der Philosophie, in den Staatswissenschaften, in der Medicin viele Male.

Während nun aber eine Aenderung der Anschauungen der Philosophie über die Seele, ob sie stofflicher oder geistiger Natur sei, ob sie eine Zahl sei oder in der Zirbeldrüse sitze, doch für das Wohl der meisten Menschen im höchsten Grade irrelevant ist, packt jede Aenderung der wissenschaftlichen Meinung eines Politikers, eines Arztes gleich an das Mark des Lebens. Ob Schutzzoll- oder Freihandelssystem in einem Staate herrschen soll, ist eine Frage, die das Gedeihen und das Glück eines ganzen Volkes auf's Spiel setzen kann. Ob eine Krankheit mit oder ohne Medicament behandelt werden soll, ist eine Frage, die über Leben und Tod vieler Kranken entscheiden kann. Eine rationelle Lösung dieser Fragen mittelst wissenschaftlicher Grundsätze ist, wenn überhaupt, heutzutage nicht möglich. Da aber der Staatsmann, der Mediciner handeln muß, so ist er gezwungen, sich kühn über die Lücken hinwegzusetzen, welche die mühsame Forschung im Wissen gelassen hat. Durch diesen Harras-Sprung werden neue Wege entdeckt, die zu neuen Mitteln des Handelns und des Forschens führen. Nur durch das Alexanderschwert des Genies kann der gordische Knoten der verwickelten Verhältnisse im individuellen, wie im socialen Leben zerhauen werden — denn die Wissenschaft wird hier auf diesem Gebiete noch für lange Zeiten ihre Ohnmacht eingestehen müssen.

Und so ging es auch dieses Mal wieder in der Medicin, welche heute in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung unter der Herrschaft des neuen Dogmas steht, wonach die Ursache der meisten Krankheiten in dem Eindringen und Weiterentwickeln von Pilzen in dem Körper zu suchen ist — eines Dogmas, welches nur auf den kühnsten Hypothesen aufgebaut worden ist. Dies lehrt die Geschichte der Medicin in den letzten 40 Jahren.

Ende der vierziger Jahre war der berühmte Anatom Henle durch rein theoretische Speculation zu der Anschauung gelangt, daß die übertragbaren und ansteckenden Krankheiten wohl durch das Eindringen von kleinsten Lebewesen in den menschlichen Organismus verursacht sein könnten. Als nun Pasteur durch seine Untersuchungen die Ursache der Fäulniß- und Gährungsvorgänge in Pilzen gefunden zu haben glaubte — war das spärliche Material vorhanden, welches in den Händen des genialen Chirurgen Lister eine so gewaltige Bedeutung erlangen sollte und als Ausgangspunkt dienen mußte für seine epochemachende Behandlung der Wunden.

Für unsere Betrachtung ist es von Interesse, dem Gedankengange zu folgen, welchem diese glänzenden Resultate zu verdanken sind.

Lister identificirte die Krankheiten, welche sich an Verletzungen des menschlichen Körpers anschließen, mit Fäulnißvorgängen, welche außerhalb des menschlichen Organismus stattfinden. Er nahm ferner an, daß jene Wundkrankheiten, wie diese Fäulnißprocesse, durch Pilze verursacht werden, und schloß, daß diejenigen Substanzen, welche Fäulniß verhindern, auch jene Krankheiten verhindern werden. Er strebte daher danach, alle Fäulnißpilze, die an den Wunden, an dem Verbandstoffe, an den chirurgischen Instrumenten vorkommen, zu tödten, indem er alles mit den sogenannten fäulnißwidrigen chemischen Mitteln behandelte — und er erzielte die glänzendsten Resultate. Diese beweisen aber nicht, daß seine Schlußfolgerungen richtig waren; ist es doch schon längst bewiesen, daß trotz jenes Verfahrens noch immer lebensfähige Keime in den Wunden vorkommen. Die Ursache der glänzenden Erfolge Lister's und nach ihm der gesammten modernen Chirurgie mag ganz anderswo liegen, als er sie suchte — für sein Verdienst werden stets die Erfolge sprechen.

Auch das Gebiet der inneren Krankheiten zog seine Vortheile aus der neuen Auffassung von der Krankheitsursache. Dem Arzte, welcher ein fast noch größeres Bedürfniß als der Chirurg an der definitiven Lösung jener Frage hat, war die Hypothese von den krankheitserregenden Pilzen ebenfalls sehr willkommen; hatte er doch jetzt eine sichere Richtschnur für seine Behandlung. Auch er verallgemeinerte schnell das bei einigen Krankheiten gefundene Resultat, daß dieselben vielleicht durch bestimmte Arten von Pilzen hervorgerufen sein könnten — und glaubt heute die meisten Krankheiten als auf gleicher Ursache beruhend ansehen zu dürfen. Dadurch erhält sein Vorgehen bei der Behandlung eine gewisse Sicherheit, indem auch für ihn die fäulnißwidrigen Mittel als rationelle Mittel von der höchsten Wichtigkeit sind.

Mag die zukünftige Forschung über diese Anschauungen ein bei- oder mißfälliges Urtheil abgeben, vom geschichtlichen Standpunkte aus hat die heutige Richtung in der Medicin insofern große Bedeutung, als sie wieder einmal zeigt, wie empfänglich sie für doctrinäre Anschauungen ist und wie sie dieselben zum praktischen Handeln nicht entbehren kann, obgleich sie derartige Phasen in ihrer Entwickelung schon zahlreiche Male durchgemacht hat.

Literatur und Kunst.

Junge Literatur.

Von Wilhelm Goldbaum.

Es ist einmal — von einem geistreichen Franzosen, wenn ich nicht irre — behauptet worden, daß die Frauen an dem Gedanken altern, sie könnten vorzeitig aufhören, jung zu sein. Man braucht nicht so galant zu sein, um diesen Satz anzufechten, aber auch nicht so ungalant, um von ihm aus Schlüsse auf andere Erscheinungen zu ziehen. Doch so gewiß es ist, daß schöne und gescheite Frauen es in ihrer Hand haben, die Grenze zwischen den zwei Altern nach Möglichkeit hinauszuschieben und zu verhüllen, so sicher ist es, daß historische oder literarische Epochen und Generationen einander nicht wie Schildwachen auf dem Posten in bestimmten oder fest zu begrenzenden Intervallen ablösen. Es ist eine überwundene Schulmethode, gewisse Jahre als Schlagbäume zu bezeichnen, an denen sich die Zeitalter scheiden. Das Jahr 476 hat so wenig das Alterthum beschlossen wie das Jahr 1492 das Mittelalter. Der antike Geist starb nicht, als Rom darnieder sank, und den mittelalterlichen Geist spürte man noch sehr empfindlich in der Welt, bis die Bastille in Paris erstürmt wurde. Ja, das Mittelalter spukt da und dort recht unheimlich bis zum heutigen Tage.

Nicht anders wie mit der politischen, verhält es sich mit der geistigen Geschichte, mit der Geschichte der Literatur und Wissenschaft. Die Zeitalter und die Generationen gehen unmerklich in einander über, man kann die Grenze, wo die einen absterben, die anderen aufleben, nicht genau feststellen. „Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen," sagt Homer, — so sind die Geschlechter der Dichter, muß es in unserer Gedankenreihe heißen. Es ist daher in gewissem Sinne mißverständlich, von „Junger Literatur" zu sprechen. Wo würde beispielsweise der Markstein aufzurichten sein, um den Beginn der heutigen Dichtergeneration zu bezeichnen? Ja, wer wollte etwa wie ein Mappirer oder Kartograph sich vermessen, in der Entwickelung des gesammten Jahrhunderts, das hinter uns liegt, die einzelnen Richtungen, Epochen, Generationen gleichsam geographisch zu begrenzen? Dem Sturm und Drang der Genieperiode folgt das classische Zeitalter, diesem das romantische, dann macht das Todesjahr

Digitized by Google

Goethe's einen äußerlichen Abschnitt, es kommt die Periode der Emancipation oder auch der allgemeinen Bildung, wie man sie nennt, und schließlich ragt der gigantische Wegweiser des Jahres 1870 auf, um in eine neue Epoche hinüberzuleiten. Aber Goethe steckt mit seinen Anfängen, mit Werther und Götz, noch in der Genieperiode; die Romantiker können ihren ursprünglichen Zusammenhang mit der classischen Zeit nicht los werden. Heine ist Anfangs selbst Romantiker und schlägt dann eigenhändig die Romantik todt, um dem „Jungen Deutschland" als Stern voranzuleuchten, welch' letzteres hinwiederum in die politische Lyrik, in das Tendenzdrama, in den socialen und Zeitroman ausläuft und so bis jetzt noch seine Wirkungen übt. Und hat die „Junge Literatur" von heute mit ihrem turbulenten Schößling, der sich selbst „das jüngste Deutschland" nennt, so bestimmte specifische Merkmale, daß man es zu riskiren vermöchte, an deren Hand auch nur eine äußerliche Gruppirung, geschweige eine allgemeine Charakteristik zu unternehmen? Mit Schlagwörtern ist da wenig gethan; sie bieten nur den zweifelhaften Vortheil, deutliche Begriffe und Vorstellungen nothdürftig zu ersetzen. Wenn das gewachsene Nationalbewußtsein oder das gesteigerte Naturerkennen als Kriterien der „Jungen Literatur" bezeichnet worden, so sind dies wohlfeile Täuschungen, denen sich zumeist auch diese „Junge Literatur" nur ganz allein hingibt, um sich einen Existenztitel zu sichern. Die Illusion von dem gewachsenen Nationalbewußtsein entspricht etwa der „satten Moral", welche Heinrich Heine den reichen Leuten nachsagte; es war ein sehr kümmerliches Nationalbewußtsein, welches in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland existirte, was nicht hinderte, daß die unvergängliche Literaturblüthe des classischen Zeitalters aufging, und das Nationalbewußtsein der Geschlechter, welche den politischen Aufschwung des deutschen Volkes vorbereiteten, war zum Mindesten nicht geringer als dasjenige der nachfolgenden glücklicheren Generation, welche die von ihr nicht gesäete Frucht heute erntet. „Sei im Besitze und du wohnst im Recht," denkt die „Junge Literatur" von heute, aber sie vergißt, wie reich die Erbschaft war, die ihr ohne ihr eigenes Verdienst zu Theil wurde. Sie thut auch, wie alle glücklichen Erben, bei Weitem nicht genug, um dem Goethe'schen Worte gerecht zu werden:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Was aber das unleugbar gesteigerte Naturerkennen betrifft, so hat dasselbe zwar manchen dichterischen Grund befruchtet; man braucht nur, um von Goethe abzusehen, auf Victor Scheffel zu verweisen. Aber diese Befruchtung war lediglich eine stoffliche; ein spröder Boden hat von dem gesteigerten Naturerkennen nichts profitirt, eine dichterisch unzulängliche Individualität daran sich nicht bereichert, außer etwa mit der eingebildeten Fähigkeit einer sogenannten realistischen Betrachtungsweise, von der das Wort gilt: „Kleid' eine Säule, sieht aus wie ein Fräule."

Um ein richtiges Bild von dem zu gewinnen, was unter „Junger Literatur" zu verstehen ist, muß man sich schon das trockene Geschäft nicht verdrießen lassen, mit etlichen Namen, Daten und Zahlen zu operiren, selbst auf die Gefahr hin, daß man dabei zu dem Resultate gelangte, die „Junge Literatur" von heute sei nur daran zu erkennen, daß sie nicht alt ist und — Gott sei's geklagt! — auch nicht jung bleiben wird.

Es soll damit kein Urtheil in Pausch und Bogen ausgesprochen sein. Nur gegen diejenigen richtet es sich, welche, wie das „Jüngste Deutschland", die Jugend oder, um genauer zu reden, die Jugendlichkeit als erste und letzte dichterische Legitimation proclamiren. Man frage doch die jungen Herren, von wann sie den Anfang datiren. Sie werden sich bestimmt dagegen verwahren, daß man diesen Anfang in das Jahr 1870 setze, da erst im Jahre 1880 aus den Berliner Windeln das erste, allerdings sehr aufdringliche Wimmern des „Jüngsten Deutschland" zu vernehmen war, das um so seltsamer klang, als diese geräuschvollen Säuglinge schon sehr selbstbewußt „Ich" lallten, noch bevor sie Ja oder Nein zu sagen vermochten.

Nun kann man ja mit gutem Grunde sagen, Friedrich Spielhagen, Georg Ebers, Paul Heyse, Gustav Freytag seien der „Jungen Literatur" nicht zuzuzählen, da sie, zwar heute noch schaffend, mit ihren siegreichen Anfängen um mehr als eine Generation zurückreichen. Dasselbe mag von Friedrich Bodenstedt, von Otto Roquette, von Wilhelm Jordan und Theodor Storm gelten. Aber wie verhält es sich mit Julius Wolff und Rudolf Baumbach, die erst nach dem Jahre 1870 hervorgetreten sind? Ludwig Ganghofer gehört dem Lebensalter nach zu den jüngsten Schriftstellern der Gegenwart, hat aber schon im Jahre 1879 als Student seinen ersten großen dichterischen Erfolg errungen. Sind sie „junge" oder „jüngste" Literatur? Und ist es nun ein Avancement oder eine Strafversetzung, wenn ein Schriftsteller, in den Jahren und in der Reife aufsteigend, aus der „jüngsten" in die „junge" Literatur zurücktritt? Gehören Gutzkow's „Ritter vom Geist", Spielhagen's „Problematische Naturen", Freytag's „Journalisten" zum Landsturm, werden die Alberti, Conradi, Arno Holz und Wilhelm Henckell sich's gefallen lassen, daß man sie unter die Rekruten zählt?

Aus diesen flüchtig zusammengerafften Beispielen ist zu ersehen, wie unfaßbar und willkürlich der Begriff der „Jungen Literatur" ist, wenn man ihn zeitlich begrenzen möchte. Man würde auf diesem Wege nur zu dem Resultate gelangen, daß allezeit eine alte und eine junge Literatur gleichzeitig neben einander vorhanden gewesen, daß die alte älter und die junge alt geworden ist.

Man kann heute schon die literarhistorische Bedeutung eines Spielhagen, eines Heyse, eines Redwitz und Bodenstedt, d. h. die Bedeutung, welche ihnen in der Geschichte der Literatur zukommt, mit einiger Sicherheit abschätzen, weil schon ein Maßstab der bleibenden Wirkung vorhanden ist; man kann aber einem Wilhelm Arendt, Max Kretzer, Hugo Bollheim eine feste Stelle auf dem Parnaß noch nicht anweisen, weil sie einstweilen in der Vorhalle des Nachruhms stehen. Und diese Vorhalle ist leider so geräumig, daß Viele in ihr spurlos verschwinden, die sie mit großem Selbstvertrauen betreten haben. Eine Stunde wohlfeilen Ruhmes ist nicht selten mit einer Ewigkeit schmerzlichen Dunkels erkauft. „Junge Literatur", die nicht alt geworden, die, entblättert, verweht, verschollen und vergessen, ihr kurzes Leben mit einem langen Tode bezahlt!

Es gibt aber eine „Junge Literatur", welche immer jung bleibt, auch wenn Jahrhunderte über sie hinweggegangen sind, weil sie in die Geschichte und Entwickelung des Schriftthumes sich mit unvergänglichen Spuren eingeschrieben hat. Diese „Junge Literatur" ist das Ver sacrum, der heilige Frühling, der in dem Wechsel der Zeiten nach winterlicher Oede und Unfruchtbarkeit das Wehen eines neuen Geistes verkündet; sie sinkt, wie der homerische Held, in ihrer Blüthe dahin, aber das Gedächtniß der Nachwelt hält ihr Bild fest, etwa wie einem Frauenherzen die Idealgestalt des Jünglings, dem es sich zuerst eröffnete, für alle Tage unvergessen bleibt, auch wenn über seinem frühen Grabe längst die Cypresse rauscht. Was die erste Liebe im Leben, ist die „Junge Literatur" in der Geschichte des Geistes.

Wenn eine Weltanschauung nach langer Herrschaft über die Geister sich ausgelebt hat und eine andere sich anschickt, sie abzulösen, wenn die Säulen, auf die durch Jahrhunderte der Gesellschaftsbau sich stützte, morsch geworden und durch neue zu ersetzen sind, dann tauchen die Vorboten auf, welche das Alte abzutragen, das Neue zu verkünden haben, und es ist ein erhabenes Vorrecht der Literatur, daß sie es ist, welche diese Vorboten aussendet. Es sind keine Könige, es sind nur Kärrner, doch an dem Neubau, für den sie Raum schaffen, stehen ihre Namen angeschrieben für alle Ewigkeit. Morgenluft zieht mit ihnen und Lerchenton umklingt sie, auf ihren jungen Stirnen steht das Mal eines frühen, aber glorreichen Todes. Sie schaffen nicht, sie zerstören nur, aber aus den Ruinen, die sie mit ihren Händen niederlegen, sprießt neues Leben.

Das Zeichen dieser „Jungen Literatur" ist der Optimismus, ihre Losung der Kampf, ihr Ideal das Recht der Persön-

Digitized by Google

lichkeit. Ohne den Optimismus würde sie auch der heißen Leidenschaft entrathen, mit welcher sie dem Neuen entgegenstürmt und das Alte zertrümmert; der Glaube an das Recht der Persönlichkeit flößt ihr das Bewußtsein ihrer Sendung ein; der Kampf ist ihr Lebenselement, sie versinkt, wenn der Sieg errungen ist.

Niemals hat diese „Junge Literatur" sich glänzender manifestirt als um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, in jener morgenfrischen Zeit, da der Humanismus die Schatten des Mittelalters verscheuchte und der Reformation den Pfad ebnete. Jenseits der Alpen war der Geist der Antike wieder aufgewacht und der dumpfe Klosterhauch der Scholastik war vor ihm zerstoben. Die geistige Wiedergeburt der Menschheit — die Renaissance — hatte sich vollzogen, die Befreiung von der hierarchisch-cäsarischen Fessel. Und deutsche Magister, die über die Alpen gezogen waren, um an den wälschen Hochschulen ihr Wissen zu mehren, waren in die Heimath zurückgekehrt, trunken von dem neuen Geiste — das waren unsere Humanisten, der leuchtendste unter ihnen Ulrich von Hutten. Man darf sie nicht einzeln auf ihren persönlichen Werth prüfen, man darf nicht fragen, was jeder von ihnen vollbracht. Sie wollten nichts als kämpfen, sie sollten nichts als zerstören. Auf dem Trümmerfelde, das sie zerstampften, hat Keiner von ihnen, nicht einmal Reuchlin oder Erasmus von Rotterdam, auch nur den Versuch eines Neubaues gemacht; diesen aufzuführen, blieb ihrem gewaltigen Erben Martin Luther vorbehalten. Sie waren weder große Dichter, noch große Menschen. Es gibt kein unsterbliches Lied, das sie hinterlassen, die Geschichte ihres Wirkens ist eine Geschichte wissenschaftlichen und literarischen Ringens, oft genug auch eine Geschichte literarischer Klopffechterei. Die Kenntniß dreier Sprachen brachten sie aus Italien heim, der hebräischen, der griechischen, der lateinischen; diese waren ihr Schatz und waren ihr Werkzeug, der gesäuberte lateinische Vers ihr literarisches Ausdrucksmittel. Voll Selbstbewußtsein zogen sie durch das Vaterland, von einer Universität zur anderen, aber die Wissenschaft, die an diesen Universitäten gelehrt wurde, war ihnen ein Gegenstand der Verachtung, ein Gegenstand der Verachtung auch waren ihnen die Würden, welche die Facultäten zu vergeben hatten. Sie wollten keine Professoren, keine Doctoren, keine Magister sein, ihr Ehrgeiz war der Lorbeerkranz des Poeten, den der Kaiser zu vergeben hatte. Sie repräsentirten das zünftige deutsche Literatenthum in seinen ersten Anfängen. Und im Punkte der gegenseitigen Vergötterung und Ruhmesversicherung thaten sie es fast der „Jungen Literatur" von heute noch zuvor. So etwas, meint ein zeitgenössischer Bewunderer des „Narrenschiffes" von Sebastian Brant, hätte selbst Homer kaum zu Stande gebracht. Zuvor auch thaten sie es der „Jungen Literatur" von heute in dem heißen Begehr nach Dichtersold und Mäcenatenthum. Nichtsdestoweniger umgibt ihre Gestalten noch in dem Gedächtnisse einer nach vielen Jahrhunderten von ihnen getrennten Nachwelt eine frische, scharfe, erquickende Morgenstimmung, ein idealer Nimbus. Wir lächeln wohl, wenn wir das lateinische Distychon eines Humanisten lesen, das in deutscher Uebersetzung etwa lautet:

Von den Gestirnen herab, den heiligen, kommt, was wir singen
Nichts, was vom Munde uns tönt, ist von sterblichem Klang.

(Schluß folgt.)

Der internationale Schutz der Literatur und Kunst.

Als jüngst zum hundertjährigen Geburtstag Friedrich Rückerts in dieser Zeitschrift (Nr. 20) auf den Ausspruch Herder's hingewiesen wurde, daß die echte Poesie nur in der Gesammtliteratur aller Nationen zu finden sei und daß man demnach, um einen Begriff von der echten Poesie zu gewinnen, ihre Spiegelungen im Geist der verschiedenen Nationen, mit anderen Worten, in deren Literatur, beobachten müsse — und fast gleichzeitig die Aufmerksamkeit der Literatur- und Kunstfreunde dadurch wieder auf die zu Bern am 9. September 1886 abgeschlossene Uebereinkunft wegen Bildung eines internationalen Verbandes zum Schutz von Werken der Kunst und Literatur gelenkt würde, daß dem Bundesrath des Deutschen Reiches kürzlich eine Verordnung, betreffend die Ausführung dieser Uebereinkunft vorgelegt worden, während diese selbst schon im December 1887 in Kraft getreten ist — konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß jener Ausspruch, so weit er überhaupt wahr ist, keineswegs auf die Poesie beschränkt werden dürfe, sondern ebenso von der Kunst überhaupt, von der Wissenschaft und auch von der Religion gelte, indem wir letztere nicht der Wissenschaft zuzählen, sondern sie neben dieselbe stellen. Mag sein, daß man jenen Satz auf einen Dichter von der Eigenart Rückert's anwenden und ihn durch diesen in gewissem Sinne bethätigt finden kann; was Religion, Kunst und Wissenschaft betrifft, so reicht hierzu ein einzelner Menschengeist, und wenn er auch ein moderner Faust wäre — der Philosophie, Juristerei, Theologie „durchaus studirt" und unbefriedigt sich der Magie — d. i. modern ausgedrückt, den Naturwissenschaften — ergeben hat — nicht aus. Hier muß die Menschheit als Ganzes, so weit sie sich mit jenen hohen Zielen beschäftigt, eintreten. Streift man aber die ideale Seite des Herder'schen Satzes ab und zieht aus seiner realen Seite die nöthigen Schlußfolgerungen, so führt er, der vor etwa 100 Jahren ausgesprochene, zu dem Gedanken, daß die Werke der Literatur und der Kunst, um gesund und lebenskräftig erblühen zu können, auch des Schutzes bedürfen, den die reale Seite ihres Charakters nothwendig braucht. Und sie bedürfen seiner nicht nur zum Schutz der materiellen Interessen der Autoren und Verleger, sondern auch zur Verhütung wucherischen Mißbrauches, sinnloser Entstellung und frivoler Verfälschung. Das Gebiet, dem sie naturgemäß angehören, das ethische, muß ihnen gewahrt bleiben und allenthalben in der Welt müssen sie in ihrer wahren Gestalt unverfälscht und unentstellt in die Gesellschaft der Geister einzudringen vermögen. Denn sie gehören der ganzen Welt, weil sie als Theile des großen unsichtbaren Ganzen, als Theile des Begriffes der internationalen Güter der Kunst und der Wissenschaft aufgefaßt werden müssen.

Noch vor sehr kurzer Zeit waren wir von dieser Auffassung so weit entfernt, daß es nicht einmal innerhalb der deutschen Grenzen gesetzlich einen solchen Schutz gab und selbst die Wissenschaft das Wesen des Autorrechtes, des sog. geistigen Eigenthumes und des damit eng zusammenhängenden Buchhandels nicht fest und klar erfaßt und anerkannt hatte. War aber die Zeit der geistigen Gährung und der allmählichen Umbildung; die Zeit, in welcher in Politik, Literatur, Wissenschaft und in der bürgerlichen Gesellschaft die Fermente neuer Ideen und das Streben, dem Leben einen anderen Inhalt zu schaffen, erkennbar wurden, schon in der Mitte unseres Jahrhunderts angebrochen, so reiften die Früchte erst nach und nach mit der Auferstehung Deutschlands zur Einheit im Innern und zur Macht nach Außen und die, man kann wohl sagen, bahnbrechenden Reichsgesetze vom 11. Juni 1870 über den Schutz der Urheberrechte an Schriftwerken, Abbildungen, dramatischen und dramatisch-musikalischen Werken und Compositionen, sowie das Reichsgesetz vom 10. Januar 1876 über den Schutz der Urheberrechte an den Werken der bildenden Kunst und der Photographie gehören zu den werthvollsten jener Früchte. Sie schafften wenigstens in Deutschland Recht, so weit nicht eine verkehrte Auslegung sogar Seitens der höchsten Tribunale, es wieder verkümmerte. Jene geistige Gährung einerseits und die schreiendste Mißhandlung, welche die Autorrechte durch ausländische, namentlich amerikanische Freibeutereien, erlitten, führten endlich zu der internationalen Literaturconvention, welche zu Bern am 6. September 1886 abgeschlossen wurde, bis jetzt aber noch lange nicht alle Culturstaaten der Welt, namentlich noch nicht die amerikanischen Staaten, in sich faßt, also von dem Ziel, welches sie erstrebt, immer noch weit entfernt ist.

Das Uebel selbst, dessen Heilung herbeigeführt werden

Digitized by Google

soll, bedarf an sich keiner weiteren Erörterung. Wie groß der Schaden ist, der den Autoren persönlich und dem ganzen Buch- und Kunsthandel, also auch dem Nationalwohlstand, durch Nachdruck und alle sonstigen Arten unbefugter Nachbildung zugefügt wird, entzieht sich zwar selbstverständlich einer genauen ziffermäßigen Berechnung. Erwägt man aber, daß Werke, die wir z. B. in Deutschland, wo sie erscheinen, mit 15 Mk. bezahlen, durch Nachdruck dem Publikum jener Länder um 2 Mk. und noch billiger geboten werden, so wird ein mit dem Weltmarkt vertrauter Buchhändler leicht wenigstens annähernd eine Zahl feststellen können, die uns in Erstaunen setzen dürfte, wobei übrigens die unbefugte Aufführung dramatischer Werke u. a. m. noch gar nicht in Anschlag gebracht ist. Man darf aus dem Ausspruch Herder's und aus dessen vorhin besprochener Anwendung auf die ganze Literatur u. s. w. nicht den Schluß ziehen, den nur unvernünftige Phantasterei ziehen kann und leider schon gezogen hat, den Schluß, daß die ganze Literatur, als ein Ganzes, der ganzen Welt gehöre, also auch zu ihrer beliebigen Verfügung stehe; daß es ein geistiges Eigenthumsrecht eines Einzelnen überhaupt nicht gebe. Fast fällt einem bei einem solchen Gedanken die Ironie der Hexe ein:

Die hohe Kraft der Wissenschaft
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt;
Er hat sie ohne Sorgen.

Wahr bleibt aber, daß Gesetze über den Schutz der Autorenrechte gegen unbefugte Nachbildung, Entstellung und Verfälschung u. dgl. nicht erst dann, wenn er Gemeingut der Welt werden soll, sondern schon im einzelnen Staat auf höheren Anschauungen beruhen, mit denen die stricte, gewöhnliche Jurisprudenz und namentlich das römische Recht nichts zu thun haben. Wir möchten deshalb auch weder den vorhin erwähnten Reichsgesetzen, noch den bereits zwischen Deutschland und mehreren anderen Staaten bestehenden Literaturconventionen einen ausschließlich privatrechtlichen Charakter beilegen. Der juristisch gebildete Richter, der sie zu handhaben berufen ist, steht oft vor Fragen, die er mit keiner juristischen Manipulation beantworten, vor Aufgaben, deren Lösung ihm nur als Mitglied der cultivirten, mit jenen höheren Anschauungen vertrauten Gesellschaft gelingen kann.

Von solchen Anschauungen getragen sind denn auch jene Gesetze, jene Literarconventionen und ist auch die internationale in Bern abgeschlossene Uebereinkunft zum Schutz von Werken der Kunst und Literatur getragen. Hierin liegt ihr unschätzbarer Werth und der fruchtschwangere Keim weiterer Entwickelung. Darum entstehen auch solche Werke höherer Staatskunst nur in Zeitepochen, die überhaupt von großen Gedanken angefüllt, die reich an Ereignissen sind, vor deren Macht der menschliche Geist sich beugt, durch die er aber andererseits auch in die Höhe gehoben und für große geistige Güter empfänglich gemacht wird. Wie konnte also zur Zeit des seligen Bundestags ein solcher Gedanke reifen, oder auch nur concipirt werden! Und dennoch! Ausgegangen und ausgesprochen ist der Plan zur Convention von Bern nicht von dem, durch den Odem der neuern Zeit durchwehten Deutschen Reich, sondern von Frankreich. Die Association littéraire international hat ihn angeregt und der Schweizerische Bundesrath hat ihn aufgegriffen. So groß ist der Einfluß des Geistes, der am sausenden Webstuhl der Zeit sitzt und der Gottheit lebendiges Kleid webt, auf alle Völker. Ebenso groß muß aber auch der Jammer sein, daß die bevorzugten Kinder jenes Geistes, von der erbärmlichen Leidenschaft der Menschheit erfaßt, sich feindlich mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen und daß das eine derselben, vom niedrigsten Chauvinismus erhitzt, sich einem Boulanger und Consorten rachedurstig in die Arme zu werfen sich anschickt. Ich kann nicht unterlassen, hierbei einer kleinen, aber charakteristischen Geschichte zu gedenken, die sich während des großen Krieges zugetragen hat.

Damals war in Deutschland ein großes Beethoven-Fest geplant. Der Krieg machte seine Ausführung zu nichte. Wohl erklangen an einzelnen Orten die erhabenen Weisen des Meisters, aber dieses glich nur den spärlichen Blüthen des Strauches, der sie treibt, weil er sie eben trotz aller Verkümmerung nicht zurückhalten kann; die sich seinen Zweigen entringen durch die unbesiegbare, ihnen inwohnende Naturkraft. In einer kleinen französischen Stadt, in welcher bereits nach vielen deutschen Siegen ein deutsches Regiment garnisonirt war, kam der Militärcapellmeister auf den Einfall, ein Beethoven-Concert für die ganze Stadt zu arrangiren. Die französischen Bewohner wurden ausdrücklich eingeladen und kamen. Ja, sie kamen Alle. Die C-moll-Symphonie mit ihrem großen Triumph- und Siegesfinale bildeten den Schluß, und Sieger wie Besiegte, von der Höhe und Majestät dieser Kunst gepackt, vergaßen den Krieg und vergaßen das vergossene Blut. Sie drückten sich still die Hand. Die einen kehrten heim in ihre Häuser, die anderen erschienen am nächsten Tag wieder auf dem Schlachtfeld.

Die Berner Uebereinkunft ist abgeschlossen von den Vertretern der Regierungen des Deutschen Reiches (Otto v. Bülow, Geh. Legationsrath ꝛc.), des Königsreichs Belgien (Moritz Delfosse, außerordentl. Gesandter bei der Schweizer'schen Eidgenossenschaft), des Königreichs Spanien (Graf de la Amina, Senator und außerordentlicher Gesandter bei der Eidgenossenschaft, und Don José Villa-Amil y Castro, Chef der Abtheilung für geistiges Eigenthum im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und Doctor des Civil- und Canonischen Rechtes), der französischen Republik (Fr. Vict. Em. Arago, Senator und Botschafter bei der Eidgenossenschaft), Großbritaniens und Irlands (Francis Olliwell Adams, außerordentl. Gesandten zu Bern und John Henry Gibbs Bergne, Director im auswärtigen Amt zu London), England und Frankreich zugleich mit Einschluß ihrer Colonien laut Nr. 1 des Vollziehungsprotocolles, der Republik Haiti (Ludwig Jos. Jeruvier, Doctor der Medicin und Inhaber eines Diplomes der Schule der politischen Wissenschaften zu Paris), des Königreichs Italien (Carl Emanuel Beccaria, Marquis von Inciser, Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft), der Republik Liberia (Wilh. Koentzer, Generalconsul, Mitglied der Wiener Handelskammer), der Schweizerischen Eidgenossenschaft (Numa Droz, Vicepräsident des Bundesrathes, Ludwig Ruchonnet, Bundesrath und Chef des Justiz- und Polizeidepartements und A. v. Orelli, Professor der Rechte in Zürich), des Bey von Tunis (Ludw. Renault, Professor der Rechte in Paris). Nicht vergebens haben wir diese Namen und ihre Prädicate und Berufszweige hier verzeichnet. Die Rechtsgelehrten befinden sich stark in der Minorität. Die Mehrzahl sind Diplomaten, Kenner und Pfleger der Publicistik. Der contrahirenden Staaten sind zehn, darunter drei, die nicht den höchsten Culturstufen angehören und nur einer, den man zu den amerikanischen Staaten zählen kann. Von den Staaten des Erdballes, die die Träger der Cultur ausmachen, fehlen viele; nicht einmal die europäischen Staaten sind vollzählig vertreten. Bei den Vorberathungen waren noch zugegen bei der ersten Conferenz 1884: Oesterreich, die Niederlande, Schweden, Norwegen, Costa-Rica; bei der zweiten außerdem: Honduras und — zu informatorischen Zwecken — die Vereinigten Staaten von Amerika, Argentinien, Paraguay. Oesterreich-Ungarn blieb bei der zweiten Berathung weg. Der Geltungsbereich der Convention umfaßt demnach ungefähr zwar 500 Millionen Einwohner. Wenn man aber erwägt, daß zu den noch nicht beigetretenen Staaten z. B. auch China mit seinen 300 Millionen Einwohnern gehört, so erscheint die Zahl jener Fünfhundert gerade nicht sehr gewichtig.

Der Gedanke, welcher der Uebereinkunft zu Grunde liegt, ist: Die einem Verbandslande angehörigen Urheber genießen in den übrigen Verbandsländern für ihre Werke diejenigen Rechte, welche die Gesetze der letzteren ihren inländischen Urhebern gegenwärtig einräumen und in Zukunft einräumen werden. Hierbei wird vorausgesetzt, daß das Werk in einem Verbandsland oder überhaupt noch gar nicht veröffentlicht ist (z. B. wenn ein Manuscript mißbraucht wird). Der deutsche Autor wird also z. B. in Liberia ebenso geschützt, wie die Autoren Liberias. Welchen Schutz diese Herren an der afrikanischen Küste genießen, ist uns allerdings unbekannt; aber

Digitized by Google

man wird annehmen dürfen, daß auch dort Schutzgesetze bestehen, sonst hätte der Beitritt dieses Staates zur Convention keinen Sinn. Gehört ein Autor einem der Verbandsländer nicht an, so trifft ihn die Convention nicht; er hat auf den Schutz, den sie bietet, keinen Anspruch. Der Verleger genießt denselben Schutz, der dem Autor gewährt wird, schon wenn das Werk in einem Verbandslande veröffentlicht ist, mag nun der Autor einem solchen angehören oder nicht. Jedes nachgedruckte oder nachgebildete Werk kann bei der Einfuhr in diejenigen Verbandsländer, in welchen das Originalwerk auf gesetzlichen Schutz Anspruch hat, beschlagnahmt werden, und zwar findet die Beschlagnahme nach den Vorschriften der inneren Gesetzgebung des betreffenden Landes statt. Sieht man diese Bestimmung genauer an, so wird sofort die Frage auftauchen: Wie nun? wenn ein in einem Verbandslande erschienenes, irgendwo nachgedrucktes oder nachgebildetes Werk eines einem Verbandslande angehörigen, also nach dem Principe der Convention schutzberechtigten Autors in ein Nichtverbandsland, z. B. nach Rußland eingeführt wird? Finden Autor und Verleger dort keinen Schutz? Kann nicht die Rechtshülfe (Requisition) des nicht zum Verbande gehörigen Staates, also z. B. Rußlands, angerufen werden? Wie leicht diese Fälle vorkommen können, liegt auf der Hand. Ein für russische Verhältnisse oder für die Verhältnisse, Handel, Industrie ꝛc. besonders interessantes, in Frankreich veröffentlichtes Werk eines französischen Autors wird nachgedruckt. Einer Uebersetzung bedarf es einmal nicht, denn die französische Sprache ist noch immer Weltsprache. Das Werk kostet 25 Mark. Der Nachdruck macht den Verkauf für 5 Mark möglich. Um diesen Preis kaufen es in den Nichtverbandsländern, wohin es in Massen importirt wird, Tausende und Abertausende. Auf dem Büchermarkt derselben kann also das Werk die Concurrenz nicht aushalten. Die Convention bietet aber keinen Schutz. Unsere obige Frage muß verneint werden. Nur wenn zwischen dem Nichtverbandslande und dem Verbandsvaterlande des Autors, resp. des Werkes Staatsverträge bestehen, durch welche beide Staaten sich gegenseitig Rechtshülfe zugesagt haben, wird dieses Nein fraglich. Denn die Convention bindet das Nichtverbandsland nicht. Zwischen Frankreich und Rußland — um bei unserem Beispiele zu bleiben — besteht sie rechtlich nicht, hat also auch keine Wirkung, denn Rußland gehört nicht zu den Verbandsländern. Bestände aber zwischen beiden Staaten ein solcher Rechtshülfevertrag, so würden wohl die russischen Gerichte verpflichtet sein, dem Ersuchen der französischen Gerichte um Beschlagnahme des in Rußland importirten Corpus delicti zu entsprechen. Ist das richtig, so ist es nicht das Verdienst der Convention von Bern, sondern des die Rechtshülfe überhaupt sichernden Staatsvertrages. Uebrigens setzt die Beschlagnahme in jedem Falle voraus, daß ein Gericht vom Schutzberechtigten angerufen wird, und die Convention bestimmt ausdrücklich, daß die Legitimation desselben von den Gerichten bis zum Beweise des Gegentheiles schon darin als erbracht angesehen werden soll, daß der Name des Autors in üblicher Weise auf dem Werke angegeben ist. Die Beschlagnahme erfolgt also nicht etwa kraft öffentlichen Rechtes, etwa auf Antrag einer Staatsanwaltschaft, wie bei jedem anderen Diebstahle, sondern der Bestohlene muß sein verletztes Recht selbst wahren. Nach unserer obigen Auffassung handelt es sich aber gerade nicht um ein Privatrecht. Werke der Wissenschaft und Kunst sollen unter dem Schutze des öffentlichen Rechtes stehen, und es ist, wie uns bedünken will, dieser Punkt einer von den wichtigsten und folgereichsten in der ganzen Frage der Berner Convention, weshalb wir noch mit einigen Bemerkungen dabei werden verweilen dürfen.

Es sind zwei scheinbar ganz unverfängliche Stellen der Convention, welche hier in Betracht kommen. Einmal Art. 11, welcher besagt:

„Damit die Urheber der durch die gegenwärtige Uebereinkunft geschützten Werke bis zum Beweise des Gegentheiles als solche angesehen und demgemäß vor den Gerichten ... zur Verfolgung von unerlaubter Wiedergabe zugelassen werden“ u. s. w.

Mit anderen Worten: Die Urheber sollen selbst als Kläger vor den Gerichten auftreten. Den Staatsanwalt, den Vertreter des öffentlichen Rechtes und der öffentlichen Rechtsordnung des Staates, dürfen sie nicht anrufen. Hieran wird auch durch die andere Stelle § 12, Al. 2:

„Die Beschlagnahme findet statt nach den Vorschriften der inneren Gesetzgebung des betreffenden Landes“

nichts geändert. Denn sie sagt nur, daß die Art und Weise der Beschlagnahme, der äußere Modus procedendi, nach diesen Gesetzen, z. B. ob sie vom Richter oder von der Polizei oder wie sonst zu vollziehen sei. Sie sagt aber nicht, daß in den Staaten, wo die Gesetzgebung den Staatsanwalt zum Wächter der Rechtsordnung aufstellt, der Staatsanwalt die Beschlagnahme verlangen dürfe, sonst würde sie dem Art. 11 schnurstracks widersprechen.

Die Mißachtung der Autoren- und Verlegerrechte, die hierin liegt, ist so groß, daß sie den Werth der Berner Convention, den wir ja nach anderer Richtung hin gar nicht verkennen wollen, in hohem Maße herunterdrückt. Sie ist ein Schritt zum Besseren, weiter bis jetzt noch nichts. Und die wenigen Rechtsgelehrten, welche an ihrem Abschlusse mitgewirkt haben, hätten sehen müssen, daß das Recht auf den Schutz der Autorenrechte, welches man in den Vereinsländern in's Leben zu rufen die löbliche Absicht hatte, kein Privatrecht ist, welches der in seinen materiellen Interessen Verletzte erst „vor den Gerichten“ verfolgen muß, und daß die Fassung des Art. 11 den strafrechtlichen Charakter des Nachdruckes für die Vereinsländer negirt; sondern daß es vielmehr Sache des öffentlichen Rechtes ist, der Literatur und der Kunst, welche der ganzen Menschheit dienen und sie über des platten Lebens ermüdende Flächen hinüber führen, mit demselben Schutze zur Seite zu stehen, den der Staat der öffentlichen Rechtsordnung durch diejenigen Organe gewährt, die er hierfür aufgestellt hat. Alles, was der Art. 4 der Convention unter dem Ausdrucke „Werke der Literatur und Kunst“ verstanden wissen will und was er wörtlich aufführt: „Bücher, Broschüren und alle anderen Schriftwerke; dramatische und dramatisch-musikalische Werke, musikalische Compositionen mit oder ohne Text; Werke der zeichnenden Kunst und Malerei, der Bildhauerei; Stiche, Lithographien, Illustrationen, geographische Karten; geographische, topographische, architektonische oder sonstige wissenschaftliche Pläne, Skizzen und Darstellungen plastischer Art; überhaupt jedes Erzeugniß aus dem Bereiche der Literatur, Wissenschaft oder Kunst, welches im Wege des Druckes oder sonstiger Vervielfältigung veröffentlicht werden kann“ — dies Alles, im Ganzen und im Einzelnen verdient für seine Schöpfer denselben öffentlichen und internationalen Rechtsschutz, wie das Besitzthum der Bürger.

Zur Geschichtsphilosophie.

Von Karl Jentsch.

Vor einiger Zeit wurde in der „Gegenwart“ die Bemerkung gemacht, daß bei dem heutigen Zustande der Geschichtswissenschaft jede Anregung zu philosophischer Bearbeitung derselben mit Freuden begrüßt werden müsse. Schon von diesem Gesichtspunkte aus wird auch die unten genannte*) Arbeit eines Mannes Beachtung beanspruchen dürfen, dessen biographisch-philosophische Schriften (z. B. „Goethe's philosophische Entwickelung“) in Fachkreisen Anerkennung gefunden haben.

Melzer gehört zu der kleinen, aber eifrigen Gemeinde des liberal-katholischen Philosophen Günther, und mit der „theistischen“ Gottes- und Weltanschauung ist eben diejenige Günther's

*) Dr. Ernst Melzer, Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Separatabdruck aus dem 24. Bericht der Wissenschaftlichen Gesellschaft Philomathie in Neisse. Neisse, Graveur.

Digitized by Google

gemeint. Im Grunde genommen ist diese keine andere als die allgemein christliche, und Günther selbst spricht die aus ihr hervorgehende Geschichtsauffassung in folgenden Sätzen aus: Die ideale Geschichtsauffassung soll „die Ermittlerin ihrer selbst als Offenbarung des Geistes und der Natur als der Entwickelung des menschlichen Wesens im Einzelnen wie im Ganzen sein, aber lediglich in der Voraussetzung, daß der Mensch nur eine Geschichte hat, weil sein Geist mit der Natur zu einer organischen Einheit verbunden ist, der also bei der Ermittelung ihrer Gesetze nicht aus dem Spiele bleiben darf, wenn er auch die harte Forderung an sie macht, daß sie, wie ein Ziel und Ende, so auch einen Anfang haben müsse. Wem nun verdankt die Geschichte Beides und zugleich, daß sie mehr als Märchen und Sage und hiermit zum zweiten Objecte neben der Natur für den forschenden Geist geworden ist, wenn nicht jenem großen Propheten Israels, der ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung war, um die reine Gottes- und Weltkenntniß als Thesis wenigstens bis auf den Tag zu bewahren, an welchem der zweite Adam als Erwartung der Völker das Zeugniß seines Propheten über den ersten Adam durch sein Zeugniß in Wort und That bestätigte und so zum Anfange auch das Ende aller Geschichte hinzufügte?“ Alle Erscheinungen im Leben der Völker, so formulirt Melzer die Ansicht Günther's, erklären sich „aus dem Wesen des Menschen als der Synthese von Natur und Geist, die in dem ewigen Weltgedanken Gottes entspringt, welcher in der ersten und zweiten Schöpfung, in der Creation und Incarnation verwirklicht ist und in dem persönlichen, durch die Welt sein Nichtich realisirenden Gott einen ewigen Plan voraussetzt, bei dessen Verwirklichung Gott und Welt zusammenwirken. Dieser Plan besteht darin, sich als Schöpfer und Erlöser in der Menschheit eine würdige, aus freier Huldigung hervorgegangene Verehrung und Verherrlichung zu bereiten, die begründet ist auf der in allen Gebieten des Lebens im Laufe der Zeit mehr und mehr in Uebereinstimmung mit der göttlichen Weltidee hervortretenden Selbstvollendung der Creatur, die unter göttlicher Leitung und Erziehung steht.“

Um nun gleich zu sagen, in welchen Stücken ich mit der güntherisch-christlichen Auffassung übereinstimme und in welchen nicht, so bin ich zunächst ebenfalls der Ansicht, daß ohne den Glauben an einen persönlichen Gott von Geschichtsphilosophie keine Rede sein kann. Denn wenn wir einen vernünftigen Zusammenhang der Dinge und Ereignisse auffinden sollen, so muß ein solcher vorhanden sein; und wie könnte er da sein, wenn er nicht von einem denkenden Wesen gestiftet wäre? Die „gewordene Zweckmäßigkeit“ der Darwinianer halte ich für Unsinn und eine „unbewußte Intelligenz“ scheint mir ein offenbarer Widerspruch zu sein. Den persönlichen Gott kann sich ja Niemand vorstellen, aber wenigstens ist er nicht eine contradictio in adjecto wie die anderen beiden Begriffe.

Zweitens ist es meines Erachtens richtig, daß jener „große Prophet Israels“, welcher „das Gesetz und die Propheten“ zusammengestellt hat, mag er nun Moses, Esra oder sonstwie heißen, die Weltgeschichte begründet hat. Während noch bei dem kindlichen Herodot die Völker nur wie Figuren in einem amüsanten Guckkasten vorüberziehen, sehen wir sie in der Bibel nach einem Stammbaum geordnet, der theilweise noch vor dem Richterstuhle der heutigen Wissenschaft besteht, sehen sie als Werkzeuge und Vollstrecker göttlicher Absichten mit der Richtung auf ein nicht deutlich ausgesprochenes aber angedeutetes Ziel. Das erste Buch Mosis ist und bleibt das bequemste und würdigste Thor, durch welches man die Kinder in die Weltgeschichte einführen kann. Die ersten Capitel der Genesis sind ganz frei von jener phantastischen Mythologie, welche die Kosmogonien der anderen Völker überwuchert. Es steht auch nichts darin, was man eine Wundergeschichte nennen könnte. Im knappsten Lapidarstile wird uns erzählt, daß die Dinge durch Gottes Willen in einer gewissen Stufenfolge geworden sind; und das ist auf jeden Fall wahr; die Art des Werdens mag sich ein Jeder denken, wie er will.*) Der Schöpfungsarbeit folgt die Sabbathruhe und erweckt die tröstliche Hoffnung, daß jede dem Willen Gottes entsprechende Arbeit in dem Genusse des fertigen Werkes ihren vernünftigen Abschluß finden werde. Der Mensch wird als Herr, Haupt und Krone der irdischen Schöpfung eingeführt, was er ja wohl auch wirklich ist. Er soll den Garten, seinen Wohnplatz, bebauen und bewachen; aber weil er im Genusse die ihm durch Gottes Gebot gezogene Grenze überschreitet, so muß er die Lösung seiner Lebensaufgabe außerhalb des Paradieses unter erschwerenden Umständen von Neuem beginnen, muß als Ersatz für das geschenkte und verlorene Paradies sich im Schweiße seines Angesichtes selbst eins schaffen. Versuchung, Sündenfall, Sühne, das Verhältniß von Arbeit und Genuß, von Erkenntniß und Glück, das Fortwirken der guten und bösen Keime in den Kindern, es sind die einfachen Elemente, aus denen jedes einzelne Menschenleben und wohl das Wesentliche der Weltgeschichte zu begreifen ist. — Von der orthodoxen Meinung weiche ich insofern ab, als ich die Erzählungen der Genesis nicht für wahr halte im historischen Sinne, sondern nur in dem Sinne, wie jede gute Dichtung wahr ist: die handelnden Personen und die Ereignisse sind Typen. Daß Adam eine Entscheidung für das ganze Menschengeschlecht hätte treffen sollen, wie das Erbsünddogma lehrt, ist deswegen unmöglich, weil der Urmensch, wie immer er mag beschaffen gewesen sein, in seiner Unwissenheit, Erfahrungs- und Beziehungslosigkeit ein viel zu beschränktes Wesen war, als daß er mit seinem Geiste die Geschicke seines ihm noch unbekannten Geschlechtes hätte umspannen und beherrschen können. Auch die Erlösung durch Christus vermag ich nicht nach dem Wortlaute des Dogmas anzunehmen. Aber Wahrheit kann man beiden Dogmen nicht absprechen. Wie in dem ersten Menschen die Menschennatur und in ihr die Krankheit der „verderblichen, schleichenden, erblichen Mängel“ gegeben war, so hat sich unter allen mildernden und heilenden Gegenwirkungen bis auf den heutigen Tag keine mächtiger erwiesen als die von Christus ausgegangene.*) Ich möchte den Mann sehen, der, wenn er die Augen lieblicher Kinder erwartungsvoll auf sich gerichtet sieht, den Muth hätte, ihnen eine biologische Reihe von Amöben, Ichthyosauren, Orang-Utangs, Schwanz- und Haarmenschen zu erklären, anstatt sie etwa mittels der ersten 21 Bilder von Schnorr's Bibelwerk in's Heiligthum der Weltgeschichte einzuführen!

Man drängt von gewisser Seite darauf, den Schulunterricht „biologisch“ zu gestalten. Es ist doch die Frage, ob ein nach Virchow's Zeugniß noch durch keine einzige Thatsache bestätigtes Hypothesengewebe überhaupt den Namen einer Wissenschaft verdient. Aber nehmen wir an, der Häckel'sche Stammbaum des Menschengeschlechtes wäre erwiesen, und alle Welt wäre davon überzeugt, daß die Menschen nur ein Glied des Thierreiches sind, was würde hierdurch an unserer Stellung in der Welt und in der Geschichte geändert? Gar nichts! Weder rückwärts, noch vorwärts.

Nach rückwärts würde nichts geändert. Denn wenn wir auch die Affen als unsere Vettern ansähen, so würden wir ihnen trotzdem keine politischen Rechte einräumen. Auch auf die Behandlung der Thiere übt die Häckel'sche Auffassung keinen Einfluß. „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs,“ hat schon der Weise des Alten Testamentes gesagt. Wenn wir die Thiere menschlich behandeln, so geschieht es nicht, weil wir in ihnen unsere Verwandten sehen, sondern weil wir sie als fühlende Wesen kennen und weil unser menschliches Empfinden uns verbietet, fühlende Wesen zu quälen. Wer sich selber als Vieh fühlt, kennt diese Rücksicht nicht; die Thiere behandeln einander bekanntlich durchaus nicht menschlich. Auch bei der Bethätigung des Erbarmens gegen Menschen fällt es uns nicht ein an die Abstammung von Adam zu denken. Geschwister vertragen sich untereinander meistens schlechter als mit Fremden.

Aber auch nach vorwärts wird nichts geändert. Oder bereiten sich etwa die Darwinianer vor, eine höhere Entwicke-

*) Wie wenig durch die vermeintliche Kenntniß des Herganges gewonnen wird, setzt Lotze sehr hübsch auseinander. Mikrokosmus I, 407.

*) Eine andere annehmbare Fassung gibt Lessing dem Dogma: Erziehung des Menschengeschlechtes § 75.

Digitized by Google

lungsstufe zu erklimmen? Neue Organe sich wachsen zu lassen oder das Stärke- und Größenverhältniß der vorhandenen zu ändern? Jede derartige Phantasie würde der Lächerlichkeit verfallen; Niemand hat Lust, ein Monstrum zu werden. Man müßte erst verrückt werden, um die Menschengestalt nicht mehr für das schönste und vollkommenste aller irdischen Gebilde zu halten, und darum ist — nebenbei gesagt — die Plastik eine Kunst, die wohl noch Variationen schaffen, aber keine Fortschritte mehr machen kann. Was die Wesen vor uns, nach uns, auf anderen Gestirnen sein mögen — es kümmert uns nicht. Von Anfang der menschlichen Geschichte an sind wir Menschen gewesen, und sollten unsere Nachkommen einmal etwas anderes sein, so würden wir sie nicht mehr verstehen; wir würden bloß noch ein naturgeschichtliches, kein menschliches Interesse mehr an ihnen haben.

Oder sollen wir an eine geistige Fortentwickelung denken? Aber was sollte unter einer solchen verstanden werden? Natürlich, unsere Kenntnisse und Fertigkeiten wachsen, aber wie unsere Bedürfnisse, so bleiben die Bedingungen unserer Glückseligkeit, die Denkgesetze, die sittlichen Ideen dieselben.*) Gewiß haben sich die Anlagen des Menschen nicht im Nu, sondern mit der Zeit, in der Gesellschaft, entfaltet. Aber nachdem sie einmal entfaltet waren, ist seit Jahrtausenden ein Zuwachs, eine wesentliche Aenderung nicht zu entdecken. Das Gedächtniß scheint vor Erfindung der Buchdruckerkunst stärker gewesen zu sein. Die Productionskraft eines Lope de Vega, die Vielseitigkeit eines Lionardo da Vinci wird kaum von einem Manne unserer Zeit erreicht. Mit Alexander dem Großen, welcher Feldherr, Entdecker unbekannter Länder, organisirender Staatsmann, Städtegründer, Begründer einer neuen Weltcultur, der aus Griechischem und Orientalischem gemischten hellenistischen, war, und der im 33. Lebensjahre sein Riesenwerk vollendet hatte, kann sich überhaupt kein Sterblicher späterer Zeiten messen. Und was sind in Ansehung der Schwierigkeit die Leistungen heutiger Geographen und Astronomen gegenüber den bahnbrechenden Thaten des Columbus und Kopernikus?

Auch eine sogenannte sittliche Vollendung, welche Manche in Aussicht stellen, ist lediglich Phantasie. Tugend ist nicht denkbar ohne Laster. Wenn Hegel den Staat als die höchste Erscheinungsform des Absoluten und zugleich als die Verwirklichung der sittlichen Idee darstellt, so unterliegt dieser Staat sofort jenem Hegel'schen Gesetze, nach welchem jede Entwickelungsform des Absoluten, sobald sie vorhanden, an dem Widerspruche mit sich selber stirbt. Denn der Staat ist vor Allem Zwangsanstalt, und wenn er das ganze Gebiet der Sittlichkeit sich aneignet, d. h. also in allen seinen Gliedern sittliches Handeln erzwingt, so — ist die Sittlichkeit todt: erzwungene Sittlichkeit ist gar keine. In der Metaphysik und Psychologie mag man die Freiheit leugnen, im Leben trauen wir dem Charakter eines gut scheinenden Menschen so lange nicht, als er sich nicht unter Verhältnissen bewährt hat, wo ihm die äußere Möglichkeit gegeben war, anders zu handeln. Also Tugend ist undenkbar ohne Laster. Auch ist es unmöglich, alle Menschen nach demselben Tugendideale zu modeln. Der Kaufmann soll gar nicht die specifischen Tugenden des Offiziers, und dieser nicht die specifischen Tugenden jenes haben. Wenn der Unteroffizier und die Barmherzige Schwester, der Regierungspräsident und der Bediente, der Fuhrknecht und die Fürstin ihre Standestugenden mit einander vertauschen, so taugen sie alle mit einander nichts. Hellenische Plastik, hellenische Philosophie und hellenisches Staatsleben sind undenkbar ohne das griechische Gymnasium und jene Jünglings- und Männerfreundschaften, die bei unedlen Gemüthern in das bekannte Laster ausarten mußten.**) Die römische Männertugend (virtus), der römische Rechtsstaat und das römische Reich sind nicht denkbar ohne Härte. Den Hindu hat die gewissenhafte Uebung eines zärtlichen Mitleids früh entnervt und hat seit Jahrtausenden allen Verbrechen seiner Unterdrücker Straflosigkeit zugesichert. Man stelle sich eine Tugend vor, welche man will, und man wird finden, daß ihre unbedingte Herrschaft nur mit einer Unterdrückung von Lebensäußerungen zu erkaufen ist, die, auf das ganze Menschengeschlecht ausgedehnt, eine Verstümmelung bedeuten würde. Wer auf Erden absolute Sittlichkeit haben will, der mag sich auch Sonnenlicht ohne Schatten wünschen, ein Feuer, das Niemanden brennt, und einen Wein, der nicht berauscht.

Was den Zweck der Weltentwickelung anlangt, so wüßte ich keinen besseren anzugeben als Günther. Nur müssen wir, wenn wir uns Gott nicht schlechter denken wollen als einen guten Menschen, nothwendiger Weise annehmen, daß jene Selbstvollendung der Geschöpfe, durch welche Gott sich verherrlicht, zugleich deren Seligkeit ist. Den Zweck lediglich in die Verwirklichung göttlicher Ideen oder in die Herstellung von Staats- und Gesellschaftsformen setzen zu sollen, ist eine unerträgliche Zumuthung. Das Menschengemüth, welches Himmel und Hölle werden kann, ist viel zu werthvoll, als daß es sich in Millionen Exemplaren dazu hergeben sollte, zum Vergnügen eines himmlischen Beschauers Tanzfiguren und sonstige Schauspiele aufzuführen.*) Geradezu abgeschmackt wird die unser Gefühl beleidigende Annahme, wenn ein Beschauer, ein persönlicher Gott, der sich an dem Schauspiele erfreuen könnte, gar nicht vorhanden ist. Wenn der Materialismus und der pessimistische Idealismus noch von einem Weltzwecke sprechen, so ist das Redensart. Nach dem ersteren hat weder das Hervorkriechen der lebendigen Geschöpfe aus dem Urschleime, noch ihre Rückkehr in diesen Sumpf einen Zweck; und der zweite ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß er auf wenige Personen beschränkt bleibt; in dem Augenblicke, wo er die Massen ergriffe, fände das zwecklose Treiben durch Massenselbstmord ein schnelles Ende. Was in der Welt nicht bewußter Geist ist, das ist so gut wie nicht vorhanden; es hat kein Für sichsein. Und was nicht bewußte Geister, Persönlichkeiten beseligt, das hat keinen Werth; alle anderen Werthbestimmungen sind eitel. Die zu beglückenden Geister, den göttlichen und die menschlichen, vorausgesetzt, haben dann auch die geselligen Gestaltungen: Familien, Corporationen, Staaten, Kirchen ihren Zweck, nicht bloß weil sie der Befriedigung individueller Bedürfnisse dienen, sondern auch weil sie durch ihren kunstreichen Bau und das Spiel ihres Getriebes den Beschauer ergötzen. Wie man den Genuß als Illusion bezeichnen kann, verstehe ich nicht. So viele Illusionen der nach Genuß schmachtende Mensch sich auch machen mag, der Genuß selbst ist niemals Illusion. Er ist mit dem Schmerz zusammen das Allerwirklichste, dasjenige, wodurch die bewußten Wesen ihr wirkliches Dasein inne werden. Und die Lust ist noch wirklicher als der Schmerz, denn sie wird in der Erwartung jahrelang voraus und in der Erinnerung jahrelang nachgenossen. Man mag den Genuß vergeistigen, so viel man will; man mag ihn in der Arbeit, in der Pflichterfüllung, in der Befriedigung eines edlen Ehrgeizes, in der durch Opfer beglückenden Nächstenliebe, in der Selbstpeinigung des Asketen suchen, man mag ihn in's Jenseits verlegen und dem Diesseits ausschließlich eine freudlose Pflichterfüllung vorbehalten, man mag die Sinne und Gedanken der zu erziehenden Jugend nach Kräften vom Genusse abwenden — die Thatsache kann man nicht ändern, daß Alle ohne Ausnahme Befriedigung suchen, und Befriedigung ist eben Genuß. Die das nicht zugeben wollen, belügen sich selbst oder heucheln vor den Anderen; und wer die Beseligung der Individuen als Weltzweck nicht gelten lassen will, der mag immerhin aus Trugschlüssen einen anderen construiren, Niemand wird daran glauben.

Daß der Weltzweck zum Theil wenigstens in's Jenseits verlegt werden müsse, leuchtet nicht so ohne Weiteres ein. Wenn der Glückliche für sein Glück unendliche Dauer und Freiheit von allen vorübergehenden Trübungen verlangen wollte, so wäre das doch sehr unbescheiden. Es gibt nämlich Glückliche auf Erden, und ihrer sind nicht wenige. Pessimist kann

*) Es würde zu weit führen, diese Behauptung gegen neuere Theorien zu vertheidigen.

**) Vgl. Herder, in der Gesammtausgabe seiner Werke von 1827, VI, 154.

*) Lotze, Mikrokosmus III, 40.

Digitized by Google

man nur sein, wenn man die Landleute, überhaupt Leute in einfachen Verhältnissen nicht kennt. Aber die Zahl der Unglücklichen ist freilich sehr groß, und die Zahl jener Bösewichter, die ein unverdientes Glück genießen, nicht klein. Darum fordert unser Gerechtigkeitsgefühl einen Ausgleich im Jenseits. Ueber die Beschaffenheit des Jenseits Untersuchungen anzustellen hätte keinen Sinn, weil sie sich unserer Erfahrung entzieht. Der Gegenstand unserer Hoffnung kann höchstens zu frommen Phantasien ausgesponnen werden, die Wissenschaft hat mit seinem Inhalte nichts zu schaffen; aber ihn als Thatsache des Seelenlebens constatiren, das darf sie.

So ist denn das Ziel der irdischen Weltentwickelung kein allgemeines, sondern ein individuelles; allgemein nur insofern, als es alle Individuen angeht: für sie alle ist die Erde ein Uebungsplatz.*) Ein Fortschritt findet statt; aber nicht in der Weise, daß die Menschen späterer Zeiten besser und glücklicher wären, als ihre Vorfahren, daß also die spätere Cultur im Werthe höher stünde, als die frühere; am wenigsten so, daß die früheren Culturen von der späteren verschlungen würden. Vielmehr wuchern die früheren Gebilde (Künste, Wirthschaftsbetriebe, Staaten, Religionen), welche man gern als niedere bezeichnet, neben den späteren, die sich für etwas Höheres halten, lustig fort, ebenso wie die sogenannten niederen Pflanzen- und Thiergattungen; und gerade in dem solchergestalt wachsenden Reichthume an Gestalten und Wechselwirkungen besteht das, was man Fortschritt nennen darf. Will man als Ziel der Weltentwickelung die Verwirklichung der göttlichen Ideen nennen, so liegt dasselbe nicht am Ende einer Entwickelungsreihe (etwa als eine absolut vollkommene Persönlichkeit oder ein absolut vollkommener Staat), so daß ihre übrigen Glieder nur als Vorbereitungsstufen, oder Embryonen, oder gar als verunglückte Versuche anzusehen wären, sondern das Ziel umfaßt die ganze Entwickelung der Länge und Breite nach; der Wurm gehört so gut hinein, wie der Elephant; er ist in seiner Art so vollkommen wie dieser; und wenn ich gefragt würde, wen ich lieber darin missen möchte, den Südseeinsulaner wie ihn Chamisso beschreibt oder den europäischen Modenarren, so würde ich ohne Bedenken den Letzteren preisgeben. Wir Heutigen sehen, wissen und können mehr als unsere Vorfahren, aber weder höhere Sittlichkeit, noch größeres Glück ist uns dadurch verbürgt. Beides mag auf allen Culturstufen — die untersten, die Vorbereitungsstufen, abgerechnet — durchschnittlich gleich bleiben, unter beständigen Schwankungen, indem beides in Krisen sinkt und in ruhigeren Zeiten steigt.**) Hauptzweck aller Veränderungen bleibt, daß jede Generation hinlänglich zu thun finde: Gegenstände, Aufgaben, an denen sie ihre Kräfte üben kann; daher denn weder die metaphysische, noch die sociale, noch die politische, noch die kirchliche Frage gelöst werden darf.

Bei solcher Auffassung kann ich weder die Hoffnung auf Wiedervereinigung der Confessionen, noch die Sehnsucht darnach theilen, welche Günther hegte. Ein Schafstall und ein Hirt! Das Bild hat für mich gar nichts Verlockendes. Die Vereinigung aller Menschen, sei es in einer Universalkirche, sei es in einem Universalstaate, wäre nicht möglich ohne Vernichtung aller Charaktere, aller Besonderheiten, aller Mannigfaltigkeit, kurz alles dessen, was dem Leben Reiz und Schönheit verleiht; in der That müßten die Menschen zu diesem Zwecke Schafe, fromme Herdenthiere werden. Wenn irgend etwas in der Weltgeschichte den Namen Fortschritt verdient, so war es die Spaltung der ursprünglich einen römischen Reichskirche in einen slavisch-orientalischen und einen lateinisch-germanischen Ast, und die weitere Verzweigung durch Abtrennung der Germanen von den Romanen, die ganz der Verzweigung des wachsenden Baumes entspricht. Daß die Zweige einander spinnefeind sind, ist freilich nicht hübsch, aber auch nicht unbedingt nothwendig.

Demnach kann der Geschichtsphilosophie nicht zugemuthet werden, daß sie uns als Ziel der irdischen Entwickelung ein Bild höchster Vollkommenheit der Individuen und der gesellschaftlichen Zustände male; die absolut vollkommene Persönlichkeit ist so unmöglich wie der vollkommene Staat, die allein wahre Kirche und das Utopien der Socialisten; jeder Mensch und jede Gesellschaft muß sich die défauts de ses qualités gefallen lassen. Dagegen soll die Geschichtsphilosophie u. a. darlegen, wie weit die gesellschaftlichen Zustände jedes Volkes in jedem Zeitalter ihren Zweck erfüllt haben: der Menschennatur zur möglichst reichen Entfaltung ihrer Anlagen zu verhelfen. Daraus wird sich dann dem Philosophirenden ergeben, welche Aenderungen in seinem Volke und in seinem Zeitalter wünschenswerth sind. Natürlich ist diese Art Philosophiren ohne genaue Kenntniß der Geschichte nicht möglich.

Ein Beispiel wird zeigen, wie ich's meine. Zu den Wahrheiten, welche der Confessionshaß am gründlichsten verschüttet hat, gehört auch die: daß das spätere Mittelalter, die Renaissance, mehr persönliche wirthschaftliche und politische Freiheit genoß*), als die darauf folgende Zeit des ancien régime und sogar — oder soll ich sagen und erst recht? — als unsere Zeit. Dieses reichlichere Maß von Freiheit war aber nicht etwa dem guten Willen der regierenden geistlichen und weltlichen Herren zu verdanken, die vielmehr oft genug die schönsten Despotenanlagen offenbarten; auch nicht der größeren Freiheitswürdigkeit des Volkes, dem es nur zu sehr an Selbstbeherrschung fehlte; sondern der vielfachen Spaltung der Gewalten. Geistliche und weltliche Mächte, Könige und Territorialfürsten, Städterepubliken, Ritterschaften und freie Bauernschaften, Zünfte und Geschlechter wurden ein jedes von den übrigen derart in Schach gehalten, daß selbst die nominell schrankenlose und weltumspannende Macht eines Papstes oder eines Kaiser Karl V. im wirklichen gegebenen Fall meist gebundener und schwächer war, als die eines heutigen Generallieutenants oder Polizeipräsidenten. Verfolgte fanden leicht eine Zufluchtstätte bei den Gegnern ihrer Verfolger. Wer diese natürliche Bedingung der Freiheit erkannt hat, der wird daraus den Schluß ziehen, daß in unseren centralisirten Großstaaten von der Freiheit nicht viel übrig bleiben könne; der Leser mag selbst prüfen, wie weit der Schluß richtig ist. Wie die Fluthen unserer Ströme über's platte Land, so ergießen sich, vereinzelte Hindernisse wegschwemmend, die Wasser einer gleichförmigen Verwaltung, einer gleichförmigen öffentlichen Meinung und einer gleichförmigen Mode über die Völker. Und so werden wir uns auch nicht wundern, wenn jenes Volk, welches am gründlichsten mit allen historischen Besonderheiten aufgeräumt und die Freiheit mit der Gleichheit verkoppelt hat, jetzt nach einem Dictator verlangt und — keinen findet, weil die Uniformität große Charaktere nicht aufkommen läßt: die allgemeine gleiche Freiheit ist die allgemeine gleiche Knechtschaft. Soll einem Theile der Bevölkerung die zur Herausbildung von Charakteren erforderliche Freiheit gesichert werden, so müssen die Bollwerke kleinerer Gemeinwesen und Corporationen bestehen, hinter denen die tüchtigeren Geister gruppenweise Schutz finden vor dem nivellirenden Einflusse der massenbeherrschenden Centralgewalten.

Günther erörtert auch die Aufgaben der Nationen bei der Verwirklichung des Weltplanes. Wohlthuende patriotische Wärme entstrahlt seiner Darstellung dieses Gegenstandes. Wenn freilich die Ansicht ausgesprochen wird, den Deutschen sei „die Welt und ihre Herrlichkeit" nicht beschieden, so erklärt sich das hinlänglich aus der Zeit, in welcher Günther schrieb. Das, was Günther mit der allgemein christlichen Auffassung gemeinsam hat, erscheint mir wichtiger und der Hervorhebung würdiger, als sein Besonderes; denn auf die christliche Ansicht in einer jener zeitgemäßen Fassungen, wie sie Lessing, Herder, Lotze versucht haben, wird man desto allgemeiner zurückkommen, je deutlicher es sich zeigt, daß der Atheismus in seiner materialistischen Gestalt in den Sumpf, und in der idealistischen

*) Herder a. a. O. IV, 231; Lotze a. a. O. III, 48.

**) Wie bescheiden dachte Herder von den Vorzügen der „wohl policirten" Staaten seiner Zeit! III, 132 und VIII, 169. Was würde er von unseren heutigen noch besser „policirten" sagen!

*) Im Durchschnitt nämlich; im Einzelnen waren alle Abstufungen von der härtesten Knechtschaft bis zur Anarchie vorhanden.

Digitized by Google

in's reine Nichts führt bezw. uns in der hohlen Phrase stecken läßt. Die Besonderheit Günther's liegt wesentlich darin, daß ihm die dreigliederige Welt (Geist, Natur, Mensch als Synthese beider) als das Gegenbild des dreipersönlichen Gottes erscheint, und daß er sein ganzes System aus der Unterscheidung eines „logischen" und eines „ideellen" Denkprocesses herausspinnt; der erstere soll in der Physis, der zweite in der Psyche wurzeln. Wie er seine Speculation als Grundlage für das Verständniß der Weltgeschichte verwendet, mag man in Melzer's interessanter Schrift nachlesen. Nur so viel sei noch bemerkt, daß die moderne Wissenschaft sich die Engel und deren Freiheitsprobe als ein wesentliches Element der Geschichtsphilosophie nicht gefallen lassen kann. Denn Engel sind weder Gegenstände der Erfahrung, noch kann auf ihre Existenz mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit geschlossen werden, wie auf diejenige Gottes; sie können also nicht Gegenstand einer Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes sein.

Feuilleton.

Brennende Liebe.

Novellette von P. Hann.

Vielleicht halten Sie mich für unbescheiden, aber wahrhaftig, ich half einem tiefgefühlten Bedürfniß ab, als ich geboren wurde, aufwuchs und zum Ruhm meiner Vaterstadt unter die Cannibalen ging. Natürlich nicht, um bei ihnen zu bleiben, sondern um mit 85 Kisten voll staubiger Merkwürdigkeiten, Schädeln, Amuletten, Pflanzenwurzeln, Pfeilen, Bogen, Lanzen und ferner mit einem Vorrathe an Notizen und Tagebüchern heimzukehren, der das Herz jedes Händlers in Maculatur mit den frohesten Erwartungen erfüllt hätte.

Meine Vaterstadt hatte sich schon seit längerer Zeit sehnsüchtig nach einem großen Sohne umgethan, zu dessen Ehren man wieder einmal in dem altberühmten Rathskeller ein ansehnliches Festessen unter Pauken- und Drommetenschall abhalten konnte. Leider war in der ehemaligen Reichsunmittelbaren eine gewisse Dürre eingetreten, sie hatte alle ihre großen Söhne unter prachtvollen Denkmälern begraben, und der Nachwuchs zeigte das richtige Militärmaß nicht mehr. Da trat ich denn aufopfernd in die Bresche. Der Wahrheit die Ehre! Das Essen war unübertrefflich, und der Wein ließ nichts zu wünschen übrig. Rechts und links schlugen mir „der opferwillige, selbstlose Diener der Wissenschaft", „der erleuchtete Erforscher dunkler Erdtheile", der „hervorragendste jetztlebende Sohn" und so weiter an die Ohren, und als sich nach leiser Zwiesprache mit mir der Oberbürgermeister erhob und den Anwesenden verkündete, ich hätte meine 85 Kisten der geliebten Vaterstadt zum Geschenk gemacht (selbstverständlich unter den bescheidenen Bedingungen, daß sie für ewige Zeiten ungetheilt blieben, in den hellsten Sälen des neuen Museums aufgestellt würden und als Karl-Wittmann-Stiftung auf die Nachwelt übergingen), da stieg die Begeisterung auf den Siedepunkt und ich genoß fortan die süßen Früchte der Popularität, die darin bestehen, daß jener Theil der hoffnungsvollen Jugend, der den Gebrauch der Taschentücher standhaft verschmäht, auf der Straße mit den Fingern auf mich deutete, und die jungen Damen der Stadt, sobald sie meiner ansichtig wurden, angelegentlich die Auslagen studirten, um, wenn ich vorübergegangen war, sich umzudrehen und mir nachzublicken. Aber die Götter sind neidisch. Sie vergaßen nicht, einen Tropfen Gift in meinen Freudenbecher zu mischen. Und was für einen Tropfen! Er war ausgiebig genug, um ein ganzes Faß süßen Weines in eitel Wermuth und Galle zu verwandeln. Es lebte eine Person in der Stadt, die meine Verdienste um Mit- und Nachwelt gering schätzte, die meinen Ruhm nicht anerkannte und trotz meiner allgemeinen Beliebtheit kalt wie ein Eiszapfen blieb, und diese Person war meine Braut; denn ich habe eine Braut und zwar eine sogenannte Familienbraut.

Aus Spielgefährten und Jugendfreunden wurden wir Dank unseren vortrefflichen Mamas im Handumdrehen Braut und Bräutigam ohne die geringste Ungewißheit, den leisesten Zweifel, ohne irgend ein Hangen und Bangen in schwebender Pein. Meine junge Weisheit beschloß, die stehenden Gewässer unserer Neigung durch eine längere Entfernung aufzurühren, damit etwas von dem Idealzustande der Liebe, ein Bischen Sehnsucht und Leidenschaft auch auf unser Theil komme. Auch führte ich den auf mich entfallenden Part des Programms gewissenhaft durch. Einmal von Helene getrennt, zog ich jeden Augenblick ihre Photographie heraus und machte ihr die süßesten Augen, zweimal im Tage setzte ich mich hin, um gefühlvolle Episteln an sie zu richten (leider dürften sie dieselbe nicht erreicht haben, denn ich bin ein schlechter Briefschreiber und aus den acht Seiten langen Liebesbotschaften wurden meist kleine Zettelchen, die ihr die erfreuliche Kunde meines Wohlbefindens zutrugen), und als den „bekannten Naturforscher" bei seinem Landen in Hamburg eine kleine Festlichkeit erwartete, riß er sich mitten in der Nacht und mit ziemlich schwerem Kopf aus dem Kreise seiner Verehrer los, um am nächsten Morgen in seiner Vaterstadt und bei Helene einzutreffen.

Ich hätte ruhig im Hotel schlafen können. Zur Begrüßung streckte mir meine Braut ein paar Fingerspitzen entgegen, als ich voll Wiedersehensfreude auf sie zueilte.

„Sehr erfreut, den Herrn Doctor bei uns zu sehen," sagte sie und verbeugte sich tief und spöttisch. Wir waren allein, nichts hinderte uns, die lang aufgespeicherte Sehnsucht von Lippe zu Lippe ausströmen zu lassen. Und nun dieser Empfang! Die Arme sanken mir herab, mein Gesicht verlängerte sich.

„Das Willkommen für Deinen Verlobten leidet jedenfalls nicht an Ueberschwenglichkeit," sagte ich trocken, nachdem ich meine Enttäuschung, so gut es ging, niedergekämpft.

„Wer das nicht hoch genug zu schätzende Glück hat, einen so vernünftigen Bräutigam sein eigen zu nennen, darf sich nicht durch Sentimentalität lächerlich machen," versetzte sie.

„Helene, ich bin durchaus nicht vernünftig," betheuerte ich mit Ueberzeugung. „Ich glaube, seit den Tagen von Hero und Leander hat kein verliebter Narr so ungeduldig die salzige Fluth durchmessen und so erleichtert das Gestade berührt wie ich."

Eine Steinfigur wäre gerührt worden. Meine theuere Braut jedoch rief spöttisch an mir vorüber in die Luft hinaus:

„Der Unglückliche! Bittere Noth zwang ihn, seiner Heimath den Rücken zu kehren und das harte Brod — den Schiffszwieback — der Fremde zu essen."

Wenn mich etwas aufregen kann, so ist es dieses Sprechen zu einem abwesenden Dritten. Ich würde es als einen Scheidungsgrund ansehen, sollte meine Frau ihre Gardinenpredigten in diesem Stile halten. Allein diesmal blieb ich gelassen, denn es galt mein Schifflein durch eine etwas gefährliche Stromschnelle hindurchzurudern.

„Bedenke Kind, man hat doch auch Pflichten gegen das Allgemeine. Wenn ich meinen verehrten Mitbürgern keine Veranlassung zu einem Bankett gebe, dann erkranken sie möglicherweise am verhaltenen Jubelfieber und meine Unterlassungssünde endet in einem Massenmorde."

„Bilde Dir nicht ein, sie haben auf Dich gewartet," entgegnete Helene; ihr Ton klang geringschätzig, aber sie wandte sich direct an mich, und das war ein Fortschritt. „Hätten Dich die Wilden mit dem Holzbeile erschlagen, dann wäre vielleicht das Erlöschen der Pest vor 400 Jahren gefeiert worden, oder der Westfälische Friede, oder sonst eine erfreuliche, wenn auch schon etwas angejahrte Begebenheit. Ich kenne unsere würdigen Stadtpapas, wenn ein guter Jahrgang im Rathskeller lagert, dann begehen sie Jubiläen bei dem geringfügigsten Anlaß."

Und dieses Wesen, das meine Bedeutung für das Gemeinwohl also abzuschwächen, ja ganz zu vernichten suchte, sollte das Weib meines Busens werden! Ich hoffe, daß mir Jedermann die Berechtigung zugestehen wird, entrüstet zu sein.

„Helenchen, äußere Deine Ketzerei nicht vor fremden Ohren. Männlein und Weiblein in unserer Stadt stimmen darin überein, daß meine Sammlungen ungeheuer werthvoll sind und meine Tagebücher der Wissenschaft außerordentliche Dienste leisten werden. Man soll sein Urtheil freilich nicht nach dem der Menge bilden, aber es trüge Dir doch einen

Digitized by Google

etwas unerwünschten Ruf der Originalität ein, wenn Du, meine Braut, die Einzige wärest, die meiner Forschungsreise nicht die geringste Wichtigkeit beimißt."

Sie blickte anklagend zur Zimmerdecke empor.

„Ich messe ihr keine Wichtigkeit bei, ich, die ich ihr die trostlosesten, unerquicklichsten Jahre meines Lebens verdanke!"

Ich grollte Helenen nicht länger, ich fand sie bezaubernd und wollte auf sie zueilen, aber sie verschanzte sich hinter einem Stuhl, die Augen blitzend, die Lippen trotzig aufgeworfen, eine Walküre — freilich eine aus Meißener Porcellan.

„Du ließest Dich von Deiner Abenteuerlust in die Fremde locken, und ich bin hier geblieben, eine lächerliche Figur, über die alle Freundinnen spotten, eine Braut, deren Bräutigam die Flucht ergriffen!"

„Helene, welch' ein Gedanke!" rief ich schaudernd. „Glücklicherweise glaubst Du selber nicht an ihn. Weißt Du doch zu genau, daß ich schon als grüner Junge im Gymnasium in Dir mein Ideal verehrte und Dich mit sehr kunstreichen Strophen im altgriechischen Versmaß ansang. Sie haben mich manchen Schweißtropfen gekostet, und Du, Kobold, nahmst sie mit schnöder Gleichgültigkeit entgegen."

„Du hast Dich zu entschädigen gewußt: Ich mußte geduldig zu Hause warten, bis es dem Herrn Naturforscher" (nicht möglich, den Hohn zu beschreiben, der diesen Titel begleitete) „gefiel, zurückzukehren, nachdem er in der Fremde hinlänglichen Zeitvertreib gefunden."

„Wenn Du wüßtest, wie viel Ungemach und Entbehrungen ich ertragen, welche Gefahren ich überstanden," warf ich gefühlvoll ein, „Du würdest nicht so sprechen."

„Man sieht Dir nichts davon an. Ich hatte im Stillen gehofft, Du werdest abgebrannt und zur Mumie ausgetrocknet zurückkommen; leider bleiben die erfüllten Wünsche stets hinter unseren Erwartungen zurück."

„Ich darf darüber nicht klagen; die meinen wurden weit übertroffen. Daß mich meine Braut, nachdem wir zwei Jahre von einander getrennt gewesen, mit der Klage empfangen werde, ich sähe nicht genug mumienhaft aus, übersteigt selbst meine unwahrscheinlichsten Träume."

„In diesen zwei Jahren haben Julie Marschall und Karoline Holzwart zehn Bälle mitgemacht, einige Dutzend Cotillonbouquets nach Hause getragen und sich von einer Unzahl Lieutenants, der Assessoren und Referendare gar nicht zu erwähnen, den Hof machen lassen. Und ich habe zu Hause einen langen Aschermittwoch gehalten, denn meine unnatürliche Mutter erklärte, es passe sich nicht für eine Braut, deren Verlobter abwesend sei, Bälle zu besuchen; und meine künftige Schwiegermama rief vorwurfsvoll und mit Wassertropfen an den Wimpern, „Du willst tanzen, während Karl vielleicht in Todesgefahr schwebt!"

„Die beiden Frauen haben ein wenig Zärtlichkeit für mich, während Du, kleine Selbstsüchtige, nur an Dich und Deine banalen Vergnügungen denkst."

„Du hättest unter die Advocaten gehen sollen," warf sie schneidend hin, „es ist ein alter Kniff dieser Herren, einer Anklage zuvorzukommen, indem sie dieselbe umkehren. Ich selbstsüchtig? ich habe einem jungen Mädchen nicht die paar Jahre ihres Frühlings vergällt, indem ich sie band und mir die Freiheit sicherte, ich nicht!"

„Helene, höre mich an!"

Aber sie ließ sich nicht unterbrechen.

„Ist das Experiment nach Wunsch ausgefallen? Hat sich das kleine Mädchen nach dem gnädigen Herrn gesehnt und um seinetwillen abgehärmt?"

Ich stand diesem übernatürlichen Scharfsinn starr gegenüber. Plötzlich blendete mich ein grelles Licht.

„Helene, sei aufrichtig," bat ich, „Dein eisiger Empfang drängt mir die Frage auf: hat mich ein Anderer aus Deiner Neigung verdrängt?"

Sie sah mich nicht an, sondern blickte angelegentlich zum Fenster hinaus, vielleicht dauerte sie meine verstörte Miene; endlich wandte sie mir ein purpurrothes Gesicht zu.

„Du hast es errathen," sagte sie, „ich liebe einen Anderen!"

Leichten Tones fuhr sie fort: „Zwei Jahre sind ja eine Ewigkeit; auch hätten die Menschenfresser Geschmack an Dir finden können."

Dabei blitzten ihre spitzen, weißen Zähne, als könne sie sich nichts Willkommeneres denken. Die Naturgeschichte hat Recht, unter den Raubthieren ist das Weibchen der grausamere Theil. Mauna Loa war gegen mich gehalten zahm wie ein Ofenfeuer, aber ich brachte leidlich die Miene überlegener Ironie zu Stande.

„Der Name des Glücklichen ist wohl noch ein Geheimniß?"

„Er heißt, wie mein Ideal heißen muß, Edgar."

„Edgar? sehr abgeschmackt, und die italienische Oper ist aus der Mode."

Meine Worte ärgerten sie (und das war ja auch ihr Zweck; es wäre mir eine Wollust gewesen, sie zu peinigen, so wüthend und — das Wort muß heraus — unglücklich fühlte ich mich). Sie holte ein Notenheft, auf welchem ein Strauß knallrother Blumen prangte und hielt es mir triumphirend vor die Augen. „Brennende Liebe", Walzer von Edgar Nothnagel, seiner Schülerin, Fräulein Helene Stubenkammer hochachtungsvoll zugeeignet.

„Damit kann ich freilich nicht wetteifern," sagte ich bitter und griff nach meinem Hut.

Eine Gewohnheit aus früheren, schöneren Tagen hing meine treulose Braut noch immer an; wenn sie mich genug gequält zu haben glaubte, legte sie ein Pflästerchen auf meine Wunde.

„Willst Du gehen, ohne Mama begrüßt zu haben?"

„Ich werde telegraphisch meine Ueberfahrt nach Afrika belegen, denn diesmal ist es mir wirklich ein Bedürfniß, die Flucht zu ergreifen." Ich wollte meinen Verlobungsring abziehen, aber er saß zu fest, und so mußte ich auf den effectvollen Abgang verzichten. Die Scharte einigermaßen auszuwetzen murmelte ich gleichgültig: „O, ich vergaß; — meine besten Glückwünsche, Fräulein Stubenkammer."

„Ich weiß nicht, ob ich sie annehmen darf," versetzte Helene in äußerster Betrübniß, „Mama wird von dem armen Künstler nichts wissen wollen."

Ich bin kein Mann des Gefühls, das sich in Worten äußert. Aus Scham, die Welt errathen zu lassen, daß ich eigentlich eine gute Dosis Weichmüthigkeit in mir beherberge, hänge ich meinen Aeußerungen gewisse kleine Narrenschellen an, die ihren Zweck dann auch vortrefflich erreichen, zu vortrefflich, denn nicht nur die lieben gleichgültigen Nebenmenschen, auch meine Braut werden von der Ueberzeugung beherrscht, bei mir gehe keine Empfindung tief genug, um sich nicht mit einem Witzwort abschütteln zu lassen.

Sie hatte vermuthlich nicht die leiseste Ahnung, daß der Spötter, dem nichts heilig zu sein schien, der seine Gefühle durch das Scheidewasser der Ironie zu zersetzen pflegte, den Riß zwischen uns genau so schmerzlich — möglicher Weise noch schmerzlicher — empfand, als es der sentimentalste aller Edgars, der je in stillen Mitternächten den Mond angeseufzt, vermocht hätte. Oder wenn ihr mein Gesicht den Zustand meines Innern enthüllte, so schien es sie nicht sonderlich zu rühren — mit leisem Lächeln sah sie mich meinen Abschied nehmen.

Während ich bei hellklingenden Gläsern zum hervorragendsten jetztlebenden Sohn proclamirt wurde, focht ich einen schweren Kampf mit meinem Ich aus. Ich muß bekennen, daß ich dasselbe bisher gehätschelt und in jeder Weise bevorzugt hatte. Deshalb wehrte es sich nun auf das Heftigste gegen das erste Opfer, das von ihm gefordert wurde. Das Wesen zu verlieren, mit dem es sich in jeder Faser verwachsen glaubte, das es zum Mittelpunkt seiner Pläne und Luftschlösser gemacht, erschien ihm ganz einfach unmöglich. Zuletzt lag es jedoch besiegt auf der Erde.

Ich trat in das Stubenkammer'sche Wohnzimmer, ein spartanischer Held, der sich in unser Zeitalter hinübergerettet. Meine Mutter und die Hausfrau waren unzertrennliche Freundinnen; sie waren auch jetzt beisammen, wahrscheinlich beschäftigt ein modernes Paradies aus decorirtem Tafelgeschirr, Silberbestecken, ungezählten Dutzenden von Bett- und Tischwäsche für ihre Sprößlinge aufzubauen. Helena saß am Fenster, ein wenig blässer als sonst, aber wunderhübsch wie immer. Sie warf mir einen prüfenden Blick zu, aber als sie meine entschlossene Miene sah, die etwas von dem Todesmuth der Legionen zeigte, wandte sie den Kopf ab.

Wie ein Sprenggeschoß fiel meine Mittheilung, daß ich in einer Woche eine lange, eine mehrjährige Reise, wie ich mit einem Blick auf Helene nachdrücklich hervorhob, antreten werde, in den friedlichen Familien-

Digitized by Google

kreis. Die beiden würdigen Damen starrten mich fassungslos an. Helene stand auf und näherte sich ihnen.

„Ihr seht, er will mich nicht," sagte die kleine Teufelin lachend, „die Forschungsreise ist nur ein Vorwand."

Mama, die es ist, und Mama, die es werden sollte, warfen mir wüthende Blicke zu; was mich betrifft, ich hätte nie gedacht, daß der kategorische Imperativ einen so wenig süßen Kern in sich birgt.

„Das ist nun mein Lohn dafür, daß ich 24 Monate und zwei Wochen lang wie eine Nonne gelebt," fuhr Helene fort.

Ich bin nur ein Mensch und daher nicht ohne Galle: „Ein Nonnenleben, das durch Musik und süße Musiker Abwechselung erhielt, muß nicht übermäßig hart zu ertragen gewesen sein," sagte ich boshaft.

Die beiden Mamas tauschten erschrockene Blicke, ich hörte die künftige etwas vom heißen Klima und dem Aequator murmeln.

Nachdem ich meinem Aerger Luft gemacht, schämte ich mich. In Edelmuth und Selbstlosigkeit hatte ich Helenen, die den Zorn ihrer Mutter zu fürchten schien, die Bahn ebnen gewollt, und nun ließ ich mich so fortreißen. „Tante Stubenkammer," sagte ich, „durch meine Entfernung soll ein etwas verwickelter Knoten gelöst werden. Helene liebt mich nicht; sie hat ihr Herz einem Anderen geschenkt. Daß ich tief unglücklich darüber bin und ein einsames trübseliges Leben vor mir sehe, kann ich nicht verhehlen. Aber die Rücksicht auf mich soll Helene nicht hindern, mit ihrem Edgar glücklich zu werden."

Mama hatte längst ihr Taschentuch an die Augen gedrückt, aber Mama Stubenkammer war aus härterem Stoff gemacht.

„Helene, darf ich Dich um eine Erklärung bitten!" sprach sie streng.

„Liebe Mama, für eine Frau von Deinem feinen Verständniß bedarf es deren wohl kaum: Karl ist eifersüchtig und das — wie lächerlich! — auf meinen alten ehrlichen Clavierlehrer."

Die Strenge der Mutter kehrte sich gegen mich.

„Karl, das ist beleidigend, der Mann hat Frau und Kind."

„Und widmet meiner Braut seine »Brennende Liebe«."

„Es sollte zuerst ein Marsch »Vergißmeinnicht« sein, aber Karoline Holzwart capricirte sich auf ihn," erläuterte meine Braut gleichmüthig, „und die Chrysanthemumpolka war mir zu fade. Herr Nothnagel arbeitet nämlich den Erfurter Blumencatalog durch; die Titel für seine Compositionen bereiteten ihm früher große Schwierigkeiten. Da verfiel ich auf diesen Ausweg, und zum Dank dafür widmete er mir eine schöne rothe Sorte Pelargonien; ich kann nichts dafür, daß die Gärtner sie Brennende Liebe getauft haben."

„Helene" schrie ich und eilte glückselig auf meine Peinigerin zu. Ein Geräusch wie der Flügelschlag mächtiger Albatrosse machte uns stutzig. Aber es waren nur die Mamas, die — ihrer Meinung nach — geräuschlos — aus dem Zimmer huschten.

Aus der Hauptstadt.

Aus Gurlitt's Kunstsalon.

Das Wiederfinden alter Bekannter ruft stets gemischte Gefühle hervor. Man freut sich, daß man sich früher so gern gehabt und man ärgert sich über seine derzeitige Gleichgültigkeit. Der neapolitanische Fischerknabe von Gustav Richter war im Jahre 1870 ein Sensationsbild. Daß er uns seither nicht aus dem Gedächtniß geschwunden, dafür haben Pfeifenköpfe, Brochen und Chocoladeenveloppes bei Mann, Weib und Kind hinreichend gesorgt. Jetzt, wo das Original wieder auftaucht, berührt es in seiner gesuchten Pose und gekünstelten Sentimentalität geradezu unangenehm. Man sehnt sich nach jenem anderen kleinen Neapolitaner Richter's, dessen schmutzige Pausbacken und zerrissenen Höschen der Wirklichkeit um so viel näher kommen, ohne der Poesie des sorglosen Vagabundenthums zu entbehren. Aehnlich geht es uns mit Vautier und Meyer von Bremen. Des Ersteren Toast auf die Braut ist eine Wiederholung des größeren Bildes in der Hamburger Kunsthalle. Es ist gewiß eine recht hübsch vorgetragene humorvolle Scene. Der redegewandte Herr Vetter, die schüchtern niederblickende Braut, der sie von der Seite verliebt ansehende Bräutigam, die thränenselige Mutter und der stolze Vater, das Alles sind Typen, aber auch nichts mehr als Typen. Die Ansprüche an das Genrebild sind seither wesentlich gestiegen. Aus dem Gattungsbegriff heraus soll der Künstler Einzelwesen schaffen, die kräftiges, eigenartiges Leben athmen, die der Beschauer sofort erkennt, ohne sie je gekannt zu haben. Bei Meyer von Bremen liegt der Fehler in der Auffassung sowohl, wie in der Technik. Er hat ein aus der hessischen Dorfjugend abstrahirtes rundwangiges Kinderideal, das sich unter seinem schnell arbeitenden Pinsel stets zu einem stumpfnäsigen Unschuldsengelchen entwickelt. Die Situation ist fast immer glücklich gewählt, aber die Ausdrucksformen des natürlich und kräftig empfindenden Kindergemüthes verschwinden unter nichtssagender Naivität. Dazu werden alle Localfarben durch ein rosiges Gesammtcolorit aufgesogen, das nicht selten wie ein künstliches bengalisches Feuer wirkt und in ein intensives Kupferroth übergeht.

Ein Vergleich mit den beiden im Obergeschoß des Gurlitt'schen Salons ausgestellten Bleistiftzeichnungen von L. Knaus lehrt, daß man es in der unbefangenen Auffassung der Wirklichkeit denn doch um ein Erkleckliches weiter gebracht hat. Der unzufriedene Weltbürger — das Pendant von der Jubiläumsausstellung lebt gewiß in der Erinnerung aller vernünftigen Mütter, deren Kinder nicht mit Flügeln auf die Welt gekommen sind — hält mit verzweifeltem Gesichtsausdruck Töpfchen und Papplöffel in der Hand und macht ernsthafte Studien über den leeren Raum, die in ein unter sothanen Umständen verzeihliches Greinen überzugehen drohen. Leider hat der Künstler das Kleidchen mit einer ihm seit einiger Zeit anhaftenden Nachlässigkeit behandelt. Noch drastischer ist der siegesbewußte Ballöwe der Kleinstadt von demselben Meister. Hinter ihm steht die Flasche, aus der er sich Muth getrunken, links zur Seite liegt auf einem Stuhl das schwere Geschütz der Galanterie, ein Riesenbouquet, er selbst posirt in der Mitte mit gespreizten Beinen und fährt, sicheren Triumph auf dem feisten Antlitz, mit dem Rockärmel über den altfränkischen Seidenfilz. Die Zeichnungen von L. Knaus sind in sich geschlossene Kunstwerke, keine Vorstudien, weil der Künstler sich innerhalb des mit dem Stift Erreichbaren hält und alle Andeutungen für die etwaige Uebertragung in eine andere Technik vermeidet.

Weiteren Anlaß zu interessanten Vergleichen liefern drei ebenfalls im Obergeschoß ausgestellte Frauenköpfe. C. Gussow's Austernmädchen ist ein treffliches Specimen des lackirten Pseudonaturalismus, der sich der Gunst des kaufsähigen Publikums erfreut. Gewiß, das feine Köpfchen, die von einem Brusttuch umhüllten Schultern sind prächtig modellirt, Fleischton, Hintergrund und Stoffsarben klingen zu tadelloser Harmonie zusammen, aber die ganze angebliche Wirklichkeit ist ein für den Geschmack der Mehrheit zusammencomponirter holder Schein. Eine Haut von so porzellanener Glätte, Stoffe von so undefinirbarer Textur gibt es nie und nirgends. Das harte Nebeneinandersetzen der Localtöne hat sich Gussow abgewöhnt, dagegen ignorirt er nach wie vor die zwischen dem Auge des Beschauers und dem Darstellungsobject lagernde Luftschicht. Volle Freude hat uns Carl Becker's weiblicher Studienkopf Im Rocococostüm bereitet. Er erinnert in der Feinheit der Auffassung und in dem eigenthümlichen pastellartig körnigen Farbenauftrag an Gainsborough. Der Preis aber gebührt unbedingt dem Brustbild eines jungen Mädchens Nach dem Balle von F. A. Kaulbach. Das blonde Köpfchen sieht durch Pelzumwurf und dunkles Busentuch gehoben so sicher und ruhig aus dem Bilde heraus, daß die Gefahren des Balles gewiß spurlos an ihm vorübergegangen sind. Die alterthümelnden Neigungen des Münchener Meisters klingen nur ganz leise, gerade so weit an, daß sie die reizende Wirklichkeit unter die Herrschaft des sich dem Object anschmiegenden Stilgefühles stellen. Was Albert Keller mit der Figurine einer Auf der Promenade begriffenen Dame gewollt hat, ist unerfindlich. Zu einem Spaziergange ist das Untergestell, um das sich unmöglich Stoffwülste kleben, ganz ungeeignet. Als Caricatur moderner Modethorheiten lassen wir das Bildchen allenfalls gelten.

In einer Gurlitt'schen Ausstellung darf Arnold Böcklin natürlich nicht fehlen. Sein Winzerfest, eine Wiederholung des Bildes in der Schack'schen Galerie, sein Drachentödter, und die Felsschlucht sind bekannte, mit in ihren Mängeln und Vorzügen genugsam besprochene Bilder. Auch der für die antikisirende Naturauffassung des Künstlers charakteristische Frühling ist ein von Zeit zu Zeit wiederkehrender Gast des Kunstsalons in der Behrenstraße. Als einer der glücklichsten Nachfolger Böcklin's in seiner anthropomorphen Darstellung der Elemente ist B. Knüpfer zu bezeichnen. Am Strande nennt er seine Meernymphen, die sich an's Ufer schleichen, um mit einem träge zwischen den Klippen gelagerten Faun ihr neckisches Spiel zu treiben. Der Landgott hat soeben, durch ein Gähnen genöthigt, die Rohrflöte abgesetzt und ahnt nicht, daß ein Nixchen eine wassergefüllte Muschel über seinem Haupte erhebt, um ihm ein unerwartetes Sturzbad zu bereiten. Durch die volle Wirklichkeit des Vorganges schimmert ohne Aufdringlichkeit erkennbar der symbolische Untergrund, d. h. die Versinnlichung des das Festland umfosenden Wellenspieles. Die romantische Verirrung von H. Thoma, zwei unmögliche Reiter, die unter einem noch unmöglicheren Himmel einem ganz unmöglichen Schlosse zutraben, sei hier nur der Curiosität wegen erwähnt. Die größte Anhäufung von Unmöglichkeiten genügt noch lange nicht, um ein Märchen zu schaffen.

Die Hauptkosten des landschaftlichen Theiles der Ausstellung bestreitet ein hochtalentirter Schüler Oswald Achenbach's. Das einzige, ganz vollendete Bild Wuttke's, Castellamare darstellend, steht noch durchaus unter dem Einflusse des Meisters des südlichen Lichtes. Dagegen zeugen die vierzig im Obergeschoß untergebrachten Entwürfe und Skizzen von einer durchaus eigenartigen, kräftigen Begabung. Besonders die Architektur Wuttke's ist fest und sicher gebaut und bietet in ihren Flächen prächtige Gründe für das wechselnde Spiel von Licht und Schatten. Seine Behandlung des Figürlichen läßt sich naturgemäß aus nicht genügend durchgearbeiteten Skizzen schwer beurtheilen. Als ein Hochgenuß für den Kenner seien schließlich zwei Herbstlandschaften von Schindler empfohlen, in dem eine Vereinigung der Gaben Corot's und Rousseau's steckt.

G. M.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Die Kunstwart.

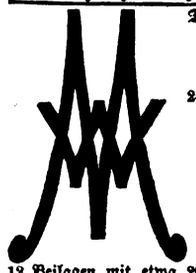
Halbmonatsschau über Litteratur, Theater, Musik, Bildende Künste und Kunsthandwerk.

Herausgeber: **F. Avenarius.**

Durchaus neu und eigenartig, vollständig unabhängig, vornehm ausgestattet, billig (nur 2½ ℳ vierteljährlich). **Klaus Groth** (Kiel. Z.): „Wenn ein Blatt vorliegender Art zur rechten Entwicklung und Wirkung kommt, so ist damit für jeden Gebildeten ein wahrer Schatz gewonnen." **H. Hantzsch** (Nat.): „Es wäre wunderlich, wenn nicht diejenigen sich um den „Kunstwart" schaarten und seine eifrigen Förderer würden, die in einer gesunden, im besten Sinne männlichen Kunst für sich und Andere noch Heil und Heiligung finden." **E. Weiske** (L. T.): „Der „Kunstwart" wird sich die ihm gebührende Stellung als Berater aller Gebildeten deutscher Nation in Sachen des Geschmacks sicher und unaufhaltsam erringen." **K. B.** (Bresl. Z.): „Wieviel herrschende Vorurtheile hat der „Kunstwart" erschüttert! Über wieviele Fragen des zeitgenössischen Kunstlebens hat er Licht und Aufklärung verbreitet!" **Magdeb. Z.:** „Mit seinem Freimut, seiner Strenge und Unparteilichkeit verbindet er Geist und Talent. Viel Lob auf einmal, aber nicht zu viel!" **Bund:** „Macht seinem Namen alle Ehre!" — Durch alle Buchhandlungen und Postämter, sowie (gleich Probenummern) unmittelbar vom

„Kunstwart-Verlag" in Dresden.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kaufmann, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** 1. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Jellner, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Wassermann, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind erschienen:

Lieder und Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. 16. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk 5.—.

Neue Balladen von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 3.—.

Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg geb. mit Goldschn. Mk. 3.—. (Neu.)

„Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Man weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung . ." (Staatsanzeiger f. Württ.)

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct. **Bad Pyrmont.** Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Im Verlag von **A. G. Liebeskind. Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Musikant von Tegernsee.

Hochlandsgeschichten von

Maximilian Schmidt.

der gesammelten Werke 6. Band. Preis brosch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.

Herr Professor Matth. Schmid hat die Güte gehabt, dieses neue Werk des so beliebten Erzählers mit einer herrlichen Characterstudie zu schmücken.

Soeben erschien in **zweiter Auflage** und ist wieder in allen Buchhandlungen vorräthig:

LEONIE.

Roman von Erwin Balder.

283 Seiten. Preis: 4 Mark.

Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände. und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen age), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 ℳ. — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879 und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart",** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 30. Juni 1888. Band XXXIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Mackenzie, seine Diagnose und seine Heilresultate. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Die Warrantfrage. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Der polnische Faust. Von Alexander Vogel. — Der Hahnrei. Roman von F. Dostojewski. Besprochen von Georg Malkowsky. — Junge Literatur. Von Wilhelm Goldbaum. (Schluß.) — **Feuilleton:** Paris. Erinnerungen und Betrachtungen. Von Hermann Riegel. — **Aus der Hauptstadt:** Aus Schulte's Kunstsalon. Von G. M. — Offene Briefe und Antworten: Verlöthung von Metallen mittelst Elektricität. Von Dr. E. Philippi. — Notizen. — Inserate.

Mackenzie, seine Diagnose und seine Heilresultate.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Der Arzt, welcher an das Krankenbett eines Patienten tritt, muß sich vor Allem klar darüber sein, daß das Wichtigste und in erster Linie sein ganzes ärztliches Thun und Lassen allein Beeinflussende die Stellung einer richtigen Diagnose, die Erkenntniß der Krankheit, sein muß. Ist die Krankheit richtig erkannt, ist auch ein in seinen Umrissen nicht scharf gezeichnetes Krankheitsbild durch eine mit allen durchführbaren Hülfsmethoden unterstützte Differentialdiagnose klargestellt, so ergeben sich aus dieser Erkenntniß die Prognose, die Vorhersage des Krankheitsverlaufes, und die Therapie, die Behandlung, als einfache Folgerungen ohne Schwierigkeit. Ist aber die Diagnose falsch oder unsicher, so wird auch oft, wenn nicht der Zufall helfend eintritt, die Vorhersage nicht eintreffen und die Therapie tappt im Dunkeln.

Von allergrößter Wichtigkeit ist aber die Stellung einer richtigen Diagnose in allen jenen Fällen von Geschwulstbildung, bei welchen durch das Aussehen oder das hartnäckige Wiederauftreten nach oberflächlichem Fortschaffen durch Aetzen oder die electrische Glühdrahtschlinge der Verdacht auf Krebs entstanden ist. Ein Fehler der Diagnose läßt hier die Prognose, die Aussicht auf Heilung, viel zu günstig erscheinen; durch falsche, von dem irrenden Arzte genährte Hoffnungen werden Patient und Angehörige hingehalten, aber die sicher folgende Katastrophe ist um so bitterer für die Enttäuschten und das Urtheil über den Arzt um so härter. Auf ebenso falsche, unheilvolle Wege geräth die Therapie. Statt das einzige Rettungsmittel zu ergreifen, welches es für beginnenden Krebs gibt, nämlich die möglichst frühzeitige, möglichst tief in's gesunde Gewebe hineingreifende operative Entfernung der Geschwulst einzuleiten, erschöpft sich die Behandlung in oft wiederholten, oberflächlichen Anätzungen oder Abzwickungen, welche nicht nur das Tiefergreifen der jungen Krebsgeschwulst nicht verhindern, sondern im Gegentheil durch Reizung des Gewebes der Nachbarschaft nur schaden können. So wird durch die falsche Diagnose die kostbare, nicht wieder einzubringende Zeit verloren, bald ist die Möglichkeit jeder Operation durch Erschöpfung des Kranken oder die weite Verbreitung des Krebses dahin und die Therapie steht vor ihrem Bankerott. Wer durch eine falsche Diagnose und durch diese beeinflußte fruchtlose Heilversuche, wer durch eine falsche Diagnose trügerische Hoffnungen bei Patient und Angehörigen nährt und dadurch deren natürliche Abneigung gegen blutige Operationen unterstützt, der ladet eine schwere Verantwortung auf sich, denn er hintertreibt die einzige Rettung, die möglichst frühzeitige Operation. Ein nicht operirter Krebs führt unfehlbar zum Tode, alle Meldungen über spontane Heilung ohne Operation, etwa durch „Pflanzenkost" à la Alanus und Consorten, sind Märchen. Was durch solche Mittelchen heilt, war eben eine gutartige Geschwulst und kein Krebs.

Sectio docet! Die Section wird Aufklärung bringen, der traurige, resignirte Ausruf des in dunklen Fällen an seiner Erkenntniß, an seiner Diagnose zweifelnden Arztes. Das Ergebniß der Section setzt allen Debatten, allen kühnen Vermuthungen, allen hartnäckig festgehaltenen Meinungen ein ehernes Factum gegenüber: so ist's und darum war's!

Das Ergebniß der Section, welche als Todesursache unseres armen, vielgeliebten Kaisers unfehlbar Krebs des Kehlkopfes ergeben hat, macht allen Zweifeln, aller Rabulisterei ein Ende. Diesem Sectionsbefunde entsprach auch das Krankheitsbild; das Leiden verlief ja leider, wie v. Schrötter sich ausdrückt, völlig „programmmäßig". Aus kleinem Anfange, einer erbsengroßen Geschwulst am linken Stimmbande, der Ursache einer langdauernden, allen Curversuchen spottenden Heiserkeit, entwickelte sich allmählich eine Wucherung, welche zur eitrigen Einschmelzung und damit zur Vernichtung des ganzen Kehlkopfes führte. Daß es so „programmmäßig" kommen mußte, war für jeden Arzt, der von Anfang an die Diagnose auf Krebs gestellt hatte, selbstverständlich. Sollte das Weiterwuchern jener kleinen Anfangsgeschwulst, sobald deren krebsiger Charakter richtig erkannt war, verhindert und damit das Leben des Kranken gerettet werden, so gab es nur ein Mittel: die radicale Entfernung der Geschwulst nach Eröffnung des Kehlkopfes von außen.

Die Diagnose auf Krebs, die einzig richtige, wie die Section ergeben hat, war von Schmidt, Gerhardt, Tobold und Bergmann richtig gestellt; man hatte sich zur Operation entschlossen, die Instrumente lagen bereit (20. Mai 1887). Der einzige Weg zur Rettung sollte beschritten werden. Da erschien Mackenzie und gab zu Aller Ueberraschung ein abweichendes Gutachten, und jetzt liegt es klar vor Jedermanns Augen, daß dieses Gutachten ein **falsches** war. Jedermann kann es jetzt laut aussprechen, ohne sich durch das Gewäsch von „nationaler Antipathie" den Mund schließen lassen zu müssen, daß Mackenzie eine total falsche, in ihren Consequenzen leider so folgenschwere, Diagnose stellte, wodurch naturgemäß auch die Prognose eine durchaus unrichtige wurde. Mackenzie erklärte die von den deutschen Aerzten mit allem Rechte für eine beginnende Krebswucherung von übelster Bedeutung gehal-

Digitized by Google

tene kleine Geschwulst für — ein gutartiges Papillom, nach dessen Entfernung mit der Zange er Heilung versprach, und erklärte am 28. Mai im „Reichsanzeiger“: „er habe den Zustand Sr. k. Hoheit nicht so Besorgniß erregend gefunden, daß er nicht hoffte, durch eine zweckentsprechende Behandlung das Uebel in nicht zu langer Zeit beseitigen zu können.“ Aehnlich lautete ein Brief an die damalige Kronprinzessin vom 18. August 1887 dahin, „daß eine Heilung in absehbarer Zeit zuversichtlich zu erhoffen sei.“

Diese zuversichtlich ausgesprochenen Hoffnungen blendeten die für Hoffnung nur zu empfänglichen und für die Folgen einer Operation bangenden maßgebenden Persönlichkeiten in der Umgebung des Kranken; begierig ergriff man die Hand des auf unblutigem Wege Heilung sicher versprechenden Engländers, dem man schon ein großes persönliches Wohlwollen und Vertrauen von vornherein entgegenbrachte. Leider zum Unheil! Denn jetzt muß sich laut die öffentliche Anklage erheben: Durch seine total falsche Diagnose auf gutartiges Papillom und die versprochenen Aussichten auf Heilung durch seine intralaryngeale Exstirpationsmethode (Entfernung der Geschwulst vom Munde aus) vereitelte Mackenzie die schon beschlossene, allein Rettung bringende Radicaloperation und trägt so allein die Verantwortung für den üblen Ausgang!

Wie es weiter kam, wissen wir Alle. Die klar sehenden Aerzte machten sich durch ihr „hartnäckiges“ Drängen auf Operation mißliebig, wurden abgedankt, und es begann jetzt Mackenzie seine „entsprechende Behandlung“. Mit welchem Erfolge, wissen wir auch. Da folgten sich kurz hinter einander jene oberflächlichen Abquetschungen der immer wieder hervorwuchernden Geschwulst, deren Fortschreiten durch diese schwächlichen Eingriffe so wenig gehindert wurde, wie wenn man etwa eine ausbrechende Feuersbrunst mit Wasser aus dem Riechfläschchen besprengen wollte. Da kam jenes Herumreisen in klimatischen Curorten, deren klimatische Vorzüge natürlich einen wuchernden Krebs wenig beeinflussen, wie Störk damals derb, aber treffend hervorhob. So griff der ungestört wachsende Krebs schließlich auf die rechte Seite über und die Erscheinungen wurden so bedrohlich, daß eine Anzahl auswärtiger Autoritäten nach San Remo gerufen wurden, deren einstimmigem Gutachten auf Krebs sich nun auch Mackenzie endlich anschloß!

Mackenzie hatte also die Krankheit, welche von Bergmann, Gerhardt u. A. schon im Frühjahr 1887 richtig erkannt war, erst im Herbst desselben Jahres durchschaut und hat also ein halbes Jahr lang eingestandenermaßen eine ganz falsche Diagnose gestellt! Die Folgen dieses Irrthums waren verhängnißvoll; inzwischen waren durch Erstickungsanfälle und andere Complicationen (Bronchialkatarrh) die körperlichen und seelischen Kräfte des Patienten sehr gesunken und die in Folge der Unterlassung der Operation im Frühjahr auf den ganzen Kehlkopf ausgebreitete Wucherung hätte jetzt die Entfernung des ganzen Organes nöthig gemacht, wodurch die Chancen eines Erfolges sehr niedrig gestellt waren, sodaß man von der operativen Behandlung nothgedrungen absehen mußte. Jede weitere Behandlung konnte von nun ab nur auf Fristung, nicht auf Rettung des Lebens sich beziehen und in dieser Hinsicht war die durch Bramann ausgeführte Tracheotomie die segensreichste und wirksamste. Und so verlief der traurige Fall weiter, hoffnungslos und rettungslos, und die Infection der Lunge durch hinabgeglittene faulige Massen beendete das Trauerspiel.

In ärztlichen Kreisen war man sich längst darüber einig, daß ein berühmter Specialist wie Mackenzie unmöglich einen so groben Fehler in der Diagnose begehen und so lange daran festhalten könne; er habe sich nur so gestellt, als glaube er nicht an Krebs, um humaner Weise dem armen Kranken und seiner todesbangen Umgebung rosige Hoffnung leuchten zu lassen, eine Meinung, welche auch kürzlich Billroth in seinem bekannten Briefe pro Mackenzie aussprach. Andere glaubten dasselbe, wenn sie hörten, daß noch kurze Zeit vor dem Tode an Krebs Mackenzie's Preßinspirationen von „Knorpelhautentzündung“ sprachen; man hielt eben einen so kolossalen Diagnosefehler für unmöglich. Darum meinte man, Mackenzie äußere sich gegen sein besseres Wissen optimistisch, um sich in der Behandlung zu halten. Der gewandte Mann habe gesehen, daß die Familie des Patienten und dieser selbst Hoffnung wünschten und so machte er ihnen Hoffnung. Der Erfolg gab ihm Recht: er blieb, die Anderen gingen. Beide Ansichten haben aber Unrecht. In dem Rechenschaftsbericht, den Mackenzie an den Kaiser Wilhelm II. einreichte, macht er das verblüffende Eingeständniß, daß er sich geirrt habe; „durch die starke Betheiligung der Knorpel sei das Krankheitsbild verdunkelt gewesen“! Ja, warum war denn das Krankheitsbild nicht für Bergmann und die Anderen verdunkelt?! Warum sahen diese schon im Frühjahr 1887 klar und der englische Specialist bis zur Section immer noch dunkel? Scharf und klar die Diagnose stellen, macht den berühmten Arzt. —

Was Mackenzie als Arzt war, haben wir zu unserem Herzeleid kennen gelernt. Mit Widerwillen bemerkte man unter deutschen Medicinern aber auch längst das mercantile, geschäftsgewandte, eines Gelehrten unwürdige Gebahren dieses Mannes; er ist, wie er schreibt. Da wird keine Preßreclame gescheut, da helfen kleinliche Intriguen gegen Gegner, da kommt es auf Winkelzüge, Verdächtigungen, Zurücknahmen öffentlich gethaner Aussprüche nicht an; alles bisher Dagewesene übersteigen aber die schwach verhüllten Versuche, das Dahinscheiden des Kaisers auf die — künstliche Ernährung Seitens der deutschen Aerzte zurückzuführen!

Genug von Sir Morell Mackenzie. Wir hoffen, ihn in Deutschland so bald nicht wieder zu sehen. Wir haben genug tüchtige Männer, die sich den Blick nicht „verdunkeln“ lassen. Und wenn dieses ganze jammervolle Drama dazu geführt haben sollte, deutsche Tüchtigkeit neben deutscher Redlichkeit wieder einmal aus der Zurücksetzung in's rechte Licht zu stellen, so hat doch dieses schwere Leid für Deutschland auch ein Körnchen Gutes mit sich geführt!

Die Warrantfrage.

Von Karl Walcker.

Die deutsche Reichsregierung ist auf Wunsch des größten Theiles des deutschen Handelsstandes mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes über die Warrantfrage beschäftigt. Letztere gehört zu den schwierigsten und verwickeltsten Problemen der Volkswirthschaft und des Handelsrechtes. Die nachfolgenden Ausführungen wollen daher versuchen, in möglichst kurzer und gemeinverständlicher Weise darzulegen, um welche Hauptpunkte es sich dabei handelt.

Der Begriff Warrant ist schwer zu definiren, weil er in verschiedenen Ländern und von verschiedenen Schriftstellern verschieden gefaßt wird. Man kann etwa sagen, daß Warrants Lagerhaus- oder Depôtscheine für Waaren sind, welche in einer Zollniederlage (Entrepôt, Dock), oder in einem anderen öffentlichen Lagerhause hinterlegt sind. In London werden Warrants schon 1733 als indossable Urkunden erwähnt, obgleich man noch heute in Liverpool in der Regel Wechsel den Warrants vorzieht. Durch Gesetze, Verordnungen, oder das Obligationenrecht wurde das Warrantwesen in Holland 1822, 1828, 1870, 1876, in Belgien 1846, 1848, 1862, in Frankreich 1848, 1858, 1870, in Spanien 1862, im Canton Basel-Stadt 1864 und 1870, in Genf 1872, in Solothurn 1879, in der Schweiz 1883, in Oesterreich 1866, in Italien 1871, 1873, 1875, 1883, in Ungarn 1875 vom Staate geregelt. Die englische und holländische Warrantliteratur schließt sich an die Lehre vom Kauf, die französische an die Lehre vom Pfandrecht an. Das sogenannte Zweischeinsystem besteht in Frankreich, Belgien, Italien, Ungarn und, nicht ausschließlich, in England. Oesterreich hat das Einscheinsystem, Leon-

Digitized by Google

hardt plaidirt indeß für das Zweischeinsystem. Bei dem Letzteren unterscheidet man einen Lagerschein (récépissé, cédule), der zum Waarenumsatz, nicht immer zugleich zur Eigenthumsübertragung dient, und einen Lagerpfandschein (Warrant im engeren Sinne des Wortes, bulletin de gage), der zur Verpfändung der betreffenden Waare dient.

Der älteste deutsche Warrant wurde 1853 vom städtischen Lagerhause in Leipzig ausgestellt, obgleich schon eine preußische Declaration von 1785 eine „symbolische Uebergabe" einer Waare erlaubt, und obgleich schon das preußische Allgemeine Landrecht I, 7, § 66, II, 20, § 329, 345 ff. ähnliche Bestimmungen enthält. Das deutsche Handelsgesetzbuch von 1857 enthält in den Artikeln 302, 305, 313, 374 einige, nicht genügende Bestimmungen über Warrants. In Hamburg wurde dieser Gegenstand 1876, 1880 und 1881 vom Staate geregelt. Bremen erließ 1877 ein Warrantsgesetz, und in Elsaß-Lothringen gilt im Allgemeinen noch das französische Warrantrecht. Eine reichsgesetzliche Regelung des Warrantwesens ist wiederholt und von verschiedenen Seiten empfohlen worden, z. B. 1878 von A. Bayerdörffer, 1882 vom Congreß deutscher Volkswirthe in Mannheim und vom deutschen Handelstage in Berlin, später von Hecht, Simonson und Anderen. Am 14. März 1887 brachte der clerikale Abgeordnete und Mannheimer Landgerichtsrath Freiherr von Buol-Berenberg die Sache im Reichstage zur Sprache. Er führte unter Hinweisung auf die Entwickelung des Warrantsystems in einer Reihe ausländischer Staaten unter Anderem Folgendes aus. In Deutschland werde das Handelsgesetzbuch und das Reichsbankgesetz von 1875 dem Werthe dieser Einrichtung nach allgemeiner Anschauung nicht gerecht. Man habe sich in den einzelnen deutschen Staaten durch besondere Bestimmungen zu helfen gesucht, so in Bremen, Hamburg, Baden und Bayern. Der Mangel in Deutschland bestehe darin, daß die Warrants nicht als Creditpapiere im gewöhnlichen Handelsverkehr gelten, sondern daß sie nur unter besonderer staatlicher Genehmigung ausgegeben werden könnten, daß dadurch die Verpfändungsformalitäten außerordentlich weitläufig würden. Zugleich sei eine Aenderung des Bankgesetzes in der Richtung erwünscht, daß nicht bloß die Waare, sondern auch der Schein beliehen werden könne. Der Staatsminister von Bötticher entgegnete darauf unter Anderem Folgendes. Die Frage, ob eine Ausbildung des sogenannten Warrantsystemes zu erfolgen habe, befinde sich im Flusse. Der preußische Handelsminister habe eine gutachtliche Aeußerung über die Frage des Bedürfnisses und über die Frage, in welchem Umfange und nach welchen Richtungen hin eine Abänderung des Handelsrechtes zu erfolgen habe, auch von der Preußischen Seehandlung und dem Reichsbankdirectorium verlangt; diese Gutachten seien zum Theil eingegangen; im Allgemeinen habe die gegebene Anregung eine günstige Aufnahme gefunden, und soweit er, der Minister, es bis jetzt übersehen könne, würden sich die gemachten Vorschläge wohl zur Ausführung eignen; allein da die Gutachten noch nicht vollständig vorliegen, so habe die Frage bisher innerhalb der preußischen Regierung und der Reichsregierung noch nicht zum Abschluß gebracht werden können. Der nationalliberale Abgeordnete und Mannheimer Handelskammerpräsident Diffené schloß sich den Ausführungen des Abgeordneten Freiherrn von Buol-Berenberg an und dankte der Reichsregierung für die Inangriffnahme der Sache.

Das ist in großen Zügen der gegenwärtige Stand der Warrantfrage im Deutschen Reiche. Ein näheres Eingehen in die Einzelheiten würde hier zu weit führen. Es sollen nur noch drei wichtige und in der Warrantliteratur, überhaupt in der volkswirthschaftlichen Literatur, verhältnißmäßig wenig besprochene Punkte kurz erörtert werden.

Grundsätzliche Gegner der Warrants dürfte es kaum irgendwo in der Welt geben; aber sogar die Freunde derselben geben mit Recht zu, daß das Institut zu Ueberspeculationen und anderen Mißbräuchen und Mißständen führen kann und wirklich geführt hat. In Preußen ist es vorgekommen, daß Wollspeculanten durch den Lombard, ohne Warrants, in den Stand gesetzt worden sind, sich eine Zeit lang einem nothwendigen Herabgehen des Preises entgegen zu stemmen. In Folge dessen haben sie später um so mehr verloren. Aehnliches kann bei Warrants vorkommen, namentlich wenn es sich um Spiritus, Rübenzucker oder Wolle handelt. Bei anderen Waaren, z. B. bei Getreide, Oelsaat, Hanf, Tabak, Rohrzucker, Kaffee, Thee, Petroleum, Baumwolle, sind solche Mißbräuche viel weniger zu besorgen. Deutsche und nichtdeutsche Schutzzöllner und Freihändler klagen mit Recht über den Unfug, welchen manche Speculanten mit Glasgower Eisenwarrants treiben. Die Sache hat jedoch eine besondere Bewandniß. Diese Warrants cirkuliren Monate lang und auch außerhalb des Ortes, wo sie creirt worden sind. Im Allgemeinen ist die Cirkulation der englischen Warrants indeß localisirt. Der Londoner Warrant cirkulirt vorzugsweise in London, der Warrant von Bristol in Bristol, und die Papiere bleiben nicht lange im Verkehr. Je mehr ein Land sich vom System der Schutzzölle, der ungedeckten Banknoten und der Zwangsfabrikkassen (Zwangshülfskassen) entfernt und je mehr es sich dem System des Freihandels, der vollgedeckten Banknoten (der Münzscheine des Staates), der Gewerkvereine, freien Hülfskassen und gleitenden Lohnscalen nähert, desto weniger hat es beträchtlichere Warrantmißbräuche zu besorgen. In England haben verschiedene Arbeitgeber und Gewerkvereine das Uebereinkommen getroffen, daß die Arbeitslöhne mit den Preisen der betreffenden Waaren steigen und fallen. Diese Einrichtung der sogenannten sliding scales, und die in Rheinland-Westphalen empfohlene Ersetzung der Rohertragstantiemen der Betriebsleiter bei der Production von Roheisen, Kohlen und Coaks sowie kurze Wechselziele sind vortreffliche Vorbeugemittel gegen Ueberspeculationen und Krachs. Jedenfalls darf die Beleihung von Warrants durch eine Notenbank nicht zu einer neuen Notenausgabe führen, wovor auch G. Leonhardt mit Recht warnt. Mitte November 1887 erörterte der Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller die Warrantfrage. Der Generaldirector Lueg von der Guten Hoffnungshütte führte dabei nach Zeitungsnachrichten aus, daß in England das Warrantsystem zu einer Speculation im Eisengeschäft geführt habe, welcher fast alle (?) Bevölkerungsklassen in ungesundester Weise erfaßt. Das Warrantsystem würde auch bei uns zur Ueberproduction in Roheisen führen, wodurch die Eisen- und Stahlindustrie schwer zu leiden haben würde. Namentlich würde die erleichterte Beleihung dazu beitragen, daß die Production auch bei sinkender Conjunctur fortgesetzt werde. Die Versammlung nahm nach eingehender Discussion folgende Resolution an: „Der Verein spricht seine Ansicht dahin aus, daß die Eisen- und Stahlindustrie an der Emanirung eines Warrantgesetzes kein Interesse hat und die eventuelle Anwendung desselben auf ihre Erzeugnisse für schädlich hält. Er beschließt, eine entsprechende motivirte Eingabe an den Herrn Reichskanzler zu richten." Dieser Resolution scheinen unrichtige Informationen über die schottischen (nicht englischen) Warrantmißbräuche zu Grunde zu liegen. Der Gedanke, die Anwendung des Warrantsystemes auf die Eisen- und Stahlindustrie (usancemäßig, oder gesetzlich) auszuschließen, ist dagegen discutabel, vielleicht praktisch, obgleich ich das nicht mit Bestimmtheit behaupten will.

Warrants können ferner die ohnedies vorhandene krankhafte Tendenz zu einer übermäßigen Zusammendrängung des Handels und der Industrie in den Großstädten, Haupthafenplätzen und alten Industriebezirken steigern. Die Gesellschaft und der Staat besitzen jedoch wirksame Gegenmittel gegen dieses Uebel. Ein Theil der Pariser Fabriken ist bereits nach den Provinzen verlegt worden, und in London wird eine solche Verlegung in noch viel größerem Maßstabe geplant, wozu Eisenbahndifferentialtarife zu Gunsten der untervölkerten Gegenden sehr nützlich wären. In Kleinstädten und sogar in Mittelstädten sind ferner die Miethen und manche andere Ausgaben so wesentlich niedriger, wie in Großstädten, daß selbst Städte von geringerer Bedeutung Lagerhäuser haben können und sollen. Man denke z. B. an Getreidelagerhäuser und Getreidedepositenbanken.

Die empfindliche Concurrenz, welche die Vereinigten Staa-

Digitized by Google

ten der europäischen Landwirthschaft machen, beruht zum Theil auf der rationellen Organisation des amerikanischen und der häufig irrationellen Organisation des europäischen Kornhandels, wie der Deutsch-Amerikaner H. Semler, der österreichische Ingenieur Kupka, der Freiherr A. v. Pereira und Andere gezeigt haben. Pereira's interessante, 1881 in Wien erschienene Schrift über Getreidebanken schildert in anschaulicher, durch eine Abbildung unterstützter Weise, wie selbst die kleineren amerikanischen Landwirthe ihr Getreide in große Speicher, sogenannte Elevatoren, abliefern, wo dasselbe nicht besonders aufbewahrt, sondern zu anderem Getreide gleicher Sorte geschüttet wird. Der Landwirth erhält sofort einen Lagerschein, einen Warrant, und kann auf Grund des Scheines von Banken Geld erhalten. In Amerika unterscheidet man nach Hecht nur wenige Weizen-, Mais- und Roggensorten, während in München und Mannheim Weizen sehr verschiedener Qualitäten gehandelt wird. Darin liegt ein Haupthinderniß der Ausstellung von Getreidewarrants. Getreidelagerhäuser bestehen indeß bereits in München, Lindau, Passau und an anderen Orten West- und Osteuropas. Dieser wichtige Gegenstand, der mit den Secundärbahn-, Canal- und Straßenfragen zusammenhängt, verdient jedenfalls die ernste Aufmerksamkeit der europäischen Landwirthe. Das Elevatorensystem ist auch ein nicht unwirksames Mittel gegen den Wucher auf dem Lande, gegen den Mangel an bereiten Mitteln, an welchem manche Bauern leiden; obgleich Lombardbanken nicht dazu da sind, um Rittergutsbesitzern oder Bauern fehlende Betriebscapitalien vorzuschießen. Zur Verstärkung der Betriebsfonds sind Verkleinerungen zu großer Güter, Sparsamkeit, Hypothekenbanken, Vorschußvereine und ähnliche Institute erforderlich. Vielleicht gelingt es, durch Verkleinerung der Zahl der zu bauenden Weizen- und Roggensorten, sowie der Kornmischungssorten den deutschen, überhaupt den europäischen Getreidehandel mehr und mehr dem amerikanischen Elevatoren- und Warrantsystem anzunähern; natürlich mit gebührender Berücksichtigung der Verschiedenheiten der amerikanischen und europäischen Verhältnisse. Trotz Allem, was der Staat für die Landwirthschaft thun kann und soll, bleibt eine rationelle, solid-geschäftsmännische Selbsthülfe der Landwirthe die Hauptsache.

Literatur und Kunst.

Der polnische Faust.

Von Alexander Vogel.

Der Doctor Faust der deutschen Volkssage ist in der polnischen Volksüberlieferung bekanntlich der Ritter Twardowski. Die Hauptzüge sind bei beiden dieselben. Auch Ritter Twardowski hatte seine Seele dem Teufel verschrieben und als Entgelt die Macht der Zauberei erhalten, von der er denn auch im weitesten Umfange und oft in der tollsten Weise Gebrauch macht. Mephistopheles steht in verschiedenen Gestalten zu seinen Diensten. Schließlich wird auch hier der Geist der Finsterniß um seine Beute betrogen. Denn als er mit derselben schon durch die Lüfte abfährt, stimmt der Ritter ein frommes Lied an, der Böse läßt sein Opfer fahren und dasselbe bleibt zwischen Himmel und Erde hängen — in welch' unbequemer Lage es bis zum jüngsten Tage verharren soll. Freilich fehlt der polnischen Sage, durchaus entsprechend den beiderseitigen Volkscharakteren, jener tiefe Grundton des Motivs. Was in der deutschen Sage die weltschmerzliche Resignation eines vom Wissensdrang zermahlenen Gemüthes ist, stellt sich dort von vorab als einfache, derbe Lust am Sinnenreiz und heiteren Genuß dar; die ernsten Schattenrisse der deutschen Legende weichen durchweg helleren Farbentönen: hier Tragödie — dort Komödie.

Dem „Faust" der deutschen Literatur aber entspricht jene Folge von Dichtungen des Adam Mickiewicz, die unter dem Gesammtnamen „Dziady" zusammengefaßt ist. Es will sogar scheinen, als habe Mickiewicz unter dem übermächtigen Einflusse des Goethe'schen Genies sich anfangs mit der Absicht getragen, auch seiner Dichtung die Twardowski-Sage zum Ausgangspunkte zu geben, oder sie mindestens darin zu verwerthen und als habe er sich erst im Laufe der Arbeit, allerdings schon zur Zeit der ersten Entwürfe, eines anderen besonnen. Man lese nur das Gedicht „von dem versteinerten Jüngling" in dem fragmentarischen ersten Theile, so wird man sich über die ganz unmotivirte Verbindung des Gedankens, der Fabel, mit dem Ritter Twardowski wundern müssen, wenn man nicht eben annimmt, daß die Figur des Ritters auch anderweitig in den Plan der Dichtung hineingehört hat. Das Erscheinen des „schwarzen Jägers" wiederum am Ende dieses ersten Theiles ruft lebhafte Erinnerungen wach an die Goethe'sche Mephisto-Figur und es ist ungemein zu bedauern, daß der Faden gerade an dieser Stelle so knapp am Knäuel abgerissen ist.

Während sich nun die polnische Literatur den Goethe'schen „Faust" bereits längst in verschiedenen Uebertragungen angeeignet hat, entbehrte die deutsche Literatur bislang einer Uebersetzung des polnischen Gegenstückes. Endlich ist in jüngster Zeit eine Verdeutschung desselben aus der Feder des als Uebersetzer des „Herrn Thaddäus" — neben „Todtenfeier" das bedeutendste Werk des polnischen Dichters — bereits gut beleumdeten Herrn Siegfried Lipiner erschienen.*) Der Uebersetzer hat mit diesen beiden Arbeiten von seiner Sprachkunde, seinem poetischen Feingefühl und seinem Geschick in der Technik der Dichtkunst Beweis erbracht. Im Vergleich zum „Herrn Thaddäus" zeigt die „Todtenfeier" noch ein erhöhtes Maß von Sorgfalt, sprachlicher Schönheit und dichterischem Schwung. Daß Mißlungenheiten auch hier vorhanden sind, wird Niemanden wundern, der da weiß, welche Schwierigkeiten die Uebersetzung einer so eigenartigen Dichtung zu überwinden hat. Erfährt ja doch der Goethe'sche „Faust" in dieser Hinsicht in Polen ein schlimmeres Schicksal. Derselbe liegt allerdings bereits in vier oder fünf vollständigen Uebersetzungen vor, aber keine genügt auch nur mäßig hohen, vom guten Geschmack, dichterischem Empfinden und Kenntniß des Originales geregelten Ansprüchen.

Das Princip, welches der Herr Uebersetzer einer jeden sprachlichen Uebertragung zu Grunde gelegt wissen will, hat er selber wie folgt ausgedrückt:

„Wahre Uebersetzungskunst darf sich durch nichts binden lassen, als durch die Absicht, genau die Wirkung des Originales zu erzielen: mit welchen Mitteln sie das erreicht, ist gleichgültig."

Er hätte dem weiter nichts hinzuzufügen brauchen, denn jeder Einsichtige wird sich damit einverstanden erklären, so frei auch immer das Princip auf den ersten Blick erscheinen mag. „Genau die Wirkung des Originales" — darauf kommt es an. Im Gesammteindruck sowohl, wie in den einzelnen Theilen; in Bezug auf den verstandlichen ebensogut, wie auf den seelischen Theil unseres Ichs; dem Inhalte gleicherweise, wie der Form nach und in jeder anderen Rücksicht. Genügt eine Uebersetzung allen diesen Anforderungen, dann ist sie eine vollkommene. Man darf auch keineswegs befürchten, als habe der Uebersetzer von diesem Grundsatze der Ungebundenheit bedenklich weitgehenden Gebrauch gemacht; eher ist das Gegentheil der Fall. Derselbe soll nur als Maßstab für die folgende Werthvermessung Verwendung finden.

„Todtenfeier!" Es ist eine eigene Sache, einem Uebersetzer Vorstellungen machen zu wollen in einem Punkte, über den er zweifelsohne monate-, vielleicht jahrelang mit sich zu Rathe gegangen. Dennoch will es scheinen, als sei er in der Wahl des Titelwortes nicht ganz glücklich gewesen. Denn es hängen dem Worte gewisse moderne Begriffstheile an (einerseits erinnert es an „Todtenfest", andererseits an „Trauer-

*) „Todtenfeier" (Dziady) von Ad. Mickiewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

feier"), wodurch das halbheidnische, geheimnißvolle, grausige Moment des Vorganges verdeckt wird, insbesondere auch das persönliche Erscheinen der abgeschiedenen Geister oder Seelen nicht in den Vordergrund unserer Vorstellung tritt. Vielleicht wäre ein Ausdruck wie „Geisterfeier", „Geisterfest" oder eine ähnliche Verbindung geeigneter gewesen, weil darin die angedeuten Begriffstheile deutlicher vorhanden sind.

In Bezug auf die metrische Form geht der Uebersetzer von dem Grundsatze aus, der polnische Sechsfüßler, welcher im Originale vorherrscht, eigne sich aus Rücksichten der Versbaukunst nicht für die deutsche Uebersetzung. Die Erfahrung habe gelehrt, daß der echte Alexandriner und der Blankvers einander im Drama verhältnißmäßig noch am besten entsprechen. „Ich habe demnach dort" — so fährt der Uebersetzer fort — „wo nicht das Original selbst lose Rhythmen oder lyrische Form aufweist, in der Regel den Blankvers angewandt, ohne ihn übrigens so frei zu behandeln, wie unsere großen Muster es erlauben würden." Nun läßt sich offenbar gegen die in der Voraussetzung hingestellte Behauptung von der Gleichwerthigkeit des Alexandriners und des deutschen Blankverses im Drama wenig einwenden. Nur muß es sich auch wirklich um das Drama handeln. Die Dichtung des polnischen Meisters hat aber vom Drama nicht mehr an sich, als die allergröbsten Umrisse — etwa insofern, als Rede und Gegenrede, Gesang und Gegengesang in verschiedenen Abständen miteinander abwechseln, aber dies fast ausschließlich nur in Ansehung der äußeren Form; insofern als der dritte Theil in neun „Scenen" eingetheilt ist, wobei jedoch von einer scenischen Gliederung in dramatischem Sinne gar nicht die Rede sein kann; schließlich insofern vielleicht, als es dem Dichter beliebt hat, am Ende des Schlußtheiles die Bemerkung anzufügen: „Ende des ersten Actes". Mit Ausnahme aber einiger größerer Stellen in eben diesem Schlußtheile ist der innere Charakter der Dichtung nichts weniger als dramatisch, vielmehr trotz der Alexandriner durchaus lyrisch: zu einem Theile lyrisch-declamatorisch — nennt ja doch der Uebersetzer selber den ganzen zweiten Theil sehr bezeichnend einen „ungeheuren Monolog"; — zum anderen Theile geradezu gesungen gedacht, wie ja bekanntlich die französische ebensogut wie die polnische Dichtkunst den gereimten Sechsfüßler für die verschiedensten Dichtgattungen mit Glück anwendet. Ueberdies hält sich das Original keineswegs durchweg an den Sechsfüßler, zeigt vielmehr die verschiedensten jambischen, überhaupt zweifüßigen Versarten, wodurch dem Ganzen eine reizvolle Abwechselung der Form verliehen wird. Es ist auch weder dem Dichter selbst, noch den Literaturhistorikern beigefallen, die Dichtung als Drama zu bezeichnen. Dieselbe nähert sich vielmehr an regelloser Ungebundenheit der Form von allen modernen Dichtungen thatsächlich am meisten dem „Faust" — mit dem Unterschiede (ein Unterschied allerdings im Sinne unserer Beweisführung), daß bei ihr nicht einmal an den Versuch einer Dramatisirung gedacht werden kann, der schon bei der Goethe'schen Dichtung bekanntlich nur zum Theil ausführbar ist und auch in dieser Beschränkung immerhin nur als bedingterweise gelungen gelten darf. Daß sich aber für eine Dichtung von so gemischter Natur der Blankvers besonders gut eignen sollte, kann füglich nicht behauptet werden. Das metrische Gewand des „Faust" zeigt weder im Ganzen ein einheitliches Pogramm, noch ist es im Einzelnen von schulrechter Formung und doch: welch Erfolg! Es ist ja eine mißliche Sache, mit Wenn und Aber zu hantiren, aber man darf in diesem Falle wohl ohne Weiteres behaupten, daß das Werk nicht den gewaltigen und vor Allem volksthümlich allgemeinen Eindruck gemacht hätte, wenn es durchweg, oder auch nur überwiegend in reimlosen fünffüßigen Jamben geschrieben worden wäre.

Auf Grund dieser Erwägungen kann der Gedanke des Uebersetzers, in größerer Ausdehnung den Blankvers anzuwenden, nicht glücklich und in Ansehung seiner Absicht, „genau die Wirkung des Originales zu erzielen", nicht förderlich genannt werden. Dazu kommt, daß der Uebersetzer gerade für dieses Maß wenig metrisches Feingefühl an den Tag legt. Es scheint aber auch, als sei diese Wahl erst auf einen späteren Entschluß zurückzuführen, denn die beiden ersten großen Bruchstücke des ersten Theiles sind thatsächlich in gereimten, theils fünf-, theils sechsfüßigen Jamben übersetzt und die Wirkung des Originales dadurch zweifelsohne besser wiedergegeben, als durch die reimlosen Fünffüßler des Uebersetzers.

Im Originale finden sich an mehreren Stellen Anführungen oder vielmehr Uebersetzungen aus Schiller und Goethe unter ausdrücklichem Hinweise des Verfassers auf diese Quellen. Der Uebersetzer hat diese Stellen in dem deutschen Texte ausgemerzt und meint, damit etwas für den deutschen Leser ganz Selbstverständliches und in jeder Hinsicht Lobenswerthes gethan zu haben. Es will jedoch scheinen, als habe er sich in dieser Voraussetzung durchaus getäuscht und als werde er des Beifalles der Literaturfreunde, überhaupt aller derjenigen Leser nicht theilhaftig werden, die den aus einem poetischen Erzeugnisse geschöpften Genuß nach tieferen Rücksichten zu regeln pflegen, als lediglich nach der Lust an neuen Eindrücken. Muß es nicht gerade für den deutschen Leser höchst interessant sein, dem Werdeprocesse eines Dichters nachzuspüren, dessen gesammte Entwickelung durch die Begeisterung für die Musterschöpfungen der beiden Weimarischen Dichterheiden die nachdrücklichste Förderung erfahren hat, zumal da diese Geistesabdrücke in keinem anderen Werke, wie gerade in diesem, so augenfällig in die Erscheinung treten? Oder sind dem deutschen Leser die Goethe und Schiller so gewöhnliche Alltagskost, daß ihm die Einstreuung von hier zwei, dort vier oder sechs Verszeilen ihrer Dichtungen Unbehagen verursachen sollte? Und muß es nicht für jeden Leser interessant sein, zu erfahren, welche Gedanken und Formen das waren, die den Helden des Stückes oder, was dasselbe besagen will, den Dichter inmitten der schwungvollsten Declamationen zu dem Ausrufe veranlassen konnten: „Kennst Du Schiller?" oder aber: „Ach, kennst Du Werther's Gluth und Thränen?" und weiterhin: „Ach, wenn Du Goethe im Originale kennst" — und die Belegstücke für diese begeisterte Anerkenntniß der Meisterschaft kennen zu lernen? In der That: es sprechen wichtigere Rücksichten für die Beibringung dieser Zeugnisse, als gegen dieselbe.

Der Mißgriff in der Wahl der metrischen Form zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze Uebersetzung. Beispiele liefern alle drei Theile der Dichtung in Unzahl. So lesen wir in dem vierten Bruchstücke des ersten Theiles (derselbe ist nur aus den hinterlassenen Handschriften des Dichters fragmentarisch zusammengesetzt) sogleich bei der ersten Anwendung dieser Versart:

„O seichte Seelen! seelenlose Puppen!
Die alle Sittlichkeit aus Sitte schöpfen,
Die fröhlich sind und traurig, warm und kühl,
Wie es die Mode im Kalender vorschreibt;
Der gute Ton — die Phrasen, Complimente:
Salon-Bonbons, in Verschen eingewickelt."

Es wird schwer, aus diesen Versen einmal eine rhythmische Bewegung, dann aber auch einen erträglichen Sinn herauszulesen. In Wirklichkeit besagt das Original etwa Folgendes:

Wie hass' ich Euch, Ihr flachen Geister,
Vielmehr geistlose nur Skelette,
Die Ihr, der Formen wahre Meister,
Gleichschätzt Moral und Etikette;
Die Thränen, Rührung und Entzücken
Stets nach der neu'sten Mode schicken
Und deren fade Artigkeiten,
Um Euren Kopf nicht gar zu plagen,
Man ähnlich jenen Süßigkeiten
In art'ge Reime eingeschlagen.

Oder eine Stelle aus dem zweiten Theile:

„Wenn man einmal ein Mädchen Gattin nennt,
Hat man es schon begraben! Alle Freunde
Gibt es da auf — und Vater, Mutter, Brüder;
Sogar — nun kurz, sie gibt die ganze Welt auf
Beim ersten Tritt auf fremden Hauses Schwelle."

Digitized by Google

Die Uebersetzung ist hier sinngetreu und wörtlich — leider nur zu wörtlich; dies ist aber auch ihr einziger Vorzug, sofern er ein solcher genannt zu werden verdient. Von Poesie zeigt die Stelle weder in der Form, noch im Gedankenausdrucke eine Spur; rhythmischen Fluß hat nur der letzte Vers.

In der ersten Scene des dritten Theiles (im Carmeliter-Gefängnisse) entwickelt einer der Gefangenen einen prächtigen Galgenhumor und hat für seine Leidensgefährten die mannigfachsten Trostgründe zur Hand. Einer davon nimmt sich in der Uebersetzung wie folgt aus:

„Da Thomas*) frei war, stand ihm auf der Stirne
Mit großen Lettern angeschrieben: »Carcer« —
Nun ist er drin und fühlt sich wie zu Haus,
Recht wie ein Fisch im Wasser. Draußen ging's ihm
Wie jenen Schwämmen, die im Licht verdorren" — u. s. w.

Abgesehen von der Trockenheit des Ausdruckes ist diese Stelle nichts weniger als gut übersetzt. Im Originale ist nicht von dem fidelen Studentengefängnisse, vulgo Carcer, die Rede, sondern von einer ungeheuer viel ernsteren Gefängnißhaft, wie sich aus dem ganzen Zusammenhange ganz augenscheinlich ergibt. Außerdem ist der Ausdruck „Schwämme" in dieser Bedeutung für den Norddeutschen nicht verständlich (der Uebersetzer lebt in Wien); im Originale steht wörtlich: „wie jene kryptogamen Pilze".

In diese Scene ist eine kleine, in sich abgeschlossene Erzählung eingeflochten, welche in unverkennbarer Weise alle Merkmale der Fabelgattung aufweist — selbst die angehängte „Moral" fehlt nicht. Aber auch hier wendet der Uebersetzer den reimlosen Blankvers an, betrachtet das Ganze also ebenfalls unter dem dramatischen Gesichtswinkel nur aus dem Grunde, weil es einer der sprechenden — man kann füglich nicht sagen handelnden — Personen in den Mund gelegt ist. Man höre wenigstens den Anfang:

„Als Gott den Sünder aus dem Garten trieb,
Wollt' er denn doch nicht, daß der Mensch verhung're;
Hieß drum die Engelschaar Getreide bringen
Und auf des Menschen Weg die Körner streu'n.
Und Adam kam, fand sie, besah sie flüchtig
Und ging; er wußte nicht: was damit machen —" u. s. w.

Ueber das poetische Formgefühl, soweit die Art des Ausdruckes in Betracht kommt, mag sich ja streiten lassen, weil dasselbe überwiegend auf subjectivem Gebiete liegt; doch wird der Uebersetzer schwerlich bestreiten wollen, daß diese Fabel an Reiz und Wirkung ungemein hätte gewinnen müssen, wenn sie in eine für diese Dichtgattung passende Form gebracht worden wäre. Der dramatische Vers mag von allen der dafür am wenigsten geeignete sein.

Zum Schlusse noch ein typisches Beispiel für die unglückliche Handhabung dieses Versmaßes durch den Uebersetzer. Der Universitätsrector wendet sich an den Gouverneur (achte Scene im dritten Theile):

„Gestatten die Bemerkung, daß — trotz allem
Geheimniß, allen Wachen — die Behandlung
Des Rollisson durch unzufried'ne Leute
Leicht ruchbar werden kann, — daß man am Ende
Auch Mittel findet, unsre reine Absicht
Beim Kaiser anzuschwärzen, wenn wir nicht
Rasch dem Proceß den Garaus machen."

Hier haben sich die letzten Spuren einer metrischen Bewegung sowohl, wie einer über die prosaische Alltäglichkeit erhobenen Ausdrucksweise verflüchtigt, trotzdem daß der Vers durchaus „so frei behandelt" ist, wie es unsere großen Muster nur irgend erlauben!

Fürwahr, in der Wahl der dramatischen Versart und der Art ihrer Anwendung hat sich der Verfasser vergriffen zum Nachtheile seines Zielplanes: „die Wirkung des Originales genau wiederzugeben." Wäre die Wirkung des Originales in der That nur eine solche, wie sie die Uebersetzung mit ihren reimlosen Jamben erzielt, dann müßte man an dem dichterischen Verständnisse und Schönheitsgefühle eines Volkes gerechte Zweifel hegen, das den Urheber der Dichtung als seinen größten Meister im Reiche der Dichtkunst, die Dichtung selbst aber als das bedeutendste poetische Erzeugniß seiner Literatur bezeichnet. Ueberdies besitzt der Uebersetzer zu viel Selbstkritik, als daß er sich der Ueberzeugung, in diesem Punkte fehlgegangen zu sein, auf die Dauer verschließen könnte. Aehnlich wie er die Unzulänglichkeit der Uebersetzung einzelner bereits vor Jahren veröffentlichter, sogar mit Beifall aufgenommener hervorragender Bruchstücke eben dieser Dichtung nachträglich erkannt hat und heute unumwunden eingesteht, so sehr zwar, daß er davon für die gegenwärtige Ausgabe gar keinen Gebrauch hat machen wollen, wird es ihm voraussichtlich auch mit dem dramatischen Fünffüßler ergehen: er wird ihn eines Tages als dem Geiste der Dichtung nicht zusagend und ersatzbedürftig befinden.

Alle anderen Arten von Versmaß hat der Uebersetzer mit Glück versucht, zum Theil sogar eine Wirkung darin erreicht, welcher jener des Originales ebenbürtig zur Seite steht. Prächtig gelungen ist z. B. der großartig angelegte Monolog („Improvisation") im dritten Theile: „Allein! Was — Menschen! Sing' ich für Menschenohr?" Es möge auf gut Glück eine Stelle herausgegriffen sein:

„Ich fühl' Unsterblichkeit, ich schaff' Unsterblichkeit!
Sage mir, o Gott, was Größ'res Dir gelang?
Sieh her, wie ich aus meiner Seele
Diese Gedanken heraufbefehle,
Wie ich in Worte sie einverleibe,
Zum Flug durch alle Himmel treibe:
Sie kreisen, sie tönen, sie blitzen empor!
Fern sind sie schon — ich hör' sie nicht minder,
Mit ihrem Klange kos't mein Ohr;
All' ihre Ründung fühlt meine Hand,
All' ihre Regung mir voraus bekannt:
Ich liebe Euch, o meine Sangeskinder!
Meine Gedanken — ihr Sterne mein!
Meine Gefühle — ihr Stürme mein!
Ein Vater in seiner Lieben Bereich,
Also stehe ich unter Euch:
Ihr Alle mein!"

Oder weiter unten:

„Du schweigst, Du schweigst? — Nun wird mir's klar!
Nun stehst Du vor mir offenbar!
Dein Wesen erschau' ich, wie es ist,
Und wie Du gewaltet, hab' ich erkannt:
Ein Lügner, wer Dich die Liebe genannt,
Der Du ja nur die Weisheit bist!
Der Kopf, nicht das Herz mag Dich ergründen,
Der Kopf, nicht das Herz, Dein Rüstzeug finden.
Nur wer in Bücher sich vergraben,
In Zahlen, Cadaver, Erz und Stein,
Der errang sich, nur der allein
Etwas von Deinen Kräften und Gaben.
Er findet Dampf und Pulver und Gift,
Was raucht und blitzt, was knallt und trifft,
Gesetzeswust für klügelnde Köpfe
Und Afterglaube für arme Tröpfe.
Dem Kopf hast Du die Welt gegeben,
Das Herz mag ewige Qual zerwühlen:
Mir schenktest Du das kürzeste Leben
Und das allergewaltigste Fühlen" u. s. w.

Auch die „Vision" in der vierten Scene des dritten Theiles, ein Cabinetsstück zartester dichterischer Empfindung nnd in ihrer Veranlagung dem „Faust"schen „Schwindet, ihr dunklen Wölbungen droben —" gut vergleichbar, ist in der Uebersetzung vorzüglich gelungen. Der zarte poetische Hauch, der uns aus dem Originale entgegenweht, findet sich ohne Beeinträchtigung auf die deutschen Worte übertragen. Auch die „Vision" des

*) Anführer der als hochverrätherisch verfolgten Studentenverbindungen und Mitgefangener.

Digitized by Google

Bruder Petrus in der fünften Scene zeigt einen hohen Grad von Wohlgelungenheit, obgleich es hier dem Verfasser nicht durchweg geglückt ist, den tiefen Ton des Originales festzuhalten. Gleicher Weise abgerundet erscheinen in der Versform sowohl, wie im Gedankenausdrucke die meisten eingestreuten strophisch gegliederten Gedichte der verschiedensten metrischen Zusammensetzung.

Hin und wieder laufen dem Uebersetzer Verstöße gegen den Geist der Sprache unter. So lesen wir im zweiten Theile:

„Die Freunde ...
wollen Liebreiz
Mit kaltem Cirkel messen, schau'n zum Himmel
Wie Wölfe oder Astronomen."

Der deutsche Leser muß sich verwundert fragen, wie hier die „Wölfe und die Astronomen" friedlich neben einander gerathen? Er wird sich auch einen Sinn aus der Stelle herauszulesen nicht im Stande sein, wenn er nicht das polnische Sprichwort kennt: „er versteht so viel, wie der Wolf von der Sternkunde", d. h. gar nichts. Demnach: die Einen schauen blöden Auges, ohne jedes Verständniß zum Himmel auf, die Anderen mit dem calculirenden Verstande eines Fachgelehrten.

Etwas weiter unten wird der freudige Empfang bei der Einkehr eines Jünglings in's Vaterhaus geschildert. Alles jubelt, die jüngeren Geschwister kommen dem Wagen entgegengelaufen und

„Ein jedes kriegt nun sein Pirog —"

Was ist Pirog? so fragt der deutsche Leser ohne Antwort, wird auch eine solche in keinem deutschen Sprachlexikon finden. Aus Linde's polnischem Sprachlexikon freilich hätte der Uebersetzer erfahren, daß in Litthauen (dort eben ist der Schauplatz) jedes Gebäck aus Weizenmehl, also jedes Weißbrod, Pirog genannt wird; es wäre hiernach auch ein entsprechender deutscher Begriff, beziehungsweise Ausdruck unschwer zu finden gewesen. In den übrigen polnischen Landestheilen freilich wird durch das Wort jede Art Füllkloß bezeichnet, ob die Füllung nun aus Fleisch, Gemüse, Quarkkäse bestehen mag; ein bayrischer „Leberknödl" wäre demnach auch ein Pirog und wahrscheinlich aus diesen Gründen hat sich der Uebersetzer an eine Verdeutschung des Ausdruckes nicht herangetraut.

Ein Polonismus ist es auch, wenn der Uebersetzer im zweiten Theile bei der Erwähnung des Toastes auf das neuvermählte Paar die schwach optative Form: „Sie lebe!" und später wiederum „Sie leben!" gebraucht, ohne Hinzufügung des im Deutschen unerläßlichen „Hoch!" — Die „Nase stolz aufwerfen" anstatt „sich in die Brust werfen" ist ebenfalls ein Polonismus und dergleichen sind einige mehrere. Doch ist damit auch die Reihe der Ausstellungen ziemlich erschöpft.

Zieht man die Bilanz, so dürfte dem Uebersetzer Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sagt: zwar sei es ihm nicht gelungen, sein hohes Zielstreben nach der Wirkung genau des Originales zur Wahrheit zu machen; dennoch habe er dem deutschen Leser mindestens eine gute Vorstellung von der Wirkung des Originales ermöglicht und sich durch seine Arbeit um beide Literaturen verdient gemacht.

Der Uebersetzer hat seinem Buche eine ausgedehnte Vorrede vorangestellt. In derselben sind ja mancherlei für den deutschen Leser zum Verständnisse der Dichtung nützliche Winke enthalten, mindestens ebenso viel aber an müßigen Fragen und weitschweifigen Antworten über das Wesen der Dichtung, den Zusammenhang der Theile, die leitenden Motive, die Deutung poetischer Gleichnisse u. s. w. Das Meiste davon ist weit mehr geeignet, den Leser zu verwirren, als aufzuklären und zu belehren. Selbst für den geistig etwas schwerfälligen Leser genügt ein kurzer Hinweis auf die Bedeutung der dichterischen Allegorisirung und ist ihm förderlicher, als eine anatomische Zergliederung derselben, weil es dann selten ohne tiefsinnige Erörterungen der Widersprüche (ob wirklichen oder nur scheinbaren), Untersuchungen über die sich nicht genau deckenden Theile der Vergleichung und sonstige Haarspaltereien abgeht. Ein jeder Dichter — es mag erlaubt sein, ein in anderem Sinne von Jean Paul gebrauchtes Bild zu variiren und auszudehnen — jeder wahre Dichter steht gleichsam in einem Glasgehäuse, dessen Wände er von innen heraus mit seiner Seelenschrift bedeckt. Den Außenstehenden erscheint diese Schrift verkehrt, und verschiedene Menschen werden dieselbe nur in verschieden mangelhaftem Grade entziffern. Sie flüssig zu lesen aber, in ihren Charakter und ihre Geheimnisse einzudringen, ist nur der im Stande, der den Eingang in die krystallene Behausung aufzufinden, hereinzutreten und sich selbst neben den Dichter zu stellen befähigt ist. Passirschein ist ein Funke dichterischer Anschauung in des Lesers eigener Seele. Wo dieser fehlt, da wird das letzte Siegel des Buches schwerlich gelöst werden, da wird sich auch jede Zergliederung der geheimen Absichten des Dichters als nutzlos erweisen. Der Leser hält dann wohl die Theile in der Hand, es fehlt ihm nur leider das — seelische Band.

Der Hahnrei. Roman von F. Dostojewski.

Besprochen von Georg Malkowsky.

Dostojewski hat die drei Hauptfiguren seiner jüngst verdeutschten pathologischen Studie — die Eine ist beim Beginn des Romans vor drei Monaten gestorben — selbst so treffend charakterisirt, daß wir seinen Worten wenig hinzuzusetzen haben. „Sie war eine von jenen Frauen, die gewissermaßen dazu geboren sind, ihrem Gatten untreu zu werden. Diese Frauen genießen als Mädchen den besten Ruf, den sie erst verlieren, wenn sie Gattinnen geworden. Der Gatte ist ihr erster Liebhaber, aber erst nach der Trauung. Keine Art von Frauen findet so rasch und leicht einen Mann als sie. Die Schuld an dem ersten Liebhaber trägt immer der Gatte. Und dabei glauben sie gegen den Gatten durchaus aufrichtig zu sein: niemals würden sie zugeben, daß sie ihm ein Unrecht zufügen, niemals eine Schuld von ihrer Seite anerkennen." „Der beständige Verrath an ihrem Gatten machte ihr nicht im geringsten Gewissensbisse. Ihrem Liebhaber war sie treu — natürlich nur so lange, als sie seiner nicht überdrüssig war. Sie liebte es, ihn zu quälen, doch liebte sie es ebenso sehr, ihn zu belohnen. Ihr ganzes Wesen war leidenschaftlich, rücksichtslos, sinnlich. Sie haßte die Ausschweifung und verurtheilte sie auf's Allerentschiedenste, und doch war sie selber ausschweifend, obwohl nichts in der Welt sie von dieser Thatsache überzeugt hätte."

Es gibt einen diesem entsprechenden Typus von Männern, deren Wesen darin besteht, daß sie gegenüber jenen Frauen ihr Leben lang nichts weiter waren als Gatten. „Ein solcher Mann wird einzig zu dem Zwecke geboren, um sich zu verheirathen, und sich unmittelbar darauf in ein Anhängsel seiner Frau zu verwandeln, sogar für den Fall, daß er nebenher seinen eigenen ausgesprochenen Charakter hat. Werden diese Typen in einer Ehe zusammengeführt, so ist die unvermeidliche Folge davon, daß der Gatte über kurz oder lang der Betrogene ist. Er wird es mit derselben Naturnothwendigkeit, mit welcher die Sonne leuchtet, und dabei weiß er nicht einmal darum und kann seinem ganzen Wesen gemäß nicht darum wissen."

Und der Dritte, der Betrüger? Ein Petersburger Flaneur, der zwei Vermögen durchgebracht hat und sich mit Chic ein Paar Handschuhe anzuziehen weiß. Er hatte die Frau bei Gelegenheit eines Erbschaftsprocesses en passant kennen gelernt. „Er war geradezu der Sclave dieser Frau gewesen und hätte ohne Bedenken auf ihren kleinsten Wink jeden noch so thörichten und unsinnigen Streich begangen. — Als nach Ablauf eines Jahres die Stunde der Trennung schlug, war er in der größten Verzweiflung. Er war bereit, alles preiszugeben, sie zu entführen und mit ihr für immer in's Ausland zu gehen, aber sie wollte nichts davon wissen und machte sich darüber nur lustig. So mußte er denn allein reisen — und was geschah? Kaum zwei Monate waren seit der Trennung vergangen, als

Digitized by Google

er sich bereits die Frage vorlegte, ob er denn jene Frau wirklich geliebt habe, oder ob alles nur eine Illusion gewesen sei."

Den früheren Beziehungen dieser drei Alltagsmenschen zu einander ist natürlich nichts Interessantes abzugewinnen. Dostojewsky läßt die Frau frischweg an der Schwindsucht gestorben sein und den Mann aus hinterlassenen Briefschaften den mehr als ein Jahrzehnt mit einer ganzen Reihe von Liebhabern fortgesetzten Betrug entdeckt haben. Was wird der Hahnrei thun? Die Frau, die Hauptschuldige, hat sich durch den Tod der Abrechnung entzogen. Es handelt sich für ihn um drei Personen, um ein Kind, das er bisher für das seine gehalten, und um zwei junge Männer von der längeren Liste der Betrüger, die sich in Petersburg aufhalten. Er nimmt das Kind und reist nach der Residenz, ohne bestimmte Absicht, instinctiv in die Nähe seiner beiden Beleidiger getrieben.

Wenn es sich bei Dostojewski um psychologische Pathologie, um Seelenzerfaserung behufs einer interessanten Diagnose handelt, entfaltet er ein merkwürdiges Concentrirungsvermögen, das rücksichtslos mit den Thatsachen umspringt. Er hat das Doppelmotiv gebraucht, um die naive Sinnlichkeit der Frau zu demonstriren. Jetzt wird es ihm unbequem. Er läßt den einen Ehebrecher, noch ehe es dem beleidigten Gatten gelingt, ihn zu sprechen, an irgend einer Krankheit sterben, und dem Rächer bleibt nichts übrig, als sich als Leidtragender dem Leichengefolge anzuschließen. Es bleibt das Kind und der Mann, über dessen Vaterschaft ein hinterlassener Brief der schuldigen Frau keinen Zweifel gelassen hat.

Hier setzt die eigentliche Handlung des Romanes ein. Pawel Pawlowitsch trifft seinen Beleidiger Weltschaninow in einer eigenthümlichen Gemüthsverfassung. Der alternde Salonheld ist aus Mangel an Beschäftigung eben dabei, die Inventur der Vergangenheit zu machen. Das Resultat ist kein besonders erfreuliches, und der achtunddreißigjährige Weltschmerzler hat zeitweise nicht übel Lust, sich einen Schuft zu nennen. Dabei ist ihm das bischen Ehebruch noch garnicht einmal eingefallen, er hat die Kleinigkeit ganz vergessen, bis sie ihm in Gestalt des Pawel Pawlowitsch mit dem umflorten Hute in greifbarer Gestalt vor Augen tritt.

Um das Folgende begreiflich zu finden, muß man sich Situation und Charakter der beiden Hauptacteurs möglichst klar machen. Weltschaninow ist in der Büßerlaune, er fängt an, den Ehebruch für eine Sünde zu halten und ist zu jeder Sühne bereit. Pawel Pawlowitsch ist seit dem Tode der Frau, deren Anhängsel er gewesen, ganz aus Rand und Band. Er hat seine Frau geliebt, er hat sein vermeintliches Kind geliebt, er hat seinen Hausfreund geliebt. Alle drei soll er nun plötzlich hassen. Daran kann sich der geborene Hahnrei nur schwer gewöhnen. Als bestes Auskunftsmittel, als Corroborativ für zu fassende energische Entschlüsse wählt er zunächst die Führung eines liederlichen Lebenswandels und den Champagnerrausch.

Der erste Act des Dramas nach dem Zusammentreffen der beiden Helden erinnert lebhaft an Raskolnikow. Weltschaninow ist sich nicht klar darüber, ob Pawel Pawlowitsch wirklich von seinen Beziehungen zu der verstorbenen Frau unterrichtet ist. Der betrogene Ehemann läßt ihn im Ungewissen und spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus. Ueber diesem Spiel geht das Kind zu Grunde, das der legitime Vater dem illegitimen gegenüber als Trumpf benutzt. Nach dem Tode seiner Tochter weiß Weltschaninow, daß sein Gegner in der Hinterlassenschaft seiner Frau die Beweise für seine Hahnreischaft gefunden hat. Was nun? Er wartet auf eine Erklärung, aber sie bleibt aus. Pawel Pawlowitsch zieht es vor, ihn mit halben Andeutungen auf die Folter zu spannen. Er weiß übrigens auch wirklich noch nicht, was er thun wird.

In diesem zweiten Act kommen Scenen von wahrhaft Shakespeare'scher Kühnheit der Charakteristik vor. Wie der betrogene Ehemann den Verführer seiner Frau zwingt, mit ihm zu trinken, ja ihn zu küssen, das ist aus der Kenntniß der tiefsten und dunkelsten Falten des menschlichen Herzens geschöpft. Als man jeden Augenblick die Katastrophe erwartet, da erscheint der geborene Hahnrei mit einer Kutsche und bittet Weltschaninow, er möge sich von ihm in die Familie seiner Zukünftigen einführen lassen. Hier ist die Grenze, wo sich Vernunft und Verrücktheit berühren. Pawel Pawlowitsch ist so entsetzlich, so ahnungslos betrogen, daß er an die Wirklichkeit des Betruges kaum zu glauben vermag. Er will es noch einmal versuchen, ob auch ein fünfzehnjähriges, kaum der Schule entwachsenes Mädchen schon das Gift in der knospenden Brust trägt. Als Prüfstein will er den nach seiner eigenen Erfahrung gefährlichsten Mann benutzen, er will sehen, ob sie dem Urtypus des Don Juan widersteht. Die Prüfung mißlingt, da seine Erkorene durch eine kindische Jugendliebschaft in Anspruch genommen ist, und Pawel Pawlowitsch krümmt sich unter der Lächerlichkeit seiner Brautwerbung. Und nun tritt die Katastrophe ein, plötzlich, unerwartet, wie unter einem mechanischen, von außen her kommenden Drucke! Weltschaninow fühlt sich krank. Pawel Pawlowitsch pflegt ihn aufopfernd, und plötzlich in der Nacht steht er an seinem Bette mit dem Rasirmesser in der Hand, um ihm den Hals abzuschneiden. Der Bedrohte entreißt ihm die Waffe, bindet ihn und entläßt den Meuchelmörder am anderen Morgen. Ein ihm am Tage darauf zukommendes Couvert enthält den in der Hinterlassenschaft der Frau gefundenen Brief, in dem sie ihm die Geburt eines Töchterchens anzeigt und ihn als Vater bezeichnet.

An Stelle des Schlusses weist die Tragödie ein satirisches Nachspiel auf. Nach zwei Jahren trifft Weltschaninow Pawel Pawlowitsch auf einem Bahnhofe als zum zweiten Male verheiratheten und zum zweiten Male betrogenen Ehemann. Es gibt eben geborene Hahnreie.

Dostojewski hat die Analyse seines seltsamen Hahnreicharakters in einer nachträglichen Reflexion Weltschaninow in den Mund gelegt. „Er ist hergekommen, um »mich zu umarmen und mit mir zu weinen«, wie er sich selbst in seiner widerlichen Weise ausdrückte — das heißt, er kam, um mich zu morden, dachte jedoch, daß er komme, um mich zu umarmen und mit mir zu weinen. — Und wer weiß, wenn ich mit ihm geweint hätte, vielleicht hätte er mir in der That verziehen, denn er hatte wirklich den heißesten Wunsch, zu verzeihen ... All' sein Wünschen und Wollen jedoch verwandelte sich bei unserem ersten Zusammentreffen in trunkenes Grimassenschneiden, in eine Carricatur, in gemeines, weibisches Flennen über die erlittene Kränkung. Er schwelgte förmlich in dem Gedanken, daß man ihm Hörner aufgesetzt. Um seine Gefühle wenigstens in irgend einer Weise zum Ausdruck zu bringen, kam er immer nur, wenn er getrunken hatte ... Es muß ihm wohl Spaß gemacht haben, das Grimassenschneiden und Flennen. Wie glücklich war er zum Beispiel damals, als er mich bestimmte, ihn zu küssen! Nur wußte er damals noch nicht, ob er mich umarmen oder mir den Hals abschneiden wird. Das Ende vom Liede war, daß er es für das Beste hielt, es mit Beidem zu versuchen.

O ja, er war sogar dumm genug, mich zu seiner Braut zu führen. Mein Gott, seine Braut. Nur einem solchen Quasimodo konnte es in den Kopf kommen, vermittelst der Unschuld der Mademoiselle Sachlabinin »zu neuem Leben zu erwachen!« Doch Sie konnten nichts dafür, Pawel Pawlowitsch — nein, Sie konnten nichts dafür! Sie sind eine Mißgeburt, und daher muß Alles an Ihnen, alle Ihre Gedanken und Hoffnungen, mißgeboren und absurd sein."

„Und dennoch, wenn ich gestern nicht das Rasirbesteck auf dem Tische vergessen hätte, wäre sicherlich nichts geschehen. Wirklich nichts? Ist er mir nicht vierzehn Tage lang ängstlich aus dem Wege gegangen, rein aus Mitleid, vielleicht nur, um nicht in Versuchung zu kommen? ... Und wie er damals in der Nacht aufsprang, um die Teller für mich zu wärmen — welcher Sprung vom Dolche zur Nächstenliebe! Sich und mich wollte er retten ... mit gewärmten Tellern!"

Ja, Pawel Pawlowitsch ist eine Mißgeburt, eine mögliche, durch unübertreffliche Kunst der Charakteristik wahrscheinlich gemachte Mißgeburt. Ein bekannter russischer Schriftsteller hat eine eigene Broschüre über Dostojewski als Criminalisten geschrieben und hat sich dabei vorwiegend auf Raskolnikow bezogen. Wenn die Kenntniß des menschlichen Herzens bis

Digitized by Google

in seine dunkelsten Tiefen zum Criminalisten befähigt, so hat Dostojewski diese seine Befähigung ebenso gut durch den „Hahnrei" erwiesen. Einheitliche Charaktere existiren nur in Buchdramen und idealistischen Romanen, denen das placet der ästhetischen Päpste gewiß ist. Wer sich das, was er im Leben gesehen, von der Seele herunterschreiben, wer Gestalten aus Fleisch und Blut schaffen will, der kann sich in dem merkwürdigen Gewebe, das sich zwischen Empfinden, Wollen, Denken und Handeln ausspannt, nur durch Zerfaserung der hin und her zuckenden Nerven zurechtfinden. Eine angenehme, durch den Beifall der Menge gekrönte Beschäftigung ist das nicht. Wir verargen es Niemand, der sich mit ästhetischem Widerwillen von solchen anatomischen Studien abwendet, aber wir verlangen Anerkennung und Achtung vor einer ernsten Arbeit, vor einem unschätzbaren Beitrage zur Kenntniß der menschlichen Seele.

Eine unbefangene, von dem ererbten ästhetischen Kanon unabhängige Kritik, pendelt zunächst nur zwischen dem Gewollten und dem Erreichten. Dostojewski hat in dem geborenen Hahnrei eingestandener Massen eine Mißgeburt, einen Quasimodo schildern wollen. Das ist ihm unzweifelhaft gelungen. Wenn er der Treue und Wahrheit der Schilderung die Einheitlichkeit des Charakters, die Geschlossenheit der sich regelrecht entwickelnden Handlung geopfert hat, so hat er von dem Recht der starken dichterischen Individualität Gebrauch gemacht, unter deren Druck sich die Kinderregeln der Poetik weiten und dehnen. Wem es nun noch Vergnügen macht, mit der kritischen Elle an den anormal scheinenden Körperverhältnissen herumzumessen, der mag es thun, dem fertigen Kunstwerk kann er nichts hinzuthun und nichts nehmen.

Junge Literatur.

Von Wilhelm Goldbaum.

(Schluß.)

Wir lachen vielleicht sogar, wenn wir auf jene Verse stoßen, in denen der humanistische Wandervogel Eobanus Hesse der Stadt Erfurt vorhält, sie könne jetzt ohne Gefahr zerstört werden, da sie in seinem Liede fortlebe wie Troja in den Gesängen Homers. Aber trotz alledem wird uns das Herz warm bei dem Anblicke einer Gestalt wie derjenigen Ulrich v. Hutten's, trotz alledem sagen wir mit ehrfürchtigem Schauer seine Losung nach: „der Würfel ist gefallen!" Trotzdem bewundern wir seinen und seiner Kampfgenossen unergründlichen Erkenntnißdrang und Optimismus, der sich in seinem Jubelrufe ausathmet: „Es ist eine Freude zu leben, denn die Geister sind wach!" Denn das sind sie, auf welche das Wort unseres Dichterfürsten paßt:

Und ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Der Erkenntnißdrang und der Optimismus, der Stolz auf die Berechtigung der literarischen Persönlichkeit, das bewußte und unbewußte Martyrium für Zwecke, deren Erreichung erst der Zukunft winkt — ja, das sind die Merkmale der „Jungen Literatur".

Und immer von Neuem kehren sie wieder am Schriftthum, diese Merkmale, wenn eine Wandlung der Weltanschauung, wenn ein gesellschaftlicher Neubau sich vollziehen soll.

Zweihundert Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden, der die Ergebnisse der Reformation festgestellt hat, bedarf das deutsche Geistesleben eines Neubaues, wenn es nicht kläglich zerbröckeln soll. Es handelt sich um die Rückkehr zur Natur, um den Verzicht auf die Nachahmung fremder Art, um die Kräftigung an dem frischen Trunke aus dem Borne des Volksliedes. Da wird an Shakespeare's Vorbild die Dichtergeneration lebendig, da fällt Gottsched's Autorität unter Lessing's Streichen, da öffnet Herder das Mysterium der Volksdichtung. Und wild, zügellos, unbändig im menschlichen wie im literarischen Sinne geberdet sich der Sturm und Drang der „Jungen Literatur", ein heiliges Feuer brennt in den jungen Seelen der Klinger, Lenz, Müller, das unwiderstehlich Maß und Besonnenheit verzehrt. Sie selbst schaffen nichts Unsterbliches, diese jungen Genies, aber sie bahnen dem Unsterblichen den Weg, und schon wandelt unter ihnen der gewaltige Genius, der junge Goethe, welcher der Zukunft das leuchtende Gepräge seiner dichterischen Persönlichkeit aufdrücken soll:

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Zerstörte Lebensläufe, tragische Katastrophen, ergreifende Irrungen und Verhängnisse liegen als Spuren an den Wegen, welche die „Junge Literatur" wandelt, und höchst bezeichnender Weise stammt von Einem, der in einer späteren Epoche selbst den Reigen der „Jungen Literatur" führte, das schicksalsschwere Wort: „Wir sind von Denen, die am Wege sterben." An dem Wege der Geschichte. Aber verloren im idealen Sinne ist sie nicht, diese Saat der Zukunft, die in den Stürmen der Völkerlenze in den Boden gesenkt wird.

Das aber ist immer festzuhalten, wenn man die Sendung der „Jungen Literatur" historisch begreifen will; ihre Existenz ist keine zufällige, sie ist allezeit eine nothwendige.

Wenn in dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts die literarische Jugend Frankreichs mit dem Rufe: „Place aux jeunes!" auf den Plan rückt, so geschieht es fürwahr nicht bloß, wie in manchem dürren Literaturcompendium zu lesen ist, weil sie die Fessel des Alexandriners oder der drei dramatischen Einheiten zerbrechen will. Das ist eine recht oberflächliche und dürftige Auffassung großer geistiger Bewegungen, und sehr äußerlich ist die Meinung, der Sieg der „Jeune France" über den Classicismus, über Corneille, Racine, Boileau sei damit erschöpft gewesen, daß Victor Hugo's Ernani sich den Zulaß zum Théatre français erzwang. Nein, es handelt in Wahrheit sich um etwas Anderes, um etwas viel Größeres, es handelt sich um den Neubau der durch die Revolution, durch das Napoleonische Kaiserthum, durch die Restauration zerstörten Gesellschaft Frankreichs. Die Literatur thut den Tirailleurdienst, sie sendet ihre Botenläufer aus, um den Geist der Nation zu wecken. Und an einem Julitage des Jahres 1830 ist das Werk vollbracht, die Nation ist dem Rufe ihrer jungen Dichter und Journalisten gefolgt. Nicht bloß die Kette des Alexandriners und der drei dramatischen Einheiten, auch noch andere, viel empfindlichere Ketten liegen zerbrochen am Boden und der unvertilgbare Optimismus der „Jungen Literatur" schreitet triumphirend über sie hinweg. „Es war, als ob die Luft nach Kuchen röche," sagt Heinrich Heine, der diesen Sieg persönlich beobachtete, und Ludwig Börne möchte jedem Blousenmanne, der ihm auf den Gassen von Paris begegnet, die Hand küssen.

Wie dann der Funke von Frankreich nach Deutschland überspringt und die Jeune France zum Vorbilde des „Jungen Deutschland" wird, das ist eines der merkwürdigsten Capitel in der Geschichte der Völkerbeziehungen. Es ist hier die Aufgabe nicht, völkerpsychologische Probleme zu erörtern, aber insoweit darf man sie streifen, daß klar und deutlich hervortrete, was darzuthun ist, daß nämlich die „Junge Literatur" immer auch eine „revolutionäre Literatur" oder, schärfer gesagt, daß die „revolutionäre Literatur" jedesmal die „Junge Literatur" ist.

Revolutionen, literarische wie politische, haben ihre Führer und ihre Handlanger; sie werden aber nie von den Bedeutendsten ihres Zeitalters gemacht, weil es dieser Bedeutenden gar nicht bedarf, wenn einmal der umwälzende Gedanke mit elementarer Unwiderstehlichkeit die Geister ergriffen hat. Bis dies aber geschieht, thut die Literatur ihre vorbereitende Arbeit. Dann, wenn die Revolution vollbracht ist, kommen die Genies der That, um den über die Ufer ergossenen Strom in das neue Bett zu lenken: nach den Humanisten Martin Luther, nach den englischen Parlamentsrevolutionären Oliver Cromwell, nach den Stürmern und Drängern Goethe, nach den Jacobinern

Digitized by Google

Napoleon Bonaparte, nach den „Jungdeutschen“ und den Professoren der Frankfurter Paulskirche Bismarck.

Napoleon Bonaparte verfolgt die Frau v. Staël, weil sie ihn einen Robespierre à cheval genannt hat, und als Chateaubriand in einer Zeitung von dem römischen Imperator Tiberius eine beziehungsreiche Schilderung entwirft, da läßt Bonaparte ihm sagen: Noch eine solche Zeile und er werde Herrn v. Chateaubriand auf der Schwelle der Tuilerien zusammenhauen lassen. Einem Theaterdichter sagt der Censor: „In Ihrem Stücke sehen Sie keine Anspielungen und auch das Publikum wird keine sehen. Aber es sind welche darin, und ich werde mich hüten, sie durchzulassen.“ Das ist das Kaiserreich mit dem Säbel; dann kommt die Restauration mit den Jesuiten. Da ruft Beranger: Eteignons les lumières et rallumons le feu! Und die jungen Leute, die Victor Hugo, Georges Sand, Prosper Merimée, Theophile Gautier sammeln sich um den revolutionären Gedanken, die Zeit ist gekommen, die alten Formen zu zerschlagen. Die Großen treten zurück, die Kleineren drängen vor. Als dann das Werk geschehen ist, richtet Beranger, der Ueberholte, sein rührendes Lied an „die zu Ministern gewordenen jungen Freunde“.

In der Vorrede seines Buches „Les Jeunes France“ entwirft Theophile Gautier mit entzückender Selbstironie ein Bild von diesen revolutionären Handlangern, welche die „Junge Literatur“ an die Oberfläche treibt.

„Ich bin ein Mensch von Geist und ich habe Leute zu Freunden, welche unendlich viel Geist haben. Jeder dieser Leute hat ein Buch geschrieben, mancher sogar zwei. Einer ist darunter, dem man gar drei nachsagt. Es ist unschicklich heutzutage, kein Buch gemacht zu haben und ich würde in einem Salon mich lieber ohne Rock, als ohne ein Buch zeigen.... Bei der Concentration auf mein Ich ist mir oft der Gedanke gekommen, daß ich allein auf der Welt bin, der Himmel, die Sterne, die Häuser, die Wälder nur Decorationen sind, die um meinetwillen existiren... Meine politische Meinung ist von der größten Einfachheit; nach den tiefsten Reflexionen über den Umsturz der Throne und der Dynastien bin ich dahin gekommen, daß Alles Null ist.... Was ist eine Revolution? Leute, welche sich mit Flintenschüssen tractiren und die Köpfe einrennen. Der Wind trägt ihre Asche fort. Die oben bleiben, stoßen die Anderen nach unten. Im folgenden Frühling ist das Gras am üppigsten.... Die Kunst! Sie ist eine reine Taschenspielerei. Ich schätze nur die Akrobaten. Es gehört zehnmal mehr Kunst dazu, auf dem gespannten Seil zu tanzen als hundert epische Gedichte und zehn Tragödien in Versen zu machen. Die Moral? Mir ist unter allen menschlichen Lastern keines gleichgültiger, als die Tugend der Frauen. Seit zwei Jahren lese ich nur Vorreden, Wörterbücher, Kataloge; da hat man Alles beisammen, die Worte und die Ideen. Seitdem bin ich erstaunlich gelehrt; ich kann wie Pico della Mirandola über Alles sprechen, über Alles und noch vieles Andere... So, das bin ich und nun kennt man mich bis in die Fingerspitzen. Doch nein, so war ich bis vor drei Monaten. Da kamen ein paar Kameraden, um mich umzuformen, um mich zu Einem von der Jeune France zu machen. Jetzt trage ich ein langes Pseudonym und einen kurzen Bart, eine Frisur à la Rafael. Mein Schneider hat mir ein Gilet gemacht... ein hinreißendes Gilet. Ich spreche über Kunst und nenne jeden Bürger, der einen Hemdkragen hat. Die Cigarre genügt mir nicht mehr, ich beginne, aus der Pfeife zu rauchen. Vorgestern war ich ganz Byron; der Kopf thut mir noch jetzt davon weh. Da ich von Natur fahl und blaß bin, finden die Frauen mich satanisch und anbetungswerth blasirt. Die Mädchen raunen einander zu, mein Herz müsse viel gelitten haben... mein Herz, wenig; mein Magen, ja. Ich bin entschlossen, von dieser guten Meinung, die man über mich hat, zu profitiren....“

Dieses Zerrbild zeigt meisterhaft einen jener Zustände der Gesellschaft, denen allezeit nur durch eine literarische Revolution, durch die „Junge Literatur“ abgeholfen werden konnte. Es zeigt aber auch, was eine „Junge Literatur“ bedeutet, die sich durch nichts zu legitimiren vermag als durch ihre Jugend und einen öden, hohläugigen, blasirten Naturalismus, der nicht einmal ihr Eigengut, sondern aus der Fremde importirt ist; die Revolution machen will, ohne einen revolutionären Gedanken zu besitzen. Eine kurze Betrachtung über das „Junge Deutschland“ zeigt, was es mit dem „Jüngsten Deutschland“ auf sich hat.

Das „Junge Deutschland“ hat seine Impulse zum Theil von der Julirevolution empfangen. Man kann ohne Mühe bei Karl Gutzkow, bei Heinrich Laube, bei Theodor Mundt die Spuren entdecken, auf welchen die Jeune France über den Rhein kam. Der Kampf gegen die Gesellschaft, gegen die Ehe, gegen die prunkende Alltagsmoral, den Georges Sand führte, er hat auch das „Junge Deutschland“ auf den Plan gerufen. Aber so verschieden wie französisches und deutsches Wesen, so verschieden ist die Jeune France von dem „Jungen Deutschland“. Karl Gutzkow, der Sohn des Berliner Universitätspedells, den man als den Führer und Tonangeber des „Jungen Deutschland“ anzusehen pflegt, war mit zwanzig Jahren schon gelehrter und universeller als die ganze Jeune France zusammengenommen; das Waffenarsenal, über welches er verfügte, umfaßte Alles, was im literarischen Kampfe sich nur irgend verwenden läßt. Aber als Poet reichte nicht er noch irgend ein anderer seiner Genossen an Alfred de Musset oder Georges Sand hinan; der literarische Schulsack zog ihnen den dichterischen Genius zur Erde nieder. Auf sie wirkte Alles zusammen, Faustscher Zweifel und Byronsche Blasirtheit so gut wie gallischer Kampfeseifer. In ihnen war die schöne kosmopolitische Weltfühlung, die ein germanisches Erbtheil ist, fortwährend lebendig, während der berufene Gautiersche Jeune Français von sich sagte: „Ich habe nie eine Reise gemacht; ich habe das Meer nur auf Horace Vernets Marinebildern gesehen; ich kenne keinen Berg außer dem Montmartre. Die Bäume des Tuileriengartens und der Boulevards sind meine Wälder; die Seine ist mein Ocean.“ Gutzkow und Laube hatten als blutjunge Leute auf dem Schiffsverdecke bei einer Fahrt über den Gardasee einander kennen gelernt. Der Jeune Français citirte mit Wohlgefallen das orientalische Sprichwort, daß man entweder ein Hund oder ein Franzose sein müsse, um durch die Gassen zu laufen, wenn man bequem zu Hause bleiben könne. Dichter im eigentlichen Sinne waren sie insgesammt nicht, die Gutzkow, Laube, Mundt, Kühne; aber hochbegabte Schriftsteller von heiligem Kampfeseifer waren sie, jeder einzelne zum Martyrium tauglich und berufen. Ganz wie die Humanisten, wie die Stürmer und Dränger, wie die Literaturhelden der Jeune France.

Und es war um Großes zu kämpfen in dem damaligen Deutschland. Um Großes in politischer, in socialer Beziehung. Das Recht der Persönlichkeit war zu erstreiten für Mann und Frau, das Recht des freien Wortes. Viel literarische Klopffechterei gab es auch in diesem Streiten, aber sie ist unzertrennlich von der Hitze des Gefechtes. Mancher Schlag geht daneben, mancher wird geführt, der besser unterbliebe. Der Kampf als Mittel wird da und dort zum Kampfe als Zweck. Man vergreift sich gelegentlich an Goethe, man spricht von der Emancipation des Fleisches. Das sind verirrte Kugeln. Aber dann, da der Pulverdampf sich verzogen hat, sieht man doch sehr deutlich, daß der Kampf nicht umsonst geführt worden ist. Die Schriften und Bücher des „Jungen Deutschland“ liegen wie verschossene Patronen auf dem Schlachtfelde — was liegt daran, daß Maha Guru, daß Wally die Zweiflerin den Kampf nicht überleben? Die Polizeitruppen des reactionären deutschen Bundestages sind zurückgedrängt — das ist der politische Gewinn. Das Selbstvertrauen des deutschen Volkes ist erweckt — das ist der sociale Gewinn. Auf die Bühne kommt die Tendenz, in den Roman, in die Novelle rücken die nichtprivilegirten Stände vor — das ist der literarische Gewinn. Und darum ist es nichts weniger als eine Uebertreibung, zu sagen, daß das „Junge Deutschland“ eine große und unvergeßliche Sendung zu erfüllen hatte, daß es gar nicht hinweggedacht werden kann aus unserer geschichtlichen und literarischen Entwicklung, weil ohne das „Junge Deutschland“ der Völkerlenz von 1848 und ohne diesen das Jahr 1870 nicht möglich gewesen wären.

So angeschaut, ist Jeder von den „Jungdeutschen“, ist Karl Gutzkow, ist Heinrich Laube der „poète endormi toujours jeune et vivant“, von dem Alfred de Musset in seinem Gedichte an St. Beuve spricht — der entschlafene Dichter, der immer jung und lebendig bleibt.

Digitized by Google

Die zünftige Literaturgeschichtschreibung besorgt daher ein sehr überflüssiges Geschäft, indem sie an die „Jungdeutschen" und an die „Junge Literatur" überhaupt immer wieder nur ihre künstlerischen Maßstäbe legt. Man könnte ihr alle Schriften Gutzkow's und Laube's ruhig preisgegeben und dennoch würden Gutzkow und Laube aus der Literaturgeschichte nicht verschwinden. Daß sie dagewesen, zur rechten Zeit dagewesen sind und gekämpft haben, das ist ihr Ruhm. Der Mann ist in diesem Falle mehr als sein Werk. Ganz so verhält es sich ja auch mit der sogenannten russischen Anklage- und Verzweiflungsliteratur, die ebenfalls revolutionäre, also ebenfalls „Junge Literatur" ist. Der Künstler Dostojewski verträgt keine großen Anforderungen, aber der literarische Kämpfer Dostojewski ist eine Erscheinung ersten Ranges. Man nennt ihn mit selbstgefälliger Freude an dem Worte einen Realisten. Als ob es bei der Kampfliteratur viel darauf ankäme, welches Signalement man ihr anhängt? Thatsächlich ist der Kämpfer, welche Ideale ihm auch vorschweben mögen, immer ein Realist, denn man kämpft nur mit realen Mitteln, auch wenn man um Ideale kämpft. Wir haben den einen der beiden bekanntesten „Jungdeutschen", Heinrich Laube, unter uns wandeln und wirken gesehen, freilich, nachdem der Kampf der Jugend längst vorüber war. War dieser knorrige, derbe, resolute, lebenskundige Mann nicht in aller und jeder Richtung ein echter Realist? Und wir haben als Zeitgenossen auch das schwere Ringen des alternden Gutzkow beobachtet, haben seinen tragischen Tod gesehen nach einem langen, arbeitsreichen, glücklosen Leben, in welchem er keinen Augenblick an seinen Jugendidealen irre geworden war. So stirbt die „Junge Literatur", wie die alte Kaisergarde, bei ihrer Standarte; sie ergiebt sich nicht. Und das ist fürwahr der edelste Realismus.

Freilich, wenn der Realismus nichts ist als die unpersönliche Hingabe an die Dinge, dann fragt man sich, ob er überhaupt ein Recht, geschweige ein ausschließliches Recht in der Dichtung habe. Die Dinge sich zu unterwerfen, nicht sich den Dingen, war der dichterische Turnierspruch des Horaz, und Schiller sprach von der Jugend, die um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldnen Duft der Morgenröthe webt. Just diese gemeine Deutlichkeit der Dinge aber ist es, welche das Kunstprincip des heutigen, zum Naturalismus entarteten Realismus ausmacht. Was bleibt dann noch für die dichterische Persönlichkeit, was für den „Menschen mit seines Hauptes gewölbter Welt, mit dem Geiste, der in die Tiefen und in die Weiten blitzt, mit der Phantasie, die ihres Feuers goldene Ströme ausgießt?" Die Dinge zu sehen, vermag auch das Thier, und wenn es zu sprechen vermöchte, würde es auch sagen können, daß es sie sieht. Aber die Vernunft sieht mehr als das Auge, die dichterische Vernunft mehr als die alltägliche. Der dichterischen Vernunft tönt das Wort, leuchtet der Gedanke, klingt der Stein, redet der Grashalm, denn sie ist ein auf Erden zurückgebliebener Theil jener geheimen Schöpfungskraft, welche Welt und Menschen nicht bloß schuf, sondern auch beseelte.

Wie wir zu diesem heutigen Naturalismus gekommen sind, das war ein sonderbarer Proceß. Als Arthur Schopenhauer, der Philosoph der Verneinung, den Pessimismus in ein System gebracht hatte, da lagerte sich die Schwermuth, die Resignation wie auf Commando über die deutsche Jugend. Wenn hinter allem Leben nichts lauert als der Tod, wenn hinter allem Wollen nur die Sehnsucht nach dem Nichts sich birgt, dann lohnt es sich des freudigen Schaffens nicht — freilich. Und der Inhalt aller Dichtung, aller Kunst bleibt nur noch die wunschlose Klage, die einfache Hinnahme der Dinge, wie sie eben sind, der Verzicht auf das Ich.

Das war die Schwelle zum neuen Realismus, zum „Pessimistbeet", wie ihn ein Berliner Satiriker genannt hat. Jenseits dieser Schwelle aber pflanzte sich dann, sicher ohne jeden inneren Zusammenhang mit der Lehre Schopenhauer's, die neufranzösische Verständigkeit auf, diese nüchterne, poesielose, concrete Verständigkeit, deren Losung heißt: ce qui n'est pas clair, n'est pas français — und für sie blieb an den Dingen nur noch das Sinnliche übrig, von dessen Existenz man mit Ohr, Auge, Nase sich Gewißheit zu verschaffen vermag. Das ist das Priesterthum Emile Zola's, dies in jedem Betracht die „gemeine Deutlichkeit der Dinge", zu deren Wiedergabe mit den Mitteln der Beobachtung und der Sprache nur der Eine eine größere, der Andere eine geringere Virtuosität und Folgerichtigkeit aufzubringen hat. — Dies ist der Naturalismus.

Aber wenn die Philosophie systematisch verneinen darf, die Poesie darf es nicht; wenn an dem Philosophen die Dünste einer pessimistischen Weltanschauung haften bleiben dürfen, an dem Dichter dürfen sie es nicht länger als der Hauch auf dem Spiegel. Denn das Genie des wahren Dichters ist der Optimismus, der Glaube an die Kraft der Persönlichkeit, an den Zauber der immer wieder sich erneuernden Jugend. Selbst der Titan von Newstead-Abbey, den man le fanfaron de ses vices, den „Ausposauner seiner Laster" genannt hat, selbst Lord Byron kann mitten aus seinem Weltschmerz und seiner Blasirtheit heraus sich dieses Bekenntnisses nicht erwehren.

Des Lebens Zauberkelch schäumt oben nur am Rand,
Einst schlürft' ich ihn und fand, der Bodensatz
War Wermuth. Dennoch schenkt' ich wieder ein
An rein'rem Born, an einem heil'gen Platz.

Der Naturalismus ist keine literarische Revolution; es fehlen ihm — schulmäßig ausgedrückt — alle subjectiven und objectiven Merkmale einer solchen. Ihm mangelt vor Allem die Fähigkeit optimistischer Weltbetrachtung; er schließt aber auch zu Gunsten der Dinge die Freiheit der dichterischen Persönlichkeit aus. Wer nicht Optimist ist, hat kein Bedürfniß, die Welt zu revolutioniren. Der Pessimist sieht und beklagt, was ist, aber er strebt nicht, es zu ändern; der Naturalist beklagt nicht einmal, was ist; er stellt es nur dar, und da er die Wirklichkeit um jeden Preis darstellen will, so ergibt es sich von selbst, daß das Wirklichste, das Voraussetzungsloseste an dem Menschen, das schlechthin Sinnliche, ihm die stärksten Anregungen bietet. Der Naturalist liebt nicht und er haßt nicht. Dies ist der große Defect, der ihn subjectiv von der „Jungen Literatur" in unserem Sinne ausschließt. Der Naturalismus verzichtet auf das Ideal, auf die lyrischen Stimmungen, auf den Humor. Dadurch kennzeichnet er sich aber nicht bloß als unjung, sondern auch als undeutsch. Denn deutsch ist der Idealismus, deutsch ist die Lyrik, deutsch ist der Humor und sie werden es — so Gott will — in alle Ewigkeit bleiben. Wir Deutsche haben vor anderen Völkern die Gabe, den Himmel offen zu sehen und unsere Poeten — Schiller sagt es — leben mit Gott in seinem Himmel, dem sie willkommen sind, so oft sie kommen.

Der Naturalismus hat aber auch keine historische Arbeit zu verrichten, es ist ihm keine Sendung aufgetragen. Zwischen dem Freien und dem Knecht, zwischen dem Reichen und dem Armen existirt für den Naturalisten nur ein Unterschied in der Erscheinung, ein thatsächlicher Unterschied, der ihn menschlich nicht in Mitleidenschaft zieht. Die reichste Quelle aller Poesie fließt dem Naturalisten nicht, nämlich das Mitleid. So begiebt sich der Naturalismus freiwillig der stärksten dichterischen Motive, des menschlichen und des nationalen Motivs; so ist es zu erklären, daß er seinen Meister in der Fremde suchen muß. Also auch objectiv betrachtet, ist der Naturalismus keine literarische Revolution, und seine Bekenner sind nicht „Junge Literatur", wie wir sie historisch verstehen.

Er ist in Wahrheit nur eine Episode, die kommt und spurlos geht. Will man dieselbe begreifen, so muß man zunächst sich erinnern, daß unsere Generation weltgeschichtliche Umwälzungen erlebt hat, die so gewaltig waren, daß die Dichtung nothgedrungen hinter ihnen zurückbleiben mußte. Der Weltgeist zeigte uns, daß er unter Umständen der größte aller Dichter sein kann. Bot aber die Geschichte mit ihrem unmittelbaren Athem der Dichtung siegreiche Concurrenz, so zog andererseits das gesteigerte Naturerkennen die Generation zur Erde nieder; er zwang sie, den von der Erhabenheit der Geschichte ermüdeten und geblendeten Blick den Erscheinungen der sinnfälligen Wirklichkeit zuzuwenden. Das sind episodische

Digitized by Google

Ursachen, aus denen der episodische Charakter des Naturalismus sich erklären läßt.

Aber wenn dieselben heute vorhanden sind, so werden sie nicht immer vorhanden sein. Auch für die Dichtung wird ihre Zeit wiederkommen. Denn die Zeit fordert niemals umsonst ihren Mann. Doch sicher wird dieser Mann kein Naturalist sein, sondern Einer, der die tausend heterogenen Impulse, welche heute unsere Literatur zersplittern und bedrängen, mit gewaltiger künstlerischer Hand zu einem neuen Ideale zusammenfaßt.

So stellt sich der Naturalismus von heute im Grunde als eine pedantische, zänkische, als eine scholastische Kunstlehre dar und deren Princip ist recht eigentlich nur der Streit um eine Formalität, um die Art, die Dinge zu sehen, um die Grenze, bis zu welcher das Gesehene noch dichterisch darstellbar ist. Für den Idealismus ist nach Oben hin der Himmel die Grenze, für den Naturalismus ist es nach Unten hin die Erde — „la Terre“. Die Literatur aber, deren Geist nach abwärts gerichtet ist, kann „Jüngste Literatur“ sein, „Junge Literatur“ ist sie nicht.

Feuilleton.

Paris.

Erinnerungen und Betrachtungen.

Von Hermann Riegel.

So oft ich auch in Paris war, niemals habe ich, weder vorher noch nachher, einen so schmerzlich erschütternden Eindruck empfangen, als im Jahre 1878, wo die große Weltausstellung mich zu längerem Aufenthalte dahin gelockt hatte. Ich hatte mich darauf gefreut, diese große glänzende Stadt mit ihrem Thun und Treiben, in ihrer schönen Lage und mit ihren prächtigen Gebäuden, mit ihren unermeßlichen Schätzen der Wissenschaft und Kunst wiederzusehen, und zwar dieses Mal in dem Feierkleide, das sie vor aller Welt angelegt hatte. Aber kaum eingetreten, starrten mich entsetzliche Erscheinungen, gleich einem Gorgonenantlitze, furchtbar und leibhaftig an. Da standen sie in gähnender und klaffender Schrecklichkeit, die Ruinen der Tuilerien, der Ehrenlegion und der anderen Bauwerke, welche die Brandstifter von 1871 zerstört hatten! Mich schauderte. Ich konnte diesen Eindruck nicht überwinden. Aller Glanz der Weltstadt wurde übertönt durch die Schatten, die aus den Ruinen gespensterhaft emporstiegen. Ich staunte über die Dreistigkeit der Franzosen, die ohne Bedenken die Menschen des ganzen Erdkreises zu friedlichem Wettstreite in ihre Hauptstadt eingeladen hatten, während noch die Denkmäler der thierischen Wuth und wilden Zügellosigkeit eines Theiles ihrer eigenen Nation in aller Gräßlichkeit dastanden. Aber sie sahen das nicht! Mit irgend einer wohlklingenden Redensart halfen sie sich über alle Verlegenheiten hinweg, und solche Redensarten hatten sie vom ersten Tage der Ausstellung an überreichlich zum Besten gegeben und gaben sie immer und stets alle Tage zum Besten. Sie gipfelten in dem Ausspruche, den ich mit eigenen Ohren aus dem Munde eines hochgestellten Mannes gehört habe: „Le peuple français c'est le plus civilisé de toute la terre.“ Ja wahrlich, wenn die Tuilerien verbrennen, das Stadthaus einäschern, den Palast der Ehrenlegion zerstören, die Vendômesäule niederwerfen — und noch dazu unter Führung eines Künstlers! —, wenn dies und vieles andere Derartige mehr Bildung heißt, dann unterschreibe ich so etwas auch.

Alle diese schrecklichen Vorgänge und Ereignisse wurden bekanntlich, besonders bei uns, den Socialisten auf die Rechnung gesetzt, doch mir hat das niemals recht einleuchten wollen. In der socialistischen Lehre liegt ja allerdings neben vielem unzweifelhaft Berechtigten und Wahren, auch so viel Verkehrtes und selbst Wahnsinniges, daß sich schon mancherlei Verirrungen und Unthaten so begreifen ließen. Indessen würden dabei doch wesentliche Umstände übersehen, welche das Urtheil bedingen und anders gestalten müssen. Denn Brennen und Morden ist nicht eine nothwendige Folge der socialistischen Lehre an und für sich.

Freilich kann man einwenden, der ganze Socialismus sei eigentlich keine Lehre, sondern vielmehr eine Macht. Denn als Lehre beruht er, soweit er Anerkennung heischt, auf nichts Anderem, als was schon in den Anfängen des Christenthums gegeben war, in fast allem Uebrigen aber auf groben Täuschungen, die jeder redlich Nachdenkende leicht erkennt. Als Macht jedoch beruht er auf dem Mangel an Nachdenken breiter Volkskreise, die von einer Anzahl gewandter Führer geleitet und irregeleitet werden. Und diese Macht ist groß, denn die Gewinnung und Leitung der Massen wird den Führern außerordentlich leicht. Sie verstehen die Menschen zu nehmen und sammeln spielend eine große Gefolgschaft hinter sich, die ihnen glaubt und nachthut, und endlich, gegebenen Falles, von Stufe zu Stufe immer schlimmere und schlimmere Unthaten begeht. Als Macht, in diesem Sinne aufgefaßt, ist der Socialismus lediglich Verbrechen und muß demnach mit allen zulässigen Mitteln verfolgt, unterdrückt und ausgetilgt werden.

Wir haben es in verschiedenen Orten Europas und Amerikas brennen und lohen gesehen. Scheußlichkeiten sind dabei verübt worden, die Jeder von sich weist und weisen muß, der nicht ein Wahnsinniger oder ein Verbrecher ist. Und wenn auch, wie ganz gewiß, unter den Führern der gesammten Bewegung sich selber Verführte oder redliche Schwärmer befunden haben, so haben die eigentlichen Leiter und Macher doch ihre wilde Freude an all' dem Brand und Blut gehabt. Sie hofften und hoffen im Umsturze des Bestehenden Nahrung für ihre Leidenschaften und Laster zu finden, und gehen mit der vollkommensten Gewissenlosigkeit über das Glück und das Dasein ihrer Mitmenschen hinweg.

Diese Menschen haben, in scharfer und schneller Erkenntniß der trügerischen Vorstellungen und Hoffnungen, welche die socialistische Lehre in unselbständigen Geistern so leicht erweckt, sich dieser Lehre bemächtigt und unter deren Banner ihre eigenen bösen Zwecke verfolgt. Ein gerechter Beurtheiler muß aber Beides trennen und die Tausende von redlichen Männern, welche das Opfer jener Verführer sind, nicht mit diesen zusammenwerfen. Die Tausende und Hunderttausende wählen zwar heute einen Socialdemokraten, weil die Führer ihnen das so vorsagen und weil sie mit dieser Wahl die Hoffnung auf irgend eine Verbesserung ihrer Lage verbinden, aber sie strömen morgen, wenn der Kriegsruf erschallt, freudig zu den Fahnen, um mit ihrem eigenen Leibe für das Vaterland einzustehen. Diese unzweifelhafte Thatsache verdient Beachtung und mahnt zu großer Vorsicht im Urtheile.

Soviel ich erkennen kann, liegt in allen diesen Erscheinungen eine sehr innige Verquickung von Unschuld und Verbrechen, von Recht und Gewissenlosigkeit, von Täuschung und Schuld, von Nothwehr und Umstürzerei, von Aberglauben und Verführung vor, und zwar unter Ausbeutung der Handhaben, welche die socialistische Lehre bietet, durch selbstsüchtige Führer und Anführer.

Alles das sagte ich mir damals, als ich in Paris eingetreten war, und ich gab vor mir selbst zu, daß auf diese Weise Mancherlei von den Greueln des Frühjahrs 1871 geschehen sein könnte. Als ich aber jene starrenden Trümmer noch einmal sah und wiederum sah und deren immer mehr und mehr erblickte und mich alles des Geschehenen immer lebendiger erinnerte, da wurde ich doch sehr bedenklich. Es ist nicht möglich, sagte ich mir, nicht möglich, daß so viele Hunderttausende, die eben noch gemeinsam Monate lang die schwersten Leiden erduldet hatten, von einer thörichten Verirrung, die doch immerhin leicht zu durchschauen war, verleitet, zu den abscheulichsten Verbrechen hingerissen werden konnten, ohne daß nur irgend ein greifbarer Zweck zu entdecken gewesen wäre. Ja, wenn die Armen über die Reichen, die unteren Schichten über die sogenannten Gebildeten in Paris selbst hergefallen wären und sich in deren Betten gelegt, das hätte doch einen gewissen Sinn gehabt, es wäre vom socialistischen Standpunkte aus nicht ohne Folgerichtigkeit gewesen. Und der Franzose liebt in solchen Dingen die Folgerichtigkeit, die Logik, wie er sagt, selbst bis zur härtesten Härte. Aber das geschah nicht. Alles stand zusammen gegen die Versailler und wüthete nach Außen und im Inneren. Courbet war ein reicher Mann und ein Künstler dazu, als er die kunstreiche

Digitized by Google

Vendômesäule umstürzen ließ. Was hatte diese scheußliche That mit den socialistischen Lehren und Irrlehren zu thun!

Wollte man aber gar meinen, daß die Horde von Verbrechern und Taugenichtsen, die als Bodensatz in jeder Weltstadt nistet, eine Schreckensherrschaft ausgeübt und die Hunderttausende nach ihrem bösen Willen gelenkt habe, so würde auch das mit den Geschehnissen sich nicht zusammenreimen lassen. Denn die Versailler waren gerade so mörderisch, vielleicht noch mörderischer wie die Pariser. Von den letzteren kamen im Kampfe mehr als 20,000 Männer um, und als die Versailler endlich nach drei Monate langem Ringen gesiegt hatten, schleppten sie an 40,000 in's Gefängniß, von denen die Kriegsgerichte — nicht die Willkür oder der blutige Janhagel — nein, die Kriegsgerichte der Republik mehr als 11,000 Menschen zu den schwersten Strafen, meist zum Tode verurtheilten. Auf der Ebene von Grenelle floß Tag für Tag das Blut der Erschossenen, und erbarmungslos brachte Frankreich diese rauchenden Opfer seiner eigenen Kinder sich selbst dar. Haben dieses gräßlich blutige Wüthen etwa auch die socialistischen Lehren verschuldet? War Adolf Thiers, der an der Spitze Frankreichs stand, etwa ein wirklicher geheimer Obersocialist? Mag noch so viel socialistische Verirrung, noch so viel nacktes Verbrecherthum mitgewirkt haben: der eigentliche und wahre Grund aller der Scheußlichkeiten hüben und drüben liegt wo anders, ganz wo anders.

Der eigentliche und wahre Grund liegt in dem Charakter der Franzosen selbst, in dem ihnen eigenen Vernichtungstriebe, der sie bisweilen ergreift und verblendet. Die „Züge nicht sowohl von Rohheit als von Wildheit", die Ranke als bezeichnend in den Sitten der Kelten hervorhebt, brechen seit Jahrhunderten in Frankreich immer noch mit der alten Gewalt hervor und richten sich bald auf dieses, bald auf jenes Ziel, immer aber zerstörend, austilgend, vernichtend. Lange geht der Franzose im Geleise der gewohnten Ordnung und der obrigkeitlichen Vorschriften, die er als „règléments" mit einer Art von heiliger Scheu achtet, dahin, bis plötzlich in einem verhängnißvollen Augenblicke seine Leidenschaft, sobald nur der richtig zündende Fleck der Seele getroffen wird, sich entflammt, alle Ordnung und Bande zerreißt und durchbricht und wild daherbraust. Die Stimme der Vernunft ist dann erstickt. Es gibt nur eine Begierde: das Ziel zu erreichen und alles Feindliche und Verhaßte zu vernichten. Dieser nationale Vernichtungstrieb tritt bisweilen mit rein elementarer Gewalt auf und wirft alles über den Haufen. Auch andere europäische Völker haben zerstört und vernichtet, aber keines wie die Franzosen, nur um den verhaßten Gegenstand vom Erdboden zu vertilgen, keines wie die Franzosen mit einem solchen die ganze Nation ergreifenden Rausche, keines wie die Franzosen mit solcher blinden Raserei gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen die eigene Vergangenheit und Ehre wüthend.

Was könnte die Geschichte nicht Alles von solchen Ausbrüchen erzählen! Bereits aus dem Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten ließen sich zahlreiche Beispiele anführen, die aber natürlich durch die Thaten der Revolution weit überflügelt werden. In der Begierde, die Zeichen und Erinnerungen des verhaßten Königthums und der verhaßten Kirche zu vernichten, ist eine Menge von Schlössern, öffentlichen und privaten Gebäuden zerstört oder verwüstet worden; über die Hälfte aller kirchlichen Gebäude in Frankreich ist damals zu Grunde gegangen. Kunstdenkmäler aller Art, die Einrichtungen von Häusern und Kirchen, Gegenstände der Wissenschaft, Bücherschätze und Urkunden wurden vernichtet; die Köpfe von Tausenden und Tausenden von Bildsäulen an und in den Kirchen wurden mit einer Art von teuflischer Wollust herabgeschlagen. In solchen Augenblicken ist den Franzosen kein Heiligthum, kein Kunstwerk, kein geschichtliches Denkmal mehr heilig. Die Nation wüthet im Rausche gegen ihre eigene Geschichte, gegen die Zeugen ihrer eigenen Größe, gegen Alles, was Bildung, Sitte, Wissenschaft, Kunst und Religion im Laufe der Jahrhunderte geschaffen, gegen alle Cultur, deren Geister und Götter lügnerischer Weise unter dem Namen der Freiheit angerufen werden.

„Ecrasez l'infâme!" Dieser Lieblingsausdruck Voltaire's ist das bezeichnende Losungswort der Franzosen in solchem Zustande. Aber sie zerstörten und vernichteten nicht bloß Kirchen und Schlösser, nicht bloß Kunstdenkmäler und Bücherschätze, nicht bloß Werke und Erzeugnisse von Menschenhand überhaupt, sie stürzten sich auch mit aller Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf einander „pour écraser les infâmes". Da ist die Kirche, deren Meßglocke die Bartholomäusnacht eingeläutet hat. Sie läutet noch heute wie damals mit demselben Ton und Klang, auf dessen Zeichen der Anfang gemacht wurde, in Frankreich selbst 30,000 Kinder Frankreichs in blutig wilder Lust hinzuschlachten. Dort steigen die Greuel der Bastille auf und dort die Schandthaten der Gefängnisse. Auf dem Eintrachtsplatze steht vor unserer Phantasie noch die Guillotine, zu der eben im höllischen Aufzuge der letzte der alten Könige geschleppt wird. Ueberall in Paris furchtbar blutig schauderhafte Erinnerungen.

Ich fahre nach dem nahen Blois, um diese altdenkwürdige Stätte französischer Geschichte zu besuchen und das herrliche Schloß, das einst Franz I. gebaut hat, zu sehen. Doch auch da steigen die bösen Gespenster auf. Da ist das Zimmer, wo Guise ermordet, wo seine Mörder ihm aufgelauert haben, wo der König auf den Ausgang des Mordes gehorcht hat. Hier der Ort, wo die furchtbare Katharina verendete. Welche Namen! Welche Erinnerungen! Schreckliches Schicksal, daß überall in Frankreich diese Blutgestalten auftauchen! Ich gehe weiter nach Amboise mit dem gewaltigen Schlosse. Da starb Leonardo, der Schutzgeist aller edleren Kunstkeime in Frankreich, wie man sagt, in den Armen des Königs Franz. Aber da tauchen auch allsogleich die Geister der Tausende von Protestanten auf, die in dem furchtbaren März des Jahres 1560 dort abgeschlachtet wurden. Da treiben noch ihre gräßlich verstümmelten Leichen die Loire hinab, hier grinsen von den Spitzen der Stangen noch ihre verzerrten Häupter graufig herab, dort schaut vergnügten Sinnes und hohnlachend das Gelichter des Guise'schen Hofes auf dies entsetzliche Schauspiel und hier schleicht einsam ein fühlender Mensch mit verhülltem Antlitz an dem blutigen Greuel vorüber. Und allenthalben, wo ich mich hinwende in Frankreich, ist es ebenso, in großen, wie in kleinen, in berühmten, wie in unberühmten Städten. Was ist da nicht alles zerstört, vernichtet, geschändet, ausgetilgt, gemordet und hingeschlachtet worden! Und ganz allein „pour écraser l'infâme".

Derselbe fürchterliche Rausch der Mordbrennerei wucherte auch im Frühling 1871 in Paris und in Versailles. Erst wurden die Tuilerien, wo die Verhaßten gewohnt hatten, zerstört, da man die Buonaparte'sche Sippschaft nicht mehr selbst an den Galgen schleifen konnte, — nur zerstört „pour écraser l'infâme". Dann wurde die Vendômesäule umgestürzt, nur um den verhaßten kleinen Mann, der oben darauf stand und der leider selbst schon lange todt war, wenigstens in effigie noch zu vernichten, — einzig und allein „pour écraser l'infâme". Und so ging das fort, so wurde es weiter getrieben, — von den Einen, wie von den Anderen, bis endlich die rauchenden Brandstätten und rauchenden Blutstätten so furchtbar gräßlich wurden, daß eine langsame Ernüchterung begann. Aber noch heute glimmt die Gluth unter der Decke scheinbarer Ordnung fort: ein einziger unseliger Augenblick kann sie wieder zur schrecklichsten Flamme anfachen, welche ein mörderisches Feuer verheerend über Frankreich ausgießt.

Diesen nationalen Vernichtungstrieb der Franzosen haben auch die Nachbarvölker Frankreichs genugsam kennen gelernt, keines mehr als wir Deutschen: Die rheinischen Lande, vor allen anderen die mit niederträchtigster Wollust grausam verwüstete Pfalz, sind die noch heute furchtbar sprechenden Zeugen hiervon. Doch auch die anderen Völker wissen davon zu erzählen, und die Italiener nannten diesen Vernichtungstrieb schon vor Jahrhunderten sehr bezeichnend die „furia francese".

Wenn man aus diesen Thatsachen gegen den einzelnen Franzosen, der mitgethan hat, vom geschichtlich-philosophischen Standpunkte aus, auch nicht eine vernichtende moralische Anklage erheben will und darf, denn Geschichtliches ist geschehen und kein moralisches Urtheil macht es ungeschehen —, so ist aus jenen Thatsachen doch eine Lehre zu ziehen, die Lehre, den Franzosen gegenüber alle Vorsicht zu gebrauchen und ihrer Natur, ihrem Charakter in diesem Betrachte niemals zu trauen. Das schließt ein freundliches Einvernehmen und Verkehren in ruhiger Zeit nicht aus, aber es bewahrt vor gefährlichen Ueberraschungen, wenn jenseits des Wasgenwaldes das Thier einmal wieder erwachen und losbrechen sollte.

So vermochte ich nicht mit Ruhe und Kühle diese frischen Ruinen in Paris anzuschauen, die noch zu rauchen schienen und um die noch die

Digitized by Google

Gespenster der Erschlagenen und Gemordeten webten. Mir bangte für die unermeßlichen und unersetzlichen Schätze der Kunst und Wissenschaft, die der Louvre, die große Bibliothek und die anderen Sammlungen bergen, und ich entsetzte mich vor dem Gedanken, daß auch sie ein Opfer dieses nationalen Vernichtungstriebes dereinst werden könnten. Daß ich nicht mit haltlosen Hirngespinnsten spielte, war mir gewiß, denn Thiers selbst hatte 1871 die falsche Nachricht, daß der Louvre vernichtet sei, geglaubt und über diese Unthat bittere Thränen geweint. So wurde mir der Anblick dieser Stätten des Greuels endlich unerträglich. Zwar mußte ich mir ja sagen, daß auch solche Ereignisse nicht das Spiel eines blinden Zufalles sein können und mußte des tiefsinnigen Dichterwortes gedenken:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen."

Es sollte also schließlich wohl auch für die schwerste Unthat ein letztes Recht in den ewigen Gesetzen liegen, welche die Geschichte ahnen läßt. Welcher Mensch aber hätte diese Gesetze erkannt! Welcher Mensch dürfte wagen, sie zur Rechtfertigung der scheußlichsten Unthaten anzurufen und anzuwenden! Das hat noch keine Philosophie erfunden. Nach menschlicher Art zu reden und zu urtheilen, bleiben es schwarze Verbrechen voller Sünde und Schande.

Und so nahm ich dieses Mal von Paris die schmerzlichsten und traurigsten Erinnerungen mit, aber ich möchte sie doch nicht missen, denn sie waren gewaltig und lehrreich, — und sie sind das für mich geblieben bis auf den heutigen Tag.

Aus der Hauptstadt.

Aus Schulte's Kunstsalon.

Ein zufälliges Zusammentreffen älterer und neuerer Bilder bei Schulte gibt Gelegenheit, einen Rückblick auf die Entwickelung unserer verhältnißmäßig jungen Landschaftsmalerei zu werfen. Das Heil ging auch hier von Düsseldorf aus. Erst Lessing gelang es, der Wiedergabe der sogenannten todten Natur, der Erdformation und der Vegetation einen gleichberechtigten Platz neben der dominirenden Menschenmalerei, der Historie und dem Genre, zu verschaffen. Als der junge Schirmer im Jahre 1826 nach Düsseldorf kam, konnte er in seinen Aufzeichnungen niederschreiben: „Eigentlich erfuhr ich erst jetzt, daß man als Künstler ebenso gut berechtigt wäre, seine Existenz in der Landschafts-, wie in der Historien- und Genremalerei zu suchen. Lessing, der als ein außergewöhnliches Talent für beides geschaffen, könne schon jetzt bloß als Landschaftsmaler einer der berühmtesten Künstler genannt werden. . . . Das war nun einerseits Alles recht gut, aber wie sollte ich es um Gotteswillen anfangen, Landschaftsmalerei zu studiren? Es existirte ja kein Lehrer dazu. Schadow sagte selbst, er verstände nichts davon. . . . Da kam mir Schadow selbst entgegen mit dem Wunsch, ich möchte ihm doch mal meine Landschaften zeigen; als ich ihm darauf meine Versuche vorlegte, gefielen ihm dieselben nicht allein recht gut, sondern er äußerte gleich auch den Wunsch, eines der Blätter gemalt zu sehen. Ich sollte es nur frisch versuchen; wenn ich stecken bliebe, würde mir Lessing's Rath schon von Nutzen sein; er müßte sich sehr irren, wenn ich nicht dermaleinst sein Ruisdael würde." Ein Ruisdael ist Schirmer nun allerdings nicht geworden, aber er kann mit Lessing den Ruhm der Vaterschaft der deutschen Landschaftsmalerei in Anspruch nehmen, ja, er hat mit dem Pinsel in der Hand die Entwickelungsphasen derselben bis in den Anfang der sechziger Jahre ehrlich mit durchgemacht. Das Kind konnte natürlich zunächst die Kennzeichen seines Ursprunges nicht verleugnen. Es kam vor Allem auf die Wiedergabe der Formen an, mit denen sich der Zeichenstift am besten abfand. Fast alle Landschaften aus dieser ersten Periode machen den Eindruck der erst nachträglich für die Farbenbehandlung zurechtgestutzten Zeichnung. Später hat sich Schirmer unter dem Einfluß eifriger Naturstudien von dieser sozusagen asketischen Betonung der bloßen Form losgemacht, wenn er auch so recht eigentlich niemals über die stilisirte Landschaft hinausgekommen ist. Das bei Schulte ausgestellte Waldinterieur vom Anfang der fünfziger Jahre steckt noch tief in der colorirten Zeichnung. Ja, es macht den Eindruck, als sei es aus einer Reihe von gezeichneten Naturstudien zusammencomponirt und im Atelier fertig gemalt. Der Baumschlag, Birke und Buche, ist in allen seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten erfaßt, jeder einzelne Stamm könnte ohne Weiteres für den Anschauungsunterricht in der Schule benutzt werden, aber es fehlt das lebendige Spiel von Licht und Schatten in den sorgsam aus einander gehaltenen Massen des Laubes, es fehlt das Weben und Flimmern der Luft. Ein in der Mitte der Lichtung stehender Hirsch — es kann übrigens auch ein Rehbock sein — zeugt dann wieder von einer Mangelhaftigkeit des Naturstudiums, die mit der Behandlung des Baumschlages in seltsamem Widerspruche steht. Und bei alledem läßt sich ein gewisser Stimmungsgehalt nicht fortleugnen, nur ist er ganz allgemein gehalten. Der Ton wird angeschlagen, aber er klingt nicht aus. Man sucht unwillkürlich nach einem Titel für das Bild und kommt nicht über den Gattungsbegriff: Waldeinsamkeit hinaus.

Aehnliches gilt von einer Landschaft von H. F. Gude, einem Schüler W. Schirmer's, von 1856. Man weiß nicht recht, wo man das Bild unterbringen soll. Das Nadelholz an der Waldlisière, die Felspartie links im Vordergrunde, die Lichtung mit dem Bauerhäuschen, das Alles ist correct, untadelhaft, aber in seiner Gesammtheit ohne charakteristische Eigenart. Ohne Felspartie könnte man an eine märkische, ohne das Nadelholz an eine Thüringer Landschaft denken. Dieselbe Vernachlässigung des Figürlichen macht sich bemerkbar. Die am Waldwege sitzende Frau, die Eichhörnchen auf den Bäumen, stehen für das verwöhnte moderne Auge auf der Stufe des colorirten Bilderbogens. Dazu kommt eine gewisse Aengstlichkeit, ein unsicheres Anlehnen an berühmte Muster. An Stelle der natürlichen Beleuchtung tritt ein erkünsteltes Gesammtcolorit, das seinen Ursprung dem mißverständlichen Studium der nachgedunkelten Niederländer verdankt.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu dieser primitiven Behandlung der Landschaft markiren zwei Bilder von E. Hildebrandt vom Jahre 1856. Sie stehen beide unter dem Einflusse Issabeys. Ihm ist die ruhende Form, die stabile Localfarbe durchaus Nebensache. Er sucht zunächst und vor Allem den phänomenalen Lichteffect, der das Ganze mit farbigem Leben, mit leuchtender Bewegung durchsättigt. Ob er das eine der beiden Pendants als Sommer-, das andere als Winterlandschaft bezeichnet, ist im Grunde genommen ganz gleichgültig. Seine Brücken, seine Kinder, seine Windmühlen, seine Hunde sind nichts als Lichtträger, Untergründe für Reflexe. Alle Umrisse lockern sich unter dem Einflusse mächtiger Lichtwellen. Sind Schirmer und Gude vorwiegend Zeichner, so ist Hildebrandt ausschließlich Maler. Ist bei jenen Alles Ruhe, so ist bei ihm Alles Bewegung. Abstraction und Dichtung sind von der Wahrheit gleich weit entfernt.

Die letztere verfolgt ohne eigene Zuthat der Düsseldorfer C. Schultze. Er ist ein trefflicher Vertreter des modernen Materialismus in der Landschaft. Ueber die geographische Lage seiner Veduten ist ein Zweifel unmöglich, aber wir haben auch nicht das Bedürfniß, uns nach dem Künstler zu erkundigen. Sein Können erschöpft sich in der treuen Wiedergabe des Gesehenen. Kommt einmal so etwas wie Stimmung in seine Landschaften, so ist er gewiß nicht Schuld daran. Das Vehikel seiner Darstellungsweise ist der auf die Zusammenstellung charakteristischer Localtöne zugespitzte Farbensinn. Um das Colorit gibt er sich nicht viel Mühe, wenn es nicht zufällig durch eine momentane, übrigens meist gleichmäßige Beleuchtung gegeben ist.

Der Realist und somit der unserer Kunstauffassung zunächst stehende Maler in der Gruppe von Künstlern, an deren Besprechung uns hier liegt, ist G. Oeder. Jedes seiner Bilder ist ein harmonisches Orchester, in dem der einzelne Naturlaut zur Geltung kommt, ohne den Zusammenklang des Ganzen zu stören. Er arbeitet mit den denkbar einfachsten Mitteln. Leicht bewegte Strichwolken ziehen über seine in zartesten Tönen gehaltene Herbstlandschaft. In dem kräftig behandelten Vordergrunde erheben sich ein paar Birken aus dunkleren Büschen, die sich an das Ufer einer von links herüberschimmernden Wasserfläche hineinziehen. Das Ganze zittert in einem silbergrauen Licht, dessen schärfster Reflex sich im Hintergrunde auf dem kaum bewegten See sammelt, während es sich nach vorne zu in allmählicher Ausbreitung abschwächt. Noch schlichter im Darstellungsmaterial ist desselben Künstlers Dünenlandschaft. Eine tiefe Furche zieht sich aus dem Hintergrunde von rechts nach links durch die erstarrte, mit spärlicher Vegetation bedeckte Sandwelle. Schwere Wolken darüber, ein bewegtes, blendend aufleuchtendes Stückchen See und niedrig dem Lande zustreifende Möven deuten den Sturm an, dessen Vorboten die Kleider einer in der Bodenfalte nach vorn zu herabsteigenden Fischerfamilie aufbauschen und flattern machen.

Die Bilder G. Oeder's sind uns deshalb so sympathisch, weil sie bei aller Treue und Wahrhaftigkeit einen Naturausschnitt geben, nicht wie ihn Jeder mit gesunden Augen, sondern wie ihn eben nur G. Oeder sieht. Der echte Künstler ist und bleibt der, der dem Darstellungsobject den unverkennbaren Stempel seines Geistes aufdrückt, ohne seiner wirklichen Erscheinungsform Abbruch zu thun. G. M.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Verlöthung von Metallen mittelst Elektricität.

Sehr geehrter Herr.

Im Anschluß an den in Nr. 21 der „Gegenwart" enthaltenen Bericht über „Die Fortschritte der Elektrotechnik während des Jahres 1887" dürfte es von Werth sein, festzustellen, daß schon vor einem Jahrhundert ein deutscher Forscher, der Göttinger Professor Georg Christoph Lichtenberg, die Möglichkeit, Metalle auf elektrischem Wege zu verlöthen, durch Versuch dargethan hat. An eine ausgedehntere praktische Anwendung dieser Erfindung konnte freilich bei dem damaligen Stande der Technik noch nicht gedacht werden. Der Genannte berichtet seinem Freunde Professor Georg Forster:

„Ich habe in diesen Tagen mit meiner Elektrisirmaschine etwas ausgerichtet, was sich bisher nur allein der Blitz vorbehalten zu haben schien, nämlich eine Federmesserklinge und eine Taschenuhrfeder, beide aus dem besten Stahle, mit einem Schlage aus meiner Batterie zusammengeschmolzen."

Das Weitere über diesen Versuch findet man in dem von Lichtenberg und Forster herausgegebenen „Göttingischen Magazin" 1782, III. Jahrg., 2. Stück, S. 306—8.

Hochachtungsvoll

Augsburg-Göggingen, 15. Juni 1888. Dr. E. Philippi.

Notizen.

Domenico Ciampoli: „Diana". — „Trecce nere". (Milano, Fratelli Treves.) — Ciampoli schildert die Abruzzen mit dem einestheils bei den neueren und neuesten, von ihrem Volksleben erzählenden Italienern (wir erinnern nur an den Sicilianer Verga!) beliebten, anderentheils den Russen — Ciampoli ist ein großer Slavophile und tüchtiger Uebersetzer aus dem Russischen — abgelauschten Pessimismus und mit einem unserer Natur widerstrebenden, sehr ausgesprochenen Realismus. Selbst in Italien sind dem Verfasser allzu stark aufgetragene Farben vorgeworfen worden und der deutsche Geschmack wird dieser Ansicht gewiß manchmal beipflichten. Dennoch müssen wir die schöpferische Kraft bewundern, welche uns Gestalten, Gegenden und Situationen mit einer plastischen Deutlichkeit und einer dramatischen Lebendigkeit vor Augen zaubert, die eines Meisters eigen sind. Erfunden sind seine Erzählungen mit packender, wenn auch manchmal grausenerregender Originalität. Aus seinem Stil weht es uns wie ein Hauch kräftigen Bergwindes, sprudelt uns gleichsam ein schäumendes Gebirgsgewässer entgegen. Sociale Mißstände aufzudecken, hat sich Ciampoli scheinbar zur besonderen Aufgabe gemacht. Er verweilt gern bei dem nicht immer segenbringenden Einfluß der sog. höheren Stände auf die Bauern, andererseits entrollt er in greller Beleuchtung das Bild einer vernachlässigten und entsittlichten Landbevölkerung, die im neuen einigen Italien einer gründlichen Reform entgegenharrt. Das Bestreben, letztere durch seine Schilderungen für seine engere Heimath zu erwirken, sowie des Verfassers kernige Kraft lassen uns über manches weniger Schöne in seinen Schriften hinwegsehen. — Die Heldin des zweiten Romanes, ein urwüchsiges Kind der Berge, ist mit Geschick dem selbstsüchtigen, grundverderbten Stadtkinde Tito gegenübergestellt. Dieser, von Diana heißgeliebt, freit zugleich sie und ihre reiche Freundin Concettina. Mit Hilfe der Intriguen eines listigen Schurken führt er endlich das mit Glücksgütern gesegnete Mädchen heim, während Diana ihrem Leben durch Ertränken ein Ende macht. Die in dieser Erzählung unterlaufenden Beschreibungen eigenthümlicher Sitten und Gebräuche in den Abruzzen erhöhen das Interesse am Ganzen. Aus den kürzeren Novellen möchten wir besonders zwei hervorheben: „Trecce nere" und die Geschichte von „Biscione" dem Schlangenzähmer. Diese scheinen uns die ganze Eigenart des Dichters mit allen seinen Vorzügen und allen seinen Mängeln am getreuesten wiederzuspiegeln. m. n.

Das einsame Haus. Nach den Tagebüchern des Herrn Professor Dölnitz. Roman von Adolf Streckfuß. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der Berliner Professor Dölnitz reist nach Krain, um botanische Studien zu machen, nimmt in Luttach seinen Aufenthalt, entdeckt in den ersten Tagen einen Mord und trägt dann ohne Absicht auf das Beste zur Entdeckung des Mörders bei, als welcher sich der Ortsrichter herausstellt. Also der Haupttheil des mit behaglicher Breite geschriebenen Buches ist ein Criminalroman, dessen Ausgang der Leser allerdings schon sehr zeitig erkennt. Mithinein spielt auch der Liebesroman der Tochter des Ermordeten, auch ein wenig von der deutschfeindlichen Agitation der Slovenen. Das Buch liest sich wie Alles aus Streckfuß Feder recht nett, ohne auf höhere Bedeutung Anspruch erheben zu dürfen. g.

Domänenpolitik und Grundeigenthumsvertheilung, vornehmlich in Preußen. Von H. Rimpler. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Die Frage der sog. inneren Colonisation, der Schaffung eines grundbesitzenden ländlichen Arbeiterstandes in den östlichen Provinzen Preußens, gehört zu den brennenden Tagesfragen. Die Rimpler'sche Schrift ist daher sehr zeitgemäß. Sie leidet zwar an einigen Inconsequenzen. Der Verfasser pflichtet z. B. an einer Stelle Roscher und Borggreve bei, welche den Hauptnachdruck auf den Eisenbahn- und Forstbesitz des Staates legen; während er an einer anderen Stelle dem preußischen Staate neue Ankäufe von Feldgütern empfiehlt. Trotz solchen untergeordneten Mängeln ist das reichhaltige und geschmackvoll geschriebene Rimpler'sche Werk für Fachmänner wie für das gebildete Publikum überhaupt von großem Interesse. Treffend sind namentlich die Ausführungen des sachkundigen Verfassers über die von Reactionären und Socialisten mit Unrecht geleugnete Concurrenz- und Lebensfähigkeit des grundbesitzenden Bauernstandes, dieser Grundfeste des Staates. k. w.

Regina vitae. Von Hermine von Preuschen. (Berlin, F. & P. Lehmann.) — Ihrem vielbesprochenen Sensationsbilde „Mors imperator" stellt die treffliche Malerin diese lyrische Sammlung von der Königin des Lebens, womit selbstredend die Liebe gemeint ist, an die Seite. Das Büchlein ist Storm gewidmet, dessen Einfluß sich auch deutlich da und dort zeigt. Viel Leidenschaft flackert in diesen Sängen auf, viel glühendes Leben und hinreißender Schwung. Die Stimmung ist meist düster und tragisch. Die Verfasserin scheint manches Schwere durchgemacht zu haben, denn wir suchen in diesen Versen umsonst nach künstlerischer Abklärung, harmonischer Stimmung. Alles ist Sturm und Drang, doch quillt der Naturlaut selten schroff heraus, sondern liebt eine gewisse akademische Drapirung und den Vollklang des Wohllautes. Der etwas monoton dunklen Färbung wegen, welche die Malerin farbenbunter Stillleben kaum wieder erkennen läßt, ist die elegant ausgestattete Schrift auch nicht in Einem Zuge genießbar, aber in trüben Stunden wird man gerne das eine oder andere Lied lesen und sich an den verwandten Accorden erfreuen. Hermine v. Preuschen scheint als Dichterin wahr und eine tief innerliche Natur, doch wird sie sich in Zukunft vor allzu exaltirten Gefühlsausdrücken zu hüten haben. Die Form ist rein, voll Musik. Besonders gefiel uns „Venezia", „Memento mori" und einzelne Nummern in dem Cyclus „Fiammetta".

Bekenntnisse eines Opiumessers. Von Thomas de Quincey. (Stuttgart, Robert Lutz.) — Wunderbarer Weise ist diese in England und Amerika vielverbreitete und hochberühmte Schrift des 1859 verstorbenen Polyhistors und Kritikers unseren sonst so findigen Uebersetzern bisher entgangen. Die vorliegende, bis auf die unbeholfen wiedergegebenen Verse recht gelungene Verdeutschung von L. Ottmann ist gewandt und liest sich ziemlich flüssig; auch die einen Lebensabriß des Verfassers bietende Einleitung enthält alles zur Orientirung Nothwendige. Die Schrift schildert mit Freimuth die Kämpfe des gefeierten Autors wieder den Dämon des Opiums, dem er bis zu seinem im Alter von 74 Jahren erfolgten Tode verfallen blieb, wenn er auch viel mäßiger in dem schauerlich verlockenden Genusse wurde, als in jungen Jahren. Uebrigens sind die Freuden des Opiumessers mit verlockenderen Farben gemalt, als seine Leiden. Quincey ist zu sehr Gelehrter, Moralphilosoph, Kritiker und nicht genug Schilderer, Dichter, um seinen Gestalten und Scenen Relief zu geben, doch ist sein Büchlein bei aller Redseligkeit fesselnd, lehrreich und wohl auch von abschreckendem Einfluß. Das Wichtigste ist der Fingerzeig: „Ist man einmal dem Opium verfallen, so suche man seine gewohnte Dosis auf das niedrigste Maß herabzumindern und bei diesem unter beständiger Regulirung, verbunden mit regelmäßiger Bewegung im Freien, zu verharren."

Eduard Hanslick hat eine neue Sammlung „Kritiken und Schilderungen" unter dem Titel „Musikalisches Skizzenbuch" erscheinen lassen (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur). Ein Werk vom Verfasser der Schrift „Vom Musikalisch-Schönen", die so viele neue und maßgebende Anschauungen in die Musikästhetik gebracht hat, des Buches „Die moderne Oper", das immer ein sicherer Führer bleiben wird, bedarf eigentlich keiner Empfehlung; es mußte vorausgesetzt werden, daß die Ankündigung genügt, die Musikfreunde zur Anschaffung anzuregen. Aber in unserer überhastigen, gedächtnißlosen Zeit, in der schon der gestrige Tag oft wie ein Jahr entfernt liegt, und der Blick dem „Morgen" starr zugewendet ist, mag es immerhin nothwendig erscheinen, selbst auch ein Werk von Hanslick zu empfehlen. Wir wollen hier darauf hinweisen, daß in dem Buche nicht nur neue und ältere Opern aller Art gründlich und geistreich beurtheilt werden und daß Hanslick auch von Sängern und Sängerinnen in der ihm eigenthümlichen Weise spricht, die Gelehrsamkeit und glänzenden Stil vereinigt, sondern daß in den „Theater- und Musikbriefen aus London" vom Jahre 1886 die dortigen Zustände zum ersten Male von einem gründlichen Kenner, dem alle Kreise und Quellen offen standen, geschildert werden. Schon dieser eine Abschnitt verdient die Aufmerksamkeit aller Musikfreunde; und somit sei das Buch bestens empfohlen.

Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Inserate.

Hannov.-Altenbek. Eisenbahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdebahn zum Salzbade und Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Eisenbahnreform

von

Eduard Engel.

Groß 8°. 4 *M.*

Ein **revolutionirendes Werk** von unberechenbarer praktischer Tragweite. Eine vernichtende Kritik des bisherigen Eisenbahn-Tarifwesens und der Vorschlag eines **völlig neuen Personentarifs.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kaufmann, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** 1. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Fellner, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Wassermann, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Das Preussische Staatsrecht

auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts

dargestellt von

Dr. Herm. Schulze.

Erster Band. Zweite Auflage.

XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. *M* 12; fein geb. *M* 13.50.

(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Verlag von Gustav Fock in Leipzig.

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker**, Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — *M* 2. 40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

Brosch. *M* 6.—, eleg. geb. *M* 7.—

Erste bis fünfte Auflage.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Cacao-Vero,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis: per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose

850 300 150 75 Pfennige.

Hartwig & Vogel

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

Verlag von **August Hirschwald** in Berlin.

Soeben ist erschienen:

Zimmer-Gymnastik.

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **B. Fromm.**

Zweite Auflage.

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren.

1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M.* — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M.* — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M.* — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M.* — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bde., Paris 1859, Hlbfrz. 10 *M.* — **Molière,** Oeuvres, ill. par Boucher, Par. 1749, 4 vols. maroquin, ferner **Loiseleur,** Points obscurs de la vie de Molière. Par. 1877; **Dumesnil,** La famille de Molière. Par. 1879, und **Lacour,** Le Tartuffe par ordre de Louis XIV. Zusamm. 50 *M.* — **Wolfgang Menzel,** Gesch. d. deutsch. Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M.* — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M.* — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M.* — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M.* — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M.* — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M.* — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 *M.* — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M.* — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M.* — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 *M.*

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Flandern und Brabant.

Episches und lyrisches von **Pol de Mont,** übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Flemmich.** Preis eleg. broch. *M* 2.50, eleg. geb. *M* 3.50.

Aus den Tagen der Hansa.

Drei Novellen von **Wilhelm Jensen.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. *M* 12.—, eleg. geb. *M* 15.—

Ein Skizzenbuch von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Facsimile des Verfassers *M* 5.—, eleg. geb. *M* 6.—

Freiburg i. B. **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118097

b89012118097a

Digitized by Google

89012118097

b89012118097a